

11 91
X8

Die Wage.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Guido Weiß.

Jahrgang 1878.

Berlin, 1878.
Selbstverlag, Michaelskirchplatz 13, SO.
Druck von H. S. Hermann.

Inhalts-Verzeichniß.

Nr. 34 dieses Jahrganges ist confiscirt.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin [illegible] Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 4. Januar 1878. Nr. 1.

Eine Weihnachtsbescheerung.

Als England nach langer Selbstvergessenheit endlich unruhig über die Ziele der russischen Invasion in Europa und Asien wurde; als es in der raschen Ablehnung der von der Pforte angeregten Mediation die Wiederholung des Berliner Memorandum auf der Stufe der Gewalt erkennen mußte; als die Königin Viktoria persönlich in Thätigkeit trat und den „Juden" d'Israeli zu Hughenden-Castle besuchte; als dieser den Ministerrath eiligst zu London versammelte; als dann das Parlament um drei Wochen früher zusammen berufen ward: da gewahrte die „Nordd. Allg. Ztg." mit Kennerblick die „Fortsetzung des Krieges, wie nach dem Falle von Metz und Sedan", und nannte das „die schönste Weihnachtsbescheerung."

Fürwahr, die sonstigen Bescheerungen vom Ende des Jahres 1877 sind bereits schön genug und es will fast scheinen als ob das Christkind diesmal seinen Besuch gänzlich unterlassen und dafür dem gestrengen St. Nikolaus erlaubt habe, die Menschheit noch weiter im nordischen Pelze zu ängstigen und ihr taube Nüsse hinzuwerfen. Diesen Maßstab des „Schönen" einmal als richtig hingenommen, so ist allerdings die Fortsetzung des Schauderkriegs die allerschönste Weihnachtsbescheerung. Denn wenn die Gräuel und Grausamkeiten so fortgehen, oder sich gar durch Gewohnheit steigern, so werden wir durch den Kampf für „Christenthum und Humanität" bald in die roheste Barbarei, in die vollendetste Abstumpfung aller Gefühle, bis an die Gränze des Anthropophagenthums zurückversetzt werden.

Damit aber nicht wir Uebrigen allein eine „schöne Weihnachtsbescheerung" erhalten und die „Nordd. Allg. Ztg." etwa leer ausgehe, hat „Daily News" der Collegin an der Spree einen eignen Teller gesetzt, auf welchen denn auch der Heilige vom 6. December sein ganzes Füllhorn ausgeschüttet hat. Hr. Archibald Forbes, der große Russenfreund, erzählt die Vorgänge nach der Capitulation von Plewna in folgender Weise: Tausende von Kranken und Verwundeten waren nach dem Auszuge Osman Paschas in der Stadt zurückgeblieben. Die Hospitalwärter hatten sich dem durchbrechenden Heere angeschlossen. Der Tag vor der Schlacht und die darauf folgende Nacht vergingen, ohne daß die aufs Schmerzenslager Hingestreckten Speise und Trank erhielten, ohne

daß Jemand für ihre Wunden gesorgt hätte. „Am folgenden Morgen drangen die Russen ein und verbrachten einen vollen Tag des Jubels. Die hülflosen Gefangenen streckten ihre bis auf die Knochen zusammengeschrumpften Hände vergebens zum Himmel, um ein Stückchen Brod, um einen Trunk Wasser flehend. Nicht Freund, nicht Feind kam ihren Jammer zu lindern und ihnen die Krume zu reichen, die sie vom entsetzlichsten Tode gerettet hätte. Sie starben zu Hunderten dahin. Als der Morgen des dritten Tages anbrach, erdrückten die Todten die Lebenden in den schmutzigen ärmlichen Räumen, wo die Verwundeten vor Nässe und Kälte geschützt werden sollten, während sie in der That in der pestilenzialischen Giftluft des Siechthums verkamen.“ In etwa 50 solcher Pesträume ereigneten sich die entsetzlichsten Auftritte, welche die Einbildungskraft sich vorstellen mag. Am dritten Tage begannen die Russen die Lebenden von den Todten zu trennen und den erstern Nahrung zu bieten. „Ein Herz von Stein hätte beim Anblick der eingesunkenen, starren Augen der nahezu verhungerten Schmerzensgestalten erweicht werden müssen. Manches Haupt sank bei dem Versuche, Speise oder Trank zu sich zu nehmen, plötzlich in Todesblässe zurück. Dem Sterbenden entriß der Lebende in verzweiflungsvoller Gier den krampfhaft gepackten Bissen. Andere kämpften um ein Stücklein Brod wie Wahnsinnige unter einander.“ Zur Wegschaffung der Aermsten hatten die Russen drei offene Ochsenwagen bestellt, dazu 50 Soldaten, um die Leichname aus den Häusern auf die Wagen zu schaffen. Nach zwei Tagen wurden Bulgaren dazu beordert. Diese schleppten Todte und noch Lebende an den Beinen die Treppe herunter, wobei die Köpfe der Leichname und Verwundeten an die Stufen anschlugen. So warf man die Leichname und die noch Lebenswarmen durcheinander auf die Wagen und — begrub sie zusammen! „Er lebt ja noch!“ — „Der Teufel hol' ihn, morgen stirbt er doch. Hinein mit ihm!“ Und so denn hinunter ins grausige Grab.“ — Ueber tausend „todte“ Türken sah der Berichterstatter so begraben, ehe er seine erste Depesche aufgab; hernach wurden täglich aus den Spitälern etwa hundert abgeliefert. In den Straßen krochen Verwundete, die der Schlächterei der „Leichenbestattung“ entronnen waren, umher und starben im Koth! „Plewna ist ein großes Schlachthaus, das an Scheußlichkeiten Alles übertrifft, was nur ersonnen werden mag.

Das ist fürwahr ein „Dante'scher Griffel“ und eine „Callot'sche Nadel“, die solche Bilder darstellen, und Hrn. Forbes sei all' seine Russenfreundlichkeit dreimal verziehen, da er das Magis amica veritas so redlich ausübt. Schaudernd gratuliren wir zu diesem Weihnachtsalbum.

Wo sind denn die 70,000 Rationen geblieben, die das russische Hauptquartier lange zuvor für die vermeintliche Anzahl der Plewnakämpfer beschafft hatte? Wo blieben die Anstalten, die man einer solchen Heldenschaar, ihren Verwundeten und Kranken, ja den Gefangenen aus der eigenen Armee schuldig war, so lange der Begriff der Menschlichkeit nicht mit Stumpf und Stiel aus Büchern und Herzen gerissen ist? Oder artete die Freude ob des noch bis zuletzt zweifelhaften Siegs über eine hungernde Armee nothwendig in Kannibalismus aus? ... Den Bulgaren dieses Todtengräberamt zu übertragen, wo doch der Soldat allein dem Soldaten die letzte Ehre zu erzeigen verpflichtet und berufen ist! ... Doch

rollen wir den Vorhang nicht wieder auf; wir haben das Schrecklichste gesehen, was Menschenauge erblicken kann. Und das nennt sich „Christen", das wagt den Namen der „Humanität" in den Mund zu nehmen! Und — o Gräuel aller Gräuel! — dieser Befreiungskampf soll **fortgesetzt** werden, das ist die „schönste Weihnachtsbescheerung"!

Unterthäniges.

Unter den deutschen Buchhändlern macht sich seit einiger Zeit ein seltsamer Ehrgeiz bemerklich: sie werden in ihren Geschäftsanzeigen schriftstellerisch. Früher begnügten sie sich, verlegten sie ein neues Buch, einfach und gedrängt dessen Inhalt anzugeben und die Verbesserungen hervorzuheben, durch die es sich von ähnlichen Werken unterscheiden sollte. War irgend ein namhafter Mann des Faches schon in der Lage gewesen, von dem Werke Kenntniß zu nehmen, so druckte man dessen günstiges Urtheil wohl ebenfalls ab, indem man sich hinter die Autorität seines Namens stellte: heute treten die Herren Verleger bisweilen selber als diese Autoritäten auf und da giebt es denn gar curiose Urtheile zu hören. Herr Velhagen-Klasing giebt in seinen „Liebhabereinbänden" vom Goethe'schen Faust den ersten Theil gesondert heraus, wodurch das Bändchen „für den schwächlichen Geschmack der Gegenwart handlicher und niedlicher geworden ist". Zum Glück las ich diesen Uriasbrief bei Zeiten, ich hätte das hübsche Ding schier einem jungen „Schwächling" zu Weihnachten geschenkt. Herr Elwin Staude verunehrte den deutschen Büchermarkt jüngst mit einem Opus, in dem die brutalste Spekulation mit der echtesten moral insanity sich um den Staupenschlag oder das Irrenhaus, das Napoleon einst dem Marquis de Sade zuerkannte, stritten. Und mit folgendem Paukenschlage führte der Herr Verleger sein Werk ein: „Ja, ich muß gestehen, daß ich das Manuskript beim erstmaligen Lesen, in Scham erglüht, mit Entsetzen aus der Hand gelegt habe. Bei längerem Nachdenken aber verlieren die auf dem Wege logischer Schlußfolgerung erlangten Resultate mehr und mehr an ihrer Fremdartigkeit und Ungeheuerlichkeit und man wird geneigt sein, dem größeren Theil der neuen Anschauungen des Verfassers im Principe wenigstens beizustimmen." — Und drittens (was übrigens kein Klimax sein soll) empfiehlt Herr Emil Strauß ein kleines bei ihm soeben erschienenes Schriftchen mit der Versicherung, „daß sich die ganze Meute der demokratischen Presse mit Geheul gegen diesen kecken Angriff auf ihre vielgepriesene staatliche Herrlichkeit wenden wird." Eine Meute, lieber Herr Strauß — und das muß in einem Lande mit beschränktem Jagdrecht jeder gute Unterthan wissen — ist eine viel zu gut und streng organisirte Gesellschaft, als daß sie ein Kaninchen für einen Hasen, geschweige denn gar für einen Simsonischen Brandfuchs halten könnte. Die Meute hat denn auch bis jetzt noch nicht den erwünschten „Laut gegeben" und auch wir wollen mit einem kurzen Blaff bei dem unbefleckten Opferthiere vorbeitrotten.

Das Büchlein führt den molossischen Titel: „Republik oder Monarchie? Schweiz oder Deutschland?", ein Thema das dann auf 97,

von Herrn Strauß recht splendid gesetzten Seiten bis ins Einzelne abgewandelt wird. Verfasser ist Herr Theobald Ziegler, ein Württemberger, Philolog seines Zeichens, der fünf Jahre in der Schweiz gelebt hat — notabene: „weder als Verbannter noch als Flüchtling", was freilich wohl dasselbe sein möchte — und nun in Baden-Baden sich aufhält. Ueber den Zweck der Arbeit aber spricht sich das Vorwort in löblichem Selbstbewußtsein also aus: . . . „Sollte es bei einem Deutschen recht arg damit (mit der politischen Schwärmerei des Radikalismus) geworden sein, so schicke man ihn nur ein, zwei Jahre in die Schweiz: wenn ihm überhaupt noch zu helfen ist, so wird er dort geheilt. Diese etwas umständliche Heilmethode abzukürzen und zu vereinfachen, dem einen und anderen den Weg in die Republik zu ersparen, dem Radikalismus ein auf Erfahrung beruhendes Bild seiner Ideale vorzuhalten und die republikanischen Infallibilisten zwar nicht zu bekehren, aber ihnen wenigstens zu zeigen, daß wir uns auch vor dem Dogma nicht kritiklos beugen, ist der Zweck dieses Büchleins, das darum mehr nur ein Beitrag zur Beantwortung der an die Spitze gestellten Frage, als eine erschöpfende Lösung derselben sein soll." Das ist der kurzweilige Zweck, von dem im Vorwort gesprochen wird, ein langweiligerer, von dem das Buch selbst an ungezählten Stellen Kunde giebt, ist eine verbissene Anfeindung, im Allgemeinen wie im Einzelnen, der Frankfurter Zeitung, die Herrn Ziegler ein ganz gebrannt Herzeleid angethan haben muß, das er aber leider voll Edelmuth dem Leser verbirgt.

Die Einleitung behandelt nun, auf bescheidenes Bedürfniß rechnend, die Gründe, die den Deutschen im Allgemeinen günstig für die republikanische Staatsform stimmen. Er treibt deren drei auf, stößt aber wunderlicherweise auf den obenauf liegenden nicht, auf die Erfahrungen nämlich, die der Deutsche etwa mit der Monarchie gemacht haben möchte. Daher kommt es wohl auch, daß der Verf. bei der weiteren Behandlung seiner Doppelfrage deren Hintersatz ganz aus den Augen läßt und nur gegen die Republik, d. h. gegen die Schweiz plaidirt, als ergäbe sichs von selbst, daß, wenn es ihm gelungen wäre, der Schweiz, d. h. ihm also: der Republik überhaupt, Schattenseiten nachzuweisen, diese damit ganz naturnothwendig zu Sonnenbreiten für die Monarchie, d. h. ihm: für Deutschland, würden. Das ist die logische Unterlage des Ganzen und auf sie traut sich allerdings, und mit Recht, auch der leichtfüßigste — Kritiker nicht hinaus.

Und von dieser Voraussetzung her kritisirt Hr. Ziegler nun die Einzelzustände der Schweiz, wie er sie nach eigner Erfahrung aufgefaßt. Den Nationalitätenpatriotismus auf 12, die Freiheitsfragen auf 10, die Schule auf 10, die gesellschaftliche Bildung auf 6, den Beamtenstand auf 5½, die Justiz auf 4½, das Militair auf 6, die schweizerische Neutralität auf 4, das Steuerwesen auf 5, die politische Organisation endlich auf 11 Seiten. Daß das großentheils selbst für ein Feuilleton nicht ausreichend gewesen sein mag, liegt auf der Hand.

Sollen wir einen allgemeinen Zug darin aufzeigen, so gedenken wir des Buches, das einst der Auditeur Nicolay über Italien schrieb. Was Colosseum, was Dogenpalast, was Michel Angelo und Raphael: alle Nächte hatten ihn die Flöhe gebissen und alle Morgen der Wirth ihn um einige Soldi betrogen. Gleichgearteten Sinnes sieht

sich Hr. Ziegler das Land, das ihm der Gastfreundschaft Brot geboten, an; gleichgearteten Sinnes würde er — das bezweifeln wir nicht — eine sachverständige Kritik des Wilhelm Tell leisten, an der auch der selige Schartenmayer seine helle Freude haben könnte.

Aber besser, der Leser selbst urtheile und unparteiisch wählen wir das Kapitel, in welchem die eigene Erfahrung des Verf. sich am besten bewähren konnte, das von der Schule. Da sagt er:

„Von einem allgemeinen schweizerischen Schulwesen kann nun allerdings nicht gesprochen werden, denn trotz der Verfassungsrevision von 1874 mit ihrem Schulartikel*) ist zu einer Uniformirung oder gar Centralisirung des Schulwesens noch nicht einmal ein Anfang gemacht, und selbst von gemeinsamen leitenden Gesichtspunkten und Grundsätze kann trotz gewisser Ansätze meines Erachtens kaum gesprochen werden. Das verhindert der Partikularismus der einzelnen Kantone und der hier natürlich ganz besonders sich fühlbar machende große Gegensatz der Sprachen. Aber eben hier kann und darf ich mich um so mehr auf den mir genauer bekannten Kanton Zürich beschränken, da derselbe gerade im Schulwesen für den am weitesten fortgeschrittenen, für den pädagogischen Musterkanton gilt. Vergessen werden wir dabei freilich nicht dürfen, daß das Schulwesen der übrigen Kantone durchaus nicht überall auf derselben Höhe steht wie das zürcherische, und andererseits haben wir doch das Recht, aus dem Stand der zürcherischen Schule auf den Höhegrad des schweizerischen Schulwesens überhaupt zu schließen.

Im Kanton Zürich gliedert sich in Uebereinstimmung mit einer Reihe anderer Kantone das Schulwesen in der Weise, daß sich an die obligatorische Volks- oder Primarschule, welche bis zum zurückgelegten zwölften Lebensjahr alle Kinder ohne Ausnahme zu besuchen haben, anschließen: 1. Die Ergänzungsschule für solche, die keine höhere Bildung irgend welcher Art suchen — drei Jahreskurse mit acht vormittägigen Unterrichtsstunden per Woche; 2. die Sekundarschule, ebenfalls drei Jahreskurse; 3. die Industrieschule, die sich an die Sekundarschule anlehnt und auf das eidgenössische Polytechnikum vorbereitet, mit $2^1/_2$ Jahresabtheilungen, und 4. das Gymnasium — sowohl humanistisches als Realgymnasium — mit $6^1/_2$ Klassen, von dem die Schüler an die (zürcherische) Hochschule übergehen. Noch ist das zürcherische Technikum in Winterthur zu erwähnen.

Die Volksschule des Kantons Zürich gilt bekanntlich für besonders weit vorangeschritten; und es ist wahr, manches davon ist zu loben. Noch ist der gute Geist des Württembergers Th. Scherr in derselben nicht ausgestorben, noch sind ihre Leistungen im Ganzen befriedigend. Vor allem äußerlich ist durch schöne, helle, luftige Schulhäuser, durch die

*) § 27 der Bundesverfassung heißt: „Der Bund ist befugt, außer der bestehenden polytechnischen Schule eine Universität und andere höhere Unterrichtsanstalten zu errichten oder solche Anstalten zu unterstützen. Die Kantone sorgen für genügenden Primarunterricht, welcher ausschließlich unter staatlicher Leitung stehen soll. Derselbe ist obligatorisch und in den öffentlichen Schulen unentgeltlich. Die öffentlichen Schulen sollen von den Angehörigen aller Bekenntnisse ohne Beeinträchtigung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit besucht werden können. Gegen Kantone, welche diesen Verpflichtungen nicht nachkommen, wird der Bund die nöthigen Verfügungen treffen". Wie man sieht, eher ein Schutzparagraph gegen kirchliche Uebergriffe, (fügt Hr. Z. hinzu) als ein Schulartikel.



Sorge für eine gute Dotirung der Lehrstellen, die sich Staat und Gemeinden gleich sehr am Herzen gelegen sein lassen, und vor allem durch die völlige Unentgeltlichkeit des Unterrichts das Interesse des Kantons für seine Schule recht sichtbar dokumentirt. Mancher deutsche Staat, hoffentlich auch der preußische in seinem neuen Unterrichtsgesetz, ganz besonders aber manche größere und kleinere Gemeinde dürften sich hieran ein Muster nehmen. Allein andererseits leidet die Volksschule des Kantons Zürich an wesentlichen Mängeln, die größtentheils zurückzuführen sein dürften auf die mangel- und fehlerhafte Lehrerbildung. Im Seminar zu Küsnacht werden die jungen Leute in einer Weise mit Stoff übersättigt, daß die Folge auf der einen Seite ein wüstes Chaos des schlimmsten Halbwissens, eine der Hauptursachen der socialdemokratischen Bewegung, die gerade unter der zürcherischen Lehrerwelt viele Anhänger zählt, auf der andern ein ungemessener Dünkel ist. Der „pädagogische Beobachter", das allerdings im Dienst der socialdemokratischen Interessen gegründete Organ der zürcherischen Schulmeister, zeichnet sich durch seinen dürftigen Inhalt, seinen ungebildeten Ton, seinen Mangel an Verständniß für wirklich pädagogische Fragen, vor allem aber durch einen geradezu wahnsinnigen Hoch- und Uebermuth wohl vor allen pädagogischen Blättern der Welt aus, aber nicht zur Ehre für die Lehrerschaft des Kantons Zürich.

Aus dieser Erziehung und dem durch sie gepflanzten Geist folgt dann für die Schule zweierlei: einmal wollen schon die Primarlehrer Hochschullehrer sein und das Vielerlei, das ihnen im Seminar vorgesetzt wurde und das sie nicht bewältigen und verdauen konnten, in der Schule anbringen; daher die vielfach so unpädagogische Art des Unterrichts nach Stoff und Form. Fürs zweite aber ist den jüngeren Lehrern die Schule mit ihren niederen und doch wieder so hohen Anforderungen zu gering und zu beschwerlich zugleich, als daß sie sonderlichen Werth auf ihren Beruf legten, sonderliche Freude daran hätten. So schlendern sie im kläglichsten Mechanismus dahin und suchen entweder neben der Schule eine namentlich politische Rolle zu spielen oder derselben bald möglichst ganz den Rücken zu kehren. Das sind die Gründe, warum in der zürcherischen Volksschule weit weniger geleistet wird, als nach den materiellen Vorbedingungen geleistet werden könnte.

Ganz werthlos ist die an die Volksschule sich anschließende Ergänzungsschule. In den acht Wochenstunden, in denen sich die bereits irgendwie ihr Brod verdienenden 13—15 jährigen Knaben und Mädchen nur höchst ungern in der Schule einfinden, kann nach der eigenen Angabe der zürcherischen Volksschullehrer schlechterdings nichts geleistet werden. Eine Aenderung dieser Einrichtung, die an die Stelle dieser trostlosen Kraft- und Zeit- und Geldverschwendung nach dem Muster einer Reihe von monarchischen Staaten eine Verlängerung der Alltagsschule um ein oder zwei Jahre setzen würde, scheitert, so oft sie auch schon versucht worden ist, an der Souveränität des Volkes, das das unmittelbar Nützliche jeder Zeit dem Vernünftigen vorzieht.

Ganz ähnlich wie mit der Primarschule verhält es sich mit der Sekundarschule. Es ist ja gewiß im höchsten Grad der Anerkennung werth, daß in dem kleinen Kanton von beiläufig 300000 Einwohnern etwa 80 derartige höhere Volksschulen bestehen, und es zeugt dies wie-

derum von dem guten Willen ebenso des Staates wie der Gemeinden, das Schulwesen und durch dasselbe die Volksbildung zu heben und zu fördern. Aber hier noch weit mehr als dort ist zu beklagen, daß so wenig geleistet wird. Die Lehrer an diesen Schulen sind die besseren Schüler des Küsnachter Seminars, welche nachher noch 1½ Jahre am Polytechnikum (Lehramtsschule) in Zürich studiren, in dieser Zeit allerhand Mögliches und Unmögliches hören und dann, wenn die Begabung nicht eine wirkliche hohe ist, mit einem Kopf, in dem es wild und wirr genug aussieht, ins Schulleben eintreten. Auch hier herrscht in Folge davon derselbe mechanische Schlendrian, der dadurch nicht besser wird, daß fremde Sprachen und ein weiter gehender mathematischer Unterricht zu den gewöhnlichen Fächern hinzukommen. Im Durchschnitt können die 16 bis 17jährigen Schüler, wenn sie diese Schule verlassen, kaum einen gebildeten Satz formuliren, ja oft nicht einmal orthographisch richtig schreiben, und mit den mathematisch-naturwissenschaftlichen Leistungen der Sekundarschulen hat es ohnedies nicht allzuviel auf sich. Worin meines Erachtens der Hauptwerth dieser Schulen bestehen könnte und sollte, das wäre eine gewisse Akkommodation derselben an die örtlichen Bedürfnisse der einzelnen Gemeinden. Statt dessen aber herrscht hier, wie im übrigen Volksschulwesen eine starke kantonale Uniformirung und Centralisation, die zusammenhängt mit dem bureaukratischen Geist der zürcherischen Erziehungsbehörden überhaupt.

In der Industrieschule werden Angesichts der mangelhaften Vorbereitung und der kurzen Zeit von nur 2½ Jahren die Anforderungen in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern zu hoch gestellt, und daher muß zu rasch und zu weit vorgegangen werden, so daß die Schüler dem Vorgetragenen vielfach nicht folgen oder dasselbe doch nicht recht verdauen können. Noch mehr freilich krankt das Technikum an dieser Misère der Sekundarschulen und überdies an der Sucht der leitenden Persönlichkeiten, Polytechnikum zu spielen.

Diejenigen welche zum Studium an die Universität übergehen wollen, erhalten den Vorunterricht auf dem Gymnasium. In dieses treten aber auch sie erst nach zurückgelegtem zwölftem Lebensjahr, d. h. nach vollständig durchlaufener Primarschule ein. Hier liegt nun gleich an der Schwelle der allerverhängnißvollste Fehler des zürcherischen Mittelschulwesens. Entsprungen ist derselbe dem Gedanken, daß alle Kinder ohne Ausnahme bis zu ihrem zwölften Lebensjahr auf der Schulbank sitzen sollen,, damit sie lernen, sich republikanisch-gleich zu fühlen. An diesem Dogma hängen selbst vernünftige Zürcher mit einer Hartnäckigkeit, die einer besseren Sache würdig wäre; und gegen diesen Grundfehler predigt man völlig tauben Ohren, da hier der republikanische Glauben, so intolerant wie nur einer, ins Spiel kommt. Und doch sollte die einfache Ueberlegung, daß der republikanische Geist unmöglich an die Dosis von sechs Jahren Volksschule gebunden sein könne, und die Erfahrung, daß die Unterschiede, allerdings nicht der Bildung, wohl aber die des Geldes trotzdem kaum irgendwo schroffer sich ans Licht wagen als in der Republik, die Lächerlichkeit dieses Vorurtheils längst ad oculos demonstrirt haben. Zugleich liegt aber in dieser absolut gleichen Behandlung aller eine Verkennung der natürlichen Verschiedenheit der Menschen, von denen sich die einen schneller, die andern lang-

samer entwickeln, und überdies führt diese republikanische Gleichheitstheorie zu der härtesten Beschränkung der individuellen Freiheit. Denn dieser Zwang zu sechs Jahren Primarschule ist gerade für die aufgeweckteren Köpfe ein Zwang zur Sklaverei, zur Frohnarbeit. Die Folge davon aber ist zunächst äußerlich die unersetzliche Verkürzung des Gymnasialunterrichts um mehrere Jahre. Freilich treten die zwölfjährigen Knaben etwas gereifter in die unterste Klasse des Gymnasiums ein, wodurch einiges, aber natürlich bei weitem nicht alles eingebracht wird. Und dafür sind sie für gewisse mechanische und doch unentbehrliche Arbeiten faktisch zu alt, kommen auch in Folge der oben geschilderten Zustände der Primarschule — um mich so auszudrücken, geistig verbummelt an das Gymnasium herüber und zwar gerade die besten am meisten. Trotzdem aber soll in 6½ Jahren im zürcherischen Gymnasium dasselbe geleistet werden, wie in Deutschland in 9 und 10 Jahren, ja theilweise noch etwas mehr: denn der Kanton Zürich huldigt auch am humanistischen Gymnasium dem Realismus; und französisch soll der Schweizer ohnedies lernen und kennen.

Unmittelbar ergiebt sich daraus eine Ueberanstrengung der Schüler in allen Klassen, eine Ueberbürdung mit Stunden, die in den oberen Klassen, wo der praktische Schweizer um möglichst wenig Geld möglichst viel zu lernen wünscht, wahrhaft ungeheuerlich wird. So stopfen die Schüler alles Mögliche in sich hinein, lernen fleißig, aber meist recht mechanisch und verlieren unter der freudlosen, genußleeren Arbeit jenen Schwung, der unsere deutschen Gymnasiasten zwar zu mancher Unart verführt, von der die schweizerischen Jungen nichts wissen, der aber zugleich die Quelle des Idealismus ist, welcher den Schweizern gänzlich fehlt und der doch der Stern und die Blüthe des Gymnasialunterrichtes sein soll.

Banausisch wird gelernt, banausisch vielfach auch gelehrt. Denn bei dem Mangel an Lehrkräften ist die Schweiz meist genöthigt, solche zu nehmen, wo sie sie findet, und wären es selbst Polen. Bei dieser oft recht bunten Zusammensetzung der Lehrerkollegien thäte ein strammes Direktorium, so wenig dies an und für sich mein Ideal ist, dringend Noth. Aber das verbietet wiederum das republikanische Dogma. Das Homerische: εἷς κοίρανος ἔστω ist verpönt, der Direktor soll nur primus inter pares sein. Doch über dem Direktor steht ja der Schulrath. — Der Schulrath: difficile est satiram non scribere; diene er uns zugleich als Muster einer schweizerischen Behörde überhaupt.

Derselbe ist in Winterthur, wo er mir näher bekannt ist, vom souveränen Volk gewählt und selbstverständlich gewählt lediglich nach politischen Rücksichten. Bildung ist kein Erforderniß; das Würfelspiel der Urne, in erster Linie das Kommandowort der Parteidiktatoren entscheidet. Ich habe nun zwei Schulrathsphasen erlebt, von denen ich die erste als die theologische, die zweite als die socialdemokratische bezeichnen kann. Der erste Schulrath, noch in konservativen Tagen gewählt, hatte an der Spitze zwei freisinnige Pastoren. Ich stehe nun nicht an, diese theologische Aera des Schulraths, so schlecht sie war, als die goldene zu bezeichnen. Die beiden Präsidenten verstanden doch noch etwas Latein, etwas Griechisch, und schon um der Kirche willen lag ihnen die Schule mehr oder weniger am Herzen. Allein obgleich freisinnige Geistliche,

waren sie noch durchaus befangen in dem alten Vorurtheil ihres Standes, daß die Schule ein Anhängsel der Kirche, der Schulmeister also, sei er nun akademisch gebildet oder nicht — den Unterschied verstanden sie so wenig als das Volk, — ihr gehorsamer Diener sei. Freisinnig allerdings mußte er sein, und daher waren sie z. B. einem orthodoxen Pfarrer, der einen Theil des Religionsunterrichts am Gymnasium ertheilte, kleinlich auffäßig, ja selbst orthodoxen Schülern. Ich habe an anderer Stelle erzählt, wie sie beim Abiturientenexamen die genügende Note eines Schülers im Hebräischen dem Urtheil des betreffenden Lehrers entgegen durch den Schulrath kassiren ließen, der natürlich vom Hebräischen nicht ein Jota verstand, lediglich weil der Schüler Pietist war und als solcher Theologie studiren wollte.

Doch das souveräne Volk in Winterthur wurde socialdemokratisch gegängelt, und: keine Pfarrer mehr! war die Losung bei der nächsten Wahl. An die Spitze des Schulraths trat nun der Führer der Socialdemokraten, und damit Parität herrsche, wurde gleich auch ein Volksschullehrer in den Schulrath des Gymnasiums gewählt. In den ersten Wochen besuchten die Leute ab und zu einmal als Visitatoren die Stunden, und einer betheuerte treuherzig, als er einer Stunde philosophischer Propädeutik angewohnt hatte, davon habe er noch nie etwas gehört. Am Abiturientenexamen ging's nun überaus lustig zu: durchgefallen wurde nicht mehr. Denn bald war der Vater ein „urchiger" Demokrat, bald die Mutter eine arme Wittwe, bald der Candidat schon alt, und immer kam der Vertreter des Volks und sagte, man dürfe dem jungen Menschen den Weg nicht verschließen und rief den das Ansehen der Schule und den Standpunkt des Gesetzes vertretenden Lehrern höhnisch zu, sie haben nicht Vorsehung zu spielen im Kanton Zürich. Sachliche Gründe aber vernahm man keine; höchstens klang es hie und da einmal durch, es sei ja nur Lateinisch oder Griechisch, worin der Betreffende nichts kenne; und ohne das konnte man allerdings, wie figura zeigte, sogar Schulrath werden. Ueberdies geben klassische Studien eine ganz unsocialdemokratische Ungleichheit. Daß Thucydides kein Demokrat und Plato kein Republikaner war, das wußten sie glücklicher Weise nicht; sonst hätten sie dieselben ebenso verboten wie ein deutsches Lesebuch, das deutsch-patriotische Gedichte von Arndt, Körner u. a. enthielt.

Hatten die Geistlichen den Gymnasiallehrer um der Kirche willen auf das Niveau der Volksschullehrer herabzudrücken versucht, so thaten es die Socialdemokraten im Interesse der allgemeinen Gleichheit. Zu dieser unwürdigen und abhängigen Stellung der Lehrerschaft, die z. B. nicht einmal das Recht hat, Schüler von einer Klasse in die andere zu promoviren (nach welchen Prinzipien hiebei der Schulrath verfährt, kann man sich denken), trägt auch der banausische Zahlungsmodus nach Wochenstunden bei. So ist natürlich die Grenzlinie zwischen Ueberhäufung mit Stunden und erträglichem Einkommen auf der einen, schlechter Besoldung und Zeit zu Privatarbeit auf der andern Seite überaus schwer zu finden. Es ist ja ohnedies bekannt, wie geneigt die Schweizer zu übermäßiger Ausnützung ihrer Lehrkräfte sind. Es hängt das zusammen mit der durchschnittlichen Geringschätzung höherer klassischer Bildung überhaupt, wie sie sich so recht deutlich in der Aeußerung eines Schulraths ausspricht, der meinte, die Gymnasiallehrer seien ja

nun nächstens so gut gestellt wie die Kommis auf der Bank, und diese haben doch längere Arbeitszeit als jene.

Weil nun aber auch die Schulräthe der zweiten Aera etwas vom Stand der Schule wissen wollten, selbst aber lediglich nichts davon verstanden, so mußten sie die Beurtheilung der Leistungen im Ganzen wie im Einzelnen doch wiederum dem Direktor überlassen. So kam es, daß derselbe ein das gewöhnliche Maß weit übersteigendes Beaufsichtigungsrecht bekam oder bekommen konnte, das, weil es nicht in seiner Competenz lag, leicht einen minder loyalen Mann zum Mißbrauch desselben verführen könnte. So ist selbst hier im Kleinen, auf dem Gebiete der Schule, die Consequenz der socialdemokratischen Doktrin — es ist das überaus bezeichnend — die absolute Monarchie des Dirigenten, der Imperialismus, oder wenn der Dirigent nicht Cäsar, sondern Pompejus ist, so tritt an die Stelle der Zucht und Ordnung jene Anarchie, die dem Guten schrecklich, dem Schlechten recht behaglich ist." — Damit sei abgebrochen und nun stelle der kundige Leser sich die Zustände in Deutschland daneben!

Wir wollen Hrn. Ziegler gewiß nicht übel, denn er ist offenbar noch jung, wird noch manches lernen und kann — wenn wir seine Art richtig schätzen — nachdem er auch sein Lustrum wieder in Deutschland verlebt hat und wenn er nicht etwa durch die Entwicklung seiner äußeren Verhältnisse daran gehindert wird, dann leicht seine zweite Brochüre unter umgekehrtem Titel und Sinn schreiben. Bis dahin sei ihm freundlichst Ade gewedelt.

Aus den Tagen der Staatsrettung.

Unsre beste Revue, Rodenberg's „Deutsche Rundschau", veröffentlicht von Zeit zu Zeit Bruchstücke aus den Aufzeichnungen, welche der General H. v. Brandt hinterlassen. Die Darstellungen und Urtheile sind da meist vom Eindrucke des Tages getragen und eingegeben, die Auffassung steht selten über ihrem Gegenstande und wo die Person des Verfassers selbst ins Spiel kommt, wird sie gewöhnlich auch zur Hauptperson. Dennoch haben die Aufzeichnungen ihren Werth und ihre Veröffentlichung ist dankenswerth. Denn die Zeit, von der sie handeln, das Jahr 1848, rückt allmälig doch so in den Hintergrund, daß sie historischer Behandlung zugänglich wird und doch fehlt es für diese noch gar sehr des Quellenmaterials, das in dem gedruckten Wust jener Tage am wenigsten zu finden ist. Dazu kommt, daß die damalige Stellung des Verfassers für die Beobachtung der Dinge besonders geeignet war, sie brachte ihn den Vorgängen bei Hofe und in den Ministerien nahe, ohne ihm selber eine verantwortliche Thätigkeit aufzudrängen. Leider hat er diese Gunst nicht gehörig benutzt, er hat sich vielmehr eine Activität geschaffen, die für den Leser von sehr geringem Werth ist und den Verfasser selbst nicht illustrirt. Wenn er z. B. erzählt, daß er in Stehely's Conditorei in den Tagen der größten Aufregung ein paar Leute beobachtet habe, welche über einen Barricadirungsplan von Berlin öffentlich discutirt hätten, der ihm auch sehr sachgemäß vorgekommen sei, und wenn er dem sein Bedauern hinzufügt, daß er von dem Geschäftsführer der Conditorei

nichts Näheres über die Persönlichkeit dieser Leute erfahren konnte — so ist es ein Curiosum, dergleichen von einem preußischen Offizier zu hören, und wenn er in seinem Berichte über die Adelsdebatte in der Nationalversammlung jeden demokratischen Redner mit sehr gepfefferten Personalien aus der Skandalchronik verbrämt, so hätte der Herausgeber besser daran gethan, dies zweifelhafte Gewürz aus der Schüssel zu entfernen. Dieser Neigung, Verhältnisse zu untersuchen, welche persönlich wie politisch betrachtet doch nur subalterner Natur waren, entspricht bei Hrn. v. Brandt leider nur im geringen Grade der Eifer, auch über die Dinge, die neben und über ihm vorgingen und die seinem Auge und Ohr erreichbar waren, seine Notizen zu machen. So wird wiederholt recht scharf und derb von der Camarilla, der Hofpartei, der Partei der Junker gesprochen, ohne daß er nach dieser Seite hin eine Kraft und Sorgfalt der Detailmalerei richtete, wie er sie dem Straßenbummler nicht versagt. Dennoch ist die Gabe dankbar hinzunehmen, wäre es selbst nur in der Hoffnung, daß einer und der andere der noch Ueberlebenden sich dadurch angeregt fühlen sollte, berichtigend und ergänzend auch mit seinen Erinnerungen vorzutreten.

Der jetzt veröffentlichte Abschnitt behandelt die letzten Tage des Oktobers mit ihren stürmischen Verfassungsdebatten über Adels- und Ordenswesen, mit der tiefen Errregung des Volkes über den blutigen Sieg der Reaktion in Oesterreich. Hr. v. Brandt ist dem Ministerpräsidenten Hrn. v. Pfuel attachirt und wendet seine Aufmerksamkeit also besonders den parlamentarischen Vorgängen zu, die sich im Schauspielhause, dem letzten Versammlungsorte der Nationalversammlung, abspielten. Ueber seinen Chef ist er der Ansicht, daß ihm „die Zucht des Gedankens fehlte und daß er zwar reich an Originalität und Ideen, aber ohne Arbeitskraft und Thatkraft“ war. Und dies Urtheil belegt er nun mit Bekanntem und Unbekanntem.

Von der Sitzung, in welcher die Anträge auf Schutz der in Wien gefährdeten Volksfreiheit behandelt wurden, erzählt er: Das „Amendement Rodbertus (nach welchem die preußische Regierung bei der Centralgewalt die betreffenden Schutzmaßregeln anregen sollte) ward mit 261 gegen 52 Stimmen angenommen. In der Minorität befanden sich bei der Abstimmung die ehemaligen Minister von Auerswald und Kühlwetter, in der Majorität aber die Herren Gierke, Milde, Rodbertus und — der Ministerpräsident von Pfuel. Als ich das Ja desselben hörte, eilte ich auf ihn zu und sagte: Excellenz, Sie haben sich wol versehen und mit Nein stimmen wollen? worauf ich die Antwort erhielt: Ein kleines Ja oder Nein ist bei dieser Majorität gleich unschuldig!“ — Ist hier das Gedächtniß des Hrn. v. Brandt getreu gewesen, so läßt allerdings ein solcher Constitutionalismus nichts zu wünschen übrig.

Dieselbe Sitzung ist es übrigens, welche später zum Beweise dienen mußte, daß die Nationalversammlung nicht mehr frei in Berlin tagen könne. Für die kleinen Vorerscheinungen hatte Hr. v. Brandt ein sehr scharfes Auge gehabt, das uns freilich nicht als das des Staatsmannes, nicht einmal als das des Heerführers gelten will. „Man sah in den Straßen eine Menge gut bewaffneter Leute, die keineswegs zur Bürgerwehr gehörten; eine Anzahl jener finstern Gestalten, die man lange nicht gesehn, wurde wieder sichtbar, die Gruppirungen auf den Plätzen häufiger,

die Bemerkungen gegen bekannte Persönlichkeiten der Rechten lauter und flagranter; die fliegenden Buchhändler auf den Straßen boten unter der Hand aufregende Producte der Demokratenliteratur aus; es tauchten Kerle, die mit kleinen Guillotinen die Straßen durchzogen, hier und dort auf, und Gruppen Neugieriger hörten deren Vorträge schweigend aber doch aufmerksam zu. Doch kam es auch vor, daß Leute, vor deren Häusern sich diese Charlatans aufstellten, die Thüren verschlossen oder sie höhnend von dannen wiesen. Ich habe an einem Tage zwei solcher Guillotinen-Modellisten gesehen. Sie nahmen ihren Weg nach dem Gensdarmenmarkt, der damals überhaupt einen confluxus canaillorum bildete. Am 30. gegen Abend traf ich mehrere mit Stutzen bewaffnete Leute, die Bahren, auf welchen man Todte oder Verwundete wegzuschaffen pflegt, begleiteten. Ich fragte einen solchen Kerl, wohin er die Bahre brächte und wozu sie bestimmt sei. „Ich bringe sie nach dem Schauspielhause", antwortete er, „wozu sie dienen soll, kann sich wol Jeder beantworten, der fünf Sinne hat", und schielte mich dann mit einem Blicke an, der jedenfalls sagen sollte: „Warte nur einige Augenblicke, so soll sich das Räthsel lösen!" — Ja, diese schielen Blicke! Hr. Bassermann hat sie bekanntlich damals ebenfalls auf die Berliner Bewegung geworfen und Hr. Piersig sie dann sogar in ein ganzes System von „Enthüllungen" gebracht. Daß man auf Seiten der Ordnungspartei derartige Darstellungen gern sah, vielleicht selbst provocirte, das ist leicht verständlich; daß man aber im Ernste an sie glaubte, daß man durch sie sein politisches Urtheil bestimmen ließ und wahrscheinlich auch das Urtheil andrer, und maßgebender Leute dadurch bestimmte: dafür liegt uns in obigen Zeilen der erste wuchtige Beweis vor.

Nun im Schauspielhause der Abend selbst! Hr. v. Brandt, der übrigens in Civil gewesen sein muß, da er von seinem Regenschirm spricht, erzählt: „Nachdem sich das Gerücht verbreitet, man habe im Atrium einen Boten des auswärtigen Ministeriums, der Depeschen an die Minister gebracht, aufgegriffen und aufgehängt, machte ich eine Runde durch das Haus, um mich von dem Zustande der Dinge selbst zu überzeugen. Ich fand auf den Gängen überall Bürgerwehr aufgestellt, im Innern gingen Menschen mit Lichtern und Fackeln umher; das Ganze hatte zwar das Ansehen einer entschiedenen Unordnung, aber es schien noch nicht danach angethan, als hätte die Versammlung etwas zu befürchten. Man hatte allerdings einen Boten des auswärtigen Amts aufgegriffen, ihn mit Erhängen bedroht, ihm die Depeschen abgenommen, ihn aber nach einigen Mißhandlungen wieder entlassen. Wie ich später hörte, sollten die Depeschen Nachrichten über das siegreiche Vorschreiten der österreichischen Armee vor Wien enthalten haben, was einen niederschlagenden Eindruck auf Diejenigen gemacht, die die Depeschen entsiegelt hätten." — Wenn Hr. v. Brandt den Schauplatz dieser angeblichen Thatsache hinaus unter die Volksmassen des Marktes verlegt hätte, so müßte man die Glaubwürdigkeit der Erzählung dahingestellt sein lassen; da er aber das Atrium des Hauses dabei nennt, so wird doch aus der Episode ein eigenthümliches Bedenken gegen den Erzähler selbst laut. Er ist der Ablatus des Ministeriums, dem jene Depeschen von Rechts wegen zugedacht waren, er hat also die Pflicht und das Recht, die Gewaltthat, die an den Depeschen verübt worden, zur Strafe zu ziehen; er selbst be-

merkt ausdrücklich, daß der im Hause Commandirende, der Bürgerwehr-Oberst Rimpler „mit seinem Stabe ruhig auf der Tribüne" des Sitzungssaales sich aufgehalten habe: warum sagt er uns so gar kein Wort darüber, daß er diesen von der Unbill unterrichtet und zum Einschreiten aufgefordert habe?

„Was aber den Zustand gefährdete" — fährt er characteristisch fort — „war die Unvorsichtigkeit, mit der man mit dem Feuer umging. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, daß man Fackeln an den Coulissen abschneuzte; überall ging man mit Licht herum, und daß alle Welt Cigarren rauchte, versteht sich von selbst. Es bedurfte nur eines unglücklichen Zufalls und das Haus hätte in lichten Flammen gestanden. Auf dem Platze vermehrte sich indessen der Tumult. Viele Kerle nahten sich mit den Fackeln dem Hause und drohten es anzustecken, andere schwangen die Stöcke empor und begleiteten ihre Pantomimen mit entsprechenden Redensarten. Selbst ihre Führer schienen alle Autorität über sie verloren zu haben, denn ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie eine unheimliche Gestalt, die mit Behrend sprach, diesem einige Drohworte zurief und mit der brennenden Fackel auf dessen Gesicht stieß."

In so stimmungsvoller Weise leitet sich die Katastrophe ein, der unser Berichterstatter nun alle Kunst der Darstellung zuwendet. Die Sitzung ist um 10½ Abends geschlossen und obwohl berichtet worden, daß das Haus von Volksmassen belagert sei, leert sich doch allmälig der Saal. „In dieser Zeit kam Herr Jung auf mich zu. „Herr General," redete er mich an, „ich höre, daß eine Passage frei wird, mein Haus ist ganz in der Nähe, wollen Sie die Herren Minister nicht bewegen, eine Zuflucht bei mir zu suchen, und wollen Sie sie nicht begleiten?" „Nein, Herr Jung," antwortete ich ihm, „es scheint hier Gefahr im Verzuge (sic!) und ebendeswegen müssen die Minister des Königs auf ihrem Platze bleiben; was mich betrifft, so bin ich Soldat und muß jede Aufforderung, mich einer Gefahr zu entziehen, als eine Beleidigung betrachten." Herr Jung zog sich etwas desappointirt zurück. Ich theilte den Ministern meine Antwort mit, welche damit einverstanden waren. Als ich bald darauf versuchte, Nachricht über den Stand der Dinge einzuziehen, erfuhr ich, daß eine Thür nach der Charlottenstraße offen und durch ein Spalier der Bürgerwehr dort ein Ausgang ermöglicht sei. Ich wollte eben in den Saal zurückgehen und den Herren Ministern Anzeige machen, als mir die Minister Dönhoff und Kisker entgegenkamen und mich auf meine Mittheilung aufforderten mit herauszukommen. Ich schlug dies jedoch ab, weil ich den Ministerpräsidenten erst abholen wollte. Aber ehe ich durch die Masse Herauseilender durchdringen konnte, verging eine geraume Zeit und als ich in den Saal zurückkam, fand ich den Ministerpräsidenten nicht mehr dort. Ich fragte überall nach ihm, aber Niemand wußte mir Auskunft zu geben. Nachdem ich lange gerufen nnd gefragt, sagte mir Jemand, ich glaube es war Jacoby, Herr General v. Pfuel sei bereits vor einiger Zeit mit mehreren Herren hinausgegangen. Mir war die Sache höchst unangenehm, ich betrachtete es als eine Art Verpflichtung, ihn, ich möchte sagen, richtig wieder abzuliefern. Aber der General war nun einmal fort. Es kam nur darauf an, mich ebenfalls zurückzuziehn. Vor dem Hause selbst war es nicht mehr so tobend wie

vor einer Stunde, sei es, daß die Losung zu größerem Skandal nicht erfolgt war, wie ich es vermuthete, sei es, daß der Regen die Alliirten des Aufruhrs, die Gaffer und Zuschauer von der Straße vertrieben hatte. Aber es waren noch immer Leute genug da, welche die bösesten Absichten zu haben schienen. Nach mehreren Abgeordneten, die vor mir gingen, stieß man mit Stöcken durch das Spalier, das die Bürgerwehr bildete. Mir schlug ein Kerl mit einem dicken Knüppel derart auf den Regenschirm, daß derselbe mir fast aus der Hand fiel, was eine große Heiterkeit verursachte. Einem Andern, der aber, wenn ich nicht irre, von der Linken war, ward unter großem Jubel ein tüchtiger Stoß, dem dann von der anderen Seite her, über den Bürgerwehrmann weg, ein Hieb mit einem gedrehten Stricke folgte, zu Theil, gewürzt mit einer Redensart, die ich nicht wiederholen mag. Mit der Entfernung vom Schauspielhause verloren sich jedoch Skandal und Insulten. Die Leute wichen überall zurück und an der Ecke der Taubenstraße war das Volk sogar scheu. Ich benutzte die erste Lücke um in die Taubenstraße zu gelangen, gewann von hier die Mauerstraße und ging über den Wilhelmsplatz nach dem Kriegsministerium. Es regnete stark, mein etwas geknickter Regenschirm ließ das Wasser durch und ich war ganz durchnäßt. Meine erste Frage im Kriegsministerium war nach dem Minister, da ich hörte, er sei noch nicht da, eilte ich in meine Wohnung, wechselte die Kleider und begab mich nach dem Schauspielhause zurück, um Nachrichten vom Ministerpräsidenten einzuziehen. Aber hier hatte sich die Menge ziemlich verlaufen und es befanden sich daselbst nur noch einzelne Gruppen. Mehrere Bataillone Bürgerwehr waren auf dem Platze vertheilt. Ich trat hier und da hinzu, mischte mich unter die Leute, horchte auf Alles, was gesprochen ward, aber nirgends hörte ich von einem Unglücksfalle, der irgend Jemand zugestoßen sei. Nur über die lächerlichen Figuren einzelner Abgeordneten hörte man hier einzelne Witzeleien, während dort über die niedrige Feigheit der Führer lebhaft gescholten und dabei mir unbekannte Namen genannt wurden, ob absichtlich entstellte oder mir wirklich unbekannte, lasse ich dahingestellt — des Generals von Pfuel ward nirgends gedacht. Verunglückt, dachte ich mir, kann er also nicht sein und eilte über den Wilhelmsplatz wieder nach dem Ministerium. Auf dem Wilhelmsplatze trat gerade ein Bataillon Bürgerwehr auseinander, Beweis genug, daß man weiter nichts zu befürchten schien. General von Pfuel aber war auch jetzt im Kriegsministerium noch nicht angekommen. Ich erfuhr jedoch, daß der General von Jänichen noch wach sei. Ich ging also zu ihm und theilte ihm mit, daß ich General v. Pfuel verloren und daß ich ihn trotz aller Mühe nirgends gefunden habe. „Trösten Sie sich, lieber Brandt," entgegnete mir General von Jänichen mit seiner gewöhnlichen Ruhe, „der Herr Ministerpräsident ist wohlauf und trinkt bei Madame Jung Thee. Sein Adjutant hat mir so eben Anzeige hiervon gemacht." Ich war wie versteinert und würde dieser Mittheilung keinen Glauben geschenkt haben, wenn sie nicht einen ganz amtlichen Charakter getragen hätte. Nach einer kurzen Mittheilung über die Abendsitzung begab ich mich nach Hause. Es war 12 Uhr, ich fieberte stark und schlief erst spät, oder vielmehr früh morgens ein. — Des andern Morgens um 9 Uhr war ich beim Minister. „Excellenz haben mich gestern nicht erwartet," redete ich ihn an, „wie Sie es versprochen, das hat mir eine böse Nacht gemacht. Ich

bin wie ein Rasender herumgelaufen," fügte ich hinzu, „und habe Sie gesucht." „Ich bin zu Herrn Jung gerathen," sagte der General hierauf ganz gelassen, „dessen Frau ich von früherer Zeit her sehr gut kenne, und habe bei ihr Thee getrunken. Ich habe da die ganze Geschichte aus dem Fenster mit angesehen. Es war ein infamer Skandal. Ich bin denn doch der Meinung, daß man der Sache entschieden ein Ende macht."

Soweit die tragikomische Geschichte von der Tasse Thee, welche einem Ministerium das Leben kostete und die eine Ironie des Zufalls zur Revanche gestaltete für jene andere verunglückte Tasse Thee desselben Sommers, bei welcher ein bekannter Berliner Demagog für reactionäre Umtriebe gewonnen werden sollte. Wir meinen die Zusammenkunft des Hrn. Held mit Hrn. v. Katte, dem Leiter des Preußenvereins und die Physiognomie der Dinge, wie sie Hr. v. Brandt da eben geschildert hat, drängt uns an diese Erinnerung. Der erste Versuch, zur Straßenbewegung eine Fühlung zu erlangen, die im Laufe der Zeit zur Leitung werden könnte, mag ja gescheitert sein, aber ob er nicht bei anderer Gelegenheit, bei andern Personen geglückt ist, das tritt nach der Schilderung, die uns oben entrollt worden, doch in Erwägung. Denn Hr. v. Brandt schildert die Vorgänge nicht, wie sie waren, sondern wie man sie damals brauchen konnte und haben wollte, aber man merkt die Absicht. Er klagt, daß die Namen der Führer, die er da gehört, ihm unbekannt gewesen oder entstellt worden seien und doch hat er kein Bedenken dagegen, kurz vorher Jul. Berends als einen dieser Führer zu nennen; indem er die Linke anschuldigt, diesen Auftritten nicht fremd gewesen zu sein, constatirt er doch auch mit Behagen, daß die tumultuarische Bewegung auch diese Mitglieder der Linken nicht respectirt habe. Das hat nicht viel Sinn, paßt aber vollständig in das Spiel jener Tage, das darauf hinauslief, die Volksvertretung selbst bei einstimmigsten Beschlüssen als nicht mehr ihrer selbst mächtig darzustellen.

Ob nun Hr. Jung damals wirklich den nicht ganz weisen Ausdruck gebraucht, den Ministern eine „Zuflucht" bei sich anzubieten, das sei dahingestellt, auch in der Antwort des Hrn. v. Brandt wird man etwas weniger vom spanischen Ritter wünschen können. Ebenso kommt es dem Leser wohl nicht so genau darauf an, wieviel Ziehen oder Sinken bei jener berühmten Einladung schließlich obgewaltet habe, Hr. v. Pfuel selber, wie unser Historiograph später noch erwähnt, hat die Sache so dargestellt, er sei, als er gehört, die Thüren seien geöffnet, mit vielen Andern hinausgegangen, plötzlich hätte ihn das Drängen der Menge nach dem gegenüberstehenden Hause geworfen, wo er auf die Treppe zu stehen gekommen und gegen die Thür gepreßt worden sei. Hier hätte ihn Jung gefunden und ersucht, doch lieber einzutreten und bis zum Verlaufen der Menge zu verweilen, er werde in Jungs Frau eine frühere Bekannte finden; hierauf sei General von Pfuel eingetreten und habe einige Stunden in dem Hause zugebracht. „Uebrigens", soll er hinzugefügt haben, „hatte ich meine Entlassung bereits in der Tasche, ich war ein Privatmann und hatte aufgehört ein Spielball in den Händen der Camarilla zu sein, die mich gern à coups d'épingles umgebracht hätte."

Ein folgender Abschnitt dieser Aufzeichnungen soll nun die Tage des Ministeriums Brandenburg, den Einmarsch der Truppen unter Wrangel schildern — wir sehen dem mit einiger Neugier entgegen. Der Schluß des jetzt Vorliegenden beschäftigt sich nur noch mit einigen den Abgang Pfuel's begleitenden Umständen. Es wird Hrn. v. Unruh vielleicht nicht ganz angenehm sein, daran erinnert zu werden, wie rathlos und zerfahren sich schon damals der Präsident der Nationalversammlung auch den Hofleuten gegenüber ausgesprochen, noch weniger aber wird es ihm opportun erscheinen, daß Hr. v. Brandt ein so gutes Gedächtniß für eine Conversation im Vorzimmer Pfuel's gehabt hat, in welcher Hr. v. Unruh es als das Beste erklärte, „der König resignirte und trete die Krone dem Sohne des Prinzen von Preußen ab."

Einen in der That sehr charakteristischen Zwischenfall erwähnt Hr. v. Brandt hierbei noch, damals nur als Gerücht, das sich jedoch später verlässig bestätigt habe. Hr. v. Bonin (beiläufig bemerkt, die einzige der damaligen politischen Persönlichkeiten, die sich einer unbedingten Anerkennung von Seiten des Hrn. v. Brandt erfreut) soll dafür bestimmt gewesen sein, als Ministerpräsident der Nachfolger Pfuel's zu werden. Das sei sogar so weit gediehen gewesen, daß die Cabinetsordre dafür bereits, von Eichmann contrasignirt, dem Könige vorgelegen habe. „Graf Brandenburg habe nur die Mission gehabt, das Ministerium zu bilden, ohne daran selbst theilzunehmen. Wie dem nun auch sei, jedenfalls befand sich Bonin im Vorzimmer des Königs, und es war mit ihm Alles verabredet. Da kommt der Prinz von Preußen aus des Königs Gemach und sagt: „Nun, ich gratulire, der König ist im Begriff, die Cabinetsordre zu unterzeichnen. Sie sind Ministerpräsident!" Zugleich umarmte er Bonin und fügte noch einige freundliche Worte hinzu. Dieser wartet und wartet. Da öffnet sich nach etwa einer Stunde die Thür des königlichen Gemachs und Graf Brandenburg tritt heraus. Er theilt, gewissermaßen sich entschuldigend, Bonin die Nachricht mit, daß der König ihn (Brandenburg) ganz gegen seinen Willen zum Ministerpräsidenten ernannt habe. Der König habe lange, sehr lange geschwankt, habe gebetet, sich von Gott Erleuchtung erbeten, und da sei ihm die Offenbarung geworden, daß nur ein Brandenburg den Staat retten könne. Bonin bleibt ganz ohne Bescheid und kommt nach Berlin zurück. Des andern Tages ward ihm das Finanzministerium angeboten, welches er ausschlug. Der König ließ ihm sagen, er gebe ihm vier Wochen Zeit sich zu besinnen, und nach vier Wochen ward ihm jene Stelle nochmals angetragen. Bonin aber blieb bei seinem Entschlusse. Verhält sich dies in der That derart, so wäre es die Junkerpartei gewesen, welche Bonin verfolgt und ihm geschadet hat. Sie hatte darauf gerechnet, er werde als Minister ebenso mit ihnen gehn, wie auf dem Vereinigten Landtage. Seine Führung der Geschäfte in seinem Oberpräsidio aber seit März, der Umstand, daß er für indirecte Wahlen ohne Census, für zwei Kammern, gegen Einführung eines Standesunterschiedes in der ersten Kammer gesprochen, war ihm nicht vergessen worden." So lautet Brandt's rationalistische Erklärung der „Erleuchtung" und „Offenbarung".

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 11. Januar 1878. Nr. 2.

Goethe's Naturbetrachtung.

Aus den reichen Löper'schen Sammlungen ist vor Kurzem eine kostbare Handschrift Goethe's veröffentlicht worden, nichts geringeres als der Entwurf zu einem Kosmos, den er zu schreiben im Sinne hatte. Es ist nur ein Bruchstück, das in der geologischen Disposition abbricht, während nach Umfang und Neigung seiner Studien es wahrscheinlich ist, daß Goethe auch die lebende Natur in den Kreis seiner Darstellung habe ziehen wollen; aber auch dieser Torso ist von höchstem Interesse, selbst aus seinen kleinsten Zügen bricht die Goethe'sche Natur hervor. Am bezeichnendsten dafür scheinen uns die am Rande der Handschrift nur mit Bleistift hingeworfenen Worte: „Genuß, Empfinden, Wissen, Erkennen, Wissensch. anschauen. Wiederkehrender Genuß." Das ist genau die Folge der Bewegungen in Seele und Geist, wie sie der Goethe-schen Naturbetrachtung eigen ist. Wir wählen die Bezeichnung als Betrachtung mit Bedacht, denn er selbst legte dem Worte höheren Sinn bei, indem er anderer Stelle (Ausg. l. H. 52 XII.), die aber als Parallele zu den oben angeführten Worten gelten mag, bemerkt: „Ich betrachtete diese Gegend lange und im Einzelnen, um mir das Andenken daran voll zu bewahren; jedes Ansehn geht über in ein Betrachten, jedes Betrachten in ein Sinnen, jedes Sinnen in ein Verknüpfen." Man kommt da mit den Kategorien des Inductiv oder Deductiv nicht bis an den Kern der Sache, noch weniger aber, wenn man der Schwierigkeit sich enthoben glaubt, indem man die geniale „Intuition" als die Mutter Goethe'scher Arbeit preist. Man legt damit auf einzelne Momente, wie z. B. den bekannten des Judenkirchhofes zu Venedig, einen ungebührlichen Werth und mißachtet, was uns doch Goethe selbst so sorgfältig und offen über das Werden seines „Erkennen und Wissenschaftlich-anschauen" mittheilt.

Das berühmte Wort des Gegensatzes, in dem sich die Freundschaft unsrer Dioskuren begründete, das Wort: „Keine Erfahrung, sondern eine Idee" — Schiller selbst hat es, in dem Briefe vom 31. August 1794, schön erläutert, indem er schreibt: „Alle Ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination als ihre gemeinschaftliche Repräsentantin gleichsam compromittirt zu haben. Im Grunde ist das das Höchste, was der Mensch aus sich machen kann, sobald es ihm gelingt, seine Anschauung

zu generalisiren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen. Darnach streben Sie, und in wie hohem Grade haben Sie es schon erreicht!" In diesem Nachsatze, in der Bedingung generalisirender Anschauung, gesetzgebenden Empfindens liegt, wie uns scheinen will, die Eigenthümlichkeit und Kraft des Goethe'schen Betrachtens, und zwar nicht blos des zum wissenschaftlichen Anschauen führenden, sondere auch des im poetischen Gebilde sich darstellenden, weit schärfer ausgedrückt, als wenn Goethe selbst später das Heinroth'sche Wort, daß sein Denkvermögen gegenständlich thätig sei, zustimmend dahin erläutert: „womit er aussprechen will, daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere, daß die Elemente der Gegenstände, daß die Anschauungen in dasselbe eingehn und von ihm auf das innigste durchdrungen werden, daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei."

Aber es kommt uns nicht bei, mit ein paar Citaten in eine Erörterung einzutreten, welche bis zu einem gewissen Punkte bereits von Männern, wie Helmholtz und Virchow absolvirt worden ist. Bis zu einem gewissen Punkte, denn die innere Einheit der dichtenden und der forschenden Persönlichkeit darzuthun, dazu würde eben wieder ein Poet, der zugleich Forscher wäre, nur berufen sein, mit der üblichen Wanderung durch den zweiten Theil des Faust ist das nicht abgemacht. Wir wollten mit den einleitenden Worten vielmehr nur auf eine sehr erfreuliche Bereicherung unserer Goetheliteratur hinweisen, die soeben in die Welt gegangen ist. In der Gesammtausgabe deutscher Klassiker nämlich, welche der wackere Hempel mit einer bis zu seinem Tode unermüdeten Sorgfalt leitete, ist nun von den Goethe'schen Werken der 33. Theil — die morphologischen und mineralogisch-geologischen Schriften umfassend — veröffentlicht worden. In den auserlesenen Kreis von Herausgebern, deren sich dies Unternehmen erfreut, ist bei der Gelegenheit eine junge Kraft getreten, welche — wie mit besonderer Genugthuung hier beigefügt sei — durch einige Artikel in der „Wage" sich den Weg zu der ehrenvollen Arbeit bahnte, die jetzt vor uns liegt: Hr. Dr. S. Kalischer wird unsern Lesern noch in gutem Gedächtniß sein.

Seine Aufgabe sah er nicht blos in der mit philologischer Akribie durchzuführenden Vergleichung der Texte und Erläuterung der weniger geläufigen Beziehungen. Sollte der gebildete Leser, der aber den hier verhandelten Specialstudien ferne steht, dennoch aus dieser Sammlung das Bild einer Entwicklung und eines Ganzen gewinnen, so war es nothwendig, nicht nur eine richtigere Reihenfolge herzustellen, als sie sich in den älteren Ausgaben präsentirt: der innere Zusammenhang des Einzelnen mußte aufgewiesen, das in die Wissenschaft bleibend Uebergegangene von dem nun schon Verstäubten gesondert werden. Und sehr natürlich überkam bei dieser Arbeit den Herausgeber die Lust, nun auch in diesen scheinbar so entfernten Thätigkeiten den Goethe aufzusuchen, der im deutschen Volke lebt, den Dichter. Wenn er außerdem noch in der zweiten Hälfte seiner Einleitung den Trieb empfand, die specifisch moderne Frage, ob und wieweit Goethe der Darwinschen Lehre vorahnend beigetreten sei, zu erörtern, so paßt uns das freilich hierher, in die säculare Betrachtung des Genius, nicht hinein. Hr. Kalischer scheidet, indem er von Darwin spricht, vorsichtig zwischen dessen Theorien, beobachtet diese Vorsicht aber nicht (wie das in Deutschland vorläufig überhaupt

noch selten geschieht), indem er Häckel ohne Bedenken als den legitimirten Nachfolger und Entwickler Darwin's annimmt. Und doch, so fürchten wir, würde Goethe an dem Jenenser Lehrer dieser Tage dasselbe „Tumultuarische" auszusetzen haben, wie einst an dem Jenenser seiner Tage, an Oken. Es würde ihn mächtig aufgeregt haben, in imposantem Bau die Entwicklungsfolge sich in's Unendliche dehnen zu sehen, aber sein „Urthier" hätte er in dieser Ahnenreihe nicht gefunden, dazu hätte die Natur seiner „Idee", seines anschauenden Denkens sich nicht hergeliehen. — In den Tempel gehört kein Markten, kein Streit, und eben um der Vortrefflichkeit willen der übrigen Leistung wäre es uns lieber gewesen, dieser Theil der Abhandlung, der zur Polemik Anlaß geben kann, hätte anderswo seine Stelle gefunden — der Goethe steht uns höher, gründet sich tiefer, als daß wir in dieser Adaptirung ihn zu umfassen meinten.

Das wäre denn aber auch das einzige Bedenken, das wir hervorheben möchten, die Arbeit des Herausgebers wird sonstigen Einwänden nicht begegnen. Es ist ihm gelungen, ein nicht unbedeutendes bisher ungedrucktes Material für seine Ausgabe verwerthen zu können: er weckt damit die alte, an Erhörung allgemach verzweifelnde Klage um das, was seit fast 50 Jahren zu Weimar dem deutschen Volke vorenthalten wird. Von den beiden bedeutenden Stücken haben wir das Eine, den Entwurf einer allgemeinen Geschichte der Natur, Eingangs erwähnt, das Andre: „Ueber den Granit" ist zu seinem größeren Theile bereits kleineren Kreisen offenbar worden in dem Verzeichniß der Goethe-Ausstellung, welche 1861 in Berlin stattfand; hier ist es nun, durch die Güte des Besitzers, des Hrn. v. Löper, zum erstenmale vollständig mitgetheilt. Das Gepräge des alten, majestätisch auf sich zurückschauenden Goethe liegt so klar in ihm vor, daß der Leser seinen Genuß daran finden wird. So lautet es:

„Der Granit war in den ältesten Zeiten schon eine merkwürdige Steinart und ist es zu der unsrigen noch mehr geworden. Die Alten kannten ihn nicht unter diesem Namen. Sie nannten ihn Syenit, von Syene, einem Orte an den Grenzen von Aethiopien. Die ungeheueren Massen dieses Steins flößten Gedanken zu ungeheueren Werken den Aegyptiern ein. Ihre Könige richteten der Sonne zu Ehren Spitzsäulen aus ihm, und von seiner rothgesprengten Farbe erhielt er in der Folge den Namen des Feurigbunten. Noch sind die Sphinxe, die Memnonsbilder, die ungeheueren Säulen die Bewunderung der Reisenden, und noch am heutigen Tage hebt der ohnmächtige Herr von Rom die Trümmer eines alten Obelisken in die Höhe, die seine allgewaltigen Vorfahren aus einem fremden Welttheile ganz herüberbrachten.

Die Neuern gaben dieser Gesteinart den Namen, den sie jetzt trägt, von ihrem körnigten Ansehen, und sie mußte in unseren Tagen erst einige Augenblicke der Erniedrigung dulden, ehe sie sich zu dem Ansehen, in dem sie nun bei allen Naturkundigen steht, emporhob. Die ungeheueren Massen jener Spitzsäulen und die wunderbare Abwechslung ihres Kornes verleiteten einen italienischen Naturforscher zu glauben, daß sie von den Aegyptiern durch Kunst aus einer flüssigen Masse zusammengehäuft seien.

Aber diese Meinung verwehte geschwind, und die Würde dieses Gesteines wurde von vielen trefflich beobachtenden Reisenden endlich be-

festigt. Jeder Weg in unbekannte Gebirge bestätigte die alte Erfahrung, daß das Höchste und das Tiefste Granit sei, daß diese Steinart, die man nun näher kennen und von andern unterscheiden lernte, die Grundfeste von unserer Erde sei, worauf sich alle übrigen mannichfaltigen Gebirge hinauf gebildet. In den innersten Eingeweiden der Erde ruht sie unerschüttert, ihre hohe Rücken steigen empor, deren Gipfel nie das Alles umgebende Wasser erreichte. So viel wissen wir von diesem Gestein und wenig mehr. Aus bekannten Bestandtheilen auf eine geheimnißreiche Weise zusammengesetzt, erlaubt es ebenso wenig seinen Ursprung aus Feuer wie aus Wasser herzuleiten. Höchst mannichfaltig in der größten Einfalt wechselt seine Mischung ins Unzählige ab. Die Lage und das Verhältniß seiner Theile, seine Dauer, seine Farbe ändert sich mit jedem Gebirge und die Massen eines jeden Gebirges sind oft von Schritt zu Schritte wieder in sich unterschieden und im Ganzen doch wieder immer einander gleich. Und so wird Jeder, der den Reiz kennt, den natürliche Geheimnisse für den Menschen haben, sich nicht wundern, daß ich den Kreis der Beobachtungen, den ich sonst betreten, verlassen und mich mit einer recht leidenschaftlichen Neigung in diesen gewandt habe. Ich fürchte den Vorwurf nicht, daß es ein Geist des Widerspruches sein müsse, der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Herzens, des jüngsten, mannichfaltigsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Theiles der Schöpfung zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat. Denn man wird mir gerne zugeben, daß alle natürlichen Dinge in einem genauen Zusammenhange stehen, daß der forschende Geist sich nicht gerne von etwas Erreichbarem ausschließen läßt. Ja, man gönne mir, der ich durch die Abwechselungen der menschlichen Gesinnungen, durch die schnelle Bewegungen derselben in mir selbst und in Andern Manches gelitten habe und leide, die erhabene Ruhe, die jene einsame, stumme Nähe der großen, leise sprechenden Natur gewährt, und wer davon eine Ahnung hat, folge mir!

Mit diesen Gesinnungen nähere ich mich Euch, Ihr ältesten, würdigsten Denkmäler der Zeit. Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend und eine weite Gegend überschauend, kann ich mir sagen: Hier ruhst Du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht, keine neuere Schicht, keine aufgehäufte zusammengeschwemmte Trümmer haben sich zwischen Dich und den festen Boden der Urwelt gelegt, Du gehst nicht wie in fruchtbaren schönen Thälern über ein anhaltendes Grab, diese Gipfel haben nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verschlungen, sie sind vor allem Leben und über alles Leben. In diesem Augenblicke, da die inneren anziehenden und bewegenden Kräfte der Erde gleichsam unmittelbar auf mich wirken, da die Einflüsse des Himmels mich näher umschweben, werde ich zu höheren Betrachtungen der Natur hinaufgestimmt, und wie der Menschengeist Alles belebt, so wird auch ein Gleichniß in mir rege, dessen Erhabenheit ich nicht widerstehen kann. So einsam, sage ich zu mir selber, indem ich diesen ganz nackten Gipfel hinabsehe und kaum in der Ferne am Fuße ein gering wachsendes Moos erblicke, so einsam, sage ich, wird es dem Menschen zu Muthe, der nur den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele eröffnen will. Ja, er kann zu

sich sagen: Hier auf dem ältesten, ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring' ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer. Ich fühle die ersten, festesten Anfänge unsers Daseins, ich überschaue die Welt, ihre schrofferen und gelinderen Thäler und ihre fernen fruchtbaren Weiden, meine Seele wird über sich selbst und über Alles erhaben und sehnt sich nach dem nähern Himmel. Aber bald ruft die brennende Sonne Durst und Hunger, seine menschliche Bedürfnisse zurück. Er sieht sich nach jenen Thälern um, über die sich sein Geist schon hinausschwang, er beneidet die Bewohner jener fruchtbaren, quellreichen Ebenen, die auf dem Schutte und Trümmern von Irrthümern und Meinungen ihre glücklichen Wohnungen aufgeschlagen haben, den Staub ihrer Voreltern aufkratzen und das geringe Bedürfniß ihrer Tage in einem engen Kreise ruhig befriedigen. Vorbereitet durch diese Gedanken, dringt die Seele in die vergangenen Jahrhunderte hinauf, sie vergegenwärtigt sich alle Erfahrungen sorgfältiger Beobachter, alle Vermuthungen feuriger Geister. Diese Klippe, sage ich zu mir selber, stand schroffer, zackiger, höher in die Wolken, da dieser Gipfel noch als eine meerumflossene Insel in den alten Wassern dastand — um sie sauste der Geist, der über den Wogen brütete — und in ihrem weiten Schooße die höhere Berge aus den Trümmern des Urgebirges und aus ihren Trümmern und den Resten der eigenen Bewohner die spätern und fernern Berge sich bilden. Schon fängt das Moos zuerst sich zu erzeugen an, schon bewegen sich seltener die schaaligen Bewohner des Meeres, es senkt sich das Wasser, die höhern Berge werden grün, es fängt Alles an von Leben zu wimmeln. — —

Aber bald setzen sich diesem Leben neue Scenen der Zerstörungen entgegen. In der Ferne heben sich tobende Vulkane in die Höhe, sie scheinen der Welt den Untergang zu drohen, jedoch unerschüttert bleibt die Grundfeste, auf der ich noch sicher ruhe, indeß die Bewohner der fernen Ufer und Inseln unter dem untreuen Boden begraben werden. Ich kehre von jener schweifenden Betrachtung zurück und sehe die Felsen selbst an, deren Gegenwart meine Seele erhebt und sicher macht. Ich sehe ihre Masse von verworrnen Rissen durchschnitten, hier gerade, dort gelehnt in die Höhe stehen, bald scharf über einander gebaut, bald in förmlichen Klumpen wie über einander geworfen und fast möchte ich bei dem ersten Anblicke ausrufen: Hier ist nichts in seiner ersten alten Lage, hier ist Alles Trümmer, Unordnung und Zerstörung. Eben diese Meinung werden wir finden, wenn wir von dem lebendigen Anschauen dieser Gebirge uns in die Studirstube zurückziehn und die Bücher unsrer Vorfahren aufschlagen. Hier heißt es bald: das Urgebirge sei durchaus ganz, als wenn es aus einem Stücke gegossen wäre, bald es sei durch Flötzklüfte in Lager und Bänke getrennt, die durch eine große Anzahl Gänge nach allen Richtungen durchschnitten werden, bald es sei dieses Gestein keine Schichten, sondern in ganzen Massen, die ohne das geringste Regelmäßige abwechselnd getrennt sein; ein andrer Beobachter will dagegen bald starke Schichten bald wieder Verwirrung angetroffen haben. Wie vereinigen wir alle diese Widersprüche und finden einen Leitfaden zu ferneren Beobachtungen?

Dies ist es was ich zu thun mir gegenwärtig vorsetze, und sollte ich auch nicht so glücklich sein, wie ich wünsche und hoffe, so werden

doch meine Bemühungen Andern Gelegenheit geben weiter zu gehen, denn bei Beobachtungen sind selbst die Irrthümer nützlich, indem sie aufmerksam machen und dem Scharfsichtigen Gelegenheit geben sich zu üben."

Eine alexandrinische Zeit lebten wir nur — so lautet heutzutage der banale Vorwurf —, die nichts anderes wisse, als an den Zeugen einer größern Vorzeit commentirend und kritisirend unsre Kräfte zu verzehren. Sei es — sind wir damit doch der Gefahr enthoben, das Hoffen und Harren, die letzte Tugend windstiller Zeit, zu vergeuden und abzustumpfen an modernen Götzen, die sich nun einmal nicht zu Göttern umlügen lassen wollen. Und käme es erst späten Enkeln zu Gut, die Ehrfurcht vor unseres Volkes Heiligthümern soll ihnen unbefleckt überliefert sein.

Die russischen Finanzen.

In England hat sich unter dem einfachen Namen der „Temple-Union" ein antirussischer Verein gebildet, aus Männern aller politischer Parteien bestehend, nur das eine Ziel verfolgend, Rußlands Uebergriffe und Anmaßungen auf Tritt und Schritt mit kurzen, schlagenden Veröffentlichungen entgegenzutreten und auch die Minister wie beide Häuser des Parlaments nach dieser Richtung hin zu controlliren. Es liegt uns eine Reihe solcher Flugschriften, höchstens vier Blätter, oft nur zwei oder gar ein Blatt stark, vor und wir können auch hier nur das praktische Wesen anerkennen, welches den Engländer nun einmal vor allen Nationen auszeichnet.

Nehmen wir das „Memorandum über russische Finanzen", vierte Auflage heraus und sehen wir einmal zu, wie sich die hier aufgetischten Zahlen zu den Plänen und Gelüsten verhalten welche der unförmliche Koloß an den Tag legt.

Die russische Staatsschuld betrug zu Anfang des Jahres 1877, also vor dem Ausbruche des Krieges, 355 Mill. Pfd. St. — wir lassen die englische Valuta überall stehen, da sie fest ist, in russischen Rubeln und gar in Papierrubeln schwanken die Zahlen ins Unendliche hinüber. Die Kriegsanleihen drinnen wie draußen betrugen 32,800,000 Pf. St., mit der alten Schuld zusammen 387,800,000 Pf., mehr als die Hälfte der englischen Staatsschuld, in einem 10mal so armen Lande! das wäre also als ob Englands Schuld 5 mal so groß wäre! Von dieser kolossalen Summe sind 375 Mill. Pfd. blos in den letzten 40 Jahren, also zur kleinen Hälfte vor dem Krimkriege, zur andern, größern Hälfte vor der jetzigen Invasion, contrahirt worden. Angebliche Veranlassung war die Nothwendigkeit, Eisenbahnen, d. h. Kriegsbahnen zu bauen; ein großer Theil des Geldes aber ist zur Deckung von Jahresdeficits verwendet worden, und was die Eisenbahnen betrifft, nun so werden wir sehen.

Das russische Budget der letzten 50 Jahre schloß fast regelmäßig mit einem Deficit ab. Zuerst half man sich gegen diese permanente Schwindsucht mit Papiergeld, dann mit innern, endlich mit auswärtigen Anleihen. Die Zinsen aber und der Amortisationsfond belasteten natürlich wieder das Budget, so daß neue Anleihen nöthig wurden und die eine

Anleihe die Zinsen und die Amortisation der andern zu decken hatte! Dieser Krug ging so lange zu Wasser, bis er im Jahre 1876 zerbrach: Rußland bekam kein Geld mehr. Da aber Rußland seine Zinsen draußen in Gold zahlen muß und kein fremdes Gold mehr herein wollte, so wurde im Anfang 1877 der Goldzoll für die Douane verfügt, d. h. eine Erhöhung von 50 pCt. auf die Einfuhr! Durch den Goldzoll und den Krieg sind die Zolleinnahmen im ersten Semester 1877 um 12 Mill. Pfd. gewichen, gegen 1875 gar um die Hälfte des Ertrags!

Rußlands Ausgabebudget beträgt jährlich 80 Mill. Pfd., während England nur 76 Mill. Pfd. erhebt. Von den 80 Mill. gehen 17 auf die Verzinsung der öffentlichen Schuld; Armee und Flotte verbrauchen 30 Mill. Pfd. Woher werden die 80 Millionen genommen? 60 Millionen sollen die indirekten Steuern — diese Lieblinge aller Willkürherrschaft —, die Zölle, die Kopfsteuer und die Bodensteuer einbringen. Bei der geringen Anzahl der Städte und dem Mangel einer eigentlichen Mittelclasse, fällt das Schwergewicht der 60 Mill. auf den Bauernstand. In Hrn. Wallace's „Rußland" wird das Budget einer Bauernfamilie von 5 Personen in Nordrußland in einem guten Jahre also detaillirt:

Roggenmehl zur Ergänzung der Ernte	7 Pfd. St.		
Abgaben	2	„	5 Schill.
Kleider und Stiefel	2	„	10 „
Fischergeräth und Jagdmunition . .	—	„	10 „
	12 Pfd. St.		5 Schill.

Ein Sechstel also der ganzen Ausgabe geht in die Steuerkasse. Das aber sind blos directe Steuern, Kopf- und Grundsteuern, die im Ganzen 15 Mill. Pfd. eintragen, während die Accise auf Spirituosen 25 Mill. Pfd. schier ein Drittel der gesammten Einnahmen, beträgt. Macht 40 Mill. Pfd., die fast ausschließlich von 60 Mill. Bauern bezahlt werden. Auch meinte die „Edinburgh Review" bei Gelegenheit des Wallace'schen Buches: „es gebe schwerlich eine Bevölkerung in der Welt die härter besteuert sei als die russische Bauerschaft."

Nun aber hat der Krieg die arbeitsfähige männliche Bevölkerung vom Acker vertrieben und von den 62 Mill. Bushel Getreide die sonst aus dem Süden des Reiches ausgeführt worden, sind in Folge der Blokade nur 12 Mill. fortgeschafft worden, da die Eisenbahnen nicht im Stande waren, auch zu viel Fracht fordern würden, um die 50 Mill. Bushel nach den nördlichen Häfen zu schaffen. Wovon sollen jetzt Kopf- und Grundsteuer bezahlt werden? Womit soll der Bauer den Branntwein erstehen, um die 25 Mill. Pfd. Accise voll zu machen? Wie soll der Eingangszoll, bei vermindertem Bedarf und erhöhter Valuta ein nennenswerthes Resultat liefern? Obendrein sind die russischen Zölle — zur dringlichsten Warnung gegen jede Erweiterung des russischen Grenzcordons — enorm: Zucker 90 pCt., Bier 80, Stabeisen 50, Papier 53 pCt. Die „barbarische" Türkei erhebt dagegen fast ausnahmslos nur 7 pCt. vom Werthe der Einfuhr, also einen rein fiskalischen Zoll!

Das Papiergeld wächst in Rußland an Quantität, wie es in demselben Maße an Werth abnimmt. Im ersten Jahre des Krimkriegs, 1854, cirkulirten 346 Mill. Papierrubel; 1875: 797,313,000, mit einer Metallreserve von 11, sage elf Procent! Natürlich hat diese Geldmacherei seit zwei Jahren rapid zugenommen; die innern Anleihen vom Winter

der Mobilmachung und vom Frühling des Kriegsausbruchs waren im Grunde nur Papier-Emissionen. Im Jahre 1877 allein sind 132 Mill. Rubel gedruckt worden. Eine Milliarde Rubel zum Wenigsten ist im Umlauf, also 4 Milliarden Francs — fehlt noch eine Milliarde an der klassischen Ziffer! Die Metallreserve in der Bank beträgt nur noch 7 pCt. Die Steuern werden in Papierrubeln bezahlt, die Zinsen für die Staatsschuld aber in Gold, so daß die letztere Last immer schwerer werden muß.

Die russischen Eisenbahnen sind Militärstraßen, nicht Communikationswege für den Verkehr. Auf einigen Linien gehen wöchentlich zwei Züge; zwischen Petersburg und Moskau rollt die Lokomotive 80 deutsche Meilen durch Wald und Morast, kaum eine menschliche Wohnung in Sicht, zufällig liegt einmal eine Stadt am Wege. Die befahrensten englischen Schienenstraßen tragen $6^3/_4$ pCt. des Capitals, jetzt denke man sich die „lohnende Anlage“, die „produktive“ Natur der russischen Eisenbahnen! Die russische Regierung kann die garantirten Zinsen der Actien nur durch neue Steuern erschwingen. Der Bauer muß also wiederum zahlen! Was Wunder daß die Regierung mit dem Plan umgeht, die Fahr- und Frachtpreise in Gold, also um 50 pCt. theurer, erheben zu lassen? Der russische Bauer schwitzt am Ende das Gold aus, welches dem Staate fehlt! Vor der Hand fängt er an die Eisenbahn gleich einem Luxus zu meiden. Weniger Verkehr, weniger Absatz, und dann höhere Fahrpreise und Frachtsätze: das muß mit dem Bankrott des ganzen Eisenbahnsystems enden. Auf die zwei Züge per Woche wird einer und dann gar keiner folgen. Was thut's wenn nur „Christenthum“ und „Humanität“ exportirt werden und dafür die halbe Armee verwundet und krank zurückgeschafft wird!

Mit dem Bankrott der Eisenbahnen wird der Staatsbankrott zusammenfallen, und der sociale Bankrott, die Insolvenz der Bauern, hängt wieder auf Innigste damit zusammen. Der Bauer kann den Staat nicht aufrechterhalten und der Staat vermag den Bauern nicht zu helfen. Da nützt Kars nicht und Batum nicht. Wenn die Nordamerikaner schon jetzt den russischen Getreide-Export ausstechen, wenn sie im verflossenen Jahre bereits an die Stelle der russischen Südhäfen traten, so wird bald der ausgebaggerte Mississippi ganz Europa mit Brodstoff versorgen und Rußland hat dann nichts Eiligeres zu thun als seinen guten Freund Jonathan mit Krieg zu überziehen und ihm „Humanität“ beizubringen. Der aber wartet das ruhig ab und erfreut sich derweilen der Freiheit und des goldenen Friedens.

England braucht nur so viel Kriegsmittel in Anwendung zu bringen, um die russische Armee noch das Jahr 1878 in Rumelien beschäftigt zu halten, und es wird sich ereignen, daß Rußland auf gut Shakespearisch zusammenbricht, at one fell swoop!

Eine Nacht auf der Akropolis.

Von Adolf Prowe.

Kaum je ist uns Westpreußischen Gästen auf dem Boden von Hellas das Bewußtsein, im Entfaltungsbereiche des höchsten Menschheitsadels, der

unbedingten künstlerischen Vollkommenheit, des echten und einzigen wahrhaft schön=guten Klassicismus, zu wandeln und zu athmen, so übergewaltig erhebend und zugleich so gemüthvoll innig bewegend vor die Seele getreten, wie in der köstlichen Junivollmondnacht, die wir bei einem deutsch-griechischen Wein-, Frucht- und Kuchen-Pikenik auf der Akropolis verbrachten.

Allein der ewige „gute Gesell" Lenau's — der Humor — ließ sich auch dort sein unveräußerliches Recht nicht nehmen, zumal ja Deutsche gern kritteln und Griechen gern spötteln. Hätten beide Volksthümer nicht diesen ironischen Zug im Nationalcharacter: so würde vielleicht unser Fest, wie es anfangs beabsichtigt war, einen durchaus erhabenen „stilvollen" Anstrich tragischen Pompes erhalten haben. Denn unsere Bekanntschaft in Athen war ausgebreitet genug, um, wofern sich Alle der Idee anschlossen, einen Panathenäenfestzug im Kleinen veranstalten zu können. Wir intendirten sogar die Aufführung der Antigone im echten antiken Theater des Sophokles selbst; und zwar noch ehe die neue griechische Nationalbühne nun endlich nach anderthalb Jahrtausenden wieder eröffnet ward, was um die Mittsommersonnenwende geschah, im Jahre des Heils 1876. Die dritte Aufführung auf dieser neuen Schaubühne Athens, die sich den Ehrennamen „Euripides-Theater" beigelegt hat, brachte symbolisch genug das Erstlingserzeugniß unseres deutschen Euripides: die „Räuber" — in abgekürzter Uebertragung zur Darstellung! Schiller in Athen! Ist das nicht Macaulays Neuseeländer auf den Trümmern von London-bridge?!

Eine Dilettantenvorstellung hätten wir also gern gewagt. Aber für Maskenscherz und Phantasiespiel ist der stets getragen feierliche Character des modernen Atheniensers wenig geeignet. „Dieses Völkchen, sagt ein Engländer, fühlt sich schon im Leben immer wie auf dem Theater und Jeder stolzirt einher, als müßte er seine Rolle tragiren." Um so mehr fordert dieses ahnenstolze Selbstbewußtsein natürlich den Humor heraus und ihm wurde freudig auch in unserer Nachtfeier auf der Akropolis gehuldigt. Wundere Niemanden das! Denn der tragisch erhabene Gedankenkothurnschritt des Anfangs ließ sich nicht unterbrochen 12 Stunden lang durchführen.

Schwer war es überhaupt schon, die Genossen zu einigen. Den ersten dazu festgesetzten Abend hatten wir Westpreußen vergebens auf die anderen Theilnehmer gewartet. Ebensowenig Erfolg versprachen wir uns daher von einer demnächst verabredeten gemeinsamen Besteigung des Lykabettos, versuchten sie also lieber auf eigene Hand allein. Dieser Berg nämlich überragt ganz Athen und gewährt eine prächtige Aussicht, ist aber viel beschwerlicher als die Akropolis zu erklimmen; im verflossenen heißen Sommer also war das Unternehmen doppelt schwierig und ermüdend.

Morgens um 4 Uhr standen wir früher als die Sonne auf und waren pünktlich bei ihrem ersten Erscheinen auf der untersten Felsterrasse des Lykabettos. Dort steht ein Kaffeehaus, welches der Aufseher des ebenda befindlichen Reservoirs der Wasserleitung hält. Er zeigte uns Letzteres und erquickte die Fröstelnden dann im Freien vor seiner Thür mit einer heißen Tasse Frühkaffees. Dieser Mokka, in türkischer Art servirt, erfreute beinahe mehr als die herrliche Aussicht, die wir

schon von diesem ersten Bergabsatz hatten. Rechts von uns sahen wir das Thal des Kephissos im Westen der Stadt. Er strömt (freilich nur im Winter) vom Parnes her durch den vieltausendjährigen attischen Oelwald. Links fließt (allerdings auch nur zur Winterzeit) der kleinere Ilissos in seinem schluchtenreichen, engen Bett, am Felsenthal des Stadion vorüber, welches nordöstlich der Stadt sich befindet, und an der südöstlich gelegenen Hochebene des Olympieion und des Hadriansthors — mit den gewaltigen 13 Säulen und den Riesentrümmern der geborstenen — vorbei, nach Süden hinab dem Kephissos zu. Vor der Vereinigung mit diesem erhält er noch einen schwachen Zufluß aus der Kallirrhoë, die in tiefer Kluft einen kleinen Teich bildet und alle Wäscherinnen Athens um sich versammelt. Beide berühmten Bäche umkreisen also die Stadt und rieseln dann (so lange sie Wasser haben) dem Saronischen Meerbusen zu, brüderlich zuletzt vereint. Zwischen ihnen mithin liegt alles das, woran seit 70—80 Menschenaltern sich der Menschheit Edelstes knüpft. Dort links im Morgensonnen-beglänzten Ilissos watete Sokrates barfuß mit seinem jungen Phaidros, der, „auch gerade glücklicherweise" den Einen Tag zufällig unbeschuht, vom Redner Lysias, mit einer Abschrift des Vortrags über die „Liebe", zurückkam. Hier links von uns — an dem in Steinresten jetzt noch erhaltenen Musenheiligthum — trafen sie sich und dort unter der hohen Platane am jetzigen Protestantenkirchhof saßen sie vielleicht und badeten ihre nackten Füße im schattig kühlen Gewässer. Alles das übersahen wir vom Felsenplateau unseres Kaffeehäuschens: vor uns ganz Athen, darüber hinaus im Süden Akropolis, Areopag, Nymphen- und Musenhügel, Theseustempel, Olympische Tempelreste, Pnyx und Agora. Die Römerbauten an diesem letztgenannten Marktplatze des alten und des neuen Athen hatten wir Tags vorher besehen und einen deutschen archäologischen Wanderburschen dort im kleinen Straßenmuseum getroffen. Auch er wollte heut' Abend auf der Akropolis erscheinen. An ihr nun also wieder hing wie immer auch jetzt im Morgenlichtglanz der seligtrunkene Blick; unsre Augen konnten sich nicht sattweiden an ihrer ewigen Pracht und Herrlichkeit. Des kleinasiatischen Prinzen Philopappos zerfallenes Denkmal vermittelt mit seiner düstermelancholischen Armseligkeit den Uebergang vom heiligen Parthenonsäulenschmuck zum unpassenden Himmelsgewölbe der Hansen'schen Kuppelsternwarte, die im Vaterlande des Säulenbaus, dieses einzig normalen Kanons für gesunden Architecturgeschmack, mit ihrer byzantinischen Glasglocken-Wölbung einen häßlichen Eindruck macht! — —

Gestärkt von zwei türkisch-winzigen Täßchen, erfreut vom herzlichen Danke des Kaffeewirths, der unser frühzeitiges Vorsprechen als günstiges Omen für die Tageseinnahme ansah, schritten wir die 900 Fuß zum Gipfel empor. Der Felspfad ließ uns oft im Stich. Seine Krümmungen waren auch viel zu langweilig. Seitab steigend, gerader aufwärts, geriethen wir freilich oft in bedenkliche Lagen, wo für Damen kaum noch höher zu klimmen denkbar schien und der Rückweg auf glatter, haltloser Felswand ebenso unmöglich blieb. Doch solch ein Berg, nur zehnmal so hoch als der Leipziger Rathhausthurm, sperre er seinen Aufgang wie er wolle, muß ja dennoch zuletzt, wie jener, wenn auch nach zehn- oder zwölfmal längerer Kletterei, erklommen werden; so heiß auch die Sonne schon brennende Grüße vom höhnisch lächelnden („ewig

lächelnden*) Himmel Griechenlands auf die sengend erhitzte Felswand schießt.

Wir waren denn also endlich oben. Da stehen wir am weißen Georgioskapellchen, das den Gipfel krönt, und athmen lang und athmen tief und begrüßen die himmlische Fernsicht. Ein dienender Bruder kommt rasch uns begrüßen mit „Ssâs proskynô" (einst verächtliche Schweifwedelei persischer Sultansknechte, jetzt allgemeiner Gruß, wörtlich: ich hundeschwänzle Ihnen!) — er ladet uns in die kleine Halle. Da sitzt ein Klostermaler und tuscht am Heiligen, den die Königin Olga wieder auffrischen läßt. Er pinselt fleißig fort, plaudert aber auch fleißig fort, bald mit uns, bald mit seinen zwei Akoluthen; singt in den Gesprächspausen, ganz unermüdlich an Kehle und Hand, immer beweglich, stets seelenvergnügt. Wir setzen uns neben ihm auf die eine Wandbank, die andere besitzen gegenüber die uns anstarrenden Akoluthen. Zwischen den Bänken steht das Altarbild, trotz aller Kleinheit des Raumes ein vollständiger Iconostàs.

Die Kühle des Kapellchens erquickt; es erquickt auch der Labetrank, der selten sonst Nordländern mundet: der Rezinatwein. —

Der Rezinat- oder Harzwein schmeckt nämlich ganz genau wie Fichtenharz mit Nordhäuser. In der Maina belehrte mich Professor Siegel, der Mainotenbeherrschende Marmorbruchsbesitzer, ein siebzigjähriger Held der Kulturträgerei nach Osten, daß die Fichtenzapfen des Thyrsusstabes der Bacchanten klar bewiesen, wie uralt Reziniren des Weines in Hellas sei. Dieser Mänadengebrauch behagt aber eben nur griechischen Mastixkauern. Mastix nämlich führt jede Dame im Büchschen bei sich und präsentirt es wie bei uns Bonbonnièren mit Drops oder Sweets! . . . Aber Süßigkeiten lieben sie daneben auch und in jedem Griechenhause bringt man dem Besucher zuerst süßes Eingemachtes. —

Ausgeruht und sattgeschwätzt und sattgetränkt mit Harzwein treten wir wieder vor und sehen nun im Süden jenseit der Stadt die ausgebreitete Fläche des Meeres, dem schlängelnd beide Flußbäche Attikas wasserlos zustreben. Rechts ragt die felsige Insel Salamis am Horizont, links die ferndämmernde Aigina (èjina jetzt gesprochen — ach! wie viel Strafarbeiten kostete uns im Gymnasium solcher falscher Accent! und diese Neugriechen accentuiren wie Polen, unbekümmert um jedes Quantitätsgesetz!) — —

Zwischen den beiden Ecksäulen des südlichen Meereshorizonts, den weltberühmten Inseln, zieht sich als schwacher Schimmer darüber jenseit als Ufersaum der Argolische Küstenstreif hin. Von dort, vom schimmernden Meere bis zu unserem Felsamphitheater — weithingedehnt, verbrannt und öde, — wo der uralte Oelwald nicht seine grauen Weidewipfel silbernickend breitet —, erstreckt sich rechts von uns die Attische Ebene, flach und schön bis zu den Bergeshöhen des Aegaleus und Poikilon, diesen Vorstufen des Kithäron, der Attika von Böotien trennt. Links erhebt sich dunkel der bienenberühmte Honigwaldberg Hymettos, in den sonnigen Morgenhimmel hinaufragend. Wiederum zwischen all diesen Gebirgsrändern, am Gestade vorn, liegt vor uns neben dem mastenreichen Piräeus das baumleere reizlose Phàleron, ein kahles heißes Seebad, wo wir dennoch so manche Nachmittagsgluten im kühlenden Seewind überdauert, ja zuweilen selbst badend gefiebert — und gefroren — haben.

— Nun wir endlich der vorderen Aussicht uns genugsam erfreut, gehen wir um das Kapellenhäuschen herum und erblicken den mächtigen Pentelikon, dessen Marmorbrüche noch immer ausgebeutet werden — z. B. jetzt eben zu Baron Sinas herrlichem Akademiegebäude neben der Universität; — und in dessen belaubten Buchtungen Klöster bescheidene Gastfreiheit gewähren, auch hie und da schon Dörfer zu Vergnügungspartieen einladen: stille Wallfahrtsorte, um die sich allmählich Wirthshäuser ansiedeln; kühle Thalgründe, wo vergnügte Gesellschaften sich versammeln; romantische Kuppen und Schluchten, die einsame Wanderer locken. . . .

Dorthinaus leuchten vor Allem die weißen Häuser von Kephissia, wohin früh um 5 der Tagesomnibus fährt. Hier, näher der Stadt, liegt Ambelokipo, das Geburtsdorf des Socrates, seiner Zeit Alopeke, Fuchsau genannt. Von da kommt sein heimathlicher Ilissos her, in dessen Bachwellen der Knabe gespielt, an dessen Ufer der Greis unsterbliche Weisheit gepredigt: „Von der Seele Viergespann, deff' edler Theil himmelan stets lenken will, während die rohere irdische Hälfte zur Sinnlichkeit hinunterkutschirt: vom göttlichen Ursitze der Ideen, dem Vaterlande des Geistes, wo die Seelen-Rosse mit Ambrosia Hebe vor der Geburt in himmlischen Krippen gefüttert; von der Schönheit, der einzigen sinnlich wahrnehmbaren Idee hienieden, die Alles dahinreißt in glühender Sinnlichkeit! Wären so auch, sagt er, — sichtbar die Urformen der Weisheit, Gerechtigkeit, Wahrheit: nie ermüdete dann die Menge, ihnen nachzurennen . . . wie jetzt nur der Schönheit. Aber auf Erden erscheint dieses himmlische Urbild allein den Auserwählten, die dann freilich auch nie ermüden im Sinnen und Forschen und Wägen" . . . Wenden wir uns wieder westwärts, erscheint Kolónos, das ewig verklärte, jetzt kahl und kalkig, erhitzt und buschleer, einst quellen- und nachtigallenreich, bewaldet und unnahbar, Heiligthum der Erinnyen, der „wohlgedenken" Eumeniden, vor deren schaurig-geheimnißvollem Wildniß-Dickicht einst wohl ahnungsreich der Knabe Sophokles gebebt, der dann seine dörfliche Wiege zum Erlösungsgrabe des Dulders Oedipus („Weh-Zweifuß" auf Deutsch, Urbild des Menschheit-Pilgerthums auf dieser Erdenwallfahrt) dichterisch geweiht hat — zu einem „heiligen Grabe" gleichsam für die Elite der Höchstgebildeten, wie am Oelberg im syrischen Hügelwaldland ein heiliges Grab ist für die Mühseligen und Beladenen und für die „Armen im Geist." — Jetzt ruhen hier auf Kolonos' kahlem Kalkhügelrücken zwei Höchstgebildete aus von allem Suchen und Irren auf geistiger Spur: Karl Otfried Müller, dem seine Freunde — und Karl Lenormand, dem der Demos Athens das Grab hier gebaut; zwei „heilige Gräber" Wallfahrtsorte für Archäologen und Philologen, — brüderlich vereinend Frankreich und Deutschland auf der Flur von Kolonos. —

Als wir die Ferne durchforscht, richteten wir unseren Blick auf die Nähe dicht vor uns.

Ganz Athen liegt ausgebreitet da, mit Gärten (leider sehr wenigen), Straßen, Gassen, Märkten und Plätzen: Alles lechzend in staubiger Glut. — Die überhitzte versengte Landschaft, wie gedörrt von der erbarmungslosen erhitzten Morgensonne schon um 8 Uhr früh, ließ uns in Gedanken schmerzlich die fehlenden Waldesschatten aller der vorgenannten fernen Gebirgszüge missen. Wir dachten aber auch an die

Nothwendigkeit, jetzt eilends hinabzusteigen, ehe der tödtliche Mittagsbrand uns — wie Otfried Müller — mit dem blitzgleich niederstreckenden Sonnenstich bedrohte. —

Da auf einmal umzog sich der Himmel und ein starker Gewitterregen zwang uns, zurück in die Halle zu weichen. Auch einzelne Arbeiter aus den nahen Steinbrüchen kamen heraufgeflüchtet. Nur einer schlief an der nächsten Felsklippe unten so ruhig im Regengusse weiter fort, wie vorher im Strahlenbrand. Wir Glücklichen, die wir Athen schon im unerwartet plötzlich nach sieben regenlosen Monaten wohlthätig eingebrochenen Donnersturm betreten hatten, wir genossen nun auch den seltenen Fall, ein Gewitter in Attikas heißestem Kessel von Bergeshöh' ansehn zu können, nachdem wir dasselbe Schauspiel auf Attika's Meereshöhe gehabt. Ein Schleier bedeckte auch diesmal wieder, wie bei unserer ersten Herkunft die götterreiche Landschaft: Hyei ho Zeus! dachten wir fromm in heidnischer Gläubigkeit*) und horchten andächtig auf des Himmelsherrn grollendes Donnerrollen.

Erst nach einer Stunde wagten wir uns zwischen dem Kaktusgestrüpp und den regellosen Felsblöcken geradeswegs steil hinab; kamen so aber rascher in die Ebene, als die schon vor uns aus den nahen Steinbrüchen abgefahrenen Lastkarren auf ihrem vielgewundenen Schlängel-Fahrwege.

Lodernd schien die siedeheiße Ebene uns mit Flammenathem zu empfangen, trotz der eben geschlürften himmlischen Erfrischungsfluthen; dicht im schmalen Schattensaum an jeder Häuserfronte entlang geschmiegt, schlichen wir zum Palast des Hellenenbasileus.

Der Schloßgarten nämlich stand uns, bei der langdauernden Abwesenheit der Königsfamilie, ausnahmsweise jeden Tag von früh bis spät offen, durch die Güte des deutschen Obergärtners und seines deutschen Gehülfen. Im herrlichkühlen Dickicht dieses wohlbewässerten Palmenparks überstanden wir Nordländer glücklich die Mittagshitze, die sonst kein Fleck in ganz Athen, außer diesem einzigen Zufluchtsort, im Freien auszudauern erlaubt.

Spät am Nachmittage, nur kurz vor Sonnenuntergang, machten wir uns auf den Weg zur Hochburg.

Das Dienstmädchen hatte sich Mutter und Freundschaft zur Begleitung herbeigeholt und durfte uns so mit den Körben voll Wein und Lebensmitteln folgen. Allein geht kein griechisches Mädchen über die Straße.

Auf halber Höhe des Burgfelsens — wo die letzten Häuser sind — besuchte ich einen weißbärtigen alten Studienfreund. Selten sind weiße und grauköpfige Griechen; Türken im Greisenbart sieht man dreimal so viel. — Pappas Ignatios saß vor seinem Gartenhäuschen mit mehreren Nachbarn plaudernd, nach homerischer Art, auf großen rauhen Steinsitzen neben der Pforte. Mitkommen wollte der geistliche Herr aber nicht; er scheute in seinem vorsichtig gewordenen Alter die Nachtkühle.

Da ich nun einmal mich von den Damen entfernt, benutzte ich gleich die Gelegenheit, den Areiopagos anbei zu besteigen.

---

*) Er regnet der Zeus!

Im Finstern hatte das zerrissene, schon bei Tageslicht wild schreckhafte Felstrümmergewirr etwas Grausiges. Einsame Gestalten sah ich hier und da auf den Klippen. Was wollten die nächtlichen Wandler? Weit unter mir am Brunnen in der tiefen dunklen Schlucht schöpften Frauen noch abendlich spät Quellwasser und trugen wie Rebecca die Krüge dann auf ihren Köpfen heim.

Eben hier ist das Eumenidenheiligthum, Athens tarpejischer Fels, der Erinnyen Todesabsturz: „Barathron". Zum Gipfel selbst führen noch die 16 uralten Stufen empor, wie zu Solons Zeit, auf denen die nächtlichen Vehmerichter zu ihren geheimen, grauenumdüsterten, ehrwürdigen Steinsitzen dort droben, vermummt und verlarvt, hinaufschlichen.

Wie aus Aristophanes' Tagen klang mir die Warnung „vor den Manteldieben Athens." Im Finstern allein hier zu weilen, sei nicht rathsam, hatte man uns wiederholt gesagt. Ich eilte der Gesellschaft nach und fand sie auf dem kaktusgesäumten, wie mit einem Stachelzaun umhegten, oft auch mit nickenden Palmen besetzten, langsam empor sich schlängelnden Fahrwege unfern des jetzigen Burgeinganges. Denn das eigentliche alte Hauptthor, verschüttet gewesen seit undenklicher Zeit, nach seinem Auffinder, dem edlen Franzosen Beulé, benannt, ist zwar vom Schutt und mittelalterlichen Gemäuer seit 24 Jahren frei, bleibt aber stets verschlossen.

Es stammt übrigens, wie seine Werkstücke aus antiken Bauresten nachweisen, frühestens allererst aus dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

Aelter und wahrscheinlich echt antik, aus Themistocles' Zeit, sind die niederen Thürme zu beiden Seiten. „Hier denn also," dachte ich, stehend vor dieser Stätte, „hier ging einst der Festzug mit dem heiligen Wagen zum Parthenon hinauf . . . —" Von diesem Thore nämlich beginnen die Stufen, und in ihrer Mitte ein gerillter Fahrweg, die alle drei mit einander aufwärts unmittelbar zu den Propyläen führen, zwischen und unter welchen letzteren dann wieder bekanntlich der gleiche genial-überdeckte Aufgang sich fortsetzt: ein wunderbares Architecturwerk, — Prachteinfahrt zum mauerumthürmten Prachtsteingehege des heiligsten Raumes der Baukunst; ein Marmortraum das Ganze, wie kaum nur davon in seiner abweichenden Art der Dogenpalast auf dem Markusplatz einen schwachen Abglanz gewährt. Was sonst auf Erden wagt den Vergleich mit diesen zwei Architectur-Allerheiligsten?

Aber heutzutage kann man leider dies Beulé'sche Thor nicht, als Privatmann, durchschreiten und muß mit stiller Entsagung daran vorüber sich um den Felsberg herum weiter hinauf im Fahrweg durch den tiefen Staub winden. Kaum sieht man schwach die obersten Theile der Propyläen über das Gemäuer ragen und verspart sich lieber den Genuß des vollen Anblicks auf die kurze Strecke, die noch übrig bleibt. So gingen denn auch wir, leicht getröstet und erfüllt von der Ahnung des nächsten Augenblicks, durch die abendlich rosige Beleuchtung der marmornen Giebelschönheiten, doppelt hoffnungsfroh gestimmt, links vom Beuléthor uns wendend, höher hinauf und standen nun endlich vor dem Halteplatz der Wagen, in denen verwöhnte Gäste des Heiligthums herangefahren kommen.

Da ist ein alter gewölbter Gang wie unsere jetzigen dunklen

Festungswallthore. Hier durchgeschritten naht man dem barackenartig plumpen Holzvorbau. Ihn verschließt ein Bohlenthorweg, an dessen Lattenwände man pochen muß, um die drinnen stationirten Invaliden herbeizurufen. Sie kommen, öffnen das hölzerne Gitterpförtchen; man sieht noch einmal rechts in die abend=umdunkelte Ebene hinab — auf die Reste des Theaters, das Curtius bloßlegte; des Odeires, das Demetrius Phalereus als Monument seiner Gattentreue schuf und an welchem jetzt auch eine Marmortafel zum Monumente für die Feldherrntreue des tapfern Philhellenen Fabvier dient, dieses echtantiken herrlichen Franken! Dann, nachdem die Wächter unsere Ministerialpapiere geprüft und im Vertrauen die Mittheilung erhalten, daß heut Nacht die Ephoren des Parthenon selbst als Festgäste heraufkommen, treten wir ein in den häßlichen Zwinger am Fuße der eigentlichen hohen Burgmauer. Links im niedrigen Blockhaus neben der Gitterpforte garnisonirt in zwei Stübchen die Invalidenwache. Festung aber ist Gottlob die Akropolis nicht mehr — sondern, was sie bleiben soll, hoffentlich bis ans Ende der Menschheit: Museum.

Auf dem ganzen Zwingerhofraum lehnen und stehen ringsum Reliefs, Marmorwerkstücke, Bildsäulenfrusta, in zahllosen Massen; meist regellos, ja liederlich, umhergeworfen; bisweilen auch ganze Säulenknäufe und Kapitältrümmer, Architrav= und Friesreste aller Art.

Vereinzelt nur sind größere Statuentorsi, die Mehrzahl birgt ein Gipser=Holzschuppen neben dem Blockhaus. Draußen ist nur ein archaisches Sitzbild der Pallas, Phrasikleia's Grabstein, das Relief einer den Wagen besteigenden, den Lebens=Abschied vom Gatten nehmenden Frau u. a. m. Aber unendlich rührend ist es, erblickt man hie und da verlorene schöne Glieder, umlockte Marmorschultern, edle Wangen und Stirnen im Staube liegend. —

Alles Dies bildet ein wehmüthiges Ganze, begrenzt und abgeschlossen von der hohen Burgmauer vor uns. In ihr läßt wieder eine unansehnliche Pforte uns durchschlüpfen — und nun mit einem Male sieht man das Heiligthum vor sich.

Es ist ein weiter geneigter Plan: Der lebendige Fels in Stufen gehauen, die mit Marmor belegt sind, und in deren Mitte, frei, unbekleidet, der geriefte Fahrweg heraufkommt.

Links vom Eingang, durch den wir bezaubert entzückt hereinschritten, erkennt man weiter unten von Neuem das auf dem Herwege schon von außen gesehene immer verschlossen gehaltene Beuléthor: rechts oben erblickt unser begnadigtes Auge die — — Propyläen! —

Sie sperren hoch droben quer den breiten Aufgang ab, mit ihrer ganzen schimmernden Länge.

Ihre Beschädigungen, die man zuerst kaum wahrnimmt, beeinträchtigen keineswegs den imposanten Anblick des Einzig=Einen, das es auf Erden giebt, des unbeschreiblichen Bauwerks.

Was hülfe es, in Bild oder selbst Modell das Wunder zu malen? — in Worten wäre es an sich unmöglich! — — Immer bleibt der Eindruck des ruhig Erhabenen, alle Gedanken und alle Empfindung Befriedenden, jeden Wunsch und Traum Erfüllenden nur in der Wirklichkeit selbst erreichbar. Dieser Eindruck aber wirkt mit so vergleichungsloser Gewalt, daß die stille Hoheit des weiten Marmor-

säulenthores nur gesagt, nur einfach ausgesprochen, niemals geschildert werden kann.

Man sieht und fühlt — die Empfindung aber schweigt. Es ist ein seliges Genügen, eine Selbstvergessenheit. Die tiefe Stille des Heiligthums befängt mit Allgewalt die Seele. Nur geheimnißvoll seltsam durchsummt die unbewegte Luft ein unerklärbares dumpfes und fernes Sausen. Es ist, wie der sich mählich zum Bewußtsein wieder sammelnde Geist wahrnimmt, das Stimmengewirr der abendlich belebten Stadt, die man nicht sehen kann, die aber wie ein weit entlegenes Meer — halb säuselnd, halb dunkel wogend — unten tief zu hören ist.

Wie feierlich klingt diese fern herüberwehende leise Harmonie zu uns empor! Gleichwie von schwach ertönenden Aeolsharfen durch die stille regungslose Luft dahergetragen, erinnert nur sie uns an das Vorhandensein einer lebenden Menschenwelt da unten; hier aber umfängt uns das Geisterreich einer gewesenen, ohne Laut und ohne Nachhall verklungenen Menschheit. Unsere Seele wird der Erde entrückt.

Wir sind allein zu Drei in der Vorhalle des Ewigen, Unaussprechlichen.

Niemand wagt es, ein Wort zu reden.

Ist dieses das Sein der Dante'schen Paradieses-Angehörigen?

„Still aufschauend ungeblendet
Nach der Sonne aller Sonnen! —"

Wir stehen lange wie festgebannt.

Ein Wagen ist in weiter Ferne zu hören; bald noch einer.

Allgemach erinnern wir uns wieder des Ortes, der Zeit.

Wir setzen, wie zurückgerufen aus dem Schauen übersinnlicher Schönheit, wieder zögernd unsern Fuß zurück in den Vorraum des mittelalterlich rohen und plumpen Hofgemäuers.

Die irdische Gegenwart nimmt wieder ihr Recht in Anspruch.

Wir lassen durch Invaliden unsre, den Dienerinnen abgenommenen Körbe hinauf in den Parthenon tragen und verabschieden mit Kallinychtha (gut' Nacht!) die Mägde.

(Fortf. folgt)

Neue Bücher.

Gneist, Prof. Rud., zur Steuerreform in Preußen. Berlin, Springer. (0,60 M.)
Rénan, Ern., L'église. Leipzig durch Brockhaus. (7,50 Frs.)
Baumann, F. L., Akten zur Geschichte des deutschen Bauernkrieges aus Oberschwaben. Freiburg, Herder. (6 M.)
Chanson de Roland. Nach der Oxforder Handschrift herausgeg. von Th. Müller. 1. Thl., Göttingen, Dieterich. (7 M.)
Vignoli, Tito, Della legge fondamentale dell' intelligenza nel regno animale, saggio di psicologia comparata. Leipzig, durch Brockhaus. (5 Frs.)
Röttger, Rud., Deutscher Schwerspath. Satire aus der Gegenwart. Mainz, Diemer. (2 M.)
Fischer, Kuno, Geschichte der neuen Philosophie. VI. 2: Schellings Lehre. Heidelberg, Bassermann. (11 M.)
Albrecht von Haller. Denkschrift der Säcularfeier-Commission. Bern, Haller. (4 M.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. | Berlin, 18. Januar 1878. | Nr. 3.

Eigenthum und Erbrecht.

Deutsche Zeit- und Streitfragen, herausgegeben von Fr. v. Holtzendorff. Heft 96: Eigenthum und Erbrecht, von Dr. H. v. Scheel. Berlin, C. Habel.

H. v. Scheel gehört mit zu den Gelehrten, welche der „Staatssocialismus" des Hrn. Pastor Todt als die seinigen proclamirt hat — schon aus diesem äußerlichen Grunde griffen wir nach seiner neuesten kleinen Schrift. Denn es ist überaus lehrreich, die Herren am Werke zu sehn. Als wenn mit Einem Schlage das böse Gewissen der ganzen heutigen Gesellschaft wachgerufen worden wäre, so hasten und wirren sie unter einander und suchen nach dem Loosungsworte das undeutlich genug wäre, um Jedem als das seine zu klingen. Und ihre praktischen Versuche gar! Es zeugt ja von löblichem Eifer, wenn ein Berliner Hofprediger sich einer socialdemokratischen Arbeiterversammlung aussetzt und sie hat es ihm dadurch gelohnt, daß sie ihn ungestört ausreden ließ. Aber wie sollte denn auch nur von der entferntesten Möglichkeit eines Verständigens die Rede sein, wenn der Herr Hofprediger aus dem pathetischen Worte, mit dem sein Nach- und Gegenredner alle Klerisei verabschiedete („Fort mußt Du, Deine Uhr ist abgelaufen") ein paar Tage später, nach hoffentlich ruhiger Erwägung, nichts Geringeres als eine Drohung mit Mord heraushört. Wobei er denn freilich der Nationalztg., der er sein Leid anvertraut, nicht hätte verschweigen sollen, daß er, nach correcter Auslegung des Citates, diesen Mord nicht anders als durch Flitzbogen zu erwarten habe und erwarte. — Zum Hauptrüstzeug in diesem Kampfe aber ist ein Mann ausersehen, den der „Staatssocialist" in seiner Nr. 2 also feiert: „Der socialdemokratische Agitator Emil Grüneberg ist aus einem wüthenden Christenhasser ein begeisterter Christenapostel geworden und Andre werden mit Naturnothwendigkeit folgen. Grüneberg war 8 Jahre hindurch Wanderagitator der Socialdemokraten in Süddeutschland und verbüßte davon 4 Jahre im Gefängniß. Er raste und tobte in zahllosen Volksversammlungen gegen Christenthum und „Pfaffenthum." Heute betet er mit Inbrunst zu dem Gotte, den er früher leugnete und lästerte. Er eifert nicht mehr gegen das Evangelium, sondern verkündet es bereits Andern. Derselbe Mann, der vor Jahresfrist haßerfüllte Mengen fanatisirte, steht jetzt allsonntäglich unter einer frommen Kinderschaar um ihnen das Wort Gottes zu lehren.

Viele Jahre hindurch war er der Schrecken seiner frommen Frau. Wenn er in der Nacht mit heißem Kopfe aus den Volksversammlungen kam und sein armes Weib in der Bibel lesend auf ihn wartete, erregte dieser Anblick seinen Zorn. Er fluchte auf das Bibellesen und warf das gehaßte Buch gegen den Boden. Heute wohnt in seiner ärmlichen Stube wenigstens der Friede. Er wehrt Keinem der Seinigen mehr das Beten. Im Gegentheile, sein ältester Sohn, ein Schlosserlehrling, ist im Begriff die Missionsschule zu beziehen um Missionar zu werden. Dabei ist die Pauluskraft nicht in ihm erloschen. Er rüstet sich zu einem Agitationsfeldzuge für den neu gegründeten Centralverein für Socialreform. Die leidenschaftliche Hingabe an die Interessen seiner Mitbürger aus dem Arbeiterstande ist die alte geblieben, ja sie ist durch das Erwachen der religiösen höchsten Seelenkraft gewachsen." — Ganz erfrischend weht durch diesen Lobgesang ein Marpinger Wind — wollen abwarten, wie er in den weiteren Strophen blasen wird.

Auf diesem Wege und unter solcher Hilfe wird sich — das möge der Herr Hofprediger Einem glauben, der die Berliner zu kennen meint — für die Agitation seines Vereins bald nur noch jenes eigenartige Interesse finden, das früher für kurze Zeit das Auftreten des „Bruder Miericke" begleitete. Kommt dann, wie ja bei der Einführung von Kirchensteuern zu erwarten steht und auch schon angekündigt ist, von socialdemokratischer Seite eine Agitation für den Massenaustritt aus der Kirche, so wird von den conservativen Kreisen her, welche diese ganze Bewegung als ein unnützes Spielen mit Pulver betrachten, jeder derartige Austritt auf das Conto des Vereins für Socialreform und seines ungeschickten Gebahrens geschrieben werden und dann kommt sicherlich bald von wohlmeinender aber maßgebender Seite der Rath an die Herren, sich des bedenklichen Experimentirens fürder zu enthalten.

Das aber würde, wie wir schon früher entwickelt, uns leid sein. Wir wünschen, daß die Idee des Socialismus sich naturgemäß entwickle, das heißt, daß in den Köpfen der Menschen vorgearbeitet sei, ehe man an die Ausführung im Großen denkt. Glauben die Einen und die Andern, aus der alten Gesellschaft gewisse religiöse oder politische Vorbedingungen herüberretten zu können, so legen wir auf die Bekämpfung solcher Nebendinge kein unnütz Gewicht: „wenn der Schnee schmilzt, wird sich's finden" — oder mit hinweggeschmolzen sein. Eine sehr energische geistige Arbeit ist dazu erforderlich, die neue Weltanschauung zunächst greifbar und gegen den Widerspruch gerüstet zu construiren, die Arbeit hat bis jetzt auf den Schultern Einzelner, Vereinzelter geruht, sie muß von der Gefahr einseitiger Leistung und Abirrung befreit werden, die Sache Aller soll von Allen ins Werk gesetzt werden. Wenn ein starker sittlicher Muth, ja selbst eine wohlgezügelte Kraft der Einbildung dazu gehört, mit Traditionen des alten Lebens reinen Tisch zu machen, die unter die unerschütterlichsten ja „heiligsten" gerechnet wurden, so ist es auch nützlich und für die Schwachen im Geist nothwendig, daß die neue Lehre sanft auftrete, daß sie Anknüpfungen da suche, wo nicht das gereizte Eigeninteresse sofort grimmig wider sie auffährt, daß sie auch das kleine Zugeständniß achte und darauf weiterbaue.

Diese Tugend, diese — um mit dem Gr. Eulenburg und dem Großherzog von Mecklenburg zu reden — „Eleganz" besitzt Hr. v. Scheel

in hohem Grade, über die erschrecklichsten Dinge weiß er eine wohlgesittete Diskussion einzuleiten, iu der er dann den Leser allein weitergehn und „schuldig werden" läßt. Diese Meisterschaft, die ihn seinen „staatssocialistischen" Freunden, zumal denen von der Kanzel, sehr theuer machen sollte, beweist er wieder in der vorliegenden Schrift. Unschuldsvoll beginnt sie:

„Die Zeit- und Streitfragen, welche wir „sociale" zu nennen pflegen, gehen ihrem wirthschaftlichen Bestandtheile nach auf in die Frage nach der Ordnung des Eigenthums, d. h. der Abgrenzung der wirthschaftlichen Befugnisse der Einzelnen, anderen Einzelnen und der Gesammtheit gegenüber. Das Wesen des Eigenthums deutlich zu erfassen ist also gleichbedeutend mit einem wichtigen Schritt zur Erkenntniß der socialen Fragen, deren Lösung im Interesse der friedlichen Fortentwickelung der gesellschaftlichen Zustände uns Allen am Herzen liegen muß.

Nun möchte es zwar scheinen, daß über den Begriff des Eigenthums, die Nothwendigkeit dieses Instituts und den Umfang dieses Rechtes Zweifel schon längst nicht mehr obwalten könnten. Denn, was Eigenthum ist, weiß jedermann; die Juristen haben es längst festgestellt, und zum Ueberfluß streiten sich die Philosophen darüber herum, ob die Begründung des Eigenthums in der Persönlichkeit des Menschen, in der Arbeit, im Gesetz zu suchen oder ob es, als für die Cultur unentbehrlich, schlechtweg als gegeben, als Forderung der Vernunft, anzunehmen sei.

Nun wohl; die Einrichtungen, welche wir mit dem Namen „Eigenthum" und, als zu diesem unmittelbar gehörig, „Erbrecht" bezeichnen, sind unzweifelhaft die nothwendigen und natürlichen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft. Sie sind so nothwendig und natürlich für den sozialen Menschen, wie Luft und Licht für den physischen Menschen. Denn, damit eine höhere Cultur sich überhaupt entwickeln kann, ist es gewiß unentbehrlich, daß die Befugnisse der Mitglieder einer Volksgemeinschaft über die Sachgüter, von denen sie leben, geordnet und geregelt seien: daß insbesondere die Vertheilung dieser Güter unter die Lebenden, sowie die Neu-Vertheilung derselben bei Todesfällen nach zum Voraus festgesetzten, allgemein gültigen Grundsätzen vor sich gehen. Es würden ja sonst Unsicherheit und Streit jeden Fortschritt fortwähreud hemmen.

In diesem Sinne sind Eigenthum und Erbrecht, wie man zu sagen pflegt: „natürliche" und nothwendige Einrichtungen. Dennoch aber ist es ein bedeutender Irrthum, obgleich ein nicht nur sehr häufiger, sondern fast allgemein verbreiteter Irrthum, anzunehmen: es seien gerade das Eigenthum, gerade das Erbrecht, die wir anerkennen, in deren Formen wir leben, nothwendig oder einzig gerechtfertig.

Allerdings wird es uns sehr schwer, uns in die Vorstellung hineinzudenken, daß auch noch andere Formen des Eigenthums und Erbrechts wie die unseren nicht nur vorhanden seien, sondern daß sie sich auch mit einem gesitteteu menschlichen Dasein, ja vielleicht mit größerem Wohlbefinden als dem bei uns durchschnittlich vorhandenen vertragen. Wir sind ja im Allgemeinen gewohnt, unsere Eigenthumsordnung ohne weiteres Nachdenken als grnndlegende Bedingung unseres Lebens, ja des menschlichen Lebens überhaupt hinzunehmen, wie die Luft die wir athmen, das Wasser welches wir trinken; — wenn nicht zufällig das eine oder

das andere durch ungewohnte und unbehagliche Eigenthümlichkeiten unsere Kritik wachrufen.

Wie sehr dies der Fall ist, wie sehr wir in der Vorstellung unseres Eigenthums d. i. des Privateigenthums in seiner jetzigen Entwickelungsstufe, befangen sind, läßt sich leicht an einem Beispiel zeigen. Bekanntlich beschuldigt man die „Kommunisten“ oder auch, was für das große gebildete Publikum so ziemlich dasselbe ist, die Socialdemokraten, sie wollten das Eigenthum d. h. unser Privateigenthum zerstören, und zwar dadurch, daß sie auf „Theilung“ ausgingen. Ja wir finden wohl selbst in wissenschaftlich sein-sollenden Schriften die alberne Anekdote von Rothschild wiederholt, der einen „Kommunisten“ damit abfertigte, daß er ihm den auf desselben Antheil fallenden Theil seines Vermögens im Betrag von zwei Gulden einhändigte und dadurch den „Kommunismus“ praktisch widerlegte. Man kann sich also so wenig in eine andere Form des Eigenthums als die uns bekannte und geläufige hineindenken, daß man den Kommunisten, d. h. denjenigen, die Gesammteigenthum — wie der Name deutlich sagt — wollen, nichts schlimmeres nachzusagen weiß, als daß sie für sich Privateigenthum erwerben, also unsere Eigenthumsordnung conserviren wollen. Der Begriff Eigenthum wäre danach völlig gleich dem des Privateigenthums.

Wie tief diese Vorstellung wurzelt, zeigen uns ferner die bekannten Redewendungen über die „Heiligkeit des Eigenthums“, von welcher man in dem Sinne spricht, daß das Privateigenthum, wie es jetzt bei uns besteht, also: die Befugniß des Gebrauchs und eventuell Mißbrauchs einer Gütermenge durch eine bestimmte Person, in dem Umfange wie er gegenwärtig ihr durch die Gesammtheit zugebilligt und verbürgt wird, nicht nur als ein „natürliches“, sondern gleichsam als ein von Gott selbst gesetztes Recht gehütet werden müsse. Wir finden es ferner z. B. ganz selbstverständlich und „naturgemäß“, daß Jemand ein Testament, vielleicht zu Gunsten eines entfernten Verwandten macht, oder daß ein solcher entfernter Verwandter, der den Erblasser vielleicht nie gekannt hat, durch gesetzliche Erbfolge in eine Verlassenschaft eintritt; während man so etwas zu andern Zeiten für ganz naturwidrig gehalten hat, und vielleicht wieder einmal halten wird; anderwärts noch halten würde.

Solches ist nun aber eine beschränkte, einseitige Anschauung, die uns überall in der Beurtheilung sozialer Verhältnisse und Forderungen hemmt. Nicht etwa, als ob wir den letzteren, den sozialen Reformbestrebungen uns ohne Weiteres hingeben, uns die Ersetzung unserer Form von Eigenthum und Erbrecht durch eine neuere willig gefallen lassen müßten. O nein! Aber was wir vor allen Dingen und für alle Fälle erstreben sollten, ist ein unbefangener Standpunkt für die Beurtheilung sozialer Fragen. Nur dieser kann uns vor falschen Schritten und unliebsamen Ueberraschungen bewahren; und uns zugleich ein Urtheil ermöglichen, wo und wie weit wir sozialen Forderungen nachgeben dürfen.

Uns solchen Standpunkt in der vorliegenden Frage anzueignen, dafür ist die Vorbedingung, daß wir erkennen, wie die gegenwärtig bei uns anerkannten Formen von Eigenthum und Erbrecht nicht nur keine zu allen Zeiten und überall anerkannten, sondern verhältnißmäßig junge, sowie auch wandelbare sind. Vielleicht können wir dann auch zugeben, daß sie zum Theil sogar wandelungsbedürftige sind.

Wenn der Leser den vorliegenden Erörterungen, welche dieses zu zeigen beabsichtigen, folgt, so hat er nicht zu fürchten, dabei mit sozialistischen — privat- oder staats-sozialistischen — Umsturzplänen geängstigt zu werden. Der Grundgedanke, von dem sie ausgehen, nämlich: daß Eigenthum und Erbrecht etwas geschichtlich entwickeltes und entwicklungsfähiges seien, kann von der Wissenschaft nicht verkannt werden, und kommt — entgegen der früheren naturphilosophischen Betrachtungsweise — immer mehr zum Durchbruch; ja selbst die Reformbedürftigkeit ihrer modernen Gestaltung — eine Frage, die hier hinter dem Nachweis der Reformfähigkeit zurücktreten soll — und zwar Reformbedürftigkeit im Sinn einer Beschränkung der individuellen Willkür, einer Verengerung des Privateigenthums, in dem das Privaterbrecht inbegriffen ist, zu Gunsten des Gesammteigenthums, wird nicht nur etwa von sogenannten Kommunisten und Sozialisten gefordert, sondern von Männern der Wissenschaft anerkannt, welche der „liberalen", also von Umsturz und Extremen weiter als jede andere entfernten Richtung unbestritten angehören."

Verf. geht nun zu der Beweisführung, daß unsre heutige Eigenthumsordnung durchaus keine natürliche, d. h. mit der Persönlichkeit des Menschen unzertrennlich verbundene sei. Eine Eigenthums- und Erbordnung allerdings müsse sich bei den Menschen von dem Momente an, wo sie Heerdenthiere, d. h. sociale Wesen waren, herausgebildet haben, und naturgemäß zuerst am beweglichen Eigenthum, weil ein Zusammenleben eben nur darauf beruhen konnte; aber nach den spärlichen und unzuverlässigen Nachrichten über die „wilden" Völker jetziger und früherer Zeit sei es wahrscheinlich, daß die Verfügung der Inhaber, wenigstens über das als Productionsmittel Anzusehende, keineswegs eine unbeschränkte war, sondern daß der Stamm, die weitere Familie, ausgedehnte Ansprüche dabei hatte. Ein kleiner Seitenhieb auf den Modesport unsrer heutigen „wissenschaftlichen" Reisen tritt hier als Wort zu rechter Zeit, aber kaum zu richtigen Ohren auf. Noch klarer beweisbar sei bei Grund und Boden, daß derselbe ursprünglich Gemeingut war. Gewaltthat der Mächtigen, Lehnswesen, das römische Recht endlich, haben den alten Zustand mehr und mehr zerstört, bis endlich „die doctrinäre Gesetzgebung der sogenannt liberalen Volkswirthschaftsschule mit ihren, in vielen Beziehungen ja nützlichen Reallasten-Ablösungen, Gemeinheitstheilungen u. s. w. die letzten Reste der alten Eigenthums-Verfassung vernichtet, so daß selbst leider der Wald, der am längsten der Begierde des modernen Bürgers zum „Theilen" widerstanden hatte, meist dem Privateigenthum zum Opfer fiel. Daß grade dieses Theilen vielfach zum Schaden der Gesammtheit umschlug, der nun durch Waldschutzgesetze, kostspielige Aufforstungen und andere Maßregeln aus den Taschen der Steuerzahler, so weit möglich, wieder gut gemacht werden muß, ist männiglich bekannt."

Nur das alternde Reich der Chinesen weise Zustände auf, die den Formen des Grundeigenthumes bei uns verwandt seien, während in Europa selbst zwei mächtige Formen des Gesammteigenthums sich ausgebildet hätten, in Rußland der Agrarcommunismus der Dorfgemeinden, in den südslavischen Ländern der Hauscommunismus.

Sei damit erwiesen, daß das Privateigenthum in seiner heutigen Form ein geschichtlich entwickeltes sei, so folge daraus, daß es auch

weiterer Entwicklung anheimfalle. Hier — fährt der Verf. fort — „soll nur versucht werden, im Allgemeinen auf den Zusammenhang der bei uns gegenwärtig herrschenden Form von Eigenthum und Erbrecht mit der Gestaltung unserer wirthschaftlichen Verhältnisse durch eine vergleichende Beleuchtung der Wechselbeziehungen der beiden Hauptformen des Eigenthums in ihrer vollen Ausbildung: des Privateigenthums und des Gesammteigenthums mit den gesellschaftlichen Zuständen aufmerksam zu machen.

Vorerst können wir einerseits für die Gesammt-Eigenthums-Ordnung feststellen, daß je reiner diese ausgebildet, desto mehr sie Hand in Hand gehen muß mit wirthschaftlicher und socialer Gleichheit. Ganz allgemein auf ein Volk ausgebreitet, wird sie auch die demokratische Staatsform zur Begleiterin haben, weil diese aus der Gleichheit der Genossen hervorgehen muß und auch nur auf ihr dauernd beruhen kann. — Ob dieser Zustand überhaupt und ob er für unsere eigenen Verhältnisse wünschenswerth sei, darüber haben wir hier durchaus nicht zu sprechen. — Erstreckt sich das Gesammteigenthum jedoch nur auf einen wenn auch bedeutenden Bruchtheil des Volks, so sind dann freilich wesentlich andere politische Einrichtungen, sogar Leibeigenschaft damit verträglich, wie das Beispiel Rußlands bis 1860 beweist. Auch Indien zeigt, daß die despotische Staatsform sich mit gewissen Formen des Gesammteigenthums verträgt.

Das Gesammteigen verträgt sich ferner, da ja verschiedene Antheils- und Vertheilungs-Systeme am Gesammtgut möglich sind, mit einiger Ungleichheit der Genossen, während allzu starke Ungleichheiten diese Ordnung nothwendig sprengen müssen, so daß dann entweder allgemein Privateigenthum oder die Beschränkung der übrig bleibenden gemeinwirthschaftlichen Einheiten durch mächtige Einzel-Eigenthümer entsteht.

Vom Gesammteigenthum unzertrennlich ist auch die Ausbreitung eines ziemlich gleichmäßigen Wohlstandes unter den Genossen und das Fehlen des Proletariats, weil ja eben Besitzlose nicht vorhanden sind. — Wenn man hierbei darauf hinweisen wollte, daß der Volkswohlstand bei denjenigen Völkern, wo das Gesammteigen vorherrscht, z. B. den Slaven, eine geringe Stufe des Volksreichthums, d. h. der Fülle und Mannigfaltigkeit der Genußmittel zeigt, so wäre gegen die Behauptung der Thatsache selbst nichts, wohl aber dagegen etwas einzuwenden, wenn man dieselbe für eine Folge des Gesammteigenthums halten wollte; denn man kann als Gegensatz auf andere, sogar auf derselben Nationalität angehörige Wirthschaftskreise hinweisen, welche zwar unter der Herrschaft des Privateigenthums, aber auf keiner höheren geistigen und wirthschaftlichen Kulturstufe stehn. Auch kann in keiner Weise erwiesen werden, daß zweckmäßige Formen des Gesammteigenthums den Kulturfortschritt ausschließen.

Dem gegenüber ist nun mit der Privateigenthums-Ordnung zunächst gegeben die Möglichkeit sehr erheblicher Ungleichheiten wirthschaftlicher und gesellschaftlicher Natur unter den Einzelnen. Ebenso wird die politische Unfreiheit erst mit ihr denkbar, wenn auch keinesfalls nothwendig. Denn erst in ihr kann ein Einzelner oder eine Minderheit — welche über großen Besitz selbstständig gebieten — auf Grund wirthschaftlicher Kraft so mächtig werden, um auf dieselbe gestützt die Füh-

rung in öffentlichen Angelegenheiten den Anderen aufzuzwingen, mögen diese nun im Privat- oder Gesammteigenthum leben; wie wir auch andererseits in der Geschichte unserer Völker sehen, daß die durch irgendwelche Umstände erlangte Uebermacht Einzelner in öffenlichen Angelegenheiten zur Auflösung des gemeinwirthschaftlichen Zustandes und zu Privateigen führt.

Ferner darf man behaupten, daß durch die Herrschaft des Privat-Eigenthums möglich werden zwei Erscheinungen, welche zugleich Bedrohungen derselben werden: die Eigenthumslosigkeit und die Uebervölkerung.

Weiter noch müssen wir als eine Eigenthümlichkeit der Privateigenthums- der Gesammteigenthums-Ordnung gegenüber die hervorheben, daß hier der einmal erlangte Antheil des Einzelnen am Volksvermögen nicht in der Weise gesichert ist, wie dort. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Chancen zu Gewinn und Verlust des Eigenthums um so größer sind, je absoluter das Verfügungsrecht des Einzelnen innerhalb seiner wirthschaftlichen Sphäre sich geltend machen kann, d. i. je schroffer das Privateigenthum ausgebildet ist. Während das Gesammteigenthnm nicht ohne große Stetigkeit des Erwerbslebens bestehen bleiben kann, ermöglicht jenes große Mannigfaltigkeit, Lebhaftigkeit, Schwankungen desselben, für den Einzelnen wie im Ganzen; natürlich ebenso im ungünstigen wie im günstigen Sinne.

Hiermit im Zusammenhange steht eine weitere Consequenz für das Privateigenthum. Aus verschiedenen Gründen nämlich, die zu erörtern hier zu weit führen würde, gilt die Regel, daß bei gleicher Freiheit und Intelligenz der Bewirthschaftung ein größeres Kapital billiger, d. h. mit mehr Reinertrag bearbeitet wird als das entsprechend verwendete kleinere. Natürlich ist diese Regel nur bis zu gewissen Grenzen, die von der Art des Kapitals abhängen, gültig. Wo sie es aber nicht mehr ist, da fällt der Umstand in's Gewicht, daß der Besitzer eines großen Kapitals sich mit einem kleineren Reinertrag begnügen kann als der kleinere Besitzer, wenn den Lebensansprüchen beiderseits genügt werden soll. Darum nun steigt mit der Freiheit des Privateigenthums die Wahrscheinlichkeit der Erhaltung und Vermehrung zu Gunsten der großen Antheile am Volkskapital. Das ist aber gleichbedeutend mit einer Konzentrirung des Vermögens in eine immer kleinere Anzahl von Händen, mit einer Zunahme der Unterschiede in der wirthschaftlichen und daher auch in der allgemeinen gesellschaftlichen Lage der Bevölkerung. Man kann also auch sagen: mit der Ausbildung des Privateigenthums, der zunehmenden Unumschränktheit desselben, wächst die Möglichkeit der Vernichtung, aber auch der Vergrößerung und zugleich der Konzentrirung des Eigenthums.

Endlich ist noch eine Besonderheit der Privateigenthums-Ordnung, die erst in dieser denkbar ist, hervorzuheben, nämlich die Möglichkeit, daß ein Theil der arbeitsfähigen Bevölkerung ohne Arbeit von einem Einkommen lebt, welches ihm nur auf Grund seines Eigenthums, als Rente, zufließt; was zugleich eine Entwickelung der Kreditwirthschaft voraussetzt, welche es Unternehmern ermöglicht, mit fremdem geborgten Kapital zu arbeiten; da ja die Zinsen, welche Jene beziehen, vorerst

durch die Unternehmer als neue Güter geschaffen sein, den Ertrag irgend einer Unternehmung gebildet haben müssen."

Bei diesem Satze, der sich höflichst dem eignen Nachdenken des Lesers empfiehlt, bricht der Verf. ab, um noch kurz seine Wünsche in Bezug auf Reform des Erbrechtes zu skizziren. Sie beschränken sich bescheiden auf die Beseitigung des Intestat-Erbrechtes für Verwandte entfernten Grades.

Die Arbeit hat ihren Zweck — als Vortrag — gewiß erfüllt, sie hat die zu Bern im Saale des großen Rathes versammelte hochansehnliche Gesellschaft für eine Stunde lehrreich unterhalten, ohne unter der Westentasche des etwa mitanwesenden Schweizer Millionärs ein unbehagliches Gefühl zu erregen. Beim Nachhausegehn ist er aber doch ungewöhnlich zerstreut gewesen.

Pariser Briefe.

XVI.

Paris, 14. Januar. Es scheint doch etwas Richtiges an der Sage vom klimakterischen Charakter des siebenten Jahres zu sein. Sehen Sie Deutschland: Die fünf Milliarden aufgegessen, der Enthusiasmus verflogen, der Culturkampf in polizeiliches und noch unterpolizeiliches Fahrwasser gerathen, die kleinen Regierungen intrigant und störrisch, die große vom Ministerverbrauch geschwächt, die Bigotterie in den „maßgebenden Kreisen" überhandnehmend, die Krisis permanent! Unter solchen Auspizien marschiren wir in das achte Jahr hinüber; ist das nicht eine Wendezeit? Freilich kann man schon den sieben fetten Kühen alle Rippen zählen, aber wenigstens waren sie nicht stößig; dürfen wir auch von den kommenden ein gleich-civilisirtes Verhalten erwarten? Es sieht nicht darnach aus. Das Gewitter, das sich um das Goldene Horn zusammenzieht, verheißt uns schlimme Dinge. Die europäischen Panzerflotten haben sich in den Dardanellen nicht angekündigt, um sich gegenseitig mit Confetti zu bewerfen, und besonders England hat es, wie die Grille in der Fabel, jetzt ganz besonders eilig, seine Macht zu entfalten. Es wird dazu schwere Opfer bringen müssen, die es sich hätte ersparen können, wenn es nach den Siegen der Türken bei Plewna sofort intervenirt hätte. Dies war ein Gebot praktischer Politik und zugleich, was auch seine und unsere Liberalen dagegen vorbringen mögen, eine Frage der Humanität, die man nur verneinen kann, wenn man von vornherein annimmt, daß nur Christen Schonung verdienen. „Menschenopfer ohne Zahl" läßt sich das Christenthum am Balkan darbringen, und die Nationalliberalen erklären das deutsche Reich für solidarisch mit dem Opferpriester. Begreifen sie wirklich nicht, daß diese Solidarität die Anerkennung der Mitschuld, also die Selbstverurtheilung einschlösse? Vielleicht halten sie am Ende Kurzsichtigkeit und ein coeur leger für Beweise von Regierungsfähigkeit. Soyez-le! würde Hr. Joseph Prudhomme sagen. Nachdem man dem Kaiserreich Alles nachgemacht hat, warum nicht auch noch die liberale Ollivier-Aera?

Auch die schönen Tage der gemäßigten Republik, die beiläufig sehr häßlich waren, sind vorüber. Gambetta, der früher einmal den Wagen schob,

bremst heute aus Leibeskräften; aber was hilft das Bremsen, wenn es bergab geht? Man sieht ordentlich zu, wie sich ein Umschwung vollzieht, wie in den Massen die vor sieben Jahren so tief in den Schmutz getretenen „subversiven Gedanken“ wieder heraufkommen, blanker als zuvor. Beachten Sie doch den Triumph, den die militärische Zuchtlosigkeit, die virtuelle Insubordination, mit dem Ehrendegen Laborderes und mit der Absetzung des Generals Ducrot erzielt hat! Die Intelligenz der Plempe amtlich anerkannt, durch Dekret gutgeheißen! Was hat die von Thiers bei einem Theil der Armee eingeführte fünfjährige Dienstzeit genützt? Sie hat ihren Zweck verfehlt, denn Milizen und Nationalgarden könnten nicht bedenklicher für die Sache der Ordnung sein. Unter diesen Umständen können Sie sich darauf gefaßt machen, daß weder die Kammer noch der durch die Gemeinderathswahlen gründlicher als man denkt erschütterte Senat viel gegen den Antrag Laisant einwenden wird. Die jetzige vierfach verschiedene Vertheilung der Kriegspflicht auf Fünfjährige, Einjährige, Halbjährige und ganz Freie verletzt den französischen Gleichheitssinn, und die Geldersparniß ist bei einem Budget von drei Milliarden nicht zu verachten. Die Verminderung der Militärausgaben wird vielleicht mit der Zeit noch für eine „konservative Idee“ erklärt werden, und das ist sie auch, verglichen mit der Forderung anderer Streichungen, z. B. des Präsidentengehalts, der Bisthümer und vor Allem der Rentenverzinsung. Dieses letztere Postulat, unstreitig von revolutionärstem Charakter, weil von ansteckendstem Beispiel, ist von Hubbard, einem der neugewählten Stadtvertreter aufgestellt worden, welcher aus der Geschichte des „Grand livre“ nachweisen will, daß der Staat seinen Gläubigern keinen Centime schuldet. Auf jeden Fall schuldet er anderen Leuten, die keine Obligationen besitzen, viele Dinge, die er nicht leisten kann, weil er jährlich 1100 Millionen Frcs. Zinsen an die Rentner zahlen muß. Vielleicht läßt sich ein modus vivendi finden. Wenn die Inhaber von Staatspapieren wüßten, auf wie schwachen Füßen ihr Recht ruht, d. h. wie wenig Gewalt sie zur Erzwingung desselben haben, so würden sie wahrscheinlich sich freiwillig mit 50 Prozent begnügen. Allerdings würden sie für diese auch nicht mehr Sicherheit haben, als für die hundert.

Eine Nacht auf der Akropolis.

Von Adolf Prowe.

(Fortsetzung.)

Zur ersten Erquickung war eine Flasche Ithaker Wein entkorkt; — denn die Weine:

Von Phokis, vom Spartanerland,
Von Patras' Stadt, von Aulis' Strand,
Von Asiens entleg'ner Küste,
Von allen Inseln kamen sie —

mehr oder minder feurig, süß und schwer, die edlen griechischen Weine, die „Hamburger und Fels“ aus Kalamati in Messenien wie aus Patras jetzt schon zur beträchtlichen Ausfuhr prachtvoll präpariren! Als wir

den köstlichen Feuertrank gekostet, nahte der Wagen dem dunklen Außenthor und mit dem Glase in der Hand erstieg ich das Gewölbe dieser Bastion, durch dessen festnngsartige Finsterniß hervor uns're nachkommenden Freunde (gerade wie wir soeben) an das Holzgitter des eigentlich abschließbaren Invalidenthorwegs herantreten mußten.

Sie kommen. Sie nahen dem finstern Gewölbe, auf dem ich oben stehe. Kaum sehe ich sie da unten im Dämmer der noch mondlosen Sommersternennacht aus dem Thorgewölbe hervortauchen, so rufe ich ihnen gleich Goethes altem Geiste von „hoch oben auf dem Thurme" herab den Gruß zu:

Chärete filtati Etäri! Gegrüßt liebe Freunde! Sie schauen verwundert empor. Verschwunden ist die Erscheinung. Denn schon eilte ich ihnen entgegen und ließ die Bohlenpforte rasch öffnen, auf daß sie nicht warteten.

Wenig Dank aber ward mir dafür.

Es war ja ein Legationsrath mit seiner nächstbefreundeten griechischen Generalsfamilie. Diplomatische Haltung verleugnet ein solcher Herr nie; vergißt seine diplomatische Würde selbst Nachts auf der Akropolis nicht; unter den Trümmern von drittehalb Jahrtausenden ist er stets Herr von — Gesandtschaftsattaché.

Um so freundlicher sind die griechischen Damen erstaunt, daß wir zu Fuß ihnen so zuvorgekommen. Der alte Herr ist zwar nicht mit ihnen 5 Jahre lang in Deutschland gewesen, hat aber die 5 Jahre bei unserm deutschen Hauswirth in Athen dieselben Zimmer bewohnt, die wir jetzt inne haben, beinahe die einzigen Chambres garnies in ganz Athen. Er scherzt von den Erinnerungen jener Strohwittwerzeit — und wenn nicht deutsche Sprache, so ist ihm doch deutsche Gemüthlichkeit, zwangloser Gesellschaftston in der deutschen Familie angeflogen, wiewohl auch dort nur Vater und Schwiegersohn deutsch sind; Mutter und Tochter merkwürdigerweise nur von Griechen adoptirte türkische Findelkinder aus den Freiheitskriegen, die man zwischen den Trümmern der Türkenstadt verlassen aufgefunden. Verheirathung von Deutschen mit Griechinnen ist häufig, aber nie sah ich die junge Frau dem Gatten so geläufig sein Deutsch ablauschen, daß man sich mit ihr hätte bequem unterhalten können. Ausnahme macht nur die jugendlich schöne Frau Dr. Schliemann; da aber der wieder in Troja — (oder auch vielleicht schon in Trözene) — gräbt, so ist sie mit ihrer Andromache, der sechsjährigen Sechsmillionen-Erbin, aus Scheu vor der fieberbringenden Nachtluft nicht erschienen. Die Mehrzahl der griechischen Damen theilt diese Scheu. Sowie wir den Parthenon einige Male durchwandelt, fürchtet bald diese, bald jene Mama für die zarte Constitution ihrer lieblichen Töchterlein und verliert sich mit ihnen. —

Der lorgnettirende Legationsattaché entfernt seine Hochgeborenheit auch vor Mitternacht — er mochte wohl unserem Plane einer deutschen Nachtgesellschaft im althellenischen heiligen Jungfrauen-Tempel überhaupt etwas Undiplomatisches, vielleicht nicht ganz Culturkampf-Artiges ab- oder ansehen — kurz! bald schieden die fremden Elemente, — unbedauert — ! — — denn inzwischen war längst schon die übrige bunte und muntere Schaar in die heiligen Räume gedrungen . . . . .

Der Gesammtplan des Akropolis-Felsrückens übersteigt wohl den

Leipziger Roß- und Augustusplatz mitsammt den sog. Schwanenteichpartien an Flächeninhalt (600 zu 1000 Fuß ungefähr). Auf solchen Räumen verliert sich eine Gesellschaft von 30—40 Personen sehr leicht und bald verminderte sich auch noch diese Zahl, doch ein Viertelhundert blieb.

Die „Nachtfeier der Venus" nach Bürgers Uebersetzung — hier aber wohlverstanden der Venus Urania — deren Phidiastempel einst hier am Abhang stand — begann mit Sternkarten-Ausbreitung, indem wir dabei

— Gleichwie vor Zeiten die Chaldäer
Die Nachts als nimmermüde Späher
Viehhütend ruhten auf der Trift, —
Ansahn des Himmels goldne Schrift!

— Hat man die Propyläen durchschritten und ihre zum Theil herabgestürzten Colossalsteinbalken angestaunt, Riesenfelsblöcke von Baumeslänge, die größten behauenen Werkstücke der Erde; so tritt man auf den weiten Platz, den Athens ganzes Volk beim Opfer einnahm. Hier also auf dieser Fläche standen 20—30,000 Männer, Frauen und die blühende Jugend des Staates; von 90,000 attischen Volksbürgern gewiß doch ein Zehntel; also mit Weib und Kind zum wenigsten dreimal so viel!

Strömt doch auch bei uns zum Frohnleichnamsfeste die katholische Landbevölkerung zusammen. Damals aber in Athen bei ihren heidnischen großen Processionen war wie im katholischen Mittelalter die Glaubenseinigkeit viel inniger ausgeprägt als heutzutage.

Man kann sich also die Begeisterung bei dem Panathenäenfestzuge noch ungetrübter, den Eindruck des Ganzen viel großartiger denken, als das heutige Osterfest in der Peterskirche. Die Ausdehnung des Platzes mag dem römischen ziemlich gleich sein; vielleicht ist der vor der Peterskirche noch größer, als hier der Raum vor dem Parthenon; allein sowie dieser Tempel einen erhabneren Eindruck macht als die viel größere Kuppelpracht jenes päpstlichen Tempels: so kam es uns auch — ich weiß nicht durch welche Sinnestäuschung, so vor, als ob die 600,000 Quadratfuß der Felsfläche doppelt und dreimal so groß wären.

Rechts vom Eingang der Propyläen, fern in der Ecke des weiten Platzes, steht das Haus der Jungfraugöttin, der heiligste Fleck dieses Erdenrundes für alle Jahrtausende, die da kommen werden. Links ihm gegenüber steht an der Nordseite der Burg, nach der jetzigen Stadt hin, das Erechthion mit dem Karyatidenvorbau. Eine Balustrade als Rest der alten Mauer umschließt den ganzen weiten Burghof. Alle Welt klettert hinauf, um die sterbenden Gaslichter unten in der Hauptstadt zu sehen und der Gassen dumpfes Sausen zu belauschen.

Dann überschreiten wir den geebneten Felsplan, in welchem zahllose Vertiefungen die unzähligen Weihgeschenke der gläubigen Heiden andeuten. Sie selbst, die Votivbilder, jedes für heutige Kunstfreunde — wenn es noch da wäre — ein geradezu unschätzbares Werthstück, sind nicht mehr zu sehen, sind längst schon, längst verschwunden.

Eine Welt von Schönheit ist wie ein Hauch verweht; leere Luft an ihrer Statt, auch für die reichste Phantasie des gegenwärtigen Menschen unausfüllbar, selbst mit einer bloßen Ahnung jenes Gewimmels vollkommen schöner, unbedingt vollendeter, Statuenpracht. Für ewig dahin sind die Regulatoren des Bildnergeschmacks.

Doch nein! Da stehen die Karyatiden.

Soll ich's sagen? — Sie allein schon lehren den Abstand aller modernen Kunstversuche vom echten unerreichbar klassischen Alterthum.

Ob hier blinde Verzückung der Grund solcher Begeisterung ist, entscheide man, wenn ich Folgendes einfach erzähle:

Mit einer Dame, die unbefangen, am Meinungsstreit der Parteien unbetheiligt, ihr Lorgnon erhob, trat ich zum ersten Mal in meinem Leben vor das Pandrosion: — —

„Was ist das für ein Unfug! — sagte sie im rasch aufwallenden Mißbehagen.

Sie hatte zur Seite der echten — stark verwitterten — Karyatiden König Otto's allerneueste, blendendschön-marmorweiße Nachahmung erspäht: eine Karyatide, so edel und fein, wie der beste Gewandbildner unseres Jahrhunderts eben nur sie zu formen verstand.

Aber glaubt man's? Roh und schülerhaft gestümpert erscheint Gewandung und Haltung — zuwider gar wird Jedem das moderne Gesicht neben diesen ehrwürdigen Zügen der echten Bildsäulen, deren Antlitz doch schon ganz gefurcht und verrunzelt ist. Aber der Ausdruck ihrer Gesichter — ihre geisterruhige Schönheit mit frommstiller Miene und doch voll Götterhoheit — — wer schildert, wer sagt das nach mit Worten? Aussprechen konnte selbst ein Goethe nicht die Wundergewalt dieses Ausdrucks. Da ließ er Mignon traumverloren flüstern, was Macaulay für den höchsten Doppelvers aller Menschenpoesie erachtet:

„Und Marmorbilder stehn und sehn mich an,
Was hat man Dir, Du armes Kind, gethan?

Kein Wort vom Parthenon!

Wir lagerten uns inmitten des Heiligthums auf die edlen Reste, worauf auch Cherbuliez' Marquise im „Cheval de Phidias“ mit ihren Gefährten saß: kostbare Sessel, wie seit Pericles kein mächtigster Völkerbeherrscher sie neu sich erschaffen könnte. Die zahllosen Trümmer der umhergeworfenen Marmorstücke bedecken malerisch ordnungslos den Boden. Wir träumten uns zurück in die Bauzeit. — —

Die Erfrischungen werden gegenseitig gereicht, und wechselweis in Empfang genommen. Jeder Gesellschaftstheil hatte im zufällig glücklichen Treffen immer für andere Gaben gesorgt. Eine köstliche Harmonie fand so sich ungesucht zusammen, zur allerschönsten körperlichen Erquickung:

„Hier ist Ceres', hier ist Bacchus' Gabe,
Und Du bringst den Amor, schönes Kind —

deklamirt einer unbefangenen, nichts verstehenden Griechin in's Angesicht der junge deutsche Baumeister, dem Olympia's Dürre keineswegs die Galanterie ausgedörrt hat. Sein Nachbar jubelt:

„Nimmer, das glaubt mir, erscheinen die Götter —
Nimmer allein.
Kaum daß ich Bacchus, den lustigen habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe,
Phöbus, der herrliche stellet sich ein.“

Ja wohl! Er kam freundlich herüber vom Museion, von seinem dort drüben nach Kolonos zu ragenden lieben gesangreichen Musenfels-

hügel her! Da war denn also auch die geistige Harmonie erreicht — zur unvergeßlichen Erinnerung an diese Nachtfeier der Urania im Parthenon.

Griechische, — Deutsche, — Altrömische, — Italienische Lieder und Arien, Hymnen und Chorgesänge wechselten ab.

Die Toaste begrüßten zuerst den silbern aufsteigenden Vollmond droben im Azurgewölbe der hohen Himmelskuppel; dann unten die verglimmenden Lichter der ewigen „Stadt des Geistes;“ alsdann zum Dritten die Frauen, die Königinnen jedes Festes. Hochrufe klangen hierauf dem Vaterlande alles Schönen, dem seligen Hellas. Ebenso andächtig auch dem fernen Heimathlande, das aus hellenischer Urquelle sich die neue Erhebung des nationalen Hochsinns und geistigen Freiheitsstolzes geschöpft, den neuen sophokleisch-platonischen Aufschwung in Goethes und Schillers Dioskurengottheit, die sichere Anwartschaft auf gleichmaßvolle klassische Vollendung im Dichten und Denken, im Singen und Sagen — — wenn freilich noch lange nicht im Bilden und Bauen! —

Doch es kommt, es naht auch diese Zeit.

Ja! ein jubelnder Widerhall dankte dem Redner, der die Einheit des hellenisch-germanischen Denkens und Fühlens, die in Eins vermählte „Uebermacht des Gefühls neben der ruhigen Klarheit der Gedanken“ nach Goethes Urbild als Vermählung Faust's mit Helena feierte, und die Versöhnung zweier entlegenen Volksthümer durch die Auferweckung Olympia's begrüßte, woran denn auch die Auferstehung der Akropolis „nun doch bald“ sich anschließen werde, ja müsse.

Wir brachen jetzt auf vom Mahle. Der Mond schien hell. Das Gräberfeld der Glorienzeiten des Perikles lag so klar wie am Tage. Zweimal drei Trinksprüche waren erklungen. Da redete so ein Deutscher als siebenter Redner und letzter:

„Wenn jetzt, o ihr Freunde und Freundinnen! Einer von uns, ein Götterbeglückter, mit den Augen des Genius ihn selbst hier erblicken könnte, sowie wir Alle jetzt leibhaftig mit körperlichem Auge sein Werk anschauen, die rings hochragenden Wundersäulen, die, selbst einer Höllenexplosion Widerstand leistend, festgeblieben sind, wie der Felsen, auf dem sie stehn; wenn Einer von uns ihn jetzt wahrnähme, den hohen Mann mit der schwarzumlockten Stirn, den Donnerer der Pnyx, den Olympier Perikles, — und Ihn uns Anderen zeigte! wenn er es vermöchte, den Zeus des Demos uns herzuzaubern: wie Er mit seinem göttlichen, unbewegt heiteren Antlitz hier den Zug der Panathenäen herwallen sieht; .. wenn — o ihr Freunde und Freundinnen all! („mich reißt mein Gedanke immer mächtiger fort!“) wenn ein Zauber uns plötzlich die Karyatiden von dort drüben — vom schönen Pandrosion, des schlanksäuligen Erechtheions zierlichem Vorbau, — herwandeln machte und sie uns nun alle sechs hier, die hohen Treppenstufen herauf, übermenschlich groß, Göttinnen gleich — hehr und still — in die aetherhohe Marmorhalle hereintreten ließe: „so schreiten keine ird'schen Weiber — die zeugete kein sterblich Haus, es steigt das Riesenmaß der Leiber weit über Menschliches hinaus“! Wer von uns würde zögern, diesen Augenblick einer Geisternachts-Erscheinung als den höchsten Augenblick seines Lebens anzuerkennen? Er ist aber da, der Moment. Eröffnet die Seele nur! Schließt auf Eure Herzen und laßt Eure Sinne baden im Monden-

strahl, dem Elfenzauberlicht, das hier auch Theseus — hier dicht bei Athen, in jenem Sommernachtstraum — mit all dem magischen Wundergeheimniß Oberons, des germanischen Elfengemahls der Mondgöttin Titania, sebst erfahren hat. Ja sehet!! Hier lebt — hier webt der geweiheten Seher mysterienreicher Geheimkult. Es ist geschehen. — Sie kommen! „Die Geisterwelt ist nicht verschlossen. Der Sinn ist zu, das Herz ist todt. Auf! badet, Schüler, unverdrossen die ird'sche Brust im Morgenroth." O! hört ihr ihn nicht, den Festmarsch der Panathenäen? Da oben am Sims, da sind ja noch Reste des heiligen Zuges: die Pompe dort am Friese des Phidias! Schauet! Da ist ja des Perikles Wallfahrerschar zu Roß und zu Fuß. Wohlauf! kommt hinan! Seht empor! Blicket nur hin — sie bewegen sich, grüßen uns — ihnen entgegen denn — Alle! wohlan! Klimmt All', All' hinauf zum Friese des Phidias. Da sind die Ritter — da sind die Priester. Ich höre Drommeten! ich höre die Flöten, die Feiergesänge; sie naht, die schimmernde festliche Menge. Sie nahen, sie kommen, die Himmlischen alle. Mit Göttern erfüllt sich die irdische Halle. Von da oben, vom Simse des Parthenon, sehn wir den wiederauferstandenen, sehen den ganzen Demos Athens herwandeln zum Mittelpunkt seines Daseins — zum ewigen Monument seiner Herrlichkeit; o kommt!"

Und im Augenblick war die Gesellschaft wie electrisirt auseinander gefegt. Hier — da — dort — an den schräg hangenden Mauertrümmern der aus sich heraus geborstenen Cella, des Morosinischen Pulvermagazins, das vor 129 Jahren hier explodirte, klommen die schwindelfreien furchtlosen Jünglinge auf die Ruinen empor. Wir Aeltern erstiegen die zerfallende Wendeltreppe des Minarets, eines engen Hohlraums, den einst an der Rückwand des Tempels, der Opisthodomos-Halle, im wallgleich dicken Quadergestein, das schnöde Türkenvolk ausgebohrt und eingemeißelt hat, als es den Tempel der Pallas zu Allahs Moschee umwandelte; wie es die Aja Sofia zu Stambul, die Kirche der christlichen Pallas, Maria-Sophia, zu desselben Einheits-Egoisten Allah Dienst umschuf. . . . .

„Nun, Herr Professor, Moschee ist: Bethaus — und Tempel war: Opferhaus. Eins wie das Andere Gottes Diensten geweiht. Da ist doch kein Zweck-Unterschied?"

„Unterschied — nicht?" rief der alte Herr ganz erregt. „Geistloses Betgeplärr des confusen Korans und erhabener Hymnengesang aus Homer, Hesiod und Pindar — da ist kein Unterschied?"

„Haben Sie — warf ich ablenkend dazwischen — Dodwell's hübsche Anekdote gehört?"

„Dodwell! 1801—7 war er hier, nicht wahr? noch vor Elgin, der Glückliche! Er sah den ganzen Parthenonfries unversehrt. Aber Ihr Danziger Landsmann Transfeldt war sogar genau vor 200 Jahren hier, 11 Jahre vor der schnöden Pulverexplosion des Venetianers, die den Tempel gen Himmel warf, wohin er freilich auch eher gehört, als auf diese profane kunst- und geistverachtende Erde der Jetztwelt!"

„Transfeldt, Spon und Wheler!" sagte ein jüngerer uns nachgekletterter Archäolog. „Alle Drei, der Deutsche, der Franzose, der Engländer — (vorbedeutungsvolles Bündniß der edlen völkerverbindenden Wissenschaft!) sie sahen, sie schilderten, malten den Parthenon noch un-

verſehrt, wie er damals genau 2100 Jahre geſtanden, von 430 bis 1670, ein unverſehrtes — vom wilden lateiniſchen Kreuzzugspöbel, vom wilderen türkiſchen Räuberſteppenvolk unverſehrt gebliebenes heiliges Wunder. O, die Glücklichen, die das noch rein und ſchön und makellos, nur goldfarbig vom Zeitenglanz der Jahrtauſende überhaucht, anſchauen zu dürfen begnadigt waren!“

„Und ſind wir nicht auch ſchon glücklich, junger Freund, hier im zertrümmerten Parthenon zu ſein? Wie Viele, bedenken Sie nur, wären froh, einmal Athen zu erblicken. Wie Viele ſehen ſchmerzlich ſehnſuchtsvoll im Berliner Muſeum die Wandgemälde griechiſcher Landſchaften an und lechzen nach einem Augenvoll Wirklichkeit, einem Moment leiblicher Schau! Sie, Herr Doctor, ahnen nicht, da Sie ſo jung herkommen, was das heißt: ein Lebenlang ſich ſehnen nach dem Sehen und nicht können!“

„Nun ja, Herr Direktor, ich preiſe mich glücklich; allein ich bin ja hier nur zwangsweis, zu ſchwierigen, archäologiſchen Unterſuchungen herdeputirt, zum Studium der Propyläen abkommandirt. Und reizvoll iſt Archäologie doch nur für Dilettanten. Dem Adepten macht ſie das Leben ſauer genug und Steine beſieht, beſchreibt, claſſificirt auch der Mineralog. Gewiß, und beſinnen Sie ſich, wie Jarno im Anfang der Wanderjahre auf dem Felſen klebt? Welch' herrlich Gefühl, nach ſeiner Schilderung — Mineralog auf Alpenhöh' überm Hauch der Grüfte, im Reich der Lüfte.“

„Genug der Abſchweifung, was erzählt Dodwell?“ rief der alte Profeſſor.

„Hören Sie! Ich habe ihn allzeit auch meinerſeits ſo gut wie Stuart, der noch den Kimoniſchen Tempel am Iliſſus ſah — wovon jetzt auch die leiſeſte Spur verſchwunden iſt — für glücklicher als uns Spätlinge gehalten, und ſtimme darin unſerem jungen Freunde hier bereitwillig zu. Aber anderſeits iſt es jetzt doch unverhältnißmäßig leichter, ſich archäologiſchen Freuden und (wie Herr Doctor hier will) auch Leiden zu widmen als im Anfange des Jahrhunderts. Dodwell mußte noch den Disdar oder türkiſchen Feſtungsgouverneur um Erlaubniß bitten, zu ihm hier auf die Burg heraufſteigen und Zeichnungen irgendwo vornehmen zu dürfen. Schon unterwegs in Griechenland hatte er manche Türken getroffen, die aus Furcht vor Zauberei ihm Inſchriften zu kopiren verboten; mancher ließ ihn nicht einmal verborgene Denkmäler ſehen, weil er ſie weghexe! Doch 1654, als Du Loir herkam, war ja das Betreten der Akropolis überhaupt ganz und gar unterſagt.“

„Nun, meinte der junge Archäolog, immerhin war der alte Türke, der Lord Elgin den Parthenon plündern ſah, nach Byron bis zum Weinen bewegt über den Raub des Tempelſchmucks —“

Ein bisher ſchweigſam gebliebener Gaſt bat mich um endliche Mittheilung der Dodwell-Anekdote. Ich gebe ſie hier mit des Verfaſſers eigenen Worten:

„Da ich aus meiner erſten Reiſe den Disdar als einen Mann von hinterliſtigem Character und großem Geize ſchon kennen gelernt, ſo machte ich ihm am erſten Tage ein kleines Geſchenk und bat den engliſchen Agenten, mit ihm einen Vertrag zu ſchließen, wonach ich für

immer freien Eintritt hätte und erst ganz am Schluß meiner Vermessungen und Abzeichnungen ihm ein für allemal eine feste Summe bezahlen sollte. Aber nach wenigen Tagen verlangte er schon einen Theil des Geldes und als ich es abschlug, verbot er mir den Eintritt ganz; indessen kehrte ich dennoch zurück und setzte es durch eingelassen zu werden, nachdem ich einige Grobheiten der Soldaten hingenommen, als verstände ich sie nicht; zuletzt gewann ich sogar ihr Wohlwollen durch kleine Geschenke an ihre Kinder, die bald so daran gewöhnt wurden, daß sie schon auf den Mauern der Burg meine Ankunft zu erwarten pflegten; ich erhielt vom Werfen kleiner Paramünzen unter sie den Namen Parasfranke. Trotz alledem blieb der Disdar unerträglich; ich ließ, um keine Zeit zu verlieren, mein Mittagsessen auf die Burg herauf bringen; der Mensch nun, den mein Essen doch nichts anging, wartete schon immer darauf, mit ganz derselben Begier, wie die Soldatenkinder auf meine Paras. Er trank gewöhnlich meinen Wein fast allein aus, mit den Worten: für arbeitsreiche Leute, die hier in der Hitze sich mühen, ist der Wein nicht gut! Nachdem ich von diesem ganz schlechten Türken schon eine Menge Unannehmlichkeiten erfahren hatte, befreite mich endlich ein lächerlicher Umstand von ihm. Eines Tages war ich nämlich mit meinem Künstler bei der Aufnahme des Parthenon beschäftigt; er sah unsere Camera-Obscura und fragte voll hastiger Unruh: was für eine Art von Zauberei ich wohl mit dieser neuen Maschine zu verüben gedächte? ich gab mir Mühe es ihm zu erklären; er begriff natürlich davon so viel wie ein Kuhhirt von Differenzialrechnung. Da ließ ich ihn selber hineinsehen. So wie er nun den Tempel mit all' dessen Umrissen und richtigen Farben in der Dunkelkammer verkleinert auf dem weißen Papier erblickte, schien seine abergläubische Furcht sich der Verwunderung über meine magische Kunst zu gesellen; er strich wiederholt den schwarzen Bart und rief: Allah! — Masch Allah! Mit einer Art scheuer Miene blickte er dann noch einmal in die Zaubermaschine — und da in demselben Augenblick zufällig einige Soldaten vor dem Reflexglase vorbeizogen, sah der erstaunte Disdar sie auf dem Papier an seinen Augen vorübermarschiren und dann im Unbekannten zur Seite verschwinden. Dies brachte ihn in Wuth. Er wurde beleidigend und nachdem er mich ein christliches Schwein, einen Teufel und „Bonaparte" gescholten, erklärte er mir: Steine, Tempel und Alles auf der Burg könne ich immer wegzaubern; aber nie werde er zugeben, daß ich ihm seine Soldaten in meinen Kasten banne. Aergerlich sagte ich: wenn er mich mit seinen Grobheiten nicht verschone, würde ich auch ihn ohne Weiteres in meinen Kasten sperren, woraus er schwerlich den Weg wieder finden solle! Nunmehr war sein Schrecken sichtbar; er begab sich sogleich hinweg und blickte seitdem auf mich nur immer mit einer Mischung von Furcht und Verwirrung, vermied zuletzt sogar ganz und gar mir zu begegnen — und ließ mich bis zu meiner Abreise vollständig in Ruhe."

(Schluß folgt.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 25. Januar 1878. Nr. 4.

Aus den dreißiger Jahren.

Briefe aus Paris von einem Verstorbenen. Herausgegeben von C. S. Zürich, Verlag von Cäsar Schmidt. 1878.

Eine frisch und warm geschriebene Anzeige des Buches, welche vor etlichen Wochen in der Allg. Ztg. zu lesen war, lenkte unsre Aufmerksamkeit auf die Schrift und wir haben das nicht zu bereuen gehabt. Ein junger Rheinländer — Kölnisch Kind, wie es scheint — geht in den dreißiger Jahren von Berlin, wo er seine Studien beendet, nach Paris. Er will die Welt sehn, er will sehn, was er selber in der Welt zu thun hat. Er ist eine edle hochstrebende Natur, die sich von Sanskrit und Hegel bis zur Astronomie, Chemie, Medicin hin durch eine Reihe von Wissenschaften durchgearbeitet hat und von dem Wohlwollen und der Empfehlung eines Humboldt und andrer Größen geleitet auch das Leben in Staat und Gesellschaft studiren will, das er in Deutschland nicht gefunden hat. Er hat alle die hübschen Fehler damaliger Jugend, mit der Construction eines Urtheils ist er allezeit rasch fertig, er docirt gern und an jedem Orte und mag da bisweilen etwas täppisch erschienen sein, aber es ruht alles in ihm auf einem so ernsten festen Grunde, er geht seines Weges so sicher, daß die Gesammterscheinung interessirt und wohlthut. Die deutsche Literatur hat sehr wenig ausgeführtere Bilder solch inneren Werdens aufzuweisen (die von Frau Assing herausgegebnen Müller'schen Briefe von der Universität in die Heimath reichen den vorliegenden nicht das Wasser) und doch sind sie eine so bedeutungsvolle Specialität deutschen Wesens, daß jeder Zuwachs freudig zu bewillkommnen ist.

Die Briefe sind an eine, wie es scheint ältere Schwester gerichtet und hören wir auch von deren Antworten leider nur sehr wenig, so spricht doch schon der im besten Sinne freie Ton, in welchem der Bruder Herz wie Geist ganz vor ihr darlegen kann, auf das Günstigste für die Begabung auch der Schwester. Man würde sich freilich täuschen, erwartete man in den Briefen nun farbige Schilderungen von Zuständen und Persönlichkeiten der damaligen Pariser Gesellschaft: der sehr natürliche Egoismus der jungen Seele, die an sich selber mit aller Macht schafft, läßt das Objective nur soweit aufkommen, als das nothwendig ist um aus ihm die Einwirkungen auf das eigne Innere klarzustellen. Hätte man's mit einer gewöhnlichen Natur zu thun, so würde das allmählig recht langweilig werden; der Strom der innern Entwicklung aber ist hier ein so mächtiger, daß man gern darein willigt ihn als die Hauptsache zu betrachten. Als Beweis möge der Brief dienen, der einen Besuch unsres Autors bei Börne schildert. Er schreibt:

Paris, den 28. Jänner 183 . .

Gestern, liebes Traudchen, war ich bei Ludwig Börne, dessen Schriften uns früher so manche Stunde angenehm unterhalten. Seine

persönliche Bekanntschaft hatte ich eigentlich vor allen andern zu machen gewünscht, schob sie aber gegen meinen Willen immer hinaus, weil man mir gesagt, er leide an Harthörigkeit und sei in Folge dieses Uebels nur wenigen Menschen zugänglich; zudem meide er vorzüglich alle Landsleute, in denen er, wenn sie ihm durch alte Bekannte und Freunde nicht näher empfohlen seien, Aushorcher oder bezahlte Spione vermuthe. — So unangenehm es auch immer sein mag, von vornherein für ein Individuum dieser Gattung gehalten zu werden, so trieb mich dennoch die Neugierde, oder besser zu sagen, die Verehrung, die ich für sein Talent und seinen Charakter habe, mächtig an, ihn aufzusuchen. Auch wurde ich ohne Umstände bei ihm vorgelassen, nachdem ich dem Bedienten, der mich nach der Ursache meines Besuches fragte, meine Karte überreicht und erklärt, daß ich als Verehrer seines Herrn komme. — Börne ist ein sehr einfaches schlichtes Männchen mit freier offener Stirne, klugen Augen, schöner griechischer Nase, feinlippigem Munde und etwas spitzigem Kinn. Ueber das ganze Gesicht, das ein unbedingtes Vertrauen einflößt, verbreitet sich ein Zug von tiefer Schwermuth, dem hin und wieder wohl ein sanftes Lächeln als Sonnenstrahl dient, ohne es jedoch völlig erheitern zu können. Dieser Zug ergriff mich um so schmerzlicher, als er in den meisten Fällen auf eine sehr ernsthafte innere Krankheit hindeutet, die dem Leidenden selbst nur noch wenig Hoffnung für eine längere Lebensdauer übrig läßt, und ihm wie Goethe's Egmont den schweren Seufzer auf die Lippe drängt: „Süße, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens — von Dir soll ich scheiden!"

Nachdem wir uns eine kleine Viertelstunde lang unter allgemeinen Redensarten auf die anständigste Weise besprochen hatten, und jeder von uns Beiden ungefähr wußte, in welchem Meinungs- und Gesinnungsverhältniß Eins zum Andern stand, nahm das Gespräch eine freiere Wendung an. „Wenn Sie aus Berlin kommen", bemerkte er halb ernst halb scherzend, „so können Sie mir durchaus keine tröstlichen Nachrichten überbringen, denn im Sande der Mark Brandenburg kann nur das Unkraut, aber nimmer die Freiheit gedeihen. Wie die Natur der Pflanze, so hängt auch der Mensch von dem Boden ab, worauf er lebt. Es befällt mich ein Schauder, wenn ich nur an die Gegend denke, die Gott in der Verzweiflung für langweilige Menschen geschaffen. Setzte man alle Tempel und Götterbilder Griechenlands und Rom's hinein, sie könnten mein Gemüth nicht erwärmen, mein Herz nicht erfreuen und erheitern. Nur ein geistreicher Spötter konnte den Einfall haben, Berlin ein Spree-Athen zu nennen, weil er dort alle Eulen des Obscurantismus zusammenhocken sah. — Minerva selbst aber wird nie die Schutzgöttin dieser Residenz des widerlichsten Muckerthums und des fadesten Eckensteherwitzes werden."

„Sie schlagen doch diese Stadt zu gering an", unterbrach ich ihn, „die allerdings in einer rauhen unwirthlichen Gegend liegt, in der aber nichts desto weniger ein Fichte, ein Hegel und eine Menge anderer hervorragender Geister gelebt, welche die Denkkraft mächtig gefördert, die Wissenschaft erweitert und sich um die allgemeine Aufklärung und Bildung der Nation große, bleibende Verdienste erworben haben. Städte erhalten ja nicht durch die Breiten- und Längengrade, unter denen sie liegen, sondern durch ihre geistigen Heroen ihre wahre Bedeutung. Athen wäre

ohne seine Weltweisen, Dichter, Künstler, Redner und die edlen Bürger, die mannhaft seine Freiheit und Unabhängigkeit gegen Barbarenheere vertheidigten, nur ein geographischer Punkt auf der Karte. Ich sage in etwas veränderter Form mit Ihrem genialen Landsmann: „Die Stelle, die ein großer Mann betrat, die ist geweiht für alle Zeiten." Hätte Berlin nur seinen Fichte und Hegel aufzuweisen, so würde es mir schon großen Respekt einflößen, ja viel mehr Respekt, als ich für alle seine Junker und übrigen Würdenträger habe."

„Sie führen da gerade zwei Männer an, die weder in Berlin, noch überhaupt im Preußenland gewachsen sind", fiel er ein.

„Was thut's? — Aus Athen selbst waren auch die wenigsten seiner großen Männer gebürtig. — Sie haben wenigstens dort gelebt und gelehrt und die Jugend an freiere Denkart und richtigere Auffassung aller bestehenden Verhältnisse gewöhnt, was früher oder später seine Früchte tragen wird. Was sie in Berlin gesprochen, wird einst als ein vernehmbares Echo — nein, als Trompetenton zu allem Volke dringen und die Welt in ihren Tiefen und Höhen erschüttern."

„Sie sind für Ihre Berliner Philosophen allzu begeistert und täuschen sich über die Tragweite ihrer Lehren. Ehe das alles in der holperigen Form, worin sie es geben, in den Kern des Volkes dringt, werden wir Beide längst begraben sein. Die deutsche Philosophie umgiebt sich dermaßen mit Rauchwolken, daß derjenige, der sich ihr zu nähern sucht, darin erstickt. Den französischen Philosophen gebe ich vor den unsern bei Weitem den Vorzug. Sie sprechen und schreiben nicht, um von einigen Jüngern, sondern um von der ganzen Welt verstanden zu werden, wissen Alles interessant zu machen, indem sie es in eine genießbare, schöne Form einkleiden, was eine Kunst ist, die die unsrigen noch zu erlernen haben."

„Das, was Sie ihnen vorwerfen, ist allerdings bei Einigen nicht ganz ohne Grund, ist aber bei Hegel, den man gewöhnlich damit zunächst treffen will, weil ihm ein Witzbold zur Belustigung seines engeren Publikums nachgesagt, er habe auf dem Sterbebette geäußert: „nur einer seiner Schüler habe ihn verstanden und dieser nur noch halb", sicherlich ungegründet. — Hegel ist nur unklar für die, welche sich nie ernstlich mit ihm abgegeben. Ueber die Vorzüge der französischen Schreib- und Darstellungsweise ist er durchaus mit Ihnen einverstanden. Schon vor mehr als zwanzig Jahren sagte er, bei uns finde sich „steife Pedanterie und Ernsthaftigkeit." Er vergleicht uns mit Bienen, die bei allen Nationen Honig suchen; mit ehrlichen Trödlern, die mit Allem schachern, denen Alles gut genug ist. „Von fremden Nationen aufgenommen, hat alles dies die geistreiche Lebendigkeit, Energie und Originalität verloren, die den Inhalt bei den Franzosen über der Form vergessen macht. Die Deutschen, die ehrlicher Weise die Sache recht gründlich machen wollten, und an die Stelle des Witzes und der Lebhaftigkeit Vernunftgründe setzen wollten, bekommen auf diese Weise einen so leeren Inhalt in die Hände, daß Nichts langweiliger als diese gründliche Behandlung sein konnte."

Sie sehen aus dieser Stelle, die ich aus seiner „Geschichte der Philosophie" anführe, daß er die Vorzüge der französischen Form eben so sehr, wie Sie, anerkennt. Ueber den Inhalt, der uns in dieser



klaren, anregenden Form geboten wird, werden Sie wohl auch schwerlich verschieden denken. Hören Sie darüber seine eigenen Worte: „Die Franzosen, gleichsam gewissenlos, haben Alles geradezu abgemacht und systematisch einen bestimmten Gedanken festgehalten; die Deutschen wollen sich den Rücken freihalten, vom Gewissen her untersuchen, ob sie auch dürfen. Die Franzosen haben mit Geist, die Deutschen mit Verstand gekämpft. Wir finden bei den Franzosen ein tiefes, allumfassendes philosophisches Bedürfniß, ganz anders, als selbst bei den Deutschen; voller Lebendigkeit; eine allgemeine concrete Ansicht des All's, mit Unabhängigkeit ebenso von aller Autorität, als von aller abstrakten Metaphysik. Es ist große Anschauung, die immer das Ganze vor Augen hat, und dieses zu erhalten und zu gewinnen weiß. Wir Deutsche sind passiv erstens gegen das Bestehende, haben es ertragen; zweitens, ist es umgeworfen, so sind wir ebenso passiv; durch die Franzosen ist es umgeworfen worden — wir haben es uns nehmen lassen, haben es geschehen lassen. Die Franzosen sagen: il a la tête près du bonnet; sie haben den Sinn der Wirklichkeit, des Handelns, des Fertigwerdens: — die Vorstellung geht unmittelbar in Handlung über. Wir jedoch haben allerhand Rumor im Kopf und auf dem Kopf; dabei läßt der deutsche Kopf eher seine Schlafmütze ganz ruhig sitzen und operirt innerhalb seiner."

„Durch die französischen Philosophen (des 18. Jahrhunderts) ist der Gedanke zum Panier der Völker erhoben worden, die Freiheit der Ueberzeugung, des Gewissens in mir; sie haben dem Menschen gesagt: in diesem Zeichen wirst du siegen, indem sie vor Augen hatten, was im Zeichen des Kreuzes gethan worden, zum Glauben, zum Recht, zur Religion geworden war. Denn in dem Zeichen des Kreuzes hatte die Lüge, der Betrug gesiegt, unter diesem Siegel hatten sich die Institutionen zu aller Niederträchtigkeit verknöchert. Es ist absoluter Trieb, einen festen Compaß in sich zu finden, für den Menschengeist ist es dringend, einen solchen festen Grund zu haben, wenn er einmal in ihm selbst sein soll, wenn er in seiner Welt wenigstens frei sein soll." —

Es muß einem im Leibe lachen, und wär' es betrübt wie das bekümmerte Löwenherz des Abentheurers von Ithaka — ja lachen muß man und müßte man sich eben ein Bein vom Rumpfe abtrennen lassen, wenn man diese Salpeter- und Schwefelsäure betrachtet, womit der selig verblichene Philosophus magnificus die tausendjährigen Fratzen begoß, und das Alles in Gegenwart des absoluten Königthums, im absoluten Beamtenstaat, im Universitätsgebäude schräg dem Palast des Monarchen gegenüber, der als die Hauptstütze des evangelischen Glaubens galt, den Hegel ebenfalls nach seinem Verdienste würdigt. „Man muß sich nicht den Schein geben wollen", sagt er im ersten Bande seiner Geschichte der Philosophie, S. 81 und 87, „als ob man die verderbte Religion wolle unangetastet liegen lassen, von diesem Verhältniß (zwischen Philosophie und Religion) müssen wir bestimmt, offen, ehrlich sprechen, aborder la question, wie die Franzosen es nennen: nicht quängeln, als sei dies zu delicat, hinaushelfen, herumreden, Ausflüchte, Wendungen suchen, so daß am Ende Niemand wisse, was es heißen soll. Wenn die Religion in der Starrheit ihrer Autorität gegen das Denken behauptet, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwinden werden, so ist die Pforte der

Vernunft stärker, als die Pforte der Hölle. Was in den französischen philosophischen Schriften, die in dieser Hinsicht wichtig sind, bewunderungswürdig ist, ist diese erstaunliche Energie und Kraft des Begriffs gegen die Existenz, gegen den Glauben, gegen alle Macht der Autorität seit Jahrtausenden. Es ist der Charakter merkwürdig, der Charakter des Gefühls der tiefsten Empörung gegen all dies Geltende, was dem Selbstbewußtsein ein fremdes Wesen, was ohne es sein will, worin es nicht sich selbst findet: — eine Gewißheit der Wahrheit, der Vernunft, die es mit der ganzen entfernten Intellektualwelt aufnimmt und ihrer Zerstörung gewiß ist; sie hat die Vorurtheile alle zerschlagen und den Sieg davongetragen. Die französische Philosophie hat eine negative Richtung gegen alles Positive, ist zerstörend gegen das positiv bestehende, gegen Religion, Gewohnheiten, Sitten, Meinungen, gegen den Weltzustand in gesetzlicher Ordnung, Staatseinrichtungen, Rechtspflegen, Regierungsweisen, politische, juridische Autorität, Staatsverfassung ..... Bei diesem Angriff gegen das Religiöse müssen wir uns etwas Anderes denken — den religiösen Zustand mit seiner Macht und Herrlichkeit, der Verdorbenheit der Sitten, der Habsucht, dem Ehrgeiz, der Schwelgerei, vor dem noch Ehrfurcht gefordert wurde, — diesen Widerspruch, der in der Existenz vorhanden war, müssen wir vor Augen haben, wenn wir das Gefühl der Empörung verstehen wollen, das diese Schriftsteller zeigten. Wir erblicken den ungeheuersten Formalismus und Tod, in den die positive Religion, ebenso wie die Bande der menschlichen Gesellschaft, die Rechtseinrichtungen, die Staatsgewalt übergegangen war. Die französische Revolution ging also auch gegen den Staat; sie hat die Vorurtheile und den Aberglauben, besonders die Verdorbenheit der bürgerlichen Gesellschaft, der Sitten der Höfe und der Regierungsbeamten angegriffen und dargestellt und die ganze Heuchelei und die ungerechte Macht dem Gelächter der Verachtung und dem Hasse der Welt preisgegeben, und so den Geist und das Gemüth zur Gleichgültigkeit gegen die Idole der Welt und zur Empörung des Gefühls und Geistes dagegen gebracht. Ihre Angriffe sind theils mit Räsonnement, theils mit Witz, theils mit gesundem Menschenverstande geschrieben, und gingen nicht gegen das, was wir Religion nennen; das wurde vielmehr unangetastet gelassen und mit der schönsten Beredsamkeit empfohlen. Wir haben gut den Franzosen Vorwürfe über ihre Angriffe der Religion und des Staates zu machen. Man muß ein Bild von dem horribeln Zustand der Gesellschaft, dem Elend, der Niederträchtigkeit in Frankreich haben, um das Verdienst zu erkennen, das sie hatten. Jetzt kann die Heuchelei, die Frömmelei, die Tyrannei, die sich ihres Raubs beraubt sieht, der Schwachsinn können sagen, sie haben die Religion, den Staat und die Sitten angegriffen. . . . Was jene Philosophen gegen diese greuliche Zerrüttung setzen, ist im Allgemeinen, daß die Menschen nicht mehr Laien sein sollen weder in Bezug auf Religion, noch auf Recht. Dies große Menschenrecht der subjectiven Freiheit, Einsicht und Ueberzeugung haben jene Männer heldenmüthig mit ihrem großen Genie, mit Wärme, Feuer, Geist und Muth erkämpft, das eigene Selbst, der Geist des Menschen, sei die Quelle für das, was er respectiren solle." —

„Wenn Alles das, was Sie mir da sagen, wirklich im Hegel steht," unterbrach mich Börne, „so muß man allerdings vor diesem Philosophen

den Hut abnehmen. Ich habe ihn nie gelesen, noch weniger studirt. Gerade seine Schüler hatten mir bisher eine heilige Scheu vor ihm eingeflößt, auch fand ich in dem, was sie mir daraus offenbarten, zu meinen unmittelbaren Zwecken zu wenig Brauchbares. Andere Leute priesen mir den Schleiermacher, aber, nomen est omen; ich habe wenig Licht bei ihm entdeckt: er ist mir ungenießbar."

„In Betreff dieses Mannes", fiel ich ihm in's Wort, „theile ich durchaus Ihren Geschmack. Er ist weder Fleisch noch Fisch, sondern ein Ragout von Amphibien, das in der theologischen Küche zubereitet worden. Wie man zum Tanzen mehr als rothe Schuhe gebraucht, so braucht man zum Philosophiren auch mehr als einen Professor der Gottesgelahrtheit. Wenn dieser Schleiermacher auf der Philosophie reitet, so nimmt er sich ungefähr so aus, wie eine Meerkatze auf dem Höcker eines Kameels. Wäre er zum Philosophen geboren worden, so wär' er sicher nie auf die Ehe mit der Theologie eingegangen und wir hätten heute einen Wechselbalg weniger in der Welt. — Der Hegel ist ein ganz anderer Kerl — ein Ritter ohne Furcht und Tadel — ein Revolutionär im edelsten Sinne des Wortes. Seine dummen Feinde und seine noch dümmern Freunde haben das erst spät zu merken angefangen. Es ging ihnen, wie dem ehrlichen Manne im Holstein'schen Bauernmärchen, der von zwei Wassernixen einen versiegelten Schatz anvertraut bekommt, welcher immerdar ihn und seine Kindeskinder beglücken werde; und eines schönen Morgens, nachdem der ehrliche Mann lange Zeit hindurch in diesem Hochgefühl künftigen Segens geschwelgt, wie er neugierig das Siegel erbricht, sieht er zu seinem Entsetzen den Tod vor sich stehen. Der Tod im Schatze, das war Hegels Philosophie — der Tod für die gesammte alte Welt, in specie des deutschen Mandarinenthums jammervoller Tod. Und wie der Todesengel keinen Scherz und kein Flehen versteht, so wird auch der Hegelianismus unerbittlich sein in den Consequenzen, die der reine Gedanke zog."

Börne lächelte etwas schelmisch bei diesen Worten und meinte, die Consequenzen, die der reine Gedanke ziehe, zöge wohl sobald das Volk noch nicht. Die besten Gedanken müßten viele und lange Umwege machen, ehe sie in den harten Kopf des deutschen Michel drängen und sich in seinem Gehirne festsetzten. —

„Das mag sein," erwiderte ich, „aber wenn sie einmal klar ausgesprochen, so halten sie auch keine Bajonnette und Kerker mehr auf — sie verbreiten sich unsichtbar, gleich dem elektrischen Fluidum." —

„Sie stehen wohl auch," begann er dann, „in Verbindung mit dem „jungen Deutschland?" „Ich kenne seine Produkte, aber stehe ihm fern", antwortete ich. „Dieses „junge Deutschland" hat in meinen Augen nur den einen Fehler, daß es alt auf die Welt gekommen ist. Es hat daher auch wie jegliches Alter seine eigenthümlichen Marotten und Gewohnheiten, die sich nicht mit Jedermanns Temperament vertragen. Die Steckenpferde, die es reitet, werden nie im Stande sein, unsern Staatswagen aus dem Schlamme und Moraste herausziehen, worin er steckt. Es bedarf dazu ganz anderer Leute."

Ehe wir die Artikel, worin seine Hauptträger machen, sorgfältig in Augenschein genommen und in vollständigstem Einverständniß gewürdigt hatten, waren mehr als zwei Stunden verstrichen. Ich entschuldigte

mich über die Länge meines Besuches. „Es thut mir leid," erwiderte er höflich, „wenn Sie ihn zu lang gefunden. Ich hoffe indessen, Sie wiederholen ihn bald."

Er bot mir freundlich die Hand und wir schieden. Ich reiche Dir so im Geiste heute die meine. —

Von Börne selbst erfahren wir, außer der kleinen hübschen Schilderung seines Aeußeren, hier eigentlich wenig, was wir nicht überdem schon weit mehr ausgearbeitet und feiner gefeilt in seinen „Gedanken über die Rechtmäßigkeit des sechsten Zinsthalers in Deutschland" fänden; auch hegen wir bescheidne Zweifel an jener Gedächtnißstärke, welche so umfangreiche Citate aus dem Hegel'schen Werke geleistet haben will; wir sind sogar augenblicks nicht einmal sicher darüber, ob besagter Band des Hegel denn im Jahre 1837 bereits veröffentlicht war: indessen wären das erlaubte Retouchen und jedenfalls hat unser junger Freund seinen Mann ganz gut gestanden. Aber ein Bedenken, das hier nur als nebensächliches auftauchte, verstärkt sich, je weiter wir in der Lectüre vorschreiten und will im Interesse des Buches selber erörtert sein. Es spricht sich aus in der Frage: Wie steht es mit der Aechtheit dieser Briefe?

Man verstehe das doch nur nicht falsch. Wir stellen unsern Verdacht nicht auf irgend eine böswillige oder muthwillige Mystification, wir richten unsre Aufmerksamkeit nur auf das, was wir oben Retouche nannten, die freilich auch zur unerlaubten sich ausdehnen kann. Wir vermuthen, daß der Herausgeber oder ein Freund des Verstorbenen, dem das Material im Manuscripte vorgelegen, aus anfangs leichten stilistischen Correcturen allmälig — sei es, um das der Schwester des Todten gewiß theure Andenken dadurch allgemein werthvoller zu machen, sei es auch in unwillkürlichem Hineinleben in des Verstorbenen Wesen — weiter vorgeschritten ist zu Einschaltungen und Ausführungen, wie sie ihm nothwendig und optima fide im eigensten Geiste des ursprünglichen Briefschreibers entwickelt schienen. Grade auf diesem Felde giebt es so wunderliche, psychologisch so höchst merkwürdige Erscheinungen abnormer Imagination, daß wir hier gar nicht mit einem außerordentlichen Casus zu thun zu haben glauben. Aber man verlangt nun unsre Indicien.

Schon die Allg. Ztg. hebt in ihrer Besprechung des Buches als bemerkenswerth hervor, wie in dem Berichte über einen Besuch bei dem Astronomen Arago sich in der Aeußerung, um das Jahr 1910 würden die Völker Europa's sich zu einer solchen Höhe der Bildung und Aufklärung emporschwungen haben, daß sie nicht nur den Freistaat, sondern die vereinigten freien Staaten Europa's gründen werden, ein Ausdruck finde der erst ein volles Menschenalter später als neu auftreten sollte: die „vereinigten freien Staaten Europa's". Die Auffälligkeit dieses Vorausfindens steigt, wenn sich der Vorfall wiederholt. S. 46 lesen wir: O wir Deutsche sind schrecklich gemüthlich, nur nicht bis in die Börse hinein, denn „in Geldsachen", sagen wir, „hört alle Gemüthlichkeit auf". Daß wir Deutsche im Jahre 1837 bereits dies geflügelte Wort an uns gehabt haben sollten, ist sehr unwahrscheinlich, sintemalen Hansemann es am 8. Januar 1847 erst zu diesem Range erhob. — Aber diese prophetischen Anwandlungen beschränken sich nicht auf Schlagworte. S. 94 lesen wir:

„Glaube mir, Traudchen, unsere nationale Einheit herzustellen, ist die dreizehnte Herkulesarbeit — aber verrichtet muß sie werden, sollen wir nicht über Kurz oder Lang vom Osten oder Westen her erdrückt werden. Unsere Feinde wachen und Deutschland schläft — schickte ich ihm den größten welschen Hahn in's Haus, er könnte es nicht wachkrähen. — O es ist zum Verzweifeln! — — Wenn ich Dir sage daß ich die Freiheit liebe, so werde ich Dich nicht überraschen; — wenn ich Dir aber sage, daß ich dem Tyrannen huldigen würde, der unsere nationale Einheit gründete, so wirst du gewiß stutzen! Ja, beim Himmel, ich würde ihm mit eigener Hand einen Lorbeerkranz winden, weil er das größte und beste Werk in der Gegenwart verrichtet hätte. Früher oder später würden die Enkel

ja doch einen viel schöneren für die Freiheit flechten die alle Despoten überlebt und nur mit dem letzten Menschen stirbt. — Doch diesen Kranz dem Einiger des Vaterlandes zu flechten, ist nicht mir sondern Glücklicheren vorbehalten. Ehe er erscheint, wird mich und alle Getreuen, die ihn mit heißer Sehnsucht erwarteten, längst eine Scholle fremder Erde decken. Winde Du ihm, wenn dich die Parze günstiger behandelt, mit frommen Matronenhänden in unserem Namen einen Kranz von Eichenlaub mit der Inschrift: Die dankbaren Todten dem Verwirklicher ihrer schönsten Lebenshoffnung!"

Dieses Dogma von der Freiheit, die ja doch obenein kommen müsse, sobald nur erst eine Einheit da sei, ist so specifisch modern (man erinnere sich dagegen doch an den ebenfalls aus den 30er Jahren stammenden Pfizer'schen Briefwechsel zweier Deutschen), so „nationalliberal", die schwungvolle Mahnung am Schlusse ist der Zeit nach so wohlberechnet und trägt eine so deutliche Adresse, daß es schwer hält an ein vierzigjähriges Alter dieser Zeilen zu glauben. — Und weiterhin, wo er bedeutsame und einsichtige, heute noch vollständig giltige Bemerkungen über die Bildungslosigkeit der ländlichen Bevölkerungen macht, heißt es:

„Wird diesem Uebel nicht gesteuert — und dazu ist wenig Hoffnung vorhanden — so wird diese verwilderte Land- und Arbeiterbevölkerung, der man Paris schon lange als ein irdisches Paradies vormalt, sich einst wie ein verheerender Strom der Hauptstadt zuwälzen und falls sie hier nicht die materiellen Genüsse findet, die sie sucht, den ganzen Civilisationsplunder zusammenbrennen. — Möge der Himmel nicht wollen, daß ich in dieser Stadt die Rolle der Cassandra spiele!"

Da hätten wir zu der Weissagung vom Bismarck nun auch das „zweite Gesicht" von der 1871er Commune— oder ist es nur eine zweite Hand die dies Wunder vollbracht hat?

Gern übergehen wir Kleinigkeiten, die auf Schreibfehlern beruhen können, wie z. B. wenn er, der die Chemie speciell seine Wissenschaft nennt, in den dreißiger Jahren (S. 145) die Ziffer der bis dahin aufgefundenen Elemente auf 62 angiebt, während sie noch auf 55 sich beschränkte; noch lieber weisen wir auf Urtheile hin, wie z. B. das über Lenau (S. 78), welche unverkennbar den Stempel ihrer Zeit tragen und dabei doch von einer heute noch beachtenswerthen Selbständigkeit zeugen.

Haben wir damit unser Gewissen salvirt — und der Leser sieht daß es sich um allzu wichtige Dinge bei unsern Zweifeln nicht handelt —, so wenden wir uns unbefangen zur Lectüre zurück. Sie bringt eine Menge anregender Gedanken und hübsch skizzirter Bilder. Koreff, der aus dem Varnhagen'schen Kreise bekannte Arzt, tritt in interessanten Umrissen vor uns hin, eine Conversation mit Heinrich Heine giebt, bei aller Antipathie, die zwischen den beiden Naturen nothwendig sich finden mußte, ein ganz lebendigs Bild. Der zweite Theil des Buches erzählt uns ein Liebesverhältniß durch das unser blondlockiger Germane zwar in ehrenwerther Unschuld sich durchkämpft, das aber sehr ernsthaft endet ohne uns doch den reinen Eindruck des Tragischen zu machen. Ein zweiter Band soll, wie die Einleitung verspricht, uns mit Engels, Marx, Ruge u. A. zusammenführen: möge er nicht lange auf sich warten lassen!

Eine Nacht auf der Akropolis.

Von Adolf Prowe.

(Schluß.)

Einige lachten über diese Geschichte, Andere erzählten ähnliche Züge von türkischer Dummheit oder noch schlimmerer Rohheit. Der bisher schweigsame Gast aber sagte, sich auf der Mauer umschauend:

„Damen und Griechen sind gerade nicht in der Nähe. Männer, hört! vorgestern kam ich vom Thurm der Winde da drüben, am großen Obstbazar vorbei, hier in gerader Linie heraufgestiegen, da fand ich eine Stätte! — so ekelhaft niedrig würde kein Türk' ein Denkmal seiner Urahnen zurichten lassen. Der Schmutz eines ganzen Stadttheils oder vielmehr der Unrath ganzer Generationen jenes Stadttheils liegt dort als Quelle der Pest . . . ."

Rasch winkte man Stille, der Schweigsame schwieg; zwei Griechen kamen die Minaret-Wendeltreppe herauf; dies fabelhaft empfindliche Völkchen duldet kaum die Anwesenheit deutscher Ausgräber in Olympia, oder Dr. Schliemann's Thätigkeit auf der Südseite der Akropolis, viel weniger eine direkte Anspielung auf ihre unglaubliche Verstocktheit gegenüber den schönsten Resten des eigenen Alterthums.

Mein Freund Spiridion, 28jährig, kraftvoller Turner, gestand mir, seit sieben Jahren nicht auf der Akropolis gewesen zu sein.

Bei Sparta's wunderschönem Hafenplatz Gythion an der Insel Kranaë, wo Paris Helena raubte, fand ich einen Marmorsarg von reizender Arbeit. Aber der Besitzer wollte ihn nicht verkaufen, noch verschenken und ließ ihn voll hochmüthigen Trotzes auf seinem Hofe stehen. Die Buben hatten schon viel zierliche Ornamente abgeschlagen. Am ärgsten bleibt immer der Löwe von Chäroneia, den Odyss, der Turkophage, der berühmte Thermopylensieger, zersprengen ließ, um das vermeinte Gold aus dem hohlen Innern hervorzuschaffen. Noch liegt der Löwe in 7 Stücke zerbrochen, sonst unversehrt, und kann durch eine Summe von 500 Mark ohne Weiteres zusammengekittet und wieder aufgestellt werden.

„Bringt denn kein Baron Sina dies unbedeutende Opfer? Wie Recht hat der alte Tischlermeister in unserer deutschen Philadelphia-Ressource: Sina ließ nur bauen, was in die Augen fällt."

„Schadet nichts! rief ein Grieche. Mit der Zeit kommt Athens Kultur und der edle neue Kunst-Baustyl, womit es sich immer reicher schmückt, auch in die Provinzen und unsere Nachkommen lernen zuletzt wohl wieder Iktinos, Kallikrates, Phidias und die Aegineten würdigen. Fünfzig Jahre Selbstständigkeit sind nur wie ein Vorcursus der Volksbildung. Haben wir doch zu allererst Chausseen nöthig und was kosten die (nicht wahr? Baurath!) hier bei uns im Gebirgsland, wie die Schweiz es kaum so arg ist. Sie wissen's ja von Olympia her. Ja, wenn wir Thessalien hätten, die wahre Goldquelle. Aber jetzt, wie verschuldet sind wir! Schon der Kreta-Aufstand von anno 67 allein hat uns 80 Millionen gekostet." „Und, sagte Dr. Dimitriades, der griechische Regierungs-Commissär von Olympia, „und vor allem Anderen braucht die archäologische Gesellschaft ein Museum. Was hilft das Sammeln und Conserviren und Repariren ohne Verwahrungsort? Sie sehen ja, wie hier oben auf der Akropolis und im Varvakion und im Hadriansgymnasion Alles wüst herumliegt. Hätte Sina statt der Akademie ein Museum gebaut — —"

„Wohlan! fiel ihm ein deutscher Philolog in's Wort. Laßt uns eine Sammlung in allen deutschen Gymnasien veranstalten, so wie wir

heimkehren: 500 Mark für den Löwen von Chäroneia. Wenn jeder Gymnasiast einen Reichspfennig giebt, ist die Sache gemacht." *)

Einer schlug vor, sogleich zu sammeln, aber Dr. Juvenis von Rom intonirte mit tiefer Baßstimme das bekannte Tischlied aller Patrioten und Philanthropen Deutschlands:

„Zwar trinken wollen wir —
„Doch sammeln woll'n wir nicht!!!
Nein! sammeln, sammeln woll'n wir nicht!"

Das mochte der Tuchhändler Wilm drunten am Marmorbalken-Banket-Tisch im Parthenon wohl für die Anstimmung einer ganz anderen Arie halten; denn Dr. Juvenis' Melodien waren mehr juvenil oder juvenalisch, als musikalisch. Der allerzartesten jüngsten Griechin sang daher mißverständlicher Weise der begeisterte Tuchfabrikant in Folge seines Musikverhörfehlers die unverdiente Anschuldigung in's Gesicht:

„Mich hat dies unglückselige Weib
Vergiftet mit ihrer Liebe! Sie — hie — be!',

Da bat die sentimentale Oberhofmarschallswittwe aus Königin Amalia's Tagen alle anwesenden Griechen um Schutz für die zarte Weiblichkeit der Landsmänninnen und zugleich um Aufrechterhaltung der nachlassenden Feierlichkeit des mitternächtlich erhabenen Momentes. Der abnehmenden Seelenerhebung höher aufzuhelfen, intonirte sie mit allen Griechinnen im Chor die wunderschöne Nationalhymne des zersägten Rhigas, die nun sofort auch von allen griechischen Herrn sowie überhaupt von allen des Griechischen und des Gesanges zugleich mächtigen Anwesenden mit einer solchen Fülle der Innigkeit und imposanten Stimmbegabung vorgetragen wurde, daß jedes andre Gespräch verstummte. Nur der unharmonische Juvenis fragte mich leise:

„Klingt der nervendurchzitternde Jammer-Refrain nicht ganz wie das Kreischen der Mark und Bein des Poeten durchdringenden, herzzerreißenden Türkensäge?" Ich schwieg auf die etwas undelikate Anspielung. Da wies er (wahrscheinlich um irgendwie abzulenken; denn Musik war ihm langweilig und vom Gesange verstand er nun einmal garnichts!), nach dem — drüben unserem luftigen Sitze auf der Mauer genau gegenüber — im Mondschein erglänzenden Tempelsims hin und sagte:

„Die Schätze, die einst dieser Opisthodomos in Pericles Glanzepoche enthielt, sind mir nicht viel mehr werth, als jener Rest vom Bilderfries seines Freundes Phidias da drüben. Sehn Sie die wunderbare Haltung des marmornen Rosselenkers dort! Ist es nicht herrlich anzusehen, wie er die Fußspitzen nach unten biegt, während unsere Reiter sie gerade umgekehrt häßlich nach oben halten!?" — — —

„Das macht der Steigbügel bei unseren Cavalleristen"; meinte der nüchterne Hauslehrer des französischen Gesandten, ein Boulogner von

*) Alle unsere Professoren an Universitäten und Gymnasien, alle Gymnasiarchen und akademischen Senate, alle Niethammerianer und Consorten, alle preußischen Cultus-Minister von Eichhorn bis Falk begünstigen eifrig die klassische Gymnasialbildung. Ei, soll das Vaterland des Worts und der Sache „Gymnasion" nicht endlich eine kleine Frucht dieser Begeisterung für klassische Bildung reifen sehen und als Dank für seine der Geisterwelt vermachten Schätze zurückempfangen? Hic Rhodus, hic Chaeroneia: hic saltet obolus inde et inde: Die Adresse der Sammlung ist klar: Das deutsche Archäologische Institut in Athen.

Geburt und echt flamländischer Phlegmatiker, der so gutes Deutsch — selbst „ich" und „lächerlich" so deutlich sprach, daß ich ihm nie glauben wollte: er hätte nur nach Ollendorff, ohne Lehrer, unsre harte rauhe Muttersprache gelernt. Er setzte trocken hinzu:

„Hätten wir keine Steigbügel, möchten wir die Fußspitzen auch unterwärts halten beim Reiten."

„Ach was! brummte Juvenis ärgerlich halblaut, ich sprach von der Kunst." —

„Nun ja, beharrte der Pedant, von der Kunst des Reitens oder sagen wir Reitkunst."

„Warum Dr., warf ich rasch dazwischen, sind Sie von Rom weggegangen? und gerade im Sommer? ist es dort nicht schattiger?"

„O keineswegs! außer vielleicht in der Hinsicht, daß die Straßen enger sind. Athen hat der doktrinäre Schaubert nicht nur im Norden anstatt im Süden der Akropolis, wo's früher war, sondern auch noch dazu unkluger Weise mit so breiten Straßen angelegt, daß Sonnenbrand und Staub hier unerträglich sind."

„Ei was! opponirte der Baurath. Breite Straßen bepflanze man mit Bäumen, da hat man Licht und Luft und Schatten zugleich."

„Das hat ja Amalia gethan! klagte der Obermusikinspicient des Königreichs, ein treuer Anhänger Otto's. Aber — weil die hochsinnig edle Frau auch königlich stolze Palmen gepflanzt hat, schelten sie nun wieder die Herrn Philologen ob der Unsymmetrie von Palmen im Angesichte des Parthenon."

„Kommt Alle herunter! Musik-Oberherr und Musik-Unterherrn — Alle Genossen hierher! rief der alte Forstrath und Odeons-Dirigent von der Säulenhalle drunten zu uns herauf. Wir wollen zusammen als deutsche Gegengabe das Follen'sche Lied anstimmen:

„Brause du Freiheitssang
„Brause wie Wogendrang
„Aus Felsenbrust!
„Gott Vater Dir zum Ruhm
„Flammt Deutschlands Heldenthum." ......

„Pah! höhnte Doctor Dryasdust, den wir zuerst im kindisch kleinen Straßenmuseum des Hadrians-Gymnasion angetroffen und für einen reisenden Wanderburschen gehalten hatten — bis er seinen berühmten Namen uns nannte. Pah! schrie er nochmals, denn trotz der idealen Beschäftigung mit den feinsten Kunstproductionen der Griechen und trotz der sinnigsten ästhetischen Auffassung und stylvoll edlen Form in seinen gelehrten Schriften ist er im Leben, wie Lachmann, Haupt, Mommsen, Ritschl etc: ein hagebüchener Grobian! trotz Dr. Juvenis selbst. — Pah! ihr alten Burschenschafter von anno 20 und 30! was haben wir mit Euren Follenischen Freiheitsgesängen zu schaffen? wir können nur die Wacht am Rhein von anno 70 —" „— Und auch die nicht!" sagte Dr. Juvenis lakonischtrocken; und dann zu mir gewendet: „Ihre Bemerkungen von vorhin über Otto Jahns Streit mit Ritschl in Bonn lass' ich nicht gelten. Ein Zufall gab mir Einsicht in seine als Manuscript gedruckte Vertheidigung. Dies ziemlich sonderbare Scriptum zeigt den armen, guten, aber wohl etwas characterschwachen Mozartbiographen und Kunsthistoriker des troischen Mythenkreises (wider Willen wohl, nach

meiner Ansicht, doch eigentlich offenbar) als gleichschuldig bei der häßlichen Bonn-Berliner Affaire." —

„Doctor! das können Sie mir zehn mal sagen! Ein Schüler des edlen Jahn läßt Nichts auf ihn kommen! Wessen Schüler sind Sie?"

„Des Professor Conrad Pöppig in Bockschank."

„Was? meines alten Commilitonen und Couleurbruders? ja, der liebte den wahrheitkränkelnden Speilzahn M. mitsammt dem fast plump groben M. H., diesem Anbeter von Lachmanns Nibelungen-Falsificat, Slavenfresser und Verhöhner des alten ehrlichen Hagen-Laßberg, weit mehr als den zierlich feinen und still arbeitsamen Jahn! Doch lassen wir die Todten, zu denen auch M. wohl bald gehört, falls meine Krakauer polnischen Professoren Recht haben, die er boshaft mit dem Thier auf dürrer Haide vergleicht. Lassen wir die alten Hähne! Was aber macht denn der junge Kampfhahn Pöppig?"

Nun, wenn Sie sein Studienfreund sind, wird Sie's wohl nicht sehr wundern, daß er mit Beziehung auf meine musikalische Amusen-Natur mephistophelisch mir in's Album schrieb:

Wein und Weiber, auch ohne Gesang,
Kost' in Italien und Griechenland!"

„Bravo! lachte ich. Seine Reimkunst ist noch immer die alte! und seine materiell-anakreontische Richtung auch! Haben Sie bei ihm promovirt?"

„Ja, in Bockheim! und M. kann also mein Doctordiplom nicht anfechten. Meine Dissertation behandelte zufällig eben hier im Parthenon, wo wir gerade stehn (denn wir waren als Letzte nunmehr dem Sammelrufe folgend, — auch herabgekommen), diese Stelle, von der man vermuthet, hier hätte der Altar der heiligen Jungfrau gestanden."

„Sie meinen, der Jungfrau Maria? zur byzantinischen Zeit, eh' die Moslems den Tempel zur Moschee machten, nicht wahr?" fragte der katholische Franzosenpedant aus Flandern.

Unsinn! knurrte Juvenis; der Jungfrau Minerva oder Pallas Athene, mein' ich — der hier die Mäuse das Oel austranken, wie die Batrachomyomachie lehrt. Ihre Stiefmutter Hera, die hehre Himmelskönigin, kann eher als Mutter Gottes gelten . . . . . ."

„Sagen wir also statt heiliger Jungfrau — ergänzte Dr. Bierfreund aus Baiern — lieber göttliche oder ewige Jungfrau."

„Freund Katholik! belehrte ihn feierlich salbungsvollen Tones der geistliche Herr, der uns in Leipzig schon vor 27 Jahren mit seiner Haltung und schönen Gestalt als Ideal eines griechischen Johannesjüngers vorgekommen war: Freund, das ist Einerlei: Eine ewige Jungfrau ist κατ' ἐξοχὴν eine heilige Jungfrau."

„Was wißt ihr Griechen davon? rief der Ultramontane. Ihr habt ja kein Cölibat.

„Aber Klöster!" war der Trumpf, den sein christlicher byzantinischer Amtsbruder ausspielte, Archimandrit zugleich und Grammateus des Heil. Synodos: „Klöster für Nonnen und Mönche. Jeder Pappas hat freilich Gottes Satzung gemäß seine Pappadia bei sich: das ist aber Natur und Schrift zugleich."

Sobald die Damen von Cölibat und Nonnenthum, von Pappadien und Priesterehe disputiren hörten, unterbrach Eine nach der Andern

ihren Gesang und Alle rasch uns näher. Da sagte ihnen der noch immer in die Probleme seiner Dissertation vertiefte Dr. Juvenis, als sie zu ihm herandrängten, froh ihres lebhaften Interesses für gelehrte Streitfragen:

„O meine Damen! Sie stehn hier auf heiligem Boden und ahnen es nicht, wie heilig er uns Archäologen ist, weil all unser Leben und Streben, Dichten und Denken sich eigentlich um diese Stätte concentrirt — ja, um diesen Fleck hier!“

Alles sah, wohin er zeigte, auf die rohe Felsbodenfläche.

„Wüßten Sie, meine Damen!“ und vorgebeugten Körpers zeigte er auf die Eine rohe Stelle mit unbelegtem Porosstein mitten in der Cella unfern des Pronaos: „wüßten Sie,“ — wiederholte er mit leisem nervösen Zittern der tiefbewegten Stimme, — „wüßten Sie, welchen Schmerz (hier wurde sein feierlicher Ton zu ergreifendem Pathos) mir diese Stelle macht, hier wo reiner ursprünglicher Fels ist und nicht wie im übrigen Tempel die Flur mit Marmor bekleidet! O, ahnten Sie, welche schweren Kämpfe und wie manch' lange schlaflose Grübelei düsterer Nächte uns Archäologen schon dieser Eine Fleck im Parthenon verursacht — ja! (mit tragischem Baß) welche Qual sie uns bereitet hat . . . . .“

„Dieser dumme zerbrochene Fleck hier? unterbrach ihn ein jüngeres schnippisches Fräulein; und warum denn?“ „Warum? weil wir den Zweck für den Fleck nicht finden.“

„Und was liegt Ihnen am Zweck für den Fleck?

„Ja freilich, mein Fräulein. Was liegt uns daran? Was liegt der Welt daran? und was liegt überhaupt im absoluten Sinne daran, ob etwas gewußt wird oder nicht? Es ist ja da! und was da ist, ist da, und Daseiendes ist an sich da, und was an sich da ist, bedarf nicht der Erklärung, weder warum es da ist, noch wozu es da ist. Ursach und Zweck des Daseins . . . .“

„Herr Doctor! raunte besorgt ihm die alte Professorwittwe, bei der er wohnte, mütterlich warnend zu: die Zeit ist da, oder wird bald da sein, wo wir aufbrechen müssen. Sie sprechen bereits etwas heiser und scheinen nicht mehr ganz munter und wohlaufgelegt zu sein.“

„O lassen Sie, Frau Feldmann, ihn über das Dasein des Daseins philosophiren. Wenn er damit fertig ist, kommt er regelmäßig auf's Nichtsein und dann hält er uns die schönste Rede, die Sie je gehört haben.“

„Ich weiß, was Sie meinen,“ nickte verständnißinnig die schwärmerische sentimentale junge Verlobte des unlängst verstorbenen englischen Predigers — englische Prediger werden in Griechenland überall bald brustkrank! — „Sein oder Nichtsein das ist jetzt die Frage.“ Im Declamiren blickte sie verschleierten Auges gen Himmel und dann wieder tiefsinnig auf die Marmorfliesen und sang wildtraurig vor sich hin: „Verschmähter Liebe Pein! — — O du allzu früh verblichner Gatte meiner Seele!“ —

„Aha“ — flüsterte Einer aus der deutschen Colonie klugblinzelnd. „Jetzt fängt sie bei Hamlet an und hört bei Ophelia auf. Ihres Bräutigams Nachfolger hat nicht nach Aller Erwarten und alter deutscher Predigersitte sie, die verwittwete Braut, sondern ihre Cousine ge-

freit und als die todt war, des reichen Russophagen Oekonomos Tochter. So nähern sich Rußland und England im Norden der Akropolis und im Süden des Lykabettos."

„Rußland? Sie sagten ja, Russophage nicht Russophile sei Oekonomos?"

„Nun ja, wer weiß was er ist, er sagts er sei Russenfeind; jedoch Andre sagen anders. Jedenfalls hat er in Moskau sein Vermögen gemacht, wie Schliemann in Petersburg, wo auch noch seine zweite Familie . . . "

„Was?" rief ein alter Archäolog empört. „Wird hier auf der Akropolis im Parthenon selbst Stadtklatsch verbreitet? O du unausrottbarer, tantalus-gezeugter, urtantalidisch nach Seelenblut lechzender Mörder alles Familienglücks — Klatsch!" „Professor, wo sind Sie?" widersprach seinem ehrwürdigen Lehrer ein junger jüdischer Kunstfreund auf Reisen. „Im Parthenon ehren wir gerade erst recht durch klassischen Klatsch das Gedächtniß der klatschgequälten unsterblichen Freunde Pericles und Phidias! Beide große Schöpfer dieses Wunderbaus, der in zweimal acht Jahren vollendet war, und nun schon durch dreimal acht Jahrhunderte Regulator des classischen und architectonischen Kunstgeschmacks für alle Welt geblieben ist, fielen sie nicht beide der Klatschsucht Athens zum Opfer — und starb nicht Phidias im Gefängniß? Brach Pericles großes Herz nicht der Klatsch über seinen Freund und seine Frau und seine Freundin Aspasia!? Eben indem wir klatschen, Professor, ehren wir die Manen des großen Demokraten, d. h. des wahrhaften Demosbeherrschers, thatsächlich, durch den von Aristophanes geweihten Brauch der médisance und chronique scandaleuse. Langsam gemordet" (jetzt wurde wieder vor den horchenden Damen, die das gleich gelockt, hochklingenden Stils theatralische Pracht entfaltet) „langsam gemordet verschmachtete, wie Tantalus, der Vater des Klatsches, im Tartarus, als Opfer dieser Tantalus-Tartarus-Erfindung der unübertroffene Phidias im Gefängniß, nachdem er, vergebens einmal dem Verleumder-Pöbel weichend, in Olympia Zeus' Himmelsbild geschaffen; Pericles' Thränen, die Aspasien gerettet, halfen ihm nicht! Beides, Tod und Thränen, hervorgerufen durch Stadtklatsch . . . "

„Fluch über jeden Klatsch!" murrte streng abschneidend und schroff wie immer der ehrwürdige Greis, der alte deutsche Ur-Archäolog von Athen. Dem consternirten jüdischen Witzling, den er so unterbrochen, half der Arsakion-Dirigent, Fürst Maurokordatos, mit dem Scherzwort: „Ei! ei! Herr Professor, verfluchen Sie allen Skandal, dann verneinen sie Aristophanes!" „Richtig! lachten Alle Beifall. Ja, der ist der wahre Dichter der Stadtklätscherei!" — „Wo bliebe die ganze alte Komödie, die ja von A. bis Z. ein einziger communal-politischer Klatsch war?" — „Aristophanes und die Aristophanische Komödie, ganz besonders die Parabase, das war der Zeitungs-Ersatz!" — „Vielleicht gar ein Vorspiel der Revolverpresse. Wer weiß, für wieviel sich der größte aller Dichter (nach Carl Rosenkranz) von den Gründern z. B. jeden Vers abkaufen ließ?" —

Tief empört rief der alte Herr der lachenden, spottenden jungen Meute entgegen: „Wie? Was? Aristophanes ein versificirter und dramatisirter Stadtklatsch?!" „Nun, wenigstens durchsäuerte all' seine

saftigen Possen und Witze — wo nicht Bier- so doch Wein- und Barbierstuben-Klätscherei; wenn auch nicht Kaffee-Damengewäsche, dann, in den Ekklesiazusen und zumal in den Thesmophoriazusen, wenigstens doch Fraubasen-Salbaderei!"

„Und wenn wir nicht gehn, sagte die fröhliche Gattin des Universitäts-Bibliothekars, die vom Bücherdunst keinen leisesten Schatten auf ihrer blendend schönen Stirn aufwies, dann können wir morgen vom allerschönsten Skandal unsre Ohren klingen hören." Ihre mehr bläuliche Freundin, die dem Gatten mit ihrer Buchgelehrtheit als Hausgenius tröstend beistand, wenn die Frau absolut nichts von seinen Bibliothekarfreuden wissen wollte, ließ auch jetzt ihr Licht leuchten und scherzte:

„Du meinst wohl, wir könnten dann auch als irgend welche -Zusen auf das neue Theater im Euripides-Garten kommen? Aber ich gehe nur hin, wenn sie Klassisches geben. Und Socrates sprach ja: Mögen sie mich prügeln, wenn ich nicht dabei bin!"

Im Arsakion, der großartigen Haupttöchterschule Athens, belehrte man uns, daß alle zehnjährigen Mädchen schon Xenophon, und dann der Reihe nach mit den Jahren die schwereren Klassiker, lesen und erklären müssen. Ich fragte daher den Fürsten, ob Aristophanes etwa ebenfalls im Seminar des Arsakis gelesen würde, welches ganz Griechenland, das türkische sowie das freie, mit Lehrerinnen versorgt? Er bejahte.

„Allerdings nur stückweis!" ergänzte seine Antwort eine der Aufsichtsdamen des obersten Cursus. Wir scherzten, es wäre auch nur für 40jährige Damen zum Lesen geeignet: unsre Herzogin Amalie hätte sich ihn erst in diesem Schwabenalter von einem gelehrten Schwaben erklären lassen. „Wieland!" erläuterte die gelehrte Bibliothekars-Hausfreundin — „nach Jean Paul's Levana mehr werth als alle Philologen vor ihm —"

„Na — Wieland! das ist mir auch so einer!" warf spitz die alte Berlinerin dazwischen. Ich meinte versöhnlich, allerdings hätte Goethe das klassische Alterthum besser verdolmetscht." — — —

„Ja Goethe ist auch so einer" — flötete mir die junge Berlinerin, ihre Nichte zu. Da brach ein Sturm los; „Goethe ist Sophocles!" donnerten zwei Dutzend Stimmen im Chor . . . und aufgeschreckt aus seinem Halbschlummer sang der Oberste aller Musikcorrumpenten des Rasengesang- beseligten Hellas mit gewaltiger Stimme, schon vom bloßen Namensklange Sophocles begeistert, dem Morgenhimmel zugewandt:

„Strahl der Sonne, jugendlich schön!"

Und über den langen Rücken des 3000' hohen Hymettos brach eine rothe Feuerlinie, unten goldgesäumt, hervor, alle einzelnen Gipfel und Kuppen längs des Bergkammes mit glühendem Funkenkranz umsprühend.

„Das Meer! das Meer! Sehn Sie das Meer. Es brennt!" riefen die griechischen kundigen Freunde meiner Dame zu — und dann: „O drehn Sie sich allesammt rasch herum, es brennt, es brennt wirklich!" Da lachte Niemand mehr. In der That, der Spiegel des weiten saronischen Busens erglühte tiefpurpurroth; dann lohte er fackelgleich dunkel, wie eine rauchumdüsterte Feuersbrunst; dann aber licht auf loderte er; so magisch im raschesten Wechsel der Flammentinten, wie nie auf der See es selbst uns im vielwöchentlichen Segeln erschienen war. Erst später sahen wir Aehnliches; denn im Morgenglühn des

Meeres, kurz vor Genua, bei den Felsenschluchten und unaufhörlich sich folgenden Bahn-Tunnels im Golfe von Spezzia ward uns ein ähnlicher Anblick. Aber niemals zuvor. —

„Ja!" rief einfallend, als hätte er unsere Gedanken errathen, der alte Odeons-Dirigent; „Wie die siebenthorige Stadt Theben nimmer zuvor es gesehn!" — Schildern? mit Worten malen? trotz Lessings Laokoon, wie alle modernen Leihromandichter, das Farbenspiel in Worte zaubern? Andre Mittel hat der Maler, andre der Dichter. Was wir empfanden, sprach klar, uns Allen verständlich, eben jener himmlische Chor der Antigone aus, in dessen abschließender Harmonie sich Alle dann einten und so die selige Nacht formell abschlossen:

„Strahl der Sonne! Du Licht so schön! —
„Wie die siebenthorige Stadt Theben nimmer zuvor Dich sah!
„Endlich thatest Du froh Dich auf, Wimper des goldenen Tags!
„Ueber Dirke's strömende Flut zu wandeln! —
„Aber nun laßt . . . Auf!! zu den Stadttempeln uns
„Alle mit nachfeierndem Chor ziehn und voran schwinge sich Thebe's
„Bacchus — Bacchus — Bacchus im Reihentanz!"

Und wenn nicht Bacchus selbst, so wurden doch die Reste seines schmerzlösenden heiligen Weihetranks von rüstigen Maltesern, diesen eidgenossenschaftlich treuen Lastträgern Athens, die aus dem Schatten des Erechtheion schlaftrunken hervortaumelten, unter ermunterndem kräftigen Anruf ihrer jungen Herrn, sammt den Körben voll Speisegeräth und Speiseresten willig froh auf die starken Schultern geladen und gern zum eigenen Frühimbiß in die noch immer nachtstille Stadt hinabgetragen; dem langen Zuge der scheidenden Parthenonhierophanten als Hierodulen voraus. —

Und jubelnd wiederholten die jüngeren Freunde den Chor: „Ziehn wir hinab, All' zu den Stadt-Tempeln, — so laßt Bacchus, Bacchus, Bacchus voran!"

Manch' alter griechischer Herr beklagte sich wohl schon sonst über unsere Nachtschwärmereien; so Einer zumal mit dem klassischen Ausruf, den uns die Nachtwächter vermeldeten: „Mögen sie doch nach Berlin gehn, wenn sie lustig sein wollen!" — — Aber diesmal blieb, den Göttern sei Dank, die uns behüteten, jeder Schatten von Nachrede fern.

Während wir so vom socratischen Freuden-Festmahl, gleichsam einem nachgeahmten Symposion, heimkehrend im dionysisch munteren Korybantenzuge dahinwallten, die hallenden, menschenleeren Straßen entlang, — durch die einst Alcibiades auch wohl so mit dem „schönen" Kritias und anderen Plato-Studiengenossen der ersten „Akademie" des Menschengeschlechts mag hingeschritten sein, die Blumenkränze im lockigen Haar, — nach durchschwärmter seliger griechischer Nacht —: da sah ich noch einmal hinauf zum besonnten, goldig-hell angehauchten Schönheits-Mausoleum der Akropolis . . . . „Nie wieder, nie wieder im Leben siehst Du's! — klagte leis eine Stimme da im „tiefbewegten Busen"; — doch laut überhallte der Chor sie:

„O! so laßt Ihn uns voran immer ziehn! — Ja, uns voran schwing' er, voran — Sich uns voran . . . . Bacchus, Bacchus, Thebe's Bacchus — Thebe's Bacchus im Reihetanz!"

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 18, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 1. Februar 1878. Nr. 5.

Ein Engländer über Lessing als Philosophen.

Von Karl Grün.

I.

Es ist seit langer Zeit kein Buch in fremder Sprache erschienen, welches ein so herzliches Willkommen von deutscher Seite verdient hätte, als das zweibändige englische Werk von James Sime: „Lessing, sein Leben und seine Schriften", mit den Bildnissen Lessings und seiner Frau. London und Straßburg bei Trübner, 1877. Dieses Werk verlangt dringend nach einem competenten Uebersetzer, der es nur hin und wieder mit einer kleinen Randnote zu versehen hätte, im großen Ganzen aber stehen lassen könnte, wie es der fleißige, tüchtige, auch ästhetisch und philosophisch durchgebildete Verfasser aus seiner Hand gegeben. Es wäre um so mehr zu wünschen, daß die Uebersetzung in die rechten Hände käme, als erstlich jede Fabrikarbeit hier eine Schande für Deutschland sein würde, als zweitens ein Exempel von würdiger Confraternität zwischen der englischen und deutschen Wissenschaft, ein leider nicht allgemein genug gefühltes Bedürfniß, mit großem moralischen Nutzen zu statuiren wäre. In gewissen Zweigen des Wissens hat sich nämlich zwischen den beiden germanischen Schwesternationen ein Uebersetzungs- und Einleitungswesen eingeschlichen, welches mehr auf gegenseitige Ruhm- und Debitassekuranz, als auf Vermittlung der beiderseitigen Leistungen im Dienste der Weltliteratur abzuzwecken scheint. Und diesem mit der Zeit durchsichtigen und trotz oder gerade wegen der Bedeutung der dabei mitspielenden Namen widerwärtigen Treiben wäre mit Fug und Recht ein Beispiel würdiger Kameradschaft entgegenzustellen. Das Buch des Herrn Sime böte dazu die beste Gelegenheit.

Den ästhetischen, kritischen, religionsphilosophischen und politischen Theil des Sime'schen „Lessing" habe ich an einem anderen Orte zur Sprache gebracht. Es sei mir gestattet den ausdrücklich reservirten philosophischen Theil an dieser Stelle abzuhandeln, da er sich vortrefflich zu einer eigenen Besprechung qualificirt, insbesondere aber zur Zerstreuung des Vorurtheils dienlich sein möchte, als ob die heutigen Engländer von der Philosophie noch immer nichts verständen als „Recepte für Stiefelwichse", oder höchstens durch Einführung „Cartesischer Wirbel" die Physik mit sammt der Philosophie zu umnebeln vermöchten.

Auf eine „Abstraktion der Quintessenz“ freilich, auf ein Irrlichteriren im Asphodelos-Gebiete der Transcendenz läßt sich Herr Sime kaum ein; er versucht vielmehr in der Sprache des gebildeten und belesenen Mannes über die Probleme der Welt und des Lebens zu reden. Er muthet Niemandem zu, an den tiefen Inhalt abstruser Phrasen, die ein eben so großes Räthsel sind wie die Welt und das Leben selbst, zu glauben. Wie hätte er das auch gekonnt, angesichts des klarsten deutschen Geistes, den die gründlichste Gelehrsamkeit nie dazu verleitete, mit dem „Kribskrabs der Imagination“ imponiren zu wollen, angesichts Lessings? Herr Sime citirt sehr häufig wörtlich und befleißigt sich in demselben Tone das Citirte zu erörtern. Er schreibt gesund und frisch, wie Engländer und Franzosen dies meist zu thun pflegen, und giebt auch für England ein beachtenswerthes Beispiel von einer „Popularphilosophie“, die mit derjenigen des vorigen Jahrhunderts nur den Namen gemein hat. Jene beschränkte ihr Thema auf das Praktisch-Moralische und schloß die metaphysischen Elucubrationen mit einem odi profanum aus; die wahre Popularphilosophie zieht die theoretische Systematik herein, zergliedert das Wesen der esoterischsten Systeme und übersetzt die Mysterien von Wolkenkukuksheim in die Sprache denkender Menschen, wobei es ja vorkommen mag, daß ihr bisweilen der Dialekt von Schilda oder Krähwinkel oder sonst eines Abdera unwillkürlich aus der Feder fließt. Jene verkürzte die Philosophie auf das Gespräch im Unterstübchen oder im Kinderzimmer, indem sie die eleusinischen Geheimnisse des oberen Stocks unangetastet ließ, einerlei ob mit Ironie oder aus Ehrfurcht; diese schlägt die Wände durch und macht den Inhalt der heiligen Cönakel offenkundig. Jene bewahrte der Philosophie noch die exclusive Stellung über und außer dem Flusse des Geschehenden und erhielt so den Glauben an den spekulativen Himmel oberhalb der Erde; diese zeigt das Denken, selbst das abstrakteste, abstruseste und auch das confuseste, als Fische, Amphibien oder natürliche Monstra in dem allgemeinen Strom des Geschehens, etwa wie Kepler die Kometen als ganz natürliche Existenzen im Luftmeere betrachtete.

Mit einem Worte, die Philosophie gehört entweder zur Kultur, ihre Entwicklung und Bedeutung folglich zur Kulturgeschichte, oder sie ist prä- und extrahistorisch, und dann ist ihr Platz in dem Raritätenkasten der Museen, im Spiritus des Abnormen.

Wie nun die Philosophie nur ein Faktor in der Entwickelung gebildeter Menschheit sein kann, so muß auch das philosophische Denken des Einzelnen historisch gefaßt werden. Wie Einer sich das Universum heute, wie er es morgen anschaut, das ist nicht zufällig, sofern wir anders eine normal sich entwickelnde Menschenknospe vor uns haben. Und da ist bei Hr. Sime — aber nicht bei diesem allein — zu bedauern daß er sich, Lessing gegenüber, eben nicht streng historisch genug verhält, daß er uns gleich im ersten Anlauf bis in die Breslauer Periode hineinschnellt und das Spinoza-Problem aufwirft, ehe wir irgend darauf vorbereitet sind. Denn darüber wird doch kein Zweifel aufkommen, daß wer den ganzen übrigen Lessing kännte, vom Philosophen Lessing aber noch nichts wüßte, anderswoher indessen in Erfahrung gebracht hätte was das System des Spinoza gewesen, seltsamlich überrascht sein müßte, zu hören, dieser Lessing sei Spinozist gewesen. Es ist auch zur Stunde

noch ganz wohl zu begreifen weßhalb von den Commentatoren des philosophischen Lessing kaum zwei über Lessings Denksystem harmoniren, da er so außerordentlich schwer einzufangen und in eine bestimmte Rubrik zu bringen ist. Hier gibt es nur eine einzige Aushülfe und das ist Lessings Geschichte, auf die auch Hr. Sime zu recurriren sich bald genöthigt sieht.

Gerade unser englischer Verfasser hatte das volle Zeug zur genetischen Behandlung seines Schlußcapitels: „Lessings Philosophie" und der Leser wird sich bald überzeugen daß damit nicht zu viel gesagt ist. Nur sei es erlaubt, die werthvolle musivische Arbeit ein wenig zu zerstören und die Würfel ihm anders zu combiniren.

Lessings philosophisches Denken beginnt mit dem damals landläufigen rationalistisch bequemen Christian Wolf in Halle und steigt von hier zur vielfach getrübten Quelle, zu Leibniz empor. Wie fein und lieblich spricht Hr. Sime über diesen hallischen Wolf! „Einen ehrenvollen Platz kann man ihm nicht verweigern; zu einer Zeit wo Französisch und Lateinisch für die einzigen Sprachen galten, in welchen ein Deutscher einen ernsten Gedanken ausdrücken dürfe, hatte er den Muth, seine Ideen in seiner Muttersprache auszusprechen, und sein Bestreben war, nicht nur ein umfassendes, sondern ein durchweg logisches System aufzustellen. Vergleichen wir ihn jedoch mit einem wirklichen Philosophen, so verhält er sich zu diesem wie ein Versifex zu einem wirklichen Dichter. Ihm mangelte der Genius, welcher abstrakten Wahrheiten Lebenskraft verleiht, welcher Prinzipien keimen und in den Geistern der Empfänger Frucht tragen laßt. Leibnizens andeutende Winke wurden unter seinen Händen seelenlose Dogmen, und oft wurde ein furchtbarer Aufwand von logischer Methode gemacht um Plattheilen festzustellen, die es nie einem Sterblichen eingefallen wäre zu bestreiten. Es war daher nicht auffallend, daß Lessing schleunig allen Nutzen aus ihm zog den er gewähren konnte, und dann zu einem sehr verschiedenartigen Denker fortschritt, zu Leibniz, dem Wolf jegliches anziehende Element verdankte, welches sich in seinen dickleibigen Büchern finden mochte".

Das nächste und eigentlich erste philosophische Dokument aus Lessings Feder sind die „Gedanken über die Herrnhuter." Danzel gibt ihm die Jahreszahl 1755, die aus innern Gründen nicht richtig sein kann. „Karl Lessing", sagt Hr. Sime, „gibt den Fragmenten gewöhnlich keine besondere Daten. Die Thatsache daß er in diesem Falle ein Datum angiebt, scheint anzuzeigen, daß er es auf dem Manuscript fand." Das ist ein gutes äußeres Kriterium. Dem innern Grunde werden wir von selbst näher kommen.

Ganz vortrefflich führt Hr. Sime seinen Lesern die Entwicklung der „Gedanken über die Herrnhuter" vor. Lessing ging von dem Satze aus: „Der Mensch ward zum Thun und nicht zum Vernünfteln geschaffen." Die Philosophie aber habe es nicht dabei bewenden lassen. Der Himmel, früher ein Gegenstand der Bewunderung, sei zum Gegenstand der Speculation geworden; die Pythagoräische Zahlenlehre habe um somehr angesprochen, je weniger sie mit der Tugend zu schaffen gehabt. Sokrates habe die Menschheit zu bescheideneren, aber nützlicheren Gedanken zurückgerufen: „Thörichte Sterbliche! was über Euch ist, ist nicht für Euch. Kehrt den Blick in Euch selbst! In Euch sind die

unerforschten Tiefen, worin Ihr Euch mit Nutzen verlieren könnt! Hier richtet das Reich auf, wo Ihr Unterthan und König seid! Hier begreift und beherrscht das Einzige, was Ihr begreifen und beherrschen sollt, Euch selbst!" Die Nachfolger des Sokrates hielten sich nicht an diese Weisung: Platon begann zu träumen, Aristoteles zu vernünfteln. Für die Nachwelt wurde Platon der Göttliche, Aristoteles unfehlbar.

Es war Zeit daß Cartesius kam. Er öffnete allen den Eingang zu dem Tempel, der bis dahin von den zwei Tyrannen so sorgfältig gehütet worden war. Das war sein Hauptverdienst; die Form welche die Wahrheit in seinen Händen empfing, war je täuschender, desto glänzender. Auf ihn folgten Leibniz und Newton.

Mit Hülfe der Mathematik führten sie die Menschen in die verborgensten Geheimnisse der Natur; durch wenige mit Zeichen verbundene Zahlen machten sie Geheimnisse klar, wozu Aristoteles unerträgliche Bände gebraucht hätte. So füllen sie den Kopf und das Herz bleibt leer. Den Geist führen sie bis in die entferntesten Himmel, während das Gemüth durch seine Leidenschaften bis unter das Vieh herabgesetzt wird.

So führte auf religiösem Gebiet auch Christus die Menschen zum Leben zurück, und seine Lehre blieb, so lange die Kirche zu kämpfen hatte, praktisch. Wie aber der Soldat im Frieden sein Schwert mit Gold und Edelsteinen schmückt, so machte es die Kirche mit den religiösen Wahrheiten; sie machte im Glücke Systeme daraus, das Handeln war vergessen. Durch die Reformation stürzte der Aberglaube; aber die Vernunft die ihn gestürzt hatte, brachte die Menschheit auf einen andern Irrweg, weniger entfernt von der Wahrheit, aber weiter von der Uebung der Pflicht. So sind wir auch heute vom Standpunkt des Wissens Engel, von dem des Lebens Teufel.

Wer blos praktischer Philosoph wäre, der würde bei den Fachgelehrten schön ankommen. Zeugen dessen die pikanten Zwiegespräche des Praktikers mit dem Algebraisten, dem Astronomen und den Metaphysikern. Hr. Sime enthält es seinen Lesern nicht vor, daß der Mann der Algebra den Philosophen fragt: was ist ein „hyperbolisches Conoïd?" der Astronom sich nach seiner „Theorie des Mondes" erkundigt, von den Metaphysikern der Eine als fest annimmt, Jener glaube an „Monaden", während der Andre eben so fest darauf rechnet daß er die „Monaden" verwirft. Hr. Sime, der ja in England die mathematischen Formel-Philosophen auch zur Hand hat, unterdrückt hierbei vermuthlich etliche wohlanzubringende Kratzer und Püffe, wie solchen Herrn von Rechtswegen auch heute wieder gebühren. Sie thuen in der That und alles Ernstes so als ob die mathematische Formel sich auf etwas Anderes anwenden ließe als auf Zeit- und Raumverhältnisse, als ob die Wahrscheinlichkeitsrechnung das Geringste mit der elementarischsten moralischen Wahrheit zu thun habe, als ob sie mit ihrer $\sqrt[n]{\frac{x}{p}}$ den Schlüssel zum Absoluten besäßen!

Kehren wir zur Sache zurück. Der 21 jährige Lessing fand den Kern aller Philosophie, wie aller Religion, in der Moral, im selbstbewußten Handeln. Was die Religion betrifft, so ist er bis zum „Nathan" bei dieser kategorischen Behauptung geblieben; ja sein Schlußwort vom „neuen ewigen Evangelium" in der „Erziehung des Menschengeschlechts"

meint schwerlich etwas Anderes als das „Testament Johannis": Kindlein liebet Euch unter einander! Was aber die Philosophie angeht, so besann er sich eines Bessern; er studirte weiter und ging namentlich an die Quellen selbst, während er bis dahin sich mehr auf allgemeine Eindrücke, oft auf die Urtheile Anderer verlassen haben mochte. Von Spinoza, den er doch auch früher erwähnt, über den er bereits mehrfach spitzige Ansichten von sich gegeben hatte, ist es bekannt daß er ihn nicht vor den 60er Jahren, vor dem Breslauer Aufenthalt, eigentlich studirt hat. Aber auch von Leibniz will es mir scheinen daß Joh. Jacoby im Unrecht ist, wenn er (in dem, bekanntlich von ihm verfaßten philosophischen Kapitel der Stahr'schen Lessing-Biographie) zu den „Herruhutern" bemerkt: „Lessing hatte die Schriften Leibnizens mit Eifer studirt." Das soll doch wohl nicht aus dem Scherze über die „Monaden" hervorgehen? denn dieser beweist herzlich wenig. Viel correcter geht Hr. Sime zu Werke. Er bringt den Leibniz erst bei Gelegenheit der folgenden Lessing'schen Abhandlung herein. Aus dieser Abhandlung wird auch der innere Grund hervorgehen, weßhalb auch die „Herrenhuter" das Frühere sein müssen; sie waren, nach Lessings eigenen Ausdruck, „die Geschichte der Weltweisheit in einer Nuß"; aber die Nuß wurde doch in den Boden gesteckt, damit sie sich zu einem Nußbaum entfalte. Sie enthielt den Keim zu Lessings Philosophie: wie entwickelte sich dieser Keim?

Pariser Briefe.

XVII.

Paris, 28. Januar. Ehrerbietung vor dem Alter ist gewiß etwas Hübsches, obgleich es in der Bibel befohlen wird; aber man kann argen Mißbrauch damit treiben. Die Zeiten, in welchen die individuellen Erfahrungen den Grundstock menschlichen Wissens ausmachten, sind längst vorbei. Ein Junge ist heutzutage oft nicht blos gelehrter, sondern auch gescheidter als Papa und Mama. Trotzdem weisen wir die Jugend bis zu fünfundzwanzig Jahren glattweg von den Wahlurnen fort, während wir die Leute über Sechzig, die doch eigentlich am weiteren Verlauf der Weltgeschichte wenig interessirt sind, ihre barocken Ansichten vollauf geltend machen lassen. Noch weitergehen und Leute darum zu Stadtverordneten zu Deputirten, zu Bürgermeistern wählen, weil ihre Schädeldecken bereits zu einer Zeit hart geworden sind, wo es noch keine Streichhölzer, keine Stahlfedern und keine Postmarken, dafür aber Nachtwächter, Censurscheeren und Thorschreiber gab, — das scheint mir ein Unfug, dem gesteuert werden muß. Es ist schon genug, wenn wir solche Leute nicht prinzipiell von allen öffentlichen Aemtern ausschließen; ihnen auch noch ein Privilegium der Regierungsfähigkeit geben, heißt die Zukunft an die Vergangenheit ausliefern und bringt uns in den Verdacht, als wollten wir von der egoistischen Talionsmoral des Pentateuchs profitiren und unsere Schrullen einmal ebenso unseren Nachgeborenen aufdrängen. Die Australier essen ihre Ahnen auf; das widerstreitet allen Grundsätzen der Moral und der Kochkunst;

aber muß deßhalb umgekehrt die strebende Generation die Beute der abgelebten werden? Le mort saisit le vif.

Die Franzosen haben, wie alle frivolen Leute — zum Beispiel Sie und ich — einen erklecklichen Fond von Pietät, den sie, da ihnen Gott und die Heiligen nicht mehr recht sicher sind, beim Alter anlegen. Natürlich kracht es da manchmal. Die Oekonomisten der Gründerblätter nehmen allerdings die Krachs gegen die Vorwürfe der enttäuschten Aktionäre in Schutz und sagen, ein Krach sei „eine gesunde Reaktion". In diesem Sinne muß man den politischen Sturz des Herrn Duportal auch als ein für die demokratische Sache günstiges Ereigniß ansehen. Denn wenn auch das Mißtrauen an sich noch keine republikanische Tugend, sondern oft nur eine Nothwendigkeit sein mag, die die Enthusiasten als Tugend stempelten, so ist anderseits blindes Vertrauen immer ein Laster, dasselbe werde einem militärischen Schnurrbart, einem diplomatischen Backenbart oder einem demokratischen Vollbart dargebracht, er sei nun schwarz, roth oder weiß.

Duportal hatte außer seinem ehrwürdigen Bart auch noch sein Renommee als alter Achtundvierziger, als ehemaliger Flüchtling. Aber wie viele von damals sind nicht heute konservativ, ohne daß, im Grunde genommen, sie ihre Ansichten geändert hätten, sondern einfach weil die Welt fortgeschritten ist? Herr Duportal hatte seit Jahren zuerst im Ausland, dann im Inland seine Situation als Flüchtling, dann als Exflüchtling geschickt zu verwerthen gewußt; diesem Geschick verdankte er seine politische Stellung als Deputirter der äußersten Linken und Leiter dreier politischer Zeitungen, in denen man vergebens selbst nach der Spur irgend eines Programmes nachforschen wird. Daß es gerade Herr Gambetta war, der in seinem Blatte, der „République française", den Eremiten des Radikalismus entlarvte, ist ein ganz besonderer Zug bei der Sache. Beide waren lange Jahre hindurch dicke Freunde, und Duportal hatte vertrauensvoll die Geschichte von jenem Brief, in welchem er von der Strafkolonie aus dem Prinzpräsidenten seine Dienste als „Mann für Alles" anbot, selbst erzählt, als er einmal Gambetta allein an seinem Tische hatte. Nichts desto weniger ernannte Gambetta 1870 als Minister denselben Herrn Duportal zum Präfekten von Toulouse! Wenn es also Einen gab, der die Sache nicht veröffentlichen konnte, so war dies eben Der, der sie veröffentlicht hat.

Es ist gut, meine ich also, daß die Verehrung alter Bonzen einen Stoß bekommen hat; man wird fortan mehr als bisher auch die Männer, die in einer langen Vergangenheit Verdienste aufzuweisen haben, nach ihren Meinungen prüfen und sich nicht mehr mit den Worten abspeisen lassen: „Die Bürgschaft für Das, was ich thun werde, liegt in Dem, was ich gelitten habe."

Selbst mit Blanqui, dem bewußten, kühnen, stolzen Märtyrer der Demokratie, würde ich keine Ausnahme machen. Zum Glück verlangen gerade solche Kämpfer keine Befreiung von dem Kriegsreglement, und kaum daß die „Egalité" vorgeschlagen hat, den Alten, indem man ihn zum Deputirten von Marseille wähle, aus seiner dreißigjährigen Haft zu befreien, da faßt der Gefangene schon rettungsfroh nach dem ausgestreckten Halm und antwortet, wie es

eines Republikaners, des ältesten Republikaners, würdig ist, auf den Appell seiner Freunde. Die nächste Nummer der „Egalité" wird eine briefliche Kundgebung Blanqui's mittheilen; da das Gesetz verbietet, daß Verurtheilte gehört werden, so muß das Schreiben auf 1852 zurückdatirt werden. Welche Schande für die heutigen blauen Republikaner, daß Alles, was man damals sagen konnte, auch heute noch auf sie paßt! Ich darf in einem auswärtigen Blatte indiskret sein, denn um der Egalité wegen Blanqui's Brief einen Prozeß zu machen, müßte man beweisen, daß der Brief vollkommen auf das Jahr 1878 paßt! Um diesen Preis ließe sich das Blatt vielleicht gern verurtheilen.

Der Feldzug gegen die Nahrungsfälscher.

Arthur Mülberger hat sehr bald Recht bekommen mit seiner Prophezeiung, daß die öffentliche Entrüstung über die Verfälschung der Lebensmittel ohne sonderliche Resultate sich zur Ruhe geben werde. Shoddy, Shoddy diese moderne „Gesellschaft," kurzfasrig im Empfinden, kurzfasrig im Wollen, leicht zusammengeballt, noch leichter auseinanderfallend. Sie nehmen es wie eine persönliche Schmeichelei hin, wenn Schopenhauer ihnen sagt, daß sie aus lauter unbändigem Willen beständen und sind andrerseits auch wieder sehr zufrieden, wenn Paul Heyse nach seinem bekannten Recepte, die Welt „aus Einem Punkte zu kuriren," ihnen am Leopardi beweist, es sei mit der Verneinung besagten Willens gar nicht so ernst. Nur nicht Ernst machen mit Etwas im Leben: das Leben an sich ist ja schon so ernst, seufzen sie über den Courszettel hinweg. Und so ists denn in der That auch nur spaßhaft gewesen, wie sie sich mit der in der Ueberschrift berührten Frage abgefunden haben.

Erst freilich waren sie gar fürchterlich und schöne Reden sind da gehalten, auch wol gedruckt worden. Aber als es sich darum handelte, nun ins Zeug zu gehen, brach die baarste Freischärlerei los. Zunächst war doch, sollte die Arbeit eine dauerhafte sein, die Gesetzgebung darauf anzusehen, wie weit sie der angeblichen Nothlage entspreche. Der Begriff der Fälschung war nicht deutungsfrei, über ihn mußte man ins Klare kommen und wäre das selbst nur auf dem langsamen Wege zu erreichen, daß eine oberste Sachverständigen-Behörde durch Präjudicien das feststellte. Dann war ja wol auch die Abmessung der Strafe in Betracht zu ziehen, stand doch durch Beispiele fest, daß da, wo Verfälschungen im Großen getrieben wurden, die etwa zeitweise dabei entfallenden Geldstrafen nicht groß in Betracht kamen, sondern zu den Handlungsunkosten gehörten. War man so weit, so ging es an die Untersuchung, in welchen Stadien des Verkehrs zwischen Producent und Consument die Verfälschung sich am liebsten einniste, also am sichersten zu erwischen sei. Engel hat neulich mit der sehr klugen Beiläufigkeit, in die er seine ärgsten Ketzereien zu hüllen pflegt, die Vermuthung ausgesprochen, das Vermittlerthum, wie es sich zwischen Erzeugung und Verbrauch drängt, möchte sich allmälig etwas zu üppig entwickelt haben. Dies Attentat auf das alleinseligmachende Dogma von der „Theilung der Arbeit" wird ihm schon von den Männern der Manchesterlehre gebührend zu Gericht

gebunden werden: hier, in der Praxis, aber ist es bestens zu verwerthen. Wußte man erst, an welche Thüren zu klopfen sei, dann war die Sache endlich so weit, daß sie nur noch den Chemikern und ihrer Wissenschaft anheimzustellen war.

Aber damit, das heißt: am umgekehrten Ende fing man an. Das Reichsgesundheitsamt debütirte mit der Untersuchung des Kinderwagenleders und etlicher Haarfärbemittel, also mit einer Thätigkeit, zu der jeder Privatchemiker ebenso gut im Stande gewesen wäre, bei der aber der Beruf als Behörde anscheinend gar nicht ins Spiel kam — und auf diesen natürlich war bei den ersten Schritten des neuen Amtes die Aufmerksamkeit am meisten gerichtet. Darauf folgten die Chemiker mehr oder weniger amtlichen Ansehens und auch hier spielte der Zufall übel. Ein Straßenbrunnen war von einer solchen Autorität für rein erklärt worden und wurde wenige Tage später auf Gebot einer anderen solchen Autorität polizeilich geschlossen. Eine, wie es hieß, in großem Umfange und in behördlichem Auftrage vollführte Bier-Untersuchung wurde von fachmännischer Seite in einem angesehenen Vereine von Technikern erbarmungslos kritisirt und bis heute ist wenigstens nicht bekannt, daß sie in den Fällen, welche Anlaß zur Rüge gegeben hatten, von irgend welchen Folgen begleitet gewesen sei. Hie und da kommen, meist direct durch die Marktpolizei herbeigeführt, Gerichtsverhandlungen wegen verdorbener oder gefälschter Lebensmittel vor, aber die Zeitungen klagen dann, der Terminkalender behandle solche Sünder so einsilbig, daß die Presse den Zweck, das Publikum vor derartigen Bezugsquellen zu warnen, nicht erfüllen könne, ohne gleichzeitig vielleicht ein halb Dutzend unschuldige Namensvettern in die schlimmste Mitleidenschaft zu ziehen.

Geschieht so von den berufenen Seiten so wenig oder so Ungeeignetes, um das Interesse der Bevölkerung, die ja ganz wesentlich bei ernsthafter Verfolgung des Gegenstandes mithelfen müßte, wach zu erhalten und zu reguliren, so ist gar nicht zu verwundern, daß die Reaction, bisweilen eine recht wohlbewußte und parteiische, in der beliebten Form des nüchternen Urtheiles gegenüber der aufgeregten Unklarheit sich breit macht. Für die Berliner Bezirksvereine wenigstens ist das Thema erledigt. Durch die Behandlung, die es von socialistischer Seite erfahren, hat es seine dauernde selbständige Bedeutung gewonnen und wird diese, unbekümmert um die Mißgriffe, die es vorderhand von der Tagesordnung zu schieben scheinen, sich auch bewahren.

Aus diesem Grunde nehmen wir hier ausführlicher Notiz von einer Organisation welche, soweit uns bekannt geworden, allein bisher in Deutschland als ein Erfolg der Anti-Fälscher-Bewegung zu verzeichnen ist. Es ist ein in der Stadt Hannover eingerichtetes „Untersuchungsamt für Lebensmittel“, das auch mit dem größern Publikum durch eine Monatschrift: „Wider die Nahrungsfälscher“ (Hannover, bei Th. Schäfer) sich in Verbindung setzen will. Nicht die Gemeinde ist es, die das Institut ins Leben gerufen hat, vielmehr hat sie sich ablehnend dagegen verhalten aus dem, in Preußen nicht eben seltenen, charakteristischen Grunde, dem Widerstreit staatlicher und gemeindlicher Interessen. Aber die Begründung ist unter solchen Auspicien erfolgt daß wir nicht besorgen, liegen nur erst die Resultate einiger Jahre vor, so wird die Theilnahme der Commune ganz von selber dem Institute zufallen. Ueber die Ent-

stehung und die Grundbestimmungen möge der authentische Bericht selbst sprechen:

Gegen Ende des vorigen Jahres wurde von dem Bürgerverein, dem Verein für die öffentliche Gesundheitspflege und dem Gewerbeverein in Hannover eine gemeinschaftliche Commission mit der Aufgabe gebildet, Mittel und Wege zur Abhilfe der immer mehr um sich greifenden Verfälschung von Lebensmitteln ausfindig zu machen.

Die Commission beschloß:

vorab sich an die hiesigen städtischen Behörden mit dem Antrage auf Errichtung eines communalen Untersuchungsamtes für Lebensmittel zu wenden, und

falls dieser Antrag abgelehnt werden sollte, die Begründung einer solchen Controlestelle durch das Zusammenwirken von Vereinen, Inhabern von Lebensmittelgeschäften und Privatpersonen zu versuchen, auch hiefür indeß die Unterstützung der Stadt und der Königlichen Polizeibehörde in Anspruch zu nehmen.

Mit den städtischen Behörden gelangten die Verhandlungen nicht zum erwünschten Ziel. Sowohl der Antrag auf Errichtung eines communalen Untersuchungsamts als das Gesuch um Betheiligung an der Begründung einer aus vereinter Kraft der bürgerlichen Kreise hervorgehenden Controlestelle wurden zurückgewiesen, weil die Gesundheitspolizei nicht der Communalbehörde, sondern dem Königlichen Polizeipräsidium unterstellt sei.

Ungeachtet dieser Ablehnung entschloß sich die Commission, den zweiten von ihr in Aussicht genommenen Weg zu betreten. Ein an das Polizeipräsidium gerichtetes Gesuch, das Unternehmen in der Weise zu fördern, daß die chemische Station auch für polizeiliche Zwecke benutzt werde, wurde in zustimmender Weise beantwortet. Auch die Generalversammlungen des Vereins für die öffentliche Gesundheitspflege und des Bürgervereins erklärten sich einstimmig für ein Vorgehen in der von der Commission befürworteten Richtung und für die Gewährung von Beiträgen aus Vereinsmitteln zu dem fraglichen Zweck, während der Gewerbeverein seine Entscheidung noch vorbehielt. Die Commission organisirte sich nun unter Zuziehung einer größeren Anzahl von Vertretern des betheiligten Gewerbestandes und anderer geeigneter Persönlichkeiten als Ausführungs-Comité, und trat im Februar v. J. mit einem Aufrufe an die Einwohner Hannovers und Lindens, in welchem der Plan zur Errichtung eines Vereins-Untersuchungsamts ausführlich dargelegt wurde, an die Oeffentlichkeit.

Der Plan, welcher dem Aufrufe zu Grunde gelegt und demnächst zur Ausführung gebracht wurde, ist folgender:

1. Durch Anstellung eines Chemikers wird, zunächst auf die Dauer von drei Jahren, ein Untersuchungsamt für Nahrungs- und Genußmittel, Tapeten u. s. w. errichtet.

2. Der Chemiker hat, unter Ausschluß jeder Privatpraxis, Untersuchungen — chemische, mikroskopische u. s. w. — vorzunehmen:
   im Auftrage des Königlichen Polizeipräsidiums,
   auf Ansuchen von Geschäften und Privaten,
   aus eigener Initiative.

   Derselbe hat sich mit der Auffindung von Methoden für eine dem praktischen Zwecke entsprechende Analyse, sowie der äußeren Merkmale für die Erkennbarkeit der Verfälschungen zu beschäftigen und das Material für periodische Veröffentlichung der Untersuchungs-Ergebnisse vorzubereiten.

3. Die Bedarfssumme, welche sich mindestens auf 4500 M. jährlich, nämlich 3000 M. Besoldung des Chemikers und 1500 M. Betriebs-

kosten, ferner 1500 M. für die ersten Einrichtungskosten beziffert, wird gedeckt:

durch jährliche und einmalige Beiträge der an dem Unternehmen betheiligten Vereine, von Geschäften und Privaten,

durch Erhebung von Untersuchungsgebühren.

4. Geschäfte und Privatpersonen, welche sich auf die Dauer von drei Jahren zu Jahresbeiträgen verpflichten, können bis auf Höhe ihres Beitrages Untersuchungen nach Maßgabe der Taxe kostenfrei vornehmen lassen.

Die Firmen der betheiligten Geschäfte werden veröffentlicht.

Der Mindestbetrag des Jahresbeitrags beläuft sich für Geschäfte nach ihrem größeren, mittleren oder geringeren Umfange auf 15, 10 und 5 M., für Privatpersonen auf 5 M.

5. Die Untersuchungstaxe soll möglichst billig normirt werden und vorläufig betragen in der Regel und in gewöhnlichen Fällen 1 bis 2 M. für qualitative Untersuchungen, sowie für quantitative Bestimmung jedes wesentlichen Bestandtheils; für schwierigere Untersuchungen nach Uebereinkunft.

Nichtbetheiligte haben für alle Untersuchungen einen entsprechenden Aufschlag zum Taxpreise zu entrichten.

6. Die Verwaltung wird in der Weise organisirt, daß durch Wahl der mit Jahresbeiträgen betheiligten Vereine, Geschäfte und Privaten ein Verwaltungsrath, und aus diesem ein Verwaltungsausschuß gebildet wird. Die Vereine, welche das Unternehmen begründeten, sowie solche Geschäftsgruppen, welche sich mit mindestens 25 Geschäftsinhabern betheiligten, haben das Recht, zwei Vertreter in den Verwaltungsrath zu wählen.

Zum Zweck der Einzeichnung der Beiträge wurden Sammellisten in Umlauf gesetzt, in welchen sich die Zeichner zur Entrichtung von Beiträgen den Mitgliedern des Comités gegenüber verpflichteten.

Das Ergebniß war ein günstiges. Am 15. Juni d. J. konnte die General-Versammlung der Zeichner von Jahresbeiträgen zur definitiven Organisation des Vereins berufen werden.

Die Versammlung stellte folgende Grundlagen für die Organisation fest:

1. Die General-Versammlung ist jährlich in der zweiten Hälfte des November, zuerst im Jahre 1878, zu berufen. In derselben wird der Verwaltungsbericht erstattet und Rechnung abgelegt. Sie beschließt über die von Vereinsmitgliedern oder dem Verwaltungsrathe auf die Tagesordnung gebrachten Berathungsgegenstände. Die Anträge der Vereinsmitglieder bedürfen der Mitunterschrift von mindestens 11 Mitantragstellern und sind mindestens 14 Tage vor der Generalversammlung dem Verwaltungsrathe schriftlich einzureichen.
2. Die Generalversammlung kann auf Beschluß des Verwaltungsraths außerordentlich berufen werden. Sie muß berufen werden, wenn hierauf ein Antrag von mindestens 30 Mitgliedern gestellt wird.
3. Vor der Berufung der Generalversammlung ist die Rechnung von drei in der vorhergehenden Generalversammlung auf ein Jahr zu wählenden Revisoren zu prüfen.
4. Die Bekanntmachung der Generalversammlung erfolgt durch das Hannoversche Tageblatt, den Courier, die Deutsche Volkszeitung und die Neue Hannoversche Zeitung, sowie durch ein Blatt derjenigen größeren Nachbarorte, in welchen sich eine erheblichere Anzahl von Geschäften oder Privatpersonen betheiligt hat. Für den Fall des Eingehens einer der gedachten Zeitungen hat der Verwaltungsrath das Recht, eine andere geeignete Zeitung zu wählen.

5. Ein Antrag auf Auflösung des Vereins innerhalb der nächsten drei Jahre kann nur vom Verwaltungsrathe ausgehen, und zwar nur dann, wenn ein staatliches oder communales Organ an Stelle des Vereins tritt.
6. Der Verwaltungsrath besteht aus je zwei Deputirten des Bürgervereins, des Vereins für die öffentliche Gesundheitspflege und des Gewerbevereins, aus je einem Deputirten des Arbeiter- und des Wirthevereins, sowie aus Mitgliedern, welche gruppenweise in der Generalversammlung gewählt werden.

Es sind zu wählen:

a) zwei Mitglieder aus der Gruppe der Materialisten, Theehändler, Delicatessenhändler und Droguisten,
b) zwei Mitglieder von den Weinhändlern, Sprit- und Liqueurfabrikanten,
c) zwei Mitglieder von den Chocolade- und Bonbonfabrikanten, Conditoren, Bäckern und Mehlhändlern,
d) ein Mitglied von den Brauereibesitzern, Mineralwasserfabrikanten, sowie solchen Wirthen und Bierhändlern, welche sich außerhalb des Wirthevereins durch Jahresbeiträge betheiligt haben,
e) acht Mitglieder von den Privatpersonen.

Außerdem wird den betheiligten Hildesheimer Firmen und Privaten die Vertretung im Verwaltungsrath durch ein Mitglied gewährt. Ein gleiches Recht kann bei entsprechender Betheiligung auch anderen Orten vom Verwaltungsrath bewilligt werden.

Die Wahl sämmtlicher Mitglieder erfolgt auf drei Jahre. Für den Ersatz ausscheidender Mitglieder kann der Verwaltungsrath durch Cooptation sorgen; die definitive Ergänzungswahl erfolgt jedoch in der nächsten Generalversammlung.

Die Eröffnung des Untersuchungsamts wurde für den 1. October d. J. in Aussicht genommen.

Mit Jahresbeiträgen hatten sich an dem Unternehmen betheiligt von solchen Vereinen, welche den Beitrag als Förderungsmittel eines gemeinnützigen Zwecks betrachteten, die bereits erwähnten drei Vereine und der hiesige Arbeiterverein. Collectiv traten als Inhaber von Lebensmittelgeschäften mit dem Rechte der kostenfreien Untersuchung bis auf Höhe des Jahresbeitrags der Wirtheverein und der Consumverein Hannovers bei. Von einzelnen Firmen des Lebensmittelgeschäfts schlossen sich aus der Stadt Hannover 139 an, und zwar 46 Materialisten, 7 Droguisten, 19 Bäcker, 5 Conditoren, 5 Mehlhändler, 2 Chocolade- und Bonbonfabrikanten, 15 Weinhändler, 15 Liqueur- und Branntweindestillateure, 8 Brauereibesitzer, 2 Mineralwasserfabrikanten, 11 Fleischer, je 1 Essigfabrikant, Malzfabrikant, Butterhändler, 7 Wirthe (außerhalb des Wirthevereins) und 5 Tapetenhändler, bezw. Fabrikanten, von Privatpersonen 299. Außerdem betheiligten sich aus der Stadt Celle 25, aus Hildesheim 9 Geschäftsfirmen und Privatpersonen, und aus den übrigen Theilen der Provinz noch 4 Mitglieder. Die Mitgliederzahl an Vereinen, Geschäften und Privatpersonen stellt sich hiernach zur Zeit auf 482.

Die gezeichneten Jahresbeiträge beziffern sich

1.	für die erwähnten 6 Vereine auf	875 M.
2.	„ die Lebensmittelgeschäfte der Stadt Hannover auf .	1600 „
3.	„ die Privatpersonen auf	1691 „
4.	„ Celle auf	145 „
5.	„ Hildesheim auf	45 „
	Im Ganzen auf	4356 M.

Für die Einrichtungskosten des Laboratoriums, welche auf 1500 M. veranschlagt wurden, beliefen sich die Zeichnungen nur auf etwa 500 M. Trotz dieses Fehlbetrages von rund 1000 M. glaubte der in der Generalversammlung gewählte Verwaltungsrath das Unternehmen in dem planmäßigen Umfange

zur Ausführung bringen zu können, einerseits, weil sich bei den Jahreseinnahmen durch die polizeiliche Inanspruchnahme des Untersuchungsamtes, durch Untersuchungen für Nichtvereinsmitglieder und durch zinsbare Belegung der Bestände eine den veranschlagten Satz von 4500 M. jährlich übersteigende Summe erwarten ließ, andererseits, weil an den mit 1500 M. bezifferten Verwaltungskosten noch Einschränkungen möglich waren.

Der Verwaltungsrath schritt nunmehr zunächst zur Wahl des Chemikers. In Folge des öffentlichen Ausschreibens der Stelle liefen über 50 Meldungen aus allen Theilen Deutschlands, aus Oesterreich, der Schweiz und England ein. Die Wahl fiel auf einen hiesigen, in der chemischen Fabrik des Dr. de Haen beschäftigten Chemiker, Dr. Skalweit.

Die demselben vom Verwaltungsrathe ertheilte Geschäfts-Instruktion nebst Taxe folgt unten.

Zur weiteren Ausführung der ihm obliegenden Aufgabe stellte der Verwaltungsrath die Geschäftseintheilung für sich und den Ausschuß fest.

Der Verwaltungsrath hat für die Dauer eines Jahres einen Vorsitzenden, einen Stellvertreter desselben, einen Schriftführer und einen Schatzmeister, der Ausschuß einen Vorsitzenden und einen Schriftführer zu wählen. Der Verwaltungsrath versammelt sich in der Regel jeden Monat einmal, an bestimmtem Tage und bestimmter Stunde, der Ausschuß wöchentlich einmal. Durch den Ausschuß, in welchen zur Zeit außer drei Privatpersonen ein Materialist und ein Weinhändler gewählt sind, ist die gesammte innere Verwaltung des Untersuchungsamts zu führen. Beschwerden über die Entscheidungen des Ausschusses werden vom Verwaltungsrathe entschieden.

Anweisungen auf die Kassenfonds, welche auf conto corrent bei einem hiesigen Bankhause belegt sind, können von den Vorsitzenden des Verwaltungsraths und des Verwaltungsausschusses ertheilt werden, bedürfen indeß des Visums des Schatzmeisters. Nur der Vorsitzende des Ausschusses ist in eiligen Fällen unmittelbar zu Anweisungen bis auf Höhe von 30 M. befugt.

In Betreff des Laboratoriums wurde aus Zweckmäßigkeitsgründen beschlossen, dasselbe von der Wohnung des Chemikers nicht zu trennen. Die Einrichtung, deren Beschaffung einer besondern Commission zufiel, ist in zweckentsprechender Weise für 1517 M. erfolgt.

Am 10. October v. J. wurde das Untersuchungsamt, Köbelingerstr. 7 II., eröffnet und ist seit dieser Zeit in geregelter Thätigkeit.

Hieran schließt sich ein Bericht des Vereinschemikers über die Weinuntersuchungen, die er bereits im Dienste des Vereins angestellt hat. Da sie meist Mosel- und Rheinweine betrafen, so war die Prüfung hauptsächlich auf die Zusätze von Kartoffelzucker, das sogenannte „Gallisiren" gerichtet und ergab, mittels eines Soleil-Scheibler'schen Polarisationsinstrumentes ausgeführt, in den meisten der zur Untersuchung gekommnen Fälle so starke Zusätze, daß die Bezugshäuser sich gar nicht sperrten, die Waare zurückzunehmen und reine dafür zu liefern. Klugerweise hat der Chemiker hierbei vorerst die Verständigung zwischen Theorie und Praxis hergestellt. „Da es", sagte er, „auf keinem Gebiete schwieriger ist, eine scharfe Grenzlinie zwischen Fälschung und gewerbeberechtigter Behandlung zu ziehen, als auf dem des Weingeschäfts, so hat zur näheren Grenzbestimmung eine gemeinschaftliche Conferenz des Ausschusses und der Hauptvertreter des hiesigen Weinhandels stattgefunden. Man hat sich vorläufig darüber verständigt, als eine Fälschung, abgesehen von weniger gebräuchlichen Beimischungen fremder Stoffe, den Zusatz von Farbstoffen und Fruchtsäften zum Wein, jede Gallisirung von Rothweinen, sowie Gallisirung von Weißweinen in dem Falle zu betrachten, daß der

Zusatz von Kartoffelzucker beziehungsweise Wasser ein erheblicher und der Preis ein unverhältnißmäßiger ist. Das Amt wird derartige Fälle der Polizeibehörde zur weiteren Verfolgung übergeben, sonst aber sich auf Mittheilung der Sachlage an die Auftraggeber beschränken. Zur weiteren Information auf diesem Gebiete ist übrigens der Vereinschemiker, Dr. Skalweit, als Vertreter des Ausschusses zu dem Congresse der Weinhändler nach Kassel entsendet worden." — Die Geschäftsinstruction für den Vereinschemiker ist folgende:

§ 1. Die amtlichen Obliegenheiten des Vereinschemikers umfassen:

a. die chemische, mikroskopische oder sonst geeignete Untersuchung von Nahrungs- und Genußmitteln mit Bezug auf ihre Verfälschung oder ihren anormalen Zustand
im Auftrage der Königlichen Polizeibehörde hier,
auf Ansuchen von Vereinsmitgliedern (Geschäften und Privatpersonen),
auf Ansuchen von Nichtvereinsmitgliedern nach Maßgabe des § 4,
aus eigener Initiative,

b. die Aufsuchung sicherer und einfacher Methoden zur Analyse der unter a. gedachten Gegenstände, sowie die äußeren Merkmale der Verfälschung oder des anormalen Zustandes,

c. die Nachforschung nach denjenigen Fabrikationsorten und -Stätten von welchen gefälschte Waaren in den Handel gebracht werden,

d. das Studium der Preise der zur Verfälschung gebrauchten Bestandtheile und der gefälschten Waaren, sowie ihres wirklichen Werthes,

e. die periodische schriftliche Zusammenstellung der Ergebnisse seiner Arbeiten.

Untersuchungen von Tapeten auf Ansuchen von Tapetenhändlern und Tapetenfabrikanten, welche dem Vereine angehören, sind in dem Geschäftskreis mitbegriffen. Abgesehen hiervon, sind Anträge auf Untersuchung von Tapeten, Haushaltsgegenständen (z. B. Seife), Rollvorhängen, Kleiderstoffen u. s. w. nur dann anzunehmen, wenn die Hauptthätigkeit des Vereinschemikers hierdurch nicht beeinträchtigt wird.

Im Uebrigen ist der Vereinschemiker gehalten, alle mit den angeführten Zwecken in Beziehung stehende Arbeiten nach Anordnung des Verwaltungsraths beziehungsweise Verwaltungsausschusses zu erledigen.

§ 2. Als Verfälschung ist zu betrachten:

a) Die Nachahmung von Lebensmitteln (z. B. Kaffee von gefärbtem Thon 2c.),

b) die Beimischung fremdartiger, insbesondere gesundheitsschädlicher oder minderwerthiger Stoffe,

c) wesentliche Verminderung der werthvollen Bestandtheile eines Lebensmittels, auch ohne Beimischung, die Verminderung möge den Nahrungs- oder Geldwerth betreffen,

d) anormales Vorhandensein minderwerthiger Stoffe in solchen Lebensmitteln, bei welchen in normaler Beschaffenheit jene Stoffe ganz oder theilweise ausgeschieden werden, sowie Zusatz von Stoffen, um die minderwerthigen Bestandtheile zurückzuhalten.

In welchen Grenzen in den Fällen c. und d. Abweichungen unberücksichtigt bleiben, ist, soweit erforderlich, durch besondere Bestimmung zu regeln.

Enthält die feilgebotene Waare keine gesundheitsschädlichen Stoffe, so ist der Begriff der Verfälschung ausgeschlossen, wenn die Beschaffenheit der Waare bekannt gemacht ist.

§ 3. Die Untersuchungsanträge gelangen direct an den Chemiker und sind direct zu erledigen. Dasselbe gilt für die Aufträge der Königlichen Polizeibehörde. Die von derselben für die Erledigung bestimmten Formen sind zu beobachten.

§ 4. Die Reihenfolge in Vornahme der Untersuchungen richtet sich nach der Zeitfolge der Anträge, doch ist ein Vorzugsrecht einzuräumen:

a. eiligen Aufträgen der Polizeibehörde, insbesondere in Marktpolizei-Angelegenheiten,

b. Anträgen von Geschäftsinhabern zur Untersuchung von Waaren, welche sich unter Zollcontrole, in den Lagerräumen der Eisenbahn oder von Spediteuren befinden, beziehungsweise deren Annahme Seitens der Firmen von der Feststellung der Beschaffenheit der Lieferung abhängig ist.

Anträge von Nichtvereinsmitgliedern stehen im Allgemeinen hinter den Anträgen von Vereinsmitgliedern zurück. Innerhalb dieser Grundsätze unterliegt die Behandlung von Ausnahmefällen der sachgemäßen Beurtheilung des Chemikers.

§ 5. Bei der Untersuchung hat der Chemiker vorzugsweise den praktischen Zweck in's Auge zu fassen, und die ihm zugehenden Anträge ohne Beeinträchtigung des Zwecks in kürzester Frist zu erledigen.

Wird nur ein allgemeines Urtheil über die Brauchbarkeit und Güte einer Waare nach Ansehen, Geschmack, Geruch u. s. w. verlangt, und liegt kein Verdacht einer Fälschung vor, so ist die Untersuchung auf äußere Merkmale zu beschränken. Für die meisten übrigen Fälle wird in der Hauptsache eine qualitative Analyse genügen.

Eine genaue quantitative und qualitative Analyse ist auf Erfordern und dann vorzunehmen, wenn dies die Constatirung eines Verfälschungsfalls erheischt.

§ 6. Von allen dem raschen Verderben nicht ausgesetzten Untersuchungsproben ist wenn möglich ein genügender Theil für eine Nachuntersuchung zurückzubehalten, gesondert zu bewahren und mit dem Namen des Auftraggebers beziehungsweise der Verkaufsfirma zu versehen. Liegt keine Verfälschung vor, so ist der zurückbehaltene Theil zu beseitigen, andern Falls bis zur Entscheidung des Verwaltungsausschusses aufzubewahren.

§ 7. Alle Untersuchungsanträge sind nach der Reihenfolge ihres Eingangs in das Geschäftsbuch unter Angabe der laufenden Nummer, des Tagesdatums, des Namens und der Wohnung des Antragstellers und des Gegenstandes der Untersuchung einzutragen.

Bei Anträgen von Privaten ist zugleich die Bezugsquelle der Waaren zu constatiren und in dem Geschäftsbuche zu notiren. Ist die Angabe der Bezugsquelle bei Zustellung der Probe nicht gemacht, so kann die Notiz bei Zustellung des Untersuchungs-Ergebnisses beschafft werden. Wurde die Waare auf dem Markte gekauft, so genügt die Eintragung des Wortes „Markt".

Das Resultat der Untersuchung ist in dem Geschäftsbuche in kurzer und bestimmter Fassung einzutragen und schließlich der Taxpreis und die erfolgte Zahlung zu notiren.

Die Verfälschungsfälle sind durch besondere Markirung leicht erkennbar zu machen.

Für Aufträge der Polizei ist eine besondere Abtheilung im Geschäftsbuche anzulegen.

Auch sonst können der Uebersichtlichkeit wegen im Geschäftsbuche einzelne Kategorien gruppenweise in besonderen Abschnitten aufgeführt werden; in diesem Falle ist jedoch dafür zu sorgen, daß die Zeitfolge der Anträge nicht zweifelhaft wird.

§ 8. Das Untersuchungs-Ergebniß ist dem Antragsteller in kurzer und allgemein verständlicher Fassung in geschlossenem Schreiben mitzutheilen, auch in demselben anzugeben, ob eine Verfälschung vorliegt und ob dieselbe gesundheitsschädlich erscheint. Bestehen über das Vorhandensein der Verfälschung oder der Gesundheitsschädlichkeit Zweifel, so ist der Fall dem Verwaltungsausschuß zur Entscheidung vorzulegen. Die Mittheilung des Untersuchungs-Ergebnisses wird hierdurch nicht aufgehalten, doch ist von Lage der Sache Kenntniß zu geben.

Außerdem ist von jeder constatirten Verfälschung dem Ausschusse zur weiteren Veranlassung Kenntniß zu geben; Denunciationen hat der Vereinschemiker bei der Polizeibehörde nicht anzubringen.

Die Zustellung der Ergebnisse erfolgt so schleunig als möglich durch den Laufburschen oder für auswärtige Auftraggeber durch die Post.

Bei Geschäften, die das Untersuchungsamt regelmäßig und häufig in Anspruch nehmen, ist dahin zu wirken, daß sie sich die Schriftstücke abholen lassen.

§ 9. Die Einziehung der Untersuchungstaxe erfolgt mit Uebergabe des Untersuchungs-Ergebnisses. Auf dem Couvert ist zu diesem Zweck der Betrag zu notiren.

Mit Geschäftshäusern, welche regelmäßig und häufig Untersuchungen anstellen lassen, kann die Einziehung periodisch erfolgen.

§ 10. Die Königliche Polizei ist hinsichtlich des Taxpreises wie ein Mitglied des Vereins zu stellen.

§ 11. Die Einnahmen aus den Untersuchungen, in Marken oder baarem Gelde, sind zunächst von dem Chemiker zu asserviren. Auch wird demselben ein Markenbestand übergeben, welcher an Vereinsmitglieder oder Nichtmitglieder gegen Baarzahlung überlassen werden kann. Die Verrechnung hierüber erfolgt nach vorbehaltener näherer Bestimmung mit dem Schatzmeister des Vereins.

§ 12. Den Untersuchungen aus eigener Initiative ist besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Zu diesem Zwecke sind Lebensmittel-Proben von den Lebensmittel-Geschäften, mögen dieselben dem Vereine angehören oder nicht, in unauffälliger Weise einzuziehen und der Untersuchung zu unterwerfen. Die Kosten hierfür werden dem Chemiker zur Verfügung gestellt und die Verwendungen mit dem Schatzmeister periodisch verrechnet werden.

In welchen Formen die Einziehung von Proben zu geschehen hat, wird durch besondere Instruction geregelt werden.

Anträge an die Polizei zur Untersuchung von Geschäftslagern können nur vom Ausschuß gestellt werden.

§ 13. Der Vereinschemiker hat innerhalb seines Geschäftskreises die Polizeibehörde bei ihren Maßnahmen zur Bekämpfung der Verfälschungen, namentlich auch auf dem Gebiete der Marktpolizei, bereitwilligst zu unterstützen.

Glaubt der Vereinschemiker einen Auftrag der Polizeibehörde in dieser Richtung ablehnen zu müssen, so hat er den Fall zur Entscheidung des Ausschusses zu bringen.

§ 14. An den Verhandlungen des Verwaltungsrathes und des Ausschusses nimmt der Chemiker, soweit nicht in einzelnen Fällen auf seine Anwesenheit verzichtet wird, mit berathender Stimme Theil.

§ 15. Der Vereinschemiker hat zur Aufrechthaltung seiner Vertrauensstellung in Bezug auf die Entdeckungen von Verfälschungen sich aller unnöthigen Mittheilungen an Unbetheiligte zu enthalten.

Im Verkehr mit dem Publikum wird demselben Freundlichkeit und Gefälligkeit, soweit letztere mit seinem Dienstobliegenheiten vereinbar ist, zur Pflicht gemacht.

Beigefügt ist ferner die Taxe, welche sehr billig gehalten ist und von 1 Mark bis zu 3, für Trinkwasser auf 5 Mark steigt, sie umfaßt einstweilen einige 20 Kategorien der gebräuchlichsten Haushaltsgegenstände und rühmend ist hervorzuheben, daß für Arbeiter- und in ähnlichen Verhältnissen lebende Familien die Untersuchungen, vorläufig von Milch und Mehl, kostenfrei angestellt werden sollen. — Von den Ergebnissen der bisher angestellten Untersuchungen sei nur Einiges hervorgehoben. Analysen sind in den Tagen vom 10. Okt. bis 3. Nov. 69, vom 3. Novbr. bis zum 1. Decbr. sogar 110. „Von den Untersuchungs-Aufträgen sind 13 vom Bürgermeisteramte Kaiserswerth bei Düsseldorf und 2 vom ärztlichen

Verein in Osnabrück ausgegangen. Grobe Verfälschungen haben sich bei zwei Mehlproben, einer Milch- und einer Weinprobe herausgestellt. Die Mehlproben waren von Kaiserswerth eingesandt (Weizen- und Buchweizenmehl) und zeigten beide erhebliche Beimischungen von Gips. Nach amtlicher Mittheilung ist gegen den Verkäufer, einen Müller, das Criminalverfahren eingeleitet. Bei der gedachten Milchprobe fand sich die Milch ganz abgerahmt und stark mit Wasser gemischt; da dieselbe hier zum Verkaufe gelangt war, so ist der Fall der Polizeibehörde zur Anzeige gebracht. Der erwähnte Wein, angeblich Niersteiner, von einem rheinischen Handlungshause direkt bezogen, war ein durchaus schlechtes Kunstproduct zu einem nicht unerheblichen Preise. — Eine andere erhebliche Verfälschung ergab sich bei der Untersuchung einer Probe gestoßenen Kanehls und Pfeffers. Beide Proben waren im Auftrage des Untersuchungamtes bei zwei hiesigen Materialisten gekauft. Dem Kanehl war Ziegelmehl, dem Pfeffer außer anderen fremden Bestandtheilen, namentlich Stärke beigemischt. Beide Firmen haben für die Zukunft die Führung unverfälschter Waaren zugesichert. Der Bestand an verfälschtem Kanehl konnte von dem gedachten Materialwaarengeschäfte an die Bezugsquelle zurückgeschickt werden. Bei der Untersuchung eines Weißweines fand sich eine starke Gallisirung mit Stärkezucker. Zu erwähnen auf dem Lebensmittelgebiet ist noch, daß ein von einer auswärtigen Firma bezogenes Chocoladenpulver sehr wenig Cacaomasse, sondern fast ausschließlich Zucker und gebranntes Mehl enthielt. — Die Analyse einer Tapete ergab bedeutenden Gehalt an Arsen, eines Kinderwagenleders und des Allen'schen Haarbalsams an Blei. Ein hier gekauftes Vogelbauer, in welchem kurz hinter einander mehrere Kanarienvögel gestorben waren, war mit bleihaltigen Farben angestrichen. Diese Fälle sind zur Kenntniß der hiesigen Polizeibehörde gebracht."

Wir haben geglaubt ausführlicher sein zu sollen, weil dies Beispiel, in seinen Einzelheiten vorgeführt und zugleich den Beweis kräftiger Ausführung liefernd, vielleicht in den Orten zur Nachahmung reizt, wo bis jetzt nur Vereine existiren, die noch in der für jeden guten Deutschen so anziehenden und so verhängnißvollen Statutenberathung stecken. Dann wäre doch immerhin eine Kleinigkeit mehr, als nur der Stoff für einige Couplets in den Vorstadttheatern, erreicht.

Neue Bücher.

Ihering, R. v., Der Zweck im Recht. Erster Band. Leipzig, Breitkopf Härtel. (12 M.)

Goldschmidt, Prof. L., Das dreijährige Studium der Rechts- und Staatswissenschaften. Berlin, Reimer (1 M.)

Parisius, Lud., Deutschlands politische Parteien und das Ministerium Bismarck Erster Band. Berlin, Guttentag. (4,50 M.)

Kalischer, Dr. S., Goethe's Verhältniß zur Naturwissenschaft und seine Bedeutung in derselben. Berlin, Hempel. (1,60 M.)

Keller, Gottfr., Züricher Novellen. 2 Bde. Stuttgart, Göschen. (9 M.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch C. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. | Berlin, 8. Februar 1878. | Nr. 6.

Ein Engländer über Lessing als Philosophen.

Von Karl Grün.

II.

Lessing wußte drei Jahre später etwas mehr von Leibniz, als daß dieser eine Monadenlehre aufgestellt hatte. Herr Sime beruft sich auf einen Brief Naumann's vom Jahre 1753, worin Lessing's Arbeit: „Das Christenthum der Vernunft" fast wörtlich reproducirt werde. Mendelssohn erhielt die Schrift erst das Jahr darauf, 1754. Unser Engländer fügt gleich hinzu: die Schrift enthalte etliche wesentliche Grundsätze, bei denen Lessing später immer geblieben sei. Ferner: „Hier wird nicht mehr angenommen, daß der Mensch zum Thun und nicht zum Vernünfteln geschaffen sei; hier treibt Lessing die Spekulation bis zur äußersten Gränze und spricht mit Zuversicht von Dingen, über welche menschliche Wesen gewiß nicht zu festem Urtheil gelangen können." Nein, objektiv gewiß nicht, aber subjektiv sind solche Hypothesen wie „Substanz", „Monaden" ꝛc. „Regulative" des Denkens, wie Kant sich ausdrückt und erlauben den Rückschluß auf psycho-logische Fundamente, was dann schließlich doch wieder zum praktischen Standpunkt zurückführt, dafern man sich nicht in das Ansich des Abrakadabra absichtlich verbeißen will.

Lassen wir über das „Christenthum der Vernunft" und Lessing's Leibnizthum Herrn Sime noch eine Weile das Wort: „Betrachten wir die allgemeine Weltanschauung, die uns hier entgegentritt, so müssen wir Lessing zweifelsohne mehr an Leibniz als an Spinoza anreihen. Descartes und seine Schule hatten die entgegengesetzten Welten der Materie und des Geistes scharf contrastirt. Spinoza suchte eine Versöhnung, indem er Geist und Materie (Denken und Ausdehnung) als Attribute der einen ewigen Substanz betrachtete. Leibniz näherte sich dem Probleme von einer andern Seite, indem er das Universum als aus einer unzähligen Menge von Substanzen, oder Monaden, zusammengesetzt ansah. Diese sind nicht von plumper oder materieller Natur; sie sind metaphysische Punkte, ihr eigentliches Wesen ist, daß sie Kraft besitzen. Sowie der gespannte Bogen sind die Monaden, sobald der Widerstand verschwindet, zur Entfaltung ihrer vollen Energie bereit. Ihre Natur als Kräfte bringt es mit sich, daß sie jeden äußeren Einfluß aus-

schließen. Jede Monade lebt ihr eigenes Leben, unfähig sowohl zu beeinflussen, als beeinflußt zu werden. Die Monaden sind alle geistig, sie haben Vorstellungen. Vorstellungen können, nach Leibniz, verworren oder undeutlich sein, z. B. wenn die Theile eines Gegenstandes nicht unterschieden werden; dunkel, wenn die Objekte selbst nicht unterschieden werden. Auf der andern Seite, wenn es möglich ist, die Objekte der Vorstellungen zu erkennen, sind die Vorstellungen klar; sie sind deutlich, wenn die Theile der Objekte unterschieden, adäquat, wenn nicht nur die Objekte und ihre Theile, sondern ihre absolut einfachsten Theile erkannt werden. Nun gibt es Monaden, die all' diesen verschiedenen Vorstellungsstufen entsprechen. Die niedrigsten sind die Monaden, welche die mineralische Welt bilden; in diesen sind die Vorstellungen noch schlummernd. In den Pflanzen sind die Vorstellungen der Monaden zu bildenden Lebenskräften geworden. Thiere haben sowohl verworrene als dunkle Vorstellungen, während die höchste uns bekannte erschaffene Monade, der Menschengeist, sowohl klare als deutliche Vorstellungen hat und sogar adäquate haben kann. Die Urmonade, Gott, hat nur adäquate Vorstellungen. So ist keine Lücke in der Natur, wir schreiten im regelmäßigen Fortgange vom Niedrigsten zum Höchsten; so zwar, daß durch Jedes, wenn wir es nur richtig verstehen, der ganze Plan und die Geschichte der Dinge erkannt werden kann. In Gott ist das Universum absolut reflektirt, und von ihm können wir abwärts steigen bis zum schwächsten Reflex in den Monaden der mineralischen Welt. Keine Monade stirbt, alle sind in unaufhörlicher Thätigkeit, indem sie ihre innewohnende Energie bis zum Aeußersten auswirken."

Hier hätten wir nun schon Anhalts genug, auf das Lessing'sche „Thun" zurückzukommen und den Auslauf alles „Vernünftelns" im unaufhörlichen sich Auswirken aller Energieen oder Kräfte zu constatiren. War es doch auch die aristotelische „Entelechie", die Goethe's Sinn mindestens eben so sehr fesselte wie die spinozische Ethik; und in dieser letztern selbst zog ihn gewiß das Suum esse conservare (seine Entelechie bewahren) mehr an als die weite wüste Substanz mit ihren unendlichen Attributen.

Doch hören wir den englischen Text noch ein wenig weiter. „Fragt man, wie so blos metaphysische Punkte dazu kommen, ausgedehnte Körper zu bilden, so erwidert Leibniz, daß es so etwas wie Ausdehnung gar nicht gebe. Das sei blos eine „verworrene Vorstellung" unserer Sinne, und hier anticipirte Leibniz deutlich, obwohl noch in roher Form, die spätere Doktrin Kants. Dennoch können Monaden zu Aggregaten vereinigt werden; solch ein Aggregat ist der menschliche Körper, der zum Wohnplatz für eine Monade von höherm Rang als die den Körper zusammensetzenden bestimmt ist, für den Geist. Da aber die Monaden unabhängig von einander sind und nicht auf einander einwirken können, wie ist die Vereinigung von Körper und Geist möglich? Da kommt die berühmte Lehre von der „prästabilirten Harmonie". Wären die Monaden geschaffen und sich dann selbst überlassen worden, so hätte es nie einen Kosmos, sondern nur Anarchie gegeben; deßhalb wurden sie bei der Schöpfung so geordnet, daß die Bewegungen und Vorstellungen unter ihnen genau zu einander paßten. Nach der Cartesischen Lehre, wie sie die unmittelbaren Nachfolger ausbildeten, werden die Bewegungen des

Körpers und die Vorstellungen der Seele durch die beständige Intervention Gottes einander angepaßt. Nach Spinoza sind sie Modi der Attribute der einen Substanz. Leibniz behauptet, Geist und Körper seien ursprünglich wie zwei Uhren aufgezogen, und jede, ohne irgend eine Richtigstellung, schlage unabänderlich mit der andern zusammen.

„Lessing reproducirt ziemlich genau einige der Hauptlinien des Leibniz'schen Systems. Die Welt, sagt er, besteht aus einfachen Wesen oder Monaden. Das Zusammengesetzte ist nicht direkt erschaffen; es ist nur die Folge der Schöpfung. Diese einfachen Wesen sind so angeordnet, daß sie eine unendliche Reihe von größern und kleinern bilden, welche sich so an einander anschließen, daß keine Lücke zwischen ihnen bleibt. Jedes Glied dieser Reihe enthält Alles, was die untern Glieder enthalten, und noch etwas mehr; aber dieses etwas Mehr erreicht nie die äußersten Gränzen. Da die einfachen Wesen der Welt so geordnet sind, so muß eine Harmonie unter ihnen bestehen, aus welcher Alles zu erklären ist, was unter ihnen, d. h. in der Welt, vorgeht. Und in Zukunft wird diese Harmonie im Bereiche der Naturwissenschaft vollkommen verstanden werden, aber nicht eher, als bis die unmittelbare Erklärung aller Naturerscheinungen erlangt sein wird, so daß nichts mehr zu thun bleibt, als sie auf ihren wahren Ursprung zurückzuführen."

Noch ein paar Sätze Lessing's, aus Sime rückübersetzt, und das Leibnizthum Lessing's steht vollendet vor uns. „Die höchsten Wesen sind Wesen mit Vollkommenheiten, mit Bewußtsein ihrer Vollkommenheiten und der Fähigkeit, ihnen gemäß zu handeln. Man nennt sie moralische Wesen, d. h. solche, die einem Gesetze zu folgen fähig sind. Dieses Gesetz ist ihrer eigenen Natur entnommen und kann nur so lauten: handle nach deinen individuellen Vollkommenheiten! Da in der Reihe keine Lücke vorkommen kann, so müssen Wesen existiren, welche ihrer Vollkommenheiten nicht klar bewußt sind." Und dann brichts bei Lessing ab.

Wer aber seinen Lessing kennt, und Hr. Sime gehört zu diesen Kennern, der paßt nie mehr auf, als wenn das Orakel schweigt. Er sagt nämlich stets am meisten, wenn er den Finger auf den Mund legt. Die „prästabilirte Harmonie", das Wunderwerk des Zusammenschlagens der materiellen und der geistigen Uhr, ist einfach aus der Natur der Monaden selbst erklärt und weiter kein Wesen daraus gemacht. Die einfachen Wesen sind einmal so, meinetwegen „geschaffen" jedenfalls beschaffen, daß sie sich aggregiren, gruppiren, zu größern und zu kleinern Dingen sich zusammenthun. Sie haben ein Ordnungs- und Entwicklungsprinzip in sich, sie thun's nicht anders, und wenn wir uns auf den Kopf stellen. Das ist die Welt, vom Stein bis zum Philosophen hinauf. Man mag das „zweckmäßig" nennen, „zielstrebig", oder wie man will; man kann sich eine „Teleologie" daraus zimmern, und diese mit Figürchen illustriren, wie Hr. Caspari im „Kosmos" thut, oder im Hierophantenton die Welt belehren, daß wir ohne die thatsächliche Entwicklung die Entwicklung gar nimmer begreifen würden: das verschlägt dem Lessing'schen Standpunkt nichts. Ihm ist die Thatsache oder vielmehr der Grundsatz genug, und mit gekreuzten Armen wartet er es ab, daß die Naturwissenschaft die Thatsache bis ins kleinste Detail erhärte. Ihm selbst aber ist die Hauptsache, daß der Mensch das höchste uns bekannte Aggregat

jener einfachen Wesen sei, ein Aggregat welches sich selbst begreift, aus seiner eigenen Natur sich ein Gesetz setzt und an der Hand dieses Gesetzes sich auswirkt, wie es muß.

Ist es jetzt noch wahr, daß Lessing das „Thun“ über dem „Vernünfteln“ vergessen, daß er „die Spekulation bis zu ihren äußersten Gränzen verfolgt“ habe, er, der die Urmonade ganz ruhig stehen läßt, nein, der die Urmonade in des Menschen Brust verlegt? Daher allein ist sie gekommen, dahin muß sie zurückkehren, denn dort allein ist ihre Stätte, die Stätte des Weltprinzips: handle, wirke dich aus! Du hast das Bewußtsein des Gesetzes, nach welchem Alles entsteht und sich entwickelt, des Gesetzes welches in höchster und letzter Instanz lautet: handle nach deinen persönlichen Vollkommenheiten, d. i. Eigenschaften, Gedanken, Fähigkeiten, Einsichten!

Das hebt Hr. Sime nicht hervor und giebt uns statt dessen eine höchst interessante, äußerst lesenswerthe, aber für Lessing im Grunde überflüssige Kritik des Leibniz'schen Systems, welches, wie alle Systeme, von Widersprüchen starrt, so fruchtreich auch das Princip war. Es thut uns förmlich leid, den Leser blos auf diese Kritik verweisen zu müssen; Einiges aber können wir doch nicht umhin herauszustellen.

Keine Lücke in der Natur! „Das, sagt Hr. Sime, war eine leise Anticipation der Evolutionstheorie, da eines der wesentlichen Principien jener Theorie ist, daß die Arten nicht durch unüberschreitbare Gränzlinien getrennt sind, sondern eine ununterbrochene Kette bilden, von der manche Ringe jetzt unsichtbar geworden sind.“ In größerer Ausführlichkeit habe ich diesen Gedanken in der Einleitung zu „Feuerbachs Nachlaß“ mit Leibnizens eigenen Worten dargethan, was Hrn. Sime nicht bekannt geworden zu sein scheint.

Ueber die Urmonade wird unser Engländer bitter: „Er schuf und ordnete die Monaden, die von da an nichts mehr mit Ihm zu thun haben. Wenn die Philosophie Ihn diesen Akt hat vollziehen lassen, so geht sie ihrer Wege und bekümmert sich nicht weiter um Ihn.“ Auch die Zweckmäßigkeitskrämer können Ihm nicht helfen, hätte Hr. Sime hinzufügen können; die Zweckmäßigkeit war in der Anlage der einfachsten Wesen besorgt, Er hatte sich ausgegeben; man soll eben seinen Erben bei Lebzeiten nicht Alles schenken!

Lessing ist in Bezug auf Leibnizens Ur- oder Centralmonade schon im „Christenthum der Vernunft“ entschieden auf anderem Wege. Er kritisirt den Begriff „Gott“ nicht, er geht sogar von ihm aus, aber er übersetzt den Leibniz'schen Satz: Gott habe nur adäquate Vorstellungen, so: „Vorstellen, wollen und schaffen ist bei Gott eins.“ Diese Identität aber ergiebt einen ganz neuen Begriff, der nur bei Spinoza wiederzufinden ist. Spinoza sagt: Intellectus dei ejusque potentia et voluntas, qua res creatas creavit, intellexit et conservat sive amat, nullo modo inter se distinguuntur (Cogitata Metaphys. II, 8). Zu deutsch: „Die Vernunft Gottes und seine Macht und sein Willen, wodurch er die erschaffenen Dinge erschuf, begriff und erhält oder liebt (man merke dieses „Oder“), sind in keiner Weise unter sich verschieden.“ Offenbar ist diese „Vernunft“ Gottes keine menschliche Vernunft, die immer discursiv verfährt, verfahren muß, sondern ein transcendentes Phantasma. Eben so wenig ist der „Willen“ Gottes uns irgend begreiflich,

da unser Willen vom Begriffe des Consecutiven nicht loszutrennen ist. Auch das „Lieben" Gottes wäre uns unzugänglich, wenn nicht das Synonym „Erhalten" uns zu Hülfe käme. Ist aber das „Lieben" gleichwerthig mit dem „Erhalten", so haben auch die „Vernunft" und der „Willen" vielleicht ihr Synonym an der „Macht", an dem Schaffensvermögen, d. i. an der Kraft. Lessing liebte ja den Ausdruck „Kraft" und hielt sich in diesem Punkte zu Leibniz, wie wir ja später in dem Gespräch mit Fr. H. Jacobi bedeutungsvoll genug erfahren werden.

Lessing befand sich unbestreitbar auf dem Wege zu Spinoza, aber soviel läßt sich schon jetzt sagen, zu einem Leibniz'schen Spinoza, zu einem Spinoza, der sich mit dem Individualitäts- und Thätigkeitsprinzip Leibnizens, und auch mit der Theorie der Kraft und der Kräfte vertrug, vertragen mußte.

In den 50er Jahren war Lessing so voll Leibniz'scher Gedanken, hatte er sich das ihm Wesentliche und Congeniale des deutschen Aristoteles so tief angeeignet, daß er bereits damit zu spielen begann. Man lese doch die wunderbare Satyre auf die Berliner Akademie: „Pope ein Metaphysiker," die er 1755 in Gemeinschaft mit seinem Freunde Mendelssohn verfaßte. Hier zeigt sich uns der deutsche Voltaire, soweit ein Deutscher Voltaire sein kann, in seiner tödtlichen Strenge. Das ist ein Seitenstück zum „Doctor Akakia", nicht so drastisch, nicht so populär, nicht so witzig, aber um so gründlicher, und um so gründlicher vernichtend. Und Hr. Sime unterschreibt das kurz und gut und erklärt den „Philosophen" Pope für einen plaudernden Dilettanten auf moralische Themata, mit „ästhetischen Plattheiten" obendrein.

Um aber zum Zeichen zurückzukehren, was war denn nun für Lessing die Quintessenz aus Leibniz, was zog er sich aus der ganzen kunstvollen Theorie von den einfachen Wesen, von den Kräften, die sich auswirkend das Universum gestalten und gestaltend erhalten? Was anders als den Begriff der Individualität und der Thätigkeit! Was anders als die Mission des Menschen, des höchsten Collectiv-Individuums, welches alle frühern Aggregationen und Kräfte in sich erhält, „und noch etwas mehr!" Um zu wissen, welche Philosophie Einer hat, muß man wissen, was für ein Mensch Einer ist. Ja wohl, und wenn man weiß, was für ein Mensch Einer ist, so kann man sich dessen Philosophie selbst ausmalen. In Leibniz fand Lessing die Individualität und die Thätigkeit als Weltprinzipien aufgestellt: das sprach ihn an, das war das Echo seines eigenen Wesens. So weit war er Leibnizianer, und blieb es auch, und auch soweit noch daß die Entwicklung das große Gesetz aller individuellen Thätigkeit, der Selbstbehauptung aller Wesen und ihres Ueberganges in höhere Manifestationen sei. Was weiter noch Leibnizisch war, das behagte ihm minder, das suchte er zu corrigiren, wir werden sehen wie. Aber noch Eines blieb ihm von dem Urheber der Monadologie; wir haben es schon berührt und werden zum Schlusse darauf zurückkommen. Vor der Hand begleiten wir Lessing und Hrn. Sime nach Breslau, wo mit dem Studium Spinoza's Ernst gemacht wurde.

Pariser Briefe.

XVIII.

Paris, 5. Februar. Man soll nichts prophezeihen. Der Brief Blanqui's, den ich in meinem letzten Briefe angekündigt habe, ist in der neuesten Nummer der „Egalité" nicht erschienen und wird auch in der nächsten Nummer nicht erscheinen. Nachdem der „Peuple" wegen Veröffentlichung eines Romans von Rochefort unter Nennung des Verfassers zu tausend Franken Geldstrafe verurtheilt worden ist, konnten sich die Redakteure der „Egalité" leicht sagen, daß Herr Dufaure alle Pferdekräfte der Justiz in Bewegung setzen würde, um ein Blatt, das Blanqui seine Spalten öffnete, zu vernichten, denn Rochefort ist doch schließlich harmlos im Vergleich mit Blanqui. Zudem zwingt noch ein anderer Grund zur Reserve: die einzigen Personen der Außenwelt, die Blanqui im Gefängniß sprechen darf, sind seine Schwestern, an denen er mit inniger Liebe hängt; würde ein Schriftstück von ihm veröffentlicht — und der Brief, von dem ich sprach, charakterisirt sich schließlich doch durch einige Anspielungen als neu — so würde die Behörde, mit Recht oder Unrecht, glauben, daß Blanqui durch die Besucherinnen das Manuskript herausgesandt habe, und würde ihnen fortan den Zutritt verweigern. Das mag denn Niemand verantworten, auf jeden Fall nicht, bevor sich in größeren Kreisen, und besonders in einem radikalen Wahlbezirke, für den „lebenslänglichen Gefangenen" (ein drastisches Gegenstück zu den „lebenslänglichen Senatoren") lebhafte Sympathien kundgeben.

Der Wind ist freilich ungünstig für Geschlagene und Gefangene, und alle Wetterfahnen auf den Dächern krächzen „vae victis." Warum hat der Mann auch so maßlos Opposition gemacht? Warum hat er nicht zurückzuhalten verstanden? Nur mit der Politik der Opportunität erreicht man große Resultate, sagen uns die Catone von heute. Geht man den Resultaten auf den Grund, so findet sich allerdings, daß sie meist in langen Tratten bestehn, die man sich, wenn sie fällig werden, gegenseitig prolongirt. Die Linke behauptet, in diesem Jahre müsse noch Alles beim Alten bleiben, keine Reform dürfe auch nur gefordert werden, weil die Monarchisten im Senat eine Majorität von sechzehn Stimmen hätten, die jeden Akt ausbessernder Gesetzgebung vereitelten. Man muthet Frankreich zu, ein Jahr lang zu vegetiren, eine Art von Rekonvaleszenten-Dasein zu führen. Man bedeutet ihm, es sei noch immer nicht ganz gesund und jede Anstrengung könne ihm schädlich sein. Man unterwirft die Republik einer einjährigen Quarantaine. Ob sie sich da nicht im Hafen festwurzeln wird!

Wenn Lamartine 1848 vom hungernden Volke einen Credit von drei Monaten für die Republik verlangte, so hatte dies, obwohl es im besten Fall eine Selbsttäuschung war, doch noch einen Sinn. Niemand hatte die Republik vorhergesehen, Niemand war auf sie vorbereitet, Niemand hatte ein Programm. Heute ist keine neue Situation geschaffen, sondern nur die alte wiederhergestellt worden; es galt, sie zu sichern und auszunutzen; es galt, irgend ein Stück von dem Programm zu verwirklichen, das die Linke bei den letzten wie bei den vor-

letzten Wahlen aufgestellt hat. Verwirklichen? Nicht einmal, da doch der Senat und sein etwaiges Veto noch etwas gelten sollen, aber so doch wenigstens fordern, damit dem Volke durch die Abstimmungen, durch das Schicksal der Gesetzentwürfe veranschaulicht werde, wo das Hinderniß des Fortschrittes ruht! Nicht einmal fordern! Schweigen soll die Kammermehrheit, sich ducken, als ob sie Minorität wäre, das ist die neueste Theorie des Nationalliberalismus in ausgewachsener Form, auf den unsere deutschen, noch immer nicht zur Regierungsfähigkeit ausgebrüteten Embryonalrepublikaner des linken Centrums mit so lernbegieriger Miene schauen, wie ein kleines Mädchen auf die Ballfräulein.

Ich weigere mich entschieden, an die Aufrichtigkeit der Motive zu glauben, unter welchen man den Franzosen ansinnt, sich nach ihrem großen Siege vom 14. October ganz so zu verhalten, als ob sie besiegt worden wären, und ihnen weiß machen möchte, sie seien krank und könnten nicht geradeaus schreiten. Auch scheint mir das Volk die Sache nicht sehr kurzweilig zu finden. Wenn es ihm zu bunt wird, so wirft es schließlich seinem Doktor doch noch eines schönen Tages die Medizinflaschen an den Kopf.

Die Wagner-Scheel'sche Erklärung.

Das Organ des Hofpredigers Stöcker, der „Staatssocialist", bringt in seiner Nr. 4 eine weitere Auseinandersetzung des Verhältnisses, in das einige Kathedersocialisten sich zu dem Blatte begeben haben. Die Erklärung lautet:

„Geehrter Herr Redacteur! Sie fordern uns auf, einen Beitrag zur Vertheidigung des „Staats-Socialist" zu liefern gegen die Angriffe der Presse auf denselben, soweit dadurch unser eigener Standpunkt attaquirt wird.

Als Gelehrte, die völlig unabhängig von irgend einem Parteistandpunkt wirthschaftliche und sociale Fragen untersuchen, haben wir nicht die Aufgabe, uns gegen jeden leicht hingeworfenen Zeitungsangriff zu vertheidigen. Noch weniger kann sie uns zufallen als Anhängern des Vereins für Socialreform, weil wir uns bisher nicht haben entschließen können, solche zu werden. Als Mitarbeiter des „Staats-Socialist" aber fühlen wir einige Verpflichtung dazu, weil es nicht nur Ihnen verdacht wird, „radikale Kritiker" wie uns zur Mitarbeiterschaft aufgefordert, sondern auch uns, dieselbe angenommen zu haben.

Wir wollen deshalb im beiderseitigen Interesse darthun, was uns an jenen Angriffen unrichtig scheint.

Unser Standpunkt zum „Verein für Social-Reform" ist Ihnen bekannt: Wir halten das Unternehmen nicht für genügend vorbereitet; wir meinen, daß die Monarchie der Stütze eines solchen Vereins nicht bedarf; wir glauben, daß weder die protestantische Geistlichkeit noch die Kirche im Stande sind, in die sociale Bewegung mit dauerndem Erfolg einzugreifen; wir theilen die politischen und religiösen Ansichten, welche im Vorstande vertreten zu sein scheinen, keineswegs.

Indessen durften uns diese persönlichen Ansichten nicht abhalten, wissenschaftliche Beiträge für das Blatt eines Vereins zu versprechen, der praktisch für eine Idee agitiren will, für die wir seit Jahren theoretisch eingetreten sind: Friedliche sociale Entwickelung durch Reformen im Recht mittelst der Gesetzgebung.

Unserer Ansicht nach muß jeder solcher Versuch, der von einer staats- und reichsfreundlichen Seite ausgeht, willkommen geheißen werden. Daß die

Unternehmer des Vereins auf diesem Standpunkt stehen unterliegt doch keinem Zweifel. Selbst wenn bewiesen wäre, daß sie sich einen Nebengewinn für die strenggläubige kirchliche Richtung versprächen, scheint das kein Grund, ihren Versuch abzulehnen. Vielmehr können die Genossen aller religiösen und politischen Parteien, soweit sie auf dem Boden der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung stehen, froh sein, wenn Vertreter irgend einer Richtung, statt sich nur passiv und abwehrend den revolutionären Strömungen gegenüber zu stellen, den Muth zeigen, ihnen die Quelle zu verstopfen, indem sie die unzufriedenen Elemente zum Vertrauen in die leitenden Kreise, und diese zu gewissem, ihnen berechtigt und nothwendig erscheinendem, Entgegenkommen bewegen.

Wie nun die liberalen und ein Theil der conservativen Zeitungen sich solchen Bestrebungen gegenüber verhalten, daß die Socialreformer als „Mucker", „Agrarier" und dergl. abgethan werden würden, darüber konnten von vornherein Zweifel nicht bestehen, weil unsere Zeitungen theils durch ihren Fraktionsstandpunkt zu sehr gebunden sind, theils der Versuchung nicht widerstehen können, sich durch landesübliche Schlagworte mit einer Sache abzufinden, die näheres Nachdenken erfordert und verdient hätte.

Trotzdem dürfte es wohl keine Partei, keine Zeitung und keinen zurechnungsfähigen Politiker geben, die sich der Einsicht verschlössen, daß die Zustände der sogenannten unteren Klassen unserer heutigen Gesellschaft Versuchen zu materieller und geistiger Hebung weiten Raum bieten, und daß die schaffenden Kräfte im Volk vielfach zweckmäßiger und energischer organisirt werden sollten; und die leugnen zu dürfen glauben, daß die socialpolitische Strömung von unten herauf, die Socialdemokratie einen so breiten und soliden Boden gewonnen hat, daß man sie unmöglich als eine vorübergehende Erscheinung ansehen kann, die ohne Reform oder Revolution wieder verschwinden wird.

Diesen Thatsachen gegenüber kann das Verhalten der besitzenden Klassen entweder dies sein: daß sie sagen, wir vertheidigen unsere sociale Stellung und unser Eigenthum, wie sie sind, ohne jedes Zugeständniß, solange es geht. Ob und wann die sociale Revolution kommt, lassen wir dahingestellt, uns wird es wohl noch aushalten. — Dies ist der bequemste Standpunkt, der jedes Nachdenken über sociale Fragen erspart. Auf ihm scheinen die meisten liberalen Zeitungen zu stehen. Oder man sagt: Durch Studium der Volkszustände und entsprechende Reformen, insbesondere auch gesetzgeberische kann die sociale Revolution vermieden, mindestens aber aufgehalten werden. Dies sollte der Standpunkt der Conservativen sein und ist der in Wahrheit conservative Standpunkt, der nicht nur augenblickliche Interessen, sondern eine ruhige Entwicklung im Auge hat.

Wir glauben den letzteren vorziehen zu sollen, möge man ihn „socialistisch" nennen oder nicht.

Freilich sind wir uns dabei sehr wohl bewußt, daß wir zwar eine Anzahl wichtiger einzelner Punkte, wie z. B. die Regelung des Verhältnisses von Unternehmer und Arbeiter, Reformen im Steuerwesen, Ausdehnung des öffentlichen Eigenthums, aufweisen können, wo mit der Reform einzusetzen wäre, daß uns aber ein die ganze Volkswirthschaft umfassender Reformplan fehlt. Ob dies ein Mangel ist, bleibe dahingestellt; jedenfalls aber müssen sich die Angreifer dieses Mangels in mindestens demselben Maße zeihen, und die zeitgenössischen Nationalökonomen und Politiker insgesammt theilen ihn.

Soll man sich aber deswegen nicht über ein paar nächstliegende Mittel zweifelhafter oder unzureichender Wirksamkeit, wie Genossenschaften, Gewerkvereine, Regelung des Lehrlingswesens, humane Fabrikeinrichtungen und dergl. hinauswagen und nur diese angeblichen „sicheren Wege" betreten, ohne zu untersuchen, auf welche „ferneren Ziele" man eigentlich lossteuert? Wir sind dieser Ansicht nicht; sondern wir suchen mit unserer „radikalen Kritik" diejenigen Punkte, wo mit Reformen und entsprechenden höheren Ideen einzusetzen sein möchte.

Für solche Untersuchung sind nun aber gewisse Grundgedanken unzweifelhaft vorgezeichnet, die seit der französischen Revolution die leitenden des Liberalismus waren, und sich zusammenfassen lassen in den Worten: „Verallgemeinerung von Freiheit und Eigenthum."

Diese Güter waren in den Händen irgend einer Anzahl im Volk immer; durch gewaltsame Umwälzungen und rücksichtslose Hinopferung des Bestehenden sind sie in der Neuzeit für einen bedeutenden Theil des Volks erobert worden; das Streben eines immer größeren Theils, sie zu erlangen, ist nicht mehr auszurotten.

Die erste sociale Frage lautet also: wie ist die wirthschaftliche Freiheit zu verallgemeinern? Dies heißt aber heut nicht mehr: wie ist formell die wirthschaftliche Selbstbestimmung zu sichern? — dies ist schon errungen; sondern: wie ist thatsächlich immer weiteren Volkskreisen die Sicherheit und Selbständigkeit der wirthschaftlichen Existenz zu verschaffen?

Die zweite sociale Grundfrage lautet: wie ist das Eigenthum zu verallgemeinern, d. h. ein immer größerer Theil des Volks, sei es in Form des Privateigenthums, sei es in Form des Staats-, Gemeinde- u. s. w. Eigenthums am Besitz des Bodens und des beweglichen Produktionskapitals zu betheiligen.

Dies ist der Boden für wirksame sociale Reformen und dort liegen die gesellschaftlichen Probleme, welche in immer neuen Formen auftreten und Lösung fordern.

In der jüngst vergangenenen Periode der Geschichte, in der Epoche der französischen Revolution ist ein mächtiges Stück der Lösung für unsere moderne Gesellschaft geschehen. In der Gegenwart macht die rasche und großartige Entfaltung der technischen Kräfte die socialen Fragen zu brennenden und läßt eine ungleich raschere Entwickelung derselben voraussehen wie in früheren Zeiten. Ihnen gegenüber dürfen heut die Fragen der „Politik" als weniger bedeutend angesehen werden; die Spaltungen der Parteien wegen der Formen der staatlichen Organisation, die Aufwendungen von Kraft für diese in Fraktionen und Zeitungen erscheinen fast als Luxus, den sich die Gesellschaft kaum gestatten darf.

Wenn aber diese Parteien und Zeitungen, ohne selbst irgend Etwas, geschweige denn etwas Besseres angeben zu können, einen Versuch, jene Probleme zu lösen, der von irgend einer ehrlichen Seite herkommt, zurückstoßen, so vernachlässigen sie damit die gemeinsamen konservativen Interessen der Gebildeten und Besitzenden und stellen sich auf jenen vorhin gekennzeichneten Standpunkt, der es darauf ankommen läßt, wie lange es noch weiter geht und was das Resultat des schließlichen Kampfes sein wird.

Mag man mit der Art, wie der „Verein für Socialreform" eingeführt wurde, nicht einverstanden sein, ihn zurückzuweisen halten wir im Interesse der Gebildeten und Besitzenden wie im Interesse der friedlichen socialen Entwickelung für unrecht und unklug, und trotz der Voraussicht, auf wenig Verständniß und viele Mißverständnisse zu stoßen, glauben wir die gewünschte Mitarbeiterschaft am „Staats-Socialist" nicht ablehnen zu dürfen, welche aufzugeben uns nicht schwer werden wird, falls sie der Verbreitung des Blattes hinderlich sein sollte.

Mit größter Hochachtung

Dr. Adolf Wagner.

Berlin, 15. Januar 1878." Dr. H. v. Scheel.

Ueber Undeutlichkeit in Bezug auf die Stellung der beiden Herren Professoren zu den Carnevalsbelustigungen im Handwerkervereinssaale haben sich die Führer der „Staatssocialisten"-Partei nicht eben zu beklagen. Wir gehören nicht zu Euch, werden auch, soweit Eure Ansichten uns klar sind, nie zu Euch gehören, wir benutzen Euer Druckpapier und werden leichten Herzens auch das fahren lassen, wenn Ihr Euch vor uns fürchtet. — So lautet das A und das Z der Erklärung.

Dazwischen aber findet sich eine Anzahl von Sätzen, die an das Publicum und dessen Kritik gerichtet sind, denen deshalb ein Bescheid gebührt. Zwar hat das anscheinend seine Schwierigkeit, denn die derbe und gesunde Wahrheit wechselt mit Rücksichtnahmen und Verclausulirungen so bunt ab, daß Einem der Faden manchmal ausgeht. Wir vermuthen, das kommt von der combinirten Autorschaft und haben dem entsprechend unsre Lectüre auch mit dem bekannten Doppelstift begleitet, die Wagner-schen Sätze mit dem Rothstrich, die Scheel'schen Amendements mit dem Blaustrich markirt und sind damit zu recht befriedigendem Zusammenhang gekommen. Bei den Programmen unsrer politischen Parteien, bei Banketreden u. dgl. ist eine solche graphische Darstellung jedem Zeitungsleser zu empfehlen.

Zuerst also tritt Rothstift auf mit der geharnischten Predigt (Absatz 9) gegen die Indolenz der gebildeten Klassen, mit dem Zugeständniß (Abs. 11), daß die wohlmeinenden Bestrebungen eines Schulze-Delitzsch und seiner Anhänger nur von zweifelhaftem oder unzureichendem Erfolge seien, daß auch „die Kirche“ (Abs. 4) keine dauernden Wirkungen auf die sociale Bewegung mehr ausüben könne, mit der Versicherung, schon jetzt sei die sociale Frage so brennend geworden (Abs. 18), daß ihr gegenüber das politische Parteiwesen als ein Luxus erscheine, den sich die Gesellschaft kaum mehr gestatten dürfe, und daß die Socialdemokratie („die social-politische Strömung von unten herauf“ wird sie definirt) ohne Reform oder Revolution nicht wieder verschwinden werde. (Abs. 7.)

Soweit ist unser Rothstift deutlich und bekennt ehrlich Farbe. Er fährt sogar einmal mit seinem Striche soweit links aus, daß wir ihm Halt winken möchten. Das ist in Abs. 9 in dem trostlosen Bekenntnisse, daß durch entsprechende gesetzgeberische Reformen die sociale Revolution vermieden, „mindestens aber aufgehalten“ werden könne. Wenn durch die erfolgreichste Arbeit Rothstifts und seiner Genossen die Revolution nur noch aufgehalten werden kann, so unterscheidet sich sein Standpunkt doch höchstens im moralischen Werthe von dem ihm so verhaßten der Leute, die da meinen (Abs. 9), „uns wird es wol noch aushalten.“ Das après nous le déluge ist Beiden gemeinsam Bekenntniß, der Eine tanzt es, der Andre bethätigt es, gleich dem Oesterreicher in Donaueschingen, indem er (Abs. 6) „den Muth zeigt, den Strömungen die Quelle zu verstopfen.“

Da sind diesmal wir Wilden wirklich bessre Leute: wir glauben daran, daß durch gesetzgeberische Reformen sich die sociale Revolution nicht nur aufhalten, sondern vollständig vermeiden läßt, ja wir fürchten es, wenn Revolutionen (diese natürlich immer im staatsanwaltlichen Sinne aufgefaßt, als Blut- und Eisenmittel) als Episoden im Entwicklungskampfe des Socialismus auftreten sollten, das Eisen lenkt den Magneten nur ab, der uns seine unfehlbaren Wege weist.

Indessen würden wir über diesen Punkt uns mit Rothstift leicht verständigen können, wir vertagten, wie Gellius von den Areopagiten Athens erzählt, den Streit auf: nach 100 Jahren! Weit tiefer ist er, so fürchten wir, sich in die Haare gerathen mit College Blaustift.

Blaustift statuirt, jeder Versuch friedlicher socialer Entwicklung müsse willkommen geheißen werden, der (Abs. 6) „von einer staats- und reichsfreundlichen Seite ausgeht.“ „Staat“ — das hätte vielleicht

noch den Sinn, gegen Bakuninische Anarchie gerichtet zu sein, aber: „reichsfreundlich“ — was in aller Welt sagt zu dieser Kirchthurmsbeschränkung Freund Rothstift, der ja der socialen Frage gegenüber alle „Spaltungen der Parteien wegen der Formen der staatlichen Organisation“ (Abs. 18) für unbedeutend, für Luxus erklärt. Wie denkt sich Blaustift sein „reichsfreundlich“ in concreto? Die Socialdemokratie betheiligt sich an den Wahlen zum Reichstage, ihre Abgeordneten debättiren und votiren über Regierungsvorlagen, sie bringen eigene Gesetzesvorschläge ein, die alle Welt für diskutabel hält — reicht das zur Reichsfreundlichkeit aus? Oder, wenn nicht, wie weit reicht sie? Von den Frei- — oder sogar den Neu- — Conservativen bis zu Bennigsen — aber auch bis zu Lasker? Vielleicht noch über ihn hinaus bis in die „Partei des Ach nein“ (den Spiritus asper des Ach! haben wir uns, zur Verstärkung des Schreckens, erlaubt an die neueste Entdeckung unseres großen Mikroskopikers anzufügen), wo sie athemlos zwischen den Stühlen Hänel's und Richter's niedersinken wird? Schwere Frage, Blaustift, und wohlgeeignet für einen Artikel in die „Gegenwart!“

Aber auch innerhalb dieser engen Begrenzung denkt Blaustift über sein Thun nicht gering, denn freuen sollen sich dessen (Abs. 6) „die Genossen aller religiösen und politischen Parteien, soweit sie auf dem Boden der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung stehn“. Dieses „soweit“ dünkt uns vielmehr so eng. Auf dem Boden der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung stehn wir am Ende Alle, die wir nicht, wie es in der Russenhymne heißt, „sich mit Fett beschmieren Und dann im Sonnenschein spazieren“: aber auf dem Boden stehn oder, gleich Antäo, aus dem Boden seine Kraft schöpfen, das ist ein Unterschied, den Blaustift schärfer markiren mußte. Die derartig der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung Zugethanen aber sind wahrlich nicht geneigt, wie Rothstift es im Abs. 17 fordert, z. B. den Begriff des Eigenthums zu betrachten als eins der „gesellschaftlichen Probleme, welche in immer neuen Formen auftreten und Lösung fordern.“ Während Rothstift in den Absätzen 13—17 so bestimmt, daß man wenigstens die Begrenzung deutlich erkennt, ausspricht, was er für die Hauptsache hält, fährt der College im Blauen herum, daß selbst Apostel Grüneberg seinen Segen darüber sprechen wird. Er riskirt die verwegne Behauptung, daß (Abs. 8) „die Zustände der sogenannten untern Klassen unsrer heutigen Gesellschaft Versuchen zu materieller und geistiger Hebung weiten Raum bieten und daß die schaffenden Kräfte im Volke vielfach zweckmäßiger und energischer organisirt werden sollten,“ und findet (Abs. 6) das Heilmittel darin, wenn man „die unzufriedenen Elemente zum Vertrauen in die leitenden Kreise, und diese zu gewissem, ihnen berechtigt und nothwendig erscheinendem Entgegenkommen“ zu bewegen vermöchte. Den Mann, der dies Wenn und Aber erdacht, setze man getrost bei im „Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen“ zur rechten Hand Gneistens! Die leitenden Kreise zu „gewissem, ihnen berechtigt und nothwendig erscheinenden Entgegenkommen bewegen“ — zu etwas, was mir ohnehin schon nothwendig erscheint, mich auch noch erst bewegen wollen: das Wort ist die Blüte nationalliberalster Energie, das Wort ist aber zugleich in seiner Leicht-Fertigkeit eine von den Phrasen, welche, wie einst die Rochow'sche an die Elbinger, historisch wirken und — nicht zur „friedlichen socialen Entwicklung“.

Rothstift und Blaustift — wer von Beiden als Penelope bei Tage, wer bei Nacht an diesem Gewebe gearbeitet, das ist uns und nun wohl auch dem Leser gleichgültig: jedenfalls ist das Resultat der gemeinsamen Mühe ein Zottelknäuel, an dem selbst das lustigste Kätzchen die Lust zum Spielen verlieren kann und das den „Gelehrten, die völlig unabhängig von irgend einem Parteistandpunkte wirthschaftliche und sociale Fragen untersuchen" (Abs. 2) zu sehr schwacher Stunde entrollt ist.

Die Berechtigung des Theismus vom Standpunkte der Seelenfrage.

Von Julius Duboc.

Zu den interessantesten, gedankentiefsten Leistungen der deutschen Philosophie der Neuzeit rechne ich Fechner's Versuch einer wissenschaftlichen Rettung und naturgesetzlichen Construction des Theismus. Bewundernswerth namentlich in der sinnvollen Verknüpfung auch der entlegensten Beziehungen, durch welche dieser Denker seinem Gegenstande eine ganze Reihe neuer und unerwarteter, aber stets geistvoll entwickelter Gesichtspunkte abgewinnt, ist er es nicht minder durch die Kühnheit der Anlage und Ausführung. Die geschlossene Abrundung der Ergebnisse seiner Gedankenarbeit zu einem System der Weltanschauung hat in ihren Constructionsverhältnissen schon etwas Imponirendes, denn nirgends hat man das Werk eines Schwächlings oder eines bloßen geistreichen Wirrkopfes vor sich. Wer das Senkblei so tief werfen und ohne den Blick abzuwenden in die schwindelnde Tiefe blicken kann, bewährt die Kraft eines Piloten und das werden ihm selbst diejenigen zugestehen, die sich mit dem Cours nicht befreunden können, den er auf dem Weltmeer der Gedankenarbeit steuern zu müssen glaubt. Fast noch imponirender als im Aufbau seines Systems erscheint mir Fechner in dem Muth, dasselbe zu verkünden. Es gehört ja etwas dazu heutigen Tages sich zu dem Glauben an Engel zu bekennen. Wer einen Ruf als Mann der Wissenschaft zu wahren resp. einzubüßen hat, wird sich nicht leicht dazu entschließen. Und kaum wird man deshalb einen Stein auf ihn werfen mögen. Denn mit einem solchen Bekenntniß zieht er sich gewissermaßen selbst den Boden der Glaubwürdigkeit, des Vertrauens unter den Füßen fort, den er doch nöthig hat, um von ihm aus zu seinem Auditorium zu reden. Es ist nicht anders. Wer zuerst in Fechner's Schriften blätternd auf eine Stelle trifft wie z. B. die folgende in der Schrift: Ueber die Seelenfrage (Leipzig 1861): „Ich ging an einem Frühlingsmorgen draußen; die Saaten grünten, die Vögel sangen, der Thau blitzte, der Rauch stieg, hier und da ein Mensch; ein verklärendes Licht lag auf Allem; es war nur ein kleines Stücklein Erde; es war nur ein kleiner Moment ihres Daseins; und doch, wie ich das mit immer mehr sich weitendem Blicke auffaßte, schien es mir nicht nur so schön, sondern so wahr und klar, daß es ein Engel ist, der so reich, frisch und blühend und dabei so fest und in sich einig in dem Himmel geht, sein lebendiges Antlitz ganz dem Himmel zuwendend und mich selbst mit in diesen Himmel tragend, daß ich mich fragte, wie sich die Ansichten der Menschen je so verpuppen konnten, in der Erde nur einen trockenen Klumpen, und die Engel darüber oder daneben in den Leeren des

Himmels zu suchen, um sie nirgends zu finden. Doch diese Anschauung heißt Phantasterei. Die Erde ist ein Globus, und was sie noch sonst ist, ist in den Naturalienkabineten zu finden", — der wird vielleicht in einer Regung von Neugier weiter in einem anscheinend so phantasievollen Schriftsteller blättern, aber er wird sich schwerlich gedrungen fühlen, Schritt für Schritt einer mühevollen und verwickelten Untersuchung zu folgen, die ihm hinlänglich dadurch gekennzeichnet scheint, daß sie auf Absurditäten hinausläuft. Fechner hat sich nun zwar trotz alledem Gehör erzwungen. Seine wissenschaftliche Thätigkeit ist eine zu langdauernde und durch sein Hauptwerk — die Psychophysik — eine zu intensive, um unbeachtet bleiben zu können. Und auch an Zustimmung zu dem Eigenthümlichsten seiner Seelen- und Gottlehre hat es ihm selbst da nicht ganz gefehlt, wo man es kaum erwarten sollte. So gehört der ausgezeichnete, 1866 frühzeitig verstorbene Mathematiker Professor **Riemann** aus Göttingen zu seinen entschiedenen Anhängern, wie aus dem von H. Weber 1876 veröffentlichten wissenschaftlichen Nachlaß des Genannten (Zur Psychologie und Metaphysik) hervorgeht. Riemann nennt dort die Zend-Avesta (Fechner's Lehre von der Beseeltheit der Gestirne) „ein lebendig machendes Wort, neues Leben schaffend unserem Geiste im Wissen wie im Glauben" und rühmt die überzeugende Kraft seiner Darstellung, die das Leben der Natur unermeßlich vor unserem Blick erweitere.

In weiteren Kreisen, in dem, was man das große Publikum zu nennen pflegt, ist Fechner bisher nur wenig beachtet worden. Aus zwei Gründen wohl hauptsächlich. Einerseits ist er nicht so leicht zu lesen. Seine Sprache ist zwar weder dunkel noch schwerverständlich, aber da seine Methode die allseitige Durchführung gewisser Analogien (oder was Fechner so erscheint) im Einzelsten bedingt, so ist er gleichwohl schwer zu bewältigen. Er rollt ein Bild auf von großer Anschaulichkeit, falls wir die einzelnen Züge des Bildes alle gelten lassen. Ob wir dies thun, ist freilich die Frage, aber eben diese eine Frage schließt tausend andere in sich. Dazu kommt als Hauptgrund, wie schon erwähnt, das absonderlich-Fremdartige, das wenigstens auf den ersten Blick abstoßend-Bizarre seiner Denkergebnisse. Ein überwundener Standpunkt! Soll man sich ernsthaft bei solchen Phantastereien aufhalten? Mir ist dieser Einwand, der so leicht aus einer gewissen selbstgenügsamen Stimmung des Besserwissens erhoben wird, immer unverständlich geblieben. Ich halte ihn für eine Täuschung und einen Fehler. Alles weist uns in dieser zweifelvollen Welt, in der Schein und Wesen, Schatten und Blendung unsere Erkenntniß verwirren und bestreiten, auf das audiatur et altera pars hin. Nur die **Gattung** erkennt. Nur indem wir keine Stimme von Belang, die sich erhebt, ungehört verklingen lassen, arbeiten wir an der Erkenntniß im Sinn der Gattung. Und was sind Phantastereien auf einem solchen Gebiet? Erinnern wir, ehe wir so vorschnell urtheilen, uns doch lieber, daß wir Kinder dieser Zeit sind, die geblendet von den Wundern der modernen Betriebs-Entwicklung, betäubt von ihrem ehernen Getöse, Aug' und Ohr und damit auch den inneren Sinn für das große Weltwunder verloren hat, das uns als Lebenserscheinung gleichwohl auf Schritt und Tritt, im Kleinsten wie im Größten umfängt. Wer sich dieses Characters unserer Zeit bewußt ist, der in seiner Un-

zulänglichkeit doppelt scharf in einem Augenblick hervortritt, wo die alten Formeln, dem Unermeßlichen gegenüber Stellung zu gewinnen, versagen, der wird ihr und damit auch sich schwerlich das Recht zuerkennen mit der Bezeichnung: „Phantast“ allzu freigebig zu schalten.

Fechner hat — so sollte man denken — sich eigentlich ein ganz besonderes Anrecht auf Beachtung und Anerkennung von Seiten der gesammten theologischen Welt erworben. Denn sein System ist wahrscheinlich die geistreichste Leistung, die der Theismus der neueren Zeit überhaupt aufzuweisen hat. An Stelle der trivialen theologischen Schablone mit den herkömmlichen Begriffs-Escamotagen und Unbegreiflichkeiten erhalten wir eine ungleich tiefsinnigere Grundlage der Gottesauffassung, die sich überall an das Erfahrbare anlehnt und nicht in mystischer Verzückung, sondern mit weitgeöffneten Geistesaugen in die Natur hineinblickend, das Uebersinnliche zu erschauen bemüht ist. „Ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden“, wie der bezeichnende Zusatz zur „Seelenfrage“ lautet. Freilich die theologische Dogmatik kommt dabei nicht zu ihrem Recht. „Rechnet man zum Christenthum“ — sagt Fechner, „als wesentlich den Glauben an den Apfelbiß im Paradiese mit seinen mystischen Folgen, an die unwiederbringliche Verdammniß der nicht Auserwählten, an die Wunder gegen die Gesetze der Natur, an das Abgerissensein Gottes von seiner Welt, an all das Unerbauliche, womit die Theologen gemeinhin das Christenthum ausbauen, ja woraus sie es erbauen, so ist die Lehre, die hier vorgetragen wird, nicht christlich.“ Und weiterhin: „Bevor das Christenthum sich nicht selbst bekehrt, bekehrt zu dem, was es nach seiner Idee zu sein bestimmt war, bevor es nicht den Bedürfnissen der Menschheit die allgemeinste, höchste, letzte Rechnung trägt, wird es die Welt nicht bekehren und in sich selbst nicht einig werden können.“ Unbequeme Warnerstimmen von unberufener Seite, die es aber erklärlich machen, daß das Fechner'sche System bei den officiellen Kirchenhütern wenig Freundschaft und Ansehen genießt. Seien wir unbefangener wie jene Herren und versagen wir uns der Prüfung einer Weltauffassung nicht, die schon dadurch einen gegründeten Anspruch, gehört zu werden, erheben kann, daß sie von unten nach oben baut oder wenigstens zu bauen versucht. Denn Fechner ist ein ausdrücklicher und abgesagter Feind jener Philosophie, „die sich über die Dinge stellt, ohne vom Grund derselben zu ihrer Spitze aufgestiegen zu sein.“ Er vergleicht sie jenem verderblichen Carthago, dem wir unser ceterum censeo ein für alle Mal entgegenstellen sollten.

Was macht jede Discussion mit dem Theisten gewöhnlichen Schlags für den, der sich auf einem abweichenden Standpunkt befindet, meistens so unfruchtbar und ermüdend? Mehrere Gründe pflegen da zusammenzuwirken. Der Theist ist entweder ein einfach-Gläubiger. Er ist dies theils aus Herzensbedürfniß, theils indem er einer gegebenen Ueberlieferung folgt, er ist von der Zulänglichkeit dieser beiden Stützen völlig überzeugt, versäumt aber, mir seinen Glauben anderweit wahrscheinlich zu machen und kann daher auf mich, dem jene beiden Stützen morsch erscheinen, nicht wirken. Oder aber: das theistische Glaubensbekenntniß zieht sich auf den Ausdruck: Weltseele zurück. In diesem Fall handelt es sich entweder nur um einen andern Ausdruck für beseelte Welt, d. h.

um einen Standpunkt, der, genau erwogen, immer nur auf einen „poetisch drapirten Atheismus“, wie ich ihn bereits früher bezeichnet,*) hinauskommt und diese Bedeutung hat er für die weitaus größte Mehrzahl seiner häufig sehr gedankenlosen Bekenner. Hier offenbart sich uns nichts anderes als ein letzter verblassender Reflex, der am Himmelsrand noch verweilt, während die leuchtende Sonne der theistischen Weltauffassung schon unter den Horizont hinabgesunken ist. In einem zweiten Fall soll der Ausdruck: Weltseele mehr bedeuten, aber er schwebt in einem metaphysischen Begriffsnebel, mit dem wir, die wir diese höchste Potenz, wenn überhaupt, jedenfalls nur aus dem und im Zusammenhang des sinnlich Erfaßbaren zur Realität wollen erwachsen sehen, nichts anzufangen im Stande sind. Bei Fechner ist das nun alles anders. Weder ist er ein einfacher Ueberlieferungsgläubiger, der eine Wahrscheinlichkeitsberechnung seines Glaubensinhalts verschmäht und verschmähen darf, noch ist er Metaphysiker. Seine Weltseele hat, so zu sagen, Hand und Fuß. Sie steht auf dem Gegebenen und zwar auf dem, was dem sinnlichen Menschenwesen als Realität gegeben ist. Wenn Fechner sie einer „Welt aus Seelenstaub“ — um mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen**) — entgegenstellt und überordnet, so thut er dies doch nur, weil er überall Thatsachen wahrzunehmen glaubt, die richtig gedeutet und, vom Untersten, sinnlich-Gewissesten anfangend, in geordneten Zusammenhang gebracht, ihm den Bestand einer Weltseele zu verbürgen und zu enthüllen scheinen. Mit diesem Standpunkt läßt sich daher discutiren.

Zwar nicht ganz so uneingeschränkt läßt sich das, was ich hier — von meinem Standpunkte aus — Fechner zum Lobe nachgesagt habe, in Bezug auf gewisse allgemeinste Principien seines Gedankenganges aufrechterhalten und ich will in Bezug darauf wenigstens einige Punkte hervorheben, die uns trennen, ohne allerdings, was schon die Grenzen dieses Aufsatzes weit überschreiten würde, auf den Gegenstand in seiner Breite und Tiefe einzugehen. Fechner ruft überall die „Erfahrung“ an. Sie ist ihm das Maaß des Wirklichen. „Alles, was wirklich ist, muß seine Wirklichkeit durch Erfahrbarkeit oder Wirkung im Erfahrbaren beweisen.“ Man läßt sich diesen Satz gefallen, ja es scheint, als ob Fechner uns auf diese Weise sehr nahe rückt. Wie erfährt der Mensch denn etwas außer durch und auf Grund seiner Sinnesthätigkeit? Es scheint hier beinahe nur noch ein Schritt zu sein bis zu dem Satz in Feuerbachs „Grundsätzen der Philosophie der Zukunft“: „Wenn zu einem Object des Denkens das Sein hinzukommen soll, so muß zum Denken selbst etwas vom Denken Unterschiedenes kommen. Diese von mir als Denkendem unterschiedenen Zeugen sind die Sinne“. Allein davon ist natürlich bei Fechner keine Rede. Weiterhin spricht dieser

*) Vergl. Das Leben ohne Gott (Hannover, Rümpler 1875) S. 4.

**) Fechner ist ein zu klarer Kopf, um von „seelenlosen Staubmassen“ zu reden, wie theologischer Mißverstand uns dies gelegentlich vorrückt (vgl. meine gegen Prof. Pfleiderer gerichtete Schrift: Das Leben ohne Gott und die Kritik der Protestantischen Kirchenzeitung. Bonn. E. Strauß, 1877). Er begreift, daß man Atheist sein kann ohne die Bedeutung des Seelischen zu leugnen. Viel feiner und treffender ist offenbar die von ihm gewählte Bezeichnung: „eine Welt aus Seelenstaub“.

von höheren Wirklichkeiten und zwar wie? „Was aus der Verknüpfung der Erscheinungen im Denken abstrahirbar ist oder zur Verknüpfung der Erscheinungen im Denken nothwendig ist, ist auch als ein wirklich Verknüpfendes und hiermit Wirkliches in höherem Sinne anzusehen.“ Hier erklärt sich also das bloß Gedachte, sofern es nothwendig (zur oder aus der Verknüpfung der Erscheinungen) gedacht wird, ohne Weiteres als reales Sein. Dadurch wird denn auch das Atom, „wenn auch als solches keiner Erscheinung fähig“ zur Realität, indem es „aus der Gesammtheit der körperlichen Erscheinungen als Schlußpunkt ihres Zusammenhanges abstrahirt ist“. Ueber das Pro und Contra der Atomenlehre werde ich hier natürlich nicht Buch führen, nur das ominöse Wort: „Schlußpunkt“ sei in seiner allgemeinen Bedeutung für unseren Denkprozeß noch mit einer Bemerkung bedacht. Einen Schluß zu machen, einen Endpunkt zu setzen, erscheint dem Menschen so natürlich und ist ihm so geläufig. Er handhabt es wie ein Urrecht, das er überall zur Anwendung bringen darf und er ist sehr geneigt, davon Gebrauch zu machen. Und doch — haben wir denn darin eine unbedingte Denk-Nothwendigkeit wie beim Causalitätsgesetz*) anzuerkennen, die also zugleich ein unbedingtes Denk-Recht ergäbe? Wir können uns bekanntlich ebensowenig vorstellen, daß die Gesammt-Erscheinung, die Welt ein Ende (räumlich oder zeitlich) hat, als daß sie kein Ende hat, da wir uns ein räumlich- oder zeitlich-Endloses überhaupt nicht vorzustellen vermögen. Positiv kann ich mir immer nur ein Ding, das ein Ende hat, neben einem andern Ding, das ein Ende hat, denken. Beharre ich dabei, so gelange ich zu einer zwar nicht unendlichen — da ich den Begriff nicht zu fassen vermag — aber unübersehbaren Reihe. Darin einbedungen liegt aber auch, daß ich auf das Urrecht, einen allgemeinen Schlußpunkt zu setzen, Verzicht leiste und dies ist für die ganze Auffassung des Menschen, für den das „Höchste“ und „Letzte“, also immer das, was am Schluß liegt oder den Schluß bildet, eine äußerst wichtige Rolle spielt, von weittragender Bedeutung.**) Doch das nur beiläufig. Und ebenso beiläufig die Bemerkung, daß das Hineinbeziehen des Sinnenlebens in das Bewußtsein, so daß immer, wenn Bewußtsein gesagt wird, gleichzeitig die ganze functionirende Thätigkeit der Sinnesorgane (die Sinnlichkeit) mit einbegriffen ist, leicht Verwirrung schafft.

(Fortsetzung folgt.)

*) Näher erläutert findet sich meine Auffassung desselben in dem Aufsatz: Wider die Grundanschauungen des Idealismus in „Gegen den Strom“. (Hannover. Rümpler 1877.)

**) In der That trifft dieser Punkt die so zu sagen spezifische Differenz zwischen Theismus und Atheismus, wie er wenigstens für eine gewisse Seite der Betrachtung besteht. „Jedes Ding muß doch einen Grund haben.“ Einverstanden; denn diese Forderung steht auf dem Boden des Causalitätsgesetzes, das als Denknothwendigkeit anzuerkennen ist. „Die Gesammtheit der Dinge muß aber auch einen letzten Grund haben, einen Urgrund, der einen hinter sich liegenden Grund ausschließt und aufhebt.“ Nicht einverstanden, denn diesen Schlußpunkt zu setzen habe ich eben nur ein eingebildetes Recht, welches daraus abgeleitet ist, daß jedes Ding, welches ich betrachte, allerdings einen Endpunkt hat, wobei ich aber vergesse, daß unmittelbar daneben wieder ein Ding steht, welches einen Anfang hat, so daß Anfang und Ende sich also in unübersehbarer Reihe berühren. — Das Unendliche (räumlich oder zeitlich) so angeschaut, ist also nur das, dessen Ende der Mensch nicht absehen kann.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Postanstalt, für Berlin
durch C. Mecklenburg,
SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
4,50 Mark.
Insertionspreis 30 Pf.
für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben
von
Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 15. Februar 1878. Nr. 7.

„Unsere hundertjährige Freundschaft mit Rußland".

Vorstudie zum Kongreß.

I.

Die Türkei liegt am Boden, blutet aus allen Wunden und kann die Vertheidigung der allgemeinen Interessen, die sie nolens volens bis jetzt geführt hat, nicht weiter übernehmen. An ihre Stelle tritt jetzt die Konferenz oder der Kongreß der europäischen Mächte, von welchen Rußland die Sanktion seiner Resultate verlangt. Was es unter diesen Resultaten versteht, das ist durch verschiedene diplomatische Mittheilungen eben so verschieden aufgestellt worden. Jedenfalls liegen auch bis dahin geheime Abmachungen zwischen Rußland und der Pforte vor, die erst auf dem Kongreß an's Tageslicht zu zerren sein werden. Das Wichtigste scheint in den folgenden Punkten enthalten: Die Retrocession des Stückes Bessarabien, welches seit 1856 zur Moldau geschlagen worden war, daher jetzt zu Rumänien gehört, sei es nun, daß die Donaumündungen jetzt gleich von Rußland gefordert werden, sei es, daß die Kilia-Mündung zunächst die Gränze bilden soll. Eng damit im Zusammenhange steht die zukünftige völkerrechtliche Stellung desselben Rumäniens. Bis jetzt verlautet nur etwas von der „Unabhängigkeit" des Fürstenthums, nichts von dessen „Neutralität". Der Unterschied ist gewaltig. Ein „neutrales" Rumänien, ein östliches Belgien, kann sich Europa und speziell Oesterreich gefallen lassen, besonders mit freier Donau jusque dans la mer. Ein blos „unabhängiges" Rumänien kann den Tag nach dem Friedensschluß mit Rußland paktiren und die Donaumündungen gegen ein Stück Landes nach dem Dniester und Podolien zu abtreten. An der freien Donau hat auch Deutschland ein unleugbares Interesse.

Für Oesterreich im Besondern kommt dann in Betracht die projektirte Vergrößerung Serbiens; Oesterreich hat mit dem serbischen Element in Südungarn bereits hinlänglich zu schaffen, wie der Prozeß Miletitsch während des Krieges bewiesen hat. Ein vergrößertes Serbien würde eine noch größere Anziehung auf nationale und linguistische Träumer ausüben und die ungarische Regierung beständig in Kontribution setzen.

Ferner ist für Oesterreich wichtig die angedrohte „Autonomie“ Bosniens und der Herzogewina, zweier unmittelbarer Gränzländer von Dalmatien mit vorwiegend slavischer Bevölkerung. Da Oesterreich nicht mehr die Kraft besitzt, diese Provinzen zu assimiliren, da es sich zu dem Dualismus zwischen Cis- und Transleithanien nicht noch einen dritten Faktor anschaffen kann, der wieder nach einer andern Richtung tendirt, so ist es seine Pflicht, ein scharfes Auge auf die bosnisch-herzogewinische „Autonomie“ zu richten, um sein dalmatinisches Küstenland in Ruhe zu erhalten.

Hierauf kommt die Frage nach der Verfassung und der Ausdehnung des neuen „Fürstenthums“ Bulgarien, welches jetzt für Rußland die Stelle Serbiens einnehmen soll, um eines schönen Tages ebenfalls durch die „slavischen Brüder“ aus Moskowien „befreit“ werden zu können. Das längere Verbleiben der russischen Armee zu beiden Seiten des Balkans, etwa bis zur Abzahlung der rein imaginären Kriegsentschädigung, ist für Oesterreich gradezu unerträglich, und es müßte, dafern der Kongreß nicht helfend eintritt, eine Kriegsfrage daraus machen, so precär auch der Zustand seiner Finanzen, so trostlos die volkswirthschaftlichen Verhältnisse im Lande auch sind.

Deutschland, welches noch kürzlich ein besonders freundschaftliches hochofficielles Wort nach Wien richtete, sieht alle diese Unzuträglichkeiten und Gefahren ebenso gut ein wie Oesterreich selbst; es liegt auch durchaus nicht in Deutschlands Interesse, die Brandmauer zwischen Germanen und Slaven, das so glücklich gelegene Mittelreich der germanischen Ostmark noch schädigen oder gar zerstören zu lassen. Oesterreich-Ungarn ist zudem der natürliche Weg für den deutschen Export ins Schwarze Meer und in die Levante. Russische Zollbarrieren, Flußabsperrungen und Hafenverschlüsse würden auch dem deutschen Handel und besonders dessen Zukunft präjudiciren.

Wir gehen noch weiter. Auch die Meerengen-Frage, so spezifisch englisch sie aussieht und zumal absichtlich dargestellt wird, hat ein österreichisches und ein deutsches Interesse. Deutschlands Flotte ist schon ziemlich bedeutend geworden und ist zu größerem Wachsthum bestimmt. Nimmermehr dürfen Deutschland und Oesterreich zugeben, daß Bosporus und Dardanellen für russische Kriegsschiffe ausschließlich geöffnet werden. Sollen diese Straßen absolut nicht mehr unter türkischem Verschluß stehen, so müssen sie allen Mächten offenstehen; die Anlage eines russischen Gibraltar am Eingange in den Bosporus oder die Einräumung einer Station im Marmormeere für russische Schiffe wäre eine Thorheit, gegen die nicht England allein, sondern Europa mit aller Macht protestiren sollte. Da liegt ein allgemein europäisches Interesse ersten Ranges vor.

Angesichts dieser unleugbaren Thatsachen dürfte die Frage erlaubt sein, wieso das deutsche Reich bis dahin so entschieden russenfreundlich sein konnte. Die Entscheidungen der Konferenz stehen noch aus, und wir benutzen die Zwischenfrist zur Beleuchtung des historischen Verhältnisses zwischen Preußen-Deutschland und Rußland. Sollte jetzt endlich das diplomatische Räthsel, welches die Berliner Offiziösen der Welt seit Jahr und Tag aufgegeben haben, sich auf der Konferenz in einem der Geschichte und dem Rechte gemäßen Sinne selbst lösen, so würden wir

wegen eines diplomatischen Hinterhaltes mehr oder weniger nicht grollen. Aber der Augenblick ist ernst und verträgt daher wohl ein ernstes Wort.

Genauer als es in einer Ueberschrift thunlich ist, sagte der deutsche Reichskanzler in der vorletzten Session des Reichstags: „Unsere hundertjährige, historisch begründete Freundschaft mit Rußland“. Man hat die Wahl zwischen zwei Auffassungen. Entweder ist „historisch begründet“ ein folgernder Zusatz zu „hundertjährig“: „hundertjährig, also gewiß historisch begründet“; oder die „hundertjährige Freundschaft“ war schon vor hundert Jahren auf „historischem“ Fundament basirt. Die erstere Auslegung hat etwas Anstößiges; denn die vor hundert Jahren entstandene Freundschaft ruht auf der Theilung Polens, auf einer Thatsache, die Joh. v. Müller so bitter charakterisirt hat, und deren Moralität uns ins Gedächtniß zu rufen, grade während eine anderweitige Theilung projektirt schien, keinenfalls das Verdienst eines guten Apropos haben würde. Die zweite Auslegung der „historischen Begründung“ ist selbst historischer begründeter, wenn auch nicht grade schmeichelhafter für diejenigen, in deren Namen gesprochen wurde.

Die „historische Begründung“ der Freundschaft zwischen Russen und Preußen ist nicht hundert-, sondern dreihundertjährig. Iwan der Schreckliche wandte sich vor 300 Jahren (1581) an den Papst Gregor XIII. mit der Bitte um dessen Vermittlung zwischen Rußland und Stephan Bathory, König von Polen, dessen der grimme Czar im Kriege nicht Meister zu werden vermochte. Der Papst entsprach dem Wunsche des Ketzers; eine Gesandtschaft von Jesuiten machte sich auf den Weg, an ihrer Spitze der auch sonst nicht unbekannte P. Possevino. Dieser schlaue Pater brachte auch richtig den Frieden von Kiwerowa-Horka zu Stande; die Beschreibung der diplomatischen Mission liegt vor in dem Buche: La Moscovia del Possevino (ed. Mantovana). Man traut seinen Augen nicht, wenn Possevino von den Endabsichten der moskowitischen Politik redet; der Schrecken über das Testament Peters I. wird da im strengsten Wortverstande antiquirt. Es heißt nämlich wörtlich dort also:

„Und jener Johann (Iwan), Sohn des Basilius (Wassili), hat außer jenen vielen Titeln, vermöge deren er Czar, d. i. König von Kasan und Astrachan genannt sein will, auch noch jüngst, als er an die Türken schrieb, sich „Kaiser der Deutschen“ zu nennen beliebt. Da er nun sein Begehren auf Livland und auf (Ost-) Preußen gerichtet hatte, indem er vorschützte, ein Blutsverwandter des Cäsar Augustus zu sein, welcher „der Preuße“ genannt worden sei, und von dem er abstamme, und da er seine Freundschaft mit Karl V. und dessen Bruder Ferdinand, und mit Maximilian, dem Sohne Ferdinands, mit Vorliebe zur Schau trug: so kann man leicht begreifen, was er in Betreff des weitern Deutschlands und des Abendlandes im Sinne gehabt. Gewiß, der Zwiespalt der christlichen Fürsten, die verschiedenen pestilenzialischen Ketzereien, seine eigenen Erfolge in Livland, Kasan und Astrachan, welche jüngst überwältigt worden; die hohe Meinung, die er von seinem eigenen Schisma, ich sage nicht Religion, hegte, nährten jene Hoffnungen in ihm, indem er sich überzeugt hielt, von Gott erwählt zu sein als ein leuchtender Stern, die ganze Welt zu erhellen. Es erhöhten noch seine ganze Hoffnungen einige Gesandtschaften, die seine Gunst und Hülfe nachsuchten,

das Reich Polen an eine andere Person zu bringen. So war denn auch zu der Zeit, als ich in der Nähe jenes Fürsten lebte, obgleich die Sache Moskowiens damals nicht besonders gut stand, das Andenken an jene Gesandtschaften bei ihm noch nicht geschwächt, sein Geist war vielmehr völlig davon erhitzt. Endlich wurden seine Hoffnungen noch größer, da er von einem großen Fürsten Briefe erhielt, in welchem jener die Ausbreitung der lutherischen Ketzerei in seinem Gebiete pries. Der Czar glaubte nämlich, daß alle Katholiken, die er Römer nannte, Ketzer werden würden, die er sich dann mit Leichtigkeit unterwerfen könnte. Schließlich hoffte er von seiner Härte gegen Alle die baldige Verwirklichung seiner Idee; denn durch jene Härte meinte er jedes ihm entgegengestellte Hinderniß zu entfernen, da der Schrecken vor ihm schon bis Lithauen und Livland gedrungen wäre und er aus demselben Grunde nicht zweifelte, sich die Bahn zu dem Uebrigen zu eröffnen".

Bei den Unterhandlungen mit Possevino drangen die moskowitischen „Diplomaten" auf den Titel „Czar" für ihren gestrengen Herrn. Sie führten dabei an, die römischen Kaiser Arkadius und Honorius hätten bereits dem Großfürsten Wladimir die Kaiserkrone geschenkt. Als Possevino einwendete, jene römischen Kaiser hätten 500 Jahre vor Wladimir gelebt, lautete die Replik: „So haben zwei andere Kaiser später wieder so geheißen!"

Zur Vollendung solch' unerhörter politischer Mythologie diene folgender Zug. Als die Gegenreformation in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts viele Deutsche, darunter auch Bayern, in großen Schaaren nach Rußland trieb, ließ Iwan der Schreckliche ausbreiten: Er stamme von den Wittelsbachern ab! Woher stammte er nicht? Von Cäsar Augustus, der sich Prusso, Borussus genannt hätte; von den byzantinischen Comnenen natürlich, da ja Iwan III. eine Prinzessin aus dem bereits durch die Türken vertriebenen Herrscherhause in zweiter Ehe geheirathet hatte; von den Wittelsbachern zu guterletzt. Daneben haben Arkadius und Honorius dem Wladimir die Kaiserkrone geschenkt, also das Morgenland zum andern Male und das abendländische Kaiserreich dazu, was Iwan IV. berechtigte, sich „Kaiser der Deutschen" zu nennen. Die Spaltung des Abendlandes durch die religiösen Ketzereien gaben der einheitlichen Orthodoxie die Zuversicht, die Unterwerfung Aller vermöge der schonungslosen Gewalt zu vollbringen.

Glaubt man nicht, mit kleinen, durch die Zeit bedingten Abänderungen die Fabel von heute zu lesen, das panslavistische Evangelium von der neuen Weltkultur? Nur daß Iwan der Schreckliche sich seitdem in zwei Instanzen oder Faktoren getheilt hat, in einen Czarismus von der mildern, und einen Nationalismus von der strengern Observanz. Die Schenkung des Arkadius und das Erbe der Comnenen wird ja soeben angetreten.

Iwan IV. verließ sich, wie der Convent, auf den „Schrecken". Dieser „Schrecken" hatte bereits zu seiner Zeit Lithauen und Livland ergriffen; er fuhr später über Esthland, Ingermanland, Polen, die Krim, Georgien und Finnland; er ist soeben über Rumänien und Bulgarien gefahren und hat sein Medusenhaupt bereits über den Balkan hinausgereckt, um es bei Rodosto im Marmormeere zu spiegeln.

Die „historische Begründung“ der „100jährigen Freundschaft“ bestand also darin, daß der schreckliche Iwan behauptete, Borussus, d. h. Besieger und Herr der Preußen zu sein. Sehen wir jetzt weiter zu, wie sich die also „begründete“ Freundschaft vor 100 Jahren gestaltete.

Eine Liebeswerbung Lassalle's.

Er steht allmälig aus seinem Grabe auf. Immerhin rasch haben die persönlichen Sympathien und Antipathien, die so heftig um diesen Namen stritten, sich in einen schicklichen Hintergrund zurückgezogen; der fanatische Cultus, den die Einen ihm widmeten, hat sich abgekühlt, seitdem die Bewegung, die er ins Leben rief und zu organisiren versuchte, auf andren Bahnen andren Zielen zustrebt, und andrerseits werden wohl nur noch die Einzelnen, an denen er zu empfindlich die Strafe des Marsyas vollzog, sich heute noch damit trösten wollen, er sei eigentlich doch nur ein Sophist und Blagueur gewesen. Vielmehr tritt mehr und mehr das feine Urtheil in sein Recht, das Heine über ihn fällte, als er an Varnhagen am 3. Januar 1846 schrieb: „Mein Frennd, Herr Lassalle, der Ihnen diesen Brief bringt, ist ein junger Mann von den ausgezeichnetsten Geistesgaben: mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten Wissen, mit dem größten Scharfsinn, der mir je vorgekommen, mit der reichsten Begabniß der Darstellung, verbindet er eine Energie des Willens und eine Habileté im Handeln, die mich in Erstaunen setzen, und wenn seine Sympathie für mich nicht erlischt, so erwarte ich von ihm den thätigsten Vorschub.“ (Aus Pückler's Nachlaß wissen wir seitdem, daß es sich darum handelte, durch Lassalle's Vermittelung die Fürsprache des „Verstorbenen“ bei Karl Heine zu gewinnen. Diese wurde allerdings bereitwilligst gewährt, erzielte aber nur eine höchst philiströse Ablehnung von Seiten des Hamburger Bankier. S. den Nachlaß Pückler's. III. 404) „Jedenfalls war diese Vereinigung von Wissen und Können, von Talent und Charakter, für mich eine freudige Erscheinung . . . Herr Lassalle ist nun einmal so ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, die Nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch in unsrer Zeit hindurchgelungert und hindurchgefaselt. Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demüthig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten, und waren doch vielleicht glücklicher, als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampfstode entgegengehn.“

Von dieser Seite, als „Sohn der neuen Zeit“ gewährt in der That Lassalle den ausgeprägtesten Anblick, nur so mischt sich Licht und Schatten in richtiger Weise und diese Voraussetzung muß das ethische wie das ästhetische Urtheil stets im Auge behalten, wenn es gerecht gegen ihn sein will. So tritt die Rücksichtslosigkeit seines Wesens nicht als Hybris der einzelnen Person, sondern als Sturm und Drang des in ihr lebenden Gedankens hervor und gewinnt typische Bedeutung.

Das Buch von Brandes, über das diese Zeitschrift schon ausführlich berichtet hat, hat den Anfang mit einer unbefangenen Würdigung ge-

macht und damit weicht, wie es scheint, die Scheu, sich zu näheren Beziehungen zu bekennen, in denen Lassalle hier und da gestanden. Die Hinterbliebenen von Rodbertus haben sich entschlossen, demnächst die Briefe zu veröffentlichen, in denen Lassalle sich mit dem scharfsinnigen Nationalökonomen über die Differenzen in ihrer socialistischen Anschauung auseinandersetzte. Leider werden es nur die Briefe Lassalle's sein, die hierdurch bekannt werden, da von der andern Seite keine Willfährigkeit gezeigt worden ist, die Antworten von Rodbertus ebenfalls herauszugeben, aber für den wissenschaftlichen Werth auch dieser einseitigen Correspondenz spricht es, daß Ad. Wagner der Herausgeber sein wird. Einen noch interessanteren Einblick in eine Seite des Lassalle'schen Wesens, die bisher am wenigsten authentische Zeugnisse von sich sprechen ließ und darum der gröbsten Verunstaltung ausgesetzt war, gewährt uns der jüngst veröffentlichte Liebesbriefwechsel Lassalle's mit einer jungen Russin.*) Die äußern Schicksale dieser Schrift sind kurz zu erwähnen, an sie einiger Streit geknüpft hat.

Die Briefe Lassalle's erschienen zuerst in einer angesehenen Petersburger Zeitschrift. Es hatte den Anschein, als wären sie aus dem Nachlasse der Dame, zu welcher Lassalle vor 18 Jahren in ein rasch vorübergegangenes Verhältniß getreten war, veröffentlicht worden und als walteten bei dieser Herausgabe noch jetzt mancherlei Discretionsgründe ob. Denn die Einleitung zu den Briefen sprach über die Persönlichkeit der jungen Dame und ihres Vaters, den sie auf einer Badereise nach Aachen begleitet hatte, so wenig, die Notizen, welche als Bindeglieder zwischen die einzelnen Briefe eingeflochten waren, sprachen so knapp und farblos von den Empfindungen, welche in dem jungen Mädchen durch die Werbung Lassalle's erweckt werden mußten, nur einmal kam es zu einer Schilderung, als es sich darum handelte, von einem Besuche bei Lassalle in Berlin und von seiner damals bei ihm anwesenden Familie zu erzählen, so daß das durch die ganze Composition gehende Bestreben, den Liebeshandel zu einem Monodrama zu gestalten, fast unnatürlich erschien. In dieser Form erschien die Mittheilung, ins Deutsche übersetzt, im Feuilleton der Frankf. Ztg. Inzwischen hatte Brockhaus das Verlagsrecht für Deutschland erworben, und zwar für eine deutsche wie eine französische Ausgabe, welche letztere, laut der Buchhändlerankündigung, insofern ein besonderes Interesse haben sollte, als sie die Briefe Lassalle's im Originalwortlaute — denn er hatte französisch correspondiren müssen — enthielten. Das war nun zwar in der unten angeführten Ausgabe der Fall, aber gleichzeitig bot sie die unangenehme und nach dem Vorangegangenen schwer erklärliche Enttäuschung, daß die ohnehin dürftige nebenhergehende Erzählung, die sich in der Frankf. Ztg. gefunden hatte, hier ganz zusammengeschwunden war, alle andern episodisch mitspielenden Personen und Umstände ganz in den Nebel sich zurückgezogen hatten. Und doch war grade in diesen kleinen Zügen, z. B. der stürmischen, sich um den gesellschaftlichen Zwang wenig kümmernden Art seines Werbens, in der Schilderung der Lassalle'schen Wohnung, in dem Auftritt mit seinem Schwager, dem ja auch aus Heine's Leben schon bekannten

*) Une page d'amour de Ferdinand Lassalle. Récit. Correspondance. Confessions. Leipzig, Brockhaus. 123 p.

„Ritter Friedland“, so viel Charakteristisches, ja vielleicht für den Ausgang des Liebeshandels Entscheidendes, daß diese Weglassung ein grobes Räthsel bleibt. Aus dieser Verwunderung entstand leicht ein Mißtrauen und da sich auch andre Punkte des Anstoßes fanden (so z. B. die Frage nach den Sprachfertigkeiten des alten Russen, der stets nur durch die Verdollmetschung, die ihm durch die Tochter wird, von den Briefen Lassalle's Kenntniß nimmt, während dieser doch anderseits das verständnißvolle Einvernehmen rühmt, das im mündlichen Verkehr sich zwischen ihm und dem Vater hergestellt habe), so erhob sich von socialdemokratischer Seite bald der Schrei: Fälschung. Daran glauben wir nun nicht.

Erstens ist das Argument, auf das diese Anklage sich stützt, sehr hinfällig. In dem Briefe Lassalle's (S. 49 der franz. Ausgabe) heißt es: „Aber, Sophie, ich bin ein politischer Mann, ja was mehr sagen will, ich bin in der Stellung eines Parteiführers“. Man will daraus schließen, daß Lassalle 1860 — von da datirt der Brief — nicht in der Lage gewesen sei, zu sagen, daß er Parteiführer sei. Denn Führer der „socialdemokratischen“ Partei sei er damals noch nicht gewesen. Freilich nicht, aber wer will ihm das Recht bestreiten, sich damals bereits als Chef einer Partei zu fühlen, die nur eben nicht so scharf begrenzt war, wie die einige Jahre später von ihm organisirte? Ist doch dieser Ausdruck keineswegs vereinzelt! In demselben Briefe, und mit noch weit genauerer Bezeichnung der Daten, sagt er (S. 87), daß in Folge des Prozesses über den Kassetten-Diebstahl, er „von der demokratischen Partei des Rheinlandes offen als einer ihrer ersten Führer“ anerkannt worden sei, und wenige Zeilen später weist er (S. 89) die Schuld, warum die Gräfin Hatzfeldt im Verlaufe ihres großen Prozesses einmal eine Reihe von ungünstigen Entscheidungen zu verzeichnen hatte, nur dem Umstande zu, daß er, Lassalle, damals „der verhaßteste Chef der Revolutionspartei in der Provinz“ gewesen sei, zu. Das Alles spielt aber Anfangs der 50er Jahre und wenn es auch damals in der That noch keine „socialdemokratische Partei“ gab, so steht doch auch nichts der Annahme entgegen, daß Lassalle mit der „Partei“, deren Führer er sei, eine demokratische oder republikanische meinte, wie sie ja in der That in dem Anfang der 50er Jahre noch glaubte sich bilden zu können. In diesem selben Briefe findet sich ja eine Andeutung, welche doch schwerlich von „socialdemokratischer“ Seite als ihr entsprossen anerkannt werden wird. Lassalle macht die junge Freundin, deren Herz er bestürmt, darauf aufmerksam (S. 58), es könnten „gewisse Ereignisse eintreffen, durch welche eine Fluth von Aufregung, Lärm und Glanz“ über ihr Leben sich ergießen würde. Im Zusammenhange mit der vorangehenden Vorstellung, daß sie, als seine Frau, von der vornehmen Gesellschaft Berlins ausgeschlossen sein würde, scheint es uns wenigstens ziemlich klar, daß mit diesen „Ereignissen“ keineswegs eine socialdemokratische Entwicklung gemeint sein konnte, welche doch wahrlich mit den von Lassalle an dieser Stelle seines Briefes so genau geschilderten Abstufungen des bon ton nichts zu thun hätte, sondern nur ein Sieg der „bürgerlichen Demokratie“, der der Gemahlin eines „Chef“ allenfalls noch erlauben würde, dann einen Hof um sich zu bilden und, wenn auch nicht die Krone, doch deren Diamanten zu tragen.

Scheint uns also dieser eine und einzige Grund nicht hinreichend,

hier eine Fälschung zu vermuthen, so kommt zweitens die alte Juristenfrage hinzu: Cui bono? Wem zu Nutzen sollte denn wol so künstlich, durch drei Sprachen hindurch, eine solche Mystification geschehen sein? Auf die gleichbereite Antwort, es handle sich um den Honorargewinn, den irgend ein Literat damit erzielt habe, antworten wir weiter unten. Näher liegt uns die Frage — und sie scheint entscheidender: Sollte dem Andenken Lassalle's damit genützt oder geschadet werden? Darauf aber giebt es nur die Antwort: daß weder das Eine noch das Andere beabsichtigt gewesen sein kann. Wenn die „Deutsche Allg. Ztg." zur Abwehr in diesem Fälschungsstreite schreibt: „daß die Socialdemokratie über das Erscheinen der .... Brochüre nicht sehr erfreut sein würde, war vorauszusehn, da der von ihr so gefeierte Arbeiterführer darin vielfach in ganz anderm Lichte erscheint, als sie es wünschte" — so ist das einfach die „berufsmäßige Unwissenheit": die „Socialdemokratie" hat allzeit mit ihrem Lassalle nur so gerechnet wie er eben war, sie ist, soweit und solange sie ihn als ihren Führer zu betrachten hatte, auch nie im Unklaren darüber gewesen, daß grade die aristokratische Seite in Lassalle — und darauf zielt doch wahrscheinlich die obengenannte Zeitung — ganz wesentlich zu seinen Erfolgen als Volksführer beigetragen hat; sie hat also, soweit wir es übersehen können, gar keinen Anlaß gehabt selbst wenn der frühere Lassalle ihr nicht ganz zu Gesicht stände, sich darüber zu erboßen. Ach, wenn man die jetzigen Helden der „Deutschen Allg. Ztg." in früherem Zustande betrachten wollte!

Das dritte aber, und uns wesentlichste Moment gegen die Verdächtigung des Buches ist seine innere Wahrheit. Das ist der Lassalle, wie er leibt und lebt, und nicht etwa der nach äußerlichen Dingen aus den Flugschriften über ihn zusammengezeichnete, es ist der Lassalle wie er aus seinen ernstesten, abstractesten Werken zwischen den Zeilen — denn den individuellen persönlichen Charakter verleugnet ja keine — hervorsieht. Das sollte ein großer Apollo sein, der das nachahmen wollte, aus Liebhaberei oder auch gegen Honorar! Schon der eine, kleine Zug: inmitten der beklemmtesten Bedrängung der Geliebten die Nachfrage ob des etwa fehlenden Napoleond'or (S. 11), in demselben Briefe (S. 8) die drastische Beschwörung, Deutsch zu lernen — das ist pur sang und sucht, wenn es durchaus Nachahmung sein soll, vergebens seine Vorahmung.

Die Briefe selbst aber werden wir uns hüten, hier aus einzelnen Citaten oder aus einem raisonnirenden Excerpte dem Leser bekannt machen zu wollen: das will aus vollem Becher getrunken sein. Der „Sohn der neuen Zeit" ist es, der auch in dieser Liebeswerbung ganz hervortritt. Da leuchtet durch die kälteste Auseinandersetzung der äußern Lebensbedingung die Glut der innern Liebesnoth, da klingt das: Du sollst mein sein! so bewältigend hindurch, daß das Weib gar sehr chlorotisch gewesen sein muß, die da aus Furcht vor Heimweh das Nein für klüger gehalten hat.

Jungen Herren, die einen Heirathsantrag schriftlich stellen wollen, ist aber das Buch nicht grade zu empfehlen.

Die Berechtigung des Theismus vom Standpunkte der Seelenfrage.

Von Julius Duboc.

(Fortsetzung.)

Mir erscheint es besser, daß man die Ausdrücke trotz des innigen Connex dessen, was sie besagen wollen, gesondert hält. Denn das Bewußtsein ist wohl die Helle des Sinnenlebens, seine leuchtende Spitze, aber es hat eben deswegen das Sinnenleben nicht in sich, sondern unter sich, wie die Flamme der Kerze die Kerze unter sich hat, von der sie gespeist wird und es kann etwas Object der Sinnlichkeit sein, ohne Object des Bewußtseins zu sein.

Doch man kann von allen Erörterungen dieser schwierigsten Punkte absehen. Es bleibt im Fechner dann immer noch ein sehr interessantes Stück Philosophie übrig, eins, welches die Erfahrungsgrundlagen in sehr geistvoller und eigenthümlicher Weise verwerthet und von der eigenen Beseelung ausgehend, durch die Pflanzenseele den Weg zur Weltseele findet. An die Begründung der Pflanzenseele hat Fechner den ganzen Scharfsinn seiner Denkerkraft und Combinationsgabe gesetzt. Sie ist ihm deshalb so wichtig, weil er durch sie Bresche in die Mauern jener Auffassung des Seelenlebens, wie sie gang und gäbe geworden ist, zu legen hoffte. In der ihm eigenen, von einem leisen Hauch scherzender Selbstironie anmuthig belebten Weise sagt er in dem Abschnitt: die Erfahrungsprincipien des Glaubens in der Schrift: Zur Seelenfrage*), — rückblickend auf die von ihm vorgetragenen 6 positiven Argumente für die Pflanzenseele: „Der Glaube an die Pflanzenseele will nicht viel bedeuten. Was kommt denn darauf an, ob man daran glaubt oder nicht? Man hat mir das auch vorgerückt und gesagt, ich hätte mir zuviel Mühe um etwas gegeben, was nicht der Mühe werth sei.

Nun ist der Glaube an die Pflanzenseele aber blos eine kleine Probe des Glaubens an Dinge, die sich nicht exact beweisen lassen, überhaupt; und nicht blos eine kleine Probe, sondern Kleinstes und Größtes hängt in dieser ganzen Frage zusammen; und, wie man einen großen Topf an einem kleinen Henkel leichter als an seinem großen Bauche fassen kann, so meinte ich auch, in der kleinen Pflanzenseele einen kleinen Henkel gefunden zu haben, mit dem sich der Glaube an die größten Dinge am leichtesten auf den großen Untersatz heben lasse. Geglückt ist es freilich nicht. Den Bauch findet man zu groß, den Henkel zu klein, und kocht im alten Topfe, ihn an den alten Henkeln fassend, fort."

Und an einer anderen Stelle: „Wer auf Grund unserer Argumente an die Seele zur Pflanze glaubt, muß auf Grund derselben Argumente an einen Gott zur Welt glauben."

Wir werden uns also zunächst des Verfassers Begründung der Pflanzenseele genauer anzusehen haben und zwar um so genauer, je ernsthafter die Folgerungen sind, die er daran knüpft. In den nachfolgenden Sätzen will ich versuchen, ehe ich irgendwelche Einwendungen erhebe, den Verfasser lediglich selbst zu Worte kommen zu lassen. Ich

---

*) Ich citire Fechner nach dieser 1861 erschienenen Schrift, da sie die am meisten übersichtlich gehaltene und klarste Zusammenfassung seiner gesammten in einer Reihe von Schriften vorgetragenen und entwickelten Anschauungen gewährt.

werde, da ich mich nicht immer an seine Worte halten kann, doch seinen Sinn zu treffen suchen und obgleich genöthigt, seine Argumente nur im Umriß zu skizziren, die entscheidenden Gesichtspunkte seiner Auffassung klar zu stellen bemüht sein. Daß das äußerst schwierige Gebiet der Seelenfrage diese Klarstellung häufig nur annäherungsweise gestattet, daß manchen Bezeichnungen, in diesem Zusammenhang angewandt, ein gewisser doppelsinniger Character anhaftet, den man ihnen nicht abstreifen kann, ist dabei allerdings in billige Berücksichtigung zu ziehen.

Fechner geht von einem Hauptgesichtspunkt aus, dem nämlich: „in der ganzen Seelenfrage keine Sicherheit von anderem Character in Anspruch nehmen zu wollen als die wir für das Dasein der uns zunächst stehenden Seelen haben, die dazu zu Gebote stehenden Mittel aber auch zu nutzen.“ Welches ist — fragt er — die erste und einzige Erfahrungsgrundlage, die es auf diesem Gebiet giebt, diejenige, auf die sich alle Hebel der Argumentation weiterhin zu stützen haben? „Es ist die Thatsache: unsere eigenen Körper sind beseelt. Dies wissen wir und was wir weiter in der ganzen Frage wissen und wissen können, wissen wir nur durch dies.“ Wieso aber wissen wir dies und was haben wir an und in diesem Wissen? Auf diese beiden Fragen antwortet Fechner ad 1 mit dem Hinweis auf die unmittelbare Gewißheit des eignen Sich-empfindenden und -denkenden Lebensgefühls. „Im Grunde ist jeder Mensch unmittelbar blos seiner eigenen Seele sicher. Cogito ergo sum; da giebt es kein Leugnen noch Zweifeln. Dies Fraglose ist der Ausgangspunkt der ganzen Frage.“ — ad 2 bietet er folgende Definition dessen, was er unter Seele verstanden wissen will: „Unter Seele versteh' ich das einheitliche Wesen, was Niemand als sich selbst erscheint, in uns wie anderwärts, wo immer ein solches vorkommt, sich selber hell, für jedes äußere Auge finster, zum Mindesten sinnliche Empfindungen in sich verknüpfend, über welche nach Maßgabe, als die Seelenstufe höher steigt, das Bewußtsein höherer und höherer Beziehungen sich aufbaut.“

Hierzu wird noch die folgende Bemerkung zu ziehen sein: „wir werden Seele, Geist, Körper, Leib, Natur hier blos nach Seiten ihrer Erscheinung in das Auge fassen“ und weiterhin: „Ich werde freilich auch von Wesen und vom Wesen sprechen, die Seele selbst ein Wesen nennen. Doch wird es immer nur insofern sein, als sich wirklich etwas Erscheinliches davon aufzeigen oder aus Erscheinlichem abstrahiren läßt.“

Wie der Verfasser mit Zugrundelegung dieser Definition die Seelenfrage sich nun formulirt, erhellt am besten aus den folgenden Sätzen, die ich daher unverkürzt wiedergebe: „Wird nun gefragt: hat eine Pflanze Seele? so heißt dies: erscheint zu dem, was äußerlich von ihr zu erblicken und was ihr Körper heißt, zu dem, was der Botaniker Pflanze nennt und mit äußeren Sinnen und Hülfsmitteln untersucht, auch etwas innerlich in Form von Empfindung, Gefühl und sonst dergleichen, wovon der Botaniker nichts sieht noch aus allem Gesehenen abstrahiren kann, was eben nur in Selbsterscheinung erfaßlich und ähnlich in eine Einheit verknüpft ist, als alle Bestimmungen unserer eigenen, sich selbst erscheinenden Seele? Mit andern Worten: giebt's in der Pflanze eine innere Helligkeit zur äußern, in der ihr Körper uns erscheint? Oder ist sie dunkel durch ihre ganze Tiefe und der äußere Schein das Ganze, was es von ihr giebt oder mindestens, was von ihr erscheint?

Hat die Natur oder Welt eine Seele? heißt: gehört zur Gesammtheit dessen, was mit äußeren Sinnen erfaßlich, was sichtlich, greiflich ist, zu dem Gesammtsystem der äußerlich um einander rollenden, grünenden und blühenden, die Geschöpfe und ihre Geschichte tragenden, Weltkörper eben so ein nur sich selbst erscheinendes einheitliches Wesen, als zur Gesammtheit dessen, was am Menschen sichtlich und greiflich ist, zum Gesammtsystem seiner Blutwellen, Knochen, Adern, Nerven ein solches gehört; ein Wesen, was eben so wenig mit Fernröhren, Erdbohrern, Maßstäben, chemischen Reagentien und aller Mathematik der Welt erkennbar ist, als das entsprechende Wesen in uns mit Mikroskopen, Skalpellen, chemischen Analysen und Mathematik."

Endlich dürfte noch zu erwähnen sein, daß der Verfasser Seele und Geist im weitesten Gebrauch, d. h. gleichbedeutend als „dasselbe Wesen dem Körper oder Leibe gegenüber, das sich selbst erscheint," nimmt.

Den eigentlichen Angriff auf sein nächstes Ziel, auf die Begründung der Pflanzenseele, macht der Verfasser mit der Widerlegung einer Reihe von Gegengründen. Diese Widerlegung ist mit großer Superiorität geschrieben. Sie fertigt den Einwand der Unmöglichkeit, wie er dort begründet ist, mit logischer Schärfe und in treffender Weise ab, wobei die organischen Lebensbedingungen der sogenannten Pflanzenthiere vorzugsweise das Beweismaterial liefern. Ein näheres Eingehen auf die Einzelheiten können wir uns hier ersparen. Es folgen alsdann die 6 positiven Gründe für das Dasein einer Pflanzenseele. Der Verfasser nennt sie „6 Hauptwurzeln, die kein Wind entwurzeln wird" und man wird zugeben müssen, daß sie äußerst scharfsinnig und doch ungezwungen, jede hierher gehörige Beziehung so verwerthen, wie es für den zu beweisenden Schlußsatz erforderlich ist. Das erste Argument ist das der Aehnlichkeit oder Analogie. Der Gedankengang ist etwa der folgende. Wann sollen wir eine Seele bei anderen Wesen voraussetzen? Die äußere Aehnlichkeit allein kann offenbar nichts beweisen, sondern als die wesentlichsten Zeichen des Seelendaseins sind solche anzusehen, in denen das Körperliche die wesentlichsten Verhältnisse der Seele selbst widerspiegelt, da beide hienieden mit einander bestehen und also auf einander eingerichtet sein müssen. Was ist nun in Körper und Seele vergleichbar und gemeinsam? „Der Körper einer Seele ist wie die Seele selbst ein, in Form und Inhalt einheitlich gebundenes, individual abgeschlossenes, ähnlichen, doch nicht gleichen Wesen relativ selbständig gegenüberstehendes, unter Anregung und Mitbestimmtheit von Außen sich von Innen heraus bestimmendes und entfaltendes, eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit von gewisser Seite gesetzlich bestimmter, von anderer Seite unberechenbar neuer Wirkungen aus eigener Fülle und Schöpferkraft gebärendes, bei continuirlicher Fortentwicklung in einem periodischen Ablaufe und einem Steigen und Fallen der Thätigkeit begriffenes Wesen."

Diese Zeichen zum Seelendasein (welche alle Thiere besitzen, während sie dem Stein, dem Glase, der Welle, der Luft u. s. w. abgehen) hat unser und der thierische Körper nur so lange als ihm die Seele innewohnt, mit ihr schwinden sie, und umgekehrt: mit dem Schwinden dieser Zeichen am Körper schwindet auch die Seele. Zu dem Verhältniß der Aehnlichkeit tritt ein Verhältniß der Bedingtheit, was der Ver-

fasser dadurch ausdrückt, daß er sagt: Diese körperlichen Zeichen spiegeln nicht nur, sondern tragen auch die allgemeinsten Eigenschaften der Seele. — Dies ist, ganz kurz zusammengedrängt, was Fechner das Princip der Analogie nennt. Ueberall wo er diese Zeichen vereinigt findet, erblickt er einen Hinweis auf das Dasein einer Seele und dieser Hinweis erscheint ihm viel bedeutungsvoller als das Dasein eines Nervensystems u. s. w., worin sich ihm nur die besonderen Formen darstellen, in denen sich jene allgemeinen und wesentlichen Zeichen des Seelendaseins im Körper ausprägen, welche aber die Möglichkeit anderer Formen nicht ausschließen, wie das schon durch gewisse Erscheinungen im Thierreich erwiesen wird. Nun steht aber der Pflanzenkörper in Bezug auf jene allgemeinen und wesentlichen Zeichen dem menschlichen und thierischen Körper gleich, er unterscheidet sich nur in solchen, welche auf besondere Stufen des Seelendaseins beziehbar sind, ergo —.

Fechner widerlegt alsdann den beliebten Vergleich des Pflanzenlebens mit einem Schlafleben oder embryonischen Leben. Auch der Schlafende und der Embryo, läßt er sich einwenden, hat jene allgemeinsten Zeichen des Seelendaseins, aber keine Empfindung. So repräsentirt auch vielleicht die Pflanze nur ein Schlafleben, worüber erst das wache Leben des Thieres und der Menschen emporsteigt. Gut, erwidert Fechner, nur daß das Pflanzenleben dann auch wirklich einem perpetuirlichen Schlafleben oder embryonischen Leben gleichen muß. Thut es das? Um diese Frage verneinen zu können, erörtert Fechner die wesentlichsten Zeichen des Erwachens, die er darin setzt, daß erwachende Geschöpfe „einen Zustand, in dem sie von dem Verkehr mit den äußeren Sinnesreizen und mit anderen Geschöpfen abgeschlossen waren und die Organe dazu entweder erst bildeten oder die erschöpfte Kraft erneuerten, verlassen und unter Durchbruch irgend welcher Hüllen oder Oeffnung irgend welchen Verschlusses mit den Sinnesreizen des Lebens in Beziehung und in den allgemeinen Lebensverkehr eintreten!" Er zeigt dann weiter, daß die angeführten Zeichen des Erwachens bei der Pflanze vorhanden sind, namentlich aber, daß die erwachte Pflanze in den wesentlichsten Beziehungen sich ebenso wie das wache Thier vom Schlafenden und Embryo unterscheidet. Dieser Nachweis ist in 5 Punkten sehr fein und geistvoll durchgeführt. Ich führe nur einen Punkt an, der sich am leichtesten übersehen läßt. „Die Pflanze theilt mit dem Thiere den geschlechtlichen Proceß, in welchem das Thier sich am meisten vom Schlafe und embryonischen Zustand entfernt und die stärksten Empfindungen und psychischen Triebe kund giebt. Kein Embryo ist fortpflanzungsfähig." Das Schlußresultat des Verfassers ist: „Die Pflanze zeigt sich nach dem Durchbruch der Saamenhüllen und Aufbruch der Knospen ganz analog dem wachen Thier, vorher dagegen ebenso analog dem Schlafenden und Embryo."

In dem folgenden Argument, welches Fechner das der Ergänzung nennt, erörtert er eingehend die Gegensatzverhälnisse zwischen Thier und Pflanze und kommt durch eine Reihe fein durchgeführter Analogieen zu dem Schluß, „daß zwischen Thier und Pflanze ein Gegensatz von ähnlichem Charakter als zwischen beiden Geschlechtern besteht; — nur daß die gegensätzlich bestimmten Factoren, Thier und Pflanze, in jeder Hinsicht weiter auseinander weichen als Mann und Weib u. s. w.

Nachdem nun aber Mann und Weib auf sonst gemeinsamer Lebensbasis sich nicht blos körperlich, sondern auch geistig als Glieder eines Gegensatzes ergänzen, so ist nicht abzusehen, warum bei Thier und Pflanze der nur weitere Gegensatz von gleichem Character einseitig im Körperlichen ruhen sollte. Der psychische Gegensatz wird vielmehr nur wie der physische weiter zwischen Thier und Pflanze als zwischen beiden Geschlechtern auseinander zu halten sein. Wir werden der männlicheren Thierseele eine weiblichere Pflanzenseele gegenüber gestellt halten dürfen u. s. w." Fechner erinnert daran, daß das Weib in vielen Individuen häufig psychisch aus seiner Geschlechtsphäre herausrücke, indem es Willen und Selbstmacht in auffallendem Grade bethätige. „Der Pflanze gegenüber ist es noch ganz Mann. Wäre kein Wesen möglich, dessen Seele den Character der Receptivität noch reiner darstellte, das noch reiner und unmittelbarer in den Aufgaben des Geschlechts aufgeht? Die Pflanze stellt ein solches Wesen äußerlich dar, so wird sie es auch innerlich darstellen."

Das folgende Argument der Abstufung vergleicht die Stufen des Seelenlebens vom Menschen abwärts. „Als niederste Stufe bleibt endlich die Stufe einer Seele übrig, die ohne Erinnerung, Vorblick, Umblick u. s. w. in einem Fluß und Wechsel sinnlicher Empfindungen und Triebe ganz aufgeht, eine Seele, die in und mit dem Augenblick lebt und stirbt, indeß in die Thierseele des Nach- und Vorgefühl und in die Menschenseele das höhere Bewußtsein der Vergangenheit und Zukunft, in letztere sogar bis über das Grab hinaus, fällt. Ohne die Pflanzenseele würde es an dieser niedrigsten Seelenstufe fehlen." Für die Möglichkeit einer solchen Seelenstufe beruft der Verfasser sich auf den Umstand, daß der Mensch ja selbst gelegentlich in solchen Zustand versinke — je nach den Umständen kürzer, länger, seltner, öfter, vollständiger, unvollständiger; — je länger, je öfter, je vollständiger aber, um so niedriger stehe schon seine Seele. „Auch dürfte der Zustand des neugeborenen Kindes, das ganz receptiv in einem Fluß und Wechsel sinnlicher Empfindungen und Triebe aufgeht, weder Vorblick in die Zukunft, noch Erinnerung an eine Vergangenheit, noch objective Vorstellungen von einer Außenwelt hat, die ihm vielmehr anfangs nur den Eindruck einer sinnlichen Farbentafel machen kann, am besten geeignet sein den Zustand der immer Kind bleibenden Pflanze zu versinnlichen." Ganz dieser Richtung der Pflanzenseele auf ein Aufgehen in reiner Sinnlichkeit entsprechend ist der innere Aufbau und Ausbau der Organe und Functionen der Pflanze von einer solchen Ausdehnung, Freiheit und Mannigfaltigkeit, daß kein Mensch und Thier ihr darin von fern nachkommt. „Nicht nur bietet sie für die kleinen Augen des Thieres dem Lichte breite, für den Lichtreiz empfängliche, im Lichte ergrünende, nach dem Lichte sich wendende Flächen und in der Blüte ein noch höheres Organ zu seiner Aufnahme dar, ist sie mit dem steifen Stengel, den erzitterungsfähigen Blättern geeigneter, Erschütterungen durch ihre ganze Masse fortzupflanzen, als das Thier, das nur das kleine Trommelfell dazu darbietet, sondern läßt auch ihr Duften zur Zeit der Geschlechtsreife ahnen, daß ihr ein receptiver Sinn dafür nicht abgeht, kann man daraus, das ihr ganzes Leben sich im geschlechtlichen Proceß gipfelt, (selbst Wärmeentwickelung und Reizbewegung können hierbei hervorbrechen) schließen, daß sich auch die Em-

pfindung hier gipfelt, und es wahrscheinlich halten, daß die Erquickung durch Thau und Regen und die Berührung, das Saugen des Insectes nicht ohne Ausbeute für die Empfindung sein werden."

Der Verfasser wendet sich dann noch gegen die gegnerische Annahme, daß die Pflanze die Stufe eines empfindungslosen Lebens mit bloßer Lebenskraft darstelle, indem er u. A. bemerkt, daß der Begriff eines empfindungslosen Lebens auf keine Klarheit zu bringen sei. Zur Repräsentation einer bleibenden Empfindungslosigkeit seien die Körper des unorganischen Reichs, Krystalle, Steine u. s. w. da. Was außerdem noch für ein empfindungsloser Zustand von der Pflanze repräsentirt werden soll, sei nicht abzusehen. Die empfindungslose Lebenskraft falle ganz in jene Trübe, in der die heutige Philosophie ihre Fischzüge thue. Man verlangt von mir, sagt Fechner am Schuß dieses Arguments, daß ich mich damit begnügen solle, der Pflanze eine plastische, eine vegetative Seele zuzuschreiben, weil sie physiologisch allerdings von Grund an nur aus Organen und Processen des vegetativen Lebens aufgebaut ist. Aber auch beim Thier und Menschen kann man die höheren Thätigkeiten physiologisch nur als Resultanten eigenthümlich disponirter chemischer oder Ernährungsprocesse fassen.*) Nach dem, was von dem Menschen physiologisch erfaßlich und verfolgbar ist, müßte man ihn „nicht minder vom Grund aus bis zum Schluß und Gipfel ganz aus Organen und Processen des vegetativen Lebens, Vermittelungen und Resultanten solcher Processe aufgebaut halten als die Pflanze; denn was man noch mehr darin sieht, ist eben nur das physiologisch nicht Erfaßliche und Verfolgbare, was man in der Pflanze nicht sehen will und sehen kann, weil man nur das Auge der Physiologie dazu mitbringt, indeß man ein ideales für das Thier und den Menschen braucht."

In diesen drei hier allerdings nur andeutend, aber, wie ich hoffe, nicht unrichtig skizzirten Argumenten gipfelt die Beweisführung Fechners für die Pflanzenseele. Die letzten drei Argumente (des Zusammenhanges, der Causalität und der Zweckmäßigkeit) kann man ganz übergehen. Sie bringen nur einige supplementäre Gesichtspunkte zur Sprache, die den entscheidenden Gründen gegenüber, welche in den ersten Argumenten vorgetragen sind, von keinem großen Belang sind.

Was nun gegen die Fechner'sche These einzuwenden ist, läßt sich meines Erachtens außerordentlich kurz zusammenfassen, wenn man davon absteht dem Verfasser, um ihn zu widerlegen, in das Detail seiner geistvollen und feinsinnigen Vergleichungen zu folgen und statt dessen den Ausgangspunkt schärfer in's Auge faßt. Denn schon dort scheiden sich die Wege und wie lohnende Aussichtspunkte und Einblicke sich uns an Fechner's Hand eröffnen, ich kann mich gleichwohl nicht überzeugen, daß wir dabei immer in die rechte Richtnng schauen. Gehen wir einmal mit möglichster Unbefangenheit in unser eigenes Selbstbewußtsein zurück und überschauen wir, was sich uns dort darbietet. Das, was, um mit Fechner zu sprechen, nicht physiologisch erfaßbar am Menschen ist, fällt

*) Von diesem Standpunkte hat Häckel die Consequenz in der Plastidulen-Seele gezogen, welche „das Product oder die Summe der Kräfte ist, welche die chemischen Atome besitzen," was bekanntlich auf der Münchener Naturforscher-Versammlung zu einer Art Verwahrung von Seiten Virchows Veranlassung gab.



nach dem Eindruck, den der Mensch in sich selbst davon erwirbt, in zwei große Hauptgruppen auseinander, für welche unser Sprachbewußtsein die Bezeichnungen: „Seele“ und „Geist“ geschaffen hat. Ganz im Allgemeinen eignet der Sprachgebrauch dem Geist ein intellectuelles, der Seele ein empfindendes Princip zu d. h. alles was im Menschen die Richtung auf das Erfassen und Verstehen nimmt (dahin zielende Anlagen, Kräfte, Neigungen u. s. w.) bringen wir mit Geist in Verbindung, alles, was die Richtung aufs Empfinden nimmt, eignen wir der Seele oder dem Seelenleben zu. Die Ausdrücke: ein geistvolles Auge, ein seelenvolles Auge — um nur ein Beispiel anzuführen — deuten diese Unterschiede, welche das Sprachbewußtsein durchweg festhält, genügend an. Hier, wo es sich um die Seelenfrage handelt, um das, was wir innerhalb der uns umgebenden Welt nach einem logisch entwickelten Princip beseelt nennen wollen, um es vom Unbeseelten zu scheiden, haben wir also unsere Aufmerksamkeit lediglich nach der Seite der Empfindung zu richten und von der intellectuellen Seite zu abstrahiren. Ohnehin wird Niemand der Pflanze Denkvermögen, intellectuelle Fähigkeiten zuschreiben wollen. Man hat aber die Verhältnisse des Pflanzenlebens hierbei einstweilen ganz außer Acht zu lassen. Es kommt auf Ableitung und Begründung eines allgemeinsten Gesichtspunktes und seine folgerichtige Anwendung an.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Pentateuch-Exegese.*)

Wer neben der socialistischen Gesinnung noch ein eingeschränkteres Geschäft zu besorgen hat, der muß beständig darauf gefaßt sein, seiner sonstigen Kenntnisse, Meinungen und Liebhabereien Angesichts seiner thätigeren Sturm- und Drang-Genossen bisweilen sich schämen zu müssen. Denn der Socialismus, nämlich der wahre, lebensfähige, ist ja eine ganz neue Entdeckung, und die Jugend hat die blasse Tugend des historischen Urtheils nicht nöthig.

p. 69 dieses Jahrgangs dieser Zeitschrift erfahren wir nun aber: „Ehrerbietung vor dem Alter ist gewiß etwas Hübsches, obgleich es in der Bibel befohlen wird; aber man kann argen Mißbrauch damit treiben.“ Darüber will ich mich mit dem Autor der „Pariser Briefe“, mit Cicero und Jacob Grimm in keinen Streit einlassen. Eine andere Aeußerung Desselbigen jedoch scheint mir eine bescheidene Entgegnung zu fordern.

Derselbe Briefschreiber, indem er den indirecter Steuern meistens noch leistungsfähigen Männern „über Sechzig“ das Interesse an der lebendigen Weltgeschichte aberkennt, und folgeweise das active, geschweige das passive Wahlrecht ihnen naturrechtlich zum mindesten fraglich macht, spricht für die jetzt bestehende Ländersitte den zarten Verdacht aus: „als wollten wir von der egoistischen Talionsmoral des Pentateuchs profitiren und unsere Schrullen einmal ebenso unseren Nachgeborenen aufdrängen“ (ib.).

Da ich über diese orientalische Frage die „Pietät“ der Pariser nicht theile, so schlug ich flugs meinen alten Michaelis nach, dessen 1769 geschriebene Vorrede für die Frage von deutlichstem Belang ist: ob die Weltgeschichte wirklich zwanzig Jahre später erst angefangen hat. Davon ein andermal, wenn Sie es gestatten.

---

*) Eingesandt. Die kleinen Bosheiten der Einleitung wird der Leser gern mit in den Kauf nehmen für die darauf folgenden Probestücke des prächtig derben Freimuthes des alten Göttinger Professor. Heutzutage dürfte ein Universitätslehrer solche Horrenda doch wol nur anonym drucken lassen. Red.



In dieses Johann David Michaelis' Mosaischem Recht heißt es über die poena talionis: „Barbarisch war sie doch wohl nicht, denn gerade die alten Völker, die wir uns als cultivirt vorstellen, Athenienser und Römer, hatten dies Recht zur Zeit der Freiheit: aber der sonderbare Umstand ist bei dem Recht, es schickt sich eigentlich nur für freie Völker, in denen der ärmste Bürger gleiche Rechte mit dem vornehmsten Beleidiger hat: es kann auch wohl in der Aristocratie und Monarchie bleiben, wenn diese der Freiheit und der völligen Gleichheit des Geringern mit dem Vornehmern im Rechte gar keinen Eintrag thun will. Wo aber des Vornehmern Auge mehr werth ist, als des Bauern seins, würde es ein sehr widersinniges und uncommodes Recht werden; und wo man zum Besten des Vornehmern einen casum pro amico zu machen gedenkte, ist nichts der Sache angemessener, als, bei dergleichen Leibesverletzungen, die Strafe dem Ermessen des Richters zu überlassen."*) Die Römer verstatten in ihren zwölf Tafeln einen verständigen Ausgleich: si membrum rupsit, ni cum eo paicit, talio esto. So kam denn auch bei den Römern „so unvermerkt, daß die Juristen, die ich darum gefragt habe, mir die Zeit nicht zu bestimmen wissen, das jus talionis völlig ab, und der unter Despoten stehende Römer ward so feindenkend im Jure, wie wir jetzt sind. Dies ist sehr begreiflich ... daß der vornehme Mann sein Auge, so füglich er auch vielleicht bei seinem Müssiggange dies überflüssige Werkzeug entbehren konnte, verlieren sollte, weil er einem Armen zwar sein zum Lebensunterhalt unentbehrliches, aber doch am Ende canailleuses Auge ausgeschlagen hatte, kam dem Prätor nach und nach hart vor: und wer wird sich entbrechen können, dem Prätor bei dieser sanften Empfindung beizutreten?" (ib. S. 60.)

Indessen lehnt der Mann, trotz dieser seiner eingestandenen Sentimentalität auch die Frage nicht ab: wie es komme, daß man unter unserem die Talion ausschließenden Rechte sowenig mit Vorsatz ausgeschlagene Augen sehe? Zum Theil schreibt er dies „unsern mildern Sitten" zu. „Aber es kommt noch wohl der Umstand dazu, daß bei uns nach eingeführtem Luxu, und weichlicher Erziehung, oder aus Folge vornehmer Krankheiten der Eltern nnd Voreltern, häufig der Vornehme dem Leibe nach eben nicht der stärkste ist, und wenn es zum Ausschlagen der Augen und Zähne käme, gegen den etwas stärkern Bauren ehe eins von beiden verlieren, als es ihm ausschlagen würde. Es giebt noch mehr solcher nicht eigentlich in unserm Recht liegenden glücklichen Zufälle, die dem Mangel des Rechts abhelfen. Z. E. die meisten Vornehmen in unsern Ländern sind zugleich Bediente des Landesherrn, haben hiervon Ehre und Einkünfte, und würden in eine Art von Nichts herabsinken, wenn sie ihre Bedienung verlieren; viele Landesherren denken aber doch so menschlich, daß sie den nicht mehr in ihren Diensten behalten würden, der einem Niedrigern ein Auge ausgeschlagen hätte, falls nicht sehr entschuldigende Umstände einträten, oder er sich mit dem Beleidigten vergliche. Allein auch dieser Vorzug unserer Sitten fällt in jeder Democratie oder Aristocratie weg, denn da werden die Bedienungen entweder nach Gesetzen oder nach Stimmen, für die sich eigentlich kein einzelner schämt, vergeben; und nicht ohne Gesetze genommen." (ib. S. 65).

Bei diesem kalten historischen Urtheil, das die Gunst der Zeiten so besonnen zu taxiren weiß, concludirt der Alte aber dennoch nach dem alten deutschen Sprüchwort: auf eine Maulschelle gehört ein Dolch! „Dabei aber gestehe ich freilich, daß mir das Ermessen des Richters bei Leibesverletzungen nicht gefällt, sondern hier Gesetze, die den Vornehmen und Niedrigen gleich machten, und den Zahn des Bauern mit dem Zahn des Adlichen gleich hielten, sonderlich da der Bauer Rinde beißen muß, und der Adliche Semmel haben kann, sprechen sollten." (ib. S. 84).

Ergel: der alte Göttinger Professor der Theologie schreibt einen angenehmen Stil, und hat eine Galle, die wir, aus Bosheit, den Christ-Socialen nicht wünschten. Dem Pariser Briefsteller aber wünsche ich zu seinem „erklecklichen Fonds von Pietät" die Frivolität dieses altfränkischen „Egoismus".

*) Mosaisches Recht Thl. V. S. 53 f.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 22. Februar 1878. Nr. 8.

Der Herausgeber der „Wage" tritt am 25. d. M. die ihm wegen einer Kritik des „Dreikaiser-Verhältnisses" zuerkannte Festungshaft von drei Monaten an. Er bittet hiermit seine Herrn Correspondenten, in Berücksichtigung dieses Umstandes ihren Briefen und Sendungen bis Ende Mai eine persönliche Adresse (Dr. Guido Weiß — Magdeburg, Citadelle, oder: Hrn. H. S. Hermann, Beuthstr. 8, Berlin S.W.) geben zu wollen.

„Unsere hundertjährige Freundschaft mit Rußland".

Vorstudie zum Kongreß.

II.

Preußen war an Brandenburg gekommen und der geniale König Friedrich II. gedachte seinem Doppelbesitz eine europäische Stellung zu geben, sintemalen es mit dem „römischen Reich deutscher Nation" auf die Neige ging. Wer widersetzte sich neben dem berechtigten Oesterreich am hartnäckigsten diesem Bestreben? Der nordische „Freund". Die Kaiserin Elisabeth schmachtete darnach, dem kriegerischen Flötenbläser von Sanssouci das Ende des schwedischen Karl zu bereiten, und ihre Soldateska ließ es an „Härte gegen Alle" auf preußischem Boden wahrlich nicht fehlen. Schon am 15. Mai 1753 war in einem großen Kronrathe zu Moskau beschlossen worden: „Jedem ferneren Anwachsen der preußischen Monarchie grundsätzlich entgegenzutreten und dieselbe auf den früheren Stand der Mittelmäßigkeit zurückzuführen". Die Erbin des Cäsar Augustus Borussus ließ sich in Ostpreußen huldigen, Pommern und die Marken brandschatzen; von dem besetzten Berlin aus schweiften die lüsternen Augen der Russen auf das „weitere Deutschland". Der geniale König hielt Allem Stand, warf Oesterreicher, Franzosen, Russen und vermachte seinen Nachfolgern einen konsolidirten Staat sammt dem geflügeltsten Wort: „Wenn die Russen in Konstantinopel sind, so sind sie zwei Jahre nachher in Königsberg!"

Rußland wollte Polen haben, womöglich auf friedlichem Wege, ohne neuen Kampf mit Preußen, dem sich diesmal Oesterreich angeschlossen hätte. Die Westmächte waren abwesend. Vor die Alternative gestellt, einen großen Krieg zu führen, oder die zweite Katharina einen

Keil ins preußische Gebiet treiben zu lassen, wählte der König den Ausweg der Theilung. Das ist der Ursprung der „100jährigen Freundschaft“, der „Freundschaft ab antiquo“. An der polnischen Meßkette hat Rußland Preußen festgehalten. Sodann beging Friedrich II. den großen Fehler, aus Haß gegen Oesterreich anno 1779 im Teschener Frieden die Garantie Rußlands für den Westfälischen Frieden anzurufen. Rußland, wenn noch nicht „Kaiser der Deutschen“, so doch dessen major domus! Die spätere Geschichte weiß etwas von dieser Hausmaierei zu erzählen. Eine politische Nothwendigkeit und ein politischer Fehler: das ist der Kitt der „100jährigen Freundschaft“.

Und wie herrlich bewährte sich die russische „Freundschaft“ im Frieden von Tilsit! Auf den Anfang einer Koalition gegen Napoleon folgte die entente cordiale zwischen Alexander und Napoleon. Preußen verlor das Herzogthum Warschau, welches Sachsen für den Czaren in Depot nahm, verlor Danzig auf geraume Zeit, den Kreis Bialystock für immer. Der Czar war der Vormund Preußens und riß ihm die Kleider vom Leibe.

Wieder war es die Noth, welche 1813 Preußen zu Rußland trieb, um des Korsen ledig zu werden. Aber Rußland betrug sich nicht als Gleicher mit Gleichen, es dominirte im Pakte. 1799 hatte Kaiser Paul erklärt: „Es sei seine Absicht, die alte Ordnung in den europäischen Staaten herzustellen und namentlich die Integrität des deutschen Reiches zu erhalten.“ Am 1. November 1814 kündigte eine russische Note dem Wiener Kongreß an: Rußland werde sich bei der Bildung der künftigen deutschen Bundesverfassung betheiligen!

Rußland „betheiligte“ sich bei der Bundesverfassung, dann bei der Bundesregierung, bei der Bundespresse, dem Bundesunterricht und bei der Bundespolizei. Es wäre zu lang, alle diese „freundschaftlichen“ „Betheiligungen“ hier wieder aufzuzählen, von der Staatsschrift Sturdza's durch die bekannten reaktionären Kongresse und die nach Frankfurt spedirten energischen Noten hindurch, bis zum Jahre 1848.

Durch den Krimkrieg ist ein interessantes Fascikel russischer diplomatischer Aktenstücke ans Tageslicht gekommen, die auf das Jahr 1825 zurückdatiren. Lord Lyndhurst theilte sie 1854 dem englischen Parlament mit. Der damalige russische Staatskanzler Graf Nesselrode wollte nämlich von seinen diversen Gesandten wissen, wessen man sich von den einzelnen Großmächten zu versehen habe, wenn Rußland durch die Moldau und Walachei an die Donau rücke, „um die Integrität des türkischen Reiches zu erhalten“. In einer Note von 43 gedruckten Seiten antwortet Pozzo di Borgo von Paris aus unter Anderm: Oesterreich sei allein zu fürchten. Metternich und Castlereagh seien 1821 in Hannover zusammengekommen und hätten beschlossen: die Intervention Rußlands im Osten aufzuhalten, entweder allein, oder im Bunde mit Andern. Oesterreich müsse daher nicht getäuscht, sondern durch innere Revolution und Krieg gezwungen werden. „Unsere Politik erheischt, daß wir uns diesem Staate schrecklich zeigen, und ihn durch unsere Vorbereitungen überzeugen, daß, wenn er sich gegen uns rührt, der rasendste aller Stürme über seinem Haupte ausbrechen wird“.

Preußen kam damals mit einem Zeugniß guten Betragens davon; als Bundesgenosse zählte es kaum. „Wenn der Wiener Hof,“ so schrieb

Pozzo di Borgo vor jetzt 52 Jahren, „auf Preußens Ansichten und gute Gesinnungen einginge, so wäre der Plan des kaiserlichen Kabinets bereits ausgeführt, und dieser Plan würde sich nicht auf die Besetzung der Donaufürstenthümer beschränken, sondern sich auf die von Konstantinopel und sogar auf die Vertreibung der Türken aus Europa ausdehnen." „Von Metternich hängt", trotz der schreckhaftesten Bedräuung Oesterreichs, „Alles ab."

Man erwäge diesen Passus noch einmal, und man wird einen nicht geringen Schrecken ob der gegenwärtigen Lage der Dinge empfinden. Es kommt also jetzt, da Oesterreich auf Preußens „Ansichten und gute Gesinnungen" wirklich „eingegangen" ist, Alles darauf an, wie „gut" diese „Gesinnungen" für Rußland definitiv sind, wessen sich Oesterreich auf dem Kongresse von deutscher Seite zu versehen hat, und in wie fern die deutschen Interessen als antirussische aufgefaßt werden.

Damals lag doch in den „guten Gesinnungen" Preußens eine offenbare Geringschätzung. Preußen aber rächte sich vier Jahre später in höchst edelmüthiger Weise für diese Geringschätzung. Der russische Krieg gegen die Türkei vom Jahre 1828 brachte den General Diebitsch über den Balkan bis Adrianopel. Aber die Sachen standen anders als heute: Die russische Armee bestand nominell noch aus 30,000 Mann, von denen etwa 10,000 Mann noch kampffähig sein mochten. Da kam der preußische Müffling dem russischen Sabalkansky diplomatisch zu Hilfe und vermittelte den Frieden von Adrianopel.

Ein zweites Mal besorgte Preußen die Rettung Rußlands im polnischen Revolutionskriege. Damals lernte Rußland die militärische Bedeutung Ostpreußens praktisch kennen. Die Russen durften frei von Petersburg über Riga nach Danzig und Thorn an die Weichsel communiciren und konnten sich so vor dem gefährlichen Aufstande retten.

Im Jahre 1848 wollte Czar Nikolaus bekanntlich „zu Pferde steigen", und die Kreuzzeitung war so patriotisch, daß sie den Czaren als König der Könige, als letzte Schutzwehr des monarchischen Prinzips anrief, mithin die Vasallenschaft Preußens förmlich anerkannte. Die Intervention wurde überflüssig. Als aber das königliche Preußen mit eigenen Machtmitteln der „Revolution" Herr geworden war und seine kleindeutschen Pläne in Erfurt theoretisch realisirt hatte, fand es sich bald im Konflikt mit Oesterreich. 13 deutsche Regierungen waren bereits in Frankfurt zu einer „außerordentlichen Plenarversammlung" vereinigt, während die Unionsfürsten sich unter einander nicht vertrugen. Der Czar Nikolaus ward zum Schiedsrichter zwischen Preußen und Oesterreich berufen; in Warschau saß er zu Gericht: die Entscheidung fiel gegen Preußen aus! Rußland hatte ja die deutsche Bundesverfassung garantirt!

Vor dem Tage von Bronzell neuer Thing zu Warschau. Franz Joseph war mit dem Fürsten Schwarzenberg erschienen, gegen den Grafen Brandenburg zu klagen. Der Czar entschied für Gestellung des Bundestags und völliger Aufgabe der Union! Graf Brandenburg kehrte moralisch todt nach Berlin zurück. Auf den Dresdener Konferenzen beantragte Oesterreich seinen Gesammteintritt in den Bund; auch das wehrte der Czar ab, aber am 30. Mai 1851 stand der Bundestag sans phrase wieder da.

Selbstverständlich waren die Entscheidungen des „100jährigen Freundes" nicht ohne „Gründe" getroffen worden. Bald nachher erfuhr man, daß Rußland gedroht hatte, Preußen im Weigerungsfalle bis zur Weichsel zu besetzen, während an England die Aufforderung ergangen war, seine Flotte mit der russischen in der Ostsee zu vereinigen. Rußland zählte nämlich auf England wegen des preußischen Einmarsches in Holstein; die russischen Czaren aber sind nicht nur Wittelsbacher, sondern auch Holstein-Gottorper. Und diese Drohung, wegen Holsteins zu interveniren, war nicht die erste, sie war zwischen 1848 und 1850 schon zweimal gemacht worden. Der „100jährige Freund" hatte seine Maxime schon längst klar und deutlich durch den Mund des ehernen Nikolaus ausgesprochen: „Die Geschichte soll nicht von mir sagen, daß ich ein besserer Schwiegersohn als Kaiser von Rußland gewesen bin."

Ueber die diplomatische Vorgeschichte des Krimkrieges haben die Enthüllungen Sir Hamilton Seymours die Welt hinlänglich erbaut. Im großen Ganzen sind sie jedoch nur das Echo der Nesselrode'schen Briefsammlung von 1825. Nur gingen die Drohungen im Jahre 1853 wesentlich gegen Frankreich; mit Oesterreich stand es ganz anders. „Oesterreich ist mit Allem zufrieden," meinte der Czar. So ganz richtig erwies sich das allerdings nicht; denn Graf Coronini manövrirte die bereits von Omer Pascha geschlagenen, vor Rustschuk zurückgeworfenen Russen aus den Donaufürstenthümern hinaus. Preußen aber, dem doch 1825 noch „gute Gesinnungen" zugeschrieben wurden, kam 1853 gar nicht in Betracht. Für den Czaren Nikolaus war es von der Karte verschwunden; beim Pariser Friedenskongreß mußte es durchs Fenster einsteigen. Und doch blieb die „100jährige Freundschaft" bestehen, wenn auch nur auf preußischer Seite.

Als der Krieg ausbrach, wurde der Kriegsminister Bonin entlassen, weil er gesagt: „Eine Allianz mit Rußland sei für Preußen so undenkbar, wie für Solon der Vatermord." Bunsen verließ den Londoner Gesandtschaftsposten, weil er „zu englisch" dachte. Dennoch wurden auch jetzt die Dinge lehrhafter als die „guten Gesinnungen".

Preußen sah sich genöthigt, einen Garantievertrag mit Oesterreich abzuschließen, um die Eroberung der Donaufürstenthümer, sowie den Uebergang über den Balkan seitens der Russen zu hintertreiben. Sogar das Protektorat über die Donaufürstenthümer wurde Rußland im Pariser Frieden abgejagt; die Christen in der Türkei sollten künftighin unter dem Schutze sämmtlicher Großmächte stehen.

Was aber Rußland eigentlich will, das sagte der Czar Nikolaus schon 1853 zu Sir Hamilton Seymour: Bulgarien, Serbien, Bosnien müssen selbstständige Staaten werden, ebenso die Moldau und Walachei, und zwar unter Rußlands Protektorat. England mag sich dafür Egypten und Kandia nehmen!

Das sind so einige Arabesken um die „hundertjährige, historisch begründete Freundschaft". Was sich in diesem Rahmen seit 1870 zugetragen, davon wissen wir diplomatisch und verbrieft nur Einzelnes. Eine Thatsache ist das Londoner Pontus-Protokoll von 1871, das erste Loch im Pariser Vertrage von 1856. Die Berliner Offiziösen oder „freiwillig" Gouvernementalen haben ihre Fanfaren zum Einmarsch der Russen in die Türkei geblasen, die bulgarischen (objektiv) Gräuel mit

den schwärzesten Farben gemalt und mit den christlichsten Verwünschungen begleitet; die bulgarischen (subjektiv) und russischen Gräuel entweder vertuscht oder auf englische und österreichische Rechnung geschrieben. Es ist dabei auch mehrfach von „Dank" gesprochen worden, von Dank für Rußland wegen der Vergangenheit, von Dank von Rußland für Zukünftiges . . . .

Betrachtet man die Dinge ganz genau, so verschwinden die „hundert Jahre" wie das Eis an der Sonne zusammen; mit dem besten Willen und bei nur einiger arithmetischer Begabung reducirt sich die „Freundschaft" seit dem siebenjährigen Kriege bis heute auf die letzten sieben Jahre, vom deutsch-französischen Kriege an gerechnet. Die vorhergehende „Freundschaft" war eine sehr seltsame, oft einseitige, meist mißtrauische, hin und wieder geradezu feindselige. Man darf sich nur durch sesquipedalia verba nicht allzusehr imponiren lassen und muß nach dem Grundsatz der „Realpolitik" den Dingen auf den Grund schauen. Auch kann es nicht schaden, wenn man nach dem Vorgange Iwans des Schrecklichen nicht nur „Preußen" im Auge behält, sondern den Blick auch auf das „weitere Deutschland" schweifen läßt, wo, wie man sagt, auch noch Menschen und sogar Reichsbürger wohnen.

Blanqui über die stehenden Heere. *)

(Aus der Pariser „Egalité").

Ein langer Angstschrei: „Frankreich entvölkert sich!" hat plötzlich das Land aufgeschreckt, das durch die optimistischen Prahlereien in Schlaf gewiegt war, und es wäre verloren, wenn die unheilvollen Fuchsschwänzereien es auf unbestimmte Zeit hinaus in die Illusionen der Eitelkeit einzulullen vermöchten.

Frankreich entvölkert sich! — Warum? Ueber diesen Gegenstand alle falschen oder täuschenden Erklärungen, alles alberne Geschwätz wiederholen, das die Welt durchläuft, hieße seine Zeit verlieren. Gehen wir lieber direkt auf die Thatsache los. Die chronische Entvölkerung läßt nur zwei Ursachen zu: fremde Eroberung oder eine schlechte Regierung. Wir haben beide Beispiele vor Augen: Algerien, das durch unsere Eroberung rasch von seinen Eingeborenen entvölkert wird; Frankreich, das nicht erobert ist, aber schauderhaft schlecht regiert wird. Was bei uns entvölkert, das ist die Steuer. Frankreich ist von der konservativen Partei, die sich unter jedem Regime, sei es Königthum, Republik oder Kaiserreich, konvulsivisch an die Staatsgewalt anklammert, durch Abgaben erdrückt, kann seine Kinder nicht mehr ernähren und verfällt in Ohnmacht. Die Pfründner aber fallen in Ekstase vor der wachsenden Fluth des Budgets und der Anleihen nieder.

---

*) Aus den „Pariser Briefen" der „Wage" wissen die Leser, wie schwer es dem greisen Revolutionär gemacht worden ist, aus der Tiefe des Gefängnisses nach jahrelangem Schweigen wieder einmal seine Stimme ertönen zu lassen. In Betracht dieses Umstandes geben wir obige Auslassungen wieder, die aus französischem Munde jedenfalls beachtenswerth sind, obwohl nach unserer Meinung die Lösung der hier angeregten Frage nur auf anderem, nämlich dem internationalen Wege, Aussicht auf Gelingen hat. — Anm. d. Red.



„O Land der Wunder!" ruft die gutgesinnte Presse; „unerschöpflich in seiner Fruchtbarkeit! Der Ertrag der Steuern übersteigt heute den von gestern um hundert Prozent; er wird morgen den heutigen um hundert Prozent übersteigen. Großmüthiges Land! Erschöpft an Leuten und Geld, hat es keinen Thaler mehr, um den Krieg zu bezahlen, da kauft es den Frieden um fünf Milliarden, auf Heller und Pfennig! Der Sieger war besiegt. Europa weint noch darüber vor Bewunderung. Das ist die unsterblichste unserer Ruhmesthaten. Ehre sei dem, der Frankreich mit diesem Glorienschein geschmückt hat!"

Diese Lyrik legt die Nation, wie sich's gebührt, auf's Stroh und schickt sie ganz sachte aufs Feld der Ruhe. Die konservative Partei macht selbstverständlich die Reise nicht mit. Sie begräbt; man begräbt sie nicht. Obwohl kleine Minorität, fällt sie doch dies stolze Urtheil: „Die Republik wird konservativ oder gar nicht sein." Uebersetzung: „Meine gute Republik, die Börse oder das Leben." Und meiner Treu, das Urtheil wird vollstreckt.

Beständige Inhaberin der Staatsgewalt, schlägt die konservative Partei Frankreich mit zwei Keulen nieder, mit der Staatsschuld und dem Kriegsbudget, schrecklichen Waffen, die die Vorsehung des Kirchhofs sind. Im Budget betragen die Staatsschuld und das Kriegsbudget zwei Drittel der sämmtlichen Ausgaben.

Diese Staatsschuld ist nichts Anderes als die jährliche Verzinsung der zahlreichen Milliarden aufeinanderfolgender Anleihen, die die konservativen Regierungen noch zu den gewöhnlichen alljährlichen Steuern hinzu verschlungen haben. England, aus dem großen Kriege der Revolution mit einer Schuld von zwanzig Milliarden hervorgegangen, hat seit 1815 die Hälfte derselben getilgt. Seit 1815 hat sich die Schuld Frankreichs durch die beständige Verwaltung der konservativen Partei vervierfacht.

Hat eine Regierung, unter irgend welchen Vorwänden, das Recht, gleichzeitig die Gegenwart und die Zukunft mit niederdrückenden Lasten zu beschweren? Die Gerechtigkeit und die gesunde Vernunft sagen: Nein. Im Privatleben ist Schuldenmachen eine Thorheit, die die Familie zerstört. Für den Staat gilt dasselbe. Vergeblich bemüht man sich, die Anleihen mit ihrem angeblichen produktiven Zweck zu rechtfertigen. Sophisterei oder Lüge. Was öffentliche Arbeiten anbelangt, so baut man stets kostspielige Ueberflüssigkeiten, Kasernen, Kirchen, prunkvolle Präfekturhotels u. s. w. Der fast alleinige Zweck der Anleihen ist der Krieg.

Die zwölf bis dreizehn hundert Millionen, die sich Frankreich alljährlich abdarbt, um sie in das Danaidenfaß zu werfen, welches man die öffentliche Schuld nennt, sind die immerwährenden Begräbnißkosten der Millionen von Bürgern, die man ihm in den Kriegen des Ehrgeizes, des Hochmuths oder dynastischer Berechnungen getödtet hat. Diese trauervollen Leichenkosten erheischen heute und in der Zukunft zwanzigmal mehr Menschenleben, als der Krieg, der sie uns zurückließ, in der Vergangenheit gekostet hat. Die Anleihen sind wahrer Todtschlag. Keine furchtbarere Anklage giebt es gegen die Regierungen.

Dies ist eine der beiden Keulen, die in der Hand der konservativen Partei ohne Unterlaß auf unser Land losschlagen. Betrachten wir in der gleichen Hand die nicht weniger mörderische, das Kriegsbudget.

Warum so viel Soldaten bereit halten, mit so großen Kosten, nachdem Frankreich wie mit einer Stimme Sparsamkeit und Frieden verlangt? Fünfhunderttausend Mann kosten uns fünfhundert Millionen. Fügt 1000 Franken pro Kopf an verlorener Arbeit hinzu, macht Totalverlust eine Milliarde; ein beständiger Ruin. Reden wir nicht von den Tausenden Rekruten, die durch das Kasernenleben hinweggerafft werden, noch von der Gewöhnung zur Arbeit, die sich in Gewöhnung zum Müssiggang verwandelt. Aber was wird aus der Nation? Fünfhunderttausend Soldaten, die nicht heirathen können, verurtheilen fünfhunderttausend Mädchen zur Ehelosigkeit. So wird die Blüthe beider Geschlechter ihren natürlichen Functionen entzogen und durch verspätete Heirathen die Zukunft gefährdet. Seit den großen Budgets und großen Contingenten Bonaparte's geht die Bevölkerung abwärts. Wir sind in dieser Beziehung die Letzten in Europa. Traurige Perspektive!

Also: steigender Steuerdruck, jährlicher Verlust einer Milliarde, Sterblichkeit der Jugend, anhaltende Entvölkerung, Entartung der Rasse, — das ist das Werk des Kriegsbudgets und des stehenden Heeres! Gegen solche Gefahren würden Palliativmittel ohnmächtig bleiben. Das Uebel muß an der Wurzel angegriffen werden; die Wirkungen können nur mit den Ursachen zerstört werden. Das ist die Aufgabe der Wähler. Möge der Losungsruf: „Fort mit der Conscription; keine stehende Armee mehr!" energisch ertönen und diese unheilvolle Steuer, die Quelle von Elend und Laster zerstören! Der Tag ihres Verschwindens wird ein großer Tag der Befreiung sein. Lassen wir uns nicht von den Sophismen täuschen, die sie hartnäckig zu vertheidigen suchen. Weg mit den absprechenden Behauptungen, wie die folgenden:

„Ein stehendes Heer ist der einzige Schutz der nationalen Unabhängigkeit. Seine Abschaffung würde das Vaterland der Gnade des Auslandes preisgeben."

„Der militärische Unterricht und die Disziplin können nur durch eine mindestens dreijährige Lehrzeit in der Kaserne erworben werden."

„Alles, was nicht stehendes Heer ist oder war, ist nur ein undisziplinirter Haufen, unfähig vor regulären Truppen Stand zu halten."

Diese hochfahrenden Urtheile, die man als Axiome hinnimmt, setzen voraus, daß noch nie andere ernste Streitkräfte existirt haben, als die stehenden Heere. Nichts ist unrichtiger. Die stehenden Heere, diese Geißel des modernen Europa, datiren erst von Charles VII., um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Entstanden in dem hundertjährigen Kriege zwischen England und Frankreich, erschienen sie zuerst als eine Wohlthat durch die Erniedrigung der großen Vasallen; eine zu theuer bezahlte Wohlthat, ein Austausch der Feudalität gegen den Despotismus, des heftigen Fiebers gegen das Schwindsuchtfieber. Die Kriege des Ehrgeizes, in Europa durch die neue Einrichtung erleichtert, haben dieselbe von Jahrhundert zu Jahrhundert ohne Hinderniß entwickelt, und heute erreicht sie den Umfang einer Calamität.

Seltsam! Die civilisirten Nationen ertragen diese Sklaverei, die die Quellen der Fruchtbarkeit selbst angreift, mit einer demüthigen Entsagung, während sie im Gegentheil von den schwarzen Völkerschaften, die doch unter die verdummendste Tyrannei gebeugt sind, entschieden zurückgewiesen wird.

Die zwei ersten Mächte der alten Welt, Griechenland und Rom, kannten weder stehende Heere noch Kasernen, noch irgend etwas von all' den aufgeblasenen

prahlerischen Drohungen. Und doch sind, wie man weiß, ihre unsterblichen Armeen in der Geschichte Wunder von Tapferkeit, Wissenschaft und Disciplin geblieben. Leider wurde eines Tages die römische Armee eine stehende, und an jenem Tage, dem ersten des Prätorianerthums, begann Rom abzusterben.

In jenen beiden Ländern, die es so gut verstanden, sich zu schlagen, bildeten die Waffen keine besondere Laufbahn. Die jungen Leute lernten kämpfen und siegen, ohne das väterliche Dach zu verlassen. Man machte nicht aus ihnen Sklaven der Kaserne, unter dem Vorwande Krieger aus ihnen zu machen. Diese tapferen Männer waren Bürger, die unter Umständen berufen wurden, das Vaterland zu vertheidigen. Sie lebten ruhig an ihrem Heerde. Kam der Krieg, so wurden sie eingeschrieben, conscripti. Unser Wort (conscrits) ist die Uebersetzung des ihrigen. War der Krieg zu Ende, so wurde der Harnisch bei Seite gelegt und sie kehrten wieder zu den Arbeiten ihrer Profession zurück, ohne sich für Halbgötter zu halten. Weder in Griechenland noch in Rom gab es Militärs. Cäsar, der große Feldherr, war Advokat und plädirte auf dem Forum. Cicero, ein Meister der Beredtsamkeit, kommandirte gelegentlich Armeen; an ihrer Spitze führte er den cilicischen Krieg während seines Proconsulats und wurde zum Victor imperator ausgerufen. Wer erinnert sich nicht jener Schulerinnerungen, so reich an edeln Ideen, Cincinnatus seinen Pflug mit der Diktatur und bald darauf wieder die Diktatur mit seinem Pflug vertauschend.

Die Natur erlaubt sich hier und da die Männer von Genie, Alexander, Hannibal, Dschingiskhan, aber sie hat nicht die Gewohnheit, dieselben aus den militärischen Jahrbüchern zu nehmen. Da fischt man meistens nur Mittelmäßigkeiten auf, die mit Kreuzen, Orden, Bändern und ähnlicher Ausstaffirung verbrämt sind. Die Generalstäbe bieten, außer einigen Fachmännern, nur eine Sammlung von Nullitäten.

Der erste beste Lieutenant weiß ebensoviel als ein Feldmarschall und wird, auch wenn er hundert Jahre alt wird, niemals mehr lernen. Bequem von Grad zu Grad klettern, die ganze Stufenleiter hinauf bis zum Gipfel der Würden und des Soldes, das ist ihr gemeinsames Geschäft.*) Aber weder Sold noch Würden geben das Talent. Hundertmal schwerer ist es, einen guten Maschinenbauer, als irgend einen General darzustellen. Ist das Waffenhandwerk ein Handwerk? Vermag es für sich allein ein ganzes Leben ernstlich auszufüllen? Vierzig Jahre lang das Lohn eines Handwerks einstreichen, das man zufällig einmal acht Tage lang und vielleicht nie ausübt! Eine große Armee sein und stückweise nach dem Kirchhofe abfahren, ohne den Feind auch nur gesehen zu haben! Lächerlichkeit der Lächerlichkeiten! Dieser düstere Scherz kostet dem Volke Millionen Thaler und Tausende von Existenzen, die in den Kasernen weggefegt werden. Die Generalstäbe haben den Profit davon, die armen Soldaten sind die Opfer.

(Schluß folgt.)

---

*) Blanqui macht sichs in alledem, selbst französischen Erfahrungen gegenüber, doch gar zu leicht mit seiner Kritik.

Die Berechtigung des Theismus vom Standpunkte der Seelenfrage.

Von Julius Duboc.

(Fortsetzung.)

Nur dadurch, scheint mir, läßt sich dem Spiel mit Worten, das auf dem Gebiet der Seelenfrage eingerissen, worüber auch Virchow in seiner Rede auf der Münchener Naturforscherversammlung Klage führte,*) steuern. Einen Menschen z. B. der nach der intellectuellen Seite hin sich nicht über den Nullpunkt erhebt, werden wir gleichwohl nicht für unbeseelt ausgeben, solange das Empfindungsleben in ihm vorhält. Nicht das Beseeltsein im Allgemeinen, nur etwa die „volle Menschenseele", worunter wir dann wieder das intellectuelle Princip miteinbegreifen, (ebenso wie wenn wir von „Weltgeist", „Weltseele" sprechen,) würden wir ihm absprechen. In der vorliegenden Frage handelt es sich aber nicht um die „volle Menschenseele", also um einen erweiterten Ausdruck des Seelenlebens im Sinn des unverstümmelten Menschenwesens, sondern um das Beseeltsein im Allgemeinen.

Die Selbstgewißheit, daß wir in diesem allgemeinen Sinn beseelte Wesen sind, erwirbt der Mensch dadurch, daß er sich als empfindend weiß, und dieser innere Vorgang, dies sich-empfindend-Wissen d. h. seiner allgemeinsten Bedeutung nach: ein Empfinden mit Beziehung auf ein Ich, ist ebenso wie die Ursprungsstelle so der grundzüglich wesentliche Inhalt dessen, was in dem Wort „Seele" die Ausprägung erhalten hat. Wir werden das Prädicat „beseelt" daher (außer uns selbst) auch allen den Wesen zuerkennen, aber auch nur solchen, die sich darüber ausweisen können, daß dieser innere Vorgang in ihnen zu Stande kommt.

Wie sollen wir aber darüber zur Gewißheit oder zu einer bis zur Gewißheit gesteigerten Wahrscheinlichkeit kommen? Die nächste Frage,

*) Die bezügliche Stelle aus der Virchow'schen Rede lautet: „Wenn Jemand durchaus das geistige Geschehen in Zusammenhang mit den Vorgängen der übrigen Welt bringen will, so kommt er nothwendig dahin, daß er zuerst die psychischen Erscheinungen, wie sie sich bei dem Menschen und den höchst organisirten Wirbelthieren finden, auf die niederen und immer niedrigeren Thiere überträgt; sodann bekommt auch die Pflanze ihre Seele; weiterhin empfindet und denkt die Zelle, und endlich finden sich die Uebergänge bis zu den chemischen Atomen, die einander hassen oder lieben, die sich suchen oder auseinanderfliehen. Das ist Alles sehr schön und vortrefflich und mag schließlich auch wahr sein. Es kann sein. Aber haben wir denn wirklich das Bedürfniß, liegt irgend ein positives, wissenschaftliches Bedürfniß vor, das Gebiet der geistigen Vorgänge über den Kreis derjenigen Körper hinaus auszudehnen, in und an denen wir sie sich wirklich darstellen sehen? Ich habe nichts dagegen, daß Kohlenstoffatome auch Geist haben, oder daß sie Geist in der Verbindung mit der Plastidul-Genossenschaft bekommen, allein ich weiß nicht, an was ich das erkennen soll. Es ist ein bloßes Spiel mit Worten. Wenn ich Anziehung und Abstoßung für geistige Erscheinungen, für psychische Phänomene erkläre, dann werfe ich einfach die Psyche zum Fenster hinaus, dann hört die Psyche auf, Psyche zu sein."

Diese Bemerkung richtet ihre Spitze offenbar treffender gegen die Vertreter einer Kohlenstoffseele und die geistesverwandten Theoretiker, als gegen Fechner. Denn man wird Diesem wohl seine Seelen-Definition bestreiten können (wie ich dies in dem Folgenden thue), es wird sich aber nicht behaupten lassen, daß er nicht psychische Erkennungszeichen zu fixiren sucht und davon auf die Pflanze in scharfsinniger Weise die Anwendung macht. Seine „Zeichen zum Seelen-Dasein" enthalten für denjenigen, der an seiner Seelen-Definition keinen Anstoß nimmt, den genauen Leitfaden, woran zu erkennen, ob auf eine Seele zu schließen ist.

die sich zur Erledigung aufdrängt, ist: was erleben wir in der Empfindung? Wir wissen nicht viel davon und was wir darüber wissen oder zu wissen glauben, ist für den vorliegenden Zweck der Untersuchung ungeeignet. Aber wir übersehen zwei Momente, die das Durchlaufen der Empfindungsbahn gewissermaßen in 2 große Haupttheile abstecken. Das erste Moment bildet das Herantreten einer äußeren Veranlassung, welcher Art und wie vermittelt dieselbe auch immer erfolge, und die folgeweise eintretenden, physiologisch gegenwärtig mehr oder minder genau ermittelten und berechneten Vorgänge in dem gereizten Nerven und die sich weiter daran anknüpfenden Wirkungen; das zweite ist natürlich nur die Fortführung des ersten, enthält aber als characteristisches Moment: die Beziehung auf das Ich. In diesen 2 Momenten vollendet sich das Erlebniß, welches der Mensch als Empfindung sein eigen nennt. Der Mensch vergewissert sich dann aber auch über Unterbrechungen in diesem Erlebniß. Ich nehme den einfachsten Fall. Jemand erhält eine Verwundung, bemerkt dieselbe aber erst nach geraumer Zeit an der lebhaft auftretenden Schmerzempfindung. Diese war vorher nicht zu seiner Perception gelangt, da er anderweit völlig in Anspruch genommen war. Von den vorher erwähnten Momenten der Empfindung war das erste vorhanden gewesen; das Herantreten der äußeren Veranlassung und die Einwirkung derselben sowie die dadurch gesetzte Veränderung in dem Verhalten der betroffenen Nervenparthie. Letztere aber nur soweit, sei dies nun quantitativ oder qualitativ zu verstehen, daß das zweite, die Beziehung auf das Ich enthaltende, Moment nicht zur Verwirklichung gelangte. Wir haben nun also einen Vorgang vor uns, den wir im Gegensatz zu der vollendeten Empfindung, mit Fug als eine unvollendete betrachten und bezeichnen können. In der vollendeten oder eigentlichen Empfindung empfindet das Wesen die fremde Qualität verbunden mit einer Empfindungsbeziehung auf das eigene Ich, in der unvollendeten empfindet es die fremde Qualität ohne diese Beziehung auf das eigne Ich. Unter dem: „Empfinden der fremden Qualität" ist hier zu verstehen, daß es von derselben im Sinn einer Reizung afficirt wird.

Ich habe oben Fechner citirt, wie er als Repräsentanten der Empfindungslosigkeit nur die Körper des unorganischen Reiches,*) Krystalle, Steine u. s. w. gelten lassen will und dabei den Ausspruch thut: „was nun noch außerdem für ein empfindungsloser Zustand von der Pflanze repräsentirt werden soll, ist nicht abzusehen." Die obige Entwicklung versucht darauf eine Antwort zu geben. Die Steine u. s. w. repräsentiren die absolute Empfindungslosigkeit, die Pflanzen nur eine relative, insofern ihnen die unvollendete Empfindung in dem angegebenen

---

*) Fechner spricht dabei von einem „Tode des unorganischen Reiches", den er dem „wachen Leben der organischen Geschöpfe" entgegensetzt. Dies ergiebt eine Differenz von dem Standpunkt der neueren physiologischen Chemie, welche „das Getriebe von physikalischen und chemischen Processen, das sich überall an der Erdoberfläche findet, in seiner Gesammtheit das Leben der Erdoberfläche" nennt und die Organismen nicht mehr als allein lebend sondern nur wegen des im Verhältniß zu ihrer Masse besonders regen Lebens als „vor Allem lebend" bezeichnet. (Vgl. Hoppe=Seyler. Physiologische Chemie I. Th. Allgemeine Biologie. Berlin 1877.)

Sinne zukommt. An Stelle des von Fechner gegebenen würde ich das Schema also so darstellen:

Beseelt.		Unbeseelt	
Mensch.	Thier.	Pflanze.	Stein.
Empfindung bei höchster Intellectual-Entwicklung.	Empfindung bei niederer Intellectual-Entwicklung.	Relativ empfindungslos. (Unvollendete Empfindung.)	Absolut empfindungslos.

Was macht es uns aber zur Gewißheit wahrscheinlich, daß den Pflanzen nur eine unvollendete Empfindung in dem angegebenen Sinn zukommt? Was wissen wir von ihrem intimsten Leben und Weben? Wäre es nicht doch am Ende möglich, daß ihnen ein Empfinden mit Beziehung auf ein Ich beiwohnte, daß wir sie demnach zum beseelten Theil der Schöpfung rechnen könnten, da die vielen sinnvollen und bedeutsamen Argumente, auf die Fechner mit seiner Beobachtung hingewiesen, doch sicherlich auch erheblich ins Gewicht fallen und uns einer solchen Entscheidung geneigt machen müssen? Hierauf dürfte Nachstehendes zu erwidern sein. Die vollendeten Empfindungsvorgänge, diejenigen also, welche die Beziehung auf das Ich enthalten, theilt der Mensch — und er thut dies um so sicherer, je vollendeter die Empfindung ist d. h. je deutlicher die Beziehung auf das Ich darin hervortritt — in die beiden großen Kategorien: Lust und Schmerz ein. Das Vorhandensein von Lust und Schmerz bildet also das eigentliche Kriterium für oder deckt sich mit dem Vorhandensein der vollendeten Empfindung resp. des Beseeltseins. Das Vorhandensein von Lust und Schmerz können wir direkt nicht messen, wir messen es aber an ihren unfehlbar eintretenden Aeußerungen. Ueber diese unfehlbare Verbindung von Lust und Schmerz im Menschen mit irgend welchen Aeußerungen besitzt der Mensch Selbstgewißheit, da er fühlt, daß er die aus seinem Innersten emporquellenden Schmerz- oder Lustzeichen nur durch eine gewaltsame Anstrengung und oft auch dann nur mit halbem Erfolg zurückdrängen kann. Nach dem unvermeidlichen Analogie-Schluß, auf den er sich überall hingewiesen findet, bejaht er also das Vorhandensein von Lust und Schmerz, wo ihm Aeußerungen derselben entgegentreten, er verneint sie, — und damit das Beseeltsein, das Seelenleben, die Seele — wo sie ihm gänzlich zu fehlen scheinen. Dieser Schluß ist garnicht zu umgehen und alle geistvolle Dialektik Fechners vermag in meinen Augen nichts gegen die einfache, aber umstürzende Thatsache, daß keine Pflanze je ein dem Menschen verständliches Zeichen von Lust oder Schmerz gegeben hat, daß dem Thier aber diese Fähigkeit beiwohnt. Ob jedem Thier? Das sogenannte Zwischenreich verwischt die Characterzüge zwischen Thier und Pflanze an der Grenze ja überhaupt bis ins Unbestimmbare. Ich fasse den Sachverhalt, wie er sich für meine Auffassung gestaltet, daher auch lieber so: der Mensch erkennt sich als beseelt, weil er sich als empfindend weiß d. h. weil sich Empfindungsvorgänge mit Beziehung auf sein Ich in ihm vollziehen. Die vornehmsten Repräsentanten dieser Empfindungsvorgänge sind Lust und Schmerz, die sich nothwendig durch Kundgebungen verschiedener Art beim Menschen, namentlich auch mit Hülfe der Tonbildung, zu äußern bemüht sind.

Der Mensch zieht daher denjenigen Theil der Schöpfung resp. die Individuen als ebenfalls beseelt an seine Seite, der gleich ihm durch

Aeußerungen von Lust und Schmerz sich als empfindend mit Beziehung auf ein Ich ausweist, während er denjenigen Theil, dem dies vornehmste Erkennungszeichen fehlt, für unbeseelt erklärt. Dieser Sinn liegt der gewöhnlichen Sprechweise zu Grunde und sie hat, dünkt mich, ein gutes Recht auf ihrer Seite.

Der Fehler, den in meinen Augen Fechner begeht, besteht also darin, daß er zwar den richtigen Ausgangspunkt in der ganzen Frage nimmt, nämlich die unmittelbare Selbstgewißheit des Menschen in Betreff seiner eigenen Beseelung als Erfahrungsgrundlage, dann aber diese Erfahrungsgrundlage auf ihren genauen Inhalt, ihre eigentliche Meinung nicht weiter ansieht, sondern seine eigene Definition der Seele in dieselbe unterbringt, so daß diese nun ebenfalls als unmittelbare Selbstgewißheit erscheint, was sie doch keineswegs ist. Daß der Mensch sich beseelt weiß, ist zunächst etwas Leeres, hat nur formelle Bedeutung, wenn nicht hinzugenommen wird als was er sich beseelt weiß, in welchem Sinn, welche Meinung und Bedeutung er in diesem Beseeltwissen ausspricht. Darauf richtet Fechner seine Untersuchung aber nicht. Dadurch giebt er die Erfahrungsgrundlage, kaum daß er sie betreten, in ihrer vollen Bedeutung wieder auf. Er erzeugt nicht aus ihr, sondern pfropft ein andres Reis auf sie. Was er unter Seele verstehen zu müssen glaubte, stand von Vornherein bei ihm fest und entsprach dem Bedürfniß, seine Natur- und Weltbetrachtung harmonisch abzuschließen, es ist aber nicht aus dem von ihm selbst gewählten zweifellosen Ausgangspunkt, der Sicherheit des Menschen in Betreff der Thatsache seiner eignen Beseelung, entwickelt.

Aber wenden wir uns zu Fechners eigentlicher Theosophie, die auch ohne die Pflanzenseele ihre originale Bedeutung, ihren selbstständigen Werth behält. Ich werde in dem Nachfolgenden versuchen das Wichtigste derselben anzudeuten, so gut sich das in einigen zusammengedrängten Sätzen thun läßt. Als die Fundamente, die schon fest und heilsam dastehen und deren Festigkeit Fechner seinerseits nur noch zu verstärken versuchen will, bezeichnet er: „es lebt ein einiger Gott und was besteht, besteht durch Gott; es besteht ein jenseitig Leben, des diesseitigen Lebens Strafe, Lohn und höhere Stufe; es besteht eine heilige Weltordnung im Sinn eines endlichen Sieges des Guten über das Böse." Fechner will diese Annahmen durch die Erfahrung verstärken, weil er, wie schon erwähnt, davon ausgeht, daß Alles, was wirklich ist, seine Wirklichkeit durch Erfahrbarkeit beweisen müsse und dies auch auf die Gegenstände des Glaubens als die höchsten, größten, allgemeinsten Wirklichkeiten Anwendung finde. Wenn ihm von theologischer Seite entgegengehalten wird, daß darin ein principieller Irrthum stecke, daß man mittelst Inductionen, Deductionen, Analogien wohl vom Endlichen auf das Endliche, aber nie vom Endlichen auf das Unendliche schließen könne, so will er eben das nicht gelten lassen. Eine unendliche gerade Linie sei an Größe zwar unvergleichbar, sonst aber habe sie doch die vollen Kennzeichen jeder geraden Linie. Und ebenso in Betreff des Geistigen. „Kann der Geist, der ein Hauch von Gottes Geiste ist, ganz unvergleichbar damit sein; und werden wir von dem Winde gar nichts aussagen dürfen, was von dem Hauche gilt?" „Man stellt, sagt Fechner weiter, das Unendliche der Endlichkeit gegenüber, darüber, jenseits, außerhalb u. s. w. und doch ist nur ein Verhältniß zwischen beiden denkbar, nämlich

daß das Endliche des Unendlichen Inhalt ist. Nicht unerfaßlich also ist das Unendliche, vielmehr an unzähligen Handhaben der Endlichkeit faßlich, nur unumfaßlich ist es. Der Gott der heutigen Meinung ist ein unendlicher Geist ohne die Charaktere der Unendlichkeit und des Geistes. Unendlich ist er, doch hat er die Endlichkeiten neben sich; ein Geist ist er, doch unveränderlich und zeitlos wie kein Geist; er lebt und webt in uns und wir in ihm, doch thut er es uns und wir es ihm gegenüber. Wo das Unendliche seinen Inhalt in dem Endlichen einbüßt, wird es zur leeren Höhlung, ja zum leeren Wort und ebenso zerbröckelt das Endliche. Hingegen wo das Unendliche das gesammte Endliche zum Inhalt hat, da ergiebt sich von selbst, daß, indem alles Endliche eines Unendlichen Inhalt ist, es nicht in Vereinzelung besteht noch Macht hat zu bestehen; daß es zwar selber etwas ist, doch einem höheren Bestande, einer höheren Macht stets untergeordnet bleibt nach Seiten seines Stoffes, seiner Fügung, seiner Kraft, seiner Freiheit."

Wie soll nun aber die im Endlichen sich bewegende Erfahrung für das Unendliche verwerthet werden? Fechner stellt das folgende Princip auf: es gilt vom möglichst großen Kreis des Erfahrungsmäßigen auszugehen, um durch Verallgemeinerung, Erweiterung und Steigerung der Gesichtspunkte, die sich hier ergeben, zur Ansicht dessen zu gelangen, was darüber hinaus in den anderen, weiteren und höheren Gebieten der Existenz gilt, an die wegen ihrer Ferne oder Höhe unsere Erfahrung nicht reicht. Die Verallgemeinerung und Steigerung ist dabei nur in dem Sinn und der Richtung vorzunehmen, die schon innerhalb des Erfahrbaren selbst angeschlagen ist. Damit — meint Fechner — „werden wir zwar nicht zu einem unveränderlichen, zeitlosen, über allen Raum erhabenen Gott gelangen, aber zu einem solchen, der alle Veränderung, alle Zeit, allen Raum im selben Sinne einschließt wie unser Geist Veränderung, Zeit, Raum als Formen seines Denkens, Wissens, seiner ganzen Habe von den Dingen einschließt. Was wir in diesen Formen von den Dingen haben, das sind uns die Dinge; was Gott in diesen Formen von den Dingen hat, das sind die Dinge."

(Fortsetzung folgt.)

Manifest der socialistischen Partei in Brabant (Belgien).*)

Dadurch, daß wir uns zu der in der Gründung begriffenen socialistischen Partei in Belgien bekennen, sowie dadurch, daß wir uns als Brabanter Zweig dieser Partei konstituiren, beabsichtigen wir in erster Linie dazu beizutragen, daß alle Lebenskräfte des Socialismus in einem Brennpunkt vereinigt werden. Wir wollen zu gemeinschaftlichem Vorgehen diejenigen vereinigen, welche der Ansicht sind, daß in Belgien ebenso wie anderwärts die Gesellschaft ihre Entwickelungs- und Umgestaltungs-Stadien noch lange nicht durchlaufen hat, daß ferner die gesellschaftlichen Reichthümer keineswegs den Grundsätzen der Billigkeit entsprechend unter die Menschen vertheilt sind, und daß es in Folge dessen bei uns wie anderwärts an der Zeit ist, gründliche und radikale Abänderungen herbeizuführen in der Produktionsweise sowohl, wie auch in der Vertheilung und in dem Umsatz der Güter, in der Organisation der Arbeit, in der Neugestaltung des Austausches,

---

*) In Folge des Genter Congresses haben auch die belgischen Socialisten ihre politische Enthaltung aufgegeben und sich zu obigem Programm geeinigt.

der Eigenthumsverhältnisse, des Unterrichtswesens, der Rechtspflege, der Strafgesetzgebung u. s. w.; mit einem Worte, in den verschiedenen Einrichtungen und Aeußerungen der gesellschaftlichen Thätigkeit.

Nun sehen wir aber, daß alle diese verschiedenen Einrichtungen und Verhältnisse zum guten Theil von der bestehenden Gesetzgebung abhängen, und daß sie aufrechterhalten werden durch die gegenwärtige Staatsgewalt. Wir glauben daher, daß, wenn es uns gelingen soll, neue Zustände zu schaffen, die Allen das größtmögliche materielle Wohlbefinden und die höchste Ausbildung ihrer Geistes- und Charakteranlagen sichern, wir glauben, daß dann die Nothwendigkeit an uns herantritt, täglich und stündlich gegen die Gesetze und die willkürlichen Maßregeln anzukämpfen, indem wir uns zu diesem Kampfe uns aller Waffen bedienen, welche die Institutionen unseres Landes uns an die Hand geben, und indem wir Einsprache erheben gegen die Rechtsverweigerungen und den Genuß der Volksrechte, der geringsten sowohl wie der höchsten, für uns fordern. Aus diesen Gründen haben wir geglaubt, daß es für die belgischen Socialisten an der Zeit sei, von ihrer bisherigen systematischen Enthaltung in politischer Hinsicht abzulassen und sich als politische Partei zu konstituiren. Diese neue Partei kann als die Partei der Zukunft betrachtet werden, im Gegensatze zur Partei der Doktrinäre, die gerne Alles beim Alten lassen möchte, und im Gegensatze zur katholischen (ultramontanen) Partei, die von einer Umkehr zu den Zuständen vergangener Jahrhunderte träumt.

Um zur Konstituirung dieser neuen Partei zu gelangen, wenden wir uns an alle Anhänger des socialen Fortschrittes, an alle Socialisten, an die verschiedenen Gruppen und Vereinigungen, sowie auch an Einzelstehende, ohne Unterschied der Parteischattirung oder der Schule, der sie anhängen, sowie auch ohne Unterschied der Gesellschaftsklasse, welcher sie durch ihre Geburt oder ihre Stellung angehören. In der That, obwohl sich die Anhänger des modernen Socialismus hauptsächlich aus der Masse der Arbeiter rekrutiren, und obwohl eine seiner Hauptaufgabe die Emanzipation der Proletarier und insbesondere die Abschaffung der Lohnsklaverei ist, wissen wir dennoch, daß die großen socialen Reformen, welche wir beabsichtigen, sich nicht einzig und allein zum Vortheil einer einzigen Klasse, sondern zum Vortheil aller Mitglieder der Gesellschaft vollziehen werden.

Wir vertreten also nicht nur die Sache der Handarbeiter, sondern die der Proletarier überhaupt; ja noch mehr, es ist die Sache der gesammten Menschheit, welche wir vertreten. Denn ebenso wie die Arbeiterfrage (oder die Frage der Lohnarbeit) trotz ihrer Wichtigkeit keineswegs gleichbedeutend ist mit der Frage der Emancipation des Proletariats, weil es Proletarier giebt, welche weder Handarbeiter noch Lohnarbeiter überhaupt sind, ebenso ist die Frage der Emancipation des Proletariats keineswegs gleichbedeutend mit der socialen Frage und mit dem Begriff Socialismus in seinem ganzen Umfange, weil die Proletarier nicht die einzigen Opfer der bestehenden Mißverhältnisse sind.

Wir wollen nur ein Beispiel anführen: Wissen wir denn nicht, daß das Hauptprinzip, welches die ganze gegenwärtige politische Oekonomie beherrscht, das Prinzip des Gehen- und Laufenlassens (laisser faire, laisser passer) ist, oder: wie man es sonst nennt, die Nichtintervention in ökonomischer (wirthschaftlicher) Hinsicht, das Gesetz der unumschränkten Konkurrenz! Nun sehen wir aber, daß in Folge der Anwendung dieses Prinzips und dieses Gesetzes die Kapitalisten sich centralisiren und daß die Großindustrie, der Großhandel und der Großbesitz die Kleinindustrie, den Kleinhandel und den Kleinbesitz vernichten und zwar dieses in dem Maße, daß der größte Theil der Bourgeoisie sich in einer gedrückten Lage befindet, die dem Elende sehr nahe ist. Auf solche Weise wird dieser Theil der Bourgeoisie, wenn er seine Interessen vernünftig auffaßt, gewissermaßen genöthigt, gemeinschaftliche Sache mit dem Proletariat zu machen und gemeinschaftlich mit ihm seine Rechtsanforderungen zur Geltung zu bringen. Die Kriege, die immer zunehmende Vermehrung der Staatsschulden und der öffentlichen Abgaben, der Börsenschwindel und die Krisen auf dem Gebiete der Industrie beschleunigen noch diesen Untergang des Kleinbürgerthums, und für letzteres giebt es ebenso wie für die Arbeiterklasse keine andere Rettung, als einzig und allein durch den Socialismus.

Indem wir uns als politische Partei konstituiren, wollen wir uns aller Rechte und aller Freiheiten, welche uns die konstitutionelle Staatsverfassung als belgischen Bürgern gewährt, bedienen, um mit Hülfe dieser konstitutionellen Rechte und Freiheiten alle bürgerlichen, politischen, wirthschaftlichen und socialen Rechte zu erobern, welche den Meisten von uns vorenthalten werden.

Wir wollen darauf bedacht sein, daß alles das den Stempel des Gesetzes erhalte, zum Gesetz erhoben werde, was zur Anbahnung unserer großen socialen Endziele dienen kann; ferner alles das, was geeignet ist, die Hindernisse hinwegzuräumen, die sich unserem Vordringen entgegenstellen, sowie endlich alles das, was dazu dient, die Veranlassungen zu beseitigen, die den leisen und lauten Klagen der Volksklassen, der Arbeiter und Kleinbürger, zu Grunde liegen.

Von den Forderungen der Gegenwart, behufs deren Verwirklichung wir, je nachdem es die Umstände und das allgemeine Wohl erfordern, den Kampf aufnehmen werden, können wir nachstehende anführen:

1) Für alle belgischen Bürger das Stimmrecht, zur Wahl sowohl der gesetzgebenden Körperschaften, als auch der Provinzial- und Gemeindevertretungen.

2) Für alle belgischen Bürger die Gewährleistung des Rechtes der Wählbarkeit zu den Juries (Schwurgerichten).

3) Obligatorischen, unentgeltlichen Unterricht in Elementarschulen, die unter weltlicher Leitung stehen.

4) Demokratische Organisation des Fach-, Industrie- und landwirthschaftlichen Unterrichts.

5) Vollständige und radikale Trennung von Kirche und Staat; demgemäß also auch Aufhebung des Artikels in dem Gesetz von 1842, welcher die Geistlichen zur Einmischung in die Angelegenheiten der Schule berechtigt; Abschaffung des religiösen Eides, Säkularisation (Uebergehen in weltlichen Besitz) der Friedhöfe, Abschaffung des Kultus-Budgets 2c. 2c.

6) Abschaffung der stehenden Heere, Reorganisation des Milizwesens durch Wehrhaftmachung aller waffenfähigen Männer.

7) Aufhebung des Gesetzes, betreffend die Fremden, besonders in den Punkten, die sich auf die Ausweisung politischer Flüchtlinge beziehen.

8) Unbedingte Aufhebung eines jeglichen Gesetzes über die Strikes und Arbeiter-Koalitionen.

9) Abschaffung der Arbeitsbücher.

10) Aufhebung des Artikels 1781 im Civil-Gesetzbuch, welcher lautet: „Den Meistern (Arbeitgebern) wird auf ihre Versicherung hin Glauben geschenkt in Betreff des Betrages der Löhne“ 2c.

11) Umgestaltung des Gesetzes über die gewerblichen Schiedsgerichte auf der Grundlage der Demokratie und Gleichheit.

12) Abschaffung der Kinderarbeit, gesetzliche Regelung der Knabenarbeit, indem ein Maximum (längste Frist) für die Dauer der täglichen Arbeitszeit festgesetzt wird, eben so wie ein bestimmtes Alter, unter welchem jugendliche Personen (adolescents) in industriellen Etablissements nicht beschäftigt werden dürfen.

13) Gesetzliche Regelung der Arbeit der Erwachsenen (der Männer und Frauen) insbesondere in allen der Gesundheit nachtheiligen Industriezweigen; Verpflichtung für den Arbeitgeber, in den Werkstätten, Bergwerken 2c. alle von der Wissenschaft festgestellten Gesundheits-Maßregeln zu treffen.

14) Strenge Haftpflicht der Prinzipale bei Unglücksfällen, welche den Arbeitern während ihrer Arbeitszeit und in Ausübung ihrer Arbeit zustoßen.

15) Beseitigung der Concurrenz, welche der Privat-Industrie durch die Gefängniß- und Klosterarbeit geschaffen worden.

16) Einführung eines Normal-Arbeitstages (im Einklang mit den zur Wiederherstellung der Körperkräfte, sowie zur Entwickelung der intellektuellen und moralischen Anlagen des Menschen nothwendigen Bedürfnissen); und zwar soll dieser Normal-Arbeitstag gesetzlich bindende Kraft erhalten für alle Arbeitsplätze, Werkstätten, Eisenbahnen, die dem Staate, der Provinz oder der Commune gehören, und insonderheit bei allen Arbeiten des öffentlichen Verkehrswesens, da es die Pflicht des Staates und der Communen ist, der Privatindustrie in dieser Hinsicht mit einem guten Beispiel und mit der Anregung voranzugehen.

17) Aufhören der Concessionsertheilung zu Bergwerken, Eisenbahnen 2c. an Kapitalisten-Gesellschaften. Rückkehr der Bergwerke und Eisenbahnen in den Besitz des Staates, welcher mit den Arbeitern und Beamten dieser Industriezweige in Verbindung zu treten hätte, um hier die genossenschaftliche Arbeit einzuführen.

18) Die Verwaltung der gesetzlich in diesen Industriezweigen gegründeten Versicherungskassen soll wieder in die Hände der Arbeiter gelegt werden. Diese Verwaltung soll unter die Oberaufsicht von Staatsbeamten gestellt werden, jedoch ohne jegliche Einmischung der Prinzipale oder Chefs der industriellen Etablissements.

19) Aufhören der Veräußerung von Gemeinde- und Domäneneigenthum; al-

mählige Rückkehr in Gemeinbesitz des bereits veräußerten Eigenthums dieser Art dessen Besitzergreifung durch die Allgemeinheit ein dringendes Bedürfniß ist.

20) Abschaffung der indirekten Steuern; Einführung einer direkten und progressiven Einkommensteuer.

21) Abschaffung aller Handelsmonopole und Finanzprivilegien.

Wenngleich wir uns als politische Partei konstituiren, um vorstehendem Programm zum Siege zu verhelfen, so halten wir uns dennoch für verpflichtet, die Erklärung abzugeben, daß wir dies Programm nur als Programm einer Vorbereitungs- und Uebergangs-Periode betrachten — einer „Garantie-Periode", wie man es auch genannt hat. — Fürwahr, unser Ideal ist nicht die gegenwärtige gesellschaftliche Organisation, selbst dann nicht, wenn dieselbe erweitert und verbessert ist durch Erlangung einiger der Gesammtheit günstigen Garantien. Das Ziel, welches wir im Auge haben, ist die Verwirklichung einer Gesellschafts-Organisation, welche, wie sich ein berühmter englischer Schriftsteller, John Stuart Mill, ausdrückt, „die größtmögliche Freiheit der Handlungen des Einzelnen vereint mit dem gemeinsamen Besitz der von der Erde erzeugten Rohstoffe und einer gleichmäßigen Antheilnahme Aller an den Wohlthaten der gemeinsamen Arbeit."

Wir wissen wohl, daß mehrere von den Reformen, welche wir anstreben, eine Verfassungs-Revision erfordern, aber wir wissen auch, daß die belgische Verfassung Alles in Allem genommen nichts Anderes ist, als ein Symbol, ein gesetzlicher Ausdruck der Privilegien, die man als unübersteigbare Schranke jedem Fortschritt entgegenstellt. Wir beugen uns in politischer Beziehung ebenso wenig vor dem Dogma, als wir dies in philosophischer Hinsicht thun, weil wir wissen, daß der Stillstand mit den Naturgesetzen sowohl, wie auch mit den Gesetzen der menschlichen Vervollkommnungsfähigkeit unvereinbar ist.

Was nun die uns zum thätigen Eingreifen zu Gebote stehenden Mittel betrifft, was ferner die Art und Weise betrifft, auf welche wir unsere Stimme nicht nur vor der Bevölkerung, sondern auch vor der Regierungsgewalt wollen erschallen lassen, so werden wir uns zu diesem Zwecke der Volksversammlungen, der öffentlichen Kundgebungen, der Massenpetitionen, und, soweit als möglich, der Wahlagitation bedienen. In letzterer Beziehung hat die socialistische Partei in Belgien noch nicht alle ihr zukommenden Rechte, so lange nicht Alle stimmberechtigt sind. Trotzdem aber machen wir, da viele Socialisten wahlberechtigt sind, es denselben zur Pflicht, sich zusammenzuschaaren, zu vereinigen und zur Zeit der Communalwahlen, der Wahlen in die Provinzial-Verwaltung und der Wahlen in die gesetzgebenden Körperschaften (des Landes), ihre Stimmen nur für socialistische Kandidaten abzugeben, oder doch wenigstens nur für Kandidaten, die hinlänglich Freunde einer fortschreitenden gesellschaftlichen Entwicklung sind, um sich zu verpflichten, daß sie die praktischen Reformen, welche wir unter den heutigen Umständen fordern, unterstützen werden, so wie auch, daß sie alle Beschwerdepunkte klarlegen wollen, deren unverzügliche Beseitigung wir zu verlangen ein Recht haben.

Endlich müssen wir, wenn wir uns als politische Partei in Belgien auf gesetzlichem und konstitutionellem Boden konstituiren, zur Steuer der Wahrheit noch eine zwiefache Erklärung abgeben:

Erstens ist keineswegs unsere Absicht, dadurch, daß wir in die politische Thätigkeit unseres Landes eingreifen, uns von der internationalen Solidarität loszusagen, im Gegentheil, wir bieten unsern Brüdern aller Länder die Hand zum Bunde. Ferner wollen wir dadurch, daß wir uns der konstitutionellen Rechte und der zu unserer Verfügung stehenden gesetzlichen Mittel bedienen, keineswegs gesagt haben, daß wir die revolutionären Mittel für immer verwerfen und daß wir das Recht der Insurrektion (Volkserhebung) leugnen, dieses Recht dessen sich unsere Väter, die vlämischen und wallonischen Kommunalisten, so häufig bedient haben. Wenn man dem Volke auf alle seine Beschwerden und Proteste hartnäckig die Beseitigung der Ursachen seiner berechtigten Unzufriedenheit verweigert, dann bleibt ihm nichts übrig, als von jenem Rechte (der Insurrection) Gebrauch zu machen. Und die Geschichte hat uns gelehrt, daß die Revolution oft der letzte Beweisgrund des Volkes ist, ebenso wie die Kanonen der letzte Beweisgrund der Könige sind.

Für die Verwaltungs-Kommission:
Die Sekretäre
C. de Pape und E. Steens.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 18, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch C. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Redaction und Expedition
Berlin S.W.
Beuth-Straße 8.

6. Jahrgang. | Berlin, 1. März 1878. | Nr. 9.

Ein Engländer über Lessing.

III.

(S. Nr. 6 der „Wage".)

In der angeführten Schrift „Pope ein Metaphysiker" vom Jahre 1755 finden wir Spinoza erwähnt, und zwar in einer Weise, die noch jetzt auf viele vermeintliche Spinozisten, welche sich einen bequemen Katechismus der Pantheisterei aus dem holländischen Denker gemacht haben, wahrhaft verblüffend wirken muß. Lessing behauptet nämlich, daß „irrige Weltweise, welche Gott wirklich für die Seele der Natur gehalten, vom Spinozismus eben so weit abstehen, als von der Wahrheit". In Breslau kam er durch das Studium der Kirchenväter auf die Frage: Quid sit liquidum in causa christianorum, „was eigentlich an dem Christenglauben sei", von hier auf den „Theologisch-politischen Tractat" Spinoza's und so auf das philosophische System Baruch's selbst.

Herr Sime geht nun folgendermaßen zu Werke. Er notirt Lessing's scharfes und eben so richtiges Wort: Von allen Erklärern Spinoza's habe ihn Bayle am Wenigsten verstanden. Das ist von fundamentaler Bedeutung, da es leider scheint, als ob Leibniz seine Kenntniß Spinoza's ganz vorzüglich dem Bayle verdankt habe.

Sodann bespricht der Engländer den Aufsatz Lessing's aus dem Jahre 1763: „Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott". Es handelt sich um Centralmonade und Substanz. Streng logisch geht der Lessing'sche Gedankengang: Ich kann mir von den Dingen außer Gott keine Vorstellung machen. Der Beweis der Möglichkeit der Dinge ist schon vorweggenommen, da in Gott auch diese Idee vorhanden sein muß. Hat aber Gott diese Idee in sich, so ist auch das Ding in ihm, in ihm ist alles real. Oder hat die Wirklichkeit außer ihm etwas Unterschiedenes von der Wirklichkeit in seiner Idee? Abgeschmacktheit! Wenn aber in der Idee, welche Gott von der Wirklichkeit der Dinge hat, Alles enthalten ist, was in dieser Wirklichkeit außer ihm gefunden werden kann, dann sind beide Wirklichkeiten nur eine, und Alles, was außer Gott gesetzt wird, existirt in Gott. Oder welche Schranke hat das wirkliche Ding außer ihm, deren Ideal nicht in Gott wäre? Folglich ist dieses Ideal das Ding selbst. Zwei Ideale kann es doch nicht von dem Dinge geben. Wenn aber die Philosophen mit der Wirklichkeit außer

Gott sagen wollen: das Ding ist von Gott verschieden, warum sollen wir nicht sagen: die Ideen, welche Gott von wirklichen Dingen hat, sind die wirklichen Dinge selbst?

Augenscheinlich sind wir da bei der Substanz angelangt, welche die Dinge als ihre Manifestationen, als Contingenzen entläßt, setzt oder wie immer. Die Dinge sind die Gedanken der Substanz. Von der „Ausdehnung", bemerkt sehr treffend Herr Sime, ist keine Rede; die Monadentheorie ließ ja die ausgedehnten Dinge nur als „verworrene Vorstellungen", die Materie nur als die Grenze der Sinne gelten. Ebenso richtig ist der Satz: Wenn Gott (oder die Substanz) die Dinge denkt, wenn dieses Denken schaffen heißt: wozu sind dann die Monaden noch nöthig, was haben sie überhaupt noch zu thun? Die Energie der Substanz kommt ja für Alles auf. Da ist doch Spinoza allein consequent.

Ein anderes Fragment aus demselben Jahre 1763 behandelt den Streit über Leib und Seele. Mendelssohn hatte behauptet, die „prästabilirte Harmonie" zwischen den körperlichen Monaden und der höheren Geistermonade habe Leibniz von Spinoza entlehnt. Lessing erwiderte so fein als schneidig, Spinoza habe allerdings Leibnizen auf die Spur geholfen. „Denn Spinoza war der Erste, welchen sein System auf die Möglichkeit leitete, daß alle Veränderungen des Körpers blos und allein aus desselben eigenen Kräften erfolgen könnten", das brachte Leibnizen auf die Spur, alles Weitere aber verdankte er seiner eigenen Sagacität. Spinoza konnte ihm auch weiter nichts sagen, denn er glaubte ja nicht an eine „prästabilirte Harmonie"; für ihn „waren Leib und Seele ein und dasselbe Ding, welches man sich nur bald unter der Eigenschaft des Denkens, bald unter der Eigenschaft der Ausdehnung vorstelle. Was für eine Harmonie hat ihm dabei einfallen können? Die größte, wird man sagen, die, welche das Ding mit sich selbst hat. Aber heißt das nicht mit Worten spielen?" Leibniz hatte zwei verschiedene Dinge in Harmonie zu bringen; für Spinoza lag gar kein Problem vor. Aber wohlgemerkt, hier bringt Lessing auch die „Ausdehnung", das zweite Attribut der Substanz, herein. Es ist klar, auf wessen Seite sich Lessing stellte und in wie fern er mit Recht ein Spinozist genannt werden konnte. Die Substanz als schaffendes Denken, die Identität von Denken und Ausdehnung sind spinozistisch. Herr Sime merkt noch einen dritten Punkt an: die Theorie des Willens. Er beginnt damit, in Leibniz einen innern Widerspruch zu entdecken, wenn dieser im Gegensatz zu Spinoza den Willen für frei erkläre. Ganz klar ist, daß die „prästabilirte Harmonie" den freien Willen aufhebt; denn wenn die Vorstellungen der Seele mit den Bewegungen des Körpers immer übereinstimmen sollen, so muß beiden von Uranfang her ihr Weg vorgeschrieben sein. Das hatte auch Bayle richtig herausgefunden.

Entschieden schlug sich Lessing auf Spinoza's Seite, er war strenger Determinist und fühlte sich wohl dabei. Viele philosophische Kanarienvögel freilich, die mit einem kurzen Faden am Fuß herumflattern, schreien zur Stunde noch laut und überlaut von dem, was sie die „Freiheit des Menschen", sein „höchstes Gut", die Krone seiner göttlichen Natur, oder sonst wie nennen. Sie scheinen aber mit ihrer ganzen Logik den kurzen Faden zu übersehen, an dem sie zappeln, und nur den Beweis liefern zu wollen, daß gerade ihr Freiheitsgeschrei ein deutlicher Beweis

ihrer Unfreiheit ist. Wären sie frei von den Schrullen in ihrem Kopfe, von dem Vorurtheil, daß die Behauptung der Willensfreiheit die Menschen zur Tugend führe, ginge ihnen die Einsicht auf, daß wir an die Entwickelung unserer „Vollkommenheiten", an die Beobachtung des „Gesetzes" als „moralische Wesen" gebunden sind, daß nur der frei ist, der sich außerhalb des Gesetzes bewegt: so würden sie dem Gedanken dieser Freiheit ernstlich mißtrauen lernen, und ihren Lockgesang auf's Eheste einstellen.

Es ist eine Freude zu lesen, wie unser Engländer Lessing's Bemerkungen zu den „Philosophischen Versuchen" des von ihm so innig geliebten jungen Jerusalem wiederholt: „Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beste muß." Und das Wort Nathans zum Derwisch, fügt Sime hinzu, „Kein Mensch muß müssen", heißt nichts Anderes als: Der Mensch muß sich nicht durch äußere Anlässe bestimmen lassen, sondern durch innern Impuls, zur Verherrlichung seines wahren Wesens. Es komme auf den oft unberechenbaren Charakter des Menschen, auf die plötzlichen Verhältnisse an, in welche dieser Charakter gestellt würde. Aber in allen Fällen sei nichts Willkürliches im Betragen des Menschen. „Die Handlungen der Menschen folgen einander in eben so bestimmter Ordnung wie die Vorfälle in der physischen Welt; aber die Ordnung jener ist viel complicirter und subtiler und deßhalb viel schwerer zu entdecken und zu erklären."

Aber, hat man gesagt, wie konnte eine so energische Natur, nämlich Lessing, sich mit dem Gedanken der Nothwendigkeit vertragen? Das ist gerade eine Theorie für energische Naturen, antwortet Herr Sime. „Wären wir nicht sicher, daß Feuer brennt oder ob das Wasser bergauf fließt, so würde jedes Handeln sofort aufhören. Es wäre nutzlos etwas zu thun, gäbe es keine Ordnnng in der physischen Welt. In der geistigen Welt ist sie nicht weniger nothwendig. Als Kinder beginnen wir mit einem ganz ungeformten Willen und das höchste Ziel moralischer Erziehung ist, ihm eine bestimmte Richtung auf's Gute (die gebundene Marschroute) zu geben. Wir wissen, daß gewisse Impulse zu gewissen Handlungen führen, und deshalb spornen wir einige Impulse, während wir andere abschwächen. Und indem wir dem besten Gesetze folgen, das wir kennen, können wir nach größerer Belohnung ausschauen, als daß wir unsere köstlichsten Sympathien und Strebungen vertiefen? Wir würden es Niemanden Dank wissen der uns sagte, daß es in unserer Macht steht zu rauben oder zu betrügen; ein ordentlicher Mensch hat diese Macht nicht, und er entbehrt sie mit Vergnügen." Nein, wir haben keine Wahl, der Wille des Einzelnen ist gebunden wie der Wille ganzer Geschlechter und der Geschichte selbst. Die aber in der heutigen Rückläufigkeit alles menschlichen Treibens, aller Männlichkeit des Entschlusses und Aufrichtigkeit der Gedanken, die Moral von der Willensfreiheit psalmodiren, nehmen sich weit eher als die Klageweiber im Hause eines Todten aus, denn als die Herzens- und Nierenstärker des Volkes in der Wüste. Sie predigen gerade die Freiheit, die sich der böse Genius des Volkes genommen hat und noch nimmt, das Rechte nicht mehr zu wollen, anstatt der Gemeinde zuzurufen: Du mußt wieder wollen, du mußt aufhören frei zu sein, du mußt den Zwang der Gerechtigkeit als dein süßestes Joch wieder auf dich nehmen!

Wenn der Lebenslauf des Einzelnen nach einem Gesetze verläuft, so muß ein solches Gesetz auch wohl in der Menschheit herrschen und die Geschichte müßte dieses Gesetz aufweisen. So ungefähr läßt Sime seinen Helden von der Philosophie und Moral zur Geschichtsbetrachtung, zur „Erziehung des Menschengeschlechts" übergehen. Und man muß sagen, daß dieser Gedanke, der an die „Ontogenese" und „Phylogenese" der Naturforscher erinnert, recht fruchtbar gemacht werden könnte. Die „Seelenwanderung" z. B., deren spekulative Betrachtung bei Lessing wieder auf Leibniz'schem Grund und Boden stattfindet, von der es einem Spinozisten gar nicht einfallen kann zu reden, erhält durch die Verbindung des Einzelnen mit seinem Geschlechte die Bedeutung eines sinnvollen Symbols.

Wie im organischen Prozeß jedes neue Glied die Summe aller früheren Errungenschaften „und noch etwas mehr" erlangte, so macht auch der einzelne Mensch den Prozeß aller seiner Ahnen durch, ererbt deren „Vollkommenheiten" und erwirbt im geistigen Kampf um's Dasein „noch etwas mehr" dazu. Die Seele des Urvaters ist gewandert, und vom Urenkel wandert sie wieder auf dessen Urenkel. Was aber bei den Einzelnen nicht so genau zu verfolgen ist, weil da Verkümmerungen und Rückbildungen eintreten können und vielfach wirklich eintreten, wobei die höchste Monade, der Geist, sich sogar wieder ins Organische zurückverlieren kann: das ereignet sich geschichtlich in viel reinerer und deutlicherer Weise. Die Seelen der Geschlechter und der Völker wandern, und in aufsteigender Richtung haben die Kulturvölker die Seelen ihrer Vorgänger in sich aufgenommen und „noch etwas mehr" dazu gethan. „Daß Lessing den Fortschritt überhaupt entdeckte und so etwas formulirte was sich einem Gesetz des Fortschritts näherte, ist einer der größten Dienste, die er dem modernen Gedanken geleistet hat." — „Seine Theorie des Fortschritts des Geschlechtes mag wahr sein, aber was zeigt uns an, daß jedes Individuum in seinem Sinne durch alle Etappen jenes Fortschritts hindurch muß?"

Ausgezeichnet ist schließlich Herrn Sime's Erörterung von Leibnizen's „bester Welt", zu deren Vertheidiger sich auch Lessing aufwarf, und zwar so entschieden, daß er sein Bedauern darüber aussprach, diese Lehre immer die Leibniz'sche nennen zu hören, weil ja doch jeder denkende Mensch keine andere annehmen könne. Und wunderbar, fügen wir hinzu, ist wieder die Lessing'sche Art der Beweisführung, welche hier, wie bei so manchen anderen Gelegenheiten die Unzulänglichen aufs Eis geführt und zum Stolpern gebracht hat. Lessing geht nämlich von Spinoza's göttlichem Denken aus und sagt: Gott könne seine Vollkommenheiten in unendlich mannichfacher Weise denken; es hätte daher eine unzählige Menge von Welten geben können, wenn Gott nicht immer das Allervollkommenste dächte und deßhalb unter den möglichen Welten nicht die vollkommenste gedacht, d. i. geschaffen hätte. Man kann noch heute einen Preis darauf setzen, wenn Einer bündig erkläre, was Lessing sich mit seinem scharfen Verstande dabei gedacht.

Daß diese vollkommene, beste Welt für ihn nicht gut und daher unvollkommen war, das wissen wir aus Lessing's Leben und aus Worten, die an Bitterkeit nicht zu übertreffen sind: Glücklich wer die Menschen nur aus Büchern kennt! Es giebt Philosophen die das Leben als eine

Strafe betrachten; daß aber der Tod eine Strafe sei, das konnte ohne Offenbarung nicht in den Kopf eines Menschen kommen, der seine Vernunft gebrauchte.

„Ein Mann", sagt Herr Sime, „von so umfassendem Mitgefühl (man denke an sein Verhältniß zu Moses Mendelssohn, zu Ewald Kleist, zu seiner Braut und Frau, zu dem jungen Jerusalem) und so edler Humanität schleuderte doch bisweilen den Schrecken in die Herzen seiner Freunde durch die unbegreifliche Bitterkeit seines Lachens. Jacobi schrieb nach seinem Besuche: Ach, nach solch einem Lachen kann unser theurer Lessing nicht mehr lange leben, wir werden ihn gewiß bald verlieren. — Und doch waren das nur vorübergehende Anwandlungen; er war zu stark, zu groß, auf vorübergehende Anwandlungen eine pessimistische Philosophie zu gründen. Was er auch immer duldete, was er Andere dulden sah, er gestattete keinem Dinge die centrale Ueberzeugung seines Lebens zu erschüttern." Ach ja, Lessing war kein modischer „Gründer".

„Unter der Welt verstand er mit Leibniz die Gesammtexistenz, und er glaubte es könne ganz wohl sein, daß das Unglück des Individuums die Wohlfahrt des Universums bedeute. Zu dem hatte er den Trost, daß die beste der möglichen Welten nicht eine solche ist, in welcher alles stationär bleibt. Ihr Gutsein für den Menschen besteht seiner Ansicht nach in der Thatsache, daß das Geschlecht langsam aber consequent vorwärts schreitet, die Natur durch Unterwerfung unter ihre Gesetze erobert, und in letzter Instanz sogar Thorheit, Schwäche und Verbrechen zum Pfade für Güte, Stärke und Weisheit macht. . . . Es liegt ein unauslöschliches Verlangen in gewissen Geistern hohen Ranges nach irgend einem Anzeichen, daß nicht umsonst ist dieses große Schauspiel menschlichen Ringens und menschlicher Ermattung, daß ein Sinn liegt in dem unaufhörlichen Evolutionsproceß, daß es irgend eine weit, weit entfernte Lust giebt, an der wir vielleicht nicht theilhaben werden, die aber die ungeheure, geheimnißvolle Zucht werth sein wird, durch die sie vorbereitet wurde."

Herr Tyndall wird ersucht, wenn er wieder mit Emphase schreiben will, bei seinem Landsmann Sime vorher in die Schule zu gehen.

„Daraus folgt nicht," fügt das eben so weise wie begeisterte Scholion hinzu, „daß Lessing das Erforschen von Endursachen hinter den Erscheinungen der Welt billigte. Darin stand er unzweifelhaft auf Spinoza's Seite, nicht bei Leibniz. Wenn wir selbst annehmen, daß wir berechtigt sind vom Universum als einem planmäßigen zu reden, so muß dieser Plan weit über unsern Horizont gehen (o Immanuel, wie du in alle Poren gebildeter Menschheit dringst!) und daß es die höchste Anmaßung ist erforschen zu wollen, welchen Bezug diese oder jene Thatsache auf ihn haben mag. Die Thatsache ist da, sie ist das Ergebniß einer wissenschaftlichen Reihe, die wir erforschen können; und wenn wir diese Reihe aufgefunden haben, so müssen wir uns damit zufrieden geben. . . . Er kannte genau den Werth der menschlichen Vernunft, aber er wußte auch, daß wir ihrer Bedeutung Gerechtigkeit widerfahren lassen können, ohne sie mit der absoluten Wahrheit zu identificiren."

„Ganz in seiner Weise sprach er zu Jacobi . . . . ." Doch wir werden sehen, was er zu Jacobi sprach. Es handelt sich noch um das Schlußresultat. Herr Sime begnügt sich mit der objectiven Darstellung:

von Wolf zu Leibniz, dann Spinoza, und endlich Spinoza-Leibniz oder Leibniz-Spinoza. Vielleicht läßt sich das übersichtlich zusammenfassen, zu einer Concordanz zwischen Leibniz und Spinoza, wie sie weder dem Einen noch dem Andern persönlich zum Bewußtsein gekommen ist. Vielleicht hauste in Lessing die geistige Monade, welche die Leibniz'sche gewesen, und „noch etwas mehr"; oder die Substanz, die aus Spinoza in ihn gefahren war, und wieder „noch etwas mehr". —

Die Berechtigung des Theismus vom Standpunkte der Seelenfrage.

Von Julius Duboc.

(Fortsetzung.)

Die nähere Anwendung dieses Princips der Erweiterung und Steigerung macht Fechner gleich darauf in folgender Weise. Er erinnert daran, wie in der ganzen Natur der höhere Geist stets von einem höher entwickelten Organismus getragen werde und ihn so zu sagen mit sich höher emportrage. So werde denn der weiteste und höchste Geist von den weitesten und höchst entwickelten Organismus getragen werden; das sei die Welt selbst, nicht die unorganische, sondern die ganze, mit dem Ursprung und allen Geschichten und Geschicken der Völker. Und weiter: blicken wir hinein in uns, so finden wir: mein Auge sieht nichts von dem, was mein Ohr hört und umgekehrt, jeder Sinn ist gegen den anderen abgeschlossen, doch alle gemeinsam aufgeschlossen gegen meinen ganzen Geist. Er weiß zugleich um Alles, was Aug' und Ohr und alle anderen Sinne in mir einzeln wissen. Und so in derselben Richtung weiter gesteigert, gestaltet sich uns auch das Verhältniß Gottes zu den übrigen Geistern, die alle gemeinsam gegen ihn aufgeschlossen sein werden. „Er wird zugleich um Alles wissen, was sie einzeln wissen und noch mit unendlich höheren Beziehungen darüber greifen."

„Oder glauben wir noch nicht an Gott?" — schaltet Fechner hier ein und er verweist auf sein Princip „zur Unterstützung und Ergänzung, wenn die anderen Principe ihre Kraft versagen sollten." Was uns an die Seele unserer Nebenmenschen und an die Seele des Wurmes glauben läßt, kann uns in rechter Erweiterung und Steigerung an die Seele des Ganzen, dessen Sprossen und Theile wir alle sind, glauben lassen."

In dem Nächstfolgenden eröffnet sich die Aussicht auf ein Jenseits. Das Princip der Erweiterung und Steigerung des erfahrungsmäßig Gegebenen dient auch hier als Handhabe — nur daß freilich manchmal schon ein ziemlich kühner Griff dazu gehört, um die Handhabe zu packen. So ergiebt die Thatsache, daß der Mensch im Lauf der Jahre seinen Leib wechselt und von einer Lebensstufe auf die andere steigt, in Erweiterung und Steigerung die Aussicht, daß der Tod nur ein rascherer Wechsel des Leibes und das schnelle Ersteigen einer neuen Lebensstufe sei — die Thatsache, daß die Seele das bewußte Princip und Band eines Kreises von körperlichen Thätigkeiten ist, die steigen nnd sinken, sich ausbreiten und da und dorthin wandern, ergiebt, erweitert und gesteigert die Aussicht, daß wie die Seele in dieser Weise schon diesseits in einem kleinen Theil des großen Ganzen wandert, sie im Tode nur in einen größeren Theil desselben hinüberwandern und fortan freier in

demselben sich bewegen wird — die Thatsache, daß jeder Theil unseres Leibes — wenn's nicht zuviel auf einmal ist — zerstört werden kann, ohne unsere Seele zu zerstören, sofern der übrige Leib noch seine Mittel der Vertretung hat, eröffnet die Aussicht, daß auch bei Zerstörung unseres ganzen Leibes unsere Seele nicht sterben, ja nicht leiden wird, indem der größere Leib, deß unser Leib ein Theil, wie unsere Seele ein Theil der Seele dieses Leibes, auch Mittel der Vertretung zu ihrer Erhaltung haben wird — die Thatsache endlich, daß wenn eine Empfindung z. B. des Sehens, in uns aufhört, für die Empfindung die Erinnerung der Empfindung eintritt, sich mit den Erinnerungen anderer und früherer Bilder begegnet und an einem neuen höheren Reich der Begriffe und Gedanken weben hilft, eröffnet die Aussicht, „daß auch, wenn unser ganzes Leibesbild erlischt und seine Stoffe, Säfte, Kräfte wieder in den großen Leib zerstieben, der sie erst hergegeben, ein Erinnerungsnachklang dieses Lebens in das Leben des Geistes eintreten wird, der zu unserm Leibe die Seele gegeben hat, und mit den Nachklängen aller andern und früher heimgegangenen Menschen, d. h. ihren jenseitigen Seelen, das höhere Leben dieses Geistes wird weben helfen."

Aber das sind doch alles Hypothesen, — läßt Fechner hier sich einwerfen, — „du bauest eine Hypothese auf die andere; deine Hypothese des Jenseits auf die Hypothese, daß die Welt um uns der Leib eines Geistes und unser Leib ein Theil von seinem Leibe und unser Geist ein Theil von seinem Geiste" und er antwortet: „So ist es; nur daß die Gesammtheit dieser Hypothesen aus einem Princip fließt, was keine Hypothese. Daß sie sich aber wechselseitig untereinander stützen, vermindert nicht, sondern vollendet ihren Halt."

Begleiten wir unsern Philosophen noch eine kleine Strecke Wegs weiter. Wie stellt sich unsere Freiheit und Selbstständigkeit zu der Annahme, daß wir Theilwesen Gottes sind? Fechners Meinung erhellt vielleicht am besten aus dem folgenden, von ihm gebrauchten Bilde. Er vergleicht Gott mit der obersten Stufe einer Treppe und meint, man setze die oberste Stufe der Treppe gegenüber, wenn man den göttlichen Willen abgesondert dem geschöpflichen gegenüberstelle. Damit sie eine höchste sei, müsse sie vielmehr noch tiefere Stufen derselben Treppe unter sich haben. Die menschlichen Willen unter dem göttlichen Willen im göttlichen Geiste sind diese niederen Stufen. „Was unser Trieb gegen unseren unvergleichbar höheren Willen kann, wird unser Wille gegen Gottes unvergleichbar höheren Willen können, trotzdem daß er desselben Geistes ist. Hiermit hat aber unser Wille die Freiheit, die man für ihn außer Gott sucht, ebenso gut in ihm." Das Endresultat ergiebt. „Und also ist auch unser Wille, wenn er schon immer Gottes bleibt, doch nicht der Wille Gottes und Gottes Wille nicht der unsere, obschon der unsere wohl zu Gottes Willen stimmen kann und soll." Hiermit löst sich aber auch eine andere anscheinende Schwierigkeit. Denn ist unser Wille nicht der Wille Gottes, sondern etwas tief unter Gottes Willen Stehendes, so ist auch unsere Sünde nicht die Sünde Gottes, da Sünde eines Wesens Sache des Willens dieses Wesens ist. Also wird Gottes Heiligkeit auch nicht dadurch verletzt, daß er mit unseren Geistern auch unsere Sünden und Unvollkommenheiten in sich hat.

Besonders beachtenswerth ist endlich noch die Stellung der Fechner'schen Gottesauffassung zu dem positiven Uebel und Leiden in dieser Welt. „Das Uebel besteht; es geht umher wie ein brüllender Leue und es hilft nichts, die Ohren davor zu verstopfen und die Augen davor zu verschließen.“ Wie aber kam, trotz Gott, das Uebel in die Welt und diese ungeheure Arbeit, es erst wieder zu heben, zu tilgen, zu versöhnen?“ Fechner eignet sich weiterhin alle die Einwendungen an, die der gesunde Menschenverstand von jeher auf Grund eben des Bestandes der Menge von Leiden und Uebeln aller Art gegen die Annahme eines obersten allmächtigen, allweisen und allgütigen Lenkers der Dinge erhoben hat, er verwirft alle die bekannten Erklärungen des theologischen Scharfsinns über diese Materie als unzulänglich und unlogisch nnd begründet eben damit seine Ansicht, daß der allgemeine Grund des Uebels unabhängig zwar nicht von Gott, aber von seinem Willen besteht, sein Wille vielmehr nur die Tendenz, es immer mehr zu bessern verfolgt und daß er dazu eine schließlich Alles besiegende Gewalt hat, „nicht im Augenblick, nicht über jedes Uebel einzeln — vielmehr unendlich wie er ist, erst in der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit am ganzen Zusammenhang dessen, was darin ist.“ Fechner läßt also die Voraussetzung der bodenlosen Allmacht Gottes, wie er sich ausdrückt — fallen, um dem Dilemma, aus dem er sonst kein Entrinnen sieht, des Widerspruchs der Welt, wie sie einmal beschaffen ist, mit einem allgütigen und allmächtigen Lenker zu entgehen. Nun gestaltet sich ihm das ganze Bild der Weltordnung wesentlich anders als es sich uns nach den gewöhnlichen theologischen Voraussetzungen darstellt. Gott leidet mit uns und Gott überwindet unser Leid und Uebel in sich. „Sind alle Geschöpfe in Gott, so fühlt Gott in sich das Uebel Aller, moralisches, physisches, es trage welchen Namen es immer will, darunter meins, und würde es als eigenes Uebel fühlen, wenn nicht seine Güte und Befriedigung eben in der zusammenhängenden Auflösung alles dessen, was er in unteren Gebieten seines Wesens als disharmonisch fühlt, bestände und sein darauf gerichtetes Trachten nicht die Gewißheit der Erfüllung in sich trüge. Er kann mein Uebel nicht gleich heben, er kann es auch nicht einzeln heben, aber er kann es einstens heben, er kann es mit anderen durch die zusammenhängende Verwendung seiner Mittel endlich und er muß es endlich heben, denn sonst bleibt es seins. Einen festeren und zugleich stärkeren Trost giebt es nicht im schlimmsten Leiden und ich denke mancher Zeit, in der ich ihn gefunden.“ Daß aber dem Uebel in der Welt in der That nicht Sieg, nicht Beharren, sondern Unterliegen zubeschieden ist, auch das liest Fechner mit Zuversicht aus den Thatsachen der Natur wie aus denen der Geschichte. „Hat sich das Chaos doch schon in der Pracht des blauen Himmels, der leuchtenden Sterne, der blühenden Erde geklärt; die christlichen Ideen haben über das rohe Heidenthum gesiegt; die Torturen des Gerichts bestehen nicht mehr, vielleicht werden im Fortschritt der Dinge einst auch die Torturen der Natur gemildert werden oder aufhören. Blickt auf das Ganze und der Fortschritt ist doch sichtbar.“

Ich unterbreche mich hier in dem Versuch die Hauptgesichtspunkte der Fechner'schen Welt- und Gottesauffassung vorzuführen. Wer seine Lehre von der Beseelung der Gestirne im Einzelnen verfolgen will, hat den Zend-Avesta des Verfassers vorzunehmen; im Umriß findet er sie

in der mehrerwähnten Schrift: „Ueber die Seelenfrage" vorgetragen. Diese Lehre bildet allerdings einen sehr charakteristischen und frappanten Bestandtheil des ganzen Systems, aber sie ist eben im Zusammenhang des Ganzen weniger barock als sie so losgerissen erscheint. Auch treten wesentlich dieselben Argumente der Analogie, der Ergänzung, der Abstufung u. s. w., die wir schon bei der Pflanzenseele kennen gelernt, auch hier wieder auf, nur natürlich in etwas anderer Wendung. Bei dem ersten Argument handelt es sich wiederum um den Nachweis, daß die allgemeinen Zeichen der Seelenanlage sich auch bei der Erde — um bei dieser stehen zu bleiben — „nur in höherem und strengerem Sinne" wiederfinden, daß die Erde als ein Leib zu betrachten ist u. s. w. Grade hinsichtlich dieser für die Fechner'sche Auffassung natürlich entscheidenden Punkte ist seine Argumentation aber von einer complicirten Feinheit der Durchführung, daß sie, um zu ihrem Recht zu kommen ihres hier nicht wiederzugebenden Details nicht entkleidet werden darf. Uebrigens liegt das Verhältniß bei der Pflanze und der Erde nicht ganz analog. Die Pflanze hat durchaus kein Nervensystem und Centralorgan. Von der Erde läßt sich auf Fechner'schem Standpunkt (da dasselbe unser Inbegriffensein in einen Geist der Erde einschließt) aber behaupten, daß dasselbe Gehirne und Nervensysteme in sich trägt, nämlich unsere. Die Nervenstränge, welche im Menschen dazu dienen, die Ganglienkugeln zu Ganglien und die Ganglien selber zu verbinden ersetzt Fechner durch die Aetherschwingung oder vielmehr er stellt die Vermuthung (da das positive Wissen hier endet) auf, daß eben diese Aetherschwingung, „dieselbe, die auch die Sonnen verbindet, und theils frei, theils an die Schwingungen des Wägbaren sich kettend, mit jedem Blicke, Worte, jeder Begegnung und Handlung zwischen Menschen hin und wieder geht aus dem einen Nervensystem in das andere, die Regung von Empfindung und Gedanken übertragend" das eigentlich Verbindende der Ganglienkugeln ist. Warum sollte sie denn nicht zwischen den Nervensystemen in einem größeren Systeme vermitteln können, was sie innerhalb des menschlichen vermittelt und trägt? Die Nervenstränge erscheinen Fechner nur wie Röcke, die von der beseelten Schwingung draußen abgelegt werden, um sich freier zu bewegen. „Ist ein Mensch weniger beseelt, wenn er den Rock auszieht, um sich freier zu bewegen? .... Der Materialist ist der größte Mystiker, indem er an eine mystische Kraft glaubt, welcher die Aetherschwingung im Menschen zum Träger bewußter Empfindung befähigt, draußen nicht befähigt." Ebenso versucht Fechner der Erde ein Centralorgan durch Vergleichung mit dem „Oberraum" derselben, in welchen sich das ganze bewußte Leben, (Staat, Wissenschaft, Kunst, Handel u. s. w.) verhältnißmäßig noch viel enger und strenger wie beim Menschen zusammengezogen habe, nachzuweisen. So gelangen wir denn endlich zu einem gottbeseelten Gestirn, einem Geist der Erde, die als höhere Individualität unsere Individualität in sich begreift, während sie selbst wieder in Gott inbegriffen ist. Die Psychologie des Geistes kann in demselben Sinn wie unsere eigene Psychologie als Erfahrungslehre gefaßt werden, da unsere eignen Geister Theilwesen des höheren Geistes sind und der äußere Verkehr unserer Geister ein Theil des inneren Verkehrs des höheren Geistes ist.

Als den weitesten Schritt in der Fechner'schen Scala, die also von der eignen menschlichen Beseelung ausgehend über Thierseele, Pflanzen-

seele, Seele der Gestirne zur Weltseele gelangt, wird man geneigt sein den letzten anzusehen, da bei „Welt“ uns jede einheitliche gegenständliche Zusammenfassung, wie sie jeder einzelne Weltkörper noch repräsentirt, entschwindet. Wir stehen hier eben wieder an der Grenze unseres Vorstellungsvermögens und es bliebe nur etwa übrig, um den **Leib** einer Weltseele zu schaffen, die Weltkörper als Theile desselben anzusehen, soweit diese unlängliche, aber uns unentbehrliche Formel hier noch anzuwenden ist. Daß Fechner selbst die Vorstellung eines Weltleibes nicht Preis zu geben im Stande ist, geht schon aus dem folgenden Satz hervor (Ueber die Seelenfrage S. 191.): „Nachdem es über den Weltkörpern keinen Körper mehr giebt, der eine Seele spiegelt, so giebt es doch noch die Welt darüber, die eine Seele über den Seelen aller ihrer Körper spiegelt; nur statt einer individuellen Seele neben individuellen Seelen eine einzige, die alle zugleich unter sich und in sich hat.“

Denn indem er von einer Welt redet, „die eine Seele spiegelt,“ dies aber bisher immer auf das Verhältniß des Leibes zum Seelischen bezogen worden ist, werden wir unvermeidlich vor die Vorstellung eines Weltleibes geführt. Die **Weltordnung**, die sich aus allem Vorhergegangenen für unseren Denker ergiebt, ist aber so beschaffen, „wie sie der Voraussetzung eines guten Geistes, der die Welt nach Gesetzen in der Richtung auf Zwecke im Sinne von Ideen regiert“ entspricht und damit ist also das characteristische Moment jedes Theismus ungeschwächt und unversehrt aufrecht erhalten.

Wenn ein so geistvoller Denker wie Fechner seine Ansichten öffentlich vorträgt und dabei zu Behauptungen kommt, die wie seine Lehre von der Beseelung der Gestirne den Voraussetzungen des Zeitbewußtseins gradezu ins Gesicht schlagen, die denselben, flüchtig gemustert, einfach absurd erscheinen müssen, so theilt sich das Publikum gewöhnlich in 2 Hälften. Die eine begnügt sich damit wie der erste Bediente im Wallenstein nach der astrologischen Auseinandersetzung des Seni auszurufen: „Der Narr!“ die andere, gutmüthiger und weniger rasch entschlossen, erwiedert wie der dritte Bediente: „Ei, laß ihn doch! Ich hör' ihm gerne zu, denn mancherlei doch denkt sich bei den Worten.“

Ich bin nun der Ansicht, daß mit diesem superioren Bedienten-Bewußtsein gar keine sonderliche Ehre einzulegen ist und eigne mir dasselbe daher nicht an. Dem Tiefsinn des Weltalls gegenüber ist mir jeder tiefsinnige Erklärer willkommen, wenn er nur wirklichen, nicht gemachten, nicht wortspielenden, effecthaschenden, phrasenstelzenden Tiefsinn vorbringt und wenn er nicht zu denjenigen Naturen gehört, denen gewisse Probleme wie Wein zu Kopf steigen und die dann im Rausche Berauschtes denken. Fechner ist ein Denker von wirklichem Tiefsinn. Seine Weltauffassung bewährt dabei eine gewisse **Sinnestreue**, um mich so auszudrücken, und er darf ihr zum Ruhme nachsagen, wie er dies an einer Stelle mit einigem Selbstbewußtsein thut, daß sie weder mit Hegel das Göttliche in den Begriff verflüchtigt noch mit Schelling es in unklare Mystik verhüllt noch mit Herbart es in ein Heer von Punkten zerstäubt. Jedenfalls faßt er das Verhältniß der Materie, der Natur zum Geist so, daß er sie für eine immanente Bedingung seines Daseins hält und damit ist er uns, wie weit er sich auch sonst in seinen Schlüssen versteigt, befreundeter und homogener als es diejenigen sind, welche die

Materie gewissermaßen aus dem Geist herausfallen lassen oder dieselbe wie ein nachgeborenes Product des Geistes behandeln*).

(Schluß folgt.)

Aus San Marino.

Für Gustav Rasch, der nun sein letztes Gasthaus erreicht hat, ist schnell ein Anderer in die Reiseschuhe gesprungen. Der als Uebersetzer, als Verfasser von Reisehandbüchern wohlbekannte „k. dänische Kammerrath" Jonas hat sich nun ebenfalls der Specialität zugewendet, Land und Leute, wo sie in kleinem Rahmen eine gewisse Einheit darstellen, die aber eben des kleinen Umfanges wegen bisher besonderer Würdigung entging, zum Gegenstand einer Studie zu machen. Er hat seine Wahl, wie uns dünkt, glücklich, auf die kleine Republik San Marino gelenkt, die als Curiosität immerhin des Ansehens werth ist. Neben dem Vatikan bildet sie gegenwärtig das einzige noch nicht geeinte Stück Italiens, nur die Ursachen dieser Isolirung sind nahezu entgegengesetzt denen der Papstesburg: Sitteneinfalt, Beschränkung auf das bescheidenste Maß internationaler Geltung machen das kleine Gebiet wenig begehrenswerth und gar nicht bedenklich. Ueber das äußere Werden des Freistaates seit Beginn des 13. Jahrhunderts möge der Leser aus dem gefällig geschriebenen Büchlein selbst sich unterrichten („Ein wahres freies Volk. Eine Studie über die Republik San Marino, von E. Jonas. Mit Karte. Wien, Hartleben."), wir beschränken uns hier auf einige, die inneren Zustände betreffenden Stellen:

„Die Beziehungen zu dem jungen Großstaate Italien sind die freundlichsten, die man sich nur denken kann, und hatte San Marino an dem jüngst so plötzlich gestorbenen König Victor Emanuel einen treuen Freund, einen wahren Schirmherrn und Verbündeten gefunden, wie es auch einen solchen an dem jungen König Umberto finden wird.

Ohne sich etwas an seiner Unabhängigkeit zu vergeben, bringt der Große Rath von San Marino nothwendig werdende Neuerungen im Einklange mit der im benachbarten Königreiche herrschenden öffentlichen Meinung, in Uebereinstimmung mit den dortigen Gesetzen, zur Ausführung.

Seitens der italienischen Regierung werden dagegen die Verfügungen und Beschlüsse des Großen Rathes regelmäßig und alle Maßregeln anerkannt, die derselbe zum Wohl des kleinen Landes beschlossen hat.

Zu Anfang des vorigen Jahres ist zwischen dem Großen Rathe von San Marino und der italienischen Regierung das Uebereinkommen getroffen worden, eigene Postmarken einzuführen. Es war dies von jeher, als ein fernerer Beweis ihrer staatlichen Unabhängigkeit, der sehnlichste Wunsch der Bevölkerung gewesen, die sich bisher der Postmarken der jedesmaligen benachbarten Landesregierung bedienen mußte. Aber die mit einer derartigen Neuerung verbundenen Kosten mögen den Rath

*) Oder auch als Durchgangsstufe des Geistes. So Herr v. Hartmann in einem naturphilosophischen Elaborat (Geist und Natur. Gegenwart Nr. 12, 1877.): „Vom Geist durch die Natur zum Geist. Die Natur ist bloße Durchgangsstufe, bloßes Mittel ohne selbstständige Bedeutung".

veranlaßt haben, die Verwirklichung dieses Wunsches bis auf Weiteres auszusetzen.

Vor langer Zeit trug man sich schon in San Marino mit dem Wunsch nach einem eigenen Münzsystem; nach der Einigung Italiens adoptirte man das Münzsystem des letzteren Staates und bereits seit 1864 — nachdem die die Republik umgebenden päpstlichen Provinzen an Italien gelangten — besitzt die Republik eigene Münzen, und zwar Kupfermünzen zu 5 Centesimi, und seit dem Jahre 1875 solche zu 10 Centesimi. Wie wir hören, werden binnen Kurzem auch Silbermünzen zu 1 Lire und 50 Centesimi geschlagen werden, wozu die Stempel bereits vollendet sein sollen. Ein Umstand, der viel dazu beitrug, daß die gegenseitigen Handels- und gewerblichen Beziehungen sich von Jahr zu Jahr gehoben haben.

Mit seltenem Takt erkannte San Marino — früher als alle anderen Staaten — die Schädlichkeit des Hazardspieles. Es schloß unbarmherzig alle Spielhöhlen, welche im Laufe der letzten Jahre in der Vorstadt Borgo entstanden waren, und säuberte den Staat von diesen unreinen Elementen. Dies ist umsomehr anzuerkennen, als dem Staatsschatze ungewöhnlich hohe Summen seitens der verschiedenen Spielbank-Pächter angeboten wurden, wenn die Behörden San Marinos das Spiel in ihrem Lande dulden würden. Der Senat versammelte sich verschiedene Male, um über die Angelegenheit zu berathen, und Einzelne traten sogar für die Sache ein, um dem an und für sich armen Ländchen Geldeinnahmen zu schaffen, die dann zu öffentlichen oder sonstigen staatlichen Zwecken verwendet werden sollten; — aber es kam zu keiner Einigung.

Die Agenten der betreffenden Pächter wandten sich dann an die einzelnen Senatoren und boten ihnen ungeheure Summen an, wenn sie für die Einführung der Spielbanken stimmen würden. Mit echt republikanischer Gesinnung und hoher Weisheit widerstanden jedoch alle einzelnen Mitglieder der Regierung den Versuchern; ja, man berieth sich sogar anfangs, ob man die betreffenden Agenten nicht wegen des Bestechungsversuches verhaften und vor Gericht ziehen sollte. Nur auf Anrathen der italienischen Regierung, bei der man sich in dieser Sache Raths erholte, ließ man die Angelegenheit fallen und verwies die Versucher aus dem Lande.

Wie und wann die gegenwärtige Verfassungs-, resp. Regierungsform eingeführt worden ist, kann nicht mehr genau festgestellt werden. Jedenfalls entwickelte sie sich allmählich im Laufe der Zeit, den Verhältnissen und der Einwohnerzahl sich anpassend.

Wie der Geschichtsschreiber Delfico angiebt, müssen die Urväter von San Marino auf den Gedanken gekommen sein, daß eine einzelne Person als Regent eines freien Volkes nicht so gut sein könne, als wenn es zwei sind, die sich über die verschiedenen Bedürfnisse und Wünsche des Landes berathen können.

Es wurden daher in der ersten Zeit immer die zwei ältesten Familienväter als Consuln (Senatoren) gewählt und ihrem Ausspruch unterwarfen sich alle anderen Angehörigen der damals noch kleinen Niederlassung.

Später, als die Bevölkerung zunahm und ihre Besitzungen vom Titanischen Berge aus dem Flachlande zu sich immer mehr ausdehnten,

versammelten sich, wenn irgend ein wichtiger, das allgemeine Wohl betreffender Gegenstand zu verhandeln war, alle Familienväter oder die die Familie vertretenden ältesten Söhne und hielten dann ihre Berathungen. — Diese aus Familienvätern zusammengesetzte Versammlung führte damals den Namen „Aringo" und hatte dieselben Befugnisse wie der heutige Senat.

Aber schon im 14. Jahrhundert wurde diesen Versammlungen ein anderer Name, der „Große Rath" (gran consiglio generale) beigelegt und die Anzahl der Mitglieder auf sechzig festgesetzt.

Von dieser Zeit an wurden diese sechzig Ausgewählten „Principi" (Landesherren) genannt und in drei Abtheilungen zu je 20 Personen getrennt. Die erste Abtheilung bestand aus den sogenannten „Patriciern", dem ältesten Adel. Zu der zweiten Abtheilung zählten die „Cittadini", das heißt die „Bürger" der Stadt und der Vorstadt (Borgo). Obwohl die ländlichen Grundbesitzer den weitaus größten Theil der Bevölkerung ausmachen, so haben sie in dieser Versammlung auch nur zwanzig Vertreter, welche „Possidenti di Campania", d. h. „ländliche Grundbesitzer" heißen.

Diese aus 60 Mitgliedern bestehende Versammlung wählt nun jedes Jahr aus ihrer Mitte einen aus 12 Personen bestehenden „kleinen Rath" (consiglietto),*) der auch „Senat" genannt wird. Bei der Wahl muß darauf gesehen werden, daß unter diesen 12 Mitgliedern 4 Adelige, 4 Bürgerliche und 4 ländliche Grundbesitzer sich befinden. Dieser Senat hat die Aufgabe, den aus seinem Schooß zu wählenden „Regenten" (Capitani regenti) in Allem, was das Interesse und das Wohl des Landes erfordert, rathend und helfend beizustehen.

Die Wahl dieser beiden Capitani regenti wird alle sechs Monate erneuert und geht auf sehr feierliche Weise vor sich. An dem bestimmten Tage versammeln sich im großen Saale des Rathhauses (Gouvernements-Palast) alle sechzig Mitglieder des großen Rathes und wählen durch das Loos zwölf Vertrauensmänner als engere Wähler. Je nachdem wie das Loos entscheidet, haben nun diese Wähler entweder einen Patricier oder einen Bürgerlichen zu bezeichnen, jedoch so, daß sechs der Stadt und die anderen sechs dem Lande angehören. — Unter diesen werden nun wieder je drei und drei nach Stimmenmehrheit ausgewählt und nun paarweise auf einen Zettel geschrieben, aber so, daß auf jedem immer ein Bürger der Stadt und einer vom Lande zu stehen kommen. Diese drei Zettel werden nun in drei hohle, goldene Kugeln geschlossen und in feierlicher Procession durch die Stadt nach der Hauptkirche getragen.

Da ein solcher Wahltag für die Bevölkerung ein großer Festtag ist, so sind die Straßen und besonders die Kirche überfüllt. Die Geistlichkeit celebrirt dann in Festgewändern vor dem reichgeschmückten Altar ein Hochamt und bittet den heiligen Geist, daß er die Wahl richtig leiten und den Erwählten seinen Beistand zu Theil werden lasse. Ist das „Veni creator Spiritus" verklungen, so tritt ein kleiner Knabe vor den

*) Wir ersehen aus dieser Gestaltung des Staatswesens der Republik eine Nachbildung der venetianischen Staatsorgane, welche sich hier glänzend bewährte, während sie dort zum Untergang führte.

Hochaltar, auf dessen Stufen sich in einer silbernen, verschlossenen Urne die drei Kugeln befinden, und nimmt bei verbundenen Augen eine derselben heraus. — Nachdem der „kleine Rath“ die Namen auf dem aus der Urne gezogenen Zettel gelesen hat, werden dieselben laut in der Kirche verkündet und von den Anwesenden unter Fanfaren und lauten Evviva-Rufen begrüßt. In wenigen Secunden kennt dann das ganze San Marino die Namen der Erwählten und Jeder beeilt sich, ihnen seine Glückwünsche darzubringen.

Diese Wahl findet immer drei Wochen vor dem 1. April und dem 1. October statt, damit die Erwählten bis zu diesem Tage, an welchem sie ihr neues Amt antreten, Zeit haben, sich mit den laufenden Geschäften und ihrem Amte vertraut zu machen.

Beim Eintritt in das neue Amt wurden die Regenten während langer Zeit, ja bis in die Neuzeit hinein, von dem Schulmeister der Stadt mit einer lateinischen Anrede begrüßt, doch ist dieser alte Gebrauch abgeschafft worden. Jetzt legen sie in Gegenwart des ganzen „Großen Rathes“ einen Eid in lateinischer Sprache ab.

Der zu beeidende Capitano regente — welche nur nach drei Jahren wieder gewählt werden dürfen — ist bei dieser Gelegenheit mit einem kostbaren alterthümlichen Staatskleide angethan und fährt in einer vierspännigen Staatscarosse, von zwei oder mehr Dienern in kostbaren Livreen begleitet, zur Kirche. An der Pforte des Gotteshauses empfängt ihn der versammelte Clerus und bietet ihm das Weihwasser an, damit er sich bekreuze. Hierauf begiebt er sich auf seinen mit einem Sammetkissen und rothen Decken drapirten Platz, auf der rechten Seite des Altars, und der das Hochamt celebrirende Priester muß vor und nach der Communion, nachdem er mit dem Räucherfaß den Altar dreimal umgangen, dasselbe auch vor ihm schwingen. —

Im Theater — denn auch ein solches besitzt die Stadt im Borgo — sitzen die Capitani regenti mit ihren Familien in der großen Mittelloge und empfangen dort in den Zwischenacten die Besuche ihrer Freunde. Die übrigen Mitglieder des Senats dürfen als solche, wenn sie nicht eben vom Capitano regente dazu eingeladen werden, diese Loge nicht betreten.

Es ist selbstverständlich, daß in einem Staate von so geringer Einwohnerzahl die Processe höchst selten sind. Sie erreichen kaum die Zahl zehn im Jahre, hauptsächlich wohl deswegen, weil die San Marinesen durchaus nicht so streitsüchtigen Characters sind, wie man es im Allgemeinen sonst findet. In früheren Zeiten verhandelten auch die vom Senate bestellten „Commissäre“, welche auf drei Jahre ernannt wurden, über Vergehen und Verbrechen, und das Rechtsgefühl der Sammarinesen war so groß, daß sie die verurtheilten Verbrecher ihre Freiheitsstrafen abbüßen ließen, ohne sie in's Gefängniß einzuschließen.

Diese Gerichts-Commissäre müssen Doctores juris sein und nach dem justinianischen, aber nicht nach dem canonischen Rechte ihre Entscheidungen treffen, ohne jedoch die Statuten der Republik zu verletzen. — Die Capitani regenti ernennen zu ihrem Beistande zwei „Staats-Secretäre“, einen für die auswärtigen Angelegenheiten und Finanzen (segretario di Stato e degli affari esteri e finanze) und einen für das Innere (segretario di interni).

Gegenwärtig unterhält San Marino einen diplomatischen Agenten bei der italienischen Regierung in Rom; früher, bis zum Jahre 1871, befand sich ein Minister-Resident in Paris und seit 1875, wieder daselbst ein Geschäftsträger in der Person des Herzogs von Bruc, eines Bürgers der Republik.

Jetzt auch noch bei anderen Staaten beglaubigte Vertreter zu erhalten, ist der großen Kosten wegen aufgegeben worden. Wohl aber hat man die Einrichtung getroffen, in großen Städten Consuln und General-Consuln und in Hauptstädten der Großmächte eine Art Vertrauensmänner zu ernennen, die im Falle, daß marinesische Interessen berührt würden, das Amt von Gesandten bekleiden.

Das Militärwesen von San Marino ist ebenso einfach und klar wie alle übrigen Einrichtungen der kleinen Republik.

Das Heer besteht nicht wie früher in Deutschland bei den kleinen Staaten aus Söldnern, oft nur wenigen Mann, sondern zerfällt in neun Compagnien, deren jede 140 bis 150 Mann zählt. Es ist dies die sogenannte „Miliz" und in dieselbe werden alle waffenfähigen Männer des Landes eingetheilt.

Den Oberbefehl über diese Miliz führt ein General (Commandant en chef), der das Recht hat, die Leute nicht nur zu den jährlichen Waffenübungen, sondern auch, wenn die Noth es erfordert, zu außerordentlichen Zeiten einzuberufen.

Letzteres kann jedoch nur nach einer diesbezüglichen Beschlußfassung des Senats geschehen. Wenn die Einberufung erfolgt ist, dann werden die Leute gleichmäßig bewaffnet und uniformirt, auch treten zu dieser Miliz 60 bis 70 Offiziere ein, welche es jedoch mehr dem Titel nach als in Wahrheit sind; wie denn auch der Rath von San Marino Offiziers- und Ehrenbürger-Patente an andere Männer, selbst an ganz fremde Unterthanen ertheilt, wenn sie sich um die Republik, um Kunst und Wissenschaft verdient gemacht haben.

Die Uniform dieser Armee ist blau und weiß und ähnelt im Allgemeinen sehr der italienischen Artillerie-Uniform. Mit dieser Miliz sind nicht die aus etwa 30 Mann bestehenden, den Wachendienst beim obersten Rath und im Castell versehenden Soldaten zu verwechseln. Diese sind Soldaten im wahrsten Sinne des Wortes und werden auch als solche auf Staatskosten unterhalten und gesoldet, was bei der Miliz nicht der Fall ist.

Es ist aber eine irrige Ansicht, die man vielfach aussprechen hört, daß diese Wachen auch die gewöhnlichen Polizeidienste versehen, im Gegentheil erhält die Republik keine Criminalbeamten — schwere Verbrechen kommen gar nicht vor — sondern sie läßt den Polizeidienst durch einige Polizisten versehen, welche alle Jahre gewechselt, respective versetzt werden und unter einem Polizeilieutenant als Chef stehen, der seinen Sitz im Borgo hat.

Auch auf die leibliche Gesundheit seiner Unterthanen ist der Rath von San Marino sehr bedacht. Der Staat besoldet nämlich aus eigenen Mitteln einige Aerzte und Chirurgen, damit auch die Kranken, welche nicht im Stande sind, einen Arzt für seine Bemühungen zu honoriren, nicht ohne Hilfe bleiben. Alle Arzneien, die von einem solchen Armenarzt einem Patienten verschrieben werden, müssen in den verschiedenen

Apotheken des Staates umsonst verabfolgt und dann dem Staate in Rechnung gebracht werden. Die Arzneien selbst werden jedoch nur zu den vom Senate selbst festgesetzten Preisen verkauft. Es ist dies jedenfalls eine nachahmenswerthe Einrichtung.

Seit alten Zeiten hat die Regierung der Republik sich stets die größte Mühe gegeben, den Schul-Unterricht im Lande immer mehr zu heben. Früher bestanden in San Marino zwei Mädchen- und zwei Knabenschulen; jetzt sind deren mehrere und auch eine private Lehranstalt. Diese Schulen wurden besonders reich ausgestattet, als die Klöster im Königreich Italien und bald darauf auch in San Marino eingingen und deren Güter sequestrirt wurden. Das ehemalige Clarissenkloster erhielt eine der obenerwähnten Mädchenschulen, welche jetzt von dem Erlös des Verkaufes der diesem Kloster gehörenden reichen Güter auf das Glänzendste ausgestattet wurde. Außer diesen eigentlichen Volksschulen besteht in San Marino noch ein Lyceum, genannt „Collegio", in welchem auf Staatskosten selbst Juristen und Theologen ausgebildet werden. Dieses Collegio ist seinerseits von der Patricierfamilie Beluzzi gestiftet worden, welche sich durch diese That ein unsterbliches Verdienst um den Staat erworben hat. Die Marmorbüsten der Stifter sind im großen Saale des Collegio aufgestellt und die Namen derselben in das Verzeichniß der um das Land wohlverdienten Männer eingetragen worden, wie auch heute noch der Graf Gaetano Beluzzi Gouverneur des Colleges ist. Außerdem besitzt San Marino eine bedeutende Bibliothek und Münzensammlung, welche der berühmte Numismatiker und Graf Bartholomeo Borghese, der Ministerrang bekleidete, anlegte. Seine große Sammlung befindet sich im Museum zu Neapel und ist die reichhaltigste unter den römischen; er war zuerst Italiener, zog sich dann nach San Marino zurück, wo er Bürger wurde und bis zu seinem Tode lebte.

Lange Zeit fehlte dem kleinen Freistaat eine eigene Druckerei. Die Unterlassung der Gründung einer solchen geschah jedoch hauptsächlich nur aus politischen Gründen. Die Sammarinesen fürchteten nämlich mit Recht, daß die benachbarte italienische republikanische Propaganda sich dieser Presse bemächtigen und bedienen würde, und daß die Verbreitung dieser Schriften die San Marinesen in Conflict mit der Regierung des benachbarten Kirchenstaates bringen könnte. Seitdem jedoch der Kirchenstaat im Königreich Italien aufgegangen ist, war dies nicht mehr zu befürchten, und es wurde die erste Druckerei in San Marino eröffnet.

Es ist oben eines Finanz-Secretariats erwähnt worden. Man würde geneigt sein zu glauben, daß bei einem so kleinen Staate wie San Marino das Finanzwesen ein ganz unbedeutendes sein müsse, zumal die Abgaben und Steuern — sie betragen circa ein Procent des Einkommens — sehr gering sind, geringer als in irgend einem anderen Lande der civilisirten Welt; dennoch ist es durch die weise Sparsamkeit der Regierung möglich gewesen, daß alle neuen öffentlichen Bauten — und deren wurden viele aufgeführt — neben den vielen anderen Ausgaben des Landes ausgeführt werden konnten, ohne daß man Schulden zu machen brauchte, so daß San Marino der ganzen Welt gegenüber ohne Verpflichtungen dasteht!

Verantwortlicher Redacteur: Albert Hermann in Berlin.
Druck und Verlag von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch G. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Redaction und Expedition
Berlin S.W.
Beuth-Straße 8.

6. Jahrgang. | Berlin, 8. März 1878. | Nr. 10.

Ein Engländer über Lessing.

IV.

Ein Deutscher muß es seiner Natur nach und auf Grund seiner Literatur bedauern, daß der vortreffliche englische Interpret unseres Lessing die klassische Unterredung zwischen Lessing und dem Gefühlsphilosophen Fr. H. Jacobi nicht ans Ende seines Kapitels „Lessings Philosophie" gestellt und dann mit den nöthigen abschließenden Bemerkungen begleitet hat. So viel Methode wäre doch auch einem immerhin anders gearteten Publikum zuzumuthen gewesen.

Ein etwas hochliegendes Muster populärwissenschaftlicher Entwickelung des Lessing'schen Gedankenganges hatte Herr Sime in der gediegenen Arbeit unseres vor Jahr und Tag zu Grabe getragenen Johann Jacoby vor Augen welche das elfte Buch von Stahr's „Lessing" bildet und ganz besonders durch die beiden Kapitel: „Spinoza und Leibniz" und „der spekulative Grundgedanke Lessing's" hervorragt. Was bei Herrn Sime nur angedeutet ist, daß nämlich Lessing von einer unserer Meinung nach erst allgemeinen Bekanntschaft mit Leibniz zum vollen und ganzen Spinoza vordrang, dann aber zu Wolfenbüttel im Jahre 1770 auf die fünf Jahre vorher entdeckten Nouveaux Essais Leibnizens traf und jetzt die Weltanschauung des letztern mit der des Spinoza in Konkordanz zu bringen suchte, ja diese Konkordanz theilweise aus Spinoza herleitete: das hat Joh. Jacoby mit tiefem Verständniß und großer Klarheit darzulegen gewußt, wenn auch vielleicht der Spinozismus Lessings nicht so absolut zu fassen sein möchte, wie es in dem berühmten von Fr. H. Jacobi aufgezeichneten Gespräche den Anschein gewinnt. Die tiefironische Natur Lessings, einem solchen Springer auf dem philosophischen Schachbrett gegenüber, und das dem Wolfenbüttler Bibliothekar immanente Bedürfniß der „Rettung" — „reden die Leute doch immer von Spinoza wie von einem todten Hunde" — sind dabei in ernstliche Erwägung zu ziehen.

An der Leibniz'schen Grundanschauung der Individualität und Thätigkeit des Einzelnen hielt Lessing seit 1770 fester als je. Er fing an die Nouveaux Essais, die ausführliche Monadenlehre, zu übersetzen; er wollte ein Buch über Leibniz schreiben; er sagte: „Wenn es nach mir ginge, nicht eine Zeile müßte er vergebens geschrieben haben."

Leibniz selbst hatte in dem 1714, zwei Jahre vor seinem Tode, niedergeschriebenem Manuscript erklärt: „Sie wissen, daß ich sonst bei-

nahe zu weit ging und mich fast auf die Seite der Spinozisten geschlagen hätte, welche Gott nichts weiter als eine unendliche Macht lassen. Ohne auf seine Vollkommenheiten und auf seine Weisheit Rücksicht zu nehmen, verachten sie die Untersuchung der Endursachen und leiten Alles von einer vernünftigen Nothwendigkeit ab. Das neue Licht hat mich von meiner Krankheit geheilt." Dieses „neue Licht" bestand in der Einsicht, daß die Endursachen oder das göttliche Zwecksetzen sich sehr gut mit der Annahme von mechanischen Ursachen vertragen, daß „Alles in den Erscheinungen zugleich mechanisch und metaphysisch geschieht, daß aber die Quelle der Mechanik in der Metaphysik ist." Sonach gab Leibniz der „vernünftigen Nothwendigkeit" des Spinoza in so fern den Abschied, als er den Ton auf die vorausdenkende und vorauswollende Vernunft legte.

Zwar spricht Leibniz jetzt auch nach der Cartesius-Spinozischen Terminologie von der „Substanz" und nennt seine Monaden „Substanzeinheiten" (H. Spencer nennt sie telling units); indem er aber die „Vereinigung", wohlgemerkt nicht die Einheit und Identität, von Körper und Seele in seinen Monaden zu erklären und begreiflich zu machen sucht, löst er zuerst die Körperlichkeit der Monade in „Kraft" auf und umschließt dann seine Monadenseele mit der Mauer dieser „Kraft". Ein doppelter Idealismus, welcher der abstrakten Seele auch noch einen spiritualisirten Leib zuertheilt. Wir sehen hier davon ab, daß eine ins Unendliche strebende, rein punktuelle Seele, die von Raum und Zeit nichts weiß, von etwas umschlossen werden soll und daß Umschließung, Begrenzung, Beschränkung, d. h. Grenze, Schranke räumliche Begriffe sind, was auch Herr Sime hervorhebt. Sodann aber wird die punktuelle „Seele" von einem immateriellen Wesen, von einer bloßen Kraft eingegrenzt, ist also doppelt immateriell, d. h. jeder Begriff der Ausdehnung im spinozischen Sinne ist ausgeschlossen. Wie nun diese immateriellen Substanzeinheiten „Körper" bilden sollen, ist absolut nicht abzusehen. Eine Welt kann durch sie unmöglich zu Stande kommen. Ja wären diese Monaden noch beseelte kleinste Theilchen, Atome im neueren Sinne, so wäre deren Gruppirung zu immer höheren Gestaltungen denkbar; aber sie sind blos „Seelen" von „Kraft" umschlossen!

Und doch ist Lessing so weit mitgegangen. Er erklärt die Beschränkung und Begränzung der Monadenseele durch die Kraft dahin, daß nur unsere Sinne Materie zu gewahren glauben, daß wir die Welt vermöge unserer sinnlichen Natur als materiell anschauen. „Was Grenzen setzt, heißt Materie. Die Sinne bestimmen die Grenzen der Vorstellungen, die Sinne sind folglich Materie." (Brief an Mendelssohn, 1763.)

Noch viel schwieriger zu begreifen ist Leibnizens Rangordnung der Monaden. Einmal heißt es, alle Monaden sind gleich, sie drücken alle nur dasselbe Universum aus; verschieden sind sie nur darin, daß jede dies auf verschiedene Weise thut. So giebt es nur Eine Welt und doch unendlich viele — so viele Welten als Monaden. Auf dieser Einheit in der Verschiedenheit beruht der Weltzusammenhang, d. i. die „prästabilirte Harmonie". Gut, wenn die Monaden einmal so sind, seelische Punkte mit Kraft, wenn jeder dieser Punkte die Welt spiegelt, aber anders als der Nachbar, wenn die von uns nicht angeschaute, vielmehr blos gedachte Welt eine unendliche Punktuation, ein unsichtbares Sternen-

geflimmer von Monaden ist: so bilden, so sind diese Monaden das Universum.

Woher kommen jetzt aber die Monadengesellschaften, die Körper, die Organismen, die beseelten Organismen? Jede Monade ist gleich der andern, eben so abgeschlossen wie die andere, alle sind von einander abgeschlossen. Wie erkläre ich mir dann die „wenig entwickelten“ Monaden, die noch dazu nebeneinander geordnet sein sollen? Aus welchem Himmel fällt plötzlich die „Centralmonade“ in die „niedern und höhern Organismen“, die „mehr entwickelte Monade“; wie so ordnen sich dieser „Centralmonade“ die „minder entwickelten aus freien Stücken unter“? Durch welche Zauberkunst entsteht die „selbstständig handelnde Centralmonade“ in dem „beseelt“ genannten Organismus, diese eigentlich sogenannte „Seele“? Und durch eine neue Beschwörungsformel handeln nun gar die „minder entwickelten“ körperlichen Monaden, die sich doch „aus freien Stücken“ bereits untergeordnet hatten, wieder selbstständig, und nur die „prästabilirte Harmonie“, dieser wahre Schlüssel Salomonis, bringt bei aller Selbstständigkeit der Monaden ein einmüthiges Thun zu Wege!

Da geht Lessing nicht mehr mit. Vielmehr schreibt er an Mendelssohn, und zwar in dem schon erwähnten Briefe, Leibniz habe seine „prästabilirte Harmonie“ nicht aus dem Spinoza, da dieser blos alle Veränderungen des Körpers aus mechanischen Kräften erfolgen lasse, übrigens aber Leib und Seele als dasselbe Ding betrachte und von einer Harmonie des Dings mit sich selbst doch nicht füglich die Rede sein könne. Wenn dann unser Jacoby die verzwickte Monadenlehre in ihrem letzt erörterten Theile so erläutert: „Wie die Vorstellungen in der Seele geordnet und untereinander verknüpft sind, nach eben der Ordnung und Verbindung erfolgen die Veränderungen des Körpers“, und hinzufügt: „oder, was dasselbe ist, Inneres und Aeußeres, Vorstellen und Handeln, Gedanke und That stimmen jeden Augenblick aufs Genaueste überein“ — so bezieht sich das gleichfalls auf Lessings Brief an Mendelssohn vom Jahre 1763, aber die erstere Anführung ist fast wörtlich der 7. Lehrsatz des 2. Theils der Ethik des Spinoza: Ordo et connexio idearum idem est ac ordo et connexio rerum. Es ist klar, Lessing läßt im Punkte der Monadenmetaphysik den Leibniz stehen und geht zu Spinoza, der die Identität von Seele und Leib gleich in seine große Substanz verlegt, so daß sie in den modis oder Einzelerscheinungen wieder zu Tage treten kann und muß.

Ist man einmal glücklich über die Dornen und Stacheln der Monadologie hinaus, so findet man sich allerdings leicht in die Konsequenzen, welche nur ganz andere Prämissen haben müßten als die Leibniz'schen. Ist man über den Berg, so theilt sich richtig die Welt in eine moralische und eine physische, so kann man mit unserm Jacoby sagen: die Welt ist „ein einheitliches Stufenreich innerlicher Kräfte“; nur daß diese Welt aus der abgesperrten, selbstgenügsamen Monade schlechterdings nicht abzuleiten ist. „Causalitäts- und Zweckbegriff, Nothwendigkeit und Freiheit vereinen sich dann zur „glücklich heiteren Nothwendigkeit“, dem höchsten Ausdrucke Leibniz'scher Lebensweisheit.“ Das heißt: Leibniz war besser als seine Monadenlehre; er war glücklich inkonsequent in seinem System. Und Lessing nahm sich aus dem System

die Principien der Individualität, der Kraft und der glücklich erflogenen Weltharmonie. Die Begründung dieser Harmonie durch ein oberstes Princip, sowie ihre Durchführung im Einzelnen, die Identität von Denken und Thun, entnahm er lieber dem Spinoza. Leibniz müßte natürlich gar kein Philosoph gewesen sein, geschweige denn eine so maßgebende Potenz im Reiche des Gedankens, wenn er nicht zum Begriffe der Einheit alles Seins mächtig hingestrebt hätte. Aber seine „Weltcentralmonade" die monas monadum, ist aus der Natur der Monade selbst ebenso wenig zu erklären, wie die Centralmonaden der Organismen und der beseelten Organismen. Man weiß auch gar nicht was diese „Welt-Centralmonade" noch soll, da ja in der Natur der Monaden selbst die Harmonie vorausbestimmt lag, mithin die Republik der Punktualwelt fertig war. Oder bestand der Spinozismus Leibnizens darin daß er dem brillenschleifenden Juden den Vortheil der mächtig geschlossenen Einheit der Allsubstanz nicht lassen wollte?

Von der Einheit, vom „Eins und Alles" geht Spinoza aus. Das Ganze, das sich über allen Attributen, von denen er nur zwei: Gedanke und Ausdehnung nennt, noch mehr über allen Modis, über jedem Einzelnen wieder in sich zusammenschließt, das ist ihm Gott. „Wir in Gott und Gott in uns." Wir, die Einzelnen, haben nur Existenz im Ganzen; das Ganze ist das was in uns, den Einzelnen existirt. Dabei liegt der Ton so sehr auf dem Ganzen, daß man besorgen muß, das Einzelne, das Individuum, die Energie des Individuums werde zu kurz kommen. Auch heißt bei Spinoza die „vernünftige Gottesliebe", d. i. das sich in das Ganze vertiefende menschliche Denken, die höchste menschliche Vollkommenheit. Offenbar sind wir da auf der Bahn zur Beschaulichkeit, nicht auf dem Wege der Energie, des Thuns und Handelns.

Die Ethik Spinoza's handelt in ihrem ersten Theil von Gott, im zweiten von dem menschlichen Geiste; erst im dritten Theil von den Affekten, im vierten von der menschlichen Knechtschaft, im fünften von der menschlichen Freiheit. Diese äußerliche Anordnung ist das getreue Bild von des Denkers persönlicher Anlage. Er muß stets vom Ganzen, vom Allgemeinen ausgehen und kommt erst später auf das Besondere und Einzelne.

Dennoch ist es unzweifelhaft richtig, daß Spinoza in seinen Schlüssen und Endresultaten zu den praktischen Philosophen gezählt werden muß, zu den Sokratischen und Lessing'schen Naturen, die da behaupteten oder doch behaupten konnten: „daß es in jeder Kirche ehrenwerthe Männer giebt, die Gott durch G e r e c h t i g k e i t und M e n s c h e n - l i e b e verehren." Aber diese praktischen Schlüsse wurden offenbar durch eine Inkonsequenz auf die Ausgänge und Principien gebaut, gerade, nur umgekehrt, wie der weit mehr auf's Praktische, auf Staats- und Kirchenfragen seiner Zeit angelegte Leibniz die abstruse Monadologie ausarbeitete, und dann innerhalb seines künstlichen Systems die dargelegte metaphysische Inkonsequenz beging.

Daß Spinoza den Ton mehr auf das d e n k e n d e Erfassen der Welt und der Stellung des Menschen in ihr, auf das Sichzurechtfinden in die nothwendigen Wirkungen der Substanz legt; daß er mehr auf einen gewissen edlen Quietismus als auf frische freie Bethätigung der Entelechie tendirt: das geht doch aus seinen besten Sätzen mit Evidenz

hervor: „Erkenntniß seiner selbst, Gottes und der Nothwendigkeit der Dinge", Freiheit in der Selbstbeherrschung, „Gleichmuth vor beiden Antlitzen des Geschicks", die Glückseligkeit als Tugend selbst, nicht als Preis der Tugend; sein Sein bewahren, nicht etwa seine Kraft bethätigen: das ist „der Weg zum Heil."

Leibniz hat leider den Spinoza nur aus dem Encyklopädiker Bayle gekannt; er mußte ihm daher vielfach großes Unrecht thun; denn, wie Herr Sime bemerkt, Bayle ist der schlechteste Darsteller Spinoza's.

Dieser personificirte Scharfsinn, diese verkörperte Analytik fand alles Synthetische absurd, schauderte förmlich vor allen „Vernunftconceptionen" zurück; ein a priori, wie es jedes System bedarf, war ihm unzugänglich, er zersetzte es sofort mit der Schwefelsäure seiner Analyse. Aber das hindert doch nicht die hohe Wahrscheinlichkeit, ja Gewißheit, daß Leibniz auch in dem originalen Spinoza einen Widerpart, ein antagonistisches Princip entdeckt haben würde. Die Grundanschauung entscheidet: der Individualist gelangt nur mit Mühe und approximativ zur Gesammtheit und ursprünglichen Einheit; der Spiritualist wird nimmermehr die Identität von Leib und Seele zugeben. Seiner idealistischen Punktualwelt wird er höchstens die Mütze der Weltcentralmonade aufstülpen, den Antagonismus zwischen der seelischen Monade und den körperlichen Monaden höchstens mit einer Coordination überbrücken.

(Schluß folgt.)

Blanqui über die stehenden Heere.

(Fortsetzung).

Das Alterthum hatte nicht ausschließlich die Ehre und das Glück, auf die stehenden Heere zu verzichten. Auch das Mittelalter ist ihnen aus dem Weg gegangen. Es endet genau wo sie anfangen. Nun waren aber die Kämpfe jener rauhen Zeit keine bloßen Scharmützel, und die Kämpfenden keine Horden oder hinkende Bürgergarden; große Schlachten wurden von tapferen Truppen geliefert, die trotzdem nicht in den Kasernen gegähnt und gelungert hatten.

Zu unserer Zeit versagen sich die Schweiz in Europa, die Vereinigten Staaten in Amerika die finanziellen, intellektuellen und moralischen Vortheile einer stehenden Armee. Die Anbeter der Menage und der Arreststube verzeihen diesen schlechten Geschmack vielleicht den Vereinigten Staaten, mit Rücksicht auf deren Isolirung. Ohne Zweifel werden sie mit weniger sorglosem Auge die Improvisirung der beiden großen Armeen des Nordens und des Südens gesehen haben, die wohl nicht schlechter waren als die stehenden Heere Europas. Mit welch' schiefem Gesicht haben sie wohl jene amerikanischen Spießer begrüßt, die binnen wenigen Tagen ebenso geschickte Führer wurden, als die bestdekorirten und befederbuschten Generäle der alten Welt! Aber was vollends den „Permanenten" das Herz zerrissen haben muß, das war sicher die naive Heimkehr dieser zusammengewürfelten Generalstäbe zu ihren ruhigen Penaten, ohne Titel, noch Ehren, noch Ehrensold, noch Flittertand. Welcher Skandal! Welch' unheilvolles Beispiel!

Ueber die Griechen und Römer von vor tausend Jahren hätte man vielleicht gespottet, aber die Lektion, die uns aus den Vereinigten Staaten kommt, datirt erst von heute früh und trifft nicht daneben. Sie beweist, daß man Krieg im Großen führen kann, selbst unvorbereitet, ohne dicke Uniformen, die im Voraus am Tische des Budgets zehren, ohne ein stehendes Heer, das die Hülfsquellen des Landes verschlingt und in seinem Müßiggang sich selbst mit verschlingt.

Freuen wir uns jenes herrlichen Schauspiels, das uns Nordamerika gegeben hat, aber lassen wir es nicht verwegen auf die Ueberraschung ankommen. Griechenland und Rom bieten uns eine zuverlässige Belehrung, die alle Gefahren bemerkt und beseitigt. Vergessen wir nicht, daß die ungeschulten, undisciplinirten Haufen im Voraus der Auflösung geweiht sind und daß uns unsere Stellung in Europa nicht erlaubt, den Frieden ohne die Sicherheit zu suchen. Wenn die beiden großen Culturgestaltungen des Alterthums weder stehende Heere, noch Casernen, noch ein niederdrückendes Kriegsbudget besaßen, so kam dies daher, daß sie es verstanden hatten, diesen ganzen Kram mit wenig Kosten und durch etwas bei Weitem Besseres zu ersetzen. Das Geheimniß ist leicht zu errathen: Man nehme das Gegentheil der von unseren Regierungen befolgten Methode; man gebe der Jugend unentgeltlich den militärischen Unterricht, den sie mit Jubel empfängt, was der Mühe überhebt, ihn den jungen Leuten mit erdrückenden Kosten und um den Preis tiefer Schmerzen aufzuzwingen, die so manche Existenz dahinmähen.

Die militärische Erziehung der jungen Römer begann schon in früher Kindheit und entfernte sie nie aus dem väterlichen Hause. Man übte sie in der Handhabung der Angriffs- und Vertheidigungswaffen, des Degens, des Pilums, der Schleuder, im Springen, Laufen, Schwimmen, Reiten, in den Bewegungen der leichten und schweren Infanterie, in den komplizirten taktischen Formationen ein. Vollendete Soldaten lange vor dem zwanzigsten Jahre, konnten sie beim ersten Appell des Vaterlandes aufspringen, voll Vertrauen in ihre Kraft, mit der Hoffnung, bald den geliebten Eltern den Siegesjubel nach Hause zu bringen. Zwanzig Jahre! Das ist das Alter, in welchem in unserem Frankreich der Rekrut seinem häuslichen Heerd entrissen wird und seiner weinenden Mutter ein langes vielleicht ein ewiges Lebewohl sagt. Er geht nicht in den Kampf, er geht in's Gefängniß, in das harte und finstere Gefängniß der Kaserne, wo er fortan nur noch eine Gottheit anbeten wird: die Furcht.

Der Marschall Niel hat es bei der Berathung des Armeegesetzes im kaiserlichen Senat auf der Tribüne gerade heraus gesagt: „Die Disciplin, das ist die Furcht! Der Soldat hat, wie jeder Mensch, den Trieb der Selbsterhaltung; zwischen zwei Gefahren wählt er die kleinere. Macht, daß er Das, was hinter ihm ist, mehr fürchte, als Das, was vor ihm ist."

Dies ist die Theorie. Die einzige Triebkraft der Armee ist die Furcht, die Furcht allenhalben, in der Kaserne wie auf dem Schlachtfeld, die Furcht, von den Chefs erschossen zu werden, eine Furcht, die ihm mit jeder Zeile des Büchleins, welches man ihm jeden Morgen vorliest, eingebläut wird. Hat dieser tägliche Schrecken die Soldaten um den letzten Funken von Selbstgefühl

gebracht, so ist Alles ausgezeichnet, so ist die Armee vortrefflich. Nur um dieses moralische Resultat zu erreichen, proklamirt man ein Minimum von fünf Jahren Kasernenleben als nothwendig, denn fünf Monate wären ausreichend, um alle Dienstübungen zu lernen. Man rede unsern Militärs nicht von würdigeren, edleren Triebkräften. Ihre an Nichts glaubenden Lippen würden sich zu einem Lächeln falten. Nein, nichts als der brutale Gehorsam. Das Wort Talleyrands ist noch immer König: „Nur ja keinen Eifer!"

Die Rekruten haben in ihrer bescheidenen Wohnung keine römische Erziehung erhalten — aus gutem Grunde. Sie kommen in ihren Käfig ohne die geringste Kenntniß des Waffenhandwerks. Der erste Eindruck, den ein Gewehr auf sie hervorbringt, ist der der Traurigkeit. Schließlich gewöhnen sie sich an diesen Gefährten ihrer Langweile, seufzen jedoch dabei nach dem Glück, sich von ihm zu trennen. Ein einziger Gedanke erfüllt ihre Seele, die Sehnsucht nach dem mütterlichen Dach, die Hoffnung, es wiederzusehen. Noch jenseits der Heimkehr erblicken sie schon die Reservezeit. Ach, die Sklaverei ist nicht zu Ende! Die Kette und wieder die Kette! Man giebt dem armen Soldaten nur noch eine halbe Freiheit zurück. Lange Jahre hindurch muß er von Zeit zu Zeit das Elendgeschirr wieder anlegen, schweigsam die harten Worte ertragen, aufhören, ein Bürger zu sein, vor einem Vorgesetzten zittern, für welchen Disciplin gleichbedeutend mit Sklaverei ist. Offenbar bezwecken die Conservativen durch diese endlose Verlängerung des militärischen Joches, daß das Seil, das den Herrn fühlen läßt, nie lockere und daß so die Massen unterwürfig und geschmeidig werden.

(Schluß folgt.)

Die Berechtigung des Theismus vom Standpunkte der Seelenfrage.

Von Julius Duboc.

(Schluß).

Ein Punkt in Fechner ist für eine gewisse naturwissenschaftliche Auffassung und die daraus abgeleiteten Folgerungen von besonderer Wichtigkeit, selbst wenn man von seiner Pflanzenseele ganz absieht. Seine Argumentationsweise wenn man sie bündig findet oder ihr wenigstens eine gewisse Geltung zugesteht — rehabilitirt die Möglichkeit, die ungefähre Denkbarkeit einer Weltenseele, eines Weltengeistes, insofern sie derselben einen Zusammenhang mit der Körperwelt als Leib des Geistes rettet, einen Zusammenhang der, unter dem Gesichtspunkt Fechner'scher Analogien und ihrer Auslegung betrachtet, die erfahrungsmäßige Grundlage anscheinend festhält, die uns nicht entschwinden darf, wenn wir uns nicht ganz ins Bodenlose verlieren sollen. Allein damit haben wir — immer unter der Voraussetzung, daß wir die Fechner'schen Analogien und ihre, wenn auch geistvollen doch sehr kühnen Interpretationen überhaupt als berechtigt zulassen, was ihm von seinen naturwissenschaftlichen Gegnern eben bestritten wird — doch immer noch nichts weiter gewonnen als die hypothetische, zur Noth nur also denkbar gewordene Möglichkeit einer Weltseele. Damit diese die Züge im theistischen Sinne, wie Fechner ihn ganz richtig auslegt, also im Sinn „eines guten Geistes, der die

Welt nach Gesetzen in der Richtung auf Zwecke im Sinne von Ideen regiert" annimmt — wie viele Zuthaten sind dazu erforderlich und wie vieles Unerhörte muthen uns dieselben zu. Oder ist nicht schon die Vorstellung eines obersten Geistwesens, das alles Uebel und Leid der Welt, das unabhängig zwar nicht von seinem Wesen, aber von seinem Willen besteht, in sich trägt, um dasselbe durch die zusammenhängende Verwendung seiner Mittel endlich und einstens zu heben, unsäglich schwer faßlich? Muthet sie mir nicht noch Unfaßlicheres zu als wenn ich bei der Erscheinung des Lebens unmittelbar Halt mache, des Lebens, von dem ich alsdann annehmen muß, daß es sich selbst trägt, hält und hebt, ein unübersehbarer Werdeprozeß, die Blüthe des Geistes aus seinem Schooß treibend, aus innerer Nothwendigkeit, dem Gesetz alles Lebens, bestehend, im Leben, (womit der Grundtendenz nach die Ausscheidung alles Fremdartigen und Widerstrebenden gesetzt ist) sich zu immer reineren Formen, den Bannerträgern kommender Jahrtausende, verklärend? Das Welträthsel löst ohnehin keine dieser Betrachtungsweisen und so verrufen, ja so unberechtigt in einem gewissen Sinn der Begriff des Uebernatürlichen ist (nämlich wenn ich die Natur als Gesetzmäßigkeit und Gesetz-Gebundenheit fasse, im Uebernatürlichen also ein freithätiges, gesetzlich-ungebundenes Princip mir vergegenwärtige), so unvermeidlich ist in einem anderen Sinn der Begriff des Uebernatürlichen für den Menschen. Denn seine Fünf-Sinnes-Auffassung*) versagt ihm ja schon für die bloße räumliche Umspannung der Welt, in die er sich gesetzt findet, den Maaßstab und von dem Maaß seiner, der Menschennatur, ausgehend, findet er sich also überall hart vor das Uebernatürliche gestellt. Dieser Umstand ist ethisch grade von so großer Bedeutung, wie ich

*) Von der höheren Philosophie höflichst: das gemeine Bewußtsein genannt. Ich trete für die Fünf-Sinnes-Auffassung ein, weil sie schließlich doch die einzige ist, die mit dem alten Spruch: duce sensu philosophandum esse Ernst macht und weil nur diese Regel uns, wie mir scheint, vor gewissen tollhäuslerischen Phantasiesprüngen des sich selbst überlassenen Denkens bewahren kann. Allein ein Princip steht mir dabei in seiner weitesten Anwendung hoch und heilig, das der Wahrnehmung. Die Fünf-Sinnes-Auffassung sinkt in der That zum gemeinen Bewußtsein und zwar in der ganzen trivialen Bedeutung des Wortes herab, wenn sie von dem Princip der Wahrnehmung, ihrem einzigen Quell, sich abwendet, wenn sie nicht jeden Augenblick, völlig unbefangen und unparteiisch, bereit ist die gewonnenen Wahrnehmungs-Resultate, selbst wo sie schon eine gewisse dogmatische Stabilität erlangt zu haben scheinen, an neuen Wahrnehmungen zu messen und durch sie zu berichtigen. Das veranlaßt mich auch an dieser Stelle — ich nehme das damit verbundene Odium bereitwillig auf mich — eine Lanze resp. einen Lanzensplitter für den Spiritismus einzulegen. Der damit verbundene abschreckende Humbug rührt mich nicht im Geringsten. Der einzige entscheidende Gesichtspunkt ist: gewisse wichtige Vorstellungen und Annahmen, die uns früher im Glauben gewiß waren, während sie dies jetzt nicht mehr sind, für die uns ferner die etwa vorhandenen philosophischen Ableitungen und Begründungen (wie auch die Fechner'sche naturphilosophische) unzulänglich und ungenügend erscheinen, werden im Spiritismus als Wahrheiten auf Grund von Wahrnehmungen behauptet. Es ist ein Appell an das Experiment und dem gegenüber muß grade auf unserem Standpunkt jeder Vorbehalt schwinden. Dogmatismus sei uns vor allen Dingen ferne. Unsere Stellung zu den Behauptungen des Spiritismus hat einige Aehnlichkeit mit der Stellung der bis jetzt noch herrschenden Staats- und Gesellschaftsauffassung zu den Behauptungen des Sozialismus. Wie die Anhänger der gültigen Staatsordnung sich unbedingt in's Unrecht begeben, wenn sie den aus dem gegnerischen Lager kommenden Behauptungen und Theorien

anderswo ausgeführt habe.*) Denn nicht weil das Weltganze mich quantitativ so unermeßlich übersteigt (wie theologische Kritik meine Meinung ausgelegt hat), wenigstens nicht bloß deshalb, sondern weil es mir gleichzeitig ein Uebernatürliches in dem angegebenen Sinn bedeutet, überragt es mich und ist als Ueberragendes der berechtigte Gegenstand eines ehrfürchtigen Empfindens und damit der Religiosität in ihrem echtesten und werthvollsten Bestandtheil.

Doch kehren wir zurück und zum Schluß. Muß ich einmal bei einem Welträthsel Beruhigung fassen — und ich muß das ja so oder so — so lasse ich es auch am liebsten da stehen, wo es steht, riesengroß emporgerichtet, vor meinem inneren und äußeren, sinnesbewußten Menschen. Ich suche Räthsel nicht mit Räthselworten zu enträthseln. Ich gestehe, daß mir alle Versuche das Wunder des Weltbestandes in irgend eine Formel zu kleiden, soviel bewundernswerthe Geisteskraft dabei auch aufgewendet worden ist, stets den Eindruck eines unmündigen Lallens machen. Vielleicht, daß der große Weltengeist, wenn man ihn sich als Vater denken mag, davon eine Freude haben könnte, — ich vermag mir nicht viel darauf einzubilden und verzichte lieber. Verzichte ich doch nur für mich und nicht für meine Nachfolger. Die Vorstellung einer grenzenlosen Entwicklung zu unbekannten Zielen und jeglicher Vermuthung entrückten Bahnen muß meines Erachtens unverschränkt bleiben und das bekannte, von einem hervorragenden Vertreter der Wissenschaft einmal geäußerte Wort: ignorabimus (nämlich was Materie und Kraft seien) enthält in meinen Augen weniger eine Bescheidung als die Anmaßung einer Entscheidung. In diesem Wissen, daß wir nicht wissen werden, steckt mir eben zu viel Wissen. Aber die schwere Kunst zu üben ziemt dem

---

sich ungeprüft versagen und zwar in den meisten Fällen hauptsächlich deshalb, weil sie ihnen unbequem sind, weil sie an einem ererbten Besitzstand gewisser, einmal für richtig befundener und dogmatisch sanctionirter Vorstellungen rütteln; so wir, wenn wir dem Spiritismus bloß deshalb die Thüre verschließen, weil er einen gewissen Besitzstand des Wissens abermals in Frage zu stellen scheint.

Hegel faßte in seiner „Psychologie" den Geist als die existirende Immaterialität (was mir für einen gewissen Standpunkt immer als die einfachste und präciseste Definition erschienen ist) und sah in den Vorgängen des thierischen Magnetismus willkommene Beläge für seine Auffassung des Seelenlebens. Vielleicht würde er auch den Spiritismus in ähnlichem Sinne willkommen geheißen haben. Vielleicht — gewiß aber würde er doch nur den festgestellten Thatsachen diese Ehre erwiesen haben. Und wo sind diese? Von Seite der Spiritisten ist die Feststellung derselben nicht zu erwarten. Ihre Leistungen tragen einen ganz anderen Character. Und mögen sie noch so viele Vereine gründen, Zeitschriften und Tractätchen in Umlauf setzen, Anhänger werben und sich ihr Lob aus dem Munde der Unmündigen und Voreingenommenen bereiten, das bringt uns dem entscheidenden Punkt um keinen Zoll breit näher. Es handelt sich um das wissenschaftliche Experiment — umgeben von allen Cautelen eines solchen, die grade in diesem Fall zu der höchsten Potenz zu erheben wären, mit absolutem Ausschluß aller zweideutigen oder auch nur zweifelhaften Elemente (à la Slade), mit Beiseitelassung alles Ueberflüssigen einzig auf einige entscheidende Punkte gerichtet, angestellt von Jemandem, der gleich weit von Furcht und Hoffen, ebensowenig religiös wie wissenschaftlich irgendwie voreingenommen, mit unbewegter Seele und scharfen Sinnen zu beobachten vermöchte. Nur das könnte, wenn geduldig aber- und abermals wiederholt, eine Förderung im Sinn der Erkenntniß ergeben. Und dieser Lorbeer — es ist einer — ist noch zu erringen.

*) Gegen den Strom. (Hannover 1877. C. Rümpler.) Abhandlung: Ueber die Ehrfurcht. (Auch in der „Wage" von 1876).

Menschengeschlecht: ruhig zu harren, bis die Nebelschleier allgemach zerfließen die sich nicht mit Gewalt zerreißen lassen, und lieber das wahrhaft Sichtbare immer anhaltender und eingehender untersuchen als in den Nebel starren bis es uns vor Augen tanzt.

Ich habe in dem „Leben ohne Gott" von einem „innerlichen Gefühl des Händefaltens" gesprochen, das derjenige übt, der mit versöhntem Sinn das Seinige erwartet, weil er die Lebensgesetzlichkeit desselben erkannt und weil er das Leben als der Güter höchstes begriffen hat. Es giebt auch in intellectueller Beziehung ein Gefühl des Händefaltens und das ist grade die Ruhe des Abwartens, die ich hier meine. Aber freilich nur der hat ein wohlverdientes Recht die Hände zu falten, der sie nach redlicher Arbeit in den Schooß zur Ruhe legt, und das ist auch auf das Menschengeschlecht in dem jedesmaligen Stadium seiner Geistesarbeit und seines mühevollen Ringens nach Erkenntniß anwendbar.

Landrath Bebel.

Top, es gilt!

Der Löwe mag des Hahnen Schrei nicht gern; was Wunder, daß auch der Herr Reichskanzler neulich verdrießlich wurde, als die Polen sich erlaubten, dem Hinweise des Abg. Liebknecht auf ihr Vaterland beizustimmen. Er wies sie mit geschicktem Spott darauf hin, wie es ja nicht die ländliche Bevölkerung, sondern nur der mecontente Adel noch sei, der mit Preußen schmolle und versprach sich die besten Erfolge, wenn er Herrn Bebel und seinen Parteigenossen die Verwaltung eines polnischen Kreises übertrüge. Sie würden zeigen können, was sie denn eigentlich wollten und das Resultat würde sicherlich sein, daß auch die jetzt Mecontenten sich zur preußischen Verwaltung bekehrt hätten. Der Reichskanzler könnte in Beidem Recht haben und — uns wär's auch recht.

Auf's logische Streckbett wollen wir den Einfall nicht legen, das verträgt er nicht. Wie kann man denn Eines Athems sich darüber beschweren, Niemand wisse bisher, was denn die Socialdemokratie eigentlich Positives im Sacke habe, und doch zugleich wissen oder doch behaupten, dies Positive würde selbst in einem polnischen Landkreise nicht die Probe bestehn? Constatirt sei davon nur die Neugier, welche der Herr Reichskanzler nach dem Wesen der Socialdemokratie trägt: das ist bezeichnend und — warnend zugleich.

Aber der Vorschlag selber sei immerhin angenommen. Daß Bebel augenblicklich im Gefängnisse zu Leipzig festgehalten ist, das wird ja bei der bundesfreundlichen Gesinnung Sachsens leicht zu beseitigen sein. Und dann: aufgesessen die Postillons mit der „Ehrenpeitsche" und aufmarschirt die Weißgekleideten — der Herrscher zieht in sein Land!

Möglich, daß er wirklich im Anfange stark negativ zu thun, sehr zu „ruiniren" hat. Gesetzten Falls, er begönne damit, diesen armen Polacken, die nun einmal für das Deutsch keine gelenke Zunge haben, zu erlauben, daß sie ihre Heimstätte wieder so nennten, wie Väter und Vorväter sie genannt. Wenn er ferner zugäbe, daß sie vor Gericht, wo es vor Allem darauf ankommt, daß sie selber wissen was sie gesagt, ihr Zeugniß in der Muttersprache abgäben und protokollirt erhielten —

wenn er einführte, worin ihm ja alle Pädagogen zustimmen müßten, daß sie in der Schule erst das eigene Idiom zur Schriftsprache verwandeln lernten, ehe sie an eine andere, die deutsche Schriftsprache gingen? Er ließe sie sogar polnisch beten und — wenn sie den dafür bezahlen wollen — selber vor und mit dem „gesperrten" Priester. Mit „Culturkampf" wüßte man da wirklich aber auch gar nichts anzufangen.

Dann sähe er sich in seinem Lande selber um. Wahrscheinlich — denn wir kennen augenblicklich den ihm zugedachten Kreis nicht näher — fände er da ein oder mehrere jener Latifundien, wie die reicheren Mitglieder der deutschen Fürstenfamilien sie ja vorzugsweise gern in dieser Provinz anzulegen pflegen. Nun, er soll „regieren" — hat ihm der Reichskanzler versprochen. Wär's da ein zu starker Gewaltstreich, wenn er jenen auswärtigen Besitzern Bürgschaft leistete aus dem Kreisvermögen für die Fortdauer ihrer bisherigen Pachtbezüge und mit den Hunderten besitzloser arbeitsamer Tagelöhner, die ihm sein Kreis liefert, die Collectivbewirthschaftung begönne?

Sollen wir dem Herrn Reichskanzler des Weiteren vorzeichnen die Vereinfachungen, die der von ihm eingesetzte Statthalter im Justiz- und Verwaltungswesen mit leichter Hand einführen könnte? Selber der Distriktskommissar würde, so fürchten wir stark, in Frieden über die Grenze gebracht werden. Auch der Bezirksfeldwebel, denn rekrutirt wird hier nicht mehr.

Soweit wäre das nun freilich fast nichts Anderes, als was der Herr Reichskanzler mit dem Vorwurf des „Ruinirens" belegt, und wir bürgen gar nicht dafür, ob die Collectivökonomie, die wir da in Aussicht genommen, nicht im ersten Jahre in Folge von Mißwachs oder sonst nicht versicherbarem Unheil mit Deficit abschließt. Wo dann freilich die Schuld nur daran läge, daß der Herr Reichskanzler nur einen Kreis, und nicht mindestens eine Provinz, zur Verfügung gestellt hat. Von der Provinz aus könnte man ihm dann auch, wenn auch nur in kleinen, auf sein Wohlwollen rechnenden Anfängen, zeigen, warum die Socialdemokratie eine internationale sein muß.

Aber er hat Recht, auch innerhalb des Kreises erreicht er, was er als zweite Aufgabe des Versuches bezeichnete. Ja, die polnischen Junker, die bis jetzt mit der Regierung geschmollt, würden es möglicherweise unerträglich finden, nun nicht mehr in alter Selbstherrlichkeit auf ihren Gütern hausen zu können, sie kämen, frei- oder neuconservativ, wie er's eben wünscht, zum Herrn Reichskanzler. Aber die übrige Bevölkerung, die bis heute angeblich so regierungsfreundliche, wo wäre sie für immer hingerathen?

Einige neue Beiträge zur Arbeitersprache.

Denn daran wird sich „der hohe Adel und ein verehrungswürdiges Publikum" allgemach schon gewöhnen müssen, mit den neuen Verhältnissen auch neue Ausdrücke emporwachsen zu sehn. So lange sie noch etwas Seltenes, Ungewöhnliches war, konnte man fünf Silben daran wenden, von einer „Arbeitseinstellung" zu reden; heute will die alltäglich gewordene Thatsache auch einsilbig abgethan sein und nennt sich Streik.

Und ebenso schnell ist der Gegensatz hierzu, die auf Verabredung der Arbeitgeber beruhende gegenseitige Ausschließung der unwillfährigen Arbeiter, mit dem kurzen Worte des lockout stabilirt worden. Mit den Worten haben die Thatsachen ihr Bürgerrecht in der heutigen Gesellschaft gewonnen und das ist etwas ernsthafter, als die Mode der Müßiggänger, ihre Unterhaltung mit dem Jargon der Rennbahn, der Börse, der Bühnen- und schließlich gradezu der Halbwelt zu schmücken, obwol auch hierbei natürlich mit dem Worte auch etwas Geist mit hinüberdestillirt.

Haben wir die erstgenannten zwei Ausdrücke von England herüberbekommen, so wird jetzt Amerika die Productionsstätte des Nachwuchses. Wie ja überhaupt in der Union die Entwicklung der Arbeitsemancipation ganz andere und mächtigere Umrisse annimmt, als bisher in Europa geschehen und als wir in Europa *wissen*. Denn der Kapitalismus hat sein Institut der Officiösen noch weit kunstreicher und klüger ausgebildet, als das je einem Fürsten oder Minister gelungen und was wir in deutschen Blättern über Amerika lesen, sei es aus großen transatlantischen Zeitungen zusammengetragen oder beruhe es auf Originalcorrespondenz, das athmet auch unfehlbar jene Solidarität auf Leben und Tod, der sich der Tintensklave am zuverlässigsten unter allen Sklaven zu ergeben weiß. Und so predigt denn auch einer von diesen guten Leuten dem andern gläubig nach, es sei pure Verzweiflung an jedem Erfolge gewesen, wenn die Internationale vor etlichen Jahren auf dem Congresse im Haag beschlossen habe, ihre Centralleitung nach den Vereinigten Staaten zu verlegen. . . . .

Von den neuen amerikanischen Ausdrücken registriren wir zunächst zwei, scab und tramp. Der erste der, wohl mit scabies zusammenhängend, sich im Sinne mit dem deutschen: „räudiges Schaf" deckt, bezeichnet den Arbeiter, der, seinem Versprechen untreu, von einer Strikegenossenschaft sich trennt und den Bedingungen des Arbeitgebers sich fügt. Das tramp ist etwas schwieriger zu erklären, am besten wird es klar aus dem Schlusse einer Erzählung über Selbsterlebtes, die wir in der Newyorker „Arbeiterstimme" finden. Der Brotlose erzählt, wie er durch die Herabsetzung der Arbeitslöhne immer weiter zurückgekommen sei, seine Ersparniß verzehrt oder durch Bankbruch verloren habe und endlich mit angestrengter Arbeit, seiner selbst wie der kranken Frau nicht mehr das zum Brote Nothwendige habe erwerben können. Weil er, wie ihm der „Foreman" sagt, „keine Praxis im Arbeiten besitzt, zu eigensinnig, zu — gut arbeitet" (natürlich in einem von der Concurrenz gehetzten Geschäft), bringt er's nur noch auf 50 Cents für 2 Tage Arbeit zweier Personen, also *die Stunde einen* Cent Verdienst! Das Weib stirbt ihm und nun — so fährt der Bericht fort — „war ich kein vernünftiger Mensch mehr. Ich packte meine Kleider, besser meine Lumpen, zusammen und verließ mit der Schuld von 2 Monat Miethe die Stadt. . . . In einem Busch in der Umgegend von Newyork schnitt ich mir einen Knüttel ab, der mein treuer Gefährte nun ist. Er begleitet mich als Bettler, denn ich mache die Stunde oft 3 bis 10 Cents. Mein Ehrgefühl habe ich verloren — wo? — ich kann mich jetzt besinnen — ich verlor mein Ehrgefühl damals als ich für 1 Cent die Stunde arbeitete. — Ich schäme mich vor jedem Bettler, ihm zu erzählen, daß ich für 1 Cent

schon eine Stunde gearbeitet habe. — Nun auch als Bettler hat mich der Fortschritt verfolgt! Der Fortschritt nennt mich heute nicht mehr ruinirter Arbeiter, nicht mehr Bettler, nein, der Fortschritt nennt mich Tramp. — Was ist ein Tramp? Nun, in einem Conversations-Lexicon finde ich übersetzt, tramp down, niedertreten; Tramp, ein zu Fuß Reisender, also etwas was vom treten herrührt, nun es mag sein, wie es will, ich gehöre nicht mehr unter die Bettler, sondern ich bin ein Tramp, ein Glied von der großen Kette der Millionen Tramps, die nicht eher wieder arbeiten, bis die Arbeit mehr zahlt, als dabei zu verhungern. Ein Glied von der großen Kette, die sich fester und fester verbindet und wie eine Riesenschlange sich um die Ver. Staaten legt, und in ihrer Mitte eingeschlossen das Monopol und das Kapital erdrückt, das die Arbeiter mit Hunger zwingt, die Natur eines hungrigen Raubthieres anzunehmen. Tramps, die Pioniere, die Missionäre, die Arbeiter zu bekehren nicht für Hungerlöhne fortzuarbeiten, Tramps, die Resultate der Arbeit, das grinsende Skelet des früheren wohlhabenden Arbeiters, das Todtengerippe, das den Millionär an den Tod erinnert, den er sich selbst fabricirt hat. Es leben meine Kameraden, es leben die Tramps!"

Chamfort.

I.

Vor einiger Zeit wurde in einem Feuilleton davon erzählt, aus den Aufzeichnungen zweier Schweizer, die zur Zeit der großen Revolution in Paris gelebt, habe sich ergeben, daß sie wiederholt für Mirabeau das Material zu seinen Reden beschafft, auch diese selbst theilweise ausgearbeitet hätten. Das war nun aber weder etwas außerordentliches und Alleinstehendes, noch war es in Paris selbst zu jener Zeit unbekannt. Die öffentliche Meinung stand damals noch in ihren Unschuldsjahren und nahm, was ihr gefiel, wo sie's fand. In den Reden der damaligen französischen Staatsversammlungen finden sich, und zwar bei den hervorragendsten Rednern, ganz unverhohlen Beziehungen auf und Citate aus Blättern der vorangegangenen Tage und das pathetische Bonmot, das am Abend vorher im Tuileriengarten sein Glück gemacht hatte, fand am andern Morgen seinen Weg auf die Tribüne und von da in die Unsterblichkeit. Heute ist eine Organisation dahineingekommen, die Presse geht ihre Wege und die Parlamentstribüne die ihrigen, und wir wüßten Einem, der zu einer politischen Tagesfrage einen recht gesunden Gedanken beizubringen hat, gar nichts Unpraktischeres anzurathen, als ihn einem Zeitungsartikel anzuvertrauen, er könnte sicher sein, daß die Gesetzgeber, die draußen im Foyer vielleicht in hellen Haufen sich um ihn gestritten, drinnen im Saale die autoritätsvollste Discretion darüber walten ließen. Lassen Sie doch, so weit es nur möglich, die Zeitungsmeinungen von dieser Tribüne fort, bat Graf Schwerin einst, in den 50er Jahren, als Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses und das ist selbst jetzt, wo ganze, und einflußreiche Parteien eigentlich nur durch ihre Zeitung sich, und die Welt über sich verständigen, noch nicht viel anders geworden. Das wird es einst fast unmöglich machen, eine

Geschichte der parlamentarischen Fractionen dieser Zeit zu schreiben und — im Grunde ist daran auch nicht viel verloren.

Aber zurück zu Mirabeau! Einer, der damals durch seine springenden Einfälle einen mächtigen Einfluß auf die Stimmung des Tages übte, der aber auch so anerkannt ernster Geist war, daß die Führer in den Staatsversammlungen gern seinen Rath, ja seine directe Hilfe in Anspruch nahmen, ist, wie das eben Journalistenschicksal ist und sein muß, fast ganz vergessen, mögen auch einzelne Worte heute noch anonym fortleben. Es ist Nicolas Chamfort, von dem selber das Brockhaus'sche Lexikon, das freilich mit jeder Auflage flacher wird, nichts zu berichten weiß. Von Chamfort rührt der Vorschlag, den Armeen, die gegen die Coalition der Monarchen ausrückten, als Motto ins Fahnenbuch zu schreiben: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten!" Guerre aux chateaux, paix aux chaumières); aus seinen Maximen sind durch die unpolitischen Lieder des Fallerslebener Hoffmann, der ihm übrigens gern die schuldige Ehre des ausdrücklichen Citates erwies, eine Anzahl populär in Deutschland geworden, so z. B. das von Hoffmann auf die deutsche Einheit angewandte: „Erlaubet mir den Einwand: Ist denn Charpie noch Leinwand?" und der aus einem alten Burschenliede wiedertönende Refrain, der in höchst unehrerbietiger Weise den letzten König mit dem letzten Pfaffen in Verbindung bringt, ist wörtliche Uebersetzung eines Chamfort'schen Kraftspruches.

Es war kein vorübergehendes Bedürfniß, das Mirabeau zu ihm führte, schon Jahre vor Ausbruch der Revolution, schon bevor er, 1784, nach London ging, hatte Mirabeau die Freundschaft des Mannes gesucht und gefunden, der ihn in glücklichster Weise ergänzte. Ein Brief aus jener Zeit, der vielleicht am klarsten die gegenseitige Stellung ausspricht, möge der Beweis dafür sein. „Sie sind" — schreibt Mirabeau an Chamfort — „das lebende Beispiel dafür, wie unwahr der Satz ist, man müsse biegen oder brechen; wie man sehr wohl die höchste Achtung genießen kann ohne der Welt und ihren Gesetzen einen abergläubischen Respect zu erweisen; wie man philosophisch und praktisch sich zu voller Unabhängigkeit durcharbeiten kann ohne jemals seinen Stolz auf ein erhabenes Gefühl oder einen glücklichen Gedanken gebeugt oder unterdrückt zu haben; wie man trotz den Menschen und trotz den Umständen seinen Platz ohne andere Rücksichten, als die von Mensch zu Mensch, durch die Nachsicht der Tugend gegen die Vorurtheile der Schwachen gebotenen, einnehmen kann; wie endlich der Weg, zum Ziele zu gelangen, je steiler desto kürzer ist. Dank Ihnen, mein Freund, daß Sie mich für würdig erachteten Sie zu verstehn, der rasche, niemals ins Stocken gerathene Fortschritt unsrer freundschaftlichen Beziehungen, ist mir Bürge dafür daß Sie Vertrauen zu meinem Wesen gefaßt haben und das giebt mir Sicherheit mir selbst gegenüber. Zwar habe ich mich nicht zu einer solchen Höhe der Lebensweisheit emporschwingen können, dazu habe ich die Kinderschuhe zu spät ausgetreten und die gesellschaftlichen Rücksichten haben mich zu zu lange in Banden gehalten. Und als diese endlich etwas nachgaben (denn gerissen sind sie nie), so fand ich in meiner Umgebung soviel Respect vor den hergebrachten Meinungen, daß mich das hinderte, Naturmensch zu sein, selbst als ich eingesehn, daß man das inmitten der Gesellschaft sein könne. Außerdem war ich zu leidenschaftlich, ich hatte dem

Glück zu viel anvertraut und im Sturme ist es schwer einen bestimmten Weg innezuhalten. O hätte ich damals, vor zehn Jahren Sie schon gekannt, wie weit sicherer wäre mein Schritt gewesen! Wieviel Abgründe, wieviel Strudel hätte ich vermeiden können! Wie hätte sich das geringe Gute in mir entwickeln können, wie viele Untugenden weniger hätte ich mir zugelegt! — Und doch mein Freund bin ich Ihrer Theilnahme, auch so wie ich bin, nicht unwerth — nicht weil ich Sie liebe, denn das wäre ein zu leichtes Verdienst, sondern weil ich Sie zu würdigen weiß und weil ich, nach ihrer eignen Meinung, auf Ihre Anschauungen einzugehn vermag. Durch Ihren Umgang habe ich viel gewonnen und dessen wird noch mehr werden. Vor einigen Tagen erst und überhaupt bei jeder Gelegenheit, die dafür angethan ist, überrasche ich mich bei dem Gedanken: Aber Chamfort würde dazu den Kopf schütteln, thun wirs also nicht; schreiben wirs nicht! Oder auch: Da wird Chamfort mal zufrieden sein! — und dann ist mein Genuß ein doppelter und hundertfacher. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie angenehm tröstlich und ermuthigend eine Freundschaft ist die, solchergestalt stets vor Augen gehalten, den Tadel als ein unanfechtbares Recht erachtet und den Beifall als kostbarstes Geschenk schätzt. Ich werde Ihnen nie ebenbürtige Gegenleistung bieten können (und wollten Sie nur mit Ihresgleichen verkehren, so würden Sie gar sehr vereinsamt bleiben!), aber die Darbringung des vollsten Vertrauens, der festesten Zuversicht von Seiten eines feurigen, gefühlvollen und nicht unedlen Herzens, muß für einen Mann nicht ohne Reiz sein, der Talent und Gedankenreichthum zwar zu schätzen weiß, der aber höheren Werth auf das Gefühl legt, welches durch den Verstand, selbst den mit der wohlwollendsten Gesinnung verknüpften nie ersetzt werden kann — und diese Hingabe werden Sie in mir finden und habe ich Sie leider erst spät kennen gelernt, so wird es doch für immer sein daß ich Sie liebe." — Ein Mann, dem Mirabeau, und nicht mehr der jugendliche, sondern der bereits zu hohen Zielen aufstrebende, derartig sich unterordnen konnte, muß ungewöhnlicher Natur gewesen sein.

Auch bestätigt Ginguené, den die innigste Freundschaft mit Chamfort verband, daß bereits während des Londoner Aufenthaltes Mirabeau die Mitarbeiterschaft Chamfort's erbeten und benützt habe. In der damals von ihm veröffentlichten Flugschrift „über den Cincinnatus-Orden" waren die beredtesten Stellen aus Chamfort's Feder geflossen und nach der Rückkehr nach Paris wurde der Umgang ein ganz vertrauter. Täglich sprach Mirabeau Vormittags bei Chamfort eine Stunde vor, um, wie er sich ausdrückte, „den elektrischsten Kopf, den er je gekannt, zu reiben", und als erst die parlamentarische Laufbahn ihm aufgethan war, rückte der Freund der, ohne Ehrgeiz und überdem durch stete Kränklichkeit genöthigt, auf jede persönliche Betheiligung an der Bewegung verzichtete, in die höhere Stelle auch des politischen Rathgebers. Man wußte damals in den Café's Abends sehr genau zu erzählen, welche besonders schlagenden Sätze in der heutigen Rede Mirabeau's aus dem Gehirne Chamforts stammten und als kurz nach dem Tode des gewaltigen Tribunen die Frage über Fortdauer und Umwandlung der französischen Akademien zur parlamentarischen Verhandlung kam, da war es offnes Geheimniß und offnes Bedauern, daß eine Rede gegen diese Akademien in ihrer bisherigen Gestaltung, ganz und gar aus Chamfort's Feder

geflossen, nun stumm unter den Papieren des berühmten Todten ruhe. Da die Handschrift die Autorschaft bekundete, ist diese Rede später unter Chamfort's Namen auch veröffentlicht worden und selbst heute würden große Theile derselben noch auf das Wesen unsrer gelehrten Körperschaften beißende Anwendung finden.

Wer war nun dieser von seiner Zeit so hochgeschätzte, später so vergeßne Mann? Ach, es ist wohl werth, auf das anziehend trübe Bild, das uns nicht nur der Schriftsteller, sondern noch mehr der Mensch gewährt, einen Blick zu werfen.

(Fortsetzung folgt).

Aufruf!

Wir sind zusammengetreten, um durch Beiträge, einmalige oder jährliche, von Freunden und Gesinnungsgenossen einen Preßfonds zu stiften, der den Namen **„Johann Jacoby's"** führen soll. Der große Volksmann, der jüngst dahingeschieden, hat für das Recht der freien Meinungsäußerung, als die Grundlage aller Freiheit, sein Leben lang tapfer gekämpft und gelitten. Durch das Werk, das wir beginnen, wird sein Andenken am besten geehrt. Der Preßfonds soll dazu bestimmt sein, verfolgte Schriftsteller zu unterstützen, ihnen den Rechtsbeistand zu sichern, im Falle ihrer Haft die Angehörigen vor Noth zu schützen, der freisinnigen Presse beizustehen, die Entwicklung von Volksblättern zu fördern. Die Geschäftsführung wird einem Ausschusse anvertraut, der durch die Beitragenden gewählt ist, für das erste Halbjahr werden die unterzeichneten Königsberger Genossen die Constituirungsarbeit übernehmen.

Kann die Thätigkeit dieses Fonds in reichlicher, dauernder Weise geübt werden, so wird damit ein gut Stück Arbeit zur Erringung des freien Staates geleistet, und in diesem Streben fühlen wir Alle uns einig, stehen wir Schulter an Schulter.

Beitrittserklärungen und Beiträge sind an Herrn L. **Braun**, Buchhändler, Königsberg i./Pr. Französischestr. 22 zu richten.

Sämmtliche freisinnige Zeitungen und Zeitschriften werden um kostenlose Aufnahme dieses Aufrufs ersucht.

Herrmann **Arnoldt**, Kfm. — Königsberg i./Pr. Reichstagsabgeordneter **Bebel** — Leipzig. Joh. Phil. **Becker** — Genf. Leopold **Braun**, Buchhändler — Königsberg i./Pr. Eli **Behrend**, Kaufmann — Königsberg i./Pr. **Borowsky**, Gärtner — Königsberg i./Pr. Reichstagsabgeordneter **Demmler** — Schwerin. Dr. Albert **Dulk** — Untertürkheim bei Stuttgart. Gutsbesitzer **Ebhardt** — Komorowen O./Pr. **Eichelsdörfer**, Redact. d. „N. Bad. Ldsztg." — Mannheim. Rechtsanwalt **Freitag** — Leipzig. Buchhändler **Geib** — Hamburg. Gtsbes. Max **Herbig** — Maraunenhof bei Kgbg i./Pr. Reichstagsabg. Carl **Holthof** — Frankfurt a./M. Ad. **Harig-Bembe** — Mainz. Xaver von **Hasenkamp**, Red. d. „Beobachter" — Stuttgart. Carl **Hirsch** — Paris. Conditor **Kallmann** — Königsberg i./Pr. G. Fr. **Kolb** — München. Ad. **Kroeber**, Holzhändler — München. Reichstagsabgeordneter Dr. Ferdinand **Kronawetter** — Wien. Dr. L. **Kugelmann** — Hannover. v. d. **Leeden**, Hptm. a. D. — Herzogswalde bei Böhmischdorf. M. J. **Levy**, Rentier — Berlin. **Liebknecht**, Reichstagsabg. — Leipzig. Gutspächter **Luce** — Junkerken O./Pr. Justizrath **Martiny** — Danzig. Carl **Mayer** — Stuttgart. Dr. **Meilitz** — Berlin. Dr. jur. August **Oppenheim** — Cöln. Gutsbesitzer **Prager** — Lithauen. Rechtsanwalt **Payer II.**, Reichstagsabgeordneter — Stuttgart. Justizrath Dr. **Reinganum** — Frankfurt a./M. John **Reitenbach** — Plicken. Maler **Rekitzky** — Königsberg i./Pr. **Rittinghausen**, Reichstagsabg. — Cöln. Paul **Singer**, Kaufmann — Berlin. Leopold **Sonnemann** — Frankfurt a./M. Ludwig **Walesrode** — Stuttgart. Dr. Guido **Weiß** — Berlin. Jos. **Zervas** — Cöln.

Verantwortlicher Redacteur: Albert Hermann in Berlin.
Druck und Verlag von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch C. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Redaction und Expedition
Berlin S.W.
Beuth-Straße 8.

6. Jahrgang. Berlin, 15. März 1878. Nr. 11.

Ein Engländer über Lessing.

V.

(Schluß.)

Kommen wir zum Schluß. Wir sind allerdings von unserem Engländer scheinbar etwas weit abgekommen. Vielleicht aber doch nur scheinbar. Wer weiß, indem wir um Herrn Sime einen großen Kreisbogen beschreiben, locken wir ihn am Ende zu uns heran. Sein Kapitel über „Lessing's Philosophie" verdient eine Um- und Ausarbeitung. Der Kern ist gesund und der Verfasser mochte Recht haben, auf den ersten Wurf seinem Publikum nicht allzuviel zuzutrauen. Gehe er in einer zweiten Auflage — in dem nach der Statistik so schlechtgeschulten England haben gediegene und selbst philosophische Bücher eine solche Aussicht — ein wenig tiefer ins Zeug; stelle er die dynastische Opposition Ihrer Majestät der Philosophie: Spinoza versus Leibniz, etwas ausführlicher dar, und lasse er dann seinen Helden, Mirabeau-Pitt, Regierung wie Opposition in den gemeinsamen Sturm auf die Veste der Wahrheit hineintreiben! Es verlohnt sich der Mühe.

Im Gespräch mit Fr. H. Jacobi kommt Lessing's spinozistisches Leibnizthum oder sein Leibniz'scher Spinozismus, also die in Lessing erst verkörperte Concordanz der beiden größten Denker des 17. Jahrhunderts zur Erscheinung. Die beiden Philosophen selbst gleichen sich weniger aus, als Lessing sie vielmehr ausgeglichen hat. Und das gerade ist eins der unsterblichsten Verdienste unseres „Ferntreffers".

Lessing fragt den Gefühlsphilosophen: „Nach was für Vorstellungen nehmen Sie denn Ihre persönliche außerweltliche Gottheit an? Etwa nach den Vorstellungen des Leibniz? Ich fürchte, der war im Herzen selbst ein Spinozist!" Mit andern Worten: In Leibnizens System lag gar nicht die Nothwendigkeit einer solchen Annahme, mochte er das Wort gebrauchen, um nicht anzustoßen, oder um auf landläufige Vorstellungen einzugehen und durch „Idole" einen Vernunftbegriff zu bezeichnen, wie es ja auch Lessing that, wie Spinoza nicht minder. Aber selbst die „Weltcentralmonade" sitzt doch im Centrum der Welt, nicht draußen, und es handelte sich für Leibniz darum, nicht hinter Spinoza zurückzubleiben und das ἓν καὶ πᾶν zu setzen.

Wo es dagegen auf den Spiritualismus, auf ein Zwecksetzen und Zweckverfolgen der „Weltcentralmonade“ oder der Substanz ankam, da schonte Lessing seinen Leibniz durchaus nicht: „Es gehört zu den menschlichen Vorurtheilen, daß wir den Gedanken als das erste und Vornehmste betrachten und aus ihm Alles herleiten wollen, da doch Alles, mitsammt den Vorstellungen von höheren Prinzipien abhängt.“ Nämlich von der Substanz, vom Universum überhaupt, von welchem Spinoza nur zwei Attribute namhaft gemacht hat.

„Ausdehnung, Bewegung, Gedanke sind offenbar in einer höheren Kraft begründet, die noch lange nicht damit erschöpft ist“. — Ich habe keinen Namen dafür. — „Spinoza war fern davon, unsere elende Art, nach Absichten zu handeln, für die höchste Methode auszugeben und den Gedanken obenan zu setzen“.

Kaum glaubten wir beim ersten „Attribut“ der Substanz angekommen zu sein und uns im Spinozismus betten zu können, so wirft uns Lessing schonungslos wieder hinaus. Er verneint ausdrücklich, daß Gedanke und Ausdehnung, der eine wie die andere, höchste Ausdrucksweisen der Substanz seien, und nennt sie beide, die unsern Erkenntnißorganen zugänglichen, „in einer höheren Kraft begründet“. Da nun auch die Substanz verschwindet und der „höheren Kraft“ Platz macht, so sind wir wieder auf Leibniz zurückgewiesen. Eine Kraftallheit bleibt übrig, von welcher besondere Krafteinheiten oder Kräfte ausgehen.

Die Cogitatio ist der Kraftallheit als etwas ihr Unebenbürtiges genommen, und da die Metaphysik die reinste und letzte Cogitatio ist, so kann Lessing die Metaphysik nicht mit Leibniz für die „Quelle der Mechanik“ halten. Ein Handeln nach Absichten oder „Endzwecken“ vermag er seiner Kraftallheit nicht zuzuschreiben. Wir haben bereits erörtert, daß nach Lessing das „Vorstellen“ und „Wollen“ in Gott Eins ist mit dem „Schaffen“, im Schaffen aufgeht, gerade wie sein „Lieben“ im „Erhalten“ aufgeht. Dasselbe was Lessing seiner „Kraft“ abspricht, verweigert Spinoza seiner Substanz. „Wenn Gott wegen eines Zweckes handelte, so mußte er nothwendig etwas begehren, dessen er entbehrt. Die Natur hat sich keinen Zweck vorgesetzt und alle Endzwecke in den Dingen sind nur menschliche Erdichtungen. Das Vorurtheil vom Endzweck ist nur dadurch entstanden, daß der Mensch Alles in der Natur als Mittel zu seinem Nutzen betrachtet.“ (Spinoza bei unserm Jacoby.) Bekanntlich hat noch Kant geglaubt, daß dieser menschliche Standpunkt des praktischen Lebens uns auch bei der Betrachtung der Natur leiten könne, daß wir die Natur anthropomorphisch zu behandeln hätten. Die neuere Naturwissenschaft hat das Gegentheil erwiesen und die Gefahren der natürlichen Teleologie offengelegt. Was man neuerdings da als „Zielstrebigkeit“ unterzuschieben bemüht ist, geht entweder auf die End- oder Zweckursachen, d. h. zum Denken der Natur, d. i. zur Theologie zurück, oder bedeutet nur die in der Natur der Organismen, in den Monaden oder Atomen liegende Richtung, den nisus formativus, wie Blumenbach sagte, zur Art, Abart oder Neuanpassung, die Tendenz der Krafteinheiten, welche das erreicht, was wir als Welt bestehen und wechseln sehen. Der ausgezeichnete und verdienstvolle Naturforscher K. E. v. Baer hat mit seiner „Zielstrebigkeit“ offenbar großentheils einem subjektiven religiösen Gefühl Genüge thun wollen,

und es ist wundersam genug zu sehen, wie er in seinen letzten Jahren zwischen Wissenschaft und Gemüthsbedürfniß hin und her schwankt.*)

In dem berühmten Gespräch zwischen dem unerbittlichen Lessing und dem springenden Pempelforter geht es dann weiter also:

Jacobi: „Da wären Sie ja mit Spinoza ziemlich einverstanden."

Lessing: „Wenn ich mich nach Jemand nennen soll, so weiß ich keinen andern."

Wenn er sich nach Jemanden nennen soll — Spinoza ist der consequenteste Denker, den er kennt, derjenige, welcher nach Lichtenberg den „größten Gedanken" gehabt hat, der noch „in eines Menschen Kopf gekommen". Und Leibniz neigt in manchen Punkten zu der Alleinheitslehre seines Antagonisten hin. „Erinnern Sie sich einer Stelle des Leibniz, wo von Gott gesagt ist: derselbe befände sich in einer immerwährenden Expansion und Contraction: dieses wären die Schöpfung und das Bestehen der Welt?"

Jacobi: „Von seinen Fulgurationen weiß ich."

— Expansion, Contraction, Fulguration: Ausdehnung, Zusammenziehung, Ausblitzung Gottes; ist das bald menschlich, anthropopathisch genug? Wie Recht hatte Lessing, daß er auch das Denken in Gott strich und die „höhere Kraft" als „Ding an sich", als „Grenzbegriff" hinstellte und stehen ließ!

Lessing: „Nach welchen Vorstellungen glauben Sie denn nun das Gegentheil des Spinozismus? Finden Sie, daß die Prinzipien von Leibniz ihm ein Ende machen?"

Jacobi: „Wie könnte ich, bei der festen Ueberzeugung, daß der bündige Determinist sich vom Fatalisten nicht unterscheidet?" Der „bündige Determinist" ist der Urheber der „prästabilirten Harmonie", des vorgeschriebenen Ganges der Dinge, der irrthümlich die menschliche „Freiheit" im banalen Sinne zu retten glaubte; der „Fatalist" ist der Mann der Substanz, aus der nichts Anderes hervortreten kann als was in ihr steckt, in die sich hingebend zu versenken und so „sein Theil" von göttlicher Wahrheit zu „erhalten", des Menschen höchste Aufgabe, sein Himmelszwang ist. Die Consequenzen aus der „prästabilirten Harmonie" wie aus dem Alleins sind unvermeidlich, unumgänglich, der Schrecken aller Gefühligen und Phantasten, der bekannten Kanarienvögel an der Leine, das Lebenselixir nur für die Starken, Muthigen und — Besonnenen.

Also, resümiren wir. Alleinige Substanz: folglich Spinozist; aber lieber „höhere Kraft", die man nicht anthropomorphisiren soll und kann: folglich Leibniz'scher Spinozismus. Die Welt ein Ocean von Kräfteeinheiten, die unter sich harmonisch wirken, wenn sie auch

---

*) Man sehe darüber den lehrreichen Artikel im Oktoberheft 1877 des „Kosmos": „Karl Ernst v. Baer und seine Stellung zur Darwin'schen Theorie." Etwas ganz Andres ist es, wenn mein hochgeschätzter Freund M. Carriere in seiner warm und eifrig geschriebenen „Sittlichen Weltordnung" von seinem deistisch-pantheistischen Standpunkt aus flottweg die Teleologie als die Einheit der Causalität und der Finalität predigt. Er ist in seinem Rechte, sobald sein Standpunkt im Rechte ist. Uebrigens stimmt es ganz mit der Rückläufigkeit der Zeitströmung, daß uns auch Darwin als Teleologe zurechtgemacht wird, woran doch nichts wahr ist als daß nach ihm die Organismen aus eigener Machtvollkommenheit nach Bildung der Art, Abart und neuen Art „streben", welches „Streben" Darwin zuerst als anthropomorphische Ausdrucksweise anerkennt.



streiten: folglich Leibnizianer; aber die Einheit aller Wesenheiten vorausgesetzt, Ἓν καὶ πᾶν: folglich Spinozisches Leibnizthum. Die Alleinheit als vordenkend, als zweck- oder zielsetzend: nein, da bleiben wir bei Spinoza. Der Wille frei im Sinne der Willkür: unmöglich, die Welt ginge zu Grunde: da sind wir Anti-Leibniz und ganz Spinoza, nicht katholisch, sondern gut lutherisch.

Das Ende und Resultat des Systems: Leibnizen's „glücklich heitere Nothwendigkeit" oder Spinoza's „vernünftige Gottesliebe", amor Dei intellectualis, die Hingebung an die alleinige Urkraft? Beides, Eins wie das Andre, jedoch mit einer kleinen Vorliebe für Leibniz. Wir sind ja nicht zum „Vernünfteln" geboren, sondern zum „Handeln". Laß mich also, o unergründliche Urkraft, heiter wandeln, und daß meine „Seele" oder „Centralmonade" oder „Entelechie" durch Vollbringen des Guten, welches ich „muß", die Empfindung des Glückes habe, die da heiter macht!

Es lebt bereits ein Dichter — so könnte der philosophirende Lessing, der ja auch ein Stück des Poeten in sich trug, füglich schließen — es lebt bereits ein Dichter, der in meinem Todesjahre beginnen wird die Welt zu erschüttern. Acht Jahre später wird dieser das Spinozisch-Leibniz'sche System krönen, indem er vom Künstler, also auch vom Baumeister des eigenen Lebens, so schön wie weisheitsvoll zu sagen weiß:

„Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen,
Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebot'nem Busen
Vom sanften Bogen der Nothwendigkeit."

Blanqui über die stehenden Heere.

(Schluß.)

Der gesunde Menschenverstand sagt mit den Römern: Als Kind, im Schoße der Eltern, muß man sich in der Vertheidigung des Vaterlandes unterrichten, als Mann wird man es vorkommenden Falles vertheidigen; die Jugend hat die Pflicht des Erlernens, das Mannesalter die der That. Die Rollen aber umzukehren, die lebhaften Jahre der Kindheit, die lernlustig sind und leicht fassen, in den Wind zu schlagen, und dann wenn der Jüngling seinem Mannesberuf zu folgen bereit ist, sich seiner Person zu versichern und ihn zur lebenslänglichen Schule in einer Kaserne zu verurtheilen, wahrlich, das ist sinnlos.

Genug der Conscription! Sie macht das Alter der Kraft unfruchtbar, indem sie es der Heirath entzieht. Eine ebenso absurde als tyrannische Institution muß verurtheilt werden. Die Kaserne wird aufhören, ein Gefängniß zu sein, das man der Jugend unter dem Vorwande der Gleichheit und der Nationalvertheidigung auferlegt. Mag darin bleiben, wem es darin gefällt! Dagegen haben wir nichts. Der Geschmack am Militärdienst ist zwar nicht sehr verbreitet, aber doch auch nicht durchaus selten, er wird eine Elite von Freiwilligen liefern, z. B. für die Marine-Infanterie. Das wäre ausgezeichnet. Solche Truppenkörper werden ehrenwerth und geehrt sein.

Das Vaterland kann nicht ohne Vertheidiger bleiben. Es wird deren Millionen in der Nationalgarde finden, die aus erfahrenen Leuten und nicht mehr aus unwissenden Rekruten gebildet sein wird. Der junge zwanzigjährige Soldat wird, wenn er unter die Fahne tritt, nicht ein plumper Neuling, über den man spottet, sondern ein Gefreiter sein. Er bringt dem Regimente ein zehnjähriges Studium mit, durchgemacht in dem Alter, in welchem die Natur dem jungen Gehirn doppelt soviel Assimilationskraft giebt, als dem Erwachsenen.

Wird man diese Ideen eine Utopie heißen? Sie sind keine Neuerungen, sondern eine einfache Rückkehr zu dem System, auf dem die Größe der berühmten Republiken des Alterthums beruhte. Dieses System ist heute in der Schweiz in Wirksamkeit, ein wenig geschwächt und schlaff, weil die Schweiz zu sehr darauf rechnet, daß man ihre Neutralität achtet. Frankreich hat nicht nöthig, sich die gleichen Illusionen zu machen.

Nichts leichter, als die praktische Ausführung. Die militärische Unterweisung bildet einen integrirenden Theil des öffentlichen Unterrichts. Vom Alter von 8 Jahren an wird sie in den Schulen aller Grade ertheilt. Wegen der Disciplin braucht man sich keine Sorge zu machen. Man wird sie nicht aus dem Arsenal des Marschalls Niel holen. Die ist ein Fallstrick, und ein Thor ist, wer sich auf sie verläßt. Sich einzubilden, daß Soldaten immer sich mehr fürchten vor Dem, was hinter ihnen, als vor Dem, was vor ihnen ist, welche alberne Idee! Woher kommt denn die wilde Flucht der Armeen, die mittels Arreststuben und Kriegsgerichten disciplinirt worden sind? Wo die Disciplin der Furcht verlöscht, da glänzt die Disciplin der Hingebung, die allein wahre, allein wirksame, die aus dem Bewußtsein der Gemeinsamkeit und aus den Banden der Gewohnheit zwischen Alters- und Gesinnungsgenossen entsteht. Gegenseitiges Vertrauen, Ehrgefühl, Wetteifer und Gewissen sind die unerschütterlichen Grundlagen dieser Disciplin.

Mehr als einer hat erkannt, daß im letzten Kriege der Appell an die Mobilgarden, wenn er im Namen ihrer Kameraden erlassen wurde, weder die Ohren taub noch die Beine zur Flucht geneigt fand. Dazu kommt, daß Instruction und Disciplin Zwillingsschwestern sind. Gutgeschulte Truppen sind auch stets disciplinirte Truppen.

Die Kinder lernen schnell und leicht, wenn das Studium sie unterhält und interessirt, und sie vergessen nie. Die Bewegungen, die Handhabung der Waffen, werden Feste für sie sein; für die Erwachsenen ist es etwas Widerwärtiges. Wenn die Regierung ihre Schuldigkeit thut, so werden die Jünglinge von 15 Jahren an, Soldaten ohne Gleichen sein, in allen Waffenarten, Infanterie, Cavallerie, Artillerie, Genie. Alle würden zu gehorchen und zu kommandiren verstehen. Die Disciplin wird sich durch eine öffentliche Meinung aufrechthalten, die mächtiger ist, als der Zwang.

Unter keinem Vorwande, weder vor noch nach ihrer Einreihung in die „ansäßige Armee“ (armée sédentaire, Miliz), dürften die jungen Leute seitens der Obrigkeit von ihrer Heimath entfernt werden. Sie würden dieselbe in Waffen nur verlassen, um gegen den Feind zu marschiren, und würden niemals die Zeit mit unnützen Manövern vergeuden: nichts gleicht einem Kampfe weniger, als ein Scheinkampf.

Das ansässige Nationalheer wird an Ort und Stelle organisirt, ausgebildet und eingeübt. Die zur größtmöglichen Vollendung getriebene militärische Wissenschaft wird diese Vorarbeiten leiten müssen, von denen das Sein oder Nichtsein der Nation abhängt. Dieses Heer wird ein gewaltiges Material besitzen und die Zusammensetzung seines Generalstabs wird eine wichtige Staatsangelegenheit sein.

Diese Armee, unerschöpflich in der Lieferung neuer Truppen, wird eine rein defensive Macht sein, ohne Drohung für den Frieden Europas. Unbeweglich an den häuslichen Heerd gebannt, wird sie ein doppeltes Unterpfand der Ruhe werden. Frankreich wird weder Andere anfallen können, noch angefallen werden können. Die unskrupulöseste Regierung, die Regierung Napoleons III., würde nicht die Macht, ja nicht einmal das Gelüst haben, einen Krieg aus der Wahlurne herauszueskamotiren. Man kann in Frankreich Alles ergaunern, ausgenommen dies. Der Artikel, der die Schlachtenfrage von der Entscheidung des allgemeinen Stimmrechts abhängig macht, hat die Ruhe der Zukunft gesichert: niemals wird sich Frankreich in einem ungerechten Zank engagiren; keiner der drei Offensivkriege Napoleons III. hätte aus der Abstimmung hervorgehen können.

Es wäre unmöglich, eine bessere Bürgschaft beständigen Friedens zu ersinnen, als die Abhängigmachung des Rechts über Krieg und Frieden von der Abstimmung aller europäischen Nationen, ohne selbst Deutschland auszunehmen. Der Krieg ist niemals das Werk der arbeitsamen Massen, die ihn mit ihren Thränen und ihrem Blute bezahlen, sondern die Schuld derer die an diesem mörderischen Spiel, in welchem sie nur das Leben der Anderen einsetzen, Gefallen finden.

Die Republik untersagt sich jeden auswärtigen Angriff, indem sie ihre stehenden Truppen auf eine unbedeutende Ziffer von Freiwilligen herabsetzt, aber sie wäre absurd, wenn sie nicht auf ihrer Hut bliebe, bereit, ungerechte und plötzliche Angriffe zurückzuweisen. Wenn der Feind verrätherisch angreift, ohne es vorher anzukündigen, so muß man sich doch vertheidigen, aber man würde es sich zweimal überlegen, bevor man sich auf ein Land stürzte, das mit vier Millionen Soldaten antworten könnte.

Bewahren wir die Kräfte in Gesundheit und Sicherheit im Schoße der Familie. Welches Verbrechen, sie durch den mörderischen und korrumpirenden Müßiggang der Kasernen zu decimiren! Es ist Zeit, endlich dieser Todesarbeit Einhalt zu thun, die von jedem Herd einen Tribut von Opfern einfordert, um sie der Herrschaft einer Kaste darzubringen. Keine Conskription mehr! Dieser Rettungsruf möge fernhin tönen und alles Geschrei, mit dem man ihn gern ersticken möchte, beherrschen. Seit bald fünfzig Jahren haben die Revolutionen nur lügenhafte Versprechungen gemacht. Es ist die Stunde der eigentlichen Eroberung gekommen, der Eroberung seiner Persönlichkeit. Die Würde, das Vermögen, das Leben der Bürger hängen von dieser Besitzergreifung seiner selbst ab. Heutzutage gehören die Bürger fünf Jahre nacheinander nicht sich selbst an, denn sie erdulden die minutiöseste und tyrannischste Sklaverei, die die Geschichte kennt, und diese fünf Jahre haben lange Anhängsel. Diese Kette zu brechen, ist die heilige Aufgabe der Wähler. Sie dürfen ihre Stimmen den

Kandidaten zu den Kammerwahlen nur gegen die feierliche Verpflichtung geben, energisch die sofortige Abschaffung der Conskription und des stehenden Heeres und die Ersetzung beider durch ein ansässiges National-heer zu verlangen.

Giebt es auf der Welt eine Evidenz, so ist es wohl die, welche die stehenden Heere verurtheilt. Die Moral, die Gerechtigkeit, die Freiheit, die Oekonomie, der gesunde Menschenverstand, alle sprechen sie einstimmig das Anathem über sie aus. Wie kommts, daß das Urtheil nicht schon längst über sie gefällt ist? Diese alten Irrthümer sind schwer zu entwurzeln. Wenn sich ein schlechtes Princip einmal in dem Gehirn der Menschen eingenistet hat, so erregt es in demselben ein sonderbares Durcheinander und die besten Absichten können schreckliche Consequenzen aus ihm ziehen. So träumen treffliche Männer anstatt die in dieser Hölle des stehenden Heeres Gefangenen zu befreien, eine allgemeine Einkerkerung in derselben, im Namen der Gerechtigkeit und Gleichheit, mittels des obligatorischen Kriegsdienstes für Alle ohne Ausnahme. Nein! Nein! Kein obligatorischer Kriegsdienst für Alle! Das ist eine unheilvolle Idee. Im Gegentheil: kein stehendes Heer mehr!

Vom Johannistrieb.

Die deutschen Bühnen leiden gegenwärtig am Johannistrieb d. h. am Lindau'schen oder vielmehr an dem von Lindau für die Bühne zubereiteten. Wenn ich sage: sie leiden, so wird vom Standpunkt der Cassenverwaltung Protest erhoben werden, denn daß jedes neue Lindau'sche Stück ein volles Haus macht und mit dem Hervorruf des Autors endet, braucht kaum erwähnt zu werden. Bei der eigenthümlichen Stellung des Verfassers zum größten Theil des Publikums und der Kritik ist das beinahe so selbstverständlich als daß die Wache ins Gewehr tritt, wenn beim Herannahen einer erlauchten Person das Commandowort erschallt. Aber es scheint mir, wie ich die Sache ansehe, doch ein Leiden vorhanden zu sein, denn man erduldet eigentlich die einmal unbezweifelt ausgemachte Vortrefflichkeit der Lindau'schen Stücke mehr als daß man sie genießt.

Mit einem Stück, das nicht viel taugt wie z. B. „durch die Intendanz" wird trotz der Preiscommission nicht viel Federlesens gemacht, denn der Autor hat noch wenig zu bedeuten. Aber Paul Lindau ist eine solide Firma, die honorirt werden muß und sie wird honorirt und das anständig. Kritik und Publikum rühren gar fleißig die Hände zum Applaus, dazwischen ertönen dann wieder einige grelle Pfiffe — beides macht mir den Eindruck, als ob sich manches Persönliche hinein mische. Davon will ich nun die nachstehenden Bemerkungen, die sich rein objectiv auf das Sachliche richten sollen, möglichst frei halten. Ich erinnere mich in der Besprechung eines Berliner Blattes u. A. gelesen zu haben, daß die Kritik die Pflicht habe die Verdienste des Paulus Lindau warm anzuerkennen, damit derselbe nicht wieder zum Saulus werde. „Das ist auch ein Gesichtspunkt", wie die stehende Redensart des Maler Jordan im „Johannistrieb" lautet, aber es ist nicht der meine und dürfte meines Bedünkens nicht derjenige sein, von dem man bei einer allgemeinen Beurtheilung auszugehen hat. Im Himmel soll zwar nach testamentarischer Versicherung mehr Freude über einen reuigen Sünder als über tausend Gerechte herrschen. Es ist das am Ende eine natürliche Regung, aber sie wird unbillig, sobald sie nach solchem Maaßstab Verdiensteskränze austheilt. Namentlich kommen dabei die Gerechten zu kurz.

An den Inhalt des Lindau'schen Stückes werde ich nur ganz kurz zu erinnern haben. Es hat eine etwas längere Vorgeschichte, die auf der Bühne nur erzählt wird und eine sehr kurze eigentliche Geschichte. Aus der Vorgeschichte erfahren wir, daß Philipp Harold vor zwanzig Jahren eine Jugendgeliebte besaß, die unter dem Eindruck, daß er, der auf einer Expedition Abwesende, verschollen sei, einem Anderen und zwar dem besten Freunde Philipps die Hand reicht. Nach kurzer Ehe stirbt sie, ein Töchterchen hinterlassend, hauptsächlich dem Gram darüber erliegend, daß der todtgeglaubte Geliebte, wie sich bald herausstellt, noch am Leben und sie für ihn verloren ist. Philipp Harold geht alsdann abermals in die Fremde. — Die eigentliche Geschichte beginnt mit der nach 19jähriger Abwesenheit erfolgten Rückkehr Philipps und enthält in der Entwicklung des Hauptmotivs nicht mehr, als daß im 1ten Act Philipp bei einem Besuch seines Jugendfreundes Louise, die Tochter seiner ehemaligen Geliebten, erblickt und einen starken Eindruck empfängt, was sich im 2ten Act bei Louisen wiederholt, indem Philipp ihr ein auf seine Lage passendes Chamisso'sches Gedicht vorliest. Im 3ten Act ergiebt sich aus einer ganz oberflächlichen Irrung für Philipp die Befürchtung, daß er mit seinem Johannistrieb bei dem jungen Mädchen doch wohl nicht ausreichen möge, was sich aber im 4ten Act als Täuschung herausstellt worauf sich alle Betheiligten, wehmüthig gerührt, doch innerlich beglückt, die Hände reichen.*) Was ich nun, ganz im Allgemeinen und von allen speciellen dramatischen Erfordernissen absehend, gegen den Stoff des Stücks habe ist, daß derselbe überhaupt für ein Schauspiel nicht taugt und zwar deshalb nicht, weil er uns nicht anmuthet. Die Liebe eines Mannes von einigen 40 Jahren zu einem sehr jungen Mädchen, eine Liebe, die Gegenliebe weckt und Erwiederung findet, hat — man möge sich stellen wie man wolle — einen Beigeschmack der einem gesunden Empfinden nicht mundet. Die Liebe — ich hoffe, man wird mir nicht entgegenhalten, daß derartige Partien und Verhältnisse im Leben sehr häufig vorkommen und zur Zufriedenheit aller Betheiligten verlaufen. Partien, Verhältnisse, ja, mit dem nöthigen Requisit dessen an Gefühlen, was für ein wohl arrangirtes eheliches Leben auskömmlich und erforderlich ist — hier aber handelt es sich um Liebe, um deren vertieftes Wesen und es ist von dem Autor einige Mühe darauf verwandt worden so zärtliche und schwungvolle Töne anzuschlagen, daß kein Zweifel darüber bleiben kann, daß wir das Urbild derselben in den Beziehungen vor uns erblicken sollen, die sich zwischen Philipp Harold und Louise Eberhard entspinnen. Ich will nun gar nicht behaupten, daß der gerechtfertigte Anstoß, den das natürliche Gefühl an dem Liebes-Bund zwischen zwei so weit getrennten Altersstufen nimmt, sich von dem Dichter gar nicht überwinden lassen könne. Was — wenn auch nur als Ausnahme — im Leben gelegentlich vorkommt, wird — wenn auch ebenfalls nur als Ausnahme — ja auch dem Dichter zum Vorwurf dienen können. Allein dieser Vorwurf enthält ein schwieriges Problem und dies Problem ist wenigstens auf der Bühne nicht zu lösen. Daß ein Mann, der die Mittagshöhe des Lebens erreicht hat, für ein junges Mädchen erglüht, ist nicht grade schwer verständlich, sollen wir aber den umgekehrten Fall verstehen — und ohne dies Verständniß sind wir ja gar nicht im Zusammenhang des Vorgangs, leben wir nicht mit den Betheiligten — so gehört dazu mehr als das bloße veni, vidi, vici, welches als Siegesparole für die Geschlechtsliebe von einem jungen Herzen zu dem anderen allerdings ausreicht.

Wir haben nicht ganz wenige lyrische Blüthensträuße, die Johannistrieben entsprossen sind, einen von Prutz z. B. und, um einen allerneuesten zu

---

*) Etwas homöopathisch-Verdünnteres als dieser Conflict („Verreibung" könnte man in der homöopathischen Sprache sagen) läßt sich wirklich nicht denken und wenn Lindau in der „Gegenwart" erklärt: „Kein Conflict — kein Drama", so konnte er sich selbst sagen daß ein so verdünnter Conflict auch nur ein sehr — verdünntes Drama liefern konnte.

nennen, einen von P. Heyse. Denn auch die durch Zartheit und Innigkeit so ergreifende Abtheilung: „Neues Leben" in dem im vorigen Jahr veröffentlichten „Skizzenbuch" ist nichts weiter als ein solcher Johannistrieb, der schon gleich in den ersten Zeilen, wehmüthig und sehnsüchtig, sich knospend regt.

Was suchst du Glück von Mund zu Mund
Und deiner ach, ist bleich und kühl?
Du siehst dich um, dein Herz bleibt stumm,
Und Lieben ist kein Kinderspiel.

Die schönen Flammen sind verglüht,
Noch eh' der Thau des Abends fiel.
Die Nacht bricht ein, du bist allein,
Und Sterben ist kein Kinderspiel.

Niemand nimmt Anstoß an den Liedern, in denen der Mann, vom Johannistrieb bezwungen, sein Glücksgefühl austönen läßt, wenn seiner Sehnsucht Gewähr wurde, denn es ist eben der Mann und, wie schon bemerkt das Verständniß dafür, daß ein solcher, wenn auch schon auf der Mittagshöhe des Lebens angelangt, für ein junges Mädchen erglüht, fällt uns nicht schwer. Setzen wir aber den umgekehrten Fall; Lieder die von jungen weiblichen Lippen ertönend das Liebesglück, das sie derart gefunden, ausströmen ließen — nun, sie würden uns mindestens etwas fremdartig anklingen, denn wir vermögen uns eben in die Situation des weiblichen Herzens in solchem Fall nicht so schnell hineinzufühlen. Uns fehlen die Bindeglieder des Verständnisses. Und doch haben wir es da nur mit der vollendeten Thatsache zu thun, mit der wir uns immer noch leichter abfinden werden als, wenn wir uns über die vorbereitenden Stadien, das Liebeskeimen, das Liebewerben Rechenschaft geben und sie verständlich finden sollen. Denn eben da liegt die Schwierigkeit, wenn es sich um die Beziehungen eines höheren Alters zu dem Lenz des Lebens handelt. Gewiß ist diese Schwierigkeit zu überwinden, wenn der herzenskundige Dichter Raum und Zeit, Geschick und Erfindungsgabe genug besitzt, um in einem ausgeführten Seelengemälde voll fein nuancirter Uebergänge und zarter Abstufungen diejenigen Motive zu entwickeln, die wirksam werden müssen, wo auf die einfachen, natürlichen Hülfsmittel der Liebe bei beiden Geschlechtern mehr oder minder Verzicht geleistet werden muß — aber die Bühne hat dazu weder Raum noch Zeit. Und deshalb bleibe ich dabei, daß das sujet des Johnnnistriebs wenigstens so wie Lindau ihn faßt nicht dahin gehört, daß es sich auf die Bühne nur verirrt. Diese eine Verirrung hat Lindau alsdann durch eine zweite noch vergrößert. Die auf der Bühne unmögliche, an sich aber unumgänglich nothwendige seelische Motivirung des unnormalen Factums einer echten Liebesempfindung zwischen zwei durch einen gewaltigen Zeitabstand von einander getrennten Herzen verlegt er in eine Nebenbeziehung, die für den Zweck gar nicht unglücklicher gedacht werden kann. Das junge Mädchen, welches den Johannistrieb des Philipp Harold ins Knospen bringt, ist also die Tochter seiner ehemaligen Geliebten und Braut. Meinetwegen soll dies nun als ein verstärktes Motiv angesehen werden dürfen, daß derselbe abermals nach einer Seite hin erglüht, die ihm das Abbild vergangener Zeiten und einer geliebten Person vor die Seele rückt, obgleich es vielleicht ebenso nahe läge anzunehmen, daß eine unwillkürliche Anwandlung von *väterlichem* Empfinden sich grade an dieser Stelle seiner bemächtigte. Allein immerhin würde doch das Motiv selbst in der günstigsten Auslegung nur für den *Mann* erleichternd wirken d. h. es erklärt die Wirkung an der Stelle, die ohnehin keiner besonderen Erklärung bedarf. Für das Empfinden des jungen Mädchens aber, also grade für die Stelle, auf deren Motivirung alles ankommt, ist dadurch nur eine neue Erschwerung geschaffen. Denn wie sollte ein unverschrobenes, gesundes Gefühl wohl dem Geliebten und Bräutigam der *Mutter*, dem ältesten Jugenfreund des *Vaters* gegenüber, wenn es überhaupt zu einer inntgen Empfindung kommt, anders

empfinden als kindlich, töchterlich und wie soll sie aus dieser Kindes- und Tochter-Stimmung den durch den Altersunterschied ohnehin so erschwerten Uebergang zu dem Liebesgefühl des Weibes zum Manne finden? Hier steht man vor dem Climax des psychologisch Unterwahrscheinlichen und Unberechtigten.

Lindau muß aber diese Motivirung für so ausreichend und so glücklich angesehen haben, daß er nun in aller Ruhe 4 Acte hindurch das Seelengemälde, das er sich zurecht gemacht, vor uns entfaltet. Er hat jede Spannung, jede nennenswerthe Verwicklung, fast jede Handlung verschmäht. Das halte ich nun an sich noch nicht unbedingt weder für ein Unrecht noch für ein Unglück. Ich gehöre nicht zu denen, welche jedem Stück, das nicht spannende Verwicklung und energisch fortschreitende Handlung bietet, sofort den Laufpaß geben, denen nur das in diesem Sinne von dramatischem Leben Erfüllte bühnenberechtigt erscheint. Ich denke darüber anders. Allein in diesem Fall wäre spannende Verwicklung eine Art von Erlösung gewesen, denn sie hätte uns über die Schwächen des Hauptmotivs hinweggetäuscht. Es war ja so leicht durch ein paar der Handlung eingewebte Motive und Beziehungen die Schürzung eines kunstreich verschlungenen Knotens zu bewirken, dessen Lösung Spannung und Ueberraschung bewirkt und den Zuschauer angenehm unterhalten hätte. Dann hätten wir zwar nicht ein aesthetisch werthvolles Stück erhalten, was bei dem Grundfehler unmöglich war, aber doch ein geschickt gemachtes, während wir so weder das eine noch das andere haben.

Ueber unserer dramatischen Production walten überhaupt sonderbare Sterne. Lindau hat eine ausgesprochene, häufig betonte Vorliebe für das französische Schauspiel. Er ist nicht ungründlich bei den Franzosen in die Schule gegangen, hält ihre Vorzüge hoch, ja so hoch, daß ihm am französischen Maßstab gemessen von unserer gesammten classischen dramatischen Literatur nur „Kabale und Liebe" und „Emilia Galotti" formale Bühnenvollendung zu besitzen scheinen. Von den Göthe'schen Dramen däucht ihm keins, wie er uns erst kürzlich in der „Gegenwart" auseinandergesetzt hat, „in Bezug auf die durch die Bühne bedingte Form auch nur einigermaßen stichhaltig" zu sein.

Wer sollte nun nicht denken, daß dieser Jünger der Franzosen und obendrein ein witziger Kopf von seinen Meistern gerade das gelernt hätte, was neben manchen anderen Vorzügen dieselben in so hohem Maaße auszeichnet: die geistreich erfundene Verwicklung, die ungezwungene Einfädelung der spannendsten Effecte im feineren Lustspiel, den scharfen Blick für alle hierher gehörigen Beziehungen, die spielende Leichtigkeit der Lösung? An allen diesen Vorzügen sind wir arm. Sollen wir ewig von den Franzosen borgen? Es wäre doch hübsch, wenn wir mal auf eignen Füßen ständen. Das traurige Preislustspiel: „Durch die Intendanz" hat gezeigt, daß der berufenen Kräfte bei uns doch nur wenige sind. Und nun kommt noch einer der Wenigen, denen man Beruf zutrauen sollte, und bringt uns statt eines guten Lustspiels ein Schauspiel, dem die Thräne der Sentimentalität und der Erfindungsarmuth trübselig vom Auge tropft. Hält Lindau das, was er uns jetzt bietet, wirklich für seine, force? Wir denken besser von ihm. Uns macht es ungefähr den Eindruck als ob Jemand, der ein üppiges Haupthaar und einen dürftigen Bartwuchs besitzt, sich darauf capricirt seinen Kopf geschoren zu tragen und statt dessen seinen Bart zu kräuseln und zierlich zurecht zu stutzen.

Gegen den hier vor Allem erhobenen Einwand, daß das Sujet überhaupt nicht für die Bühne tauge, kann mit einer gewissen anscheinenden Berechtigung auf Göthe's „Geschwister" verwiesen werden. Auch da bezieht sich ja die Liebe des älteren Mannes auf die Tochter der einstigen Geliebten und diese Liebe findet Gegenliebe. Also soweit ein ähnliches Motiv, das Lindau nur zu borgen brauchte. Aber die Verschiedenheit ist größer wie die anscheinende Aehnlichkeit. Zunächst braucht man den Altersunterschied zwischen Wilhelm und Marianne

als lange nicht so bedeutend vorauszusetzen wie er bei dem Lindau'schen Paare ist. Bei Göthe erfährt man wohl, daß Marianne die Tochter der Frau ist, die Wilhelm einst liebte, aber nicht wie alt sie war als die Mutter, eine Wittwe, starb. Man braucht also den dazwischen liegenden Zeitraum, der z. B. vom achten bis zum sechszehnten Lebensjahr reichen kann, als nicht so sehr erheblich und namentlich man braucht Wilhelm sich nicht als einigermaßen überreif an Jahren vorzustellen. Damit stimmt es auch, daß er durchaus nicht in die Tonweise des Philipp Harold verfällt, der jeden Augenblick das elegische

Da steh' ich, ein entlaubter Stamm

anstimmt. Dann bleibt Marianne vollständig in Unkenntniß über die Beziehung, die zwischen Wilhelm und ihrer Mutter bestand, nirgend kann ihr auch nur die Anwandlung eines töchterlichen Gefühls Wilhelm gegenüber kommen, denn sie ahnt nichts von allem dem was Luise Eberhard (bei Lindau) im zweiten Act schon erfährt und von da ab innerlich mit sich herum trägt. Und nun beachte man noch, wie fein und seelenkundig bei Göthe, trotzdem also schon die äußeren Bedingungen für das Zustandekommen einer Liebesempfindung von Marianne zu Wilhelm viel günstiger gelegen sind als wie die von Luise Eberhard zu Philipp Harold, wie fein und seelenkundig diese Liebe zu dem älteren Mann auch innerlich noch motivirt wird. Von Haus aus hat er das Gefühl, das später zur Liebe werden soll, auf das häusliche Behagen auf das Mit- und Ineinander Leben und Weben, auf innige Gemüthsbeziehungen gestellt, dem geschlechtlichen Antheil den denkbar geringsten Spielraum eingeräumt, (denn eben zwischen Geschwister spielt das Geschlechtliche ja gar keine Rolle), ohne gleichwohl ganz die Brücke zu ihm abzubrechen. Was in jedem anderen und also auch in dem Lindau'schen Fall den Vorgang, an den wir glauben sollen, so unwahr und unnatürlich gestaltet ist, daß das junge Mädchenherz an dem mittelalterlichen Freund ihres Vaters nicht den geeigneten Stoff finden kann, um den in der Geschlechtsliebe so mächtig wirkenden Phantasiereiz zu entzünden und zu entflammen. Göthe hat den Phantasiereiz zwar nicht ganz gestrichen, — in ganz besonders reizvoller Weise läßt er vielmehr die Wirkung desselben in dem rührend-naiven Bekenntniß, das Marianne ihrem vermeintlichen Bruder ablegt; spielen, aber er hat ihn doch gedämpft und auf ein gewisses, mittleres Maaß herabgestimmt, das zu der Wirkung, die eintreten soll, auf's Glücklichste paßt. Wie sinnig und zweckvoll ist die starke Betonung des „Hausmütterchens" in Mariannens Natur. Man kann es mit Händen greifen, wie das Gefühl dieses Mädchens gerade den älteren Bruder umranken mußte. So verletzt das kleine edle Stück auch nicht durch den leisesten Zug der Unnatur. Die ganze Metamorphose in dem Gefühlsgang des Mädchens (worauf Alles ankommt) ist wohl vorbereitet und vermittelt. Nirgends etwas Gemachtes, nirgends ein Schwanken, nirgends eine Lücke, welche, um nur überhaupt ausgefüllt zu erscheinen, durch die Phrase ausgefüllt werden muß. Ja, ja, es ist von dem alten Herrn etwas zu lernen, selbst für den Bühnengebrauch, wenn er auch nichts geschrieben hat, was sich dem Kenner „auch nur einigermaßen als stichhaltig" für die Bühne präsentirt.

Soviel von dem Johannistrieb im Allgemeinen und von dem Lindau'schen im Besonderen. — Im Uebrigen habe ich nichts dagegen einzuwenden, daß das Stück einen ganz munteren, anständigen Dialog und einige scherzhafte episodische Zuthaten besitzt. Es ist das nicht viel, aber es ist etwas. Auch mögen ihm meinetwegen so viele Hochs gebracht werden wie da wollen. Lang wird es ohnehin nicht leben, so möge es denn hoch leben.

Chamfort.

II.

Chamfort war 1741 geboren. Den ersten Aufschrei des Kindes begrüßte die Gesellschaft mit einem Achselzucken, für den Tarif der Kirche wie der Sittlichkeit war diese Existenz vorweg eine Contrebande: es war, wie sein Biograph in zarter Bedeutsamkeit bemerkt, „ihm beschieden, nur seine Mutter zu kennen und zu lieben". Das warf einen Schatten in sein Herz, einen Brand in seinen Kopf, eine herbe Menschenkenntniß und ein von aller Schwärmerei sich fernhaltender Ehrgeiz waren die zeitige Frucht. Dem talentvollen Knaben fehlte es nicht an der Bildungsstätte, aber dort auch nicht an allen Härten und Demüthigungen, die unter solchen Umständen natürlich waren. Er war Freischüler in einem geistlichen Seminar und hier bald ebenso berufen wegen seiner Fähigkeiten, wie wegen seiner spitzen Zunge. Man kennt den ja auch heute noch im französischen Erziehungswesen bestehenden Mißbrauch mit Belohnungen und Auszeichnungen. In der Rhetorik-Klasse, die der junge Nicolas — erst später nahm er den Namen Chamfort an — erreicht hatte, gab es fünf erste Preise, er hatte nur vier derselben, der für lateinische Verse war ihm entgangen. Man drohte, ihm die Freistelle zu entziehen, wenn er beim nächsten Male nicht sämmtliche Preise erringe, und das gelang ihm. „Im vorigen Jahre", sagte er einem Freunde, „erhielt ich den fünften Preis nicht, weil ich Virgil zum Muster genommen hatte; dies Jahr habe ich Buchanan nachgeahmt und da ist es besser gegangen!" Buchanan, ein mittelalterlicher Schriftsteller von untergeordneter Latinität, war eben in den Klosterschulen accreditirt und in der Aufgabe, die zur Preisbewerbung gestellt war, kam es unter Anderm auf die Beschreibung einer Kanone und ihrer Thätigkeit an, für die allerdings Virgil kaum ausgereicht haben wird. — Trotz dieser Lorbeern entging er doch kurze Zeit darauf dem Schicksal nicht, vom Colleg verwiesen zu werden. Er trieb sich eine Weile mit einem Schulkameraden abenteuernd und eulenspiegelnd in der Welt herum, als ihnen das Geld ausgegangen, kehrten sie zurück und wurden auch wieder aufgenommen. Endlich war die Schule absolvirt und der Abbé fertig. Das war freilich nur eine Kleidung, noch kein Stand; aber der Jüngling war seiner Laufbahn schon so sicher, daß er allem Andringen des Schulrectors, nun in den geistlichen Lehrstand selber einzutreten, die Antwort entgegensetzte: „Priester werde ich niemals sein, da liebe ich zu sehr die Ruhe, die Philosophie, die Frauen, die Ehre, den wahren Ruhm — und zu wenig die Zänkereien, die Heuchelei, äußere Ehren und Geld." Und einem Freunde, der um seine Zukunft besorgt war, erwiderte er: „Nun ja, jetzt bin ich ein armer Teufel, aber wißt Ihr, was eines Tages kommen wird? Da werde ich einen Preis von der Akademie bekommen, da werde ich eine Komödie aufführen lassen die Glück hat, da werde ich auf einmal meinen Platz in der Gesellschaft haben und von jenen Großen wohlaufgenommen sein, die ich verachte, sie werden mir eine behagliche Stellung verschaffen ohne daß ich mich darum zu bemühen brauche — und dann will ich als Philosoph leben!" Und bald genug fing diese Prophezeihung an sich zu erfüllen: die „Epistel eines Vaters an seinen Sohn bei der Geburt eines Enkels", welche er der Akademie einreichte, wurde gekrönt und damit hatte er auch den glänzenden Eintritt in die Gesellschaft gewonnen.

Aber wo blieben die Philosophie und die Ruhe, als deren eifrigen Liebhaber er sich damals bekannt hatte? Seine Jugendfrische, die Anmuth seiner Erscheinung machten ihn zum Liebling der Frauen und was das in der sogenannt guten Gesellschaft zur Zeit der Regentschaft zu sagen hatte, das ist wol bekannt. Durch seinen Geist, seinen schlagfertigen Witz wurde er ein gern gesehener, gesuchter Gefährte in den Kreisen der jungen Müßiggänger und Stutzer, und waren seine Mittel häufiger nicht ausreichend, ein solches Leben zu bestreiten, so fanden sich die guten Freunde gern die ihn in anständiger Weise über die Verlegenheit wegführten, um ihn damit zu verpflichten. Das ging eine Weile ganz prächtig, aber seine Gesundheit hielt dieser Lebensweise nicht Stand, mit den Krankheiten, die ihn von da ab nicht mehr verließen, befiel ihn auch schwere Melancholie. Ein Stück, das er aufführen ließ, fand nicht den erwarteten Erfolg, eine Abhandlung die er der Akademie einreichte, wurde nicht beachtet: aber er fand da einen Trost, wo er vielleicht am wenigstens ihn erwartet hatte. Inmitten der glänzenden lustigen Gesellschaft, der er seine besten Jahre geopfert, ohne etwas Andres als Reue und Menschenverachtung dafür eingetauscht zu haben, waren denn doch Einige, Frauen wie Männer, gewesen welche die Freundschaft, in der sie zu ihm gestanden, ernster genommen, den Mann und seinen Kern, vielleicht besser als er selber zu jener Zeit, erkannt hatten und nun nicht von ihm ließen, wo er, arm, krank, entmuthigt und tief mißtrauisch, sich in die Dunkelheit zurückgezogen hatte. Freilich hatten sie manchen Kampf mit seiner ungeberdigen Empfindlichkeit zu bestehn, um ihn zur Annahme ihrer Freundschaftsbezeigungen zu bewegen, aber sie erreichten damit, daß er selbst sich nicht aufgab. Der Zufall war ihm dabei günstig. In den Salons des Herrn Necker hatte ein junger Schriftsteller eine Denkrede auf Lafontaine vorgelesen und damit Beifall geerntet. Necker, um ihn in zarter Weise dafür zu belohnen, hatte nun die Akademie zu Marseille veranlaßt, dasselbe Thema zum Gegenstand eines Preisausschreibens zu machen, für das Necker 100 Louis hergab, in der sichern Meinung, daß sein Schützling ohne Mitbewerber bleiben oder sie leicht schlagen werde. Er irrte sich; Chamfort, ohne Kenntniß des Zusammenhanges, aber mit Studien über Lafontaine schon längst befaßt, reichte ebenfalls ein Eloge ein und dem erkannte die Akademie einstimmig den Preis zu. — Als die Sache bekannt wurde und nun beide Arbeiten im Druck erschienen, theilte das Publikum die Meinung des Preisgerichts. Nun war er in den Stand gesetzt eine Badereise zu unternehmen und diese brachte ihn in Berührung mit Madame de Grammont, der Schwester des damals mächtigen Herzogs v. Choiseul, und schließlich mit diesem selbst. Es spricht sehr für die ernste und dauernde Umwandlung, die das Unglück in ihm hervorgebracht, daß die geistig hochstehenden und vornehmen Kreise, in die er durch diese Bekanntschaft gezogen war, ihm eine feste, durch seine Launen nicht zu beirrende Sympathie zuwendeten. Selbst Männer, wie der Prinz v. Condé, der sich ihm mit größter Freundlichkeit genaht hatte, lernten es sich von ihm Zurückweisungen gefallen zu lassen, ohne daß sie deshalb das Wohlwollen für ihn gemindert hätten. Wie peinlich Chamfort in diesem Punkte war, darüber giebt eine Aufzeichnung am besten Auskunft, die, offenbar nur als eine Art Selbstgespräch, sich in seinen hinterlassenen Papieren fand. Er stellt sich

die Frage: Darf oder kann Jemand in der Gesellschaft einem Andern Rechte über sich einräumen, die das Selbstgefühl zu demüthigen geeignet sind? Und das erörtert er also:

Diese Frage ist viel schwerer zu entscheiden, als es ursprünglich den Anschein hat. Wer sie zu bejahen geneigt ist, wird davon ausgehn, die wahre Freundschaft sei ein Vertrag, in welchem jede der beiden Parteien der andern ihr ganzes Dasein darbiete. Er wird ferner sagen, die Freundschaft die Einem nicht das Recht lasse dem Freunde Hilfe zu leisten oder sie sich von ihm leisten zu lassen, sei nur eine lächerliche Chimäre. Der Freundschaft höchstes Glück besteht ja vielmehr darin, daß sie jenen Schleier des Anstandes heben oder zerreißen dürfe, den die Menschen, um eben der gegenseitigen Hilfe überhoben zu sein, über ihre eignen Bedürfnisse werfen. Derjenige, welcher gebe, sei der Geehrte und der eigentlich Verpflichtete u. s. w. — Da scheinen mir doch diejenigen, die für die Verneinung sind, auf besseren Gründen zu fußen. Sie behaupten, die Freundschaft sei ein reines Seelenbündniß, das auch nicht den Verdacht anderer Motive an sich herankommen lassen dürfe. Dasselbe kann man sogar auf die Liebe anwenden. Jedenfalls thut man immer sehr gut, so wenig wie möglich gegen diese Anschauung zu verstoßen. Derjenige, welcher der empfangende Theil ist, nimmt doch sicherlich die Hilfe nur an weil er Achtung vor dem Geber empfindet: aber ist er denn sicher, daß dieser Geber nicht einst in seiner Achtung sinkt, und wie fürchterlich muß es dann sein, sich ihm dennoch verpflichtet zu fühlen! Oder wenn auch diese Achtbarkeit sich nicht verringert, woher ist denn der Empfänger sicher, daß nicht die Freundschaft des Gebers sich einst verändert und daß er dann das Uebergewicht, das er durch sein Wohlthun erlangt, geltend machen kann? Welche Großherzigkeit gehört dazu, die Seele eines Andern ganz unbeeinflußt in aller Bewegungsfreiheit zu lassen, während man ihr doch einen Zwang auferlegen könnte. Eine solche andauernde Verleugnung des eignen Interesses ist unleugbar weit schwieriger als selbst die momentane Aufopferung der Person und wer dessen fähig ist, der hat entschieden das Uebergewicht über den ihm Verpflichteten, mögen sonst auch ihre Charaktere auf gleicher Höhe stehn. Und da glaube ich allerdings nicht, daß sich das Gefühl eines solchen Uebergewichts eines Andern auf die Dauer ertragen läßt. Man sehe doch nur, wie selber die stärksten Seelen sich gegen ein Uebergewicht sträuben, das auf weit unerheblicheren Grundlagen beruht. So folgt denn aus dem Allen zum wenigsten das Eine daß, sobald ich eine Wohlthat annehme, ich mich für meinen Wohlthäter verbürge, daß er nie im Unrecht gegen mich sein wird, daß er niemals aufhören wird mich zu lieben, noch ich ihm anhänglich zu sein. Trifft die erste oder zweite dieser Bedingungen einst nicht mehr zu, dann mag der Wohlthäter erröthen, der aber die Wohlthat empfangen, hat allen Grund zu weinen."

Bei solcher zartsinnigen, aber selbstquälerischen Betrachtung bedurfte es manchmal der sonderbarsten Umwege um Chamfort zur Annahme auch derartiger Zuwendungen zu bewegen, bei denen eine Person des Gebers ganz in den Hintergrund trat. Eine Pension aus der Schatulle des Königs, d. h. aus Staatsfonds, nahm er endlich an, ebenso die Wahl in die Akademie, mit welcher der Genuß der Anwesenheitsmarken verknüpft war, aber eine Sinecure im Hotel Condé hielt er nur wenige Wochen aus und erst als eine Freundin, die er spät gefunden und mit

der er fortan ein gemeinsames Leben zu führen hoffte, ihm durch plötzlichen Tod entrissen worden, gelang es dem Drängen seines zärtlichsten Freundes, des Grafen Vaudreuil, den Vereinsamten zu bewegen, daß er eine Wohnung in dessen Hotel annahm und fortan in gewissem Maaße an dessen Geselligkeit theilnahm. Von den großen etwas turbulenten Kreisen der Encyclopädisten und ihres Nachwuchses blieb er dadurch fern und so nahm er auch an ihrem Ruhm nicht theil: aber es scheint auch eine innerliche Scheidung obgewaltet zu haben. Er hatte seine klassische Bildung und hielt sie werth, er hatte seinen Geschmack und liebte den guten Ton der Gesellschaft, ohne deßhalb sich über dessen wahren Werth Täuschungen hinzugeben, und wenn er sein Theil an dem Werke innerer Zerstörung hatte, dem die Revolution ja nur den äußern Ausdruck gab, so waren das nicht Keulenschläge, sondern Nadelstiche. Auch hätte man in den Theaterstücken weder, die mit Recht längst verschollen sind, noch in seinen akademischen Arbeiten, die von achtbarer Mittelmäßigkeit, eine Spur jenes revolutionären Geistes gefunden: der flog vielmehr in Form kleiner spitzer Bemerkungen, Reminiscenzen und Analogien die, mochten sie nun lustig oder ernst klingen, stets die Ueberzeugung von dem nothwendig bevorstehenden Zusammenbruch dieses Staates und dieser Gesellschaft zum Hintergrunde hatten, von seiner Krankenstube oder Abends vom Salon aus in die Welt. Und die vornehmsten Kreise, grade sie, welche zuerst vom Sturme weggeblasen werden mußten, waren es die sich an den Witzworten Chamforts ergötzten und sich beeiferten, den intimsten Skandal des Hofes vor sein Ohr zn bringen. Und dann setzte er, wenn das Tagewerk vorüber, sich in der Einsamkeit hin und warf in flüchtigen Zeilen auf Papierschnitzel, was ihm des Tages besonders Interessantes zu Ohren gekommen, die Worte die ein vorübergehendes Glück gemacht, oder endlich, am liebsten und am bedachtesten, eine tief bittere Bemerkung über das Leben, das ihm da alltäglich vorübergaukelte. Man hat diese Aufzeichnnngen mit Unrecht später unter dem Titel „Maximen" veröffentlicht und Chamfort dadurch in die Reihen des Larochefoucault, Vauvenargues u. A. gedrängt. Es ist keine Lebensweisheit, die er in seinen Sprüchen lehrt, er hat gar nicht das Auge oder nicht die Lust, im Getreibe der Menschen die kleinen versteckten Motive herauszusuchen und darzustellen; er sieht nur die Verderbniß, die Lüge und Heuchelei und haßt sie und geht in Leidenschaft gegen sie los. Nichts von jener anmuthig sichern Beschaulichkeit, in der die andern Moralisten auf den Menschen herabsehn: hier ist der Mann selber, wie er sichs auch abschütteln mag, noch mitten im Kampfe gegen das, was er für allgemeine Menschennatur hält. — Freilich ist es nicht ganz gerecht, ein abschließendes Urtheil zu fällen, denn grade diese Maximen sind erst, und wahrscheinlich sehr unvollständig und parteiisch gesichtet, von fremder Hand aus Chamforts Nachlaß veröffentlicht worden, so daß die Frage offen bleibt, ob sie der Verfasser nicht als Material zu einer ganz andern Gestaltung verarbeiten wollte?

Wir haben schon von der Freundschaft gesprochen, die Chamfort mit Mirabeau verband. War es anfangs die Welterfahrung des gereiften Mannes gewesen, welche den Anziehungspunkt gebildet hatte, so wurden es nach der Rückkehr Mirabeau's von London realere Interessen die sie zusammenführten. Hatte der bis dahin in seinen stürmischen Leidenschaften und in deren Folgen, der Haft und dem Exil befangene Mann

die Ideen der Freiheit und Gerechtigkeit nur in allgemeinem Pathos umfaßt, so bot sich ihm jetzt in Chamfort's reichem Wissen grade auf diesem Felde die beste Gelegenheit, Frankreichs Staatszustände an der Quelle, d. h. am Hofe und an dessen Lebensgesetzen zu studiren. Und hinwiederum ging von dem Schüler auf den Meister etwas über, das auch diesem neu war: das Gefühl, daß es mit dem Spotte nicht gethan sei, daß jenen so heillosen Zuständen abgeholfen werden müsse. Merkwürdig, wie diese so nahe liegende Consequenz wirkte, als er sie in den bisherigen vertrauten Kreisen laut werden ließ! Vorbei mit Einem Schlage war sein bisheriger Ruf als geistvoller unterhaltender Genosse, vorbei die Unbefangenheit des Verkehrs mit ihm — er beeilte sich, die Thatsache anzuerkennen und zu einer dauernden zu machen, indem er die Wohnung im Hotel Vaudreuil aufgab und sich ein bescheiden Gemach im Palais royal miethete, er ging der Revolution an ihre Wiege entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Aufruf!

Wir sind zusammengetreten, um durch Beiträge, einmalige oder jährliche von Freunden und Gesinnungsgenossen einen Preßfonds zu stiften, der den Namen **„Johann Jacoby's"** führen soll. Der große Volksmann, der jüngst dahingeschieden, hat für das Recht der freien Meinungsäußerung, als die Grundlage aller Freiheit, sein Leben lang tapfer gekämpft und gelitten. Durch das Werk, das wir beginnen, wird sein Andenken am besten geehrt. Der Preßfonds soll dazu bestimmt sein, verfolgte Schriftsteller zu unterstützen, ihnen den Rechtsbeistand zu sichern, im Falle ihrer Haft die Angehörigen vor Noth zu schützen, der freisinnigen Presse beizustehen, die Entwicklung von Volksblättern zu fördern. Die Geschäftsführung wird einem Ausschusse anvertraut, der durch die Beitragenden gewählt ist, für das erste Halbjahr werden die unterzeichneten Königsberger Genossen die Constituirungsarbeit übernehmen.

Kann die Thätigkeit dieses Fonds in reichlicher, dauernder Weise geübt werden, so wird damit ein gut Stück Arbeit zur Erringung des freien Staates geleistet, und in diesem Streben fühlen wir Alle uns einig, stehen wir Schulter an Schulter.

Beitrittserklärungen und Beiträge sind an Herrn L. **Braun**, Buchhändler, Königsberg i./Pr. Französischestr. 22 zu richten.

Sämmtliche freisinnige Zeitungen und Zeitschriften werden um kostenlose Aufnahme dieses Aufrufs ersucht.

Herrmann **Arnoldt**, Kfm. — Königsberg i./Pr. Reichstagsabgeordneter **Bebel** — Leipzig. Joh. Phil. **Becker** — Genf. Leopold **Braun**, Buchhändler — Königsberg i./Pr. Eli **Behrend**, Kaufmann — Königsberg i./Pr. **Borowsky**, Gärtner — Königsberg i./Pr. Reichstagsabgeordneter **Demmler** — Schwerin. Dr. Albert **Dulk** — Untertürkheim bei Stuttgart. Gutsbesitzer **Ebhardt** — Komorowen O./Pr. **Eichelsdörfer**, Redact. d. „N. Bad. Ldsztg." — Mannheim. Rechtsanwalt **Freitag** — Leipzig. Buchhändler **Geib** — Hamburg. Gtsbes. Max **Herbig** — Maraunenhof bei Kgbg i./Pr. Reichstagsabg. Carl **Holthof** — Frankfurt a./M. Ad. **Harig-Bembe** — Mainz. Xaver von **Hasenkamp**, Red. d. „Beobachter" — Stuttgart. Carl **Hirsch** — Paris. Conditor **Kallmann** — Königsberg i./Pr. G. Fr. **Kolb** — München. Ad. **Kroeber**, Holzhändler — München. Reichstagsabgeordneter Dr Ferdinand **Kronawetter** — Wien. Dr. L. **Kugelmann** — Hannover. v. d. **Leeden**, Hptm. a. D. — Herzogswalde bei Böhmischdorf. M. J. **Levy**, Rentier — Berlin. **Liebknecht**, Reichstagsabg. — Leipzig. Gutspächter **Luce** — Junkerken O./Pr. Justizrath **Martiny** — Danzig. Carl **Mayer** — Stuttgart. Dr. **Meilitz** — Berlin. Dr. jur. August **Oppenheim** — Cöln. Gutsbesitzer **Prager** — Lithauen. Rechtsanwalt **Payer II.**, Reichstagsabgeordneter — Stuttgart. Justizrath Dr. **Reinganum** — Frankfurt a./M. John **Reitenbach** — Plicken. Maler **Refitzky** — Königsberg i./Pr. **Rittinghausen**, Reichstagsabg. — Cöln. Paul **Singer**, Kaufmann — Berlin. Leopold **Sonnemann** — Frankfurt a./M. Ludwig **Walesrode** — Stuttgart. Dr. Guido **Weiß** — Berlin. Jos. **Zervas** — Cöln.

Verantwortlicher Redacteur: Albert Hermann in Berlin.
Druck und Verlag von H. E. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Redaction und Expedition
Berlin S.W.
Beuth-Straße 8.

6. Jahrgang. Berlin, 22. März 1878. Nr. 12.

Ein deutscher Preßfonds.

Der Aufruf zur Bildung eines dem Andenken Jacoby's gewidmeten Preßfonds, den die „Wage" veröffentlicht hat, möge von einigen Worten der Erläuterung begleitet sein.

Man wird sich erinnern, daß sofort nach dem Tode Johann Jacoby's ein Comité in Königsberg zusammentrat, um das Andenken des großen Todten zu ehren. Sein Aufruf, der am Begräbnißtage bereits veröffentlicht wurde, zeigte deutlich die Schranken, die dieses Comité sich selber gezogen hatte: der berühmte Sohn der Stadt Königsberg sollte in einem städtischen Gebäude seine Büste erhalten und von etwaigen Ueberschüssen der Sammlungen sollte — wohl in Erinnrung des vertrauten Verhältnisses, in welchem Jacoby Jahrelang zum Königsberger Handwerkervereine gestanden — ein Reisestipendium für einen jungen Handwerker gestiftet werden. Diese Zwecke sahen vollständig von der politischen Bedeutung Jacoby's ab, sie isolirten ihn dermaßen in rein lokaler Auffassung, daß es nicht Wunder nehmen konnte, wenn die Unterzeichner des Aufrufs, liberale Männer des Ortes, auch Niemanden zur Mitwirkung zugezogen hatten, der irgendwie den politisch-socialen Anschauungen, die Jacoby im letzten Jahrzehnt vertreten, zugeneigt gewesen wäre. Aber in weiteren Kreisen erweckte das doch ein Bedenken.

Man braucht nicht vorauszusetzen, daß mit diesem hastigen Thun gewissermaßen Beschlag gelegt werden sollte auf das theure Andenken, daß ein Präjudiz hätte ausgesprochen werden sollen für die einzig richtige Weise, dies Andenken zu feiern, oder gar daß es sich um eine Priorität des Sammelns hätte handeln sollen: und doch war der natürliche Eindruck dieses ersten Aufrufes die Frage, ob denn durch solche Veranstaltung auch wirklich der ganze Jacoby, wie er nun einmal in die Geschichte übergangen ist, umfaßt sei? Und diese Frage mußte der Unbefangene verneinen. Nicht der Stadtverordnete, nicht das Vorstandsmitglied eines Handwerkervereines war es, dessen Gedächtniß man in Pietät den Nachkommen überliefern wollte: es war der Patriot und Staatsphilosoph. Und dieser höhern Erscheinung mußte auch ein höherer, allgemeinerer Zweck entsprechen, der unter Weihe und Schutz seines Namens gestellt werden sollte. Die Freiheit der Presse und ihr Dienst ist dazu gewählt worden.

Führer der socialdemokratischen Partei und bewährte Männer der Volkspartei haben den Aufruf gemeinsam unterschrieben, nachdem über seinen Inhalt und die Formen der Ausführung eine schnelle und offene, beiderseits auf keine Klauseln bedachte Verständigung stattgefunden hatte. Wir meinen, daß das schon ein erstes gutes Werk zu Ehren unseres todten Freundes war. Er mochte von einer Scheidung, einem Gegensatz zwischen den beiden Parteien nichts wissen, „ein wahrer Demokrat muß auch Socialist sein" — war sein unwandelbar Wort und als er 1872 förmlich der socialdemokratischen Partei beitrat, verwahrte er sich ausdrücklich dagegen, damit aus der Volkspartei ausgeschieden zu sein. Es ist ein sehr weiter Weg, bis zur Herstellung des freien Staates, den beide Parteien neben einander zu durchschreiten haben und an diesem Ziele angelangt, wird über das weitere Streben beider der Wille eines selbstbewußten Volkes zu entscheiden haben.

Dem Projecte hat es schon an der Wiege an wohlwollenden Einwürfen nicht gefehlt. Es sei in dieser Zeit der gewerblichen und gemüthlichen Flauheit an große Erfolge doch nicht zu denken und so solle man den theuren Namen nicht dem Spott der Gegner aussetzen. Nun, wir wüßten nicht, daß Jacoby bei Lebzeiten jemals so ängstlich nach dem Erfolge gefragt hätte, ehe er sich einem Werke, daß er für gut gehalten, beigesellt hätte.

„Thue dein Gutes und wirf es ins Meer,
Sieht's auch der Fisch nicht, sieht's nur der Herr." —

lautet ein frommes Sprüchlein, daß wir lieber also verkehren:

„Thue dein Gutes und wirf es in's Meer,
Sieht es der Fisch nur, sieht's auch nicht der Herr." —

und so meinen wir auch: Gelingt es mit geringen Mitteln auch nur hier und da, vermöge der Stiftung eine im Dienste der freien Presse zugestoßene Noth zu beseitigen, so lebt damit des Mannes Andenken fort wie der Funken, der Funken der einst doch noch ein großes Licht entzünden wird.

Auch die Sorge, wie sich der verwaltende Ausschuß bilden sollte, ist wohl eine unnütze. Er wird auf dem Wege, den jetzt schon viele weitzerstreute Gesellschaften einschlagen, auf dem der Vorschlagsliste sich leicht bilden lassen, da Eifersüchteleien dabei nicht zu besorgen sind, man wird einen lokalen Centralpunkt zu gewinnen suchen und der nothwendige Schriftwechsel wird gerade in dringenden Fällen auch am kürzesten zu erledigen sein. Zwecke und Mittel sind so bestimmt angegeben, daß sich die gesetzlichen Schranken scharf werden innehalten lassen und läge es in der Entwicklung der Dinge, daß der Fonds einst ein bedeutender würde — nun, so wird er leicht, für alle Fälle, ins Ausland übersiedeln können.

Der Preßfonds, den einst, beim Hambacher Feste, Wirth und Schüler von Zweibrücken gründeten, ernährte sich meist recht spärlich, mit Drei- und Zweikreuzerstücken sogar, und erlag bald den Verfolgungen der bairischen Behörden; aber er hat das Seinige gethan, er schuf wieder das Gefühl der Gemeinsamkeit unter den zerstreuten kleinen Gemeinden, er gab die stärkende Stimmung des Erwartens und ihm war es mit zu verdanken, wenn der deutsche Norden, als er im Jahre 1840 erwachte, im Süden bereits ein Volk wach fand.

Möge das Werk zu guter Stunde unternommen sein!

Die Grundbegriffe der Gegenwart.

Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart. Von Rud. Eucken, Prof. in Jena. Leipzig, Veit u. Co. VIII. u. 265.

Ein glücklicher Gedanke liegt dem Buche zu Grunde. Der Philosoph geht einmal seinen Begriffen nach, so weit sie auf den Markt des Lebens gelangt sind, sieht zu wie sie sich dort gewandelt oder rein Geltung verschaffen und giebt davon Bericht. Es sind also nicht die Begriffe der Philosophie der Gegenwart, sondern die philosophischen Begriffe der Gegenwart, um deren Erörterung, geschichtliche Entwicklung und schließlich Kritik es sich hier handelt. Auf letztre wollen wir nicht eingehn, der Verf. verwahrt sich selbst dagegen, daß diese nothwendig nur zu losem Zusammenhang gelangenden Einzeluntersuchungen mit ihren nur negativen Ergebnissen als ein systematisches Gebäude betrachtet werden sollten. Aber in den Kreisen der Nichtphilosophen wird, nach unsrer Ansicht, grade diese Form eine anmuthende sein und zum eignen Denken reizen. Es wird den Gebildeten interessiren, Begriffe, die ihm in Lecture und Umgangssprache geläufig geworden sind, ohne daß er recht über ihre Stellung in der reinen Gedankenwelt je nachgedacht hat, nun plötzlich in strammer Rüstung vor sich zu sehn, ihre oft sehr eigenthümliche Entwickung durch die Philosophien der Vorzeiten zu verfolgen und sie auf ihre wahre Stellung zu dem Wesen der Gegenwart untersuchen zu helfen. Wir führen als Beispiele nur an den Monismus sammt Dualismus, den Pessimismus und Optimismus, die Begriffe der Humanität, Individualität, der Erfahrung, der Entwicklung, und lassen als Probe der Behandlung hier den Abschnitt folgen über die Cultur:

Wie der Begriff der Cultur weit mehr dem allgemeinen Leben als der specifischen Wissenschaft angehört, so war auch der Ausdruck lange im Umlauf, ehe er innerhalb der Philosophie genauere Bestimmung fand. Im spätern Alterthum wie von der Renaissance an ward die Bezeichnung cultura animi oft verwandt, wobei bis ins vorige Jahrhundert das Bildliche weit lebhafter empfunden wurde als in der Gegenwart; eine Einfügung des Begriffes in ein philosophisches System versuchte aber erst Baco, indem er in der Ethik der Feststellung des höchsten Gutes die Untersuchung über die Art, wie der Geist zu ihm hinzuleiten sei, entgegensetzt und diese Lehre Cultur, ja Georgik des Geistes nennt. [1])

Während hier die Cultur als Theil der Ethik gilt, tritt sie später selbständig neben dieselbe, so daß nun eine nähere Bestimmung des Verhältnisses beider erforderlich wird. In der deutschen Philosophie stehen sich hier zwei Richtungen gerade gegenüber, und zwar ist es wieder Kant, der den Unterschied auf's schärfste hervorkehrt. Denn indem er unter Cultur „die Hervorbringung der Tauglichkeit eines vernünftigen Wesens zu beliebigen Zwecken überhaupt (folglich in seiner Freiheit)" versteht, bleibt offenbar die Festsetzung des Zweckes selber völlig offen und Cultur und Ethik fallen auseinander. Fichte dagegen verfocht auch hier die Einheit: indem er unter die Erhebung des Geistes zur Herrschaft über alles Gegebene die sittliche Aufgabe befaßte und in dem Freiheits-

---

[1]) S. de augm. scient. VII. cp. 1.

begriffe Form und Inhalt eng verband, ward es ihm möglich, der Cultur den gesammten Lebensinhalt unterzuordnen. Cultur ist ihm (VI, 86.) „Uebung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist." Da aber diese Aufgabe ihm alles Andere in sich schließt, so hat, „nichts in der Sinnenwelt, nichts von unsrem Treiben, Thun oder Leiden, als Erscheinung betrachtet, einen Werth als insofern es auf Cultur wirkt." Religion, Wissenschaft und Tugend werden ausdrücklich zu den höhern Zweigen der Vernunftcultur gerechnet (VII, 166.), auch den Staatszweck macht die Cultur aus (VII, 146.), so daß der Staat, den der Philosoph vertheidigt, gradezu als Culturstaat bezeichnet werden kann. *)

Wenn also die heutige Werthschätzung der Cultur zunächst auf Fichte zurückweist, so brachte dieser doch nur einen Gedanken zum typischen Ausdruck, welcher dem ganzen Streben der Neuzeit zu Grunde liegt: den Gedanken, daß die letzte Aufgabe des Einzel- und Gesammtlebens darin bestehe, alle in der Menschheit angelegten Kräfte voll zu entwickeln und in's Unendliche zu steigern und zwar zur Macht über Natur, Menschenleben und Welt und zur daraus quellenden Freude am Dasein. Darin daß diese Aufgabe als die wesentliche und allumfassende hingestellt wird, und alle besondern Zwecke sich ihr unterordnen, beruht vor Allem die Eigenart des Lebens der Neuzeit.

Auch der antiken Welt war freilich die Entwicklung der Kraft etwas erhebliches, ja wesentliches, es soll das im Menschen Schlummernde zur lebendigen Thätigkeit erweckt, das Formlose gestaltet werden; aber man denkt sich, wenigstens auf dem Höhepunkte des Griechenthums, die Bewegung immer auf ein von Natur feststehendes Ziel gerichtet und von Anfang an durch Ordnungen, welche auf dieses Ziel hinweisen, gelenkt. Von einem Fortschritt ins Unendliche, von einer Entfesselung der Kräfte ohne Bestimmung der Richtung ist keine Rede. Die Erziehung, welche hier darin aufgeht, die Natur ergänzend zu unterstützen (s. Aristoteles Polit. 1337a, 1.), ist daher von Anfang an um Inhalt und Lenkung der Thätigkeit aufs eifrigste besorgt; alle Kraft, die sich nicht werthvollen Zwecken unterordnet, erscheint gradezu als verderblich. (S. z. B. Plato's Staat VI, 491 ff., Aristoteles Politik I Kap. 2.) Ueberhaupt aber bildet alle Entwicklung als nur anstrebend eine bloße Vorstufe zu einer in sich erfüllten und nach außen sich darstellenden Thätigkeit; diese giebt, wie das Ziel, so auch das Maaß der Bewegung. Alles dies gilt wie vom Einzel-, so vom Gesammtleben. Auch hier soll nicht alles entwickelt werden, sondern nur das, was zu der vollendeten Lebensthätigkeit zu gelangen vermag, so daß es unter den gegebnen Verhältnissen nur ein sehr kleiner Theil der Menschen ist, der zu einem vollen Sichausleben und dem daraus erwachsenden Genuße des Daseins kommt. Auch der

---

*) Dieser Begriff tritt zunächst der Auffassung des Staates als eines nur „juridischen Institutes" entgegen. Aber auch zum nationalen Staate stand der Culturstaat anfänglich in einem Gegensatze, s. VII, 212: „Welches ist denn das Vaterland des wahrhaft ausgebildeten christlichen Europäers? Im Allgemeinen ist es Europa, insbesondre ist es in jedem Zeitalter derjenige Staat in Europa, der auf der Höhe der Cultur steht." Später lernte Fichte das Nationale höher schätzen, wiewohl es ihm stets — auch in den Reden an die deutsche Nation — nur als Ausdruck eines allgemein Menschlichen werthvoll gewesen ist.



Menschheit Fortschritt geht nicht in's Unendliche, sondern bewegt sich festen Zielen zu, um dann einer rückläufigen Bewegung Platz zu machen. Das Unendliche gilt in Leben und Lehre gleich dem Endlosen und Unbestimmten, dieses aber als Gegensatz des allumfassenden Werthbegriffes der Ordnung grade zu als ein schlechtes. Diese ganze Auffassung wurde freilich im Sinken des Alterthums dadurch gefährdet, daß das Bewußtsein realer Ziele innerhalb der uns umgebenden Welt erschüttert wurde und in Folge deß die Entwicklung einen mehr formalen Charakter annahm, aber wenn damit einseitiger eine Lebensführung hervortritt, die wir etwa Cultur nennen könnten, so fehlt eben das was derselben in der Neuzeit die entscheidende Bedeutung giebt: die Kraft, alle Verhältnisse des Lebens zu umfassen und eine Erneuerung des gesammten Weltzustandes anzustreben.

Dem Christenthum ist die Richtung des Wollens und Handelns unvergleichlich werthvoller als die dabei entwickelte Kraft und vollendete Leistung, ja unzählige Aeußerungen der Kirchenväter könnten der Auffassung Raum geben, als möchte man sich geradezu der Culturaufgabe entgegenstellen. Aber im Grunde wollte man doch zunächst nur die Ueberlegenheit der ethischen Aufgabe hervorheben und die Zurückziehung von den mehr peripherischen Thätigkeiten auf die Innerlichkeit der Gesinnung rechtfertigen; es waren oft gerade die umfassendsten und eindringendsten Forscher, welche alles, was die bloße Ausbildung der Kräfte zu geben vermag, gegenüber der ethisch-religiösen Verwendung nicht tief genug glaubten herabsetzen zu können. Auch darf die bestimmte Art der damaligen innerlich hohlen und absterbenden Cultur bei solchen Aeußerungen nicht übersehen werden. Mehr als dies alles kommt in Betracht, daß das Christenthum insofern in einem wesentlichen Zusammenhange mit der Culturaufgabe steht, als es die versuchte Aufbietung aller Kraft voraussetzt, um dann mit seinem Inhalt hervorzutreten. Erst wenn der Mensch in dem Kampfe um Wahrheit und Glück das Aeußerste versucht hat und bis in die innersten Tiefen erregt ist, und nun das Bewußtsein unübersteiglicher Schranken sich durchbricht, kann die Eigenthümlichkeit des Christenthums volles Verständniß und Würdigung finden. Wo immer daher die Culturaufgabe zurückgedrängt und gering geachtet wird, da wird mit der Innerlichkeit selbst die innere Wahrheit des Christenthums bedroht sein. — Aber da wesentliche Voraussetzung noch nicht integrirender Theil ist, so lag für die weitere Entwicklung die Gefahr nahe, die Culturaufgabe bei Seite zu lassen oder doch nur soweit anzuerkennen, als sie den eigenen Zwecken unmittelbar diente; eine principielle Anerkennung jener Aufgabe und eine innerliche Ausgleichung mit dem Christenthum ist thatsächlich im Laufe der Geschichte nicht erfolgt, die Cultur ist im Großen und Ganzen wie ein eigenes Gebiet neben dem Christenthum liegen geblieben, und von Seiten der Anhänger einer streng dogmatischen Fassung desselben ist oft eine Gleichgiltigkeit gegen alle außerhalb des „specifisch" religiösen Gebietes liegenden Aufgaben zum Vorschein gebracht, ja zur Schau getragen, welche die Unfähigkeit dieser Fassung bekundet, die ganze Fülle menschlicher Lebensinteressen aufzunehmen und zu würdigen.

Der Inhalt der Neuzeit hat sich in einem gewissen Gegensatz dazu gestaltet. Vor allem findet eine unermeßliche Erweiterung des Lebens-

kreises statt: nicht dieses oder jenes besondere Ziel darf alles Handeln in Anspruch nehmen, sondern was nur immer für den Menschen Aufgabe der Thätigkeit werden kann, das soll ergriffen und ausgeführt werden. Es ist überhaupt nicht eine bestimmte Beschaffenheit, die dem Handeln in entscheidender Weise Werth verleiht, sondern das Handeln selber, die Entwicklung der Kraft, die Steigerung der Lebensthätigkeit ist die höchste Aufgabe, das Leben selber ist das Ziel des Lebens. Nichts darf ruhend und angelegt bleiben, und wenn es zum vollen Wirken gebracht ist, so wird der Endpunkt sofort Ausgangspunkt neuer Bewegung, im Fortschreiten bilden sich immer wieder Vermögen an, so daß der Drang weiter und weiter bis in's Unendliche geht. Demnach hat das neue Leben das Merkmal der Rastlosigkeit an sich, der Blick ist immer in die Zukunft gerichtet, das Verlangen nie befriedigt, so daß für den antiken Begriff einer in sich ruhenden Thätigkeit (der Aristotelischen „Energie") kein Platz mehr ist.

Diese Lebensbestimmung will ursprünglich nicht den andern entgegentreten, sondern sie alle umfassen. Was immer an Kraft für die Errichtung irgend welchen besondern Zieles aufgeboten war, das soll anerkannt und aufgenommen werden, unter der Bedingung, daß es sich dem entscheidenden Streben nach Lebensfülle unterordne. Aber damit erhält freilich das Alte eine wesentlich andre Bedeutung, wie es namentlich an der ethischen Aufgabe hervortritt. Nicht um eine innre Wandlung, „Wiedergeburt" kann es sich hier handeln, sondern Vervollkommnung (se perfectionner) wird das Ziel, die Vollkommenheit aber ist nichts andres als der Gehalt des Seins selber.[3]) Indem ähnlich auch die andern Aufgaben sich dem einen Streben nach Lebensfülle einfügen, soll alles verwendet, nichts als ein unnützes weggeworfen werden. Und da die zu erweckende Thätigkeit ihren Werth nicht so sehr in der äußern Leistung als in der innern Kraftanspannung hat, so muß die tiefste Tiefe ergriffen und alles Starre in Leben und Fluß gebracht werden. Sowohl nach außen wie nach innen hat der strebend schaffende Geist eine Unendlichkeit vor sich, nicht nur treibt er eine ganze Welt aus sich hervor, sondern er nimmt sie stets in sich zurück, so daß das Aeußere ein Inneres wird und er vor Allem die eigne Ueberlegenheit über die Dinge steigert. Wenn in einem solchen Zusammenhange der Geist nach dem bezeichnenden Ausdrucke des Nikolaus von Kues ein „universelles Samenkorn" bildet, das sich zur Welt entfalten soll, so beruht in dem Fortschritt Inhalt und Glück für das Leben des Einzelnen, wie des Ganzen. Ja selbst das Weltall haben wir uns in diesem Zusammenhang als ins Unendliche fortschreitend zu denken.[4])

---

[3]) Durchgehend setzen die leitenden Denker der Neuzeit die Begriffe perfectio und realitas gleich und Leibniz sagt noch bestimmter: perfectio nihil aliud quam essentiae quantitas. (147 b.) Ueberhaupt aber werden alle Bestimmungen des Werthes auf die Kraft zurückgeführt.

[4]) S. Leibniz, (Deutsch. Schriften, II 36): „Der Creaturen und also auch unsre Vollkommenheit besteht in einem ungehinderten starken Forttrieb zu neuen und neuen Vollkommenheiten." Bei Wolff und seiner Schule ward das höchste Gut bestimmt als perpetuus sive non impeditus ad majores perfectiones progressus. — Der Begriff des Fortschritts zieht sich durch das ganze Alterthum, Plato und Aristoteles haben dafür die Ausdrücke ἐπίδοσις und ἐπιδιδόναι, weit

Aber so sehr man in diese Gesammtbewegung alle besondern einschließen und die Culturaufgabe als eine schlechthin universale erfassen möchte, thatsächlich sind es doch immer bestimmte Voraussetzungen, von denen die Thätigkeit beherrscht bleibt, und bestimmte Richtungen, in denen sie sich bewegt. Es steht einmal unser Leben unter geistig-geschichtlichen Einflüssen, welche Ziele und Strebungen specificiren, so daß es ebensowenig wie eine allgemeine Religion eine Cultur ohne nähere Umgrenzung geben kann. Es nimmt daher auch die neuere Cultur innerhalb des umfassenden Gedankens eine besondere Stellung ein, die erkannt und geprüft werden muß, ehe man ein Urtheil über den Werth jener wagen darf.

Zunächst fällt hier ins Auge die bewußte Ablehnung aller Transcendenz. Es soll die Entwicklung der Kraft ganz und gar in diese Welt hineinfallen und dieselbe durchdringen. Mag man die Welt als ein Ganzes der Vernunft oder als eine Summe der Erscheinungen fassen, darin ist man einig, daß auf sie sich alles Handeln beziehe und in ihr verlaufe. Was nicht in ihr erreicht wird, wird überhaupt nicht erreicht, und was hier nicht zur Verwendung kommt, ist schlechthin verloren; alle Forderungen der Vernunft müssen hier erfüllt, alle Hemmnisse beseitigt, alle Gegensätze überwunden werden. Ein Widerspruch, ja eine Differenz zwischen Vernunft und Wirklichkeit kann durchaus nicht ertragen werden. Durch das alles wird die Gesammtanspannung der Kraft für jeden Augenblick zur nothwendigen Aufgabe, und es erhält die neuere Cultur einen radikal umwälzenden Charakter, wie sich dessen ihre Hauptvertreter auch klar bewußt waren.

Als das eigentliche Substrat von Leben und Entwicklung gilt aber die Intelligenz. Wenn die neuere Psychologie alle geistigen Vorgänge auf Erkenntnißprozesse zurückführen möchte,[5]) wenn die praktische Philosophie Glück und Thätigkeit vom Erkennen abhängen läßt, und die Metaphysik aus dem Denken die ganze Welt hervorbringen möchte, so kommt in diesen wissenschaftlichen Lehren nur eine allgemein menschliche Ueberzeugung zum Ausdruck. Auch für diese ist das Wissen der Quell aller Macht und alles Guten, die Unwissenheit dagegen der Schwäche und des Bösen. Die Erkenntniß giebt uns Gewalt über die Natur, so daß wir alle ihre Kräfte in unsern Dienst ziehen und dadurch die eigne Macht in's Unermeßliche steigern können; sie giebt uns aber nicht weniger Macht über uns und unser Geschlecht, dessen Geschick auf Grund der Einsicht in die leitenden Gesetze von uns aus gelenkt werden kann.

Wenn nach dem allen als Aufgabe und Gewinn des Lebens die Steigerung der Erkenntniß gilt, so bestimmt sich der Fortschritt, an den man glaubt, näher als ein intellectueller (posse semper plus et plus

---

mehr aber trat später das stoische προκοπή hervor, das wir z. B. bei Polybius ganz ähnlich verwandt finden wie das heutige „Fortschritt". Der Gedanke eines Fortschritts ins Unendliche wird von den Neuplatonikern und Mystikern freilich vorbereitet, ist aber zur vollkommnen Durchführung erst in der neuen Philosophie, und zwar zuerst bei Nikolaus von Kues gekommen. Den Höhepunkt aber hat diese Idee bei Leibniz erreicht, s. z. B. 150 a. — Der Ausdruck Fortschritt scheint übrigens erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu einem festen Terminus geworden zu sein.

[5]) Schon Nikolaus von Kues sagt I, 91 b: ego mentem intellectum esse affirmo.

intelligere sine fine, est similitudo aeternae sapientiae, sagt Nikolaus v. Kues, II. 188a). Ferner erhält das Wissen im neueren Leben eine ganz andere Beschaffenheit und Stellung als in früheren Zeiten. Es ist nicht ein ruhiges Anschauen der Welt, ein θεωρεῖν, sondern eine Umwandlung derselben, um sie in die eigene Machtsphäre aufzunehmen. Der Satz, daß Wissen Macht sei, wird jetzt in einem weit bezeichnenderen Sinne ausgesprochen, als je zuvor; die Forderung, daß Theorie und Praxis durch ein engeres Band verknüpft werden, geht seit dem 16. Jahrhundert durch alle Systeme und erweitert sich mehr und mehr dahin, daß Wissen und Leben in Eins zusammenfallen sollen. Damit wird auch der Platz der Wissenschaft innerhalb der geschichtlichen Entwicklung ein anderer. Mag für das Alterthum der Satz Hegel's im Ganzen zutreffen, daß die Eule der Minerva erst im Dunkel ihren Flug beginne, in der Neuzeit trägt die Wissenschaft die Fackel voran; es wird nicht das, was sich unbewußt im geschichtlichen Leben gebildet hat, nachträglich begriffen und vor der Vernunft gerechtfertigt, sondern die Wissenschaft steckt die Ziele von sich aus und verlangt dann, daß die Durchführung im Leben nachkomme.

Alle Forderungen aber, die sich aus der Culturidee ergeben, erhalten dadurch ein besonderes Gewicht, daß sie für jedes Individuum in vollem und gleichem Umfang geltend gemacht werden. Es handelt sich einmal im Leben der Neuzeit nicht um einen einfachen Gesammtproceß, dem sich das Einzelne als Glied oder Moment vollständig einfüge, sondern ebenso, wie wir bei der theoretischen Weltbegreifung den Gegensatz des Einzelnen und Allgemeinen in dem Begriff des Gesetzes überwunden sahen, ist auch praktisch das Einzelne nicht etwas unter oder an dem Ganzen, die besondern Wesen sind vielmehr nach Leibnizens bezeichnendem Ausdruck partes totales, ein jedes trägt die ganze Welt in sich, indem es eine vernunfterfüllte Kraft bildet, die sich zum Unendlichen erweitert. Das geschichtliche Leben vollzieht sich also nicht über den Einzelnen, sondern in ihnen, in jedem Individuum verläuft der gesammte Weltproceß, so daß wir eine Unendlichkeit unendlicher Welten erhalten. Eine Voraussetzung dieser Auffassung ist die Ueberzeugung von der wesentlichen Gleichheit aller Individuen und dafür treten denn auch die Forscher entschieden ein.[6]) Nicht minder nothwendig ist die Voraussetzung, daß die Bewegung des Individuums der des Weltganzen entspreche, und daß dasselbe bei aller empirischen Unvollkommenheit sich doch immer auf der richtigen Bahn befinde. Kein Satz steht der neueren Culturidee feindlicher entgegen als die Lehre von einem radikalen Bösen.

Waren aber jene Voraussetzungen zugegeben, so eröffnete sich mit ungeheuren Aufgaben der Blick in eine unabsehbare Ferne. War nun der Einzelne der eigentliche Träger des Lebens, so kam es darauf an, ihm das Gesammtergebniß der Cultur zu übermitteln, vor allem aber ihm alle Früchte der intellectuellen Arbeit zugänglich zu machen. Von einer isolirten Stellung einzelner hervorragender Denker und einer esoterischen Art der Erkenntniß konnte daher nicht mehr die Rede sein, viel-

---

[6]) Am einfachsten spricht den allgemeinen Gedanken vielleicht Cartesius aus, wenn er sagt (de methodo zu Anfang): Rationem quod attinet, quia per illam solam homines sumus, aequalem in omnibus esse facile credo. Der hier angeführte Grund ist auch für Fichte's Lehre von der Gleichheit alles dessen „was Menschengesicht trägt," maßgebend.

mehr galt als Pflicht, die Helle von den Höhen in die Thäler zu tragen und überallhin Aufklärung und Bildung zu verbreiten.[7])

Es ist nicht nöthig eingehend darzuthun, wie großes die Menschheit dieser gesammten Culturidee verdankt, wie die ganze Art des Lebens dadurch umgewandelt, all unser Denken und Empfinden von da aus bestimmt ist, so daß selbst die, welche sich entgegenstellen möchten, überall den Einfluß des Bekämpften verrathen und das Alte, für das sie etwa eintreten, unvermerkt umgestalten. Sollte man aber die hervorragendsten Punkte bezeichnen, so würden die Steigerung der Macht des Menschen über die Natur und Welt und die Befreiung und Erhebung des Individuums obenanstehn. Möchten auf diese Güter ernstlich diejenigen verzichten, welche von der neuern Cultur fast nur sprechen, um an ihr Ausstellungen zu machen?

Und doch, kann man leugnen, daß die Durchführung und Verwerthung der leitenden Gedanken zu immer weitern Problemen, Verwicklungen, ja Katastrophen geführt hat, und daß wir uns auch jetzt, so übertrieben manche Befürchtungen für die unmittelbare Gegenwart sein mögen, in einer die ganze Culturwelt umfassenden Krise befinden. Es war ein innrer Gegensatz, von dem die Gefährdung der neuern Cultur ausging: das Verhältniß des, wir möchten sagen, intelligibeln Individuums der Idee und des empirischen der Erscheinung. Indem jenes nicht hoch genug erhoben werden konnte, ward die Kluft immer größer, bis die Brücke auseinanderriß und das empirische Individuum nun seinen Theil für sich verlangte und zu rechnen anfing, welchen Vortheil ihm denn die neue Lebensbestimmung bringe. Hatte es aber einmal so die Frage gestellt, so war die Antwort gegeben. Die neue Culturidee mit ihren unermeßlichen Aufgaben verlangt ebenso eine Vereinigung vieler Kräfte zur gemeinsamen Arbeit wie eine durch die Geschlechter und Zeiten hindurchgehende Thäthigkeit; was immer davon das zeitliche Leben des Einzelnen zu fassen vermag, ist dem Ganzen gegenüber verschwindend und verringert sich in dem Maaße, als das Ganze fortschreitet. Und zwar gilt das besonders gegenüber einer vorwiegend intellectuellen Bestimmung der Lebensaufgabe, ohne daß die hier zur Abhilfe aufgebotenen Mittel erhebliches nützen könnten. Wenn z. B. dem Einzelnen dasjenige, was er nicht innerlich zu durchleben vermag, in den fertigen Ergebnissen mitgetheilt werden soll, so leuchtet ein, daß dabei gerade das verloren geht, wodurch der neuern Zeit das Wissen werthvoll wird: die eingreifende und umbildende Kraft. Wollte aber gar der subjective Verstand des empirischen Individuums die der Gesammtvernunft erstrittnen Rechte über sich in Anspruch nehmen und alles auf den Augenblick und das ihm Dienliche beziehen, so war mit der Gesammtarbeit und der geschichtlichen Grundlage die Cultur selber dem Wesen nach zerstört. Diese Gefahr tritt schon bei Rousseau deutlich hervor, sie wächst in dem Maaße, als die idealistische Richtung, welche den Menschen als Theilnehmer einer intelligibeln Welt faßt, zurückgedrängt wird, und sie bleibt in ihrer ganzen Tragweite dem Blick nur deswegen verborgen, weil das empirische In-

[7]) Der Ausdruck Bildung ist in dem hierhergehörigen Sinne recht jung, erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts beginnt er von dem Körperlichen auf das Geistige übertragen zu werden.



dividuum zunächst ja in Folge der geschichtlichen Gestaltung einen Reichthum an Interessen und Empfindungen allgemeiner Art in sich trägt, der nun als ihm für sich zukommend erachtet wird.

Ferner aber hat der Glaube an die Allmacht des Intellectuellen manche schwere Erschütterung erlitten. Wir sehen hier ab von den Schwierigkeiten, welche sich Punkt für Punkt der wissenschaftlichen Durchführung des Grundgedankens entgegenstellten; auch im allgemeinen Leben ist Zweifel und Mißtrauen in stetem Wachsen, so sehr man äußerlich die alte These aufrecht erhält. Den vertrauensvollen Glauben der Zeit hat die Lehre, daß durch Hebung der „Bildung" alle Schäden der Menschheit geheilt werden könnten, nicht mehr für sich. Man versucht es dann freilich oft, alle Schuld der Halbbildung beizumessen, und in dem Maaße, als diese herabgesetzt wird, Lob auf das wahre Wissen zu häufen, aber zunächst fixirt man so einen Gegensatz, der den ursprünglichen Bestrebungen der Neuzeit nicht nur fernliegt, sondern geradezu widerspricht[8]); dann aber dürfte sich wohl die Frage erheben, woher denn diese Halbbildung stamme, von der in dem Umfange andre Zeiten nichts wußten. Aus dem allen aber würde das Problem erwachsen, ob nicht in der einseitig intellectualistischen Lebensbestimmung selber der Grund der Mißstände liege, wobei der Zweifel natürlich nicht gegen das Wissen an sich, sondern nur gegen seine ausschließliche und alle andern Aufgaben zurückdrängende Herrschaft gerichtet wäre.

Das Alles führt ungeheure geistige Kämpfe herauf, die um so tiefer eingreifen und erschüttern, je mehr die neue Zeit darauf bestehen muß, alles in der uns umgebenden Welt zum Austrag zu bringen. Indem alles in ein einziges Geschehen hineinfällt, und dieses als letzthin abschließend gilt, muß jede Lücke zum Mangel, jeder Gegensatz zum Widerspruch werden.

Je mehr aber durch ein solches Hervortreten von Mängeln und Widersprüchen die Kraft der Kulturidee beeinträchtigt wurde, desto mehr wuchs die Gefahr einer Einengung des ursprünglichen Lebenskreises, die Gefahr, daß mannigfaches, was derselbe zu Anfang mit umfaßte, später als fremdes, ja feindliches ausgeschieden wurde. Vor allem sollten zu Beginn und auf der Höhe Geist und Natur die gleiche Anerkennung finden, wie denn auch in der Wissenschaft eine speculative und inductive Richtung zusammenwirkten. In der Berührung und gegenseitigen Steigerung beider Tendenzen liegt nicht zum wenigsten der Grund der gewaltigen Kraftentwicklung der Neuzeit, so daß dieselbe in ein jähes Sinken gerathen mußte, sobald die eine dieser Tendenzen in Denken und Leben zurückgedrängt wurde.

Dazu fühlte man sich in der Zeit aufstrebender Kraft stark genug, auch die Ergebnisse früherer Gestaltungen in den eigenen Lebensplan aufzunehmen. Vielleicht stand man selbst zum Alterthum trotz der mangelnden exacten Kenntniß in einem menschlich engern Verhältniß als

---

[8]) Große Zeiten haben eben das Eigenthümliche, daß auch das Unvollkommene von der Idee erfaßt und gehoben wird. Die scharfe Scheidung einer „falschen" und „wahren" Bildung zeigt schon die beginnende Krisis an, wie überhaupt diese Scheidung oft nur die Abschwächung oder gar das Aufgeben der ursprünglichen Ueberzeugung verdeckt. Man ist gewöhnlich im Begriff eine Inconsequenz zu begeben, wenn man so eifrig auf die „wahre" Form des Princips dringt.



wir in der Gegenwart, jedenfalls aber wollte man den Inhalt des Christenthums sich aneignen und zur Ergänzung eine Vertiefung des Lebens verwerthen. Es ist eine, wir können nicht anders sagen als unwürdige Behauptung, die Stellung, welche Männer wie z. B. Spinoza, Locke, Leibniz zum Christenthum einnahmen, aus bloßer Rücksicht gegen die herrschende Macht zu erklären, statt einen innern Grund dafür zu suchen, weshalb Denker aller Richtungen, bei aller Verschiedenheit der Auffassung des Christenthums, auf es selber nicht verzichten wollten, ja große Kraft daran setzten, es mit den neuen Ideen zu verknüpfen. Aber während damals der Drang dahin ging, den eignen Kreis so weit wie möglich zu erweitern und in allem Fremden ein durch die Einheit der Vernunft Verwandtes zu erkennen, trat bald das entgegengesetzte Streben ein, das Specifische und damit den Gegensatz hervorzukehren, die Culturbewegung verengte sich bei aller äußern Ausdehnung innerlich mehr und mehr und nahm gegenüber den andern Lebensformen jenen oppositionellen Charakter an, der nun einmal auf geistigem Gebiete durch die Eingrenzung des Horizontes endgültig weit mehr dem Träger selbst schadet als demjenigen gegen welchen der Kampf gerichtet ist.

Diese Entwicklung vollzog sich ohne Frage nicht durch Willkür oder gar Bosheit der Individuen, sondern mit innrer Nothwendigkeit; aber eben deshalb bleibt es eine Thatsache von der größten Bedeutung, daß der Culturgedanke sich mehr und mehr verengt und, was schlimmer ist, veräußerlicht hat. Denn je mehr ausgeschieden wurde, je mehr die Gegensätze verschwanden, desto weniger Veranlassung war, in die Tiefe hinabzusteigen und durch Einwärtswendung die Probleme zu lösen. Wie unendlich viel weiter, freier und tiefer hat z. B. ein Mann wie Leibniz Aufgabe und Inhalt der Cultur bestimmt, als es heute auch von ihren am meisten berufenen Vertretern geschieht! Wir werfen andern Zeiten oft Enge und Einseitigkeit vor und das nicht ohne Recht, aber mit der Enge war nicht selten die Tiefe des Lebens verknüpft, und ist nicht schlimmer als alle Beschränkung die Veräußerlichung die nur darum viel zu umfassen vermag, weil sie nichts in die Innerlichkeit des Lebens aufnimmt?

Es ist unvermeidlich daß eine solche Lage, welche die Errungenschaften jahrtausendlanger Kämpfe gefährdet zeigt, auch Zweifel gegen die Kulturidee selber wachruft, und daß nun alle Mißstände und Entartungen der Zeiten und Individuen jener Idee selbst Schuld gegeben, alle specifische Gestaltung dem allgemeinen Begriffe beigelegt, ja die bleibenden Schranken und Gebrechen menschlichen Lebens auf jenes Grundstreben zurückgeführt werden. Solchen ungerechten und oft kleinlichen Angriffen gegenüber wird es dann Aufgabe, wie für die Bedeutung der Cultur, so für den ursprünglichen Inhalt der Neuzeit einzutreten. Wo immer auch die Schranken der Cultur überhaupt und der neuern im besondern liegen mögen, keine eingreifende Gestaltung von Leben und Welt ist möglich ohne jene Entwicklung der Kraft, in welcher die Neuzeit ihr Ziel sah, ohne eine Richtung des Individuums auf das Weltganze mit der Fülle seines Inhalts. Auch die ethische Aufgabe, welche nicht selten der Cultur entgegengestellt wird, kann im Gesammtleben der Menschheit nur da Fortgang nehmen, wo sich dem Handeln ein reicher, ja universaler Inhalt bietet, durch den das Individuum seinem ganzen Wesen

nach ergriffen, innerlich geweckt und in thätiger Arbeit über sich selbst gehoben werde. Wo die Entwicklung der Kraft nicht versucht wird, da bleibt alles, was an den Menschen herankommen mag, ihm ein äußerliches, und auch das Lebensvollste erstarrt, wenn es nicht von Lebendigem aufgenommen wird.

Chamfort.

III.

Das Jahr 1789 ist das glücklichste seines Lebens gewesen, die gewaltige frische Strömung, die durch alle Schichten der sich verjüngenden Gesellschaft ging, alles Blasirte wegspülend und mit reiner Begeisterung die Massen durchdringend — sie riß auch ihn aus seiner Einsamkeit, seiner Müdigkeit empor. Er stieg gern hinab in den Tuileriengarten; er mischte sich unter die Gruppen und warf in ihre Diskussionen sein Wort des Witzes, aber des an bitterster Erfahrung gereiften, hinein und hier zündete es besser nnd setzte es rascher in Flammen, als einst in den Kreisen seiner Herzöge und Grafen. Aus den neuen Freunden, die sich ihm fanden, bildete sich bald ein kleiner Kreis, der in der Geschichte der Revolution wohlbekannte, wenn auch bald von ihren Wogen auseinandergerissene Club von 1789, dessen 36 Mitglieder sich bei einfachem Mahle alle Freitage sammelten — man hatte aus Rücksicht auf Chamfort diesen Tag, an welchem die Akademie keine Sitzungen hielt, gewählt. Hier wurde das Geschehene kritisirt, das, was weiter geschehen müsse, erwogen und das war für Chamfort's Geistesart die geeignetste Form, wirkend und selbst bestimmend einzugreifen. Früher als Viele hatte er damals schon eine sichre Ahnung dessen, was nothwendig kommen werde, schon im Juli des Jahres drängte er den Redacteur des Mercure de France, dieses äußerst zahmen, von der Bewegung bis dahin gar nicht berührten Blattes, an dessen literarischen Theil er hin und wieder mitgearbeitet hatte, er möge doch sein Blatt „ein ganz klein wenig republikanisch machen, denn alles Andere verfange nicht mehr". Er selbst ging dabei mit gutem Beispiel voran, indem er in dem Blatte die Memoiren des Marschall Richelieu in ausführlichster Darstellung besprach. Das war weniger ein Auszug, als vielmehr eine Reihenfolge kritischer Bemerkungen, im besten Tone gehalten, von feinstem Geschmacke mit der pikantesten Satire gewürzt, über die schandvollste Periode der französischen Geschichte, das Greisenalter Ludwigs XIV., die Regentschaft und fast die ganze Regierungszeit Ludwig XV. In vollen Güssen strömt da Haß und Lächerlichkeit über das ganze Treiben des Hofes, des Adels, der Geistlichkeit, aller Auswüchse der Monarchie. „Was mich am meisten amüsirt, indem ich diese bürgerliche Pflicht erfülle" — bemerkte er dabei einem Freunde — „das ist der Gedanke daran, daß der Mercur in 10—12,000 Exemplaren verbreitet ist, daß, Dank dem Redakteur des politischen Theiles, fast die ganze Aristrokratie darauf abonnirt ist und daß sie so für ihr Geld, außer den Huldigungen des Herrn Mallet du Pan, auch noch meine Ohrfeigen mit in den Kauf bekommt."

Es war unter solchen Umständen kein sonderlicher Schmerz für ihn, als im Jahre 1790 von der Nationalversammlung die Streichung aller bisher vom Hofe vergebnen Gnadengehalte und Pensionen ausgesprochen wurde. Tags darauf ging er mit Röderer aufs Land, um dort seinen Collegen Marmontel zu besuchen. Den fand er nun sammt der Frau jammernd um den Verlust und sich kümmernd um ihrer Kinder Loos. Chamfort nahm eins der Kinder auf den Schooß: „Du, mein kleiner Freund, wirst einst tapferer sein als wir, Du wirst einst über deinen Vater weinen, wenn Du hören wirst, er sei so schwach gewesen, heute, aus Besorgniß, Du möchtest ärmer sein als er, über Dich zu weinen!“ — Daß er sich nun sehr einschränken mußte, daß ihm zuletzt kein sichres Einkommen blieb als jenes spärliche, das ihm die Präsenzkarten der Akademie gewährten, das störte ihn nicht, wir haben schon früher erwähnt, wie eine seiner letzten Arbeiten die Rede war, welche Mirabeau gegen den Fortbestand eben dieser Akademie und ihrer Schwestern halten wollte.

Aber die Entwicklung der Thatsachen bewältigte ihn. Er war 1790 und 1791 tapfer mitgegangen; als der Jacobinerclub im letztgenannten Jahre bedroht schien und in Folge dessen sehr verödete, trat Chamfort sofort in ihn ein, verwaltete auch eine Zeit lang das Amt eines Schriftführers dort, bis der Wandel der Zeiten dem Club wieder günstiger war und er nun zurücktrat. Dem Club von 1789 hatte er, als die Aristokratie in ihm die Oberhand gewann, einen offnen Absagebrief geschrieben und sich dadurch, vielleicht zum erstenmale, persönliche Feindschaften erweckt, die ihm verhängnißvoll werden sollten. Denn als die mit ihm Ausgeschiednen nun den neuen Club des émigrés de 1789 bildeten, wurde dieser alsbald Gegenstand einer Behorchung die offenbar nicht von linksher, sondern von rechts, von Seiten der verlaßnen frühern Freunde, ins Werk gesetzt war. Und Chamfort, der jenes stolze Recht, das er in den Tagen des schwersten Absolutismus stets geübt, das Recht, seiner Meinung zu sein, nun nicht in den Stürmen der Freiheit aufgeben wollte, fiel der Späherei am leichtesten zum Opfer. Zu wenig vorgeschrittener Meinung konnte man den Mann nicht wohl zeihen, der noch 1792 bemerkt hatte: „An die Revolution kann ich nicht glauben, so lange ich noch sehen muß wie all die Karrossen und Cabriolets den Fußgänger mit Ueberfahren bedrohen“, aber der Umstand, daß die kleine Stelle die er noch an der Nationalbibliothek bekleidete, ihm vom Minister Roland verliehen worden war, reichte, neben der Denunciation eines Bibliothekdieners hin, eines Tages Chamfort und noch ein paar Bibliothekbeamte sammt dem greisen Barthelemy nach dem Gefängniß zu dirigiren. Es war, in Bezug auf Reinlichkeit und Gesundheit eine der schlimmsten Anstalten, die Madelonettes, in die er gebracht worden war und der Mangel an all der Pflege, die seinen fortwährenden Leiden nothwendig war, hatte einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er als er nach einigen Tagen in seine Wohnung entlassen wurde, er sichs zuschwor, lieber zu sterben als noch einmal den Kerker zu betreten. Zu dieser Stimmung kam hinzu, daß er nicht vollständig freigelassen war, sondern unter die Aufsicht eines Gendarmen gestellt, den er bei sich zu beherbergen und zu beköstigen hatte. Erhielt ihn die unwillkommene Genossenschaft in steter Aufregung, so stieg diese aufs äußerste, als der Po-

lizeimann ihm eines Tages unversehens ankündigte, er möge nur sein Bündel schnüren und wieder mit ins Gefängniß kommen. Das Bild der hilfslosen Schmerzen, die ihn dort erwarteten, überwältigte ihn. Er geht in ein abgelegnes Zimmer und drückt ein Pistol gegen die Stirn ab. Da ihm der Schuß nur das Auge zerstört hat, so versucht ers mit lahmer Hand sich die Kehle abzuschneiden, das Herz zu treffen, die Pulsadern zu finden, er sinkt endlich zerfleischt und verblutend zusammen. So findet man ihn, er hat das Bewußtsein nicht verloren und spricht während man ihn verbindet, über sein Thun und dessen Gründe mit aller Ruhe. Zuletzt, sagte er dem herbeigeeilten Freunde, Ginguéné, der diese Scenen aufgezeichnet hat, „zuletzt dachte ich an Seneca und wollte, ihm zu Ehren, mir die Adern öffnen. Aber Seneca war ein reicher Herr, der hatte Alles nach Wunsch, ein warmes Bad und was er sonst noch brauchte, ich armer Teufel entbehre das Alles, so habe ich mich blos übel zugerichtet und bin doch noch da." — Sein Trost freilich, der in solchen Selbstmordversuchen gewöhnliche, daß die Kugel doch nach innen gedrungen sei, bewährte sich nicht, die Pflege der Freunde bot der Verfolgung Trotz, die selbst jetzt noch nicht von ihm ablieẞ, sondern ihm fortgesetzt einen Sansculotten zur Bewachung gab, und so wurde Chamfort wieder insoweit auf die Beine gebracht, daß er sogar noch die Wohnung wechseln konnte. Mit der Heilung der Wunden aber traten die alten Leiden wieder schroff hervor und ihnen konnte er nun keinen Widerstand mehr leisten: er starb kurzen schmerzhaften Todes im Germinal des Jahres 2 der Republik.

Im Jahre darauf bereits konnte Ginguéné, der oben genannte Freund, den Chamfort zu seinem literarischen Testamentsvollstrecker ersehen hatte, die gesammelten Schriften des Todten mit einem Lebensabriß veröffentlichen, der sich über die politischen Verfolgungen der letzten Lebenszeit ohne Hehl aussprechen durfte. Leider war die Sammlung eine unvollständige und ist es geblieben. Es scheint — und dergleichen ist vorher wie nachher vorgekommen — daß vorsichtige „Freunde", welche vielleicht gefürchtet haben, der Nachlaß könne den Todten so radikal darstellen, daß dadurch auch ihre Freundschaft compromittirt erscheine, eine diebische Hand an die hinterlassenen Papiere gelegt haben, die alte Dame, welche liebevoll während der letzten Jahre seinem Haushalte vorgestanden, wird einer Bestürmung mit solchen Rücksichten, die ja auch die Ruhe ihrer eignen Existenz verbürgen sollten, nicht haben widerstehen können. Genug, ausgearbeitete Werke, welche den Freunden wohlbekannt waren, wie seine Erzählungen, seine Briefe Ninon's, waren spurlos völlig verschwunden und die Cartons, in denen er, wie oben erzählt, seine Einfälle und Notizen auffammelte, waren größten Theiles leer. So ist uns denn nur ein sehr skizzenhaftes Bild von ihm geblieben und es ist nicht zu bezweifeln, daß ein Theil des schriftstellerischen Rufes, der ihm dennoch zu Theil geworden, sich durch mündliche Traditionen begründet hat, die von dieser in der ersten Revolutionszeit so hervorragenden Erscheinung berichtet haben. Daß aber diese Erscheinung so hervorragend sein konnte, das erklärt sich nicht blos aus dem, was der oberflächliche Eindruck etwa von ihm lehrt, nicht blos aus der Schärfe seines Spottes, der Schlagfertigkeit seines Witzes: es müssen daneben und dahinter auch persönliche Eigenschaften andrer Art gestanden haben. Und darin stimmen

die Urtheile seiner Freunde vollständig mit dem überein, was uns heute noch eine genauere Analyse seiner Maximen lehrt: hinter all der scheinbaren Verbissenheit und Spottlust muß ein gutes und weiches Herz geschlagen haben. Er haßte, wie es im Journal de Paris in seinem Nekrologe hieß, die Menschen, weil sie sich nicht liebten und der Schlüssel zu seinem Charakter lag ganz und gar in seinem Lieblingssatze: „Wer 40 Jahre alt geworden und kein Menschenfeind ist, der hat auch die Menschen nie geliebt." — Von allen andern Illusionen frei oder frei geworden, hielt er an einer noch mit Treue fest, an der Freundschaft, und diese hat ihm auch bis an's Lebensende die Treue bewahrt, sie ist es auch die in seinen Aufzeichnungen bisweilen wie ein Lichtstrahl über die dunkeln Bilder des Lebens fährt, die er mit einigen Strichen hinzuwerfen liebt.

Die „Wage" hat vor einigen Jahren einige Auszüge aus Chamfort's Maximen gebracht. Darüber sind ihr einige Anfragen wegen des Verfassers zugegangen und das hat gelegentlich zu diesem Berichte Anlaß gegeben. Wenn wir dem jetzt eine Nachlese aus den Maximen beifügen, so hoffen wir, es werde uns damit nicht gegangen sein wie, nach Chamfort's Worte selber, es den Anekdotensammlern zu gehn pflegt: sie machen es wie Leute die Kirschen oder Austern essen, erst suchen sie sich die besten aus und schließlich essen sie doch Alles. Also:

Wie es gegenwärtig in der Gesellschaft aussieht, scheint mir der Mensch mehr durch seinen Verstand, als durch seine Leidenschaften verderbt zu sein. Seine Leidenschaften (ich verstehe darunter natürlich nur die dem natürlichen Menschen zukommenden) haben vielmehr noch das bischen Natur in der menschlichen Gesellschaft erhalten, das sich in ihr noch finden läßt.

Da hört man bisweilen einen recht seltsamen Grund anführen. Wenn man das Zeugniß, das Einer zu Gunsten eines Andern ablegt, entkräften will, so sagt man: Ja, das ist Ihr Freund! Nun, zum Kukuk, ja, er ist mein Freund, weil das Gute, das ich von ihm sage, wahr ist, weil er so ist, wie ich ihn Euch darstelle. Ihr nehmt Ursache für Wirkung und Wirkung für Ursache. Warum setzt Ihr denn voraus, ich rede gut von ihm, weil er mein Freund ist, und nicht vielmehr, er sei mein Freund, weil man mit Recht von ihm gut reden kann.

Wollt Ihr den deutlichsten Beweis haben für die totale Nutzlosigkeit aller Lehrbücher der Sittlichkeit und des Naturrechts — nun, so braucht Ihr Eure Augen nur auf das Vorurtheil vom Erbadel zu werfen. Giebt es wol irgend einen Unsinn, gegen den die Philosophen, die Redner, die Dichter mehr alle Pfeile der Satire geschleudert hätten, an dem sich mehr der Scharfsinn aller Art versucht, der mehr Sarkasmen veranlaßt hätte? Und haben deshalb die Courfähigkeiten, die geheiligten Ansprüche der Rangordnung etwa aufgehört; ist deshalb die Stelle eines Adelsheroldes etwa eingegangen?

Schämst Du Dich nicht, besser reden zu wollen, als Du es vermagst, sagte Seneca zu einem seiner Söhne, als dieser eine schöne Wendung in einer Ansprache, die er angefangen, nicht wiederfinden konnte. So könnte man auch zu denen sagen, welche in ihren Grundsätzen stärker sein wollen, als sich's mit ihrem Charakter verträgt: Schämst Du Dich nicht, mehr Philosoph sein zu wollen, als Du es vermagst.

Wie man sein Glück macht? Sieh doch nur zu, wie es im Parterre eines Theaters hergeht, wenn das Haus gut besucht ist. Wie da die Einen hinten bleiben, wie die Vordersten zurückgedrängt werden und die Letzten sich nach vorn schieben. Das Bild ist so treffend, daß das Wort dafür in den Mund des Volkes übergegangen ist. Man sagt für Glück machen: Sich poussiren. O mein Sohn, mein Neffe wird sich schon poussiren. Anständige Leute sagen freilich: sich vorwärts bringen, vorwärts kommen, zum Ziele gelangen. Das sind gemilderte Ausdrücke, in denen man den Nebenbegriff des Gewaltsamen, Rücksichtslosen verschleiert hat, aber im Wesen ist es dasselbe.

Unter Niemandes Einfluß stehn, ganz der Mann seines eignen Herzens, seiner Principien wie seiner Gefühle zu sein, das habe ich am seltensten gesehen.

Man muß auch die Dummheiten zu begehen wissen, die unser Character von uns verlangt.

Nur wenig Menschen erlauben sich einen kräftigen unerschrocknen Gebrauch ihrer Vernunft, nur Wenige wagen sie in aller Kraft auf alle Gegenstände anzuwenden. Und doch ist die Zeit gekommen, daß man mit ihr losgeht gegen alle Sätze der Moral, der Politik, der Gesellschaft, gegen Könige und Minister, wie gegen Philosophen und die Lehren der Wissenschaft und Kunst — sonst bleiben wir in der Mittelmäßigkeit stecken.

Wenn die Menschen in Menge zusammenkommen, werden sie klein, sie sind wie die Teufel Milton's, die auch sich zu Pygmäen machen mußten um ins Pandämonium schlüpfen zu können.

Die Fabel vom Tantalus wendet man gewöhnlich nur in Bezug auf die Habsucht an, aber sie ist mindestens ebenso zutreffend für den Ehrgeiz, die Ruhmsucht, kurz fast alle Leidenschaften.

Die Tragödie leidet gemeiniglich an dem großen sittlichen Gebrechen, daß sie zuviel Gewicht auf Tod und Leben legt.

Was macht das aus, daß Einer weniger Schwächen als der Andre zu haben scheint und daher den Menschen weniger Gelegenheit bietet ihn zu fassen! Es reicht hin, daß er Eine Schwäche besitzt und daß man sie kennt. Ein Achill ohne Ferse müßte man sein, und das giebts nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Indem wir bei Schluß des Vierteljahres zur Erneuerung des Abonnement einladen, erlauben wir uns wiederholt die Bitte, Geldsendungen welche die „Wage“ betreffen, vorläufig und während der Haft des Herausgebers Dr. Weiß, nur an die persönliche Adresse des Hrn. H. S. Hermann, Beuthstr. 8 Berlin, (nicht: an die Redaction, oder: an die Expedition!) richten zu wollen.

Verantwortlicher Redacteur: Albert Hermann in Berlin.
Druck und Verlag von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch C. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Redaction und Expedition
Berlin S.W.
Beuth-Straße 8.

6. Jahrgang. Berlin, 29. März 1878. Nr. 13.

Indem wir bei Schluß des Vierteljahres zur Erneuerung des Abonnement einladen, erlauben wir uns wiederholt die Bitte, Geldsendungen welche die „Wage" betreffen, vorläufig und während der Haft des Herausgebers Dr. Weiß, nur an die persönliche Adresse des Hrn. H. S. Hermann, Beuthstr. 8 Berlin, (nicht: an die Redaction, oder: an die Expedition!) richten zu wollen.

Deutsche Philosophen in Amerika.

(Von Dr. Geo. W. Rachel, New-York.)

Um die eigenthümliche Stellung der Philosophie in hiesigen wissenschaftlichen Kreisen zu verstehen, ist es nothwendig über die Personalität der Philosophen selbst unterrichtet zu sein. Dieselben sind nämlich fast ohne Ausnahme Theologen; doch nicht etwa solche Theologen wie so viele deutsche Philosophen es waren und noch sind, ja wie sogar manche deutsche Theologieprofessoren heutzutage noch sind. O nein, amerikanische Theologen gelten nicht als solche, wenn sie nicht in alt Luther'schem Style Farbe bekennen. Und so finden wir denn z. B., daß der Herr Pastor Joseph Cook*) in seinen philosophischen Vorlesungen den christlichen Gott, der Natur als ewiges Gesetz immanent, einführt und behauptet, daß Gott „von uns wohl erkannt, nicht aber begriffen werden könne". Doch ist einem strenggläubigen Kritiker dieser Passus viel zu spinozistisch:

„Wenn man's so hört, möcht's leiblich scheinen;
„Ist aber doch kein Christenthum!"

Vollständig verspielt hat aber dieser rationalistisch angehauchte Theo-Biolog, da er die unbefleckte Empfängniß Christi nach Analogie der Parthenogenesis**) plausibel zu machen versucht. Darauf entgegnet ihm unser gläubiger Kritikus (in dem N. Y. Tribune) sehr richtig: „Uns scheint denn doch als ob die im neuen Testamente berichtete Beschattung der Jungfrau Maria durch den heiligen Geist nicht die geringste Analogie mit dem naturgeschichtlichen Faktum hat, daß gewisse Insekten ohne Mitwirkung zweier Eltern erzeugt werden .... Wenn's bei der Empfängniß Christi natürlich zugegangen ist, so hört dieselbe auf, übernatürlich zu sein und verliert ihre Bedeutung als Wunder ..... Wenn

*) Biology, James R. Osgood & Co. Boston 1877.
**) Bekanntlich die sonderbare Thatsache, daß Bienen, Blattläuse, Seidenwürmer u. a. Insektenarten sich auch durch unbefruchtete Eier fortpflanzen können.

Christus wirklich nach Analogie der Parthenogenesis geboren worden wäre, so hätte er ja keinen Vater und die von dem Evangelisten ausführlich geschilderte Thätigkeit des heiligen Geistes wäre vollkommen überflüssig." —

So finden wir ferner, daß der hiesige Theologieprofessor Prentiß, von der Philosophie seines Vorgängers Henry B. Smith in einer von ihm herausgegebenen Sammlung seiner Vorlesungen*) sagt: „Seine Philosophie wie seine Theologie sind durch und durch „Christologie", sie ist die vollständigste Versöhnung zwischen Glauben und Philosophie, zwischen Göttlichem und Menschlichem, die völlige Uebereinstimmung der Idee mit dem Sein." Und der berühmte Exegete unterläßt selbst nicht dem „nackten Materialismus" des berühmten Naturforschers Dr. Draper, wie derselbe in dessen classischem Werke: „The Intellectual Development of Europe" niedergelegt ist, entgegenzutreten mit den Worten: „Die Vorsehung und nicht das Naturgesetz formt den Lauf der Geschichte und bestimmt das Geschick unseres Geschlechtes!" Auch Renan und Strauß werden mit ähnlichen Sentenzen — denn Argumente sind das eben nicht — abgefertigt, selbstverständlich unter dem einstimmigen Beifallschorus hiesiger Kritiker, die eben gerade so fest im Christenthum beschlagen sein müssen, wie die Philosophen, um zu gelten und gehört zu werden.

Selbst der Herr Pastor Shields,**) der dem von Smith arg angegriffenen schottischen Positivisten Sir William Hamilton volle Gerechtigkeit widerfahren läßt und seine „Theory of Knowledge" als einen berechtigten Protest gegen die Irrfahrten des deutschen Transcendentalismus und die glänzenden Gemeinplätze des französischen Eklekticismus betrachtet — selbst dieser amerikanische Philosoph versäumt nicht seine Ueberzeugung dahin auszusprechen, „daß eine wahre Philosophie Vernunft und Offenbarung versöhnen und menschliches Wissen mit göttlicher Allwissenheit in Einklang bringen wird."

Dafür klopfen ihm denn auch die Herren Kritici verständnißinnig auf die Schulter und versichern ihn, daß seit langer Zeit kein Buch in Amerika veröffentlicht worden sei, das sich in Bezug auf tiefes Studium, klare Begriffsfassung und kritische Schärfe mit dem seinigen messen kann.

So können wir uns denn gar nicht wundern, daß auch Professor Bowen sich beeilt in der Vorrede zu seinem Werke über neuere Philosophie zu zeigen, daß auch er „stark im Glauben" ist. Er sagt da:

„Ich erkläre hiermit ohne Zaudern, daß ich fest an einen persönlichen Gott, Schöpfer und Erhalter der Welt, und an unsern Herrn Jesum Christum glaube, welchem alle Attribute der Göttlichkeit zukommen. Auch habe ich in allen ungläubigen (infidel) Werken der Neuzeit nichts gefunden, was mich veranlassen könnte, in diesem Glauben auch nur im allermindesten wankend zu werden!"

Um seine philosophische Stellung noch weiter zu kennzeichnen, genüge es, seine lakonischen Abfertigungen realistischer oder materialistischer Denker und Naturforscher anzuführen. Wenn er von den Materialisten spricht, kann er — wie ein wohlwollender Kritikus sagt — seine „Entrüstung" nicht bemeistern; seine philosophische Ruhe verläßt ihn im Kampfe für eine unsterbliche Seele gegen diese „bösen Materialisten" und er bezeichnet den Materialismus als „Schmutz-Philosophie" (dirt-philosophy). Unbefangene werden kaum anstehen, dies für eine unwürdige Schimpferei anzusehen.

Darwin giebt uns nach seiner Meinung nur einen Abklatsch dessen, was Helvetius und Lord Monboddo längst gesagt hatten. Huxley versucht Descartes und Berkeley weiter zu spinnen. Herbert, Spencer und Tyndall borgen sich ihre Argumente von Hamilton und Hume. Ohne daß sie es wollen, ja gegen ihren eignen Willen predigen sie Metaphysik, grade die Doktrin welche sie desavouiren. „Diese dogmatischen Spezialisten, indem sie in grober, handgreiflicher Weise versuchen alles Uebernatürliche hinwegzuleugnen und zu demon-

*) Faith and Philosophy, Scribner, Armstrong & Co. New-York 1877.
**) The Final Philosophy, Scribner, Armstrong & Co. 1877.

ftiren, nur weil ihre besondere „Wissenschaft" nichts davon weiß — sehen sich gezwungen die Diskussion gerade auf das Gebiet zu verlegen, welches, wie sie sagen, in der Luft schwebt — in dasselbe Traumgebiet, das nach ihrem Ausspruche nur Phantome beherbergt."

Was Spencer anbelangt, ist dieser höhnische Passus vielleicht richtig — obgleich Bowen durchaus nicht der Mann ist, auf einen so tüchtigen Psychologen so geringschätzend herabzusehen wie er es thut; was aber die genannten Naturforscher anbetrifft, so fällt dieser Hohn vollständig auf B. zurück. Denn die Generalisation des Realen, wie sie jeder Naturforscher, der sich ein jeweiliges Weltbild verschaffen will, üben muß, ist etwas von transcendentaler Spekulation Grundverschiedenes.

Das Allerkomischste ist, daß es ihm trotz seines Glaubens an einen dreifach zu erfassenden Gott (— er unterscheidet eine primitive, eine metaphysische und eine christliche Gottesidee —) schließlich genau so geht wie dem von ihm so wenig in seiner Bedeutung erkannten Herbert Spencer: Auch er erkennt eine in unserem Erkenntnißvermögen begründete Grenze an, über welche hinaus wir nichts wissen können. Gerade wie bei Spencer's Unknowable läuft die Bowen'sche Ansicht darauf hinaus daß das unendlich Große und das unendlich Kleine diese Grenzen bilden.

Der interessanteste Umstand jedoch, welcher uns in dem Bowen'schen Buche entgegentritt, ist die große Vorliebe, ja Verehrung die der Verfasser für Schopenhauer und Hartmann an den Tag legt. Den Styl des Frankfurter Philosophen stellt er sehr hoch und seine Polemik vergleicht er mit der eines Voltaire und eines Macaulay. Es ist jedoch nicht bloß der würzige, an französische Brillanz erinnernde Styl Schopenhauer's, welcher Bowen besticht, sondern der unbewußte Wille in Jenes Systeme wird durch ein überraschendes Taschenspielerkunststückchen zum Attribut des christlichen Gottes und Weltschöpfers. „Stoff ist nur Kraft und Kraft ist nichts als Wille" ist die Grundlage des von Bowen befürworteten Religionssystems. An Stelle des unbewußten, einsichtslosen Willens Schopenhauer's tritt dann natürlich der göttliche Wille des Weltschöpfers. Es würde gewiß Keiner energischer gegen eine solche Deutung seines Idols protestiren, als der Frankfurter Philosoph, wenn er noch lebte; im Grabe würde er sich umdrehen, könnte er z. B. folgenden bibelfesten Passus lesen, den Prof. Bowen zur Unschädlichmachung seines atheistischgefärbten Pantheismus niedergeschrieben hat: „Jede Erscheinung, jedes Ding, das wir wahrnehmen und jede Veränderung, die in der Welt vor sich geht, ist nur eine Manifestation des Einen, Unendlichen Willens, der die Welt überhaupt erst werden ließ, als er sie dem Menschengeiste zum lebendigen Bewußtsein brachte!"

Wird hier der absolute Wille Schopenhauer's zum Diener des christlichen Gottes verwendet, so wird im Folgenden das Hartmann'sche „Unbewußte" als eine versteckte Form dieses Gottes selbst erwiesen.

Um die sonderbare Stellung richtig zu verstehen, die unser amerikanischer Philosophieprofessor dem Herrn von Hartmann gegenüber einnimmt, wird es genügen, folgende Sätze anzuführen: „. . . . Dies Alles kommt dem christlichen Theismus so nahe, daß man es kaum von einer gewissen Art Theologie unterscheiden kann, die öfters ohne Anstoß von der Kanzel herabgepredigt wird. . . . . Hartmann acceptirt viele Schlüsse, die die christliche Theologie aus der Erscheinungswelt gezogen hat. . . . . Hartmann's Spekulationen bringen ihn der Erkenntniß von der Existenz Gottes sehr nahe. . . . . Mit etwas ernsterem Streben und tieferem Moralgefühle wird er seine Lehre selbst dem eifrigsten Gläubigen annehmbar erscheinen machen. . . . . Kurz, Hartmann's Theismus ist, wenn auch noch der Fortbildung fähig, doch für gegenwärtige Zustände alles, was man wünschen kann."

Im vorigen Jahre erschien ein Kritiker, der die große Entdeckung gemacht hatte, daß noch keine historische Einreihung der Philosophie des Unbewußten

versucht worden sei, daß weder die ausgesprochensten Tadler derselben ihren Grundirrthum aufgedeckt, noch daß selbst die enthusiastischsten Lobredner ihre Bedeutung für Wissenschaft und Leben hoch genug angeschlagen hätten —" ein Vorwurf, den Herr Anhuth*) in Bezug auf Prof. Bowen sicherlich revoziren müßte. Aber die beiden ebengenannten Herren haben trotz ihres entgegengesetzten Urtheiles über Hartmann eine gemeinschaftliche Eigenthümlichkeit: Beide sind fromme Christen. Wir haben gesehen, wie unzweideutig der amerikanische Theologe sich in der Beziehung ausspricht; auch der „Theologe Altpreußens" — wie sich Anhuth mit Ostentation nennt — hält zu „dem dreieinigen Gott des supranaturalistischen Christenthums."

In Bezug auf die Hartmann'sche Philosophie aber lassen sich schwerlich zwei größere Gegensätze denken. Während der amerikanische Professor nachzuweisen sich bemüht, wie das Unbewußte nur ein anderer Name für den christlichen Gott sei, ist der Altpreuße gerade der entgegengesetzten Ansicht. Während Bowen der Ansicht ist, daß Hartmann's „Unbewußtes" dem christlichen Gotte so ähnlich ist, wie ein Ei dem andern, erklärt Anhuth, daß der dreieinige Gott des supranaturalistischen Christenthums den „modernen Modegöttern" (Spinoza's Substanz, Fichte's absolutes Ich, Hegel's absolute Idee, Schopenhauer's Wille 2c.) gegenüber, mit dem ganz fatalen Mangel behaftet sei, „daß er sich nicht für eine pantheistische Philosophie als Erklärungs- resp. Ergänzungsprinzip gebrauchen resp. mißbrauchen läßt."

Wer hat nun Recht? Welchem dieser beiden Gottesstreiter hat der Dreieinige nun seine wahre Meinung offenbart?

Nun, von dem unpartheiischen Boden des **kritischen Empirismus** aus, wie Schultze**) eine auf den Boden der Naturwissenschaften gegründete Erkenntnißtheorie treffend genannt hat, muß man jedenfalls dem Amerikaner die richtigere Auffassung zuschreiben. Der Unterschied zwischen Theologie und Philosophie, wie ihn Anhuth annimmt, existirt nicht. Der christliche Dogmatismus hat nicht mehr und nicht weniger Berechtigung als philosophisches System, denn der Hartmann'sche Mysticismus. Wenn dem letzteren mit Recht eine petitio principii vorgeworfen werden kann, so ist dies bei jenem ebenfalls richtig. Hartmann***) gelangt zur Ueberzeugung von der Existenz seines Prinzipes, wie er selbst sagt, folgendermaßen: „Durch dieses Prinzip des Unbewußten erhalten zugleich die betrachteten Erscheinungen ihre einzig richtige Erklärung, die z. Th. noch nicht ausgesprochen war, z. Th. aber blos darum keine Anerkennung finden konnte, weil das Prinzip selbst erst durch die Zusammenstellung aller hierher gehörigen Erscheinungen constatirt werden kann." Für den Beweis der Existenz Gottes existirt aber auch nur ein ganz ähnlicher Zirkelschluß, derselbe, den Anhuth als vergleichendes Beispiel bringt. Es ist der bekannte Whately'sche Satz: „Es giebt einen Gott, denn die Bibel sagt es; die Bibel aber spricht die Wahrheit, denn sie ist Gottes Wort." Denn nur die Bibel kann — gewisse Delusionen und Hallucinationen (Offenbarung und Inspiration) ausgenommen — Herrn Anhuth die Ueberzeugung von der Existenz „des dreieinigen Gottes des supranaturalistischen Christenthums" beigebracht haben.

Auch noch in Bezug auf einen andern Punkt der Hartmann'schen Philosophie sind unsere beiden Bibelhelden diametral entgegengesetzter Ansicht. Während Anhuth den Pessimismus des Berliners für ächt erklärt und nur mit Hülfe der Trahndorff'schen Philosophie eine Widerlegung dieser von ihm Miserabilismus genannten Weltanschauung für möglich hält, sucht Bowen ihn

*) Das wahnsinnige Bewußtsein und die unbewußte Vorstellung. Julius Fricke, Halle; 1877.

**) Ueber Bedeutung und Aufgabe einer Philosophie der Naturwissenschaft. Jena, Dufft; 1877.

***) Philos. des Unbew. S. 2.

in der Beziehung in den Augen des christlich-amerikanischen Lesepublikums von diesem Verdachte zu reinigen. Er behauptet, H. könne mit demselben Rechte ein Optimist genannt werden wie Leibnitz, dessen Satz: „Unsere Welt sei die möglichstbeste aller möglichen Welten" er mit dem Zusatze versehen, „aber so schlecht, daß es besser wäre, sie existirte gar nicht." Er hält den H.'schen Pessimismus für spekulativ und theoretisch und ganz und gar nicht für tief durchdacht und ernst gemeint. Das ist nun grade kein Compliment, das er seinem Liebling damit macht, aber er fügt mildernde Umstände hinzu, indem er, dem als Amerikaner in noch höherem Grade, wie jedem andern Vernünftigen, das Familienleben als normaler Zustand gilt, dem deutschen Philosophen prophezeit, daß er, sollte er einen „Familienzuwachs" erhalten, sicherlich den Pessimismus ganz abschwören wird. Eine allzuhohe Meinung von seinem Schooßkindchen scheint also der alte Herr nicht zu haben. —

Wie nothwendig es war, daß endlich eine Uebersetzung des Lange'schen Werkes „Geschichte des Materialismus" erschien, das haben wiederum die Aeußerungen unserer Kritiker des Bowen'schen Werkes gezeigt, wenn nicht dieses selbst. Trotzdem, daß man die Consequenzen Hartmann's nicht anerkennt, so hält man ihn doch für einen äußerst gelehrten Mann und scharfsinnigen Denker. Man spricht von seinen tiefen Studien und unergründlichen Forschungen, welche einen der interessantesten Beiträge zu unsrer Kenntniß der Natur und der in ihr ohne Willen und Intelligenz unbewußt waltenden Harmonie bilden. Und obgleich man sein System nur als einen grotesken Versuch betrachtet, „ein Phantom mit den Attributen der Gottheit zu versehen", so hält man ihn doch für einen bedeutenden Philosophen, dessen Grundfehler der sei, daß er Intelligenz und Willen nicht als nothwendige Eigenschaften seines Prinzipes des „Unbewußten" nachgewiesen.

Die offenbare Geringschätzung, mit welcher ein so bedeutender Denker, wie Friedeich Albert Lange das „Unbewußte" behandelt, wird dessen hiesige Bewunderer gewiß stutzig machen und zum Nachdenken bringen und wenn auch nicht wesentliche Sinnesänderungen erzeugen, so doch sie etwas vorsichtiger in ihren Lobeserhebungen machen. Lange erwähnt des „unbewußten Hellsehers" bekanntlich nur wenige Male im Texte beiläufig, thut ihn aber in ein paar Anmerkungen gründlich ab.

Von dem Lange'schen Werke ist bis jetzt nur der erste Band*) erschienen; doch haben die Kritiker das Publikum durch eine das ganze Werk umfassende Beurtheilung auf dasselbe aufmerksam gemacht.

Ein Kritiker in der „N. Y. Times" (4. Nov. 1877) giebt folgendes Resumé: „Lange's Standpunkt ist ein Versuch, Religion und Wissenschaft zu versöhnen; auf der einen Seite will er das in der Wissenschaft gültige materialistische Prinzip rechtfertigen, ebenso wie auf der andern das idealistische Prinzip in der Religion, jedes in seiner ihm eigenthümlichen Sphäre berechtigt, beide in nächster psychologischer Beziehung. Einerseits behauptet er, daß es kein Wissen geben kann von dem was nicht in das Bereich unserer Sinne fällt, andrerseits behandelt er jeden Versuch mit Hohnlächeln, der gewagt wird, eine Wissenschaft auf einer offenbarten oder einer a priori gewonnenen Basis aufzubauen. Er verbannt also nicht nur die Religion, sondern auch die Metaphysik vom Gebiete der Wissenschaft. Doch aber erklärt er sich wiederum entschieden dafür, daß eine richtige Ethik nur in der Religion begründet sein kann und er wird ordentlich heftig, wenn er die neue Ethik kritisirt, die dem materialistischen Prinzipe entstammt, die Ethik des Egoismus mit ihrer Doktrin von der Harmonie entgegengesetzter Interessen und ihrem Grundsatze des Laissez-aller." Es wird dann eine Stelle aus dem Schlußpassus des

*) History of Materialism and criticism of its present importance. By K. A. Lange. Translated by E. C. Thomas. Boston James Osgood & Co. Vol. I. 1877.



nach ergriffen, innerlich geweckt und in thätiger Arbeit über sich selbst gehoben werde. Wo die Entwicklung der Kraft nicht versucht wird, da bleibt alles, was an den Menschen herankommen mag, ihm ein äußerliches, und auch das Lebensvollste erstarrt, wenn es nicht von Lebendigem aufgenommen wird.

Chamfort.

III.

Das Jahr 1789 ist das glücklichste seines Lebens gewesen, die gewaltige frische Strömung, die durch alle Schichten der sich verjüngenden Gesellschaft ging, alles Blasirte wegspülend und mit reiner Begeisterung die Massen durchdringend — sie riß auch ihn aus seiner Einsamkeit, seiner Müdigkeit empor. Er stieg gern hinab in den Tuileriengarten; er mischte sich unter die Gruppen und warf in ihre Diskussionen sein Wort des Witzes, aber des an bitterster Erfahrung gereiften, hinein und hier zündete es besser nnd setzte es rascher in Flammen, als einst in den Kreisen seiner Herzöge und Grafen. Aus den neuen Freunden, die sich ihm fanden, bildete sich bald ein kleiner Kreis, der in der Geschichte der Revolution wohlbekannte, wenn auch bald von ihren Wogen auseinandergerissene Club von 1789, dessen 36 Mitglieder sich bei einfachem Mahle alle Freitage sammelten — man hatte aus Rücksicht auf Chamfort diesen Tag, an welchem die Akademie keine Sitzungen hielt, gewählt. Hier wurde das Geschehene kritisirt, das, was weiter geschehen müsse, erwogen und das war für Chamfort's Geistesart die geeignetste Form, wirkend und selbst bestimmend einzugreifen. Früher als Viele hatte er damals schon eine sichre Ahnung dessen, was nothwendig kommen werde, schon im Juli des Jahres drängte er den Redacteur des Mercure de France, dieses äußerst zahmen, von der Bewegung bis dahin gar nicht berührten Blattes, an dessen literarischen Theil er hin und wieder mitgearbeitet hatte, er möge doch sein Blatt „ein ganz klein wenig republikanisch machen, denn alles Andere verfange nicht mehr“. Er selbst ging dabei mit gutem Beispiel voran, indem er in dem Blatte die Memoiren des Marschall Richelieu in ausführlichster Darstellung besprach. Das war weniger ein Auszug, als vielmehr eine Reihenfolge kritischer Bemerkungen, im besten Tone gehalten, von feinstem Geschmacke mit der pikantesten Satire gewürzt, über die schandvollste Periode der französischen Geschichte, das Greisenalter Ludwigs XIV., die Regentschaft und fast die ganze Regierungszeit Ludwig XV. In vollen Güssen strömt da Haß und Lächerlichkeit über das ganze Treiben des Hofes, des Adels, der Geistlichkeit, aller Auswüchse der Monarchie. „Was mich am meisten amüsirt, indem ich diese bürgerliche Pflicht erfülle“ — bemerkte er dabei einem Freunde — „das ist der Gedanke daran, daß der Mercur in 10—12,000 Exemplaren verbreitet ist, daß, Dank dem Redakteur des politischen Theiles, fast die ganze Aristrokratie darauf abonnirt ist und daß sie so für ihr Geld, außer den Huldigungen des Herrn Mallet du Pan, auch noch meine Ohrfeigen mit in den Kauf bekommt.“

Es war unter solchen Umständen kein sonderlicher Schmerz für ihn, als im Jahre 1790 von der Nationalversammlung die Streichung aller bisher vom Hofe vergebnen Gnadengehalte und Pensionen ausgesprochen wurde. Tags darauf ging er mit Röderer aufs Land, um dort seinen Collegen Marmontel zu besuchen. Den fand er nun sammt der Frau jammernd um den Verlust und sich kümmernd um ihrer Kinder Loos. Chamfort nahm eins der Kinder auf den Schooß: „Du, mein kleiner Freund, wirst einst tapferer sein als wir, Du wirst einst über deinen Vater weinen, wenn Du hören wirst, er sei so schwach gewesen, heute, aus Besorgniß, Du möchtest ärmer sein als er, über Dich zu weinen!“ — Daß er sich nun sehr einschränken mußte, daß ihm zuletzt kein sichres Einkommen blieb als jenes spärliche, das ihm die Präsenzkarten der Akademie gewährten, das störte ihn nicht, wir haben schon früher erwähnt, wie eine seiner letzten Arbeiten die Rede war, welche Mirabeau gegen den Fortbestand eben dieser Akademie und ihrer Schwestern halten wollte.

Aber die Entwicklung der Thatsachen bewältigte ihn. Er war 1790 und 1791 tapfer mitgegangen; als der Jacobinerclub im letztgenannten Jahre bedroht schien und in Folge dessen sehr verödete, trat Chamfort sofort in ihn ein, verwaltete auch eine Zeit lang das Amt eines Schriftführers dort, bis der Wandel der Zeiten dem Club wieder günstiger war und er nun zurücktrat. Dem Club von 1789 hatte er, als die Aristokratie in ihm die Oberhand gewann, einen offnen Absagebrief geschrieben und sich dadurch, vielleicht zum erstenmale, persönliche Feindschaften erweckt, die ihm verhängnißvoll werden sollten. Denn als die mit ihm Ausgeschiednen nun den neuen Club des émigrés de 1789 bildeten, wurde dieser alsbald Gegenstand einer Behorchung die offenbar nicht von linksher, sondern von rechts, von Seiten der verlaßnen frühern Freunde, ins Werk gesetzt war. Und Chamfort, der jenes stolze Recht, das er in den Tagen des schwersten Absolutismus stets geübt, das Recht, seiner Meinung zu sein, nun nicht in den Stürmen der Freiheit aufgeben wollte, fiel der Späherei am leichtesten zum Opfer. Zu wenig vorgeschrittener Meinung konnte man den Mann nicht wohl zeihen, der noch 1792 bemerkt hatte: „An die Revolution kann ich nicht glauben, so lange ich noch sehen muß wie all die Karrossen und Cabriolets den Fußgänger mit Ueberfahren bedrohen“, aber der Umstand, daß die kleine Stelle die er noch an der Nationalbibliothek bekleidete, ihm vom Minister Roland verliehen worden war, reichte, neben der Denunciation eines Bibliotheksdieners hin, eines Tages Chamfort und noch ein paar Bibliothekbeamte sammt dem greisen Barthelemy nach dem Gefängniß zu dirigiren. Es war, in Bezug auf Reinlichkeit und Gesundheit eine der schlimmsten Anstalten, die Madelonettes, in die er gebracht worden war und der Mangel an all der Pflege, die seinen fortwährenden Leiden nothwendig war, hatte einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er als er nach einigen Tagen in seine Wohnung entlassen wurde, er sichs zuschwor, lieber zu sterben als noch einmal den Kerker zu betreten. Zu dieser Stimmung kam hinzu, daß er nicht vollständig freigelassen war, sondern unter die Aufsicht eines Gendarmen gestellt, den er bei sich zu beherbergen und zu beköstigen hatte. Erhielt ihn die unwillkommene Genossenschaft in steter Aufregung, so stieg diese aufs äußerste, als der Po-

lizeimann ihm eines Tages unversehens ankündigte, er möge nur sein Bündel schnüren und wieder mit ins Gefängniß kommen. Das Bild der hilflosen Schmerzen, die ihn dort erwarteten, überwältigte ihn. Er geht in ein abgelegnes Zimmer und drückt ein Pistol gegen die Stirn ab. Da ihm der Schuß nur das Auge zerstört hat, so versucht ers mit lahmer Hand sich die Kehle abzuschneiden, das Herz zu treffen, die Pulsadern zu finden, er sinkt endlich zerfleischt und verblutend zusammen. So findet man ihn, er hat das Bewußtsein nicht verloren und spricht während man ihn verbindet, über sein Thun und dessen Gründe mit aller Ruhe. Zuletzt, sagte er dem herbeigeeilten Freunde, Ginguéné, der diese Scenen aufgezeichnet hat, „zuletzt dachte ich an Seneca und wollte, ihm zu Ehren, mir die Adern öffnen. Aber Seneca war ein reicher Herr, der hatte Alles nach Wunsch, ein warmes Bad und was er sonst noch brauchte, ich armer Teufel entbehre das Alles, so habe ich mich blos übel zugerichtet und bin doch noch da." — Sein Trost freilich, der in solchen Selbstmordversuchen gewöhnliche, daß die Kugel doch nach innen gedrungen sei, bewährte sich nicht, die Pflege der Freunde bot der Verfolgung Trotz, die selbst jetzt noch nicht von ihm abließ, sondern ihm fortgesetzt einen Sansculotten zur Bewachung gab, und so wurde Chamfort wieder insoweit auf die Beine gebracht, daß er sogar noch die Wohnung wechseln konnte. Mit der Heilung der Wunden aber traten die alten Leiden wieder schroff hervor und ihnen konnte er nun keinen Widerstand mehr leisten: er starb kurzen schmerzhaften Todes im Germinal des Jahres 2 der Republik.

Im Jahre darauf bereits konnte Ginguéné, der oben genannte Freund, den Chamfort zu seinem literarischen Testamentsvollstrecker ersehen hatte, die gesammelten Schriften des Todten mit einem Lebensabriß veröffentlichen, der sich über die politischen Verfolgungen der letzten Lebenszeit ohne Hehl aussprechen durfte. Leider war die Sammlung eine unvollständige und ist es geblieben. Es scheint — und dergleichen ist vorher wie nachher vorgekommen — daß vorsichtige „Freunde", welche vielleicht gefürchtet haben, der Nachlaß könne den Todten so radikal darstellen, daß dadurch auch ihre Freundschaft compromittirt erscheine, eine diebische Hand an die hinterlassenen Papiere gelegt haben, die alte Dame, welche liebevoll während der letzten Jahre seinem Haushalte vorgestanden, wird einer Bestürmung mit solchen Rücksichten, die ja auch die Ruhe ihrer eignen Existenz verbürgen sollten, nicht haben widerstehen können. Genug, ausgearbeitete Werke, welche den Freunden wohlbekannt waren, wie seine Erzählungen, seine Briefe Ninon's, waren spurlos völlig verschwunden und die Cartons, in denen er, wie oben erzählt, seine Einfälle und Notizen aufsammelte, waren größten Theiles leer. So ist uns denn nur ein sehr skizzenhaftes Bild von ihm geblieben und es ist nicht zu bezweifeln, daß ein Theil des schriftstellerischen Rufes, der ihm dennoch zu Theil geworden, sich durch mündliche Traditionen begründet hat, die von dieser in der ersten Revolutionszeit so hervorragenden Erscheinung berichtet haben. Daß aber diese Erscheinung so hervorragend sein konnte, das erklärt sich nicht blos aus dem, was der oberflächliche Eindruck etwa von ihm lehrt, nicht blos aus der Schärfe seines Spottes, der Schlagfertigkeit seines Witzes: es müssen daneben und dahinter auch persönliche Eigenschaften andrer Art gestanden haben. Und darin stimmen

die Urtheile seiner Freunde vollständig mit dem überein, was uns heute noch eine genauere Analyse seiner Maximen lehrt: hinter all der scheinbaren Verbissenheit und Spottlust muß ein gutes und weiches Herz geschlagen haben. Er haßte, wie es im Journal de Paris in seinem Nekrologe hieß, die Menschen, weil sie sich nicht liebten und der Schlüssel zu seinem Charakter lag ganz und gar in seinem Lieblingssatze: „Wer 40 Jahre alt geworden und kein Menschenfeind ist, der hat auch die Menschen nie geliebt.“ — Von allen andern Illusionen frei oder frei geworden, hielt er an einer noch mit Treue fest, an der Freundschaft, und diese hat ihm auch bis an's Lebensende die Treue bewahrt, sie ist es auch die in seinen Aufzeichnungen bisweilen wie ein Lichtstrahl über die dunkeln Bilder des Lebens fährt, die er mit einigen Strichen hinzuwerfen liebt.

Die „Wage“ hat vor einigen Jahren einige Auszüge aus Chamfort's Maximen gebracht. Darüber sind ihr einige Anfragen wegen des Verfassers zugegangen und das hat gelegentlich zu diesem Berichte Anlaß gegeben. Wenn wir dem jetzt eine Nachlese aus den Maximen beifügen, so hoffen wir, es werde uns damit nicht gegangen sein wie, nach Chamfort's Worte selber, es den Anekdotensammlern zu gehn pflegt: sie machen es wie Leute die Kirschen oder Austern essen, erst suchen sie sich die besten aus und schließlich essen sie doch Alles. Also:

Wie es gegenwärtig in der Gesellschaft aussieht, scheint mir der Mensch mehr durch seinen Verstand, als durch seine Leidenschaften verderbt zu sein. Seine Leidenschaften (ich verstehe darunter natürlich nur die dem natürlichen Menschen zukommenden) haben vielmehr noch das bischen Natur in der menschlichen Gesellschaft erhalten, das sich in ihr noch finden läßt.

Da hört man bisweilen einen recht seltsamen Grund anführen. Wenn man das Zeugniß, das Einer zu Gunsten eines Andern ablegt, entkräften will, so sagt man: Ja, das ist Ihr Freund! Nun, zum Kukuk, ja, er ist mein Freund, weil das Gute, das ich von ihm sage, wahr ist, weil er so ist, wie ich ihn Euch darstelle. Ihr nehmt Ursache für Wirkung und Wirkung für Ursache. Warum setzt Ihr denn voraus, ich rede gut von ihm, weil er mein Freund ist, und nicht vielmehr, er sei mein Freund, weil man mit Recht von ihm gut reden kann.

Wollt Ihr den deutlichsten Beweis haben für die totale Nutzlosigkeit aller Lehrbücher der Sittlichkeit und des Naturrechts — nun, so braucht Ihr Eure Augen nur auf das Vorurtheil vom Erbadel zu werfen. Giebt es wol irgend einen Unsinn, gegen den die Philosophen, die Redner, die Dichter mehr alle Pfeile der Satire geschleudert hätten, an dem sich mehr der Scharfsinn aller Art versucht, der mehr Sarkasmen veranlaßt hätte? Und haben deshalb die Courfähigkeiten, die geheiligten Ansprüche der Rangordnung etwa aufgehört; ist deshalb die Stelle eines Adelsheroldes etwa eingegangen?

Schämst Du Dich nicht, besser reden zu wollen, als Du es vermagst, sagte Seneca zu einem seiner Söhne, als dieser eine schöne Wendung in einer Ansprache, die er angefangen, nicht wiederfinden konnte. So könnte man auch zu denen sagen, welche in ihren Grundsätzen stärker sein wollen, als sich's mit ihrem Charakter verträgt: Schämst Du Dich nicht, mehr Philosoph sein zu wollen, als Du es vermagst.

Wie man sein Glück macht? Sieh doch nur zu, wie es im Parterre eines Theaters hergeht, wenn das Haus gut besucht ist. Wie da die Einen hinten bleiben, wie die Vordersten zurückgedrängt werden und die Letzten sich nach vorn schieben. Das Bild ist so treffend, daß das Wort dafür in den Mund des Volkes übergegangen ist. Man sagt für Glück machen: Sich poussiren. O mein Sohn, mein Neffe wird sich schon poussiren. Anständige Leute sagen freilich: sich vorwärts bringen, vorwärts kommen, zum Ziele gelangen. Das sind gemilderte Ausdrücke, in denen man den Nebenbegriff des Gewaltsamen, Rüchsichtslosen verschleiert hat, aber im Wesen ist es dasselbe.

Unter Niemandes Einfluß stehn, ganz der Mann seines eignen Herzens, seiner Principien wie seiner Gefühle zu sein, das habe ich am seltensten gesehen.

Man muß auch die Dummheiten zu begehen wissen, die unser Character von uns verlangt.

Nur wenig Menschen erlauben sich einen kräftigen unerschrocknen Gebrauch ihrer Vernunft, nur Wenige wagen sie in aller Kraft auf alle Gegenstände anzuwenden. Und doch ist die Zeit gekommen, daß man mit ihr losgeht gegen alle Sätze der Moral, der Politik, der Gesellschaft, gegen Könige und Minister, wie gegen Philosophen und die Lehren der Wissenschaft und Kunst — sonst bleiben wir in der Mittelmäßigkeit stecken.

Wenn die Menschen in Menge zusammenkommen, werden sie klein, sie sind wie die Teufel Milton's, die auch sich zu Pygmäen machen mußten um ins Pandämonium schlüpfen zu können.

Die Fabel vom Tantalus wendet man gewöhnlich nur in Bezug auf die Habsucht an, aber sie ist mindestens ebenso zutreffend für den Ehrgeiz, die Ruhmsucht, kurz fast alle Leidenschaften.

Die Tragödie leidet gemeiniglich an dem großen sittlichen Gebrechen, daß sie zuviel Gewicht auf Tod und Leben legt.

Was macht das aus, daß Einer weniger Schwächen als der Andre zu haben scheint und daher den Menschen weniger Gelegenheit bietet ihn zu fassen! Es reicht hin, daß er Eine Schwäche besitzt und daß man sie kennt. Ein Achill ohne Ferse müßte man sein, und das giebts nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Indem wir bei Schluß des Vierteljahres zur Erneuerung des Abonnement einladen, erlauben wir uns wiederholt die Bitte, Geldsendungen welche die „Wage“ betreffen, vorläufig und während der Haft des Herausgebers Dr. Weiß, nur an die persönliche Adresse des Hrn. H. S. Hermann, Beuthstr. 8 Berlin, (nicht: an die Redaction, oder: an die Expedition!) richten zu wollen.

Verantwortlicher Redacteur: Albert Hermann in Berlin.
Druck und Verlag von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch C. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Redaction und Expedition
Berlin S.W.
Beuth-Straße 8.

6. Jahrgang. | Berlin, 29. März 1878. | Nr. 13.

Indem wir bei Schluß des Vierteljahres zur Erneuerung des Abonnement einladen, erlauben wir uns wiederholt die Bitte, Geldsendungen welche die „Wage" betreffen, vorläufig und während der Haft des Herausgebers Dr. Weiß, nur an die persönliche Adresse des Hrn. H. S. Hermann, Beuthstr. 8 Berlin, (nicht: an die Redaction, oder: an die Expedition!) richten zu wollen.

Deutsche Philosophen in Amerika.

(Von Dr. Geo. W. Rachel, New-York.)

Um die eigenthümliche Stellung der Philosophie in hiesigen wissenschaftlichen Kreisen zu verstehen, ist es nothwendig über die Personalität der Philosophen selbst unterrichtet zu sein. Dieselben sind nämlich fast ohne Ausnahme Theologen; doch nicht etwa solche Theologen wie so viele deutsche Philosophen es waren und noch sind, ja wie sogar manche deutsche Theologieprofessoren heutzutage noch sind. O nein, amerikanische Theologen gelten nicht als solche, wenn sie nicht in alt Luther'schem Style Farbe bekennen. Und so finden wir denn z. B., daß der Herr Pastor Joseph Cook*) in seinen philosophischen Vorlesungen den christlichen Gott, der Natur als ewiges Gesetz immanent, einführt und behauptet, daß Gott „von uns wohl erkannt, nicht aber begriffen werden könne". Doch ist einem strenggläubigen Kritiker dieser Passus viel zu spinozistisch:

„Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen;
„Ist aber doch kein Christenthum!"

Vollständig verspielt hat aber dieser rationalistisch angehauchte Theo-Biolog, da er die unbefleckte Empfängniß Christi nach Analogie der Parthenogenesis**) plausibel zu machen versucht. Darauf entgegnet ihm unser gläubiger Kritikus (in dem N. Y. Tribune) sehr richtig: „Uns scheint denn doch als ob die im neuen Testamente berichtete Beschattung der Jungfrau Maria durch den heiligen Geist nicht die geringste Analogie mit dem naturgeschichtlichen Faktum hat, daß gewisse Insekten ohne Mitwirkung zweier Eltern erzeugt werden .... Wenn's bei der Empfängniß Christi natürlich zugegangen ist, so hört dieselbe auf, übernatürlich zu sein und verliert ihre Bedeutung als Wunder .... Wenn

*) Biology, James R. Osgood & Co. Boston 1877.
**) Bekanntlich die sonderbare Thatsache, daß Bienen, Blattläuse, Seidenwürmer u. a. Insektenarten sich auch durch unbefruchtete Eier fortpflanzen können.

Christus wirklich nach Analogie der Parthenogenesis geboren worden wäre, so hätte er ja keinen Vater und die von dem Evangelisten ausführlich geschilderte Thätigkeit des heiligen Geistes wäre vollkommen überflüssig." —

So finden wir ferner, daß der hiesige Theologieprofessor Prentiß, von der Philosophie seines Vorgängers Henry B. Smith in einer von ihm herausgegebenen Sammlung seiner Vorlesungen*) sagt: „Seine Philosophie wie seine Theologie sind durch und durch „Christologie", sie ist die vollständigste Versöhnung zwischen Glauben und Philosophie, zwischen Göttlichem und Menschlichem, die völlige Uebereinstimmung der Idee mit dem Sein." Und der berühmte Exegete unterläßt selbst nicht dem „nackten Materialismus" des berühmten Naturforschers Dr. Draper, wie derselbe in dessen classischem Werke: „The Intellectual Development of Europe" niedergelegt ist, entgegenzutreten mit den Worten: „Die Vorsehung und nicht das Naturgesetz formt den Lauf der Geschichte und bestimmt das Geschick unseres Geschlechtes!" Auch Renan und Strauß werden mit ähnlichen Sentenzen — denn Argumente sind das eben nicht — abgefertigt, selbstverständlich unter dem einstimmigen Beifallschorus hiesiger Kritiker, die eben gerade so fest im Christenthum beschlagen sein müssen, wie die Philosophen, um zu gelten und gehört zu werden.

Selbst der Herr Pastor Shields,**) der dem von Smith arg angegriffenen schottischen Positivisten Sir William Hamilton volle Gerechtigkeit widerfahren läßt und seine „Theory of Knowledge" als einen berechtigten Protest gegen die Irrfahrten des deutschen Transcendentalismus und die glänzenden Gemeinplätze des französischen Eklekticismus betrachtet — selbst dieser amerikanische Philosoph versäumt nicht seine Ueberzeugung dahin auszusprechen, „daß eine wahre Philosophie Vernunft und Offenbarung versöhnen und menschliches Wissen mit göttlicher Allwissenheit in Einklang bringen wird."

Dafür klopfen ihm denn auch die Herren Kritici verständnißinnig auf die Schulter und versichern ihn, daß seit langer Zeit kein Buch in Amerika veröffentlicht worden sei, das sich in Bezug auf tiefes Studium, klare Begriffsfassung und kritische Schärfe mit dem seinigen messen kann.

So können wir uns denn gar nicht wundern, daß auch Professor Bowen sich beeilt in der Vorrede zu seinem Werke über neuere Philosophie zu zeigen, daß auch er „stark im Glauben" ist. Er sagt da:

„Ich erkläre hiermit ohne Zaudern, daß ich fest an einen persönlichen Gott, Schöpfer und Erhalter der Welt, und an unsern Herrn Jesum Christum glaube, welchem alle Attribute der Göttlichkeit zukommen. Auch habe ich in allen ungläubigen (infidel) Werken der Neuzeit nichts gefunden, was mich veranlassen könnte, in diesem Glauben auch nur im allermindesten wankend zu werden!"

Um seine philosophische Stellung noch weiter zu kennzeichnen, genüge es, seine lakonischen Abfertigungen realistischer oder materialistischer Denker und Naturforscher anzuführen. Wenn er von den Materialisten spricht, kann er — wie ein wohlwollender Kritikus sagt — seine „Entrüstung" nicht bemeistern; seine philosophische Ruhe verläßt ihn im Kampfe für eine unsterbliche Seele gegen diese „bösen Materialisten" und er bezeichnet den Materialismus als „Schmutz-Philosophie" (dirt-philosophy). Unbefangene werden kaum anstehen, dies für eine unwürdige Schimpferei anzusehen.

Darwin giebt uns nach seiner Meinung nur einen Abklatsch dessen, was Helvetius und Lord Monboddo längst gesagt hatten. Huxley versucht Descartes und Berkeley weiter zu spinnen. Herbert, Spencer und Tyndall borgen sich ihre Argumente von Hamilton und Hume. Ohne daß sie es wollen, ja gegen ihren eignen Willen predigen sie Metaphysik, grade die Doktrin welche sie desavouiren. „Diese dogmatischen Spezialisten, indem sie in grober, handgreiflicher Weise versuchen alles Uebernatürliche hinwegzuleugnen und zu demon-

---

*) Faith and Philosophy, Scribner, Armstrong & Co. New-York 1877.
**) The Final Philosophy, Scribner, Armstrong & Co. 1877.

stiren, nur weil ihre besondere „Wissenschaft" nichts davon weiß — sehen sich gezwungen die Diskussion gerade auf das Gebiet zu verlegen, welches, wie sie sagen, in der Luft schwebt — in dasselbe Traumgebiet, das nach ihrem Ausspruche nur Phantome beherbergt."

Was Spencer anbelangt, ist dieser höhnische Passus vielleicht richtig — obgleich Bowen durchaus nicht der Mann ist, auf einen so tüchtigen Psychologen so geringschätzend herabzusehen wie er es thut; was aber die genannten Naturforscher anbetrifft, so fällt dieser Hohn vollständig auf B. zurück. Denn die Generalisation des Realen, wie sie jeder Naturforscher, der sich ein jeweiliges Weltbild verschaffen will, üben muß, ist etwas von transcendentaler Spekulation Grundverschiedenes.

Das Allerkomischste ist, daß es ihm trotz seines Glaubens an einen dreifach zu erfassenden Gott (— er unterscheidet eine primitive, eine metaphysische und eine christliche Gottesidee —) schließlich genau so geht wie dem von ihm so wenig in seiner Bedeutung erkannten Herbert Spencer: Auch er erkennt eine in unserem Erkenntnißvermögen begründete Grenze an, über welche hinaus wir nichts wissen können. Gerade wie bei Spencer's Unknowable läuft die Bowen'sche Ansicht darauf hinaus daß das unendlich Große und das unendlich Kleine diese Grenzen bilden.

Der interessanteste Umstand jedoch, welcher uns in dem Bowen'schen Buche entgegentritt, ist die große Vorliebe, ja Verehrung die der Verfasser für Schopenhauer und Hartmann an den Tag legt. Den Styl des Frankfurter Philosophen stellt er sehr hoch und seine Polemik vergleicht er mit der eines Voltaire und eines Macaulay. Es ist jedoch nicht bloß der würzige, an französische Brillanz erinnernde Styl Schopenhauer's, welcher Bowen besticht, sondern der unbewußte Wille in Jones Systeme wird durch ein überraschendes Taschenspielerkunststückchen zum Attribut des christlichen Gottes und Weltschöpfers. „Stoff ist nur Kraft und Kraft ist nichts als Wille" ist die Grundlage des von Bowen befürworteten Religionssystems. An Stelle des unbewußten, einsichtslosen Willens Schopenhauer's tritt dann natürlich der göttliche Wille des Weltschöpfers. Es würde gewiß Keiner energischer gegen eine solche Deutung seines Idols protestiren, als der Frankfurter Philosoph, wenn er noch lebte; im Grabe würde er sich umdrehen, könnte er z. B. folgenden bibelfesten Passus lesen, den Prof. Bowen zur Unschädlichmachung seines atheistischgefärbten Pantheismus niedergeschrieben hat: „Jede Erscheinung, jedes Ding, das wir wahrnehmen und jede Veränderung, die in der Welt vor sich geht, ist nur eine Manifestation des Einen, Unendlichen Willens, der die Welt überhaupt erst werden ließ, als er sie dem Menschengeiste zum lebendigen Bewußtsein brachte!"

Wird hier der absolute Wille Schopenhauer's zum Diener des christlichen Gottes verwendet, so wird im Folgenden das Hartmann'sche „Unbewußte" als eine versteckte Form dieses Gottes selbst erwiesen.

Um die sonderbare Stellung richtig zu verstehen, die unser amerikanischer Philosophieprofessor dem Herrn von Hartmann gegenüber einnimmt, wird es genügen, folgende Sätze anzuführen: „.... Dies Alles kommt dem christlichen Theismus so nahe, daß man es kaum von einer gewissen Art Theologie unterscheiden kann, die öfters ohne Anstoß von der Kanzel herabgepredigt wird. .... Hartmann acceptirt viele Schlüsse, die die christliche Theologie aus der Erscheinungswelt gezogen hat. .... Hartmann's Spekulationen bringen ihn der Erkenntniß von der Existenz Gottes sehr nahe. .... Mit etwas ernsterem Streben und tieferem Moralgefühle wird er seine Lehre selbst dem eifrigsten Gläubigen annehmbar erscheinen machen. .... Kurz, Hartmann's Theismus ist, wenn auch noch der Fortbildung fähig, doch für gegenwärtige Zustände alles, was man wünschen kann."

Im vorigen Jahre erschien ein Kritiker, der die große Entdeckung gemacht hatte, daß noch keine historische Einreihung der Philosophie des Unbewußten

versucht worden sei, daß weder die ausgesprochensten Tadler derselben ihren Grundirrthum aufgedeckt, noch daß selbst die enthusiastischsten Lobredner ihre Bedeutung für Wissenschaft und Leben hoch genug angeschlagen hätten —" ein Vorwurf, den Herr Anhuth*) in Bezug auf Prof. Bowen sicherlich revoziren müßte. Aber die beiden ebengenannten Herren haben trotz ihres entgegengesetzten Urtheiles über Hartmann eine gemeinschaftliche Eigenthümlichkeit: Beide sind fromme Christen. Wir haben gesehen, wie unzweideutig der amerikanische Theologe sich in der Beziehung ausspricht; auch der „Theologe Altpreußens" — wie sich Anhuth mit Ostentation nennt — hält zu „dem dreieinigen Gott des supranaturalistischen Christenthums."

In Bezug auf die Hartmann'sche Philosophie aber lassen sich schwerlich zwei größere Gegensätze denken. Während der amerikanische Professor nachzuweisen sich bemüht, wie das Unbewußte nur ein anderer Name für den christlichen Gott sei, ist der Altpreuße gerade der entgegengesetzten Ansicht. Während Bowen der Ansicht ist, daß Hartmann's „Unbewußtes" dem christlichen Gotte so ähnlich ist, wie ein Ei dem andern, erklärt Anhuth, daß der dreieinige Gott des supranaturalistischen Christenthums den „modernen Modegöttern" (Spinoza's Substanz, Fichte's absolutes Ich, Hegel's absolute Idee, Schopenhauer's Wille rc.) gegenüber, mit dem ganz fatalen Mangel behaftet sei, „daß er sich nicht für eine pantheistische Philosophie als Erklärungs- resp. Ergänzungsprinzip gebrauchen resp. mißbrauchen läßt."

Wer hat nun Recht? Welchem dieser beiden Gottesstreiter hat der Dreieinige nun seine wahre Meinung offenbart?

Nun, von dem unpartheiischen Boden des kritischen Empirismus aus, wie Schultze**) eine auf den Boden der Naturwissenschaften gegründete Erkenntnißtheorie treffend genannt hat, muß man jedenfalls dem Amerikaner die richtigere Auffassung zuschreiben. Der Unterschied zwischen Theologie und Philosophie, wie ihn Anhuth annimmt, existirt nicht. Der christliche Dogmatismus hat nicht mehr und nicht weniger Berechtigung als philosophisches System, denn der Hartmann'sche Mysticismus. Wenn dem letzteren mit Recht eine petitio principii vorgeworfen werden kann, so ist dies bei jenem ebenfalls richtig. Hartmann***) gelangt zur Ueberzeugung von der Existenz seines Prinzipes, wie er selbst sagt, folgendermaßen: „Durch dieses Prinzip des Unbewußten erhalten zugleich die betrachteten Erscheinungen ihre einzig richtige Erklärung, die z. Th. noch nicht ausgesprochen war, z. Th. aber blos darum keine Anerkennung finden konnte, weil das Prinzip selbst erst durch die Zusammenstellung aller hierher gehörigen Erscheinungen constatirt werden kann." Für den Beweis der Existenz Gottes existirt aber auch nur ein ganz ähnlicher Zirkelschluß, derselbe, den Anhuth als vergleichendes Beispiel bringt. Es ist der bekannte Whately'sche Satz: „Es giebt einen Gott, denn die Bibel sagt es; die Bibel aber spricht die Wahrheit, denn sie ist Gottes Wort." Denn nur die Bibel kann — gewisse Delusionen und Hallucinationen (Offenbarung und Inspiration) ausgenommen — Herrn Anhuth die Ueberzeugung von der Existenz „des dreieinigen Gottes des supranaturalistischen Christenthums" beigebracht haben.

Auch noch in Bezug auf einen andern Punkt der Hartmann'schen Philosophie sind unsere beiden Bibelhelden diametral entgegengesetzter Ansicht. Während Anhuth den Pessimismus des Berliners für ächt erklärt und nur mit Hülfe der Trahndorff'schen Philosophie eine Widerlegung dieser von ihm Miserabilismus genannten Weltanschauung für möglich hält, sucht Bowen ihn

*) Das wahnsinnige Bewußtsein und die unbewußte Vorstellung. Julius Ricke, Halle; 1877.

**) Ueber Bedeutung und Aufgabe einer Philosophie der Naturwissenschaft. Jena, Dufft; 1877.

***) Philos. des Unbew. S. 2.

in der Beziehung in den Augen des christlich-amerikanischen Lesepublikums von diesem Verdachte zu reinigen. Er behauptet, H. könne mit demselben Rechte ein Optimist genannt werden wie Leibnitz, dessen Satz: „Unsere Welt sei die möglichstbeste aller möglichen Welten" er mit dem Zusatze versehen, „aber so schlecht, daß es besser wäre, sie existirte gar nicht." Er hält den H.'schen Pessimismus für spekulativ und theoretisch und ganz und gar nicht für tief durchdacht und ernst gemeint. Das ist nun grade kein Compliment, das er seinem Liebling damit macht, aber er fügt mildernde Umstände hinzu, indem er, dem als Amerikaner in noch höherem Grade, wie jedem andern Vernünftigen, das Familienleben als normaler Zustand gilt, dem deutschen Philosophen prophezeit, daß er, sollte er einen „Familienzuwachs" erhalten, sicherlich den Pessimismus ganz abschwören wird. Eine allzuhohe Meinung von seinem Schooßkindchen scheint also der alte Herr nicht zu haben. —

Wie nothwendig es war, daß endlich eine Uebersetzung des Lange'schen Werkes „Geschichte des Materialismus" erschien, das haben wiederum die Aeußerungen unserer Kritiker des Bowen'schen Werkes gezeigt, wenn nicht dieses selbst. Trotzdem, daß man die Consequenzen Hartmann's nicht anerkennt, so hält man ihn doch für einen äußerst gelehrten Mann und scharfsinnigen Denker. Man spricht von seinen tiefen Studien und unergründlichen Forschungen, welche einen der interessantesten Beiträge zu unsrer Kenntniß der Natur und der in ihr ohne Willen und Intelligenz unbewußt waltenden Harmonie bilden. Und obgleich man sein System nur als einen grotesken Versuch betrachtet, „ein Phantom mit den Attributen der Gottheit zu versehen", so hält man ihn doch für einen bedeutenden Philosophen, dessen Grundfehler der sei, daß er Intelligenz und Willen nicht als nothwendige Eigenschaften seines Prinzipes des „Unbewußten" nachgewiesen.

Die offenbare Geringschätzung, mit welcher ein so bedeutender Denker, wie Friedeich Albert Lange das „Unbewußte" behandelt, wird dessen hiesige Bewunderer gewiß stutzig machen und zum Nachdenken bringen und wenn auch nicht wesentliche Sinnesänderungen erzeugen, so doch sie etwas vorsichtiger in ihren Lobeserhebungen machen. Lange erwähnt des „unbewußten Hellsehers" bekanntlich nur wenige Male im Texte beiläufig, thut ihn aber in ein paar Anmerkungen gründlich ab.

Von dem Lange'schen Werke ist bis jetzt nur der erste Band*) erschienen; doch haben die Kritiker das Publikum durch eine das ganze Werk umfassende Beurtheilung auf dasselbe aufmerksam gemacht.

Ein Kritiker in der „N. Y. Times" (4. Nov. 1877) giebt folgendes Resumé: „Lange's Standpunkt ist ein Versuch, Religion und Wissenschaft zu versöhnen; auf der einen Seite will er das in der Wissenschaft gültige materialistische Prinzip rechtfertigen, ebenso wie auf der andern das idealistische Prinzip in der Religion, jedes in seiner ihm eigenthümlichen Sphäre berechtigt, beide in nächster psychologischer Beziehung. Einerseits behauptet er, daß es kein Wissen geben kann von dem was nicht in das Bereich unserer Sinne fällt, andrerseits behandelt er jeden Versuch mit Hohnlächeln, der gewagt wird, eine Wissenschaft auf einer offenbarten oder einer a priori gewonnenen Basis aufzubauen. Er verbannt also nicht nur die Religion, sondern auch die Metaphysik vom Gebiete der Wissenschaft. Doch aber erklärt er sich wiederum entschieden dafür, daß eine richtige Ethik nur in der Religion begründet sein kann und er wird ordentlich heftig, wenn er die neue Ethik kritisirt, die dem materialistischen Prinzipe entstammt, die Ethik des Egoismus mit ihrer Doktrin von der Harmonie entgegengesetzter Interessen und ihrem Grundsatze des **Laissez-aller.**" Es wird dann eine Stelle aus dem Schlußpassus des

*) **History of Materialism and criticism of its present importance. By K. A. Lange. Translated by E. C. Thomas. Boston James Osgood & Co. Vol. I. 1877.**



3. Kapitels (S. 68 und 69 der 2. Auflage) über Aristoteles citirt, dessen bezeichnendste Stelle ist:

„. . . . Wir sind nun einmal nicht geschaffen, blos zu erkennen, sondern auch zu dichten und zu bauen und mit mehr oder weniger Mißtrauen gegen die definitive Gültigkeit dessen, was Verstand und Sinne uns zu bieten vermögen, wird die Menschheit immer wieder den Mann freudig begrüßen, der es versteht, in genialer Weise, alle Bildungsmomente seiner Zeit benutzend, jene Einheit der Welt und des Geisteslebens zu schaffen, welche unsrer Erkenntniß versagt ist."

Dann fährt unser Kritikus fort: „Der Standpunkt des Verfassers ist hier klar begründet und sogar die Art und Weise, wie er die beiden widersprechenden Prinzipien vereinigen und aussöhnen will, wird deutlich." Nach einer längeren Exposition des Rénan'schen Begriffs der „doppelten Buchführung", welche auch von Lange als pure Heuchelei angesehen wird, als „ein Schild gegen Verfolgungen und ein Mittel, um sich im Falle einer Anklage einen Rückweg offen zu lassen", giebt der Kritikus uns folgende Ergänzung:

„Eine solche Annahme ist jedoch unnöthig und in manchen Fällen sogar unzulässig. Es ist gar nicht so unfaßbar, daß ein Philosoph des 13. Jahrhunderts die Resultate seiner wissenschaftlichen Untersuchungen nur für relativ wahr halten konnte, subjektiv richtig, wahr für alle praktischen, weltlichen Zwecke, aber für völlig illusorisch, ja sogar für falsch in Bezug auf die Lehre der Kirche, wo es sich eben um sein Seelenheil handelte. Jedenfalls ist es derselbe Salto mortale, welcher den hervorragendsten Zug der Lange'schen Ansicht bildet, nur daß er ihn in umgekehrter Reihenfolge macht. Auch für ihn existirt eine doppelte Wahrheit, nur daß das Subjektive und das Objektive ihren Platz vertauscht haben. Für ihn sind die Lehren der Wissenschaft die Wahrheit, während die Gebote der Religion nur subjektive Berechtigung haben. In dieser Weise gelingt ihm eine Versöhnung zwischen Materialismus und Idealismus. In seiner Schilderung, wie unumgänglich nothwendig diese subjektive, ideale Wahrheit ist und wie geschmeidig sie sich der objektiven, wissenschaftlichen Wahrheit anpaßt, wenn sie zusammenstoßen — darin ist der Verfasser äußerst glücklich. Was die Wissenschaft uns bietet und bieten kann, sind nur Bruchstücke. Mit Bruchstücken aber giebt sich das menschliche Bewußtsein nie zufrieden. Im Menschen existirt ein solches Verlangen nach Einheit, das Bedürfniß eines vollständigen Weltbildes und diese Sehnsucht nach einem vollkommenen Ueberblick zwingt ihn, die Lücken auszufüllen, die die Wissenschaft zeigt und für praktische Zwecke sich Religion und Moral und für theoretische Kunst und Metaphysik aufzubauen. In Bezug auf viele andere Fragen aber wird der Leser unsern Verfasser lückenhaft finden. Wie kann z. B. ein so subjektives Lehrgebäude dem menschlichen Gewissen jemals Autorität sein? Wie kommt es, daß religiöse Mythen zu Verpflichtungen und Moralgesetzen werden? Was ist es, das die Postulate der Metaphysik inspirirt und den Menschen zur Kunst begeistert?" (Nach Früherem ist es klar, daß unser Kritiker hier nur eine Antwort hören will: Gott!)

Ueber Materialismus und Rationalismus, namentlich mit Bezug auf deutsche Philosophie, hat auch der Reverend Joseph Cook in seinen Vorträgen über Biologie (S. D.) Gelegenheit genommen, Bostoner, New-Yorker und Brooklyner Wißbegierige aufzuklären.

Obgleich er zu den in Neu England ziemlich zahlreichen Skeptikern gehört (von denen die meisten öffentlich oder insgeheim Spiritisten sind), kann er doch nicht umhin auf die Frage: „Ist das Leben weiter nichts als ein Mechanismus?" zu antworten:

„Obgleich ich nicht leugnen will, daß im Protoplasma chemische Vorgänge eine bedeutende Rolle spielen, so bin ich doch mit John Stuart Mill der Ansicht, daß — so gut wie die Natur nicht ihr eigner Gesetzgeber gewesen sein kann — auch die wundervolle innere Construktion des Lebendigen einen äußern

Grund einen ewigen Lebensspender setzt, dem wir unser Leben verdanken und dem wir es weihen sollten."

Und das ist der große Yankee-Philosoph dem die Intelligenz Boston's andächtig zuhörte, weil er in seinem ersten Vortrage erklärte, seine Orthodoxie sei die der Offenheit und er befürworte keine Philosophie, kein Bekenntniß, keine Sekte, ja keine Ansicht über Gott und Unsterblichkeit,*) die nicht klar begründet werden könnten. Der Mann seines Herzens ist Hermann Lotze, der nach seiner Meinung deßwegen der erste Philosoph Deutschland's ist, weil er „die materialistische resp. mechanische Erklärung des Lebens und des Geistes in Fetzen gerissen hat." Wozu ein Kritiker beißend bemerkt: „Es ist sicherlich sehr zu bedauern, daß dieser am Himmel der deutschen Philosophie aufsteigende Stern seit zehn Jahren an einer unheilvollen Verfinsterung leidet, da er während dieser Zeit der erwartungsvollen Welt keine seiner hellen und wohlthätigen Strahlen zugeschickt hat."

Besser wäre es gewesen, den Hern Pastor auf die Thatsache aufmerksam zu machen, daß es gerade Lotze war, der durch endgiltige Beseitigung der Lebenskraft zur Befestigung der streng wissenschaftlich beobachtenden Methode fast so viel gethan hat, wie Virchow in anderer Weise. Wahrscheinlich hat Cook nur die 170 Seiten Metaphysik gründlich gelesen, die Lotze seiner medizinischen Psychologie vorausschickte. Bei Carl Vogt trug ihm dieser unbegreifliche Dualismus die Bezeichnung als „spekulirender Struwelpeter" ein. Ihm hat er es auch zu verdanken, daß Lange der Einzige ist, der ihm volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, während er in Ueberweg's „Geschichte der Philosophie" mit wenigen Zeilen abgefertigt wird. Auch Prof. Bowen erwähnt seiner nicht, so wenig wie einige andere Essayisten hierzulande.

Die Ansichten des Pastor Cook in Bezug auf die Ursache der großen Verbreitung rationalistischer und materialistischer Anschauungen in Deutschland sind zum mindesten originell, wenn auch nicht alle zutreffend:

„.... Deutschland ist die Heimath aller klassisch Gebildeten; dort findet der Ideenaustausch für die ganze Welt statt und doch finden wir gerade dort den Hauptkonflikt zwischen Glauben und Einseitigkeit .... Der deutsche Charakter zeigt nicht den Seelengleichmuth des englischen, obgleich voller in Breite und Tiefe angelegt, mit Ausnahme der herrlichen Eigenschaft des Engländers — eines stolzen Selbstbewußtseins! ... In Deutschland giebt es drei Arten von Köpfen: Goethe'sche oder regelmäßige, Schiller'sche oder unregelmäßige und Bismarck'sche, das sind die dicken, hohen, runden .... Eine Hauptursache des deutschen Rationalismus ist, wie ich glaube, das frühe Verwischen des Unterschiedes zwischen Kirche und Welt; in gebildeten Kreisen existirt kaum eine Idee des Gegensatzes zwischen beiden. So frug ich z. B. einst einen deutschen Professor: „Ist Bismarck ein Christ?" „Warum nicht? ist er etwa ein Jude?" war die Antwort. Man weiß dort eben nichts von dem großen Unterschied der zwischen formeller Confirmation und wirklicher Bekehrung besteht .... Deshalb giebt's keine ordentliche Kirchendisciplin und keinen Seelenverkehr zwischen Pfarrer und Pfarrkindern; ja, wenn man Jemanden nach seinem Bekenntnisse fragen wollte, so würde man sich wahrscheinlich die Thüre weisen lassen müssen. Deshalb giebt's auch keine Sonntagsschulen und keine Betstunden ...

Eine andere Hauptursache des deutschen Rationalismus ist der große Einfluß französischen Geisteslebens auf Deutschland; ich war jedoch schon nach einer Woche Pariser Aufenthalt von meiner Hochachtung vor dem französischen Rationalismus kurirt. Wie Carlyle zu mir sagte, in seinem Studirzimmer in Chelsea: „Sie haben seit 800 Jahren in Paris nichts weiter gethan, als gelogen!" **)

Um nun auch sein Scherflein zur Schmähung des französischen Volkes beizutragen, fügt er hinzu:

„Paris ist eine Stadt voll kleiner Buben, die mündig gesprochen sind; im Gehirn des Franzosen fehlen ganz entschieden einige Kammern."

---

*) No philosophy, no platform, no pulpit, no dying-pillow.

**) Eine Aeußerung des alten Reaktionär's, die dem über Deutschland, Rußland und die Türkei zu Tage gesörderten Unsinn würdig zur Seite steht.

Eine bessere Erklärung wird die sein, daß im angelsächsischen Gehirn eine Kammer zu viel ist: die Religionskammer, denn darauf kommt's ja doch hinaus! Die deutschen Rationalisten können sich übrigens bei dem Herrn Pastor für das Compliment bedanken. Er traut ihnen nicht einmal das Bischen Originalität zu.

Das Aufzwingen eines Bekenntnisses mit Gewalt der Bajonette, die staatliche Unterstützung rationalistischer Gemeinden und noch andere Ursachen führt Cook als Veranlassung zum Umsichgreifen rationalistischer Ueberzeugungen an. Der wichtigste Passus jedoch, der jeden gebildeten Deutschen nachdenklich stimmen muß, ist folgender:

„In Deutschland giebt es, so zu sagen, keine (bedeutende) Zeitung und die Universitäten bilden den alleinigen Mittelpunkt geistigen Lebens. Da aber die politische Diskussion daselbst ziemlich eingeschränkt ist, so hat sich der Fortschrittsdrang mehr auf das philosophische und religiöse Gebiet geworfen und diesem Umstande verdankt der deutsche Rationalismus hauptsächlich sein Entstehen und seine Ausbreitung."

Das wird zwar in den letzten Jahren allmälig anders, aber eben auch nur ganz allmälig. Aber es liefert den Schlüssel zu Deutschlands ganzem politischen Jammer.

Chamfort.

(Schluß).

Wir würden sehr weit in der Ergründung der Sittlichkeit vorgeschritten sein, wenn wir genau den Unterschied zwischen Stolz und Eitelkeit feststellen könnten. Der eine ist erhaben, ruhig, selbstgewiß, unerschütterlich; die andere unsicher, beweglich, veränderlich, kleinlich. In dem einen erhöht sich der Mensch, in der andern erniedrigt er sich. Der eine ist die Quelle von tausend Tugenden, aus der andern entstammen fast alle Laster und Querköpfigkeiten. Es giebt einen Stolz, in dem alle Gebote Gottes inbegriffen sind, sowie eine Art von Eitelkeit, die alle sieben Todsünden in sich faßt.

Auch schlechte Menschen begehn bisweilen eine gute Handlung. Man sollte meinen, sie wollten nur probiren, ob denn wirklich damit soviel Vergnügen verbunden ist, wie anständige Leute behaupten.

Berühmtheit, was hast Du andres an ihr, als den Vortheil, von Leuten gekannt zu sein die Dich nicht kennen?

Ich habe oft bemerkt daß, wenn Jemand etwas Heldenmüthiges gethan, sich von einem großherzigen Triebe hat hinreißen lassen, wenn er einen Unglücklichen gerettet oder sonst zu fremdem Nutzen eine große Gefahr auf sich genommen hat, daß dann sein erstes Gefühl gewesen ist, die Belohnung zurückzuweisen, die ihm angeboten wurde. Das findet sich selbst bei den Aermsten, bei den niedersten Klassen des Volks. Es muß ein sittlicher Instinct sein der auch dem Ungebildeten sagt, den einzig wahren Lohn seiner That finde er im eignen Herzen und man schmälere diesen, wenn man sich dafür bezahlen lasse.

Für die kleinen Charaktere mag das Geldinteresse der große Probirstein sein, für große Charaktere aber ist es nur ein sehr kleiner. Von Demjenigen, der nur das Geld verachtet, ist es noch weit hin bis zum wahren Ehrenmann.

Für die Kunst des Spaßens und Neckens giebt es einen sehr sichern Maßstab: Derjenige, mit dem Ihr Euren Spaß treiben wollt, muß selbst Spaß daran finden. Nimmt er's übel, so habt Ihr Unrecht gehabt.

Es ist eine Modenarrheit unsres Bürgerstandes, seine Töchter als Dünger für das Rittergut eines Herrn Baron's herzugeben.

Denke Dir da eine Gesellschaft von zwanzig Leuten, lauter Ehrenmännern. Sie sprechen von einem Abwesenden, einem anerkannt tüchtigen Manne. Lobe Du seine Tugenden, seine Talente, sie Alle werden sich beeifern Dir beizustimmen. Schade nur, bemerkt Einer hinten nach, daß der wackre Mann so wenig vom Glücke begünstigt ist! — Was, sagt ein Andrer, das ist nur Bescheidenheit, daß er so ohne Aufwand lebt. Wissen Sie auch, daß er 25,000 Frs. Rente hat! — Wirklich? — Seien Sie sicher, ich weiß das ganz bestimmt! — Und nun laß unsern Biedermann hereintreten und vergleiche den Empfang, der ihm jetzt zu Theil wird, mit der achtungsvollen aber kühlen Aufnahme, die er vorher gefunden hätte. — Du vergleichst in der That, und Du seufzest. Aber nein! da ist Einer, der sich gleich geblieben ist, vor wie nach jenem Gespräch! — Einer unter Zwanzig — nun, damit kann man schon zufrieden sein.

Fast alle Menschen sind Sklaven aus demselben Grunde, aus dem die Spartaner behaupten daß die Perser nie frei sein können, weil sie nämlich das Wörtchen Nein nicht aussprechen können. Wer das kann und wer mit dem Leben umzugehn weiß, der ist damit Herr der beiden einzigen Mittel um sich Freiheit und Charakter zu bewahren.

Verleumdung ist eine Wespe. Seid Ihr nicht sicher sie mit Einem Schlage zu tödten, so rührt Euch nicht gegen sie; jagt Ihr Euch mit ihr, so kommt sie stets nur um so wüthender zurück.

Alles ist eitel im Leben, Freud und Leid. Aber es ist immer hübscher, die Seifenblase schillert golden und purpurn, als daß sie nur grau aussieht.

Die Erziehung muß auf zwei Grundlagen beruhen, Sittlichkeit und Klugheit. Die eine soll die Tugend im Menschen befestigen, die andre soll ihn vor den Lastern der Mitmenschen bewahren. Legt man ein Uebergewicht auf die Sittlichkeit, so erzieht man Leute, die sich mißbrauchen lassen oder Märtyrer; betont man die Klugheit zu sehr, so giebt das berechnende Egoisten. Das Grundgesetz der Gesellschaft muß sein, sich selber und den Andern gerecht werden. Soll ich meinen Nächsten lieben wie mich selber, so ist es doch auch nicht mehr wie billig, daß ich auch mich selber liebe, wie meinen Nächsten.

Eine geistreiche Frau sagte mir einmal etwas, worin vielleicht das Geheimniß ihres ganzen Geschlechtes enthalten ist, nämlich: Jede Frau, die sich einen Liebhaber erwählt, sieht dabei mehr auf das Urtheil der andern Frauen über ihn, als auf ihr eignes.

In der Bibel ist mir's an mehrern Stellen aufgefallen daß, wo es sich um Verbrechen handelt die der Menschheit zur Schande gereichen, sie von den „Menschenkindern" spricht, da aber, wo nur von Thorheiten die Rede ist, sie, „die vom Weibe Gebornen" sagt.

Ehe und Hagestolzenthum haben beide ihre Uebelstände, man muß also dasjenige von beiden vorziehen, in dem es für die Uebelstände doch

noch ein Heilmittel giebt. Das Verständigste, was darüber gesagt worden, ist: Wähle welches du willst, die Reue wird nicht ausbleiben. In seinen letzten Lebensjahren bereute Fontenelle, daß er sich nicht verheirathet habe — die 95 Jahre, die er in Frieden verlebt, vergaß er dabei.

Eine Frau, welche die Vorzüge ihres Herzens oder Geistes höher stellt, als die ihrer äußern Erscheinung, steht über ihrem Geschlecht. Die Frau, die mehr auf ihre Schönheit, als auf Herz und Geist bedacht ist, steht eben inmitten ihres Geschlechtes. Die Frau aber, die ihren Rang, ihre Geburt höher schätzt als ihre Schönheit, die steht außerhalb ihres Geschlechtes, und unterhalb desselben.

Auch die edelste Liebe öffnet Deine Seele den kleinen Leidenschaften und die Ehe öffnet sie sogar den kleinen Leidenschaften Deiner Frau, der Eitelkeit, dem Ehrgeiz u. s. w.

Man nimmts den Schriftstellern übel, die sich von der Welt zurückziehen. Man verlangt, sie sollen an der Gesellschaft theilnehmen, an die sie doch gar kein Interesse bindet. Als sollten sie in alle Ewigkeit bei den Ziehungen einer Lotterie dabei sein, zu der sie kein Loos haben.

An den alten Philosophen bewundre ich vor Allem den Trieb, ihren Lebenswandel mit ihren Lehren in Uebereinstimmung zu halten. Das bemerkt man an Plato, an Theophrast u. A. Die praktische Moral war ein so wesentlicher Theil ihrer Philosophie, daß mehrere sogar Stifter von Schulen waren ohne je etwas geschrieben zu haben, so Xenokrates, Polemon u. A. Sokrates, der nie etwas geschrieben und keine andre Wissenschaft als nur seine Sittenlehre getrieben hatte, war trotzdem der erste Philosoph seiner Zeit.

Am besten weiß man: erstens, was man errathen hat; zweitens, was man durch Erfahrung an Menschen und Dingen gelernt hat; drittens, was man nicht aus den Büchern, sondern durch die Bücher, das heißt durch Betrachtungen die aus ihnen erwachsen sind, gelernt hat; viertens, endlich, was man aus Büchern oder von Lehrern gelernt hat.

Das Unglück der Menschheit in Bezug auf ihre gesellschaftlichen Zustände ist, das man zwar in Politik wie in Moral das Böse als dasjenige was schadet, definiren kann, nicht aber das Gute als dasjenige was nützt, denn was uns einen Augenblick nützt, das kann uns auf lange Zeit und auf immer schaden.

Auf Paris könnte man die Worte anwenden, in denen die heilige Therese die Hölle definirt: der Ort, wo es stinkt und wo man sich nicht liebt.

Welch ein Unglück für die Menschen und welch ein Glück für die Fürsten, daß die Armen und Elenden nicht den Instinct oder Stolz des Elephanten besitzen, sich in der Gefangenschaft nicht fortzuflanzen!

Unsre Volkswirthschafter sind Chirurgen die ein vortreffliches Scalpell, aber ein schartiges Bistouri haben, sie operiren am todten Körper gar herrlich, den Lebendigen aber schinden sie.

Die Bühne bestärkt entweder die Sitten, oder wandelt sie um, sie corrigirt gewisse Lächerlichkeiten, oder verbreitet sie. Beides haben wir schon in Frankreich als Erfolg gesehn — nur sollte der Dichter wenigstens wissen, welches von Beiden er beabsichtigte.

Woher kommt es doch, daß selbst unter dem gräulichsten Despotismus die Menschen sich fortpflanzen? Die Natur hat eben ihre weit sanfteren, aber auch weit gebieterischen Gesetze, als selbst der ärgste Tyrann: das Kind lächelt unter Domitian seiner Mutter ebenso zu, wie unter Titus.

Unanfechtbare Thatsache ist, daß es gegenwärtig in Frankreich sieben Millionen Menschen giebt, welche Almosen heischen, und — was noch viel schlimmer ist — zwölf Millionen die keines geben können.

Die meisten gesellschaftlichen Einrichtungen scheinen darauf berechnet zu sein, Gedanken und Gefühle des Menschen in einer gewissen Mittelmäßigkeit zu erhalten, die ihn besser befähigt zu herrschen oder beherrscht zu werden.

In England achtet man das Gesetz, die Autorität aber weist man zurück oder mißachtet sie. Der Franzose im Gegentheil respectirt die Autorität und kümmert sich um das Gesetz nicht. Man sollte ihn zum Gegentheil schulen, aber vielleicht ist das, bei der Unwissenheit in der man das Volk hält, unmöglich — einer Unwissenheit, die man sich hüten muß, nach der in den großen Städten etwa verbreiteten Bildung zu bemessen.

Was aus dem Volke hervorgeht, bewaffnet sich meistens bald zu dessen Unterdrückung. Bei dem Soldaten versteht sich das von selbst, das talentvolle Bürgerkind wird königlicher Beamter, der Bauernknabe strebt nach der Kanzel, auf der er Gehorsam und Ergebung predigen wird u. s. w. Das sind die Gewappneten des Cadmus, die Ersten stürzen sich auf die Nachfolgenden und tödten, die ihnen Brüder sein sollten.

Die Armen sind Europa's Neger.

Was Baco von der menschlichen Erkenntniß sagte, daß sie von Beginn an reconstruirt werden müsse, das gilt auch von der menschlichen Gesellschaft.

Wenn in großen Körperschaften und Versammlung gemeiniglich nur Dummheiten zu Tage kommen, so rührt das daher, daß in öffentlicher Berathung, das Beste, das über eine Sache oder eine Person zu sagen wäre, gewöhnlich nicht laut gesagt werden darf, will man nicht große Gefahren oder arge Inconvenienzen dadurch hervorrufen.

Damals, als Gott die Welt schuf, muß das Chaos in Folge seiner Bewegung noch weit ungeordneter ausgesehen haben, als vorher wo es in ruhiger Unordnung dalag. Ebenso muß bei uns der Wirrwarr einer Gesellschaft, die sich neu zu organisiren strebt, sich wie das Aeußerste aller Unordnung ausnehmen.

Nach der Ansicht der Theologen und sonstiger getreuer Stützen der Regierung in dem Verdummungs- und Unterdrückungswerke ist die große Mehrheit der Menschen dazu verurtheilt in der Geistesbeschränktheit zu verharren, welche durch die bloß mechanische Handarbeit erzeugt wird, Handarbeiter könnten sich nicht zu den Kenntnissen emporschwingen, die nothwendig sind um Menschen- und Bürgerrechte in Anspruch nehmen zu können. Sollte man nun nicht glauben, diese Kenntnisse wären sehr complicirter Natur? Nun, setze man den Fall, daß auf die Bildung der untersten Klassen nur ein Viertel der Zeit und der Mühe gewendet worden wäre, die man bisher auf ihre Verdummung verwendet hat, daß man

aber, anstatt eines unverständig und unverständlich metaphysischen Katechismus ihnen ein bündiges deutliches Lehrbuch ihrer Menschenrechte und der diesen Rechten entsprechenden Pflichten in die Hand gegeben hätte: so sollte man erstaunen, wie weit sie es an der Hand solchen Elementarunterrichts gebracht haben würden. Wenn man ihnen nicht diese Lehren der Ergebung, des Leidens, der Selbstverleugnung und Demuth gepredigt hätte, die den Gewalthabern so erwünscht sind, sondern sie in ihrem Rechte und in der Pflicht es zu vertheidigen unterwiesen hätte, so sollte man bald sehen wie die Natur, die die Menschen zum gemeinsamen Leben geschaffen hat, ihnen auch Menschenverstand genug gegeben hat, eine vernünftige Gemeinsamkeit herzustellen.

In der letzten Krankheit Ludwig des 15., als es schon zu Ende ging mit dem Könige, hatte man noch den bekannten Arzt Lorry herbeigerufen. Bei den Vorschriften, die dieser gab, wendete er einmal das Wort: „es muß“ an. Der König, schon sterbend, murrte entrüstet vor sich hin: Es muß, es muß!

Den Antimacchiavell Friedrich des Zweiten muß man nur recht verstehn: er spuckt in die Schüssel, um den Andern den Appetit darauf zu verderben.

Wenn der Herzog von Choiseul mit einem Postmeister, der ihn gut befördert oder der hübsche Kinder hatte, zufrieden war so fragte er ihn: War das nun eine oder anderthalb Stationen? War die Antwort: Eine! so hieß es einfach: Gut, sind von jetzt an anderthalb! Das Glück des Postmeisters war dann gemacht.

Madame de Prie, die Maitresse des Regenten, hatte ein Getreidewuchergeschäft so erfolgreich betrieben, daß die Pariser zu hungern anfingen und aufrührerisch wurden. Eine Compagnie Musketiere erhielt Befehl den Auflauf zu beseitigen und Hr. v. Avejan, der Commandirende, hatte die Instruction auf die „Canaille“ — das war der amtliche Ausdruck für Volk — schießen zu lassen. Es war ein Mann von Ehre, dem dieser Befehl wider das Gewissen ging. So ließ er denn seine Compagnie vor aller Augen sich fertig machen zur Salve, ehe er aber Feuer commandirte, trat er an die Masse heran, in einer Hand den Hut, in der andern den Befehl des Hofes: Meine Herren, sagte er, meine Ordres lauten dahin, ich solle auf die Canaille schießen lassen; ich ersuche daher alle anständigen Leute, sich vorher zu entfernen! Sofort waren die Leute auseinander.

Abbé F. verlor einen Proceß, der zwanzig Jahre gedauert hatte. Man bedauerte ihn um all die Mühsal und Verdrießlichkeit, die er so lange Zeit hindurch um eine nun doch verlorene Sache gehabt haben müsse. O, erwiderte er, die ganzen zwanzig Jahre hindurch habe ich meinen Proceß alle Abende gewonnen gehabt. Das ist ein philosophisches Wort und läßt sich auf manches Andre auch anwenden. So auf die Liebe zu einer Kokette: sie läßt Euch sechs Monate lang immerfort den Proceß gewinnen und eines schönen Tages ist er doch verloren.

Abbé Maury besuchte seinen alten Collegen de Beaumont, der vom Schlage gerührt worden war, und lenkte das Gespräch dabei auf allerlei aus dessen Jugendzeit und seinen Lebenslauf überhaupt. Abbé, unterbrach sich der Gefragte plötzlich, Sie wollen mir wohl Maß nehmen? Er vermuthete sehr richtig, daß der Andre Material suche für die Denkrede, die er in der Akademie auf ihn zu halten haben würde.

Dalembert traf bei Voltaire mit einem berühmten Rechtsgelehrten aus Genf zusammen. Indem dieser sich über Voltaire's Universalität bewundernd ausließ, fügte er hinzu: Nur in Fragen des öffentlichen Rechts finde ich ihn ein wenig schwach! — Nun, und ich in Geometrie, erwiderte der Mathematiker.

Fontenelle war dreimal von der Akademie zurückgewiesen worden. Er brachte das gern vor und bemerkte dann dazu: Ich habe das denen, die ebenfalls einmal bei der Akademie durchgefallen waren, auch immer erzählt, aber merkwürdig! es hat sich Keiner dadurch trösten lassen.

Ich habe einmal irgendwo gelesen, es gebe in der Politik kein größeres Unglück für Völker, als zu lange Regierungen. Und wenn nun, wie man sagt, Gott ewig ist, so ist damit freilich Alles erklärt.

Wie lästig, ja unerträglich auch die Fehler Derer sein mögen, mit denen wir umgehen: schließlich nehmen wir doch selber etwas davon an. Das Opfer sein, hilft doch nicht gegen die Ansteckung.

Man beklagte einst vor Lafontaine das Loos der im Höllenpfuhl schmachtenden Verdammten. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, sagte er, daß sie sich daran gewöhnen und daß sie sich schließlich dort, wie die Fische im Wasser befinden.

Herr v. R. stand im Begriff ein junges liebenswürdiges Mädchen zu heirathen. Einst von ihr kommend sagte er ganz begeistert zu Herrn de Malesherbes, seinem Schwager: Glaubst Du nicht, daß ich in der That sehr glücklich sein werde? — Das hängt von den Umständen ab! — Wieso, wovon? — Vom ersten Liebhaber, den sie haben wird.

Marquis Villequier, Capitän der Garde, gehörte zu den Freunden des großen Condé. Er befand sich gerade bei Mad. de Motteville, als die Nachricht kam, Condé sei auf Befehl des Hofes verhaftet worden. Ich bin verloren, schrie er auf. Frau v. Motteville erschrak über diesen Ausruf sehr. Ich wußte wohl, sagte sie, daß Sie zu den Freunden des Prinzen gehörten, aber nicht, daß Sie es in solchem Grade seien! Aber sehen Sie denn nicht, erwiderte der Marquis, daß diese Verhaftung meines Amtes war und ist denn das nicht Mißtrauen genug, daß man mir sie nicht übertragen hat?

Lord Bolingbroke erwies Ludwig dem 15. während dessen gefährlicher Krankheit eine große Ergebenheit. Ich bin davon um so tiefer ergriffen, sagte der König, als ich weiß, daß Ihr Engländer die Könige nicht liebt. O Majestät, erwiderte der Lord, wir gleichen darin den Ehemännern, die ihre eigenen Frauen zwar nicht lieben, denen der Nachbarn aber um so mehr zu gefallen streben.

Hat Einer eine gute muthige That aus Gründen, die ihrer werth sind, gethan, so rathe ich ihm unserer Gesellschaft gegenüber gar sehr, daß er lieber, wenn die That sich nicht leugnen läßt, ihr doch wenigstens nur gewöhnliche, jedenfalls nicht zu anständige Motive unterschiebt, nur so wird er die neidische Nachrede etwas mildern.

Die Regierung in Frankreich war eine absolute Monarchie, gemildert durch Spottverse.

Wer Herr v. Epinay war? Ein Mensch, sagt Diderot, der zwei Millionen aufgezehrt hat, ohne je ein vernünftiges Wort von sich gegeben oder ein gutes Werk gethan zu haben.

Die Nachwelt, was ist sie, als ein Publikum das auf das frühere

gefolgt ist! Und nun sehe sich Einer das heutige Publikum an und berufe sich noch auf ein folgendes!

Was ich an Ihnen so liebe ...., begann eine Frau zu ihrem Anbeter. Ach, Madame — fiel er ungestüm ein — wenn Sie erst zu solcher Betrachtung gekommen sind, bin ich verloren!

Sie legen Werth auf die Hochachtung, sagte Jemand zu Herrn M. Nein, antwortete der, ich hege sie vor mir selber und das zieht mir auch manchmal die der Andern zu.

Respekt vor dem Publikum! O ja, aus Klugheit. Alle Welt mißachtet die Fischweiber und doch, wer möchte sie zu beleidigen wagen, wenn er gerade durch die Halle geht.

Das Leben der Wilden beobachten, in Reisebeschreibungen, und das der Kinder, im häuslichen Verkehr, das bleibt für Einen, der die Gesellschaft durchgekostet hat, schließlich noch das Einzige.

Drei Sorten Freunde: die Euch lieben, die sich nicht um Euch kümmern, die Euch hassen.

Bei der ersten Sündfluth hat unser Herrgott gelernt, daß sie nichts half: das ist der einzige Grund, warum keine zweite kommt.

Ein wahres natürliches Gefühl, ja das ist noch was werth. Wie oft bleibe ich deshalb in der Straße stehen, um einen Hund an einem Knochen nagen zu sehen! Besonders gern, wenn ich eben von Versailles, Marly oder Fontainebleau komme — setzte mir ein Hofmann hinzu.

Der Bischof von B. besaß ein Landgut, das er aber nie besuchte, Herr v. N. bat ihn darum. Der schlug's ihm ab: „wissen Sie denn nicht, daß man immer einen Ort in petto haben muß, wohin man nie kommt, von dem man aber eben deshalb glaubt, dort würde man sich sehr wohl befinden?“ Das mag wahr sein, entgegnete nach kurzer Pause Herr v. N., damit macht wohl auch das Paradies sein Glück.

Was seliger sei, ob geben, ob nehmen? darüber stritt man sich einst. Welches von den beiden ein lebhafteres Vergnügen gewährt, will ich nicht entscheiden, aber dauerhafter ist jedenfalls das Vergnügen zu geben und ich habe auch immer gefunden, daß man sich seiner länger erinnert.

Ungleiche Arbeitsentschädigung.

Wir leben in einer Zeit in der die Dinge schnell entstehen und schnell vergehen, und doch giebt es Naturen denen Alles noch zu langsam geht; sie betrachten die Welt wie ein Theaterstück, dessen Ende man nicht erwarten kann, weil man nur sehen will „ob sie sich kriegen“.

Zu diesen Naturen glauben wir den Verfasser des Artikels*) im Märzhefte der „Neuen Gesellschaft“ zählen zu dürfen. Während andere Leute alle Hände voll zu thun haben die Schäden des heutigen Gesellschaftsgebäudes aufzudecken, und später zur Genüge Beschäftigung sein wird, die Trümmer und den Schutt desselben hinwegzuräumen, um dann erst an das Aufbauen des Arbeitsstaates zu gehen, setzt sich der Verfasser mit einem kühnen Satz über alle drei Stadien hinweg in den Zukunftsstaat, um dort zu — opponiren. Jetzt heißt es Streiter zu sammeln um ein gemeinsames Banner, und unnütze Worte zu

*) Die Nichtberechtigung der ungleichen Arbeitsentschädigung im Zukunftsstaate. Von Emil Bruck.

vermeiden, die leicht die kaum gewonnenen Mitkämpfer in das Lager des Feindes zurückschlagen können; wir denken unwillkürlich an Butler's Worte, durch welche die von Wallenstein kaum gewonnenen Kürassiere zu seinen Feinden gemacht werden. So kann das Wort von der „ungleichen Arbeitsentschädigung" leicht ein compagnieweises „Rechtsschwenkum" zur Folge haben, natürlich nur unter den „Pappenheimern".

Bis jetzt wurde die „ungleiche Arbeitsentschädigung" nur angewandt als Ausdruck der heutigen socialen Ungerechtigkeit und zwar aus dem einfachen Grunde, weil uns eine andere gar kein Interesse abgewinnen kann; auf einen zukünftigen Gesellschaftszustand diesen — den Begriff der socialen Ungerechtigkeit in sich schließenden — Ausdruck anzuwenden kommt uns gerade so vor wie die Einrichtung der Stuccatur zu einem Hause, zu dem der Plan noch nicht entworfen ist. Es ist ein jungen Lehren gefährlicher Fehler, nicht das richtige Maß und Ziel zu finden und sich zu einem „Schnellläuferthum" auszubilden, das nicht auf die Erlangung eines nahen Objectes Bedacht nimmt, sondern in Aufstellung möglichst entfernter Ziele seine Befriedigung sucht.

Doch zurück zur ungleichen Arbeitsentschädigung, welche die socialistische Partei in zwei Theile — einen größeren und kleineren — spalten soll. In dem fraglichen Artikel wird nun folgendes Minoritätsvotum abgegeben:

„Man wird mir ohne Weiteres zugeben, daß die Leistung selbst von der natürlichen Befähigung des Einzelnen abhängt. Derjenige, welcher von Natur befähigter ist als ein Anderer, wird auch im Stande sein mehr zu leisten als der Minderbefähigte. Er hat sich aber diese natürliche Befähigung nicht selbst gegeben, er ist wider Wissen und Willen auf unsern Globus gestellt worden und soll nach Ansicht der Gegner trotzdem für etwas belohnt werden, an dessen Hervorbringung er an und für sich total unschuldig ist" 2c. 2c.

„Dieser Fleiß ist aber gleichfalls nur ein Product der Befähigung resp. des „Triebes", welcher eben bei dem Einen mehr bei dem Andern weniger stark ausgeprägt ist. Außerdem wurzelt der Fleiß, welchen wir durch das deutlicher sprechende Wort „Trieb" ersetzen wollen, noch in verschiedenen anderen, größtentheils durch Erziehung und Umgebung hervorgegangenen Ursachen, wie z. B. in der Wißbegierde und hauptsächlich in dem Ehrgeiz."

Die „totale Unschuld" des Individuums an der Hervorbringung werthvollerer Güter wie an der untauglicher Art, ist denn doch nichts anderes als eine petitio principii des Gleichheitsprincips. Denn wenn auch das Angeborene die nothwendige Grundlage der Leistungsfähigkeit sein muß, so verhält sich dieses Angeborene zur angewandten Thätigkeit wie die ruhende Maschine zu der im Betriebe befindlichen. Ueberflüssig wäre es Beispiele anzuführen die zur Evidenz zeigen würden, daß vorhandene Befähigung sich mit thatsächlicher Anwendung nicht deckt, und zwar aus Gründen, die nicht auf der angeborenen Natur beruhen, die sich im Gegentheil auf außerhalb des Individuums Wirkendes, auf Erfahrung zurückführen lassen. Wenn auch die Intelligenz auf einer angeborenen Eigenschaft beruht, so stellt sie doch nur die „ruhende Maschine" dar, die durch ein höchst complicirtes Zusammenwirken äußerer Umstände (Erfahrungsresultate) zur schaffenden Thätigkeit angeregt wird. Zudem kann Niemandem sein Selbstbestimmungsrecht entzogen werden; wer will es mir verdenken oder verbieten, wenn ich mich nach erarbeiteten Unterhaltungskosten in die Sonne lege und faullenze? Denn mit der Hypothese von den Zukunftsmenschen, welche aus reinem Idealismus arbeiten, denken, erfinden werden, rede man nicht im Ernste.

Wenn Jemand ein Talent zur Bildhauerei hat, so wird es seinem persönlichen Belieben auch im Zukunftsstaate überlassen bleiben, selbst zu bestimmen, ob er bei gleicher Arbeitsentschädigung nicht vorzieht, einige Stunden zu weben, zu hämmern, zu dreschen 2c. Der Idealismus, der mit den Ideen hungert, tritt nicht en masse auf, und weshalb soll ich meine Gedanken und mein Streben auf eine Arbeit richten, für die ich doch in keiner Weise anders entschädigt werde, als für die allermechanischste? Die angeborene Be-

fähigung bestimmt nicht allein den qualitativen Mehrwerth der Erzeugnisse, sondern dieser ist mit abhängig von der Würdigung (Preis), welchen ihnen die Consumenten zu Theil werden lassen. Läßt man einem Erzeugniß den ihm zukommenden moralischen oder ökonomischen Werth nicht angedeihen, so wird die angeborene Befähigung zu demselben einfach in dem resp. Besitzer schlummern, würdigt man sie aber gebührend, so wird sie nicht nur zur praktischen Nutzanwendung gelangen, sondern durch die entstehende Mitbewerberschaft selbst verbessert auftreten. Den größeren Nutzen, den die Gesellschaft durch die größere Fähigkeit eines Produzenten empfängt, muß diesem auf irgend eine Weise wieder vergütet werden, zumal diese Vergütung oft nichts anderes sein wird, als die Entschädigung der größeren Arbeitskosten. Man vergesse eben nicht bei der angeborenen Fähigkeit auch an die angewandte Fähigkeit und deren Selbstbestimmungsrecht zu denken, vorausgesetzt, daß man wirklich für Freiheit und Gleichheit kämpfen will und nicht für den organisirten Polizeistaat. Die gleiche Arbeitsentschädigung ist aber gleich der ungleichen Arbeitsentschädigung, so lange ungleich producirt wird, was nicht lange dauern würde; denn die gleiche Arbeitsentschädigung muß logischerweise zu qualitativ gleichen Arbeitserzeugnissen führen, welches gleichbedeutend wäre mit dem Verfall der Production, mit dem der Cultur überhaupt. Dann kann unsere Losung nicht heißen: vorwärts zum wetteifernden Streben und — „Ehre dem Ehre gebühret". Des Verfassers Ansicht leidet übrigens an bedenklichen logischen Lücken; indem er nämlich den Ehrgeiz als Motiv der besseren Gütererzeugung annimmt, bedenkt er dabei nicht, wie dieser entsteht und befriedigt wird; Ehrgeiz ist nicht ganz angeborene Eigenschaft, er kann geweckt, befördert, vernichtet werden durch die Objecte, die ich ihm vorstelle oder entziehe, je nachdem. Wenn ich dem Ehrgeiz sein Object (die Befriedigung) nehme, so vernichte ich ihn (den Trieb) zugleich selbst, gerade so, als wenn ich dem Hungernden die Nahrung entziehe = Tod. Der Ehrgeiz stirbt also wenn ich ihn nicht befriedige, und befriedigen kann ich ihn nur durch eine ungleiche Arbeitsentschädigung. Ein richtiger circulus vitiosus. Zudem wäre eine gleiche Arbeitsentschädigung gleichbedeutend mit der Vernichtung des Werthbegriffs überhaupt, sowie eine Prämie (mit der Tendenz zur untersten Stufe zu neigen) auf die Faulheit und Dummheit, und das hat der Verfasser doch gewiß nicht beabsichtigt.

Summa:

Fragen, wie die vorliegende, laufen dem Wesen des Socialismus schnurstracks entgegen, denn dieser will nichts anderes, als den Werth der Arbeit für den Arbeitenden; außerdem sind sie unnütz, da sie über das Ziel hinausschießen und nur Verwirrung anrichten können.

Die sociale Arena ist kein Rennplatz, von welchem der als Sieger heimkehrt, der den Anderen um eine Pferdelänge voraus war. —c—

Verantwortlicher Redacteur: Albert Hermann in Berlin.
Druck und Verlag von H. E. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Postanstalt, für Berlin
durch E. Mecklenburg,
SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
4,50 Mark.
Insertionspreis 20 Pf.
für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Redaction und Expedition
Berlin S.W.
Beuth-Straße 8.

6. Jahrgang. | Berlin, 5. April 1878. | Nr. 14.

Das sog. wirthschaftliche und das sog. politische Princip im Socialismus.

Von Dr. A. Mülberger.

Die Nummer 10 der socialistischen Revue „Zukunft" enthält einen kurzen, mit —m unterzeichneten Artikel unter dem Titel „Ueber den Zusammenhang des wirthschaftlichen und politischen Princips im demokratischen Socialismus." Wenn statt des Wortes „Zusammenhang" das Wort „Gegensatz" stände, so wäre die Tendenz des Artikels besser gekennzeichnet, denn letztere geht dahin, beweisen zu wollen, daß man, was die Lösung der praktischen gegenwärtig an den Socialismus herantretenden Fragen betrifft, zu entgegengesetzten Schlußfolgerungen gelange, je nachdem man in seinen Erwägungen vorzugsweise den politischen oder vorzugsweise den socialen Verhältnissen Rechnung trage. „Das wirthschaftliche, wie das politische Princip, heißt es dort, stehen in unserer Partei gleichberechtigt nebeneinander; Niemand denkt daran, das demokratische Princip aufzugeben, um in einem reactionären Staatssocialismus die Verwirklichung des wirthschaftlichen Princips zu erstreben; ebensowenig giebt es Leute in der Partei, die sich mit der Verwirklichung der Ziele der rein politischen Demokratie zufriedengestellt erklären; kurzum Niemand will das eine Princip dem andern opfern." Aus dieser nebeneinander bestehenden Gleichberechtigung beider Principien wird dann weiter in dieser Folgerung entwickelt, das Eine dieser Principien könne sehr gut mit ja, das andere sehr gut mit nein auf irgend eine social-politische Frage Antwort geben und beide Antworten seien eigentlich bei Licht betrachtet richtig.

Wir bemerken zunächst ganz im Allgemeinen, daß, wenn diese eben geschilderte Auffassung der Dinge richtig wäre, für den Socialismus eine neue Aera anbrechen würde — die Aera der Unentschlossenheit, die Aera des Skepticismus, die Aera der Schaukelpolitik. Der deutsche Socialismus hätte 15 Jahre lang gegen den Liberalismus angekämpft, um schließlich zur Ueberzeugung zu gelangen, daß die dem Liberalismus zu Grunde liegende principielle Anschauung der Dinge denn doch die richtige sei, daß es in den großen socialpolitischen Fragen überhaupt kein ja und kein nein, kein warm und kein kalt, kein weiß und kein schwarz gäbe; daß man so oder so sagen könne und daß der Klügste derjenige sei, welcher weiß,

warum man so oder auch so sagt. Da aber eine definitive Antwort auf die einmal gestellten Fragen nothwendig ist, so bleibt nichts anderes übrig, als die Vertreter des Socialismus, also seine Reichstags-Abgeordneten, mit der Antwort zu beauftragen. Wenn nun jeder dieser Abgeordneten mit dem Schreiber jenes Artikels der Ansicht ist, daß man so oder auch so sagen könne, so wird die Abstimmung selbst offenbar einer Art Lotterie gleichen; es wird dann dem gütigen Schicksal anheimgestellt, ob das Ja oder das Nein das Richtige war. Der Socialismus selbst aber, d. h. das Volk, nicht diese oder jene Partei, hat den Orakelspruch als solchen hinzunehmen und sich mit ihm, so gut es eben geht, zurechtzufinden. „Hat die Partei, heißt es in jenem Artikel, durch Majorität entschieden, dann fügt sich jeder als ehrlicher Demokrat diesem Beschluß.“ Geht man noch etwas tiefer in jene Erörterungen ein, so wird die Perspective immer erbaulicher. Die Führer des Socialismus zerfallen darnach in zwei Abtheilungen, in politische Socialisten und in sociale Socialisten. Die bis jetzt allgemein angenommene und schon im Worte: Social-Demokratie ausgedrückte innere Einheit und Identität des politischen und socialen Strebens verwandelt sich in ein harmloses Nebeneinander, wo bald die Politik bald der Socialismus den Vortritt hat. Das Volk selbst aber ist bestimmt, aus der Ferne bewundernd zuzusehen, ob der Himmel seinen politisch-socialen oder seinen social-politischen Führern die Oberhand zu Theil werden läßt. Das, was dann die Mehrheit beschließt, ist jedenfalls das Richtige! Wir Andersgläubigen aber, die wir nach wie vor der unumstößlichen Ueberzeugung sind, daß jede wahrhaft sociale Organisation eo ipso politisch befreiend wirken, daß jede politisch befreiende That eo ipso den Boden zur socialen Organisation ebnen muß, wir sind gerade wegen unserer Einheit einseitig und haben vor der höheren Zweiheit des Skepticismus die Segel zu streichen. Der Artikel der „Zukunft“ sucht zwar der ganzen Frage ein sehr unschuldiges Gepräge zu geben. „Wir glauben, sagt er, von vornherein constatiren zu sollen, daß es sich bei all' diesen Differenzen nur um Fragen der Taktik, nicht um principielle Gegensätze handelt; allseitig hält man an den Grundprincipien unbeirrt fest, und es steht nur zur Discussion, welches Mittel zur Durchführung dieser Principien das zweckmäßigste und taktisch richtigste sei.“ Allein, man täusche sich nicht; die Fragen ob die Eisenbahnen, die Feuerversicherung, die gesammte Tabakfabrikation dem jetzigen Staate überliefert werden sollen, sind von so enormer Wichtigkeit und so großer Tragweite, daß von einer bloß taktischen, also untergeordneten Bedeutung gar nicht die Rede sein kann. Wenn also zwei Socialisten auf demselben Principe fußend, diese Frage in entgegengesetzter Weise mit einem deutlichen Ja und mit einem deutlichen Nein beantworten, so ist nur Folgendes möglich: Entweder täuscht sich Eine dieser beiden Personen oder aber, — eine Seite, die gewöhnlich ganz außer Acht gelassen wird — das, was man für ein Princip, für eine zu Grunde liegende, ursächlich bestimmende Ansicht gehalten hat, ist kein eigentliches Princip, sondern birgt vielmehr in sich selbst wieder größere oder kleinere Unterschiede. Auch, wenn der letztere Fall thatsächlich vorliegt, wird natürlich immer nur Eine der beiden Personen wirklich Recht haben, allein es ist dann wenigstens ein Mittel zur Verständigung, zur Klarstellung der ganzen Sachlage vorhanden und dieses Mittel kann nichts

anderes sein, als die Prüfung der beiderseitigen Voraussetzung, des beiderseitigen sog. Princips. Der Socialismus hat nicht nöthig, in die Schlingen des liberalen Skepticismus zu gerathen und seinen Jüngern statt der Wahrheit, nach der sie dürsten, doppelzüngige Orakelsprüche zu bieten.

Lassen wir diese tieferen Erwägungen zunächst bei Seite; betrachten wir einmal die ganze Situation, wie sie zur Zeit für den Socialismus liegt, vom gewöhnlichen Standpunkt des Tagespolitikers: Wichtige, überaus wichtige social-politische Fragen: Eisenbahnen, Monopole, Versicherung sind an der Tagesordnung. Alle politischen Parteien, das ganze Volk interessiren sich im höchsten Grade für dieselben. Jede Partei nimmt allmählig Stellung für oder gegen, je nachdem ihre politische Rolle oder ihre volkswirthschaftliche Anschauung es fordert. Der Socialismus allein geräth in ein ängstliches Hangen und Bangen; die berufensten Führer, welche in der Beurtheilung anderer Parteien so scharf und streng zu sein pflegen, scheinen ihrer Sache nicht sicher. Da bringt einer ein Projekt, dort kommt ein anderer und erklärt es für freiheitsmörderisch. Endlich kommt ein Dritter und erklärt mit weiser Miene: Ihr habt alle beide Recht, es kommt nur darauf an, ob man die Sache politisch oder wirthschaftlich auffaßt. Seit Jahrzehnten predigt der Socialismus dem Volke, alle wirthschaftlichen Fragen seien politischer, alle politischen Fragen seien wirthschaftlicher Natur. Und nun, wo es sich um eine praktische Handhabe handelt, wo es zum Erstenmal gilt, an bestimmte concrete Fragen heranzutreten, verkündigt dieser selbe Socialismus durch den Mund dieser selben Führer, etwas anderes ist die politische, etwas anderes die wirthschaftliche Auffassung dieser Fragen. Wem soll das Volk glauben? Dem Socialismus von früher, der beide Seiten der Frage für identisch oder dem Socialismus von heute, der beide Seiten für gleichberechtigt erklärt? Sind beide Seiten identisch, so können sie nicht gleichberechtigt sein d. h. der ihnen entnommene Schluß kann nur ein einheitlicher sein. Sind beide Seiten gleichberechtigt, so können sie nicht identisch sein d. h. der ihnen entnommene Schluß kann nur ein zweiheitlicher sein. Kurz und gut: Es bleibt nichts anderes übrig, als offen einzugestehen, daß der Socialismus oder richtiger die Führer der socialdemokratischen Partei in den wichtigsten socialpolitischen Fragen welche jetzt an sie herantreten, keine bestimmte und klare Ansicht haben. Jener Artikel der „Zukunft", der zum Zwecke geschrieben ist, um diese ganze dermalige Situation ins rechte Licht zu stellen, erfüllt zwar diesen Zweck, aber er ist im Grunde selbst nichts anderes, als eine Umschreibung des Satzes: Wir wissen nicht, was wir thun sollen. Wie der Präsident eines Schwurgerichts in seinem Resumé alle Gründe für und wider zusammenfaßt, das Urtheil selbst aber den Geschworenen überläßt, so schwingt sich der Schreiber jenes Artikels ebenfalls auf den Präsidentenstuhl und erklärt feierlichst: Diese und diese politischen Erwägungen sprechen für Nein, diese und diese wirthschaftlichen Erwägungen sprechen für Ja. Leider fällt er zum Schluß aus seiner Präsidentenrolle; denn anstatt nach Vollendung seines Resumé mit den Worten zu schließen: Wo das Recht, wo das Unrecht ist, ist nicht meine Sache; das müssen die Herren Geschworenen d. h. also der Socialismns, das Volk entscheiden, schließt er: „Ein positives Resultat, glauben wir, hat sich jedenfalls herausgestellt; unter sonst gleichen Umständen haben das erste Anrecht, dem Staate

überwiesen zu werden, solche Gebiete der Produktion und des Verkehrs, deren Socialisirung mit größeren Schwierigkeiten verknüpft ist und daher eine geraume Zeit in Anspruch nehmen muß; dagegen brauchen wir viel weniger Eile zu haben, diejenigen Betriebe, welche ohne Weitläufigkeit verstaatlicht werden können — z. B. die Eisenbahnen — einer uns politisch wie social feindlichen Regierungsgewalt in die Hand zu geben." Wir werden weiter unten sehen, daß dieses sogenannte Resultat weit entfernt eine Lösung zu sein, vielmehr der bloße Anfang neuer Fragen ist.

Also, wie gesagt, wenn dem deutschen Volke heute die kategorische Frage vorgelegt wird: Soll die Eisenbahn, soll die Feuerversicherung, soll die Tabackfabrikation dem Reiche überwiesen werden, so kann die Antwort nur ja oder nur nein lauten; alles was dazwischen liegt, ist vom Uebel. Entweder hat der Bejahende oder der Verneinende Recht; ein Mittelding zwischen Beidem giebt es nicht. Nun haben wir oben gehört, daß diese Verschiedenheit des Urtheils zweierlei Ursachen haben kann: Entweder täuscht sich der Eine oder der Andere in seinen Schlußfolgerungen aus dem Princip oder aber ist dieses sogenannte Princip weit nicht so klar und selbstverständlich, als gewöhnlich angenommen wird. Was ist nun von diesen beiden Möglichkeiten der Fall? Was trägt die Schuld, daß jener Artikel ganz unverblümt schreiben kann. „Jede Gruppe ist im Stande, Gründe für ihre eigene und gegen die gegnerische Meinung beizubringen. Durchschlagende und unwiderlegliche Beweise giebt es eben nicht. Gerade deßhalb wird es so schwer, den Andersdenkenden zu überzeugen; gerade deßhalb wird es Allen, die noch nicht bestimmte Stellung genommen haben, doppelt schwer sich zu entscheiden? Wir glauben mit aller Bestimmtheit den Beweis führen zu können, daß von diesen beiden Möglichkeiten die letztere thatsächlich stattfindet, daß mit Einem Wort der principielle Boden, auf welchem die socialdemokratischen Führer stehen keineswegs so fest und consolidirt ist, als diese Führer wohl selbst glauben. Gelingt uns dieser Beweis, so liegt seine Folgerung auf der flachen Hand. Die schwankende Haltung, zu welcher diese Führer, wie jener Artikel sagt, durch die Sachlage der Dinge gezwungen sind, ist, geradezu im Gegensatz zu jenem Artikel, Folge davon daß der Boden schwankt auf dem sie stehen. Und hieraus wieder folgt in zweiter Linie, daß die gegenwärtige Unsicherheit der socialpolitischen Stellung unserer Partei, weit entfernt Folge bloß taktischer Zwistigkeiten zu sein, vielmehr fundamentaler Bedeutung ist.

Man mißverstehe uns nicht! Wenn wir sagen, der principielle Boden, auf dem die socialdemokratischen Führer stehen, sei keineswegs fest consolidirt, ja er schwanke sogar, so will das selbstverständlich nicht heißen, es fehle diesen Führern an Consequenz, Energie oder gar Ueberzeugungstreue. Die ganze Frage ist vielmehr rein intellectueller Natur. Unsere Behauptung will nur so viel feststellen, daß man sich in socialpolitischen Dingen gar oft über sogenannte Principien täuscht, daß man im Namen eines Princips zu sprechen glaubt, während bei näherer Prüfung dies keineswegs der Fall ist. So vorbereitet treten wir an den Kern unserer Frage heran.

Was ist denn dieses sogenannte Princip? Was sind, wie jener Artikel sagt, diese „Grundprincipien an denen Jeder unbeirrt festhält?" Die Antwort auf diese Frage kann in dem Zusammenhang, in welchem

sie gestellt ist, nicht zweifelhaft sein. Man meint damit nichts anderes, als die Lehre, daß der Staat sämmtliche Productionen in die Hand nehmen und zum Besten des ganzen Volkes leiten solle. Ist dieser Satz wirklich ein Princip des Socialismus? Wer bei den landläufigen socialistischen Anschauungen Umfrage hält nach einer Antwort, dem wird ein einstimmiges Ja zu Theil werden. Und dennoch ist dieses Ja falsch, wie eine kurze Erwägung zeigen wird. Was will der Socialismus mit der Uebergabe sämmtlicher Productionen an den Staat erreichen? Er will erreichen, daß die wirthschaftlichen Existenzbedingungen sämmtlicher Glieder der Gesellschaft gleich, vollkommen gleich gemacht werden. Der Zweck, das Ziel, das ursächlich Bestimmende, mit Einem Wort das Princip des Socialismus ist also nicht, wie man gewöhnlich glaubt, die Uebergabe sämmtlicher Productionszweige an den Staat, sondern nichts anderes als die absolute Gleichheit der Existenzbedingungen für Jedermann. Und nur deshalb, weil sich der deutsche Socialismus die Begründung und Durchführung dieser Gleichheit nicht anders vorstellen kann, als unter dem Bilde einer staatlichen Production, nur deßhalb ist er zur Ansicht, zum Glauben oder, nennen wir das rechte Wort, zum Irrthum gelangt, diese staatliche Production selbst sei sein ureigenstes Princip, dem gegenüber alles Andere in den Hintergrund treten müsse.

Also die Uebernahme sämmtlicher Productionszweige von Seiten des Staates — es ist überaus wichtig, diesen Satz sich einzuprägen — ist kein Princip; das Princip vielmehr ist, wie wir gesehen haben, die Gleichheit der Existenzbedingungen. Und aus dieser ersehnten und erstrebten Gleichheit erst folgert der Socialismus, daß der Staat die gesammte Production leiten solle. Die Lehre vom Staatsbetrieb ist somit eine bloße Folgerung aus dem tieferliegenden, ursächlich bestimmenden Princip der Gleichheit. Es könnte nun Manchem scheinen, als ob es sich hiebei um unnütze Unterscheidungen handelte und dennoch ist das keineswegs der Fall. Abgesehen davon, daß die capitale Wichtigkeit dieses Unterschieds sich im weiteren Verlauf unserer Untersuchung auf's Deutlichste ergeben dürfte, daß die Consequenzen desselben theilweise der überraschendsten Natur sind, wollen wir hier nur Eine naheliegende Folge hervorheben. Fragt man z. B. einen Socialisten, welcher sich dieses Unterschieds nicht bewußt ist: soll die Tabakfabrikation heute dem Reiche übertragen werden? so wird er etwa so räsonniren: Mein Princip ist die staatliche Production; nun erklärt sich der jetzige Staat bereit, diese Production auf sich zu nehmen und im ganzen Reiche durchzuführen; mögen die Absichten desselben hiebei nun sein, welche sie wollen, im Princip bekennt sich der heutige Staat zu meinem Princip. Es wird mir freilich unendlich sauer in die dargebotene Hand des jetzigen Staates einzuschlagen, allein helf' was helfen mag. So oder ähnlich so mag es auf dem Grund dieser socialistischen Seele aussehen. Richtet man nun aber an einen Socialisten, der sich des obigen Unterschiedes in seiner ganzen Schärfe bewußt ist, dieselbe Frage: soll die Tabakfabrikation heute dem Reiche übertragen werden? so muß sein Räsonnement ganz anders lauten. Mein Princip ist, wird er sich sagen, die Gleichheit; ich weiß nun sehr wohl, daß sich diese Gleichheit ohne vorausgehende Centralisirung der ökonomischen Interessen in einem bestimmten Productionszweig nicht erreichen läßt, sonach ist es höchst wichtig, daß z. B.

sämmtliche Tabakinteressen um Ein Banner sich schaaren; allein wenn diese Centralisation, anstatt vom Princip der Gleichheit getragen zu sein, vielmehr gerade in der gegentheiligen Absicht, gegen die Gleichheit durchgeführt wird; wenn sie gar, wie das im heutigen Staat nicht anders sein kann, von dem Hintergedanken geleitet ist, durch die Centralisirung dieses Einen Productionszweigs diejenigen Machtmittel zu vermehren und zu steigern, welche nöthig sind, um das gegenwärtige Chaos unserer wirthschaftlichen Zusammenhänge d. h. die heutige Gesellschaft aufrecht zu erhalten; wenn die neue Waffe nur zu dem Zwecke geschmiedet wird, um gegen dasselbe Ziel d. h. der Organisirung und Centralisirung, in den übrigen Productionszweigen geführt zu werden, so kann ich natürlich nichts anderes thun, als mit Aufbietung meiner ganzen Kraft gegen dieses Ansinnen des Staates und der Regierung zu protestiren. — So sehen wir, daß die bloße Erfassung des principiellen Unterschieds zwischen socialistisch d. h. egalitär organisirter und staatlicher Production schon unabweislich zu ganz entgegengesetzten Folgerungen führt, daß der Schluß des ersten Socialisten auf einem principiellen Irrthum ruht, daß der zweite Socialist derjenige ist, welcher auf einem wirklichen, wahrhaften Principe fußt.

Es wird sich nun darum handeln, zu untersuchen, ob nicht trotz des entgegengesetzten Schlusses, zu welchem unserer Entwicklung zu Folge beide Socialisten kommen müssen und auch thatsächlich kommen, dennoch Ein Gemeinsames vorhanden ist, in welchem sich beide Ansichten wieder treffen, beziehungsweise verständigen können. Ein solcher gemeinsamer Punkt ist nach unserer Ansicht wirklich vorhanden. Worin besteht er? Der Staatssocialist verhehlt sich bekanntlich nicht, daß die Ueberweisung ganzer Productionszweige an den jetzigen Staat von sehr ernsthaften Gefahren für die Freiheit begleitet sein könnte; er verhehlt sich ebensowenig, daß der Betrieb dieser Productionen und Fabrikationen alles eher, als egalitär organisirt werden wird. Um was ist es ihm also, wenn er doch Ja dazu sagt, einzig und allein zu thun? Darum, daß dieser oder jener Industriezweig schon heute in allen seinen ökonomischen Interessen centralisirt werde. Er weiß, so gut wie sein Gegner, daß die Centralisation der ökonomischen Interessen in den einzelnen Industrieen die conditio sine qua non aller socialistischen Organisation sein muß. Denn nur auf diese Weise, sagt er sich, kann die Anarchie, die Concurrenz gebändigt und der gegenseitigen wirthschaftlichen Zerfleischung ein Ende gemacht werden. Diese Centralisirung erscheint ihm von so capitaler Wichtigkeit, daß er bei sich selbst im Zweifel ist, ob nicht trotz aller Gefahren, trotz allen Nachtheils, welche einem heutigen Staatsmonopol entströmen, eben um dieser Centralisirung willen alles Andere hingeopfert werden dürfe. „Eine Uebertragung von gewissen Zweigen der Production, heißt es in einer Redactionsbemerkung der „Zukunft“ (S. 286), des Verkehrswesens u. s. f. — ob gerade der Feuerversicherung, lassen wir dahingestellt — auf das Reich, selbst unter heutigen Verhältnissen ließe sich von taktischen Gesichtspunkten aus vielleicht doch rechtfertigen.“ Nun, der Gegner dieses Staatssocialisten ist nicht minder der Ansicht, daß diese Centralisirung der ökonomischen Interessen auf jede Weise erreicht werden sollte, auch er sieht wie jener in ihr die nothwendige Vorbedingung jeder socialistischen Organisation.

Die Antwort auf unsere Frage, ob sich nicht in beiden einander gegenüberstehenden Ansichten Ein gemeinsamer Punkt vollkommenen Einverständnisses finden lasse, ist also wirklich gefunden. Beide Socialisten sind der festen Ueberzeugung, daß die wirthschaftlichen Interessen zunächst der einzelnen Productionszweige und dann weiterhin dieser Industrieen unter sich centralisirt werden müssen. Wirft man nun einen Blick auf unsere oben geführte Untersuchung über die Principien zurück, so ist leicht verständlich, wie sehr sich jener Artikel dessen Analyse uns vorzugsweise beschäftigt, irrt, wenn er meint, dies den beiden verschiedenen Ansichten zu Grunde liegende Princip sei trotz alledem die Uebernahme der Productionen von Seiten des Staates. Ganz im Gegentheil, der Staat kommt dabei zunächst gar nicht in Frage; die wirthschaftliche Centralisirung vielmehr ist es nach welcher beide Ansichten ob nun bewußt oder unbewußt, hinzielen.

(Schluß folgt.)

Staat und Kirche.

I.

He Nachbar, könnt Ihr Italienisch? — „Ein wenig, so grade genug für die Höflichkeit." — Das reicht nicht, denn hier giebts neben den Höflichkeiten auch Unhöflichkeiten und Grobheiten. — „Um was handelt sich's denn?" — Um den Kulturkampf! — „Bah, der ruht ja aber." — Der ruht? der hat noch gar nicht angefangen. — „So erzählt!"

Ein italienischer Minister a. D., Hr. Marco Minghetti, hat ein Buch geschrieben*), welches den Titel führt: „Staat und Kirche." Fällt Euch dabei nichts auf? — „Nein, das hat der würtembergische Minister Golther auch gethan." — Richtig und doch falsch. Der Minister Golther hat geschrieben: „Kirche und Staat;" Hr. Minghetti schreibt: „Staat und Kirche." Es ist ordentlich als ob die Sprachorgane der Deutschen es nicht anders duldeten; erst muß der Gaumlaut heraus, ehe der Zungenlaut Platz findet. So ging es ja von je. Im zweiten Faust schon heißt's:

„Die Heiligen sind es und die Ritter,
Sie stehen jedem Ungewitter,
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn."

Der Italiener, der „an der Engelspforten" wohnt, ist viel staatlicher, römischer, antiker; er steht auf den Boden der alten respublica romana und des Imperium romanum. Der Staat, das ist die Hauptsache. Wie es mit der Kirche steht und wie wir uns zu ihr stellen — das muß erst untersucht werden.

„Wer ist denn eigentlich dieser Hr. Minghetti?" — Marco Minghetti war zuerst Minister des liberalen Papstes Pius IX., als man glaubte, die Kirche selbst werde Italien herstellen und freimachen. Nachdem dieser Versuch oder besser diese Utopie mit der Flucht des Papstes nach Gaëta zerronnen war, nahm Minghetti seine Aufgabe als Minister

*) **Stato e Chiesa, di Marco Minghetti. Ulrico Hoepli, Editore. Napoli, Milano, Pisa. 1878.**

Viktor Emanuels wieder auf, trat ins Cabinet Cavour und beschäftigte sich lebhaft mit dem Gedanken der „freien Kirche im freien Staate." Bei Cavour's Tode erbte Minghetti diesen Gedanken und die Mission seiner Ausführung. Am 18. März 1876 stürzte das Ministerium, dessen Chef er war und die Radikalen kamen ans Ruder. Minghetti zog sich in sein Studirzimmer zurück und veröffentlichte am Jahrestage seines Ministersturzes — negotium in otio oder fleißige Ferien — sein neuestes Buch.

„Nun und was steht in dem Buch?" — Gar mancherlei, vor allem eine kühne Idee, die nur leider schlecht begründet und schlecht ausgeführt ist. Die Idee selbst, welche eines Tages von jedem Kulturstaat aufgenommen werden muß und die in Cavour's Kopfe spukte, ohne daß uns seine nähere Definition und seine Exekutivmaßregeln bekannt geworden wären, entwickelt sich geschichtlich also:

Zuerst waren Staat und Kirche eins, die Kirche ein Organ des Staates, nicht von ihm beschützt oder geduldet, sondern integrirender Theil des Staates, Funktion innerhalb der Gesammtheit. So in der alten Welt, in Griechenland und am Durchsichtigsten und Handgreiflichsten in Rom. Eigentlich findet noch jetzt dasselbe Verhältniß im ganzen Orient statt in China, Japan und den islamitischen Staaten. Auch der Protestantismus hat solche Bildungen Jahrhunderte lang aufgezeigt; sie waren schon im Territorialsystem — wessen das Land, dessen der Glaube — begründet. Schweden und Norwegen haben streng prinzipiell Katholiken und Juden ferngehalten und ihnen sogar jahrhundertelang die Ansiedelung verwehrt. Welchen Kampf hat die „Katholikenemanzipation" in England gekostet, die noch kein halbes Jahrhundert alt ist! Wie viel Arbeit und legalen Formalismus hat es gekostet, bis Rothschild im Parlamente geduldet wurde! Preußen war bis zum 7jährigen Kriege ein rein protestantischer Staat, in welchem Regierung und Kirche ganz in einander aufgingen. Und hat es nicht heute noch seine „Landeskirche", seinen summus episcopus, seinen Oberkirchenrath, und ist jener oberste Bischof nicht der Landesherr selbst? So schwer verlieren sich historische Vererbungen, so nachhaltig schleppt sich ein Prinzip in gänzlich veränderte öffentliche Zustände hinein.

Minghetti sagt vollkommen richtig: „Die Einheit von Kirche und Staat beruhte darauf, daß der Staat auch Sorge für die Besserung der Bürger und den Fortschritt der Gesellschaft tragen mußte." Freilich, nur der antike Staat und bis zu einem gewissen, oft verschwindend kleinen Theile auch die asiatischen Reiche repräsentiren das was Hegel die „sittliche Substanz" nannte und was nach ihm der protestantische Staat fortsetzen sollte. Diese Stufe der Einheit von Staat und Kirche hat etwas Prototypisches, Vorbildliches, was auf großem Umwege, nach unendlicher Differenzirung in höherem und höchstem Sinne wieder erreicht werden muß, weil die einheitliche Machtentwicklung der Staaten wie der Einzelnen daran hängt, weil die ethische Zerfahrenheit sonst zuletzt zum allgemeinen Untergang führen würde.

Das ganze Mittelalter könnte noch zu dieser Einheitsstufe gezählt werden, insofern als die Regierenden katholisch gläubig waren und keinen Unglauben bei ihren Unterthanen duldeten. Aber dieses Verhältniß wurde getrübt durch die Uebergriffe des Papstthums ins Weltliche, durch seine Herrschsucht und sein hartnäckiges Streben, den weltlichen Arm zum

bloßen Werkzeug des geistlichen zu machen. Dieser Krieg, der im 11ten Jahrhundert begann und im Anfang des 16ten in die Reformation auslief, zersetzte im Mittelalter die Einheit von Kirche und Staat. Im Verlaufe des 16. Jahrhunderts suchte der Jesuitismus zu retten was er konnte, rekatholisirte die Welt soweit seine Arme reichten und hoffte im 17. wieder Herr des Planes zu werden. Aber die Spaltung blieb, und bald opponirten sogar katholische Staaten gegen die hochgewachsene Anmaßung Roms und seiner Prätorianer. Am 23. März 1682 entstanden die vier gallikanischen Artikel in Frankreich, welche Bossuet im Auftrag Ludwigs XIV. aussfertigte.

Von da ab befinden wir uns mit Minghetti auf der zweiten Stufe des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, welches das juridische, rechtliche, Pakt- oder Konkordatsverhältniß heißt. Der Staat wies den Glauben nicht zurück; aber er bestand seinerseits auf Beaufsichtigung und Regulirung des Kirchenwesens. Ich sorge, sagte der Staat, für Wohlsein und moralische Besserung der Unterthanen; zu meinen Mitteln gehört auch die Religion, dieses Mittel aber und seine Handhabung muß ich kontrolliren. Hätte der Staat eine Staatsreligion einführen können, wie es im Protestantismus der Fall war, so wäre er auf der ersten Stufe geblieben oder wieder dorthin zurückgekehrt; aber der Staat, hier immer der katholische, stand einem Pontifex gegenüber, der zugleich ein fremder Potentat war, ein Souverän mit allen Attributen der Machtvollkommenheit, mit dem ganzen Apparat der Diplomatie, der Agenten, Agitatoren und einer allgegenwärtigen Miliz war, ja nach dem italienischen Garantiegesetz von 1873 noch jetzt ist. Ein Umstand, den Minghetti uns für die Gegenwart viel zu leicht zu nehmen scheint.

Das juridische Verhältniß nun, die Periode der Pakte und Konkordate, welche ihren Ausdruck an Nuntien und Gesandten, am Placet und Exequatur hat, die offizielle Korrespondenz zwischen dem Papst und den Bischöfen einer Ueberwachung unterwirft, erreicht im modernen Staate seine unhaltbare Spitze in dem sog. appel comme d'abus. Ein Priester verweigert einem Sterbenden die Sakramente oder dem Todten das kirchliche Geleite und das Begräbniß in geweihter Erde. Jetzt wird die Staatshülfe angegangen, der Staat soll den Priester zwingen oder doch bestrafen. Die liberalen Staatsverfassungen sagen: Die bürgerlichen Rechte hangen nicht vom religiösen Bekenntniß ab; die Kirchen verwalten ihre Angelegenheiten selbständig. Der Staat verhält sich also gleichgültig gegen kirchliche Ueberzeugungen, er ist wo nicht athée, doch laïque. Nun soll er aber, kraft des Konkordates oder Paktes, dem Sterbenden zu den Sakramenten, dem Todten zum kirchlichen Geleite und zu geweihter Erde verhelfen! Dieser Widerspruch ist doch haarsträubend. Minghetti, der das juridische Verhältniß von sich weist, muß gleichwohl gestehn, daß selbst das Piemontesische Statut, die jetzige Verfassung Italiens, den Katholizismus als Staatsreligion noch quasi anerkennt, obwohl die italienische Praxis auf Glaubensfreiheit hinausgehe. Er behauptet ebenfalls, daß in Deutschland und selbst in Preußen das juridische Verhältniß noch bestehe, was wohl keinem Zweifel unterliegt, so lange der Staat die Kirche dotirt.

Was Minghetti unter der dritten Stufe, der vorläufig höchsten versteht, was nach ihm Cavour unter der „freien Kirche im freien Staate“

verstanden haben soll, ist nichts Anderes als was wir die „Trennung der Kirche vom Staate“ heißen. In der Verfassung der Vereinigten Staaten vom 17. Sept. 1787, sagt Minghetti, sei zuerst der richtige Satz ausgesprochen worden: Die Kirche geht den Staat nichts an! Er gibt zwar zu, daß dieser Grundsatz noch nicht in der ganzen Konföderation Fleisch und Blut geworden sei; aber, fährt er fort, das gerade spiegele den allmähligen, langsamen Fortschritt der Dinge in Europa deutlich wieder. Im Staate Nordcarolina z. B. sei man bei dem Glauben an Gott als Bedingung zur Erlangung eines Staatsamtes angekommen. In Pennsylvanien trete der Glaube an Belohnung und Bestrafung nach dem Tode hinzu. In Maryland verlange man die Unsterblichkeit. In Mississippi und Arkansas sei das Alles gestrichen. Auch leugnet er nicht, daß Nordamerika ein nicht sehr löbliches Beispiel der Religionsfreiheit abgebe; aber, sagt er, wenn sich die Leute von den Jesuiten kaufen lassen, so muß man zum Absolutismus zurückgreifen! Dagegen macht ihm die belgische „Freiheit“ keine Sorge, denn die Kirche sei dort nicht vom Staat getrennt und der Klerus noch vielfach gebunden.

Die Wahrheit ist, daß der Mischmasch der Rassen und die heterogenen Bildungsstufen, die in Nordamerika durcheinander wirbeln, jene Atomistik, die erst in der Gesellschaftsbildung begriffen ist, die Union nicht sowohl zum bösen als zum schlechten Exempel in dieser Frage machen. Was aber Belgien betrifft, so ist durch das Gesetz über den Volksunterricht von 1842 der Klerus nicht „frei“, sondern Herr der Gegenwart und Zukunft, wo dann die kleinen Hemmnisse, die man Stiftungen, Testamenten und Assoziationen hin und wieder in den Weg gelegt hat, nichts bedeuten als die bekannte Aufzäumung des Pferdes von hinten.

Also vollständige absolute Trennung der Kirche und Kirchen vom Staate! Keine Fürsorge für deren Institute, keine Dotation, Unterstützung, Berücksichtigung noch rechtliche Privilegirung! Ungebührlichkeiten und Ausschreitungen des Klerus suche man mit Repressivmaßregeln heim! Die Repression treffe ja auch die freie Presse, das Versammlungsrecht und die industriellen Gesellschaften.

Der Staat fordert keinen Glauben an irgend ein Dogma; die Betheiligung der Bürger an einem Kultus ist ihm ganz gleichgültig. Die verschiedenen Religionsgenossenschaften dürfen Propaganda machen, dafern sie nur „nicht die Rechte Dritter verletzen.“ Rationeller als jedes Dogma ist die Anerkennung der Naturgesetze, die Ableitung der Moral und der Politik aus der Vernunft. Je billiger und menschlicher, desto christlicher. Es besteht gar kein Zusammenhang zwischen der Gerechtigkeit und dem geoffenbarten Dogma; das natürliche Licht des Verstandes genügt. Wenn die Kirche unversöhnlich ist, dann werden wir Kanzel gegen Kanzel, Schule gegen Schule, Diskussion gegen Diskussion, Einfluß gegen Einfluß aufstellen. Uebrigens sollen mich die Herren v. Sybel, Friedberg u. A. mit ihren Warnungen in Ruhe lassen. Die heutige Zeit geht auch vorüber und der Katholizismus wird sich in die Nothwendigkeit der Dinge finden. —

Das alles ist fast wörtlich aus Stato e Chiesa und ich frage, wie Euch das gefällt? — „Im Ganzen lautet das recht hübsch und man möchte die Sache gleich eingeführt sehn; nur ...“ Was? — „Daß Minghetti

den Hrn. v. Sybel und den Dr. Konitzer dahineinbringt ..." Pardon, von Hrn. Dr. Konitzer war gar keine Rede, der hat in Italien keine Nummer. „Friedberg u. A." habe ich gesagt. — „Dann aber" — Was? — „Wovon soll die Geistlichkeit leben? Wovon sollen die Kirchen und Pfarrhäuser erhalten und neugebaut werden, wenn der Staat nichts mehr zahlt?" — Was geht Euch das an, wozu zerbrecht Ihr Euch fremde Köpfe? Die Gläubigen selbst dotiren, stiften, gründen; es entsteht corporatives Eigenthum unter dem Schutz der Gesetze. Der Glaube kann Berge versetzen und soll nicht einmal eine Börse öffnen, nicht den Schlüssel zum Eisenschrank finden? Sind das Eure Bedenken alle, Nachbar, dann muß ich Euch nächstens zu Hülfe kommen.

Geschichte der Commune von 1871.

Geschichte der Commune von 1871. Von Lissagaray. Autorisirte Deutsche Ausgabe. Braunschweig, Bracke. 398 S. — 6 Mk.

Sieben Jahre sind es nun her. Wir in Deutschland sind in der Zeit dahin gekommen, die glänzenden Geschicke, die uns damals zufielen, etwas unbefangener auf ihren Feingehalt zu prüfen, und die noch nicht dahin gekommen, die werden doch dahin getrieben. Bei unsern Nachbarn über dem Rhein dauert es mit dieser retrospectiven Erkenntniß etwas länger. Während sie doch durch die schwankende Entwicklung aller politischen Verhältnisse in ihrem Lande so dringend darauf hingewiesen wären, was es denn eigentlich mit den nouvelles couches, mit den „neuen Schichtungen" im Volksleben auf sich habe, von denen sogar ihr Gambetta, ihr „Orakel von Belleville" schon gesprochen, genügen sie sich und vergnügen sie sich an den Katzbalgereien der alten, durch das Dictionnaire de l'Académie anerkannten Parteien, von denen keine, aber auch keine mehr Sohle genug unter den Füßen hat, um auch nur bis ins nächste Jahrhundert hinüber zuwandern. Nicht daß sie noch „auf einem Vulkan tanzen", wie Salvandy 1830 sagte — das hätte doch noch ein Verdienst der Naivetät, — sondern sie wissen, daß sie auf dem Vulkan stehn, der 1871 unter ihnen gebebt hat und sie auf ihm, aber sie meinen, wenn sie nur eben die Furche offen erhalten, in der sie damals seine Lava in das Meer und bis nach Numea hin geleitet haben, das ihrige gethan zu haben: „uns hält's noch aus." Da sie nun einmal — nicht aus Verständniß der Dinge, sondern weil sie es von ihren beiden Napoleonen und auch von Louis Philippe so gehört haben — von der „Revolution" als etwas Großem zu sprechen gewöhnt sind, so helfen sie sich damit, die Pariser Bewegung von 1871 einfach als Gräuel und Schandthat zu bezeichnen und denken ihr damit alles historische Wesen und Leben abgesprochen zu haben. Für das Uebrige lassen sie ihre Gerichte sorgen.

In solche Anschauung paßt dann freilich das Buch Lissagaray's sehr wenig hinein. Wir haben vor etwa zwei Jahren sein Erscheinen (im französischen Urtext) kurz erwähnt, wir kommen heute ausführlicher darauf zurück, wo es in deutscher — und, wie vorweg bemerkt sei, durch Nachträge des Verfassers vielfach bereicherter — Ausgabe vor uns liegt. Die Signatur der Arbeit ist in den letzten Worten der kurzen Vorrede

ausgesprochen, es heißt da: „Wer dem Volke Revolutionslegenden erzählt und es — ob vorsätzlich oder aus Unwissenheit — durch Geschichtsdithyramben täuscht, ist ebenso strafbar, wie der Geograph, der falsche Karten für den Seefahrer entwerfen würde.“ So werden sich auch in dem Buche beide Parteien getäuscht finden, sowol die unbedingt verdammende wie die unbedingt lobpreisende. Die letztre wird darüber vielleicht etwas verwundert sein. Es mag mit den Kreuzzügen in einigem Zusammenhange stehn, die neuestens in Deutschland gegen den Gottesglauben in Scene gesetzt worden sind — recht unnütze nach unserer Meinung, denn mit der darauf folgenden Beschränkung des Vereinsrechtes sind sie zu theuer erkauft —, daß sich das religiöse Gefühl der Massen, das sie haben werden so lange sie sich unterdrückt, also abhängig fühlen, einen Ausweg dahin gesucht hat, einen förmlichen Cultus der Pariser Commune zu etabliren. Ehre den Todten, aber den Ueberlebenden das volle Recht der Kritik! Und Lissagaray ist ein Socialdemokrat, ist ein Mitkämpfer in jenen Wochen gewesen, er hat zu dieser Kritik ein persönliches Recht.

Und kalt und scharf ist seine Kritik. Mit den Augusttagen des Jahres 1870 beginnt seine Darstellung. In dem Sturze Napoleon's und seines Regimentes war eine Revolution — um den artilleristischen Ausdruck zu gebrauchen — crepirt. Das nationale Unglück, das damit verbunden war, die auf des Reiches Herz heranziehende Gewitterwolke der feindlichen Heerschaaren — das wirkte nothwendig dahin, daß die Erregung der Massen comprimirt blieb. Dazu kam nun die Noth der Belagerung, der Unverstand des Krautjunkerparlamentes. Die Decapitation von Paris war bis dahin eine Nothwendigkeit und ward als solche ertragen, als aber auch nach dem Waffenstillstand, wie zum spöttischen Danke für die Leiden und Opfer der Hauptstadt, die Regierung nicht in ihre Mitte zurückkehrte, da bedurfte es nur des Funkens, um den lange erstickten Brand anzufachen. So war es ursprünglich — was in der Geschichte nicht selten sich zeigt — ein entgegengesetztes Gefühl, das zu entgegengesetztem Ziele trieb: die Herabwürdigung der Hauptstadt war es, aus der sich der Gedanke der Commüne, der Gleichberechtigung und Selbstverwaltung der Gemeinden, im Gegensatze zu der bisher so unheilvoll gewesenen Centralisation, entwickelte. Das war aber ein alter Lieblingsgedanke der französischen Liberalen, schon vor 20 Jahren im Programm von Nancy ausgesprochen und besonders seit Tocqueville viel diskutirt und formulirt. Vielleicht liegt es in dieser unliebsamen Erinnerung, daß man von diesem municipalen Charakter der Pariser Märzbewegung bis heute noch so wenig wie möglich wissen will — obwol bekanntlich auch Bismarck ihn öffentlich auf das bestimmteste anerkannte —, sondern das socialistische Element, das daneben in den Kampf trat, ausschließlich die Kosten tragen ließ.

Lissagaray ist darin unbefangen und ehrlich, er weist nach, daß beide Momente im Sturmesgange der Dinge und bei dem absoluten Mangel hervorragender und hervortretender Führer sehr wenig zur Geltung kamen. Folgendes ist seine harte, aber wol gerechte Schilderung:

. . . . Die ganze Arbeitslast lag auf den Delegirten: besichtigen wir einmal ihre Arbeiten.

Zwei Delegationen erforderten weiter nichts als guten Willen: das Proviantwesen und die öffentlichen oder municipalen Aemter. Die Verproviantirung fand durch die neutrale Linie statt, auf welcher Herr Thiers, der Paris auszuhungern suchte, die Lebensmittel nicht absperren konnte. Da alle Equipes an ihrem Platze geblieben waren, litten die städtischen Arbeiten keine Noth. Vier Delegationen dagegen: die Finanzen, das Kriegswesen, die öffentliche Sicherheit und die auswärtigen Beziehungen verlangten wirkliche Tüchtigkeit. Drei hatten die Aufgabe, die Philosophie dieser Revolution darzulegen: der Unterricht, die Justiz und das Arbeits- und Handelswesen. Sämmtliche Delegirte, mit Ausnahme Frankel's, eines Arbeiters, waren Gelehrte aus dem Kleinbürgerstand.

Die Finanzcommission bestand aus der Person Jourde's, der mit seiner unerschöpflichen Zungenfertigkeit den allzu bescheidenen Varlin ganz erstickte. Die Aufgabe war, jeden Morgen 675,000 Frs. zur Bestreitung der Dienstleistungen aufzubringen, 250,000 Personen zu ernähren, die Kriegskosten zu decken. Außer den 4,658,000 Frs. aus den Kassen des Schatzes hatte man auf dem Finanzministerium noch 214 Millionen in Scheinen entdeckt; aber Jourde konnte oder wollte sie nicht verwerthen. Um seine Kasse zu füllen, raffte er die Einkünfte aller Verwaltungen zusammen: Telegraphen, Post, Abgaben, directe Steuern, Zölle, Hallen und Märkte, Tabaksteuer, Einschreibungs- und Stempelgebühren, die Gemeindekasse und die Ausstände bei den Bahnen. Die Bank erstattete allmälig die 9,400,000 Frs., welche der Stadt gehörten und gab sogar 7,290,000 Frs. von dem Ihrigen her. Vom 20. März bis zum 30. April zog man somit 26 Millionen ein, während gleichzeitig das Kriegswesen mehr als 20 Millionen verschlang. Die Intendanz erhielt 1,813,000 Frs., die gesammten Municipalitäten 1,446,000, das Innere 103,000, die Marine 29,000, die Justiz 5,500, der Handel 50,000, der Unterricht 1000 (!), die auswärtigen Beziehungen 112,000, die Sappeurs-Pompiers 100,000, die National-Bibliothek 80,000, die Commission der Barrikaden 44,500, die National-Druckerei 100,000, die Schneider- und Schuhmacher-Association 24,662. Dieses Verhältniß blieb annähernd das gleiche vom 1. Mai bis zum Sturz der Commune. Die Ausgaben dieses zweiten Abschnitts belaufen sich auf ungefähr 20 Millionen. Die Gesammtziffer der Ausgaben der Commune beträgt wenig mehr als 46,300,000 Frs., wovon 16,690,000 Frs. durch die Bank geliefert wurden und der Rest durch die Einkünfte, indem die Steuern schon 12 Millionen einbrachten.

Der größere Theil dieser Aemter war durch Arbeiter oder durch das Beamtenproletariat geleitet. Ueberall reichte man mit dem vierten Theil der sonstigen Angestellten aus. Der Postdirector Theiß, ein Ciseleur, fand die ganze Einrichtung zerrüttet, die Abtheilungsbureaux geschlossen, die Marken versteckt oder fortgeschafft, das Material, wie Petschafte, Wagen u. s. w. bei Seite gebracht, die Kasse auf dem Trockenen. Plakate, welche in den Sälen und Höfen angebracht waren, befahlen den Angestellten bei Strafe der Entlassung, sich nach Versailles zu begeben. Theiß griff rasch und energisch ein. Als die niederen Beamten kamen, um die Abfahrt ins Werk zu setzen, redete er sie an, setzte ihnen die Sache auseinander und ließ die Thüren schließen. Nach und nach traten die Leute bei, da auch einige Angestellte, welche Socialisten waren, die Hand dazu boten. Die ersten Angestellten erhielten die Leitung der Einrichtungen. Man eröffnete die Abtheilungsbureaux und in 48 Stunden war die Einziehung und Vertheilung der Briefe für Paris wieder im Gang. Geschickte Agenten warfen die Briefe für die Provinz in die Bureaux von St. Denis und von zehn Meilen im Umkreis. Für Beförderung der Briefe nach Paris ließ man dem persönlichen Ermessen allen Spielraum. Es wurde ein höherer Rath eingesetzt, der die Besoldungen der Briefträger, Bureauxdiener, der Unterbeamten erhöhte, die Ueberzähligkeitszeit abkürzte und bestimmte, daß die Tüchtigkeit der Arbeiter künftighin durch Prüfungen festzustellen sei.

Die Münze fabricirte die Briefmarken unter der Leitung des Bronce-arbeiters **Camélinat**, eines der thätigsten Mitglieder der Internationale. Wie auf der Post, so hatten auch hier der Director und die höheren Münzbeamten zuerst unterhandelt und sich dann davon gemacht. Camélinat füllte mit Hilfe einiger Freunde wacker seinen Posten aus, ließ die Arbeiten fortsetzen und da jeder seine gewerbsmäßige Erfahrung mitbrachte, konnte man zu Verbesserungen im Material und zu neuen Methoden schreiten. Die Bank, welche ihre Barren verheimlichen wollte, mußte doch für 1,100,000 Frs. Metall liefern, das sich schnell in Fünffrankenstücke verwandelte. Man stellte einen neuen Stempel her, der eben in Wirkung treten sollte, als die Versailler eindrangen.

Das öffentliche Verpflegungswesen stand gleichfalls unter den Finanzen. Ein Mann von größtem Verdienst, Names **Treilhard**, ein Proscribirter vom Jahr 1851 stellte diese barbarisch zerrüttete Verwaltung wieder her. Aerzte und Angestellte hatten die Spitäler verlassen. Der Director und der Verwalter der Petits-Ménages von Issy waren entflohen, wodurch sie viele ihrer Pflegebefohlenen dem Bettel überlieferten. Angestellte ließen unsre Verwundeten vor den Spitalthüren warten, Aerzte, Schwestern wollten ihnen über ihre ruhmvollen Wunden die Schamröthe ins Gesicht treiben. Treilhard stellte gute Ordnung her. Zum zweiten Mal seit dem Jahr 92 fanden die Kranken und Siechen in ihren Verwaltern Freunde und segneten die Commune, die sie als Mutter behandelte. Dieser edle, geistvolle Mann, der am 24. Mai von einem Versailler Officier am Pantheon ermordet wurde, hat einen wohl ausgedachten Bericht über die Aufhebung der Wohlthätigkeitsbureaux, welche den Armen an die Regierung und den Clerus ketten und welche er durch ein Unterstützungsbureau in jedem Arrondissement unter der Leitung eines Communal-Comité's ersetzen wollte, hinterlassen.

Der Telegraph, die Registratur und das Domänenwesen unter der geschickten Leitung des ehrlichen **Fontaine**, die Steuerämter, die durch **Faillet** und **Combault** wieder gänzlich in Stand gesetzt worden, die National-Druckerei, welche **Debock** mit bemerkenswerther Gewandtheit herstellte und verwaltete, sowie die andern, dem Finanzwesen wieder einverleibten Aemter, welche gewöhnlich für die Groß-Bourgeoisie aufbewahrt sind, wurden mit Geschicklichkeit und Sparsamkeit — das Maximum der Besoldung, 6000 Frs., ward nie erreicht — von Arbeitern und niedern Beamten gehandhabt, was auch in den Augen der Versailler Bourgeoisie keines ihrer geringsten Verbrechen ist.

Im Vergleich zu den Finanzen war das Kriegswesen eine dunkle Kammer, worin Alle aneinander stießen. Officiere und Gardisten belagerten die Bureaux des Ministeriums, verlangten Munition und Lebensmittel und beschwerten sich, daß man sie nicht ablöse. Man schickte sie auf den Platz zurück, den der zweifelhafte Oberst Henry Prodhomme gegen alle Vernunft besetzt hielt und überwachte. Ein Stockwerk tiefer erhitzte sich das durch Cluseret installirte Central-Comité in verworrenen Sitzungen, tadelte den Delegirten, unterhielt sich damit, ein Abzeichen zu schaffen, empfing die mit dem Ministerium Unzufriedenen, verlangte vom Generalstab Situationsberichte und wollte über die militärischen Operationen seine Meinung abgeben. Das am 18. März entstandene Artillerie-Comité machte seinerseits dem Ministerium die Kanonen streitig. Das letztere besaß nämlich die vom Marsfeld, während das Comité die vom Montmartre in Händen hatte. Niemals gelang es, einen Hauptartilleriepark*) zu schaffen oder auch nur die genaue Anzahl der Geschütze in Erfahrung zu bringen. Die weittragenden Geschütze blieben bis zum letzten

*) Es gab deren fünf: das Hotel de Ville, die Tuilerien, die Kriegsschule, Vincennes, Montmartre. Im Ganzen besaß die Commune — die Feldartillerie und die Forts mit eingerechnet — mehr als 1100 Kanonen, Haubitzen, Mörser und Mitrailleusen.



Augenblick auf den Wällen, während die Forts nur Sieben- und Zwölfpfünder hatten, um den Riesenkanonen der Marine zu antworten; häufig schickte man nicht einmal kalibermäße Munition. Die Intendanz, durch Abenteurer jeden Schlags angegriffen, ließ sich blindlings treiben. Der am 9. April beschlossene Bau der Barrikaden, welche eine zweite und dritte Umwallung bilden sollten, war einem Phantasten überlassen, der Arbeiten ohne Methode und gegen die Pläne seiner Vorgesetzten unternahm. Mit den andern Aemtern stand es ebenso, es gab keine bestimmten Principien, keine feste Grenzscheibe, das ganze Räderwerk war falsch eingefügt. In diesem Concert ohne Capellmeister spielte jeder Musikant, was ihm einfiel, indem er seine Partitur mit der des Nachbars vermengte.

Eine feste und zugleich geschmeidige Hand hätte schnell den Einklang hergestellt. Das Central-Comité maßte sich zwar an, die Commune zu lenken, indem es sagte: „Sie ist unsre Tochter, wir müssen sie vor Fehltritten bewahren", aber es drosch nur noch leeres Stroh, denn es besaß keinen Einfluß mehr. Es hatte sich seit der Commune zum großen Theil erneuert und zwar durch sehr angefochtene Wahlen, — denn der Titel reizte die Eitelkeit Vieler — welche eine Majorität von Schwärmern ergaben.*) Die Eifersucht des Raths allein lieh dem gegenwärtigen Comité Wichtigkeit. Das Artillerie-Comité, das aus Schreiern bestand, wären dem leisesten Hauche gewichen. Die Intendanz und die anderen Aemter hingen gänzlich von der Autorität des Delegirten ab.

Der Schatten-General Cluseret lag auf seinem Canapé, brütete Befehle und Circulare aus, die bald melancholisch, bald docirend lauteten und hob keinen Finger auf, um ihre Ausführung zu überwachen. Er wagte später in den englischen Blättern in unglaublich polternden Artikeln zu erzählen, daß er am 30. April durch seine Sorgfalt eine wohlgeordnete, wohlgekleidete, bewaffnete, marschbereite Mannschaft von 41,500 Mann organisirt habe und daß dieselbe in den folgenden vierzehn Tagen auf 103,000 gestiegen sei.**) Das alles sei nach seiner Verhaftung zusammengeschmolzen, da die Nationalgardisten nur zu ihm Vertrauen gehabt hätten. Diese schamlose Aufschneiderei zeigt den ganzen Menschen. Die Wahrheit ist, daß er sich, von Meyer assistirt, auf dem Platz herumtrieb.

Wenn ihn Mitglieder des Raths aufrüttelten: „Was machen Sie denn? da und da ist Gefahr", so antwortete er stolz: „Alle meine Vorkehrungen sind getroffen, lassen Sie meinen Berechnungen Zeit zur Reife" und drehte sich um. Einmal schüttelte er das Central-Comité durcheinander, worauf dieses das Ministerium verließ und in der Rue de l'Entrepôt schmollte, und acht Tage nachher lief er dem Comité nach und setzte es auf dem Kriegsministerium wieder ein. Eitel bis zur Schamlosigkeit,***) zeigte er angebliche Briefe Totleben's, schlug Vertheidigungspläne vor und brachte seine Zeit damit zu, vor den Correspondenten ausländischer Zeitungen sich zu brüsten. Aus Ziererei und Hochmuth legte er nie die Uniform an, welche doch damals die wirkliche Volkstracht war. Der Rath brauchte beinahe einen Monat, um zur Erkenntniß zu gelangen, daß hinter diesem schlaffen Maulhelden trotz seiner Neuerersmienen nichts steckte als ein abgestandener Bissen vom Tisch der Armee.

Viele blickten jetzt mit Hoffnung auf seinen Generalstabschef Rossel, einen jungen Radicalen von 28 Jahren, verschlossen, puritanisch und eben im Begriff, seine revolutionären Hörner abzulaufen. Als Artilleriecapitän in der

*) Das zweite Central-Comité bestand aus 40 Mitgliedern, von welchen nur 12 dem ersten angehört hatten.

**) Die militärische Seite der Commune. Frazer's Magazine, Juli 1873, S. 27.

***) „Wissen Sie" sagte er zu Delescluze, „daß Versailles mir eine Million angeboten hat?" — „Schweigen Sie," antwortete Delescluze und drehte ihm den Rücken.



Armee von Metz hatte er versucht, sich Bazaine zu widersetzen und war den Preußen entkommen. Gambetta hatte ihn dann zum Genieoberst im Lager von Nevers gemacht, wo er sich herumtrieb, als der 18. März kam. Er ließ sich blenden, erblickte in Paris die Zukunft Frankreichs und die seinige ebenfalls, reichte seine Entlassung ein und eilte herbei. Einige Freunde brachten ihn in der 17. Legion unter, er war aber so schneidend, daß er schnell unpopulär und am 3. April verhaftet wurde. Zwei Mitglieder des Raths, Malon und Ch. Gérardin, erwirkten seine Freilassung und stellten ihn Cluseret vor, der ihn zum Generalstabschef machte. Rossel glaubte, das Central-Comité sei, eine Macht, näherte sich demselben, verlangte scheinbar seine Meinung zu hören und suchte die Männer auf, die er für populär hielt. Seine Kälte, seine technische Redeform, die Kürze und Schärfe seiner Ausdrucksweise und seine Großmannsmiene entzückten die Bureaux: wer ihn aber beobachtete, dem konnte sein unsteter Blick nicht entgehen, das untrügliche Zeichen innerer Unruhe. Der junge revolutionäre Officier kam allmälig in die Mode und seine consularische Haltung gefiel dem Publikum, das sich von Cluseret's Schlaffheit angeekelt fühlte.

Dieses Vorurtheil war jedoch durch nichts gerechtfertigt. Seit dem 5. April mit der Leitung des Generalstabs betraut, ließ er Alles im Argen. Der einzige halbwegs organisirte Dienst, die „Controle der allgemeinen Erkundigungen", war das Werk Moreau's, welcher das Kriegsministerium und die Commune jeden Morgen mit detaillirten, häufig sehr malerischen Berichten über die militärischen Operationen und über den moralischen Zustand von Paris versah.

Dies war so ziemlich die ganze Polizei der Commune. Die allgemeine Sicherheit, welche jeden Winkel hätte beleuchten müssen, gab nur einen Irrlichtschein von sich.

Das Central-Comité hatte Raoul Rigault, einen jungen Mann von 24 Jahren, der an der revolutionären Bewegung sehr betheiligt war, zum Civildelegirten auf der Polizeipräfectur, jedoch unter der Leitung Duval's, ernannt. Rigault konnte, wenn kräftig gehalten, als Untergebener gute Dienste leisten und so lange Duval am Leben war, strauchelte er nicht. Der Rath beging aber einen unverzeihlichen Fehler, indem er ihn an der Spitze eines Amtes ließ, wo das geringste Versehen gefährlicher wurde als auf den Vorposten. Seine Freunde, — mit Ausnahme einer sehr kleinen Anzahl, wie Ferré, Regnard und drei bis vier andere — eben so jung und leichtsinnig wie er, lagen den schwierigsten Functionen wie Gassenjungen ob. Die Sicherheitscommission, welche Rigault hätte überwachen sollen, machte ihm Alles nach. Man lebte ganz auf kameradschaftlichem Fuß, ohne zu bedenken, daß man die Bewachung und die Verantwortlichkeit für hunderttausend Leben übernommen hatte.

Bald sah man die Mäuse um die Polizeipräfectur tanzen. Die Zeitungen, welche man am Morgen aufgehoben hatte, wurden Abends in den Straßen ausgerufen, Verschwörer unterwühlten alle Einrichtungen, ohne Rigault oder die Seinigen aufmerksam zu machen. Sie entdeckten niemals etwas, man mußte immer für sie entdecken. Verhaftungen führten sie wie kriegerische Märsche bei Tag unter starker Bedeckung von Nationalgardisten aus. Nach dem Decret über die Geiseln nahmen sie nur vier bis fünf hervorragende Geistliche fest: den gallicanischen Erzbischof Darboy, einen Erzbonapartisten, seinen Großvicar Lagarde, den Pfarrer der Madelaine Deguerry, eine Art Morny im Priesterrock, den Abbé Allard, den Bischof von Surat und einige geriebene Jesuiten. Nur der Zufall lieferte ihnen den Präsidenten des Cassationshofs Bonjean*) und Jecker, den berüchtigten Erfinder der mexikanischen Expedition**), in die Hände.

(Schluß folgt.)

---

*) Derselbe wurde am 20. März in seinem Cabinet im Justizpalast, wo er eine Zusammenkunft mit dem General-Procurator hatte, verhaftet.

**) Er wurde erkannt, als er auf der Polizei-Präfectur einen Paß verlangte.

Verantwortlicher Redacteur: Albert Hermann in Berlin.
Druck und Verlag von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch C. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Redaction und Expedition
Berlin S.W.
Beuth-Straße 8.

6. Jahrgang. | Berlin, 12. April 1878. | Nr. 15.

Das sog. wirthschaftliche und das sog. politische Princip im Socialismus.

Von Dr. A. Mülberger.

(Schluß).

Wir haben oben den Beweis geführt, daß der deutsche Socialismus irrt, wenn er die staatliche Production für ein Princip erklärt. Wir werden jetzt beweisen, daß er nicht minder irrt, wenn er wirthschaftliche Centralisirung und Staat zusammenwirft, wenn er meint, beide Begriffe decken sich oder seien gar identisch. Das Zusammenwerfen dieser beiden Begriffe in den Bestrebungen des deutschen Socialismus ist die Quelle aller Unsicherheit, aller Unklarheit, welche die gegenwärtige Stellung der socialdemokratischen Partei charakterisirt. In der scharfen Unterscheidung beider Begriffe und nur darin kann also ein Mittel gefunden werden, um einfürallemal der Unklarheit ein Ende zu machen und dem deutschen Socialismus eine neue und fruchtbare Directive anzuweisen. Es giebt in unseren Augen nichts Mystischeres, Geheimnißvolleres, Unfaßbareres als der „Staat“ des deutschen Socialismus. Entweder läßt uns unsere Intelligenz schnöde im Stich oder aber hat es der deutsche Socialismus bis jetzt in sträflicher Vergeßlichkeit unterlassen, diesen seinen Staat des näheren zu definiren, die Grenzen seiner Machtvollkommenheit abzustecken, die Factoren, von denen seine Executive gebildet wird, zu bezeichnen und ihren Unterschied vom heutigen Staat hervorzuheben. Fassen wir diese Aufgabe schärfer! Jedermann versteht uns, wenn wir sagen, der Absolutismus ist die Staatsform einer feudalen Gesellschaft, der Constitutionalismus ist die Staatsform einer Bourgeoisie. Wenn wir nun fragen, was ist die Staatsform des Socialismus, so dürfte die Antwort mehr als schielend sein. Wir kennen als Grundlage jeder socialistischen Staatsverfassung das Allgemeine Wahlrecht, aber, abgesehen davon, daß dasselbe schon ganz andere Dinge als socialistische Staatsverfassungen producirt hat, ist es nur Ein Grundgesetz des Staates; die eigentliche Gestaltung desselben kann, wie man das beispielsweise heute auf der Welt sieht, immer noch eine sehr verschiedenartige sein. Weiter als das Allgemeine Wahlrecht wissen wir, es ist sehr nützlich, dies offen einzugestehen, vom socialistischen „Staate“ nicht. Denn seine ganz specifische Fähigkeit in den Augen seiner Gläubigen,

die Fähigkeit nemlich, die ganze Production in die Hand zu nehmen, beruht wie wir gesehen haben, auf einem Irrthum über das Princip und einer Verwechselung der beiden Begriffe „wirthschaftliche Centralisirung" und „Staat". Alles andere aber, was man gemeiniglich als Segnungen des socialistischen Staates preist und den Massen predigt, sind Segnungen der socialistischen Gesellschaft, nicht ihrer politischen Organisation d. h. ihres Staates. Bei unseren sehr ernsthaften Bestrebungen diesen geheimnißvollen Staat des Socialismus aus den Werken seiner Denker und den Reden seiner Anhänger kennen zu lernen, dieses verschleierte Bild von Sais zu entschleiern, sind wir, wie gesagt, über das allgemeine Wahlrecht nicht hinausgekommen; darüber hinaus herrscht tiefes Dunkel. Nach längerem Nachdenken sind wir aber doch zu einer positiven Anschauung gelangt. Für das Volk, das sich naturgemäß immer mehr und mehr um den Socialismus schaart, ist das Wort „Staat" ein packender, greifbarer Ausdruck für seine eigene d. h. collective Kraft. Für das Volk hat also das Wort „Staat" nicht die Bedeutung eines klaren bestimmten Programms, sondern lediglich die Bedeutung eines Symbols, einer Fahne, eines Banners. Was die socialdemokratische Partei, beziehungsweise die Wortführer derselben betrifft, so hat der „Staat" bei ihnen eine dreifache Bedeutung. Fürs Erste dient er als Schlagwort, das namentlich dann von Nutzen sein kann, wenn die Begriffe selbst ins Schwanken gerathen oder von Haus aus unklar sind. Wenn wir ehrlich sein wollen, so müssen wir gestehen, daß von ihm recht eigentlich Mephisto's Wort gilt:

Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.

Fragt man z. B. einen Socialisten, wie wird die künftige Gesellschaft die Eisenbahnen organisiren, so lautet die Antwort: Das besorgt der Staat. Als ob das eine Antwort auf diese Frage wäre! Aber leider begnügt sich die Menge oft genug mit solchen Antworten. Fürs Zweite hat dieser Staat aber wirklich, gerade in den Köpfen der berufensten Führer, eine positive Gestalt, wenn es auch an jeder schärferen Präcisirung fehlt. Sieht man von allem Zufälligen, Untergeordneten ab, so läßt sich dieser, die Anschauungen des deutschen Socialismus bis zu dieser Stunde noch ausschließlich beherrschende, Staatsbegriff etwa folgendermaßen definiren: Eine auf Grundlage des allgemeinen Wahlrechts beruhende oberste leitende Staatsbehörde, deren Aufgabe es ist, die socialistische Gesellschaft zusammenzuhalten und dafür Sorge zu tragen, daß die Segnungen des Socialismus allen in gleicher Weise zu Theil werden. Das ist nun freilich alles eher als klar, scharf und bestimmt; es hat so etwas wie entfernte Aehnlichkeit mit dem, was man in Frankreich i. J. 1848 Le Ministère du Progrès (das Ministerium des Fortschritts) genannt hat. Zum Dritten endlich fällt dieser Staatsbegriff mit dem zusammen, oder wird vielmehr mit dem zusammengeworfen, was wir oben „wirthschaftiche Centralisirung" genannt und als wahrhaften, überaus fruchtbaren Gedanken des Socialismus erkannt haben. Bei unserem Versuche dieses mystischen „Staates" habhaft zu werden, sind wir also entweder auf Symbole, Träume, allgemeine verschwommene Anschauungen oder aber auf eine wirkliche Verwechselung mit einem wahrhaft socialistischen Gedanken gestoßen. Halten wir uns nun an Letzteren. Was heißt

„wirthschaftliche Centralisirung"? Es heißt, daß die gesammte Arbeit und das gesammte Capital eines einzelnen Industriezweigs Einen einzigen, wie von Einem Interesse geleiteten Organismus bildet. Blicken wir z. B. um ein concretes Bild zu wählen, auf den bekanntlich trefflich organisirten „Deutschen Buchdruckerverband". Er repräsentirt den Anfang einer wahrhaften wirthschaftlichen Centralisirung. Nehmen wir nun an der Verband deutscher Buchdrucker wachse jeden Tag um so und so viel Köpfe, so wird er in nicht zu ferner Zeit sämmtliche Deutsche Buchdrucker umfassen. Die Hände d. h. die Arbeit dieses Industriezweigs wäre dann centralisirt. Nehmen wir nun weiter an, eine politische Umwälzung oder der gute Wille der Regierung gäbe diesem Verband auch das sämmtliche in dieser Industrie thätige Capital in die Hand, so wäre Capital und Arbeit des gesammten Buchdrucker-Gewerbes wirthschaftlich centralisirt. Wer ist nun der eigentliche Träger und Leiter dieser ganzen Organisation? Offenbar Niemand anders als die vereinigten Buchdrucker Deutschlauds. Wir sehen sonach, daß es vollkommen denkbar ist, daß der ganze Proceß wirthschaftlicher Centralisirung, ob nun der Buchdrucker oder jedes anderen Industrie-Zweigs sich spontan als rein gesellschaftliche Umformung ohne jedes Zuthun des Staates vollziehen kann. Wir sagen nicht, daß dieser Proceß in sämmtlichen Industrieen Deutschlands sich ohne Hilfe des Staates vollziehen wird oder soll; wir constatiren nur, daß es sehr wohl denkbar ist, daß der Staat nichts damit zu thun hat und beweisen hiedurch einfürallemal, daß „Staat" und „wirthschaftliche Centralisirung" keineswegs gleichbedeutend sind, sondern zwei ganz verschiedenen Ideeenreihen entstanden.

Und nun, nachdem wir uns des Unterschieds dieser beiden Begriffe in ihrer ganzen Schärfe bewußt geworden, wollen wir uns des Versuches halber einmal eine der brennenden social-politischen Fragen der Gegenwart, also z. B. das Tabaksmonopol vorlegen. Wir können dann sehen, ob die vorausgehende vielleicht etwas pedantische Untersuchung uns nicht in den Stand setzen wird, viel klarer und heller zu sehen und namentlich jeder schwankenden Unsicherheit ein Ende zu machen. Fragen wir also: Soll der deutsche Socialismus zum projektirten Tabaks-Monopol Ja oder Nein sagen? Um die richtige Antwort zu finden, wird er etwa folgendermaßen zu raisonniren haben: Nicht das ist die Hauptsache, daß der Staat die gesammte Tabakfabrikation in die Hand nimmt, mich interessirt an dem ganzen Project vielmehr nur das, daß dies eine Art und Weise wäre, die gesammten Tabakinteressen in ganz Deutschland zu centralisiren. Diese Centralisirung ist, wie in allen Industriezweigen, so auch beim Tabak durchaus wünschenswerth, ja geradezu nothwendig. Kann ich jetzt, wo mir der Staat, sei es nun aus was für Motiven immer, diese Centralisirung auf dem Teller präsentirt, Nein sagen? Ich gebe mich, wird er in seinen Raisonnements fortfahren, durchaus gar keinen Illusionen hin; ich weiß ganz bestimmt, daß der Staat diesen ganzen ihm zu Theil werdenden Machtzuwachs zum Nutzen meiner Feinde, ja sogar speciell gegen mich verwenden wird. Allein, ist die fix und fertige Centralisirung eines ganzen, großen industriellen Gebiets nicht trotz aller ihr anhaftenden Mängel etwas so Bedeutungsvolles, namentlich im Hinblick auf die Zukunft, daß alle etwa daraus hervorgehenden Schäden durch diese bloße Thatsache der Centralisirung aufgewogen werden? Ich werde

also doch wohl Ja sagen? Doch Halt! Habe ich denn nicht selbst gesagt, daß die Uebergabe des Tabaks an den Staat rein nebensächlich, daß die Hauptsache vielmehr einzig und allein in der Centralisirung dieses Industriezweigs liegt, gäbe es da nicht vielleicht ein anderes Mittel, zu dieser Centralisirung zu gelangen und den heutigen Staat nebst Allem, was drum und dran hängt ganz auf der Seite liegen zu lassen. Wenn es ein Mittel gibt, das nur halbwegs die Aussicht eröffnet, ohne das Danaer-Geschenk des Staates diese Centralisirung begründen oder wenigstens anbahnen zu können, so bin ich mit meiner Antwort rasch fertig und sage Nein, voll Freude eine entsetzliche Verantwortung los zu sein. Ja, ehe ich mich auf dieses Mittel besinne, drängt sich mir noch eine andere Erwägung auf: Darf ich überhaupt jemals und mögen die angeblichen Vortheile noch so groß sein, einen ganzen Industrie-Zweig der Gesellschaft hinopfern — einem Staate, der sich dessen rühmt, mich zu bekämpfen? Kann ich im Hinblick auf eine ferne Zukunft dem Staate neue Waffen in die Hand drücken, die er doch nur dazu verwendet, meine Brüder noch länger unter seinem Joche zu halten? Nie und nimmermehr! Lieber will ich mir die Hände abhacken lassen, als ja sagen. Aber, wie gesagt, gibt es nicht vielleicht ein anderes Mittel, diese Centralisirung anzubahnen, ohne auch nur die geringste Concession machen zu müssen? Ja, es gibt ein solches Mittel und das ist die Organisation der Arbeiterclasse auf socialem Gebiet, die energische Indiehandnahme der gewerkschaftlichen Bewegung.

Die einzig würdige, die einzig männliche, die einzig demokratische, die einzig socialistische Antwort des Socialismus an die Regierung bei einer etwaigen Vorlage des Tabakmonopols ist: Nein und die sofortige energische Organisirung der gewerkschaftlichen Bewegung. Ganz im Gegentheil also zu jenem Artikel der „Zukunft“ hat uns unsere Untersuchung in die unabweisliche Nothwendigkeit eines sehr bestimmten „Nein“ versetzt, und jedes Schwanken, jede Unsicherheit des Urtheils einfürallemal unmöglich gemacht. Wir sind nach wie vor Social-Demokraten d. h. wir wollen von keinem socialistisch-organisatorischen Schritt, der nicht an sich schon politisch befreiend wirkt, wir wollen von keiner politischen That, die nicht an sich schon die socialistische Organisation fördert, etwas hören. Wir wollen nach wie vor nur uns selbst, niemals anderen gehören, am wenigsten dem „Staat“!

Was ist denn der innerste Grund, der es überhaupt möglich gemacht hat, daß diese rabulistische Spaltung zwischen wirthschaftlichen und politischen Erwägungen im Schooße unserer Partei Platz greifen konnte? Einzig und allein Folgendes: Die socialistische Bewegung ist nunmehr bis zu einem Grade herangewachsen, wo die rein politische Gruppirung der deutschen Arbeiter um die Fahne der Social-Demokratie anfängt, beengend, einseitig und unlogisch zu werden. Man verfügt bereits oder glaubt wenigstens bereits über sehr bedeutende politische Machtmittel zu verfügen. Aber diese politische Macht ruht vielmehr in der allgemeinen Unzufriedenheit, in dunklen, unklaren, verschwommenen Anschauungen, in politischen Träumen von der Allgewalt des Staates u. s. f. Es fehlt ihr die sichtende und klärende Unterlage bewußter wirthschaftlicher Interessen und diese Unterlage kann nur gewonnen werden, wenn die deutsche Arbeiterklasse mit aller Energie ihre eigne sociale d. h. gewerk-

schaftliche Organisation in die Hand nimmt. Das schreiende Mißverhältniß zwischen der politischen Machtfülle, über welche der deutsche Socialismus theils verfügt theils zu verfügen glaubt, und dem Mangel einer jeden tiefgehenden socialen Organisation des arbeitenden Volkes, dieses Mißverhältniß allein hat die Unklarheit der gegenwärtigen Lage geschaffen. Man fühlt das am betreffenden Ort, ohne sich aber genau Rechenschaft darüber zu geben. Der Verfasser jenes Artikels der „Zukunft" nimmt z. B. wenigstens als denkbar an, die politischen Forderungen seiner Partei lassen sich unter Umständen mit größter Leichtigkeit durchführen und fährt dann mit gesperrter Schrift fort „Die mit Recht von den Massen erwarteten socialen Reformen würden aber nur unendlich schwierig und langsam ins Leben zu rufen sein, weil eben jede staatswirthschaftliche Organisation, jedes Vorbild und Muster für staatswirthschaftlich geordnete Production fehlte." Das heißt aus dem Undeutlichen ins Deutliche übersetzt, wenn eine politische Revolution die socialen Interessen der einzelnen Industriezweige bereits centralisirt vorfindet, so wird sie bei der definitiven Regulirung dieser Interessen leichtes Spiel haben. Die Schlußfolgerung aber, welche der Verfasser daraus zieht, ist folgende: Anstatt die Arbeiterklasse aufzufordern mit neuer Energie die Organisation der Arbeit d. h. die gewerkschaftliche Gruppirung durchzuführen, um, wenn die politischen Verhältnisse es gestatten, sofort eine concrete Unterlage der wirthschaftlichen Organisation zu haben, statt dessen kommt der Verfasser zu folgendem geradezu freiheitsmörderischen Schluß: „Ein positives Resultat, sagt er, wie wir schon oben citirt, hat sich jedenfalls herausgestellt; unter sonst gleichen Umständen haben das erste Anrecht, dem Staate überwiesen zu werden, solche Gebiete der Production und des Verkehrs, deren Socialisirung mit größeren Schwierigkeiten verknüpft ist und daher eine geraume Zeit in Anspruch nehmen muß; dagegen brauchen wir viel weniger Eile zu haben, diejenigen Betriebe, welche ohne Weitläufigkeit verstaatlicht werden können — z. B. die Eisenbahnen — einer uns politisch wie social feindlichen Regierungsgewalt in die Hand zu geben." Darüber also, daß ganze Gebiete der Production einer politisch wie social feindlichen Regierungsgewalt in die Hand gegeben werden dürfen, ist der Verfasser mit beneidenswerther Seelenruhe vollständig im Klaren, er meint nur statt der Eisenbahnen oder Versicherungen solle man etwa die Schneider und Uhrmacher „verstaatlichen." Uebersetzen wir auch diese Art des Raisonnements in verständliches Deutsch, so heißt das: Ich, ein Führer der social-demokratischen Partei, weiß keinen Weg, schon jetzt die vorbedingenden Grundlagen künftiger socialistischer Organisation zu legen. Wenn der Staat von heute also die unaussprechliche Güte hat, mir, dem Rathlosen unter die Arme zu greifen, die Arbeiter eines einzelnen Industriezweigs zusammenzutrommeln und die Interessen dieses Zweiges zu centralisiren, wie könnte ich bei diesem bequemen Vorschlag Nein sagen? Mit einem Wort, man will der heutigen Staatsmaschine aufbürden, was einzig und allein von der Arbeiterklasse selbst gethan werden darf, kann, muß und wird — die gewerkschaftliche Organisation und mit ihr die Centralisirung der einzelnen Industriezweige.

Hätte die deutsche Socialdemokratie nur den hundertsten Theil der Energie, welche auf die politische Agitation oder auf die Bekämpfung gewisser Richtungen der gewerkschaftlichen Bewegung verwendet wurde,

dazu aufgeboten, diese gewerkschaftliche Bewegung selbst immer mehr in Fluß zu bringen, dieselbe als das Endziel jeder nächstliegenden socialistischen Agitation hinzustellen und an Stelle des politischen Gefühls das sociale Interesse den Massen zu predigen, wir hätten heute nicht bloß dieselben, ja noch größere Erfolge in unserer politischen Bewegung zu verzeichnen; wir hätten, was noch viel mehr werth ist, eine klare, präcise, durchsichtige Lage; jede Halbheit, jedes Schwanken wäre undenkbar. Statt dessen steckt der deutsche Socialismus jetzt in einem Sumpfe und man kann zur Stunde noch nicht einmal absehen, was daraus werden soll. Wir wissen ja nicht, ob unsere Führer, um nach jenem Artikel der „Zukunft" zu reden, „politisch" oder „wirthschaftlich" handeln. Es ist in gewissen Kreisen des Socialismus förmlich Mode geworden, die gewerkschaftliche Organisation zu mißachten oder in Mißcredit zu bringen, namentlich pflegt man mit sichtlicher Ueberlegenheit auf die englischen Arbeiter herunterzublicken, welche gewerkschaftlich besser organisirt sind, als die deutschen oder französischen Arbeiter, statt dessen in politischer Hinsicht außerordentlich zahm zu sein scheinen. Wir sind weit entfernt, die politische Einseitigkeit der englischen Arbeiter, welche im Uebrigen das naturgemäße Resultat der englischen politischen Geschichte überhaupt ist, zu verkennen oder gar zu billigen. Allein, wenn wir die ausgeprägte, sociale, selbstbewußte Individualität des englischen Arbeiterstandes, mag er nun sein God save the Queen dabei singen oder nicht, diesem leider noch künstlich genährten Drang der deutschen Arbeiter, sich unter Umständen sogar einfach der Regierung zur Verfügung zu stellen, gegenüberhalten, wenn wir sehen, wie Leute, welche die Worte Freiheit, Selbstständigkeit und Gerechtigkeit bei jeder Gelegenheit in den Mund nehmen, sich leichten Kaufs dazu verständen, ganze Arbeitercorporationen dem heutigen Staate an den Hals zu werfen, so wissen wir wahrhaftig nicht, welche Stellung die freiere, männlichere, würdigere ist, die des englischen oder die des deutschen Arbeiters. Wir sehen jedenfalls sehr gut, daß Beide sehr Vieles von einander lernen könnten. Denke man sich, heute fege irgend eine innere oder äußere Krise in England die ganze Regierungsmaschinerie vom Boden weg, sind dadurch diese großartigen, geschlossenen Arbeitercorporationen der Trade Unions in ihrem Bestande irgendwie gefährdet? Würde ihnen nicht vielmehr mit dem ganzen Zwang geschichtlicher Nothwendigkeit die Aufgabe zufallen, die neue Ordnung der Dinge zu begründen und würden sie das weniger gut machen, weil sie bis jetzt noch dem Glauben ihrer Väter treu geblieben waren und ihre Königshymne gesungen haben? Denke man sich aber dieselbe Katastrophe in Deutschland. Unsere gewerkschaftlichen Organisationen sind mit wenigen Ausnahmen erst im Entstehn. Anstatt klar formulirter fest bestimmter socialer Forderungen hätte man einen chaotischen Zustand und das, was sich von unten herauf als spontane Thätigkeit sich selbst bestimmender Arbeitercorporationen spielend und mit Leichtigkeit organisiren ließe, müßte dann von oben herunter, „vom grünen Tisch" aus versucht werden und das ginge nicht ohne die größten Katastrophen.

Eilen wir zum Schlusse! Es war uns mit unseren Zeilen um eine Art Ehrenrettung zu thun gegenüber dem liberalen Scepticismus, der sich an maßgebender Stelle breit zu machen beginnt. Wir brauchen kein Justemilieu, kein Pactiren, keine Schaukelpolitik, keinen Eclecticismus.

Wir haben weder ein politisches noch ein sociales, sondern einzig und allein ein socialpolitisches Princip und deshalb sind wir Socialisten. Unsere Politik ist deshalb niemals eine bloß demokratische oder bloß sociale, sondern eine social-demokratische. Anders handeln wäre ein Verrath an uns selbst und hieße kurze Freuden mit langer Reue bezahlen müssen.

Staat und Kirche.

II.

Also Nachbar, hört! hört Ihr? — „Ich höre." Der Gedanke Minghetti's ist richtig und wie alle richtigen Gedanken kühn. Er macht seinem Anwalt Ehre, denn er hebt ihn hoch hinaus über alle Kurpfuscherei und Flickpflasterei, die nicht den Muth hat zu einer Amputation zu schreiten und lieber den ganzen Körper dem Brande aussetzt. Ich meinestheils habe von jeher gedacht wie der italienische Minister a. D., obgleich ich stets nur sans phrase a. D. war; aber ich hegte beständig einen Zusatzgedanken, der unsern Staatsmännern mit oder ohne Gänsefüßchen nicht beizubringen zu sein scheint. Und in diesem Zusatz liegt etwas Gewichtigeres als der Dr. Konitzer und die Gehälter sämmtlicher Popen der Erde.

Freiheit! bewußtes Ignoriren sämmtlicher noch so subjektiv berechtigter Gemüths- und Phantasiebedürfnisse, vollständiges Ignoriren aller Bazare und der dortigen Geschäfte, welche „gut und billig" jene Bedürfnisse zu befriedigen versprechen. Gewerbefreiheit, also auch Gewerbefreiheit der Götter und ihrer selbstbeglaubigten Agenten! Und ich verbürge mich dafür daß des Unfugs und der Störung gar wenig sich ereignen soll, wenn jene Freiheit, jenes bewußte Ignoriren eingesetzt und geübt wird vom richtigen moralisch starken Staate. Nicht etwa von jedem beliebigen auch modernen, auch konstitutionellen Staate, sondern vom wirklichen Staate, von dem Staate, mit dem man „Staat" machen kann.

„Nachbar, ich meine denn doch" . . . Ruhig Nachbar, wir werden den Staat kennen lernen, der einzig dazu die Befähigung besitzt, oder vielmehr wir werden sehen was unseren Nichtstaaten fehlt, um jene Staatsmäßigkeit vorzustellen, welche einzig zu der beregten Amputation befähigt.

Sehen wir doch einmal zu, ob der Staat des Hrn. Marco Minghetti im Stande ist, sich von der Kirche loszutrennen, ohne umzufallen. Der Staat muß doch vor allem „stehen." Nach all' den schönen Komplimenten vor dem „natürlichen Licht", vor den „Naturgesetzen", vor dem Ueberfluß jeder Dogmatik, sollte man glauben, der Mann werde uns kurz das Gesetz mittheilen, welches kräftiger als alle Dogmen, erwärmender als die Katechismus- und Schulmoral, die Gesellschaft künftig zusammenhalten wird. Aber was hören wir? Der Staat stützt sich auf die allen Religionen gemeinsame Moral, auf das „Substrat aller positiven Glaubensbekenntnisse". Unglaublich! Was ist denn diese „Moral" die allen Religionen gemeinsam zu Grunde liegt? Was ist in den verschiedenen Bekenntnissen denn gemeinsam? Nicht einmal das: du sollst Gott lieben! denn dieser Gott ist jedesmal ein anderer, der eine

specifische Liebe verlangt. Du sollst deinen Nächsten lieben? Ja wohl, den Glaubensbruder, schnitte dieser auch dem „Bruder" eines andern Glaubens die Ohren ab oder mordete er die Gefangenen aus einem andern Glaubensheer zu Ehren seines Glaubens! Die Moral ruht „auf christlicher Basis" sagen die Accommodations-Virtuosen à la Bluntschli. Wo liegt diese Basis, im heiligen Moskau, oder im apostolischen Rom, oder im evangelischen Berlin, bei Knak, Hoßbach, Schwarz oder Schenkel? Weiter. Jede Religionsgenossenschaft darf ihren Kultus begehen und sogar Propaganda machen, nur darf sie „die Rechte anderer nicht verletzen." Gut, zu den Andern gehören auch diejenigen, welche jeden bestehenden Kultus perhorresciren und welche von Herrn Minghetti ausdrücklich in Schutz genommen werden. Angenommen, ich gehöre zu diesen Staatsbürgern, so trete ich an den „freien Staat" mit dem Gesuch heran: Herr Staat, schaffen Sie mir die Prozessionen von der Gasse, entfernen Sie die alten Wachsgesichter, die grunzenden Mannsstimmen und die plärrenden Weiber, die Fahnen, die Kerzen, die Thronhimmel und das gesammte Zubehör. Das sperrt die Straße und stört mich in meiner Stimmung, zudem habe ich ein musikalisches Ohr. Meine Nerven ertragen das durchaus nicht und ich besitze kein Landgut, auf das ich mich zurückziehen könnte. Und ferner, Herr Staat, gehört das Glockengebimmel und das Feiertagsgeläute zur bürgerlichen Ordnung oder zur Kirche? Ist das letztere der Fall, so bitte ich die Glocken in Ruhe zu setzen; denn das ewige Bim-Bam-Bum verletzt die „Rechte" und auch die Ohren „Anderer". Wie kommt eine Religionsgesellschaft dazu, mir die allgemeine Luft zu okkupiren und sie mit den aufdringlichsten Schallwellen zu bevölkern? —

„Nachbar, ein Wort!" — Nur zu! — „Mit den Prozessionen habt Ihr vollkommen Recht und mit den Glocken noch vollkommner. Wer kann denn des Sonntags früh noch ausschlafen? Die Leute sollen nach der Uhr sehen, wie sie thun, wenn's in's Theater, oder in eine Versammlung, oder zum gerichtlichen Termin geht."

Danach wäret Ihr also derjenige, den ich vorhin angenommen habe. Nun wohl, so seid auch konsequent und sagt dem Staat weiter: Herr Staat, entweder hört das Bim-Bam-Bum auf oder wir Mitglieder des Thierschutzvereins kündigen jede Sitzung künftig mit Kanonenschlägen an. Wenn die kirchlichen Vereine die Rechte unserer Nerven verletzen dürfen, so beanspruchen wir dasselbe Unrecht.

Leider ist der eben noch so „moralische" Staat Minghetti's nicht weiter her als seine allgemeine „Basis"; denn was ist nach Minghetti das Ding, welches sich da so stolz von der Kirche trennt; was ist seine Funktion? „Der Staat hat nur Rechte zu schützen und allgemeine Interessen zu besorgen, für die weder die Einzelnen noch die Associationen ausreichen." Wenn die Bürger noch selbst etwas ausrichten können, so zieht sich der Staat zurück. Freilich wird sich der Staat immer einmischen müssen, es giebt immer für ihn zu thun, leider! Aber der Grundgedanke ist: der Staat soll sich überflüssig machen!

Das scheint mir eine sehr abgethane Staatsidee zu sein, die nur noch von der aussterbenden Manchestersekte aufrecht erhalten wird. Diese freilich kann den Staat nicht weit genug aus der Gesellschaft hinausdrängen, weil sie mit ihren Aktiengesellschaften, Bankkonsortien und Plus-

machereien die Welt allein regieren möchte. Ihr ist das Auge wie der Arm des Staates so lange ein Aergerniß als sie den Staat nicht völlig in ihren Händen hat, als der Staat noch etwas anderes sein will als nur der Exekutor ihrer Beschlüsse, ihr Gendarm und Gerichtsvollzieher, Richter und Nachrichter. Was die Uebrigen betrifft, so kämpfen sie wider den Staat wie er grade ist, wie er ihnen widerstrebt: hätten sie aber die ihnen widerwärtige Form oder das ihnen verhaßte Personal des jeweiligen Staates beseitigt, so würde ihre Form und ihr Personal noch eine viel stärkere Machtentfaltung zeigen, als der eben vergangene Staat. Im Grunde wäre es ja auch die thörichtste der Thorheiten, die im Staate konzentrirte Kollektivmacht preiszugeben, sie nicht vielmehr in Bereitschaft zu halten wider die stets mächtigern antisozialen Interessen und Kräfte, welche auf die Staatslosigkeit speculiren, weil sie den Staat mehr und mehr absorbiren!

Man kann sich auf keinen schwächern Eideshelfer berufen als, wie es Minghetti thut, auf Wilhelm v. Humboldts „Ideen zu einem Versuch die Gränzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen.“ Humboldt schrieb gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, also zu einer Zeit wo für den Kontinent mit Ausnahme Frankreichs, noch der Allesregierende Despotismus des 17. Jahrhunderts, das wiederbelebte Patriarchal- und Domanialsystem galt, der Staat alles regelte, der Bürger aber nur Steuern zahlte und seinen Landesherrn „venerirte“, kurz in der Periode des allmächtigen Kameral- und Polizeistaates. W. v. Humboldt that daher nichts weiter als daß er die Menschen- und Bürgerrechte von 1789 auch für Deutschland reklamirte, daß er die Freiheit der Einzelnen zur selbsteigenen Bethätigung ihrer Kräfte und zum Aufbau des liberalen Staates forderte. Seitdem ist fast ein Jahrhundert verflossen, eine ganz andere Frage aufgekommen und die Nothwendigkeit herangetreten, die sachliche Ueberfreiheit der Minorität mit der nominellen persönlichen Freiheit der ungeheuern Majorität in Harmonie zu bringen.

Wie dürftig die Attribute des Minghetti'schen Staates ausfallen, sieht man sofort, wenn man ihn nach der Geburtsstätte der zukünftigen Staatsbürger, nach Unterricht und Erziehung fragt. Wem gehört die Erziehung? Er antwortet: Früher der Geistlichkeit; darauf folgte die Staatstheorie oder das Regalsystem, welches sogar den Unterricht der Geistlichen selbst in Staatsseminarien besorgen wollte; dann kam die Konkordatszeit: der Geistliche sieht als Schulinspektor nach, ob und was über und gegen die Religion gelehrt und gelesen wird. Das hört mit der Trennung von Staat und Kirche nothwendig auf. Was nun? Man sollte denken: der öffentliche Unterricht von Gemeinde- und Staatswegen, mit staatlich geprüften Lehrern und staatlicher Aufsicht. Doch nicht so ganz. Am besten wäre es nach Minghetti, wenn die Privaten und Associationen das Geschäft besorgten, wenn der Staat sich drücken könnte! Da wir aber, „noch nicht so weit sind“, so — muß leider der Staat herbei! Es fehlt wenig, so werden die Volksschulen, Gymnasien, Realschulen, technischen Anstalten und Universitäten auf Aktien gegründet, die Budgets nach Kräften beknappt, die Profite von den Consortien, Verwaltungsräthen und der helfenden Presse getheilt! Besonders urgirt Minghetti noch das Recht der Privaten, das heilige Familienrecht. Das darf nur ein politischer Partisan, augenblicklichen bedrohlichen Einflüssen

einer Staatspolizei gegenüber sagen, kein Staatsmann der blos eine Theorie aufstellt.

Aber was soll in der Elementarschule gelehrt und nicht gelehrt werden dürfen? Keine Religion? fragt Minghetti und er antwortet: Wie sollen dann „die Keime der Rechtschaffenheit in zarten Gemüthern und der edelsten Geisteseigenschaften“ gelegt werden? Er gebraucht also in seinem „freien Staate“ die Kirche. Nur nicht im allgemeinen Lehrsaale, sondern in Seitenkapellchen sollen jene „Keime“, natürlich das Höchste und Beste des Unterrichts ausgestreut werden. In Nordamerika (auch in dem städtischen Belgien) entscheidet der Vater, ob und in welche Kapelle. In den Lehrbüchern — und das ist ihm das Wichtigste — darf nichts gegen die Religion stehen. Der „freie Staat“ wird sich also bescheiden müssen, keine Geschichte und keine Naturlehre vortragen zu lassen. Das sistema giurisdizionale, das System der Pakte und Konkordate bleibt in voller Blüthe, nur vertritt der Staat die Stelle der Geistlichkeit!

Wie stehen sich denn jetzt Staat und Kirche einander gegenüber? Sind sie wirklich getrennt? Ja und Nein. Juridisch sind sie geschieden, sie sehen sich persönlich nicht mehr, essen nicht mehr am selben Tische, schlafen nicht mehr im selben Bette; aber das Eheband ist nicht aufgelöst; das Eheband wird ausdrücklich ein „moralisches Band“ zwischen Staat und Kirche genannt. Die „edelsten Keime“ der Sittlichkeit besitzt nur die Kirche, die Weltlichkeit ist ohne alle ethischen Prinzipien; der Staat geht zu Grunde ohne die hülfreiche Hand der Kirche. Einem Bettler gleich fleht er knieend um etwas himmlisches Manna, daß er nicht verdorre in der Wüste des Lebens.

Habt Ihr genug, Nachbar? — „Ungefähr, denn mehr sagte ja auch Pio nono nicht, weder in der Encyklika noch im Syllabus. Alles weltliche Wesen und Wissen ist eitel Spreu vor der ewigen Heilswahrheit der apostolischen Kirche. Warum hat man den Papst nicht gelassen, warum ihm das Kirchenland genommen, wo sich die Ansicht Minghetti's am Ungehindertsten und Segensreichsten verwirklichen lassen mußte?“ — Nachbar, der Kirchenstaat war ein schönes Stück Land, gut zu annektiren und wohl werth einiger posthumer Katzenbuckel. Aber Ihr seid noch nicht auf der Spur. — „Ihr meint es sei dem italienischen Minister gar nicht Ernst mit seiner Religion, seinen „Keimen“, seinem „moralischen Bande?“ — Ernst, o ja wohl, es ist ihm großer Ernst damit, die irdischen Schätze zu nehmen und dann den Segen darüber sprechen zu lassen. — „Ihr meint, eine ernstliche Heuchelei?“ — Heuchelei will ich nicht grade gesagt haben, aber Ernst, großer Ernst, nationalstaatlicher Ernst — „Ich verstehe Euch nicht.“ — Desto besser, dann können wir nächste Woche wieder etwas Italienisch mit einander reden. Wollt Ihr? — „Jetzt erst recht.“ —

Geschichte der Commune von 1871.

(Schluß.)

Dieser unverzeihliche Leichtsinn, den das Volk mit seinem Blut bezahlte, wurde den Verbrechern zum Heil. National-Gardisten hatten die Geheimnisse des Klosters von Picpus an das Licht gezogen, drei in vergitterten Käfigen

eingesperrte Jammergestalten aufgefunden, auch seltsame Instrumente, eiserne Schnürleiber, Gürtel, Böcke, Helme, die verzweifelt nach Inquisition rochen,*) eine Abhandlung über Abtreibung der Leibesfrucht und zwei noch von Haaren bedeckte Schädel. Eine der Gefangenen, die Einzige, welche die Vernunft behalten hatte, erzählte, sie lebe schon seit zehn Jahren in diesem Käfig. Die Polizei beschränkte sich darauf, die Schwestern nach St. Lazare zu befördern.**) Bewohner des 10. Arrondissements hatten in den Grüften der Kirche St. Laurent weibliche Skelette aufgedeckt. Die Präfectur stellte jedoch nur eine scheinbare Nachforschung an, die zu keinem Ziele führte.

Aus all diesen Fehlern hervor brach sich immer wieder die Idee der Humanität Bahn, um von der inneren Gesundheit dieser Volksrevolution Zeugniß zu geben. Das Oberhaupt des Sicherheitsdienstes erließ einen Aufruf an das Publikum zum Besten der Opfer des Krieges, worin es sagte: „Die Commune hat zweiundneunzig Frauen unsrer Mörder mit Brod versehen. Für die Wittwen gibt es keine feindlichen Fahnen. Die Republik hat Brod für alles Elend und Küsse für alle Waisen." Ein bewundernswerthes Wort, das eines Châlier und Chaumette würdig wäre. Da die Präfectur mit Denunciationen überschüttet wurde, erklärte sie, sie werde solchen, die anonym kämen, gar kein Gehör schenken. „Wer eine Denunciation nicht zu unterzeichnen wagt, sagte der Officiel, der dient einem persönlichen Groll, nicht dem öffentlichen Interesse." Die Geiseln konnten die Nahrung, das Weißzeug, die Bücher, die Zeitungen von außen beziehen, Besuch von Freunden, von Berichterstattern fremder Zeitungen empfangen. Man bot sogar Herrn Thiers an, die hervorragendsten Geiseln wie den Erzbischof, Deguerry, Bonjean, Lagarde gegen den einzigen Blanqui auszuwechseln. Um diese Unterhandlung zu führen, wurde der General-Vicar nach Versailles geschickt, nachdem er dem Erzbischof und dem Delegirten geschworen, im Fall des Mißlinges zurückzukommen und sich zur Haft zu stellen. Aber Herr Thieres glaubte, in Blanqui bekomme die Bewegung ein Haupt. Die Ultramontanen, welche glühend nach dem Bischofsitz in Paris strebten, hüteten sich wohl den Gallicaner Darboy zu retten, dessen Tod ein doppelter Vortheil war, da er eine reiche Erbschaft eröffnete und zugleich mit geringen Kosten einen Märtyrer lieferte. Herr Thiers lehnte ab und war so klug, die Frage der Commission der Fünfzehn zu unterbreiten, welche gleichfalls mit Einstimmigkeit ablehnte. Als Vorwand gaben sie an, die Insurrection würde in Blanqui einen Führer gewinnen, ihr wirklicher Zweck war, jedoch, zur Hinrichtung der Geiseln zu drängen, um Frankreich in Schrecken zu setzen. Als Lagarde von dieser Weigerung erfuhr, hatte er keine Lust, sie zu überbringen, sondern brach sein Wort und blieb in Versailles.***)

---

*) Der Correspondent der Times, welcher das Kloster besuchte, schrieb seiner Zeitung: „Die Nonnen haben behauptet, dies seien orthopädische Instrumente — eine Lüge, die sehr leicht zu widerlegen ist. Was die Matratzen und Riemen betrifft, so habe ich ähnliche gesehen, die von der Facultät in Fällen von Tobsucht oder schwerer Entbindung angewendet wurden, aber es sind deren andere da, die nur zu sehr den erregten Verdacht rechtfertigen, da sie auf Anwendung roher Kraft hinweisen, wie sie durch keine bekannte Krankheit erfordert wird."

**) Die Schwester, welche als Oberin fungirte, ein großes, entschlossenes Mannweib, antwortete in gemüthlichem Ton auf Rigault's Frage, warum sie diese Frauen eingesperrt habe: „Um ihren Familien einen Dienst zu erweisen, denn sie waren wahnsinnig. Sehen Sie, meine Herrn, Sie werden als Familiensöhne einsehen, daß man manchmal froh ist, die Narrheit seiner Angehörigen zu verbergen." — „Kennen Sie denn das Gesetz nicht?" — „Nein Herr Commissär, wir gehorchen unsern Vorgesetzten." — „Wem gehören diese Bücher?" — Sie spielten die Einfältigen und übertrumpften die Pinsel.

***) Diese Unterhandlung ist zum Theil im Officiel der Commune berichtet worden. Wir fügen noch andre Details hinzu. Kurz nach seiner Verhaftung schrieb der Erzbischof an Herrn Thiers und beschwor ihn, den Hinrichtungen der Gefan-



Der Rath strafte den Erzbischof nicht für diesen Treubruch, sondern setzte ein paar Tage nachher seine Schwester in Freiheit. Nie setzte man die Vorrechte der Frauen hintan, selbst nicht in den Tagen der Verzweiflung. Die schuldigen Schwestern von Picpus und die andern nach St. Lazare verbrachten Nonnen wurden an einem besonderen Ort gefangen gehalten.

Die Präfectur und die Justizdelegation bezeugten ihre Humanität auch, indem sie den Gefängnißdienst verbesserten.*) Der Rath, der sich seinerseits bemühte, die persönliche Freiheit zu garantiren, erließ ein Decret, wonach jede Verhaftung augenblicklich dem Delegirten der Justiz angezeigt werden sollte und keine Untersuchung ohne förmliche Ermächtigung stattfinden durfte. Als schlecht unterrichtete Nationalgardisten verdächtige Individuen verhaftet hatten, erklärte der Rath im „Officiel", daß jedem Act der Willkür die Absetzung und augenblickliche Verfolgung des Schuldigen folgen solle. Ein Bataillon, welches bei

---

genen, wovon das Leben der Geiseln abhänge, Einhalt zu thun. Herr Thiers gab keine Antwort. Ein alter Freund Blanqui's, Flotte, schlug dem Präsidenten einen Tausch vor, indem er ihn darauf aufmerksam machte, daß der Erzbischof Gefahr laufen könnte. Herr Thiers machte eine sehr entschiedene Geberde: „Was geht mich das an!" Flotte nahm durch Darboy selbst die Unterhandlungen wieder auf, welcher Deguerry bezeichnete, um nach Versailles zu gehen. Da die Präfectur eine solche Geisel nicht loslassen wollte, trat der General-Vicar Lagarde an Deguerry's Stelle. Der Erzbischof unterwies ihn und Flotte führte Lagarde am 12. April auf den Bahnhof, wo er ihn schwören ließ, daß er zurückkehren wolle, wenn seine Sendung scheitere. Lagarde schwor: „Und sollte ich erschossen werden, ich komme zurück. — Können Sie glauben, ich könne auch nur einen Augenblick den Gedanken haben, S. Hochwürden hier allein zu lassen?" Als der Zug schon abfahren sollte, drang Flotte noch in ihn: „Reisen Sie nicht ab, wenn Sie nicht die Absicht haben zurückzukommen" Der Priester schwur von Neuem. Er reiste ab und überbrachte einen Brief, worin der Erzbischof die Auswechselung nachsuchte. Herr Thiers stellte sich an, als wisse er nichts von diesem Schreiben und antwortete auf das Erste, welches eine Zeitung der Commune veröffentlicht hatte. Diese Antwort ist eines seiner Meisterstücke von Heuchelei und Verlogenheit: „Die Thatsachen, auf welche Sie mich hinweisen, sind durchaus falsch, und ich bin wirklich überrascht, daß ein so erleuchteter Prälat wie Ew. Hochwürden — Niemals haben unsre Soldaten die Gefangenen erschossen, noch die Verwundeten umzubringen gesucht. Möglich daß sie in der Hitze des Kampfs von ihren Waffen gegen die Männer, welche ihre Generale ermorden, Gebrauch gemacht, aber wenn der Kampf zu Ende ist, tritt die Großmuth des Nationalcharakters wieder in ihr Recht. Ich weise also, Ew. Hochwürden, die Verleumdung zurück, die man Ihnen zugetragen hat. Ich bezeuge, daß die Soldaten niemals die Gefangenen erschossen haben." Am 17. empfing Flotte einen Brief, worin Lagarde ankündigte, seine Gegenwart sei in Versailles noch unentbehrlich. Flotte beschwerte sich beim Erzbischof, der an diese Treulosigkeit nicht glauben wollte. „Es ist unmöglich," sagte er, „daß Herr Lagarde in Versailles bleibt; er wird zurückkommen, er hat es mir selbst geschworen." Und er übergab Flotte ein Billet für Lagarde. Lagarde antwortete, Herr Thiers halte ihn zurück. Am 23. schrieb ihm Darboy: „Bei Empfang dieses Briefes möge sich Herr Lagarde unverzüglich auf den Weg nach Paris machen und nach Mazas zurückkehren. Diese Verzögerung compromittirt uns schwer und kann die bedauerlichsten Folgen haben." Lagarde gab keine Antwort.

Blanqui, welcher in das Fort du Taureau verbracht worden war, wurde in strengster Geheimhaft gehalten. Seine Freunde dachten daran, ihn zu befreien und es wurde eine Summe von 50,000 Frs. für seine Flucht zusammengebracht. Aber es hätte weit mehr bedurft und vor Allem auch geschickter Agenten, denn die geringste Unvorsichtigkeit konnte dem Gefangenen das Leben kosten. Die Sache zog sich hinaus; ein Theil des Geldes lag noch in der Kasse des Wohlfahrtsausschusses, als die Versailler eindrangen.

*) Es muß hier gesagt sein — denn in Zeiten des Kampfes darf man keine Verleumdung schweigend verachten — daß die Commune niemals Civilverbrecher in Freiheit setzte. Man sperrte sogar den bonapartistischen Fälscher Taillefer ein, der am 4. September frei geworden war.

der Gasgesellschaft nach Waffen suchte, glaubte sich ermächtigt, auch die Kasse an sich zu nehmen; der Rath ließ die Summe augenblicklich zurückbringen. Der Polizeicommissär, der Gustav Chaudey verhaftete, welcher angeklagt war, am 22. Januar das Feuer commandirt zu haben, hatte auch das Geld des Gefangenen an sich genommen; der Rath setzte den Commissär ab. Um alle Mißbräuche der Gewalt auszuspüren, ordnete er eine Untersuchung über den Zustand der Verhafteten und den Grund ihrer Verhaftung an und erkannte allen seinen Mitgliedern das Recht zu, die Gefangenen zu besuchen. Rigault reichte deshalb sein Entlassungsgesuch ein, welches man auch annahm, weil er lässig zu werden begann und Delescluze mußte ihn an seine Stelle zurückbringen. Seine Leichtfertigkeiten belustigten die Versailler Zeitungen, welche beständig auf der Fährte nach jenen Leichtsinnsscandalen waren. Sie beschuldigten diese kindliche Polizei, Paris zu terrorisiren und schilderten die Mitglieder des Raths, die sich weigerten, die Urtheile des Kriegsgerichts zu unterzeichnen, als Raubmörder. Die historische Scandalchronik à la „Figaro" setzte das Märchen fort. Diese gemeine Bourgeoisie, welche unter den dreißigtausend Decemberverhaftungen, unter den geheimen Haftbefehlen des Kaiserreichs das Haupt gebeugt, und zu den fünfzigtausend Maiverhaftungen Beifall geklatscht, heult noch immer über die acht- bis neunhundert, welche unter der Commune vorgenommen wurden. Sie überstiegen diese Zahl nicht in zwei Monaten des Kampfes und zwei Drittel der Verhafteten wurden nur einige Tage, manche nur einige Stunden gefangen gehalten. Aber die Provinz, einzig durch die Versailler Presse genährt, glaubte an ihre Erfindungen, die durch die Circuläre, welche Herr Thiers an die Präfecten telegraphirte, noch erweitert wurden: „Die Insurgenten räumen die bedeutendsten Häuser aus, um das Mobiliar zum Verkauf zu bringen."

Der Delegation der auswärtigen Beziehungen, die, nach einem ungeschickten Ausdruck, nur dem Kriegsministerium untergeordnet war, fiel die Aufgabe zu, die Provinz aufzuklären und zum Beitritt aufzumuntern. Seit dem 4. April — ich werde dies später ausführen — waren die Departements in Bewegung. Mit Ausnahme von Marseille, das zum Theil entwaffnet war, befand sich die Nationalgarde überall im Besitz ihrer Gewehre. Im Centrum, im Osten, im Westen, im Süden konnte man mit Leichtigkeit nachdrückliche Diversionen machen, die Bahnhöfe besetzen und dadurch die Artillerie und die Verstärkungen, welche nach Versailles dirigirt wurden, aufhalten.

Die Delegation begnügte sich, einige wenige Commissäre ohne Localkenntnisse, ohne Tact, ohne Autorität abzusenden Sie ließ sich sogar durch Verräther ausbeuten, welche ihr Geld einsteckten und ihre Instructionen in Versailles auslieferten. Bekannte Republikaner, die mit den Sitten der Provinz vertraut waren, boten vergebens ihre Dienste an. Hier wie anderwärts mußte man eben gefallen. Schließlich wurde eine Summe von nur 100,000 Frs. bestimmt, um Frankreich aufzuwiegeln.

Die Delegation fertigte nur eine sehr beschränkte Anzahl von Documenten ab: einen beredten und wahrheitsgetreuen Auszug der Pariser Revolution, zwei Manifeste an die Bauern, eines darunter von Madame André Léo, einfach, warm, und ganz dem Verständniß des Landvolks angemessen: „Bruder, man hintergeht dich. Unsre Interessen sind dieselben. Was ich verlange, willst auch du, die Befreiung, die ich fordre, ist auch die deine. — Paris will nichts anderes als den Boden für den Landmann, das Werkzeug für den Arbeiter." Diese guten Samenkörner wurden durch freie Ballons fortgetragen, welche durch einen erfindungsreichen Mechanismus in bestimmten Zwischenräumen die Druckblätter fliegen ließen. Wie viele gingen dabei verloren und fielen gar nicht in die Furche!

Diese Delegation, welche gar keine andere Bestimmung hatte, als den Dienst des Aeußeren, vergaß die übrige Welt völlig. In ganz Europa sog die Arbeiterklasse gierig die Nachrichten aus Paris ein, kämpfte im Herzen mit der

großen Stadt, welche ihre Hauptstadt geworden, verdoppelte die Versammlungen, die Umzüge, die Adressen. Ihre Zeitungen, die der Mehrzahl nach arm waren, stritten muthig gegen die Verleumdungen der Bourgeoispresse. Pflicht der Delegation war es, diesen kostbaren Hilfstruppen die Hand zu reichen, aber es geschah nichts. Einige stürzten sich in Schulden bis zum Bankerott, um diese Commune zu unterstützen, welche aus Mangel an Brod ihre Vertheidiger zu Grund gehen ließ.

Die Delegation, die keine Erfahrung, keine Hilfsquellen besaß, kam gegen die verschlagene Geschicklichkeit des Herrn Thiers kaum in Betracht. Sie zeigte großen Eifer, die Ausländer zu beschützen und schickte mit vollem Recht das prachtvolle Silberzeug des Ministeriums in die Münze, aber ihre nutzbringende Arbeit beschränkte sich auf beinahe nichts.

Dies waren die lebenskräftigen Delegationen. Da der Rath der Commune durch den Lauf der Dinge zum Vorkämpfer der Revolution geworden, da er sich die nationalen Rechte anmaßt, so verkünde er die Rechte des Jahrhunderts und lasse wenigstens, wenn er stirbt, dieses Banner auf seinem Grab. Es genügt ihm, die seit vierzig Jahren von der revolutionären Partei geforderten Einrichtungen in ihrer Gesammtheit klar zu formuliren.

Der Justizdelegirte — ein Advocat — brauchte nur die seit lange von allen Socialisten geforderten Reformen zusammenzufassen. Es war die Aufgabe einer Proletarierrevolution, die aristokratische Tendenz in unsrem Gerichtssystem, die despotischen, rückschrittlichen Doctrinen in dem kaiserlichen Codex nachzuweisen, zu zeigen wie das souveräne Volk, das sich beinahe niemals selber richtet, von einer Kaste gerichtet wird, die aus einer andern Autorität als der seinigen hervorgegangen ist, das widersinnige Aufeinanderstellen von Richtern und Tribunalen hervorzuheben, das Schreiberwesen, die Armee von Procuratoren, 40,000 Notaren, Sachwaltern, Gerichtsboten, Amtsschreibern, Taxatoren, welche jedes Jahr mehrere hundert Millionen des öffentlichen Vermögens verzehren. Es war vor allem Sache einer im Namen der Gemeinde vollzogenen Revolution, die Gemeinde mit einem Tribunal zu versehen, wo das in seine Rechte wieder eingesetzte Volk alle Streitigkeiten durch ein Geschwornengericht schlichten ließ, sowohl die Handels- und Civil, wie die Criminalfälle, ein einziges Tribunal ohne andere Appellation als wegen der Fehler im Verfahren, es war ihre Sache, nachzuweisen, wie die Sachwalter, Gerichtsboten, Amtsschreiber überflüssig gemacht, die Notare durch einfache Registraturbeamte ersetzt werden können. Der Delegirte beschränkte sich bescheidenerweise darauf, Notare, Amtsschreiber, Taxatoren mit festem Gehalt zu ernennen, was zu jener Zeit des Kampfs sehr überflüssig war und nur das Prinzip dieser Aemter heiligte. Kaum, daß einige Absichten durchdrangen. Es wurde decretirt, daß die Verhaftungsprotocolle die Beweggründe und die zu vernehmenden Zeugen angeben, und daß die Papiere, Werthgegenstände und Effecten der Verhafteten auf der Depositenkammer niedergelegt werden sollten. Ein Beschluß befahl den Directoren der Irrenhäuser, innerhalb vier Tagen einen Bericht über die Zahl und den Zustand ihrer Kranken einzusenden. Hätte der Rath in diese Häuser hineingeleuchtet, die so viele Verbrechen deckten, so wäre die Menschheit seine Schuldnerin gewesen, aber diesen Beschlüssen wurde keinerlei Folge geleistet.

Da ihr das Wissen mangelte, hätte die Delegation wenigstens einigen Instinct zeigen müssen. So wäre es z. B. ihre Pflicht gewesen, die Käfige von Picpus, die Skelette von St. Laurent ans Licht zu ziehen. Sie schien sich jedoch gar nicht damit zu beschäftigen und die Reaction machte sich über diese vorgeblichen Entdeckungen lustig. Die Delegation ließ sogar die Gelegenheit vorübergehen, ganz Frankreich, wenigstens auf einen Tag, mit der Commune zu verknüpfen. Man hatte Jecker in der Hand. Reich, muthig, waghalsig, hatte er stets auf die Straflosigkeit gebaut, denn in der Bourgeois-Gesetzgebung gingen solche Verbrecher frei aus. Nur die Revolution konnte an ihn heran. Nichts war einfacher als seinen Proceß einzuleiten. Jecker

behauptete, durch das Kaiserreich geprellt worden zu sein und erbot sich, Enthüllungen zu machen. In öffentlicher Sitzung vor zwölf aufs Gerathewohl gewählten Geschworenen konnte man durch ihn die mexikanische Expedition der Welt vor Augen führen, die Intriguen des Clerus entlarven, die Taschen der Diebe umdrehen, nachweisen, wie die Kaiserin, Miramon und Morny den Schlag ausgesonnen, aus welcher Ursache und für welche Menschen Frankreich Ströme Blutes und Hunderte von Millionen verloren hatte. Die Sühne konnte alsdann am hellen Tage, auf dem Concordiaplatz angesichts der mitschuldigen Tuilerien vollzogen werden. Die Poeten, die ja selten erschossen werden, hätten vielleicht gewinselt, das zahllose Volk, das ewige Opfer, hätte in die Hände geklatscht und hätte gesagt: „Die Republik allein übt Gerechtigkeit.“ Man versäumte es sogar, Jecker zu vernehmen.

Die Delegation des Unterrichts war berufen, eines der schönsten Blätter im Buch der Commune zu beschreiben, denn nach so vieljährigen Studien und Versuchen in allen Ländern muß diese Frage völlig gerüstet aus einem wahrhaft revolutionären Hirn springen. Die Delegation hat keine Denkschrift, keine Arbeit, keine Adresse, keine einzige Zeile zurückgelassen, um vor der Zukunft Zeugniß abzulegen. Und doch war der Delegirte ein Doctor, auf deutschen Universitäten herangebildet. Er begnügte sich die Krucifixe in den Schulsälen zu unterdrücken und alle Diejenigen, welche die Unterrichtsfrage studirt hatten, aufzurufen. Eine Commission wurde beauftragt, den Elementar- und Gewerbsunterricht zu organisiren, aber ihre ganze Arbeit bestand darin, daß sie am 6. Mai die Eröffnung einer Schule ankündigte. Eine zweite, die den Unterricht der Frauen zum Gegenstand hatte, wurde am Tag des Einzugs der Versailler angekündigt.

Die administrative Rolle der Delegation beschränkte sich auf unausführbare Beschlüsse und einige Ernennungen. Zwei zuverlässige und talentvolle Männer, Elie Reclus und B. Gastineau wurden beauftragt, die Nationalbibliothek wieder einzurichten. Sie untersagten das Ausleihen der Bücher und machten so dem Aergerniß ein Ende, daß sich gewisse Bevorrechtete aus den öffentlichen Sammlungen eine Bibliothek zustutzten. Die Künstlerföderation, welcher der bei den Wahlen am 16. April ernannte Courbet vorstand, beschäftigte sich damit, die Museen wieder zu eröffnen und zu überwachen.

Ohne einige Circulare der Municipalitäten wüßte man gar nichts von dem Gedanken dieser Revolution in Hinsicht auf das Unterrichtswesen. Mehrere hatten die von den Jesuiten und städtischen Lehrern verlassenen Schulen wieder eröffnet oder die zurückgebliebenen Brüder vertrieben. Die Schule des 20. Arrondissements kleidete und speiste die Kinder. Die Delegation des 4. Arrondissements sagte: „Dem Kind die Liebe und Achtung für seinesgleichen einzupflanzen, ihm Gerechtigkeitssinn einzuflößen, es zu belehren, daß es im allgemeinen Interesse lernen muß; das sind die Moralprincipien, auf denen von jetzt an die Communal-Erziehung ruhen wird.“ — „Die Lehrer der Asylschulen“, sagte die Delegation des 17. Arrondissements, „werden ausschließlich die auf Erfahrung gegründete, wissenschaftliche Methode anwenden, diejenige Methode, welche nur von der Darlegung physischer, moralischer, intellectueller Thatsachen ausgeht.“ Diese unbestimmten Formeln konnten kein vollständiges Programm ersetzen.

Wer wird also für das Volk sprechen? — Die Delegation des Arbeits- und Handelswesens. Ausschließlich aus Socialdemokraten bestehend, hatte sie sich zur Aufgabe gemacht, „das Studium aller nothwendigen Reformen, sowohl in den öffentlichen Aemtern der Commune als in den Beziehungen der Arbeiter — Männer und Frauen — zu ihren Brodherrn; die Revision des Handelsgesetzbuchs, der Zolltarife, die Umänderung aller directen und indirecten Steuern, die Aufstellung einer Statistik der Arbeit! — Sie soll die Grundzüge aller Decrete, die sie der Commmune vorschlagen wird, bei den Bürgern suchen.“

Der Delegirte Frankel ließ sich von einer aus Arbeitern gebildeten Initiativ-Commission unterstützen. In allen Arrondissements wurden Ausweis-

register für Arbeits-Angebot und Nachfrage eröffnet. Auf Verlangen vieler Bäckergesellen ließ die Delegation die Nachtarbeit aufheben, eine ebenso wohl gesundheitliche als sittliche Maßregel. Sie bereitete einen Vorschlag zur Liquidirung des Pfandhauses und ein Decret betreffs der Lohnabzüge vor und unterstützte das Decret hinsichtlich der durch ihre Inhaber geschlossenen Werkstätten.

Ein Antrag setzte den Opfern des Kriegs und den Dürftigen ein freiwilliges Gehalt aus. Wer es verschmähte, sich auf den letzteren Titel zu berufen, sollte sein Gehalt gegen ein in fünf Jahren fälliges Rückzahlungsversprechen beziehen. Der Bericht sagte zum Schluß: „Es versteht sich, daß der Liquidirung des Pfandhauses eine sociale Organisation folgen muß, welche den Arbeitern wirkliche Unterstützungsgarantien im Fall der Arbeitslosigkeit gewährt. Die Einsetzung der Commune fordert neue verbesserte Institutionen, welche den Arbeiter vor der Ausbeutung durch das Capital schützen."

Das Decret, welches die Lohnabzüge abschaffte, setzte einer der schreiendsten Ungerechtigkeiten der Capitalistenherrschaft ein Ziel, da diese Geldbußen, und zwar häufig unter dem allernichtigsten Vorwand, durch den Brodherrn selbst auferlegt werden, welcher somit Partei und Richter in einer Person ist.

Das Decret hinsichtlich der verlassenen Werkstätten gab der seit Jahrhunderten enterbten Masse den Besitz ihrer Arbeit zurück. Eine durch die Syndicalkammern ernannte Untersuchungscommission sollte die Statistik und das Inventar der verlassenen Werkstätten aufstellen, welche in die Hände der Arbeiter zurückfallen sollten. Solcherweise „wurden die Enteigner ihrerseits enteignet." Das 19. Jahrhundert wird nicht zu Ende gehen, ohne diese Revolution angebahnt zu haben. Jeder Fortschritt des Maschinenwesens bringt sie näher. Je mehr sich die Ausbeutung der Arbeit in wenigen Händen concentrirt, desto mehr wächst und ordnet sich die Arbeitermasse. Bald wird die bewußte und geeinigte Klasse der Producenten nur noch eine Handvoll Bevorrechteter vor sich haben, wie das junge Frankreich von 89. Der eingefleischteste revolutionäre Socialist ist der Monopolist.

Allerdings enthielt dieses Decret seine Lücken und erforderte ernstliche Erörterungen, besonders in Bezug auf die cooperativen Associationen, denen die Werkstätten zufallen sollten. Es war ebenso wenig wie das andere auf diese Stunde des Kampfes anwendbar und machte eine Menge von Nebendecreten nothwendig. Aber es gab wenigstens eine Vorstellung von den Rückforderungen der Arbeiter; und hätte man ihr nichts zu danken als die Errichtung der Commission für Arbeit und Handel, so hätte die Revolution vom 18. März schon mehr für den Arbeiter gethan, als die Bourgeoisversammlungen von Frankreich seit dem 5. Mai 1789.

Die Delegation der Arbeit wollte in die Karten der Intendanz einen klaren Einblick thun. Sie wies nach, daß die sog. Abzüge den Arbeitslohn und nicht den Gewinn der Unternehmer herabdrücken, die ohne Rücksicht auf den Preis auf jedes Angebot eingehen, da sie immer gewiß sind, es am Arbeiter wieder hereinzubringen. „Und die Commune ist blind genug sich zu solchen Manövern herzugeben," sagte der Bericht. „Und in diesem Augenblick geht der Arbeiter in den Tod, um nicht länger dieser Ausbeutung zu erliegen." Der Delegirte verlangte, daß die Kaufbedingungen den Preis des Arbeitslohns enthalten, daß die Käufe vorzugsweise den Arbeitergesellschaften anvertraut und die Preise schiedsrichterlich zwischen der Intendanz, der Syndicalkammer der Gesellschaft und dem Delegirten der Arbeit festgesetzt werden sollten.

Um die finanzielle Verwaltung aller Delegationen zu überwachen, setzte der Rath im Mai eine höhere Gelderverrechnungscommission ein, welche beauftragt wurde, ihre Rechnungen durchzusehen. Er decretirte, daß die Beamten oder Lieferanten, welche der Erpressung, der Veruntreuung oder des Diebstahls schuldig befunden worden, mit dem Tod bestraft werden sollten.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Albert Hermann in Berlin.
Druck und Verlag von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Redaction und Expedition
Berlin S.W.
Beuth-Straße 8.

6. Jahrgang. | Berlin, 19. April 1878. | Nr. 16.

Hausrath und sein Strauß.*)

Von Dr. Paul Nerrlich.

Ein wirklich erschöpfendes biographisches Werk über David Friedrich Strauß wird allerdings, wie der Verfasser vorliegender Monographie in der Vorrede mit vollem Rechte bemerkt, erst eine spätere Zeit geben können. Aber auch bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft und auch mit dem Materiale, das jetzt dem Biographen zur Verfügung gewesen ist, hätte ein ungleich befriedigenderes Werk geschaffen werden können. Wenn es nur eben nicht ein Theolog gewesen wäre, der auf den Gedanken gekommen, über Strauß zwei Bände zu schreiben. Von einem Theologen kann Strauß ebensowenig verstanden und dargestellt werden als Luther von einem katholischen Priester oder einer der Apostel von einem der heidnischen Priester. Denn wie kann wohl jemand, der bei all seinem „Liberalismus" doch mit solcher Hartnäckigkeit als Vertheidiger des Bestehenden auftritt, dem Karl Schwarz' Geschichte der neuesten Theologie ein „klassisches" Werk ist, wie kann eben dieser zum Biographen eines Mannes werden, der muthig und tapfer und genial das Banner der neuen Zeit hochhält, der energisch und begeistert einen Bruch mit dem Hergebrachten verlangt, der überzeugend nachgewiesen, daß die Theologie überhaupt nicht mehr lebensfähig, daß sie ein todter Ast am Baume der Wissenschaft ist?

„David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit" nennt Hausrath sein Buch. Als ob Strauß nichts weiter denn ein Theolog gewesen, ja als ob selbst seine theologischen Schriften nicht durchweg in der Philosophie unseres Jahrhunderts wurzelten! Nur von der Warte der Hegel'schen Philosophie aus vermag der Biograph das epochemachende und segensreiche Wirken von Strauß zu überschauen; nur der, welcher Feuerbach, Ruge, die hallischen Jahrbücher auf das Genaueste kennt, ist berufen, über Strauß zu reden.

Letztere aber sind Hausrath so gut wie unbekannt, von Hegel kennt er nur einiges aus der Religionsphilosophie und auch dies nicht aus den Quellen. Die Theologen nach Art des Herrn Professor Hausrath, also z. B. Herr Schenkel, werden allerdings die Monographie mit vielen Freuden begrüßen, jeder Nichttheologe aber wird sie völlig ent-

*) David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit von Dr. A. Hausrath. Heidelberg, Bassermann. I. Theil 1876. II. Theil 1878.

täuscht aus der Hand legen; verkannt werden soll dabei freilich nicht, daß der zweite Band ungleich werthvoller für den Nichttheologen als der erste.

Wir alle verfolgen mit lebhaftem Interesse die Schilderung des „doctrinären Fanatismus" eines Hengstenberg, wir vernehmen mit Ergötzen und mit Abscheu zugleich die „Clauren'schen Romanphantasien," die „Trivialitäten und Sophismen," die „wahrhaft köstliche Dreistigkeit" und die „albernen Vorstellungen" jenes Sohnes des Kornthaler Sectirers, des dereinst allmächtigen Generalsuperintendenten Hoffmann; wir alle endlich zollen dem Verfasser unsern vollen Dank für die freimüthige Schilderung des frommen Friedrich Wilhelm IV; für die Darlegung der unter seiner Regierung herrschenden Reaction, Romantik und Denunciantenwirthschaft. Aber wozu dies alles in einer Monographie über Strauß mit so peinlicher Wahrung selbst des größten Details? Hausrath selbst redet davon, daß die polemischen Schriften Hoffmanns gegen Strauß heut verschollen; warum weckt er denn das Todte noch einmal aus der nur zu wohl verdienten Ruhe? warum führt er uns durch so öde Steppen, auf denen nichts anderes sein kümmerliches Dasein fristet als Schriften wie die von Johann Peter Lange? Der größte Theil des zweiten Buches, welcher mit entsetzlicher Breite und Ausführlichkeit uns den Stand der theologischen Wissenschaften beim Erscheinen des Lebens Jesu vorführt, der uns über längst verschollene Supranaturalisten, Rationalisten und speculative Theologen unterrichtet, ist vollständig überflüssig. Das Meiste davon kommt ja unmittelbar darauf im dritten Buche wieder zum Vorschein, bei Gelegenheit der Streitschriften lernen wir ja diejenigen Gegner von Strauß, auf die es überhaupt ankommt, so ausführlich kennen als wir es nur wünschen; warum also, ich wiederhole es, bei so Unerquicklichem so über Gebühr lange verweilen?

Doch ich beschränke mich, wird Herr Hausrath einwenden, gar nicht auf die Theologie, ich verbreite mich auch des Weiteren über die socialen und politischen Zustände und ich rede auch von dem, was Strauß sonst noch geschaffen. Ganz recht, nur daß letzteres durchaus unzureichend, und daß, was ersteres betrifft, der Verfasser auch hier wieder nicht Maß zu halten versteht. Bei der Geschichte der Züricher Wirren und späterhin bei der Schilderung der „politischen Laufbahn" verliert er seinen Helden allzusehr aus den Augen; er referirt uns sorgfältigst jede Rede eines jeden Cantönlimannes, er hat alle Zeitungen und Blättlein durchforscht, um uns die Wahlkämpfe und parlamentarischen Schlachten am Ausgange der vierziger Jahre zu schildern, allein cui bono? ist auch hier die Frage.

Hausrath klagt Strauß so oft an, daß er nach dem Vorgange Hegels „den tiefsinnigen Begriff der Persönlichkeit aus der Geschichte lösche." „Seit das immanente Denken, die Idee," meint er an einer andern Stelle, „alles vollbrachte, war der tiefsinnige Begriff der Persönlichkeit entwerthet." Bei Herrn H. vollbringt allerdings das immanente Denken nicht gar viel, wohl aber hat auch er uns kein nur mäßigen Ansprüchen genügendes Bild von der grandiosen Persönlichkeit seines Helden gegeben. Es fehlt ihm vollständig die Liebe, die Begeisterung für diesen Helden, und wer die nicht hat, nun, der soll eben keine Biographie schreiben. Hausrath redet allerdings davon, daß das Leben Jesu die theologische Welt umgekehrt hat, daß es der Weltliteratur angehöre, daß ganz Europa

von ihm gesprochen und es seinem Verfasser einen europäischen Namen geschaffen. Er redet von der „eminenten Begabung des Mannes.“ Strauß ist ihm einer der ersten Schriftsteller, einer der bedeutendsten Geister; er giebt zu, daß als Schriftsteller Strauß seit Goethe seines Gleichen nicht gehabt hat; er räumt mit Rümelin ein, daß Strauß in seinen Streitschriften sein Vorbild Lessing nicht nur erreicht, sondern übertroffen. Und doch weiß er ihn in der Vorrede nicht anders, denn als einen merkwürdigen Mann zu bezeichnen; er ertheilt ihm und seinen Freunden die wohlwollende Censur, daß sie begabte junge Leute seien; er lobt seine Ehrlichkeit, ja er findet es für gut, noch besonders hervorzuheben, daß Strauß ein rechtschaffener Mann gewesen. Zu diesen höchst zweifelhaften Lobsprüchen gesellt sich nun eine Reihe der schlimmsten Anklagen. Wie freilich Strauß, wenn er dieselben wirklich verdiente, jemals eine europäische Berühmtheit, einer unserer bedeutendsten Geister hat werden können, das zu erklären hält Herr H. nicht für nöthig. Dieselben Streitschriften, die er das eine Mal gerühmt, nennt er anderwärts Libelle. Strauß ist ihm wesentlich eine pathologische Erscheinung. „Alle Hauptentscheidungen seiner schriftstellerischen Thätigkeit sind,“ sagt er, „durch momentane Verhältnisse mit bedingt, und grade seine radikalsten Auslassungen sind absolut nur Verstimmungsproducte gewesen und zuweilen Producte ziemlich rasch vorübergehender Verstimmungen.“ Die negative Bilanz der Glaubenslehre ist ihm nur eine pessimistische Wendung, die Strauß nimmt, nachdem er auf die theologische Carriere verzichtet hat. „Seine scheinbar kalte Dialektik stand stets,“ so lautet eine andere Variation dieses Themas, „im Dienste augenblicklicher Stimmungen. Aus rein persönlichen Anlässen heraus ertheilt er Lob und Tadel; er erhebt sich nur gegen die Liberalen, weil sie sein Leben Jesu unfreundlich beurtheilt; er hat der Befriedigung eines persönlichen Rachebedürfnisses den Fortschritt des kirchlichen Liberalismus aufgeopfert.“ Das eine Mal gehört Strauß dem Verfasser zu den unpraktischen Radikalen, die das Gute, das erreichbar ist, jedesmal einem rein imaginären Bessern zum Opfer bringen, ein andermal hebt er wieder den trocken egoistischen Zug hervor, der die unliebenswürdige Seite an Strauß von Anfang an gewesen sei; es fehle ihm der wärmere Antheil an den Schicksalen der Menschen und des Lebens, der den weisen Mann ausmacht.

Den letztgenannten schweren Vorwurf weiß Hausrath nicht anders zu begründen als damit, daß Strauß durch seine Bücher nur für die Gebildeten gesorgt und sich nicht auch um „das Volk“ gekümmert habe. Für jeden andern als Herrn H. wird, hoffen wir, die bloße Anführung dieser Begründung zugleich ihre Widerlegung sein; was aber die Reizbarkeit betrifft, so wird jeder, der nur einigermaßen vorurtheilsfrei urtheilt, Wilhelm Lang beistimmen, der in dieser Reizbarkeit seines Naturells nur die Kehrseite jener feinen Organisation findet, vermöge deren Strauß die Strahlen der Bildung seines Zeitalters in sich auffaßte. Und dann erwäge man doch die Stürme, die Strauß umtost haben. Herr H. erinnere sich, daß er selbst von jenem Ketzergefühl redet, von dem Gefühl ausgestoßen, excommunicirt, mit dem Geruche der Pest umgeben zu sein. Er bedenke, daß Strauß den Widerspruch der ganzen Welt zu ertragen hatte, daß die jüngeren Theologen nie und nirgends schneller und besser Carriere machen konnten als wenn sie sich gegen ihn, den Antichrist und Atheist, erhoben; wird er es dann nicht begreiflich

finden, daß Strauß nicht mit dem Gleichmuth das Leben hinnahm, wie ein wohlbestallter Professor der Theologie, dem freilich nicht die ganze Welt widerspricht? Es ist wirklich seltsam: Die Zunft der Theologen erklärt Strauß für vogelfrei; sie verfolgen ihn in ohnmächtigem Grimme mit Anathemen, mit Haß und mit Spott. Strauß nimmt dies natürlich nicht gleichmüthig hin. Flugs aber ist sein Biograph bei der Hand und belehrt die Leser: Seid ruhig! Strauß wäre gar nicht so radikal gewesen, wenn er nicht gereizt worden wäre. Es würde Herrn H. auf diese Weise nicht schwer fallen, die gesammte Weltgeschichte aus den persönlichen Stimmungen der Helden zu erklären.

Doch es fehlen noch einige wesentliche Züge zu dem Bilde, welches uns der Verf. von Strauß entwirft. Er beklagt es auf das Tiefste, daß das Leben Jesu so ausschließlich negativ ausgefallen, die pure Negation aber sei immer unfruchtbar. Da hätte doch die Tübinger Tendenzkritik mit ihrer ganz neuen Methode der Untersuchung ganz andere positive Resultate zu Tage gefördert. Hier habe sich eine ganz neue Construction der urchristlichen Geschichte aufgebaut, in der jedem neutestamentlichen und altchristlichen Schriftstück sein Platz angewiesen war und innerhalb deren auch die einzelnen Evangelien ihre Stelle fanden. Allein wie kann Hausrath diese Klagen vor seinem historischen Gewissen verantworten, wie kann er diese Negativität des Resultates Strauß zum Vorwurfe machen, wenn er an andern Stellen, und zwar mit vollem Rechte, darauf hinweist, daß die Aufgabe die sich Strauß gesetzt, eine nach dem Gange der theologischen Discussion gebotene war? wenn er gradezu von der wissenschaftlichen Nothwendigkeit des Straußischen Buches redet? „Um einer historischen Behandlung die Wege zu ebnen," sagt er selbst, „mußte mit einer Schärfe die jeden Widerspruch zum Schweigen brachte, gezeigt werden, daß diese Berichte nicht übereinstimmten .... Die dogmatischen Voraussetzungen, die alle Exegese und Kritik drückten, waren vor allen Dingen zu sprengen, vorher konnte der kritische Arbeiter garnicht sein Werk beginnen. Ueberhaupt ist es gar nicht die Art reformatorischer Köpfe, der Welt über Nacht das richtige Resultat zu bescheeren, sondern durch Sturz des bestehenden Falschen dem Geiste Luft zu schaffen, der dann in weitaussehender langsamer Arbeit den neuen Bau gestaltet." Diese Worte sind nicht etwa die eines begeisterten Verehrers und Vertheidigers von Strauß, sondern Herr Hausrath selbst hat sie geschrieben, es ist also wohl die Frage gestattet, ob er denn nicht den Widerspruch dieser Worte mit den oben erwähnten Anklagen einsieht. Um die feinen Unterschiede, ob eine Schrift mythisch zu erklären sei oder als Tendenzschrift, handelt es sich bei der Frage um das Urchristenthum für die Gemeinde der Christen garnicht; diese Unterschiede sind lediglich Schulfragen. Der Christ dagegen, der Gebildete überhaupt, will wissen, ob die Bibel Gottes Wort, ob sie inspirirt, ob ihre Berichte, ihre Wunder historisch, glaubwürdig sind. Wenn nun zwei Parteien sich dahin einen, daß sie alle diese Fragen verneinen, so mögen sie im Einzelnen noch so sehr von einander abweichen, so werden diese Abweichungen doch jedem Unbefangenen unerheblich erscheinen, für ihn also werden die Tübinger mit ihrem angeblich Positiven genau auf derselben Linie stehen wie Strauß mit seinem Negativen; er wird vollkommen dem beistimmen, wenn Strauß F. Chr. Baur sagen läßt:

Wie Nein und Ja sind wir, wie Sturm und Regenbogen;
Er sagt: es ist nicht wahr; ich sag: es ist gelogen.

Doch es ist gar nicht einmal wahr, daß Strauß lediglich negativ ist, sowohl das Leben Jesu als die Glaubenslehre haben einen sehr wesentlichen positiven Kern; ja dieses Positive ist der treibende Keim, aus dem sich alles entwickelt. Ich meine damit die Hegelsche Philosophie; doch davon nachher noch ein paar Worte.

Herr Hausrath bleibt uns aber auch nicht die Erklärung dafür schuldig, warum Strauß ihn so wenig befriedigt. Strauß ist ihm von vornherein keine religiöse Natur und es konnte sich auch niemals eine solche aus ihm entwickeln. Er ist ihm zwar ein kritischer, aber kein speculativer Kopf, und kannte gar nicht das Bedürfniß eines eigenen festen Standpunktes. Er ist schon unter Verhältnissen, die für die religiöse Anregung wenig günstig waren, aufgewachsen; schon in der ersten Predigt findet Hausrath eine auffallende religiöse Dürftigkeit; seine Abneigung gegen die religiösen Potenzen ist ihm eine unhistorische Beschränktheit.

Ehe wir jedoch dem Verfasser hierauf antworten, müssen wir uns von ihm belehren lassen, wer denn nun wohl eine religiöse Natur sei. Er geht davon aus, daß Schleiermacher der Neubegründer, der Kant der neueren Theologie sei. Dieser habe im Gegensatze zu Hegel erwiesen, daß die Religion nicht ein Denken sei, sondern Empfinden, Fühlen. Deßhalb seien auch die Frauen religiöser als die Männer, grade wie die Männer religiöser wie die Frauen sein müßten, wenn die Religion wie Hegel behauptet, ein Denken wäre. Nicht um Verstand und Wissen haudelt es sich bei der Religion, sondern um Gemüth und Glauben; dieser Glaube aber ist nicht vom Denken zu meistern. Es giebt außer dem verstandesmäßigen auch ein religiöses Wissen vom Absoluten. Wie sich das Absolute uns im Verstande als ein geordnetes, gesetzmäßiges, zurecht legt, nennen wir es Welt. Wie wir es im Gefühl als ein weises, gutes, allwirkendes erkennen, nennen wir es Gott. Wäre die Religion, heißt es schließlich, ein Denken, so wäre die christliche Religion für uns Kinder des neunzehnten Jahrhunderts abgethan, so wäre die Theologie gegenstandslos, so fielen ihre Disciplinen der Geschichte und Philosophie anheim, so wäre die Existenz der Kirche gefährdet.

Das also ist es worauf Hausrath hinaus will. Wo bliebe denn seine Kirche, wo seine Theologie, wenn Strauß Recht hätte. Diese dürfen nicht fallen, also muß Strauß Unrecht haben. Und doch werden sich die Herren mit der Zeit an den Gedanken gewöhnen müssen, dem übrigens unter den Theologen Niemand näher gewesen als der unvergeßliche Richard Rothe, daß die Kirche dereinst so gut wie die Theologie hinschwinden werden, daß ein völlig neues Gebäude sich auf den Trümmern des alten erheben wird, daß die christliche Religion so gut wie die heidnischen für uns dereinst „abgethan" sein wird. Für Hausrath ist Schleiermacher das A und O; seine ganze Deduktion ist nichts als eine Reproduktion des Schleiermacher'schen Standpunktes. Nun aber nennt er doch Schleiermacher im ersten Bande mehr als einmal einen Romantiker; Schleiermacher ist ihm der „große Gefühlstheologe der romantischen Schule." Wie stimmt zu alle dem, daß er in dem zwei Jahre später erschienenen zweiten Bande bei Besprechung Friedrich Wilhelms IV. so heftig gegen die romantische Schule polemisirt? „Die Losung dieser ganzen Schule", sind seine eigenen Worte, „war, wie ein geistreicher Däne gesagt hat, nicht die des sterbenden Göthe: Licht, mehr Licht! sondern: Finsterniß, mehr Finsterniß!" Aber ich bitte Sie, Herr

Professor, haben Sie denn ganz vergessen, daß Ihr ganzes System mit dem Namen steht und fällt, den Sie jetzt selbst, ohne es zu wissen und zu wollen, als zu den Obscuranten gehörig erklären? Doch weiter! Sie sagen, daß die Religion Empfinden und Fühlen sei, gehe schon daraus hervor, daß die Frauen religiöser als die Männer seien. Doch da verwechseln Sie hier wie überall das Subjective mit den Objectiven, die Religiösität mit der Religion. Religiösität ist die Intensität, die Energie welche einen bestimmten gegebenen religiösen Inhalt ergreift, und daß diese Energie unter Umständen mehr den Frauen als den Männern eigen sei, kann zugegeben werden. Diese Religiösität ist aber völlig unfruchtbar; sie harrt der Befruchtung durch den objektiven, von anderer Seite her gegebenen Inhalt, durch die Religion, und diesen empfängt sie allein vom Manne. Oder kann uns etwa Herr Hausrath eine einzige Frau nennen, welche eine Religion gestiftet hat? Er findet diese ebensowenig als eine, die ein philosophisches System geschaffen. Er schlage doch ein beliebiges Kapitel der Bibel auf; ist denn da wirklich das, worauf es ankommt, ein Produkt des Fühlens, Empfindens, des Gemüthes? Ist nicht alles Spekulation, Denken über Anfang und Ziel aller Dinge, über das Wesen und die Bestimmung des Menschen? Er schlage die für das Wichtigste erklärte „Bergrede" auf. Unterscheiden sich etwa die Seligpreisungen und alle die Ermahnungen zur Gottseligkeit qualitativ von dem was uns die Philosophen alter und neuer Zeit gelehrt haben? Ist denn da wirklich nichts von Lehre, von System, von Wissenschaft zu finden?

Doch geben wir dem Verfasser einmal seine Unterscheidung von Glauben und Wissen zu. Was würde wohl ein Apostel, ein Kirchenvater, ja was Luther zu dem gesagt haben, was Herr H. seinen Glauben nennt, den das Denken nicht meistern darf? Was giebt Herr H. nicht alles preis in der Bibel; was ist ihm nicht alles unhistorisch, gleichgültig! Nur im Unwesentlichen weicht er factisch von Strauß ab und das soll Glauben sein? „Das Wort sie sollen lassen stahn" heißt es. Allein was kümmert Herrn H. das Wort? er unterscheidet vom Worte den Geist und der verrichtet Wunder. Willkür, schrankenlose Willkür und Subjektivismus, Stimmungen, unklares Empfindeln, Sophismen, dies und noch anderes wird so auf den Thron erhoben.

Diesem Ideale kann Strauß freilich nicht entsprechen. Religiös nach Herrn Hausraths Recept ist er freilich nicht. Hoffentlich aber tritt recht bald ein Berufener auf, welcher den unsterblichen Mann gegen die Verunglimpfungen seines ersten Biographen in Schutz nimmt. Der wird dann zeigen, daß Strauß im Gegentheil eine tief religiöse Natur war, einer der zuerst mit glühenden Begeisterung umfaßt hat, was ihm als göttlich, als heilig überliefert wurde, dem das Heilige zur Herzenssache geworden. Bald aber regten sich in ihm Zweifel; er forschte und kämpfte, und da fand er denn, daß ihm die christliche Weltanschauung mit der modernen unvereinbar und daß der Geist allein in dieser, nicht aber in jener Befriedigung finde. Wäre Strauß keine tief religiöse Natur gewesen, was in aller Welt hätte ihn dann bestimmt sich in die Probleme der Religion zu versenken? Haben ihn, den Abgesetzten und Gebannten, etwa äußere Vortheile bestimmt, die Glaubenslehre dem Leben Jesu folgen zu lassen? Ist es nicht vielmehr das Bestreben gewesen, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben und die Probe darauf zu machen, ob die gesammte christliche Weltanschauung dem nach Frieden,

nach innerer Ruhe sich Sehnenden genüge? Herr H. kennt doch auch, wie wir sehen, sehr genau Strauß's Aufsatz über den politischen und theologischen Liberalismus. Glaubt er wohl, daß der von jemandem geschrieben sein könne, dem „auffallende religiöse Dürftigkeit“, „Abneigung gegen die religiösen Potenzen“ vorzuwerfen?

Daß Strauß' letztes epochemachendes Werk, der alte und neue Glaube, bei dem Verfasser noch viel weniger Gnade findet, kann uns dem Bisherigen zufolge durchaus nicht Wunder nehmen. Natürlich wird auch dies Werk wiederum aus persönlicher Verstimmung abgeleitet; Strauß sei eben ein gereizter alter Mann gewesen. Unhistorisch bis zum Banausischen wird er genannt; „das aber steht zu fürchten“, prophezeiht Herr H., „daß dieses Buch einer vollkommen banausischen Halbbildung Vorschub thue, die selbst das, was sie noch anerkennt, nicht mehr versteht.“ Auch im Uebrigen bringt der Verfasser nichts wesentlich Neues vor; wir können uns also darauf beschränken, unseren eigenen Standpunkt dem Buche gegenüber mit einigen Worten anzudeuten.

Ueberall da wo Strauß negirt, so können wir unser Urtheil präcisiren, ist er bewunderungswürdig, unwiderleglich; die Position dagegen steht diesmal, ganz anders wie in seinen ersten Schriften, auf bedenklich schwachen Füßen. Das Vortrefflichste sind die Ausführungen über das Christenthum. Kläglich und hülflos erscheinen ihnen gegenüber alle die Versuche zu retten was doch längst verloren. Ich bitte Herrn Hausrath und seine Anhänger mir doch die Frage zu beantworten, was denn wohl aus dem Katholicismus oder den heidnischen Religionen werden soll, wenn das Christenthum ist, was die modernen Liberalen dafür ausgeben. Sie müßten doch consequenterweise erwarten und verlangen, daß ihr Christenthum über die Katholiken und über die Religion der Heiden den Sieg davon trage. Ist dies wohl denkbar? Nehmen wir beispielsweise an, Herrn Hausrath sei die Aufgabe zugefallen, einen hochgebildeten Chinesen zu bekehren. Dieser weiß, daß auch die Christen ihre heiligen Schriften haben so gut wie sie selbst. Nun muß doch Herr H. dem zu Bekehrenden die Resultate der modernen Forschung, soweit er selbst sie angenommen, mittheilten. Er muß den Widerspruch zwischen dem wie ihm selbst Christus erscheint und wie ihn factisch die Bibel schildert, darlegen; er muß bekennen, daß er nicht an Wunder, nicht an die übernatürliche Geburt, nicht an die Auferstehung des Stifters der christlichen Religion glaubt; er muß die Differenz seines Gottesglaubens mit dem der Bibel darlegen. Meint er denn wirklich, daß der zu Bekehrende ihn noch für einen Christen halten wird? Wozu soll er sich überhaupt bekehren? zu dem Christus und zu der Weltanschauung der Bibel? Aber Herr H. muß ihm ja, da er ehrlich ist, versichern, daß dieser Christusglaube und diese Weltanschauung nicht mehr die unsern sind. Also zu dem was ihm Herr H. lehrt? Aber da wird er ihm mit Recht einwenden: unzählige andere, die sich auch Christen nennen, stimmen hiermit gar nicht überein, noch weniger stimmt das zu den Ueberlieferungen früherer Jahrhunderte.

In Wirklichkeit ist das Christenthum Transcendenz, Dualismus; auf der einen Seite der außerweltliche Gott des Jenseits, die Seligkeit nach dem Tode; auf der andern Seite die sündige Menschheit, das irdische Jammerthal, der Mittler aber zwischen beiden ist allein Christus, der Sohn Gottes. Durch den Glauben an diesen, an sein Leiden und

Sterben wird der Mensch erlöst. Das ist das Fundament der christlichen Weltanschauung; wem das Fundament fehlt, und Hausrath gehört zu diesen, der hat nicht mehr ein Recht, sich einen Christen zu nennen.

So unwiderleglich dieser erste Theil bei Strauß ist, so wenig können wir uns mit dem zweiten einverstanden erklären. Das Verhängniß für Strauß ist, daß er dem Materialismus verfallen. Auf dieser Grundlage aber kann nichts Befriedigendes auferbaut werden. Strauß hätte nicht Hegel voreilig über Bord werfen, er hätte nicht so weit wie Feuerbach gehen sollen, damit ist alles gesagt. Er hätte auf Grundlage der Glaubenslehre weiter bauen sollen, dann wäre ihm allerdings auch der Atheismus die Religion der Zukunft gewesen, allein nicht der Atheismus, welcher den Geist negirt, sondern der, welchem alles Geist ist. Strauß hat schon früher verlangt, daß das Christenthum sich zum reinen Humanismus fortbilde. Dieser Humanismus ist aber nimmermehr bei den in den alten Dogmatismus zurücksinkenden Materialisten zu finden, welchen der Mensch Ding unter Dingen, sondern bei der auf dem Kantischen Kriticismus consequent weiter bauenden Philosophie, wie sie in Hegel ihren Abschluß gefunden. Dieser Philosophie verdanken wir ja das erste Leben Jesu; Strauß ging ja damals davon aus, daß alle die Prädikate, welche die Kirche dem Gottmenschen beilegt, der Gesammtheit der Menschen zukommen. Hätte er nur versucht, auf Grundlage des Satzes „der Mensch ist Gott" unser Leben zu ordnen, wir hätten wahrlich ein befriedigenderes System, die Keime der neuen Religion erhalten.

Doch zurück zu Herrn Hausrath! Ein würdiges Seitenstück zu seiner sonstigen Polemik ist das, was er über die Streitschrift gegen Schenkel, welche er „die unglücklichste Action des großen Kritikers" nennt, vorbringt. Das Meiste von dem, was Strauß gegen den Herrn Kirchenrath ins Feld führt, wird einfach ignorirt, und doch wäre nichts nöthiger gewesen, als den Freund gegen die gewaltigen Angriffe zu schützen. Statt dessen wird Strauß wieder und immer wieder in allen möglichen Tonarten vorgeworfen, daß er durch seine Polemik gegen die Liberalen den Orthodoxen in die Hände gearbeitet, während er doch Herrn Schenkel nach Hausraths Meinung als Mitkämpfer hätte begrüßen müssen. Allein so lange bis Hausrath nicht Punkt für Punkt die Straußische Schrift widerlegt, so lange er nicht Schenkels Handlungsweise Kuno Fischer gegenüber vertheidigt, so lange werden wir uns freuen, daß Strauß einen solchen Mitkämpfer nicht nur verschmäht, sondern auch seine Taktik uns schonungslos blosgelegt hat.

So wenig es nun nach alle dem Herrn Hausrath gelungen ist, uns ein befriedigendes Bild von der Persönlichkeit und der historischen Bedeutung von Strauß zu geben, so ungenügend und dürftig ist, was er über seine sonstige, Bewunderung und Staunen erregende Thätigkeit vorbringt. Schriften, wie die über Hutten, Frischlin, Schubart oder Voltaire werden nur mit wenigen, wenig sagenden Worten abgefertigt; die Mehrzahl der kleinen Schriften werden entweder gar nicht oder nur summarisch erwähnt; es ist eben das Buch eines Theologen für Theologen. Auch gegen den Stil endlich läßt sich so manches vorbringen. Der Verfasser berichtet, Strauß sei nach Stuttgart gezogen, um da von der Kunst zu leben, die er verstand, vom deutschen Stil. Um zu beurtheilen, ob Herr H. von dieser Kunst leben könne, wird, denke

ich, folgendes ausreichen. Es finden sich (II., p. 379) Worte neben einander wie „die die des"; er beschenkt uns mit Wortbildungen, wie „genaturt, verbeschied". Schubart ist ihm ein baufälliger Charakter. Strauß' Mutter, erzählt er, hätte „ihren Sohn gern unter der Haube gesehen". Strauß nahm, heißt es anderwärts, den Gegner „in seine Mache"; auch von einem Stachel, der am Ende einer Schrift „hervorzüngelt", weiß uns Hausrath zu berichten. Auch an Gleichnissen ist er recht reich. So redet er von einer Theologie, „die das Gesicht in energischen Muskelbewegungen auf- und abschiebt, damit der, der nicht weiß, wie leer ihre Taschen sind, von ferne meine, sie habe zu essen". Um das Geschmacklose von Männern wie Paulus, welche das Geschichtliche festhalten aber die Idee preisgeben, zu illustriren, bemerkt er: „so wird es immer Leute geben, denen das Gold am Tempel heiliger ist als der Tempel und das Opfer auf dem Altare heiliger als der Altar selbst." Er überrascht uns (I., p. 110) mit der Wahrheit, daß jede Scheere zwei Schneiden hat. „Lassen sich die Kirchenfenster nicht von Seiten des Spinozistischen Pantheismus einwerfen", heißt es II., p. 20, so springt Strauß hinüber auf den der sittlichen Autonomie des Rationalismus und braucht dort seine Schleuder.

Ein ander Mal läßt Hausrath Strauß „das Scharfrichteramt" an der Harmonistik vollziehen. Doch genug! der Liebhaber von dergleichen wird ohne Schwierigkeit noch eine reiche Ausbeute finden. Wir aber können am Schluß nur nochmals unser aufrichtigstes Bedauern aussprechen, daß Strauß keinen besseren Biographen gefunden: doch es wird ja, dessen sind wir sicher, in nicht zu ferner Zeit der kommen, welcher den großen Todten, der zu den Edelsten und Besten nicht unseres Jahrhunderts, nein, aller Jahrhunderte gehört, der dankbareren Nachwelt in dem Glanze zeigt, den die Mitlebenden, weil sie durch ihn noch geblendet waren, nicht ertrugen. Gegen Herrn Hausrath aber wären wir undankbar, wenn wir jetzt zuletzt nicht noch das eine mit lebhafter Freude hervorheben sollten, was seinem Buche einen bleibenden Werth verleiht: ich meine die am Schluß befindlichen Beilagen, welche Briefe von Strauß und wichtige, zum Theil noch ungedruckte Actenstücke enthalten.

Staat und Kirche.

III.

„Die französische Philosophie des vorigen Jahrhunderts ist aus dem Protestantismus der Reformation aufgekeimt." — „Man kann auch außer der Kirche selig werden." Wer diese beiden Sätze niedergeschrieben hat, der gibt uns den Maßstab zu seiner Beurtheilung selbst in die Hand. Ein Solcher muß consequenterweise als Minister die Schulen so einrichten, daß sie dem Geist jener Sätze entsprechen und kann dann mit Goethe „die Zukunft Gott überlassen." Ein solcher Staatsmann mag sich allerdings einem Volke gegenüber befinden, welches mit wenigen Ausnahmen über diese Dinge noch nicht nachgedacht hat, entweder in herkömmlicher Weise am Glauben und besonders an den Schaustellungen des Glaubens hängt, oder durch die ewige Werkheiligkeit betäubt, dem Indifferentismus in die Arme gesunken ist: dann darf er so gewichtige Worte wie „Trennung der Kirche vom Staat" gar nicht in den Mund

nehmen. Er persönlich mag dazu reif sein, schon in den Diensten des Papstes es gewesen sein; aber bei seinem Volke bedarf's noch langer und strenger Schulung, nachhaltiger, systematischer Propädeutik. Betritt er dennoch das Forum mit solchen Ideen, so setzt er sich dem Verdacht der Großpolitikspielerei aus, als wäre Italien auch im Punkte der Kulturideen den andern Staaten „um eine Pferdelänge voraus."

Minghetti citirt den Hohenpriester englischer hochbürgerlicher Historiographie, Macaulay, der einmal gesagt: er sehe die stärkste Assoziation möglich ohne Glaubensbekenntniß. Die sociale Vertheidigung habe nichts mit der Religionsvertheidigung zu thun. (Ostindien!) Minghetti geht auf diesen Gedanken ein und folgert daraus die Vortrefflichkeit der Lage des Staates, wenn er der Religionsvertheidigung überhoben sei. Wäre das nicht der Fall, „so müßte ja der Staat die Ketzereien verfolgen, die oft mehr Schaden thun als ein materielles Delikt"! „Er müßte diejenigen bestrafen, welche mit ihren Lehren das höchste Gut, das der Seele, das stärkste Fundament der Moral und der Gesellschaft rauben" !!

„Wie ich gesagt habe, Heuchelei." — Oder Desperation. Weiter: „Unsere größten Güter rühren vom Christenthum her." — „Die Religion begreift den ganzen Menschen und dringt ein mit Ueberredung und Liebe".

„Hypokrisie." — Oder captatio. Hört weiter! „Daß die Religion dem Staate entgegenarbeite, kann man nicht annehmen, da sie ja die Menschen bessern soll!" —

„Das wird unerträglich. Eine solche Religion kann ja der Staat gar nicht theuer genug bezahlen. Ihr gehört der oberste Rang, der Vortritt vor allen andern. Die römische Kirche hat aber die Kirchenräuber in den Bann gethan, lehrt die Verruchtheit der Gründung des „Königreichs", leugnet den Staat, dem sie nach Minghetti „entgegenkommen" soll, macht tagtäglich seine „Annahme" zu Schanden. Was ist denn das für ein Gerede!"

Noch einen Satz weiter: „Ist das nicht der Fall, so greift man ein!" Wenn also die Religion, die hohe, heilige, die Inhaberin des „höchsten Gutes", das „stärkste Fundament der Moral und der Gesellschaft", wenn dieser mächtige Faktor, der von Rechtswegen den Staat religiös und christlich machen müßte, sich einfallen läßt — als ob ihm das einfallen könnte! — böse, unmoralisch zu sein, ja dann muß freilich der Staat gegen sie marschiren lassen!

Die Armee bekommt noch einmal Contreordre. Die Religion „wirkt besser als Tribunale und Gefängnisse, sorgt besser für Personen und Eigenthum durch den Gehorsam gegen die Wahrheit". „Auch der Staat hat die Pflicht zum ewigen Leben vorzubereiten, folglich gibt es eine Einheit des Gedankens und der Handlung zwischen Kirche und Staat!!"

„Nachbar, wir wollen den Kirchenstaat herstellen." — Ich schlage noch viel mehr vor. Der Papst soll Italien einigen, aus der Italia una e libera einen großen Kirchenstaat machen und dann über den Brenner und das Mittelmeer weg annektiren was das „heilige" Zeug hält.

„Aber Nachbar, wir stecken da in einer Sackgasse, was will denn der Mann eigentlich, da er sich ja der Kirche förmlich unterwirft?" — Er will die Kirche reformiren! — „Die durch den Papst selbst unfehlbar gewordene Kirche?! Wie in aller Welt fängt er das an?" — Schlau genug, Ihr werdet sehen.

Zuvörderst entzieht er dem Klerus alle Staatsbesoldungen. —

„Auch dem Papst die 3 Millionen?“ — Das nicht, der Papst steht auf einem besonderen Blatte, das kommt später. — „Da werden wir das ganze Jahr konferiren.“ — Möglich, Hr. Minghetti hat auch ein ganzes Jahr geschrieben.

Die „beschaulichen“ Klöster haben wir bereits aufgehoben und ihre Güter konfiszirt. Zur Ablegung der Gelübde beim Eintritt in einen Orden fordern wir die Großjährigkeit, die Zustimmung der Aeltern und die staatliche Visitation der Klöster. Gelübde dürfen nicht „ewig“ sein und hindern nicht am Heirathen. Die Klöster bestehen nur auf zurücknehmbare Konzession: „weiter ist die öffentliche Stimmung noch nicht“. — „So“. — Der Priesterstand eximirt nicht vom Militärdienst, es gibt ja Spezialitäten in der Armee (wie für die musikalischen in der Regimentskapelle). Die Geistlichen müssen vom Staate examinirt werden.

„Nachbar, das leide ich nicht, der Staat versteht nichts von der Theologie“. — Sie werden auch nicht in der Theologie examinirt, sondern in der „allgemeinen Bildung“. Die Universitäten werden keine theologischen Fakultäten mehr haben.

„Immer schlimmer, wenn die auf „allgemeine Bildung“ Geprüften im Staatsexamen durchkommen, so garantirt der Staat der Kirche grade die Geschicktesten, Gewandtesten, Weltklügsten. Dann wird die Zeit der einfachen Bauernbursche aufhören, die wenigstens nichts Böses anstifteten, im Beichtstuhl tagelöhnerten, Gott einen guten Mann sein ließen, vor Mitternacht alle Flaschen austranken, damit sie „nüchtern“ die Sechsuhrmesse lesen konnten, und in Bezug auf Köchinnen und sonstigen Hausapparat den Paulinischen Satz herleierten: Ich habe ein Gesetz in meinem Geiste und ein anderes Gesetz in meinen Gliedern“.

Ihr setzt mich in Erstaunen, Nachbar. Ich möchte Euch gegenüber katholisch werden.

„Laßt die Sticheleien! wollt Ihr mir nicht lieber von den Altkatholiken ein Wörtchen sagen? Da wäre ja der Grund zu einer Nationalkirche vorhanden“.

Bei Spaltungen in der kirchlichen Gemeinde — der Altkatholizismus ist für Italien „ultramontan“ und ultrabegreiflich; ebenso wenig haben nach Minghetti's Zeugniß die englisch-amerikanischen evangelischen Missionen im Lande gemacht; man läßt sich dort nicht Haut und Haare abscheeren — also bei Spaltungen in der kirchlichen Gemeinde, wenn es sich um das Kirchenvermögen handelt, soll einstweilen die Justiz entscheiden; später aber das neueinzuführende Wahlsystem.

„In der unfehlbaren Kirche? Da bin ich neugierig“. — Ich auch, aber so soll es gehen. Das Wahlprinzip soll in die Kirche eingeführt werden, zunächst in die Administration der Güter; dadurch soll die Majorität auch die Qualifikation erhalten, innerliche Reformen durchzusetzen. Die Hierarchie, meint der Verfasser, werde sich im Princip der Anhörung der Beschwerden nicht widersetzen!

„Der Anhörung vielleicht nicht“. — O jawohl, auch der Anhörung. Die Kirche bleibt entweder wie sie ist, oder sie hört auf zu sein. Der Verfasser glaubt das Ei auf die Spitze gestellt zu haben; er kommt auf diesen Gedanken zurück und versichert, die Kirche sei von der Vermögensseite her zu fassen. Wahlkongregationen, welche die Kirchengüter zu verwalten und öffentlich Rechenschaft zu geben hätten, seien der Anhaltspunkt für die Laien und den niederen Klerus. Daran könnte sich später die Wahl der Geistlichen durch die Gemeinden schließen!

finden, daß Strauß nicht mit dem Gleichmuth das Leben hinnahm, wie ein wohlbestallter Professor der Theologie, dem freilich nicht die ganze Welt widerspricht? Es ist wirklich seltsam: Die Zunft der Theologen erklärt Strauß für vogelfrei; sie verfolgen ihn in ohnmächtigem Grimme mit Anathemen, mit Haß und mit Spott. Strauß nimmt dies natürlich nicht gleichmüthig hin. Flugs aber ist sein Biograph bei der Hand und belehrt die Leser: Seid ruhig! Strauß wäre gar nicht so radikal gewesen, wenn er nicht gereizt worden wäre. Es würde Herrn H. auf diese Weise nicht schwer fallen, die gesammte Weltgeschichte aus den persönlichen Stimmungen der Helden zu erklären.

Doch es fehlen noch einige wesentliche Züge zu dem Bilde, welches uns der Verf. von Strauß entwirft. Er beklagt es auf das Tiefste, daß das Leben Jesu so ausschließlich negativ ausgefallen, die pure Negation aber sei immer unfruchtbar. Da hätte doch die Tübinger Tendenzkritik mit ihrer ganz neuen Methode der Untersuchung ganz andere positive Resultate zu Tage gefördert. Hier habe sich eine ganz neue Construction der urchristlichen Geschichte aufgebaut, in der jedem neutestamentlichen und altchristlichen Schriftstück sein Platz angewiesen war und innerhalb deren auch die einzelnen Evangelien ihre Stelle fanden. Allein wie kann Hausrath diese Klagen vor seinem historischen Gewissen verantworten, wie kann er diese Negativität des Resultates Strauß zum Vorwurfe machen, wenn er an andern Stellen, und zwar mit vollem Rechte, darauf hinweist, daß die Aufgabe die sich Strauß gesetzt, eine nach dem Gange der theologischen Discussion gebotene war? wenn er gradezu von der wissenschaftlichen Nothwendigkeit des Straußischen Buches redet? „Um einer historischen Behandlung die Wege zu ebnen," sagt er selbst, „mußte mit einer Schärfe die jeden Widerspruch zum Schweigen brachte, gezeigt werden, daß diese Berichte nicht übereinstimmten .... Die dogmatischen Voraussetzungen, die alle Exegese und Kritik drückten, waren vor allen Dingen zu sprengen, vorher konnte der kritische Arbeiter garnicht sein Werk beginnen. Ueberhaupt ist es gar nicht die Art reformatorischer Köpfe, der Welt über Nacht das richtige Resultat zu bescheeren, sondern durch Sturz des bestehenden Falschen dem Geiste Luft zu schaffen, der dann in weitaussehender langsamer Arbeit den neuen Bau gestaltet." Diese Worte sind nicht etwa die eines begeisterten Verehrers und Vertheidigers von Strauß, sondern Herr Hausrath selbst hat sie geschrieben, es ist also wohl die Frage gestattet, ob er denn nicht den Widerspruch dieser Worte mit den oben erwähnten Anklagen einsieht. Um die feinen Unterschiede, ob eine Schrift mythisch zu erklären sei oder als Tendenzschrift, handelt es sich bei der Frage um das Urchristenthum für die Gemeinde der Christen garnicht; diese Unterschiede sind lediglich Schulfragen. Der Christ dagegen, der Gebildete überhaupt, will wissen, ob die Bibel Gottes Wort, ob sie inspirirt, ob ihre Berichte, ihre Wunder historisch, glaubwürdig sind. Wenn nun zwei Parteien sich dahin einen, daß sie alle diese Fragen verneinen, so mögen sie im Einzelnen noch so sehr von einander abweichen, so werden diese Abweichungen doch jedem Unbefangenen unerheblich erscheinen, für ihn also werden die Tübinger mit ihrem angeblich Positiven genau auf derselben Linie stehen wie Strauß mit seinem Negativen; er wird vollkommen dem beistimmen, wenn Strauß F. Chr. Baur sagen läßt:

Wie Nein und Ja sind wir, wie Sturm und Regenbogen;
Er sagt: es ist nicht wahr; ich sag: es ist gelogen.

Doch es ist gar nicht einmal wahr, daß Strauß lediglich negativ ist, sowohl das Leben Jesu als die Glaubenslehre haben einen sehr wesentlichen positiven Kern; ja dieses Positive ist der treibende Keim, aus dem sich alles entwickelt. Ich meine damit die Hegelsche Philosophie; doch davon nachher noch ein paar Worte.

Herr Hausrath bleibt uns aber auch nicht die Erklärung dafür schuldig, warum Strauß ihn so wenig befriedigt. Strauß ist ihm von vornherein keine religiöse Natur und es konnte sich auch niemals eine solche aus ihm entwickeln. Er ist ihm zwar ein kritischer, aber kein speculativer Kopf, und kannte gar nicht das Bedürfniß eines eigenen festen Standpunktes. Er ist schon unter Verhältnissen, die für die religiöse Anregung wenig günstig waren, aufgewachsen; schon in der ersten Predigt findet Hausrath eine auffallende religiöse Dürftigkeit; seine Abneigung gegen die religiösen Potenzen ist ihm eine unhistorische Beschränktheit.

Ehe wir jedoch dem Verfasser hierauf antworten, müssen wir uns von ihm belehren lassen, wer denn nun wohl eine religiöse Natur sei. Er geht davon aus, daß Schleiermacher der Neubegründer, der Kant der neueren Theologie sei. Dieser habe im Gegensatze zu Hegel erwiesen, daß die Religion nicht ein Denken sei, sondern Empfinden, Fühlen. Deßhalb seien auch die Frauen religiöser als die Männer, grade wie die Männer religiöser wie die Frauen sein müßten, wenn die Religion wie Hegel behauptet, ein Denken wäre. Nicht um Verstand und Wissen haudelt es sich bei der Religion, sondern um Gemüth und Glauben; dieser Glaube aber ist nicht vom Denken zu meistern. Es giebt außer dem verstandesmäßigen auch ein religiöses Wissen vom Absoluten. Wie sich das Absolute uns im Verstande als ein geordnetes, gesetzmäßiges, zurecht legt, nennen wir es Welt. Wie wir es im Gefühl als ein weises, gutes, allwirkendes erkennen, nennen wir es Gott. Wäre die Religion, heißt es schließlich, ein Denken, so wäre die christliche Religion für uns Kinder des neunzehnten Jahrhunderts abgethan, so wäre die Theologie gegenstandslos, so fielen ihre Disciplinen der Geschichte und Philosophie anheim, so wäre die Existenz der Kirche gefährdet.

Das also ist es worauf Hausrath hinaus will. Wo bliebe denn seine Kirche, wo seine Theologie, wenn Strauß Recht hätte. Diese dürfen nicht fallen, also muß Strauß Unrecht haben. Und doch werden sich die Herren mit der Zeit an den Gedanken gewöhnen müssen, dem übrigens unter den Theologen Niemand näher gewesen als der unvergeßliche Richard Rothe, daß die Kirche dereinst so gut wie die Theologie hinschwinden werden, daß ein völlig neues Gebäude sich auf den Trümmern des alten erheben wird, daß die christliche Religion so gut wie die heidnischen für uns dereinst „abgethan" sein wird. Für Hausrath ist Schleiermacher das A und O; seine ganze Deduktion ist nichts als eine Reproduktion des Schleiermacher'schen Standpunktes. Nun aber nennt er doch Schleiermacher im ersten Bande mehr als einmal einen Romantiker; Schleiermacher ist ihm der „große Gefühlstheologe der romantischen Schule." Wie stimmt zu alle dem, daß er in dem zwei Jahre später erschienenen zweiten Bande bei Besprechung Friedrich Wilhelms IV. so heftig gegen die romantische Schule polemisirt? „Die Losung dieser ganzen Schule", sind seine eigenen Worte, „war, wie ein geistreicher Däne gesagt hat, nicht die des sterbenden Göthe: Licht, mehr Licht! sondern: Finsterniß, mehr Finsterniß!" Aber ich bitte Sie, Herr

Professor, haben Sie denn ganz vergessen, daß Ihr ganzes System mit dem Namen steht und fällt, den Sie jetzt selbst, ohne es zu wissen und zu wollen, als zu den Obscuranten gehörig erklären? Doch weiter! Sie sagen, daß die Religion Empfinden und Fühlen sei, gehe schon daraus hervor, daß die Frauen religiöser als die Männer seien. Doch da verwechseln Sie hier wie überall das Subjective mit den Objectiven, die Religiösität mit der Religion. Religiösität ist die Intensität, die Energie welche einen bestimmten gegebenen religiösen Inhalt ergreift, und daß diese Energie unter Umständen mehr den Frauen als den Männern eigen sei, kann zugegeben werden. Diese Religiösität ist aber völlig unfruchtbar; sie harrt der Befruchtung durch den objektiven, von anderer Seite her gegebenen Inhalt, durch die Religion, und diesen empfängt sie allein vom Manne. Oder kann uns etwa Herr Hausrath eine einzige Frau nennen, welche eine Religion gestiftet hat? Er findet diese ebensowenig als eine, die ein philosophisches System geschaffen. Er schlage doch ein beliebiges Kapitel der Bibel auf; ist denn da wirklich das, worauf es ankommt, ein Produkt des Fühlens, Empfindens, des Gemüthes? Ist nicht alles Spekulation, Denken über Anfang und Ziel aller Dinge, über das Wesen und die Bestimmung des Menschen? Er schlage die für das Wichtigste erklärte „Bergrede" auf. Unterscheiden sich etwa die Seligpreisungen und alle die Ermahnungen zur Gottseligkeit qualitativ von dem was uns die Philosophen alter und neuer Zeit gelehrt haben? Ist denn da wirklich nichts von Lehre, von System, von Wissenschaft zu finden?

Doch geben wir dem Verfasser einmal seine Unterscheidung von Glauben und Wissen zu. Was würde wohl ein Apostel, ein Kirchenvater, ja was Luther zu dem gesagt haben, was Herr H. seinen Glauben nennt, den das Denken nicht meistern darf? Was giebt Herr H. nicht alles preis in der Bibel; was ist ihm nicht alles unhistorisch, gleichgültig! Nur im Unwesentlichen weicht er factisch von Strauß ab und das soll Glauben sein? „Das Wort sie sollen lassen stahn" heißt es. Allein was kümmert Herrn H. das Wort? er unterscheidet vom Worte den Geist und der verrichtet Wunder. Willkür, schrankenlose Willkür und Subjektivismus, Stimmungen, unklares Empfindeln, Sophismen, dies und noch anderes wird so auf den Thron erhoben.

Diesem Ideale kann Strauß freilich nicht entsprechen. Religiös nach Herrn Hausraths Recept ist er freilich nicht. Hoffentlich aber tritt recht bald ein Berufener auf, welcher den unsterblichen Mann gegen die Verunglimpfungen seines ersten Biographen in Schutz nimmt. Der wird dann zeigen, daß Strauß im Gegentheil eine tief religiöse Natur war, einer der zuerst mit glühenden Begeisterung umfaßt hat, was ihm als göttlich, als heilig überliefert wurde, dem das Heilige zur Herzenssache geworden. Bald aber regten sich in ihm Zweifel; er forschte und kämpfte, und da fand er denn, daß ihm die christliche Weltanschauung mit der modernen unvereinbar und daß der Geist allein in dieser, nicht aber in jener Befriedigung finde. Wäre Strauß keine tief religiöse Natur gewesen, was in aller Welt hätte ihn dann bestimmt sich in die Probleme der Religion zu versenken? Haben ihn, den Abgesetzten und Gebannten, etwa äußere Vortheile bestimmt, die Glaubenslehre dem Leben Jesu folgen zu lassen? Ist es nicht vielmehr das Bestreben gewesen, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben und die Probe darauf zu machen, ob die gesammte christliche Weltanschauung dem nach Frieden,

nach innerer Ruhe sich Sehnenden genüge? Herr H. kennt doch auch, wie wir sehen, sehr genau Strauß's Aufsatz über den politischen und theologischen Liberalismus. Glaubt er wohl, daß der von jemandem geschrieben sein könne, dem „auffallende religiöse Dürftigkeit", „Abneigung gegen die religiösen Potenzen" vorzuwerfen?

Daß Strauß' letztes epochemachendes Werk, der alte und neue Glaube, bei dem Verfasser noch viel weniger Gnade findet, kann uns dem Bisherigen zufolge durchaus nicht Wunder nehmen. Natürlich wird auch dies Werk wiederum aus persönlicher Verstimmung abgeleitet; Strauß sei eben ein gereizter alter Mann gewesen. Unhistorisch bis zum Banausischen wird er genannt; „das aber steht zu fürchten", prophezeiht Herr H., „daß dieses Buch einer vollkommen banausischen Halbbildung Vorschub thue, die selbst das, was sie noch anerkennt, nicht mehr versteht." Auch im Uebrigen bringt der Verfasser nichts wesentlich Neues vor; wir können uns also darauf beschränken, unseren eigenen Standpunkt dem Buche gegenüber mit einigen Worten anzudeuten.

Ueberall da wo Strauß negirt, so können wir unser Urtheil präcisiren, ist er bewunderungswürdig, unwiderleglich; die Position dagegen steht diesmal, ganz anders wie in seinen ersten Schriften, auf bedenklich schwachen Füßen. Das Vortrefflichste sind die Ausführungen über das Christenthum. Kläglich und hülflos erscheinen ihnen gegenüber alle die Versuche zu retten was doch längst verloren. Ich bitte Herrn Hausrath und seine Anhänger mir doch die Frage zu beantworten, was denn wohl aus dem Katholicismus oder den heidnischen Religionen werden soll, wenn **das** Christenthum ist, was die modernen Liberalen dafür ausgeben. Sie müßten doch consequenterweise erwarten und verlangen, daß ihr Christenthum über die Katholiken und über die Religion der Heiden den Sieg davon trage. Ist dies wohl denkbar? Nehmen wir beispielsweise an, Herrn Hausrath sei die Aufgabe zugefallen, einen hochgebildeten Chinesen zu bekehren. Dieser weiß, daß auch die Christen ihre heiligen Schriften haben so gut wie sie selbst. Nun muß doch Herr H. dem zu Bekehrenden die Resultate der modernen Forschung, soweit er selbst sie angenommen, mittheilten. Er muß den Widerspruch zwischen dem wie ihm selbst Christus erscheint und wie ihn factisch die Bibel schildert, darlegen; er muß bekennen, daß er nicht an Wunder, nicht an die übernatürliche Geburt, nicht an die Auferstehung des Stifters der christlichen Religion glaubt; er muß die Differenz **seines** Gottesglaubens mit dem der Bibel darlegen. Meint er denn wirklich, daß der zu Bekehrende ihn noch für einen Christen halten wird? Wozu soll er sich überhaupt bekehren? zu dem Christus und zu der Weltanschauung der Bibel? Aber Herr H. muß ihm ja, da er ehrlich ist, versichern, daß dieser Christusglaube und diese Weltanschauung nicht mehr die unsern sind. Also zu dem was ihm Herr H. lehrt? Aber da wird er ihm mit Recht einwenden: unzählige andere, die sich auch Christen nennen, stimmen hiermit gar nicht überein, noch weniger stimmt das zu den Ueberlieferungen früherer Jahrhunderte.

In Wirklichkeit ist das Christenthum Transcendenz, Dualismus; auf der einen Seite der außerweltliche Gott des Jenseits, die Seligkeit nach dem Tode; auf der andern Seite die sündige Menschheit, das irdische Jammerthal, der Mittler aber zwischen beiden ist allein Christus, der Sohn Gottes. Durch den Glauben an diesen, an sein Leiden und

Sterben wird der Mensch erlöst. Das ist das Fundament der christlichen Weltanschauung; wem das Fundament fehlt, und Hausrath gehört zu diesen, der hat nicht mehr ein Recht, sich einen Christen zu nennen.

So unwiderleglich dieser erste Theil bei Strauß ist, so wenig können wir uns mit dem zweiten einverstanden erklären. Das Verhängniß für Strauß ist, daß er dem Materialismus verfallen. Auf dieser Grundlage aber kann nichts Befriedigendes auferbaut werden. Strauß hätte nicht Hegel voreilig über Bord werfen, er hätte nicht so weit wie Feuerbach gehen sollen, damit ist alles gesagt. Er hätte auf Grundlage der Glaubenslehre weiter bauen sollen, dann wäre ihm allerdings auch der Atheismus die Religion der Zukunft gewesen, allein nicht der Atheismus, welcher den Geist negirt, sondern der, welchem alles Geist ist. Strauß hat schon früher verlangt, daß das Christenthum sich zum reinen Humanismus fortbilde. Dieser Humanismus ist aber nimmermehr bei den in den alten Dogmatismus zurücksinkenden Materialisten zu finden, welchen der Mensch Ding unter Dingen, sondern bei der auf dem Kantischen Kriticismus consequent weiter bauenden Philosophie, wie sie in Hegel ihren Abschluß gefunden. Dieser Philosophie verdanken wir ja das erste Leben Jesu; Strauß ging ja damals davon aus, daß alle die Prädikate, welche die Kirche dem Gottmenschen beilegt, der Gesammtheit der Menschen zukommen. Hätte er nur versucht, auf Grundlage des Satzes „der Mensch ist Gott" unser Leben zu ordnen, wir hätten wahrlich ein befriedigenderes System, die Keime der neuen Religion erhalten.

Doch zurück zu Herrn Hausrath! Ein würdiges Seitenstück zu seiner sonstigen Polemik ist das, was er über die Streitschrift gegen Schenkel, welche er „die unglücklichste Action des großen Kritikers" nennt, vorbringt. Das Meiste von dem, was Strauß gegen den Herrn Kirchenrath ins Feld führt, wird einfach ignorirt, und doch wäre nichts nöthiger gewesen, als den Freund gegen die gewaltigen Angriffe zu schützen. Statt dessen wird Strauß wieder und immer wieder in allen möglichen Tonarten vorgeworfen, daß er durch seine Polemik gegen die Liberalen den Orthodoxen in die Hände gearbeitet, während er doch Herrn Schenkel nach Hausraths Meinung als Mitkämpfer hätte begrüßen müssen. Allein so lange bis Hausrath nicht Punkt für Punkt die Straußische Schrift widerlegt, so lange er nicht Schenkels Handlungsweise Kuno Fischer gegenüber vertheidigt, so lange werden wir uns freuen, daß Strauß einen solchen Mitkämpfer nicht nur verschmäht, sondern auch seine Taktik uns schonungslos blosgelegt hat.

So wenig es nun nach alle dem Herrn Hausrath gelungen ist, uns ein befriedigendes Bild von der Persönlichkeit und der historischen Bedeutung von Strauß zu geben, so ungenügend und dürftig ist, was er über seine sonstige, Bewunderung und Staunen erregende Thätigkeit vorbringt. Schriften, wie die über Hutten, Frischlin, Schubart oder Voltaire werden nur mit wenigen, wenig sagenden Worten abgefertigt; die Mehrzahl der kleinen Schriften werden entweder gar nicht oder nur summarisch erwähnt; es ist eben das Buch eines Theologen für Theologen. Auch gegen den Stil endlich läßt sich so manches vorbringen. Der Verfasser berichtet, Strauß sei nach Stuttgart gezogen, um da von der Kunst zu leben, die er verstand, vom deutschen Stil. Um zu beurtheilen, ob Herr H. von dieser Kunst leben könne, wird, denke

ich, folgendes ausreichen. Es finden sich (II., p. 379) Worte neben einander wie „die die des"; er beschenkt uns mit Wortbildungen, wie „genaturt, verbeschied". Schubart ist ihm ein baufälliger Charakter. Strauß' Mutter, erzählt er, hätte „ihren Sohn gern unter der Haube gesehen". Strauß nahm, heißt es anderwärts, den Gegner „in seine Mache"; auch von einem Stachel, der am Ende einer Schrift „hervorzüngelt", weiß uns Hausrath zu berichten. Auch an Gleichnissen ist er recht reich. So redet er von einer Theologie, „die das Gesicht in energischen Muskelbewegungen auf- und abschiebt, damit der, der nicht weiß, wie leer ihre Taschen sind, von ferne meine, sie habe zu essen". Um das Geschmacklose von Männern wie Paulus, welche das Geschichtliche festhalten aber die Idee preisgeben, zu illustriren, bemerkt er: „so wird es immer Leute geben, denen das Gold am Tempel heiliger ist als der Tempel und das Opfer auf dem Altare heiliger als der Altar selbst." Er überrascht uns (I., p. 110) mit der Wahrheit, daß jede Scheere zwei Schneiden hat. „Lassen sich die Kirchenfenster nicht von Seiten des Spinozistischen Pantheismus einwerfen", heißt es II., p. 20, so springt Strauß hinüber auf den der sittlichen Autonomie des Rationalismus und braucht dort seine Schleuder.

Ein ander Mal läßt Hausrath Strauß „das Scharfrichteramt" an der Harmonistik vollziehen. Doch genug! der Liebhaber von dergleichen wird ohne Schwierigkeit noch eine reiche Ausbeute finden. Wir aber können am Schluß nur nochmals unser aufrichtigstes Bedauern aussprechen, daß Strauß keinen besseren Biographen gefunden: doch es wird ja, dessen sind wir sicher, in nicht zu ferner Zeit der kommen, welcher den großen Todten, der zu den Edelsten und Besten nicht unseres Jahrhunderts, nein, aller Jahrhunderte gehört, der dankbareren Nachwelt in dem Glanze zeigt, den die Mitlebenden, weil sie durch ihn noch geblendet waren, nicht ertrugen. Gegen Herrn Hausrath aber wären wir undankbar, wenn wir jetzt zuletzt nicht noch das eine mit lebhafter Freude hervorheben sollten, was seinem Buche einen bleibenden Werth verleiht: ich meine die am Schluß befindlichen Beilagen, welche Briefe von Strauß und wichtige, zum Theil noch ungedruckte Actenstücke enthalten.

Staat und Kirche.

III.

„Die französische Philosophie des vorigen Jahrhunderts ist aus dem Protestantismus der Reformation aufgekeimt." — „Man kann auch außer der Kirche selig werden." Wer diese beiden Sätze niedergeschrieben hat, der gibt uns den Maßstab zu seiner Beurtheilung selbst in die Hand. Ein Solcher muß consequenterweise als Minister die Schulen so einrichten, daß sie dem Geist jener Sätze entsprechen und kann dann mit Goethe „die Zukunft Gott überlassen." Ein solcher Staatsmann mag sich allerdings einem Volke gegenüber befinden, welches mit wenigen Ausnahmen über diese Dinge noch nicht nachgedacht hat, entweder in herkömmlicher Weise am Glauben und besonders an den Schaustellungen des Glaubens hängt, oder durch die ewige Werkheiligkeit betäubt, dem Indifferentismus in die Arme gesunken ist: dann darf er so gewichtige Worte wie „Trennung der Kirche vom Staat" gar nicht in den Mund

nehmen. Er persönlich mag dazu reif sein, schon in den Diensten des Papstes es gewesen sein; aber bei seinem Volke bedarf's noch langer und strenger Schulung, nachhaltiger, systematischer Propädeutik. Betritt er dennoch das Forum mit solchen Ideen, so setzt er sich dem Verdacht der Großpolitikspielerei aus, als wäre Italien auch im Punkte der Kulturideen den andern Staaten „um eine Pferdelänge voraus."

Minghetti citirt den Hohenpriester englischer hochbürgerlicher Historiographie, Macaulay, der einmal gesagt: er sehe die stärkste Assoziation möglich ohne Glaubensbekenntniß. Die sociale Vertheidigung habe nichts mit der Religionsvertheidigung zu thun. (Ostindien!) Minghetti geht auf diesen Gedanken ein und folgert daraus die Vortrefflichkeit der Lage des Staates, wenn er der Religionsvertheidigung überhoben sei. Wäre das nicht der Fall, „so müßte ja der Staat die Ketzereien verfolgen, die oft mehr Schaden thun als ein materielles Delikt"! „Er müßte diejenigen bestrafen, welche mit ihren Lehren das höchste Gut, das der Seele, das stärkste Fundament der Moral und der Gesellschaft rauben" !!

„Wie ich gesagt habe, Heuchelei." — Oder Desperation. Weiter: „Unsere größten Güter rühren vom Christenthum her." — „Die Religion begreift den ganzen Menschen und dringt ein mit Ueberredung und Liebe".

„Hypokrisie." — Oder captatio. Hört weiter! „Daß die Religion dem Staate entgegenarbeite, kann man nicht annehmen, da sie ja die Menschen bessern soll!" —

„Das wird unerträglich. Eine solche Religion kann ja der Staat gar nicht theuer genug bezahlen. Ihr gehört der oberste Rang, der Vortritt vor allen andern. Die römische Kirche hat aber die Kirchenräuber in den Bann gethan, lehrt die Verruchtheit der Gründung des „Königreichs", leugnet den Staat, dem sie nach Minghetti „entgegenkommen" soll, macht tagtäglich seine „Annahme" zu Schanden. Was ist denn das für ein Gerede!"

Noch einen Satz weiter: „Ist das nicht der Fall, so greift man ein!" Wenn also die Religion, die hohe, heilige, die Inhaberin des „höchsten Gutes", das „stärkste Fundament der Moral und der Gesellschaft", wenn dieser mächtige Faktor, der von Rechtswegen den Staat religiös und christlich machen müßte, sich einfallen läßt — als ob ihm das einfallen könnte! — böse, unmoralisch zu sein, ja dann muß freilich der Staat gegen sie marschiren lassen!

Die Armee bekommt noch einmal Contreordre. Die Religion „wirkt besser als Tribunale und Gefängnisse, sorgt besser für Personen und Eigenthum durch den Gehorsam gegen die Wahrheit". „Auch der Staat hat die Pflicht zum ewigen Leben vorzubereiten, folglich gibt es eine Einheit des Gedankens und der Handlung zwischen Kirche und Staat!!"

„Nachbar, wir wollen den Kirchenstaat herstellen." — Ich schlage noch viel mehr vor. Der Papst soll Italien einigen, aus der Italia una e libera einen großen Kirchenstaat machen und dann über den Brenner und das Mittelmeer weg annektiren was das „heilige" Zeug hält.

„Aber Nachbar, wir stecken da in einer Sackgasse, was will denn der Mann eigentlich, da er sich ja der Kirche förmlich unterwirft?" — Er will die Kirche reformiren! — „Die durch den Papst selbst unfehlbar gewordene Kirche?! Wie in aller Welt fängt er das an?" — Schlau genug, Ihr werdet sehen.

Zuvörderst entzieht er dem Klerus alle Staatsbesoldungen. —

„Auch dem Papst die 3 Millionen?" — Das nicht, der Papst steht auf einem besonderen Blatte, das kommt später. — „Da werden wir das ganze Jahr konferiren." — Möglich, Hr. Minghetti hat auch ein ganzes Jahr geschrieben.

Die „beschaulichen" Klöster haben wir bereits aufgehoben und ihre Güter konfiszirt. Zur Ablegung der Gelübde beim Eintritt in einen Orden fordern wir die Großjährigkeit, die Zustimmung der Aeltern und die staatliche Visitation der Klöster. Gelübde dürfen nicht „ewig" sein und hindern nicht am Heirathen. Die Klöster bestehen nur auf zurücknehmbare Konzession: „weiter ist die öffentliche Stimmung noch nicht". — „So". — Der Priesterstand eximirt nicht vom Militärdienst, es gibt ja Spezialitäten in der Armee (wie für die musikalischen in der Regimentskapelle). Die Geistlichen müssen vom Staate examinirt werden.

„Nachbar, das leide ich nicht, der Staat versteht nichts von der Theologie". — Sie werden auch nicht in der Theologie examinirt, sondern in der „allgemeinen Bildung". Die Universitäten werden keine theologischen Fakultäten mehr haben.

„Immer schlimmer, wenn die auf „allgemeine Bildung" Geprüften im Staatsexamen durchkommen, so garantirt der Staat der Kirche grade die Geschicktesten, Gewandtesten, Weltklügsten. Dann wird die Zeit der einfachen Bauernbursche aufhören, die wenigstens nichts Böses anstifteten, im Beichtstuhl tagelöhnerten, Gott einen guten Mann sein ließen, vor Mitternacht alle Flaschen austranken, damit sie „nüchtern" die Sechsuhrmesse lesen konnten, und in Bezug auf Köchinnen und sonstigen Hausapparat den Paulinischen Satz herleierten: Ich habe ein Gesetz in meinem Geiste und ein anderes Gesetz in meinen Gliedern".

Ihr setzt mich in Erstaunen, Nachbar. Ich möchte Euch gegenüber katholisch werden.

„Laßt die Sticheleien! wollt Ihr mir nicht lieber von den Altkatholiken ein Wörtchen sagen? Da wäre ja der Grund zu einer Nationalkirche vorhanden".

Bei Spaltungen in der kirchlichen Gemeinde — der Altkatholizismus ist für Italien „ultramontan" und ultrabegreiflich; ebenso wenig haben nach Minghetti's Zeugniß die englisch-amerikanischen evangelischen Missionen im Lande gemacht; man läßt sich dort nicht Haut und Haare abscheeren — also bei Spaltungen in der kirchlichen Gemeinde, wenn es sich um das Kirchenvermögen handelt, soll einstweilen die Justiz entscheiden; später aber das neueinzuführende Wahlsystem.

„In der unfehlbaren Kirche? Da bin ich neugierig". — Ich auch, aber so soll es gehen. Das Wahlprinzip soll in die Kirche eingeführt werden, zunächst in die Administration der Güter; dadurch soll die Majorität auch die Qualifikation erhalten, innerliche Reformen durchzusetzen. Die Hierarchie, meint der Verfasser, werde sich im Princip der Anhörung der Beschwerden nicht widersetzen!

„Der Anhörung vielleicht nicht". — O jawohl, auch der Anhörung. Die Kirche bleibt entweder wie sie ist, oder sie hört auf zu sein. Der Verfasser glaubt das Ei auf die Spitze gestellt zu haben; er kommt auf diesen Gedanken zurück und versichert, die Kirche sei von der Vermögensseite her zu fassen. Wahlkongregationen, welche die Kirchengüter zu verwalten und öffentlich Rechenschaft zu geben hätten, seien der Anhaltspunkt für die Laien und den niederen Klerus. Daran könnte sich später die Wahl der Geistlichen durch die Gemeinden schließen!

Der offenbar ganz weltlich gesinnte kleine Macchiavelli steckt sich ganz naiv hinter die gläubigen katholischen Schriftsteller, hinter die Manzoni, Pellico, Rosmini, Gioberti, Balbo, von denen noch Bertini übrig geblieben ist, der in der Schrift: Il Vaticano e lo Stato vom vorigen Jahre die aufgeklärten Katholiken sammeln möchte und des seligen Glaubens lebt, „daß die Religion nach dem Geiste ihres Stifters von allen Elementen, welche der Vernunft und dem moralischen Sinne widersprechen, gereinigt, schöner wieder aufleben wird, heiliger, wohlthätiger als jemals in den 19 Jahrhunderten ihrer Existenz, und in einer glücklicheren Zukunft die Regel der Erziehung, die Basis der sozialen Ordnung sein könne".

Fürwahr ein starker Glaube, nachdem schon Gioberti in seiner Riforma catolica eingestanden, der Katholizismus gehe immer mehr von dannen!

Trotzdem erklärt Minghetti am Schlusse einer herzlich schwachen philosophischen Erörterung, in welcher er behauptet, Moral und ideale Schönheit gehe vor der empirischen Theorie zum Henker, der Positivismus ruinire die Welt: „Die Religion wird nach einer Verfinsterung wieder aufblühen" — trennen wir sie daher vorläufig vom Staate, damit es Frühling für sie werde!

„Und dann später der allgemeine Kirchenstaat"? — Vermuthlich, Nachbar. — „Mir scheint, der Mann komplimentirt die Kirche hinaus, um freies Spiel zu haben". — Allerdings, aber Ihr wißt noch nicht, wie er das Verhältniß Italiens insbesondere zu Kirche und Papst darstellt. Da kommen noch ganz erstaunliche Dinge, welche die „Blüthe" mit starken Nachtfrösten und dem grimmigsten Mehlthau bedrohen.

„So laßt hören"! — Nächstens.

IV.

Italien, welches nach der Trennung vom Staate, die „Blüthe" des Katholizismus hervortreiben soll, ist nach Minghetti „nicht so katholisch als man glaubt. Der Klerus steht, wie Gioberti schon eingestand, an Bildung unter den Mittelklassen. Er ist nur noch der Agent Roms für die weltliche Herrschaft, für die Verfluchung der Gegner des Syllabus, der Unterschriftensammler für Adressen. Das flache Land ist nach dem Herkommen katholisch; in den Städten hat der kommunistische Geist Neid und Begierde ausgehaucht und jeden göttlichen Affekt ausgetrocknet. Die echten, nicht interessirten Gläubigen, in denen die Hoffnung der Zukunft lag, hat der Vatikan sehr gelichtet. Das Bürgerthum in der Mitte schillert vom Glauben bis zum Unglauben." Jetzt frag' ich Euch Nachbar, wie Euch das gefällt!

„Spricht der Mann von Italien?" — Es scheint so, aber Ihr wolltet sagen — „Daß das anderwärts sich ganz ähnlich verhält." — Ja wohl, und daraus soll eine neue „Blüthe" der Religion entsprießen!

„Die Sozialisten sind also doch in der ganzen Welt dieselben, „ausgetrocknet von jedem göttlichen Affekt!" — Und diejenigen, welche sie beschreiben, gleichen sich auch alle auf ein Haar. Aber bleiben wir in Italien! Minghetti spricht bogenlang von der Kirche wie von einer internen Korporation, die trotz aller Freiheit unter dem öffentlichen Rechte des Staates stände, gegen deren Ausschreitungen immer die Repression verwendet werden könnte. Das wäre richtig beim Protestantismus und

beim Judenthum. Der Katholizismus aber ist eine Weltmacht mit einem souveränen Oberhaupte, welches mitten im Lande thront und dessen dogmatische Aeußerungen zuverlässiger sind als alle Gesetze und Verordnungen der weltlichen Regierung, sichrer als alle Wissenschaften der Welt.

Für diese interne Korporation ist er über alle Maßen besorgt; sie soll bei Leibe keine blos zeitliche Vereinigung bilden, sondern für die Ewigkeit gegründet sein. Er würde z. B. dagegen protestiren, daß diese Korporation jemals erlöschen oder sich auflösen sollte. „Die katholische Kirche muß auch unter den neuen Verhältnissen ihre Zwecke erreichen können — welche, fragt man vergebens; die Bürger zu moralisiren, oder den Staat zu befehden? — sonst würde sie revolutionär.“

„Als ob sie das nicht schon wäre!“

Da er nun aber nicht leugnen kann, daß die Kirche sich auch über die territoriale Jurisdiktion hinaus erstreckt, weder zeitlich noch räumlich begränzt ist; so unterscheidet er fein juristisch zwischen dem juridischen Wesen der nationalen Persönlichkeit und der „allgemeinen Assoziation“, draußen: die „allgemeine Assoziation“ kann freilich sehr unbequem werden, ja die interne corporative Persönlichkeit hat ihren wahren Schutz und Rückhalt erst an der „allgemeinen Assoziation“. Was aber diese Assoziation gründet, z. B. die Klöster: das können wir konfisziren! Und wenn die Gründung von der nationalen Korporation ausgeht, was dann? dann treten alle jene Maßregeln ein, die wir früher kennen lernten, bis zur polizeilichen Inspektion!

Wie ist es denn mit dem Garantiegesetz vom 13. Mai 1871, wird da die nationale Korporation oder die allgemeine Assoziation geschützt; kann noch vom „freien Staate“ die Rede sein, wenn ein fremder Souverän solche Immunitäten zuertheilt bekommt, wenn Italien die Netze der großen Assoziation dotirt und wirksam erhält? Ja, sagt Minghetti, das war „politisch opportun, zur Beruhigung der katholischen Völker überhaupt“. Der Papst als vagirender Bettler hätte andere Länder beunruhigt. In Rom kann der Papst auch das mächtigste Werkzeug des italienischen Königs werden. Endlich war der souveräne Papst nothwendig wegen der noch bestehenden Konkordate mit gewissen Staaten.

Seltsame Bekenntnisse! die kolossalste Ausnahme von der Theorie des „freien Staates“ wird beschönigt durch die universelle Seelsorge, welche Italien zu üben hat; sodann durch einen politischen Kniff: vielleicht können wir den Papst noch gebrauchen; und endlich durch dasselbe juridische Verhältniß zur Kirche, welches Italien mit überlegener Miene von sich stößt!

Alle diese Ausflüchte sind, mit Ausnahme der möglichen Verwendung des Papstes zu politischen Zwecken, reine Verlegenheiten, der Ausdruck für die ungeheure Frage: was ist mit Vatikan, Peterskirche und dem leoninischen Stadttheil anzufangen, mit diesem letzten aber kitzlichsten Punkte der alten Roma? Das Ding Rom ist noch viel schwerer zu behandeln als das Ding Konstantinopel; denn hier hat es Rußland viel leichter als dort Italien. Rußland hat in Konstantinopel einen byzantinischen Khalifen einzusetzen, der die Hagia Sophia neu einweiht und 100 Millionen griechischer Christen auf einmal segnet. Italien hat im Vatikan nichts einzusetzen, da es selbst des päpstlichen Glaubens ist; es könnte höchstens eine Minghetti'sche Akademie dort errichten, welche urbi et orbi die Doktrin von der „freien Kirche im freien Staate“

lehrte. Die völkerwandernden Germanen haben einst Rom erobert, sogar zweimal; aber nur um so grimmiger ist das päpstliche Rom über sie gekommen. Es wurde ihrer Herr ein halbes Jahrtausend lang und revolutionirt ihnen noch immer den Staat. Endlich haben's die Italiener genommen, aber auch diese fürchten, es möchte auch über sie kommen; sie kalkuliren und spintisiren mit aller möglichen juristischen Distinktionsgabe, wie sie ihm das Gleichgewicht halten sollen; das Liebste wäre ihnen, wenn sie es in ihren politischen Dienst nehmen könnten. Bei den Theorieen, die der italienische Staat über sich selbst verkündet, hat das päpstliche Rom gute Aussicht noch recht lange mitzusprechen und dem Staate noch gewaltige Verlegenheiten zu bereiten. Ja mir will scheinen, daß es bei der unabweisbaren Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse eine große Rolle spielen wird, größer als der Quirinal und das Kapitol.

„Jetzt merke ich wohin Ihr wollt, Nachbar, und dahin gehe ich nicht mit. Freiheit und Religionskritik so viel Ihr wollt, aber sonst sollt Ihr die Welt stehen und gehen lassen.“

Ob Ihr mitgeht oder nicht, Nachbar, das bleibt sich ganz gleich; vielleicht werdet Ihr auch mitgegangen. Aber von der ganzen Minghetti'schen Theorie, von dem ganzen Stato e Chiesa versteht Ihr keinen Buchstaben, wenn Ihr nicht zum Schluß noch eine Behauptung des geschäftigen Exministers zu Euch nehmt und zu verdauen sucht.

„Da wäre ich natürlich neugierig. Beliebt's?“ Minghetti hat nur eine bête noire, einen Alpdruck, einen Gräuel, mit dem er nicht paktiren kann; er sieht ein Ungeheuer vor sich, welches ihm schlaflose Nächte verursacht, dem er die Zähne ausbrechen möchte und sei's mit Hülfe der Kirche und des Papstes. Kennt Ihr dieses Ungeheuer? — „Nein, aber es muß grimmig sein. Heraus damit!“

Das ist der Platonismus! Unter Platonismus versteht er diejenige Staatslehre welche „die höchste Vollkommenheit des Bürgers“ anstrebt. Er schüttelt sich wenn solche Dinge vom Staate gefordert, ja nur in Verbindung mit ihm gebracht werden. „Wir haben es im Staate nur mit der freien Ausübung der Rechte zu thun.“ „Der Staat hat wesentlich zu befehlen und zu gebieten.“ Der Staat ist Polizei. Alles Weitere ist Traum, Illusion, Wahnsinn, Utopie, Unmöglichkeit. Der Staat soll sich nach Minghetti um nichts Ethisches kümmern, am liebsten gäbe er sogar die Erziehung preis und ließe sich die zukünftigen Bürger nach dem Gutdünken von Privaten und Assoziationen drillen. Mit Leidwesen greift sein Staat da ein, wo Private und Assoziationen nicht mehr vorwärts können. Da bleibt dann alles Höhere, alles auf den geistigen Zusammenhang der Gesellschaft Abzielende draußen, der Willkür der Privaten und den scharf ausgeprägten Absichten der Assoziationen überlassen. Und deshalb kann Minghetti die Kirche nicht entbehren, deßhalb striegelt und streichelt er sie zugleich, versetzt ihr Fußtritte und macht Kniefälle vor ihr, demüthigt und erhöht sie weit über den Staat hinaus.

„Ich bin da nicht ganz Eurer Meinung, Nachbar; aber wir diskutiren schon allzulang, lassen wir's für jetzt. Nur noch eine Bitte möchte ich zum Schluß aussprechen.“ — Welche? — „Das war Italienisch, wenn Euch nächstens etwas Spanisches vorkommt, seid so gut mir Nachricht davon zu geben.“ — Kommt Euch das noch nicht spanisch genug vor?

Ihr seid wirklich ungenügsam. Laßt mich nur noch ein paar Sätze hinzufügen, die für mich das Resultat der langen Erörterung ausmachen:

Es gibt nur einen Staat der mit der Kirche auf's Engste verwachsen ist, den Staat mit der Staatskirche: das ist Vergangenheit; oder einen Staat der Zukunft, welcher die Kirche, d. h. die Ethik, im Leibe und im Blute hat. Der Staat wird so lange ein todter Knochen sein, als er die Herzen der Bürger nicht irgend welcher Kirche zu entwenden versteht. Wenn sich der Staat das erst selbst sagt, so sagt Ihr es mit.

Geschichte der Commune von 1871.

(Schluß.)

„Kurz, man mag nachsuchen, wo man will, außer der Delegation der Arbeit waren alle wichtigen Delegationen ohnmächtig. Alle begingen den nämlichen Fehler. Sie hatten zwei Monate lang die Archive der Bourgeoisie seit 89 in der Hand. Der Rechnungshof enthielt die Mysterien der officiellen Betrügereien, der Staatsrath die geheimen Berathschlagungen des Despotismus, die Polizeipräfectur die schmachvollsten Heimlichkeiten aller socialen Gewalten, die Justiz die Servilitäten und Verbrechen der am meisten unterdrückenden Kaste, das Stadthaus die Actenstücke der Revolution, die von 1815, von 1830, von 1848, und die noch nicht untersuchten von 1851. Alle Diplomatien fürchteten, die Urkunden der auswärtigen Angelegenheiten möchten sich aufthun. Man konnte vor den Augen des Volks die innere Geschichte der Revolution, des Directoriums, des ersten Kaiserreichs, der Julimonarchie, des Jahres 1848, Napoleons III., darlegen. Man durfte nur diese Actenstücke in die Winde werfen und der Zukunft die Auslese überlassen. Aber man veröffentlichte nur zwei bis drei Stöße.*) Die Delegirten schliefen neben diesen Schätzen, ohne sie auch nur zu ahnen.

„Als die Radicalen sahen, wie diese Advocaten, diese Doctoren, diese Publicisten Jecker schweigen und den Rechnungshof geschlossen ließen, wollten sie nicht an ihre Unwissenheit glauben und schrieen wieder über Bonapartismus. Eine thörichte Beschuldigung, die durch tausend Beweise widerlegt ist. Zur Ehre der Delegirten selbst muß die bittre Wahrheit gesagt werden. Die Kleinbourgeois im Rath waren ebenso unbekannt mit den Bourgeoiseinrichtungen wie die Arbeiter selbst und sie hatten nicht die Entschuldigung der Letzteren für sich. Der tägliche Kampf unter dem Kaiserreich und die falschen revolutionären Traditionen hatten diejenigen vom Studium abgebracht, die sich demselben hätten hingeben können."

Dieses Kapitel ist — mag man sich auch sträuben es anzuerkennen — das für die Entwicklung des Ganzen wichtigste und bedeutsamste. Vielleicht mehr sogar als der Verfasser selbst es glaubt und gewollt hat. Er concentrirt seine Bitterkeit am Schluß gegen Diejenigen welche eine Skandalchronik vergangner Zeiten hätten zusammenstellen können und das versäumt haben. Das heißt denn doch den Historiker zur Unzeit und bis zur Passion herausstreichen! Erwuchs die Communebewegung zu einem gesunden Lebensgebilde, dann war später immer noch Zeit genug, „den Diplomatien Furcht einzuflößen" — wie der Verf. meint; wir vermuthen daß sich die auswärtige Diplomatie, zumal im Verkehr mit Paris, längst auf solche Zwischenfälle eingerichtet hat —, und scheiterte die Bewegung, wie es geschehen ist, so war doch der Gewinn, etwa ein paar Koffer voll Geheimacten ins Ausland schmuggeln zu können, nicht des Lichtes werth das dafür verbrannt worden ist. Warum soll denn aber auch

*) Georges Duchêne begann mit der Untersuchung der Geschäfte der „Nationalen Vertheidigung", aber er veröffentlichte Nichts.

nehmen. Er persönlich mag dazu reif sein, schon in den Diensten des Papstes es gewesen sein; aber bei seinem Volke bedarf's noch langer und strenger Schulung, nachhaltiger, systematischer Propädeutik. Betritt er dennoch das Forum mit solchen Ideen, so setzt er sich dem Verdacht der Großpolitikspielerei aus, als wäre Italien auch im Punkte der Kulturideen den andern Staaten „um eine Pferdelänge voraus."

Minghetti citirt den Hohenpriester englischer hochbürgerlicher Historiographie, Macaulay, der einmal gesagt: er sehe die stärkste Assoziation möglich ohne Glaubensbekenntniß. Die sociale Vertheidigung habe nichts mit der Religionsvertheidigung zu thun. (Ostindien!) Minghetti geht auf diesen Gedanken ein und folgert daraus die Vortrefflichkeit der Lage des Staates, wenn er der Religionsvertheidigung überhoben sei. Wäre das nicht der Fall, „so müßte ja der Staat die Ketzereien verfolgen, die oft mehr Schaden thun als ein materielles Delikt"! „Er müßte diejenigen bestrafen, welche mit ihren Lehren das höchste Gut, das der Seele, das stärkste Fundament der Moral und der Gesellschaft rauben" !!

„Wie ich gesagt habe, Heuchelei." — Oder Desperation. Weiter: „Unsere größten Güter rühren vom Christenthum her." — „Die Religion begreift den ganzen Menschen und dringt ein mit Ueberredung und Liebe".

„Hypokrisie." — Oder captatio. Hört weiter! „Daß die Religion dem Staate entgegenarbeite, kann man nicht annehmen, da sie ja die Menschen bessern soll!" —

„Das wird unerträglich. Eine solche Religion kann ja der Staat gar nicht theuer genug bezahlen. Ihr gehört der oberste Rang, der Vortritt vor allen andern. Die römische Kirche hat aber die Kirchenräuber in den Bann gethan, lehrt die Verruchtheit der Gründung des „Königreichs", leugnet den Staat, dem sie nach Minghetti „entgegenkommen" soll, macht tagtäglich seine „Annahme" zu Schanden. Was ist denn das für ein Gerede!"

Noch einen Satz weiter: „Ist das nicht der Fall, so greift man ein!" Wenn also die Religion, die hohe, heilige, die Inhaberin des „höchsten Gutes", das „stärkste Fundament der Moral und der Gesellschaft", wenn dieser mächtige Faktor, der von Rechtswegen den Staat religiös und christlich machen müßte, sich einfallen läßt — als ob ihm das einfallen könnte! — böse, unmoralisch zu sein, ja dann muß freilich der Staat gegen sie marschiren lassen!

Die Armee bekommt noch einmal Contreordre. Die Religion „wirkt besser als Tribunale und Gefängnisse, sorgt besser für Personen und Eigenthum durch den Gehorsam gegen die Wahrheit". „Auch der Staat hat die Pflicht zum ewigen Leben vorzubereiten, folglich gibt es eine Einheitdes Gedankens und der Handlung zwischen Kirche und Staat!!"

„Nachbar, wir wollen den Kirchenstaat herstellen." — Ich schlage noch viel mehr vor. Der Papst soll Italien einigen, aus der Italia una e libera einen großen Kirchenstaat machen und dann über den Brenner und das Mittelmeer weg annektiren was das „heilige" Zeug hält.

„Aber Nachbar, wir stecken da in einer Sackgasse, was will denn der Mann eigentlich, da er sich ja der Kirche förmlich unterwirft?" — Er will die Kirche reformiren! — „Die durch den Papst selbst unfehlbar gewordene Kirche?! Wie in aller Welt fängt er das an?" — Schlau genug, Ihr werdet sehen.

Zuvörderst entzieht er dem Klerus alle Staatsbesoldungen. —

„Auch dem Papst die 3 Millionen?" — Das nicht, der Papst steht auf einem besonderen Blatte, das kommt später. — „Da werden wir das ganze Jahr konferiren." — Möglich, Hr. Minghetti hat auch ein ganzes Jahr geschrieben.

Die „beschaulichen" Klöster haben wir bereits aufgehoben und ihre Güter konfiszirt. Zur Ablegung der Gelübde beim Eintritt in einen Orden fordern wir die Großjährigkeit, die Zustimmung der Aeltern und die staatliche Visitation der Klöster. Gelübde dürfen nicht „ewig" sein und hindern nicht am Heirathen. Die Klöster bestehen nur auf zurücknehmbare Konzession: „weiter ist die öffentliche Stimmung noch nicht". — „So". — Der Priesterstand eximirt nicht vom Militärdienst, es gibt ja Spezialitäten in der Armee (wie für die musikalischen in der Regimentskapelle). Die Geistlichen müssen vom Staate examinirt werden.

„Nachbar, das leide ich nicht, der Staat versteht nichts von der Theologie". — Sie werden auch nicht in der Theologie examinirt, sondern in der „allgemeinen Bildung". Die Universitäten werden keine theologischen Fakultäten mehr haben.

„Immer schlimmer, wenn die auf „allgemeine Bildung" Geprüften im Staatsexamen durchkommen, so garantirt der Staat der Kirche grade die Geschicktesten, Gewandtesten, Weltklügsten. Dann wird die Zeit der einfachen Bauernbursche aufhören, die wenigstens nichts Böses anstifteten, im Beichtstuhl tagelöhnerten, Gott einen guten Mann sein ließen, vor Mitternacht alle Flaschen austranken, damit sie „nüchtern" die Sechsuhrmesse lesen konnten, und in Bezug auf Köchinnen und sonstigen Hausapparat den Paulinischen Satz herleierten: Ich habe ein Gesetz in meinem Geiste und ein anderes Gesetz in meinen Gliedern".

Ihr setzt mich in Erstaunen, Nachbar. Ich möchte Euch gegenüber katholisch werden.

„Laßt die Sticheleien! wollt Ihr mir nicht lieber von den Altkatholiken ein Wörtchen sagen? Da wäre ja der Grund zu einer Nationalkirche vorhanden".

Bei Spaltungen in der kirchlichen Gemeinde — der Altkatholizismus ist für Italien „ultramontan" und ultrabegreiflich; ebenso wenig haben nach Minghetti's Zeugniß die englisch-amerikanischen evangelischen Missionen im Lande gemacht; man läßt sich dort nicht Haut und Haare abscheeren — also bei Spaltungen in der kirchlichen Gemeinde, wenn es sich um das Kirchenvermögen handelt, soll einstweilen die Justiz entscheiden; später aber das neueinzuführende Wahlsystem.

„In der unfehlbaren Kirche? Da bin ich neugierig". — Ich auch, aber so soll es gehen. Das Wahlprinzip soll in die Kirche eingeführt werden, zunächst in die Administration der Güter; dadurch soll die Majorität auch die Qualifikation erhalten, innerliche Reformen durchzusetzen. Die Hierarchie, meint der Verfasser, werde sich im Princip der Anhörung der Beschwerden nicht widersetzen!

„Der Anhörung vielleicht nicht". — O jawohl, auch der Anhörung. Die Kirche bleibt entweder wie sie ist, oder sie hört auf zu sein. Der Verfasser glaubt das Ei auf die Spitze gestellt zu haben; er kommt auf diesen Gedanken zurück und versichert, die Kirche sei von der Vermögensseite her zu fassen. Wahlkongregationen, welche die Kirchengüter zu verwalten und öffentlich Rechenschaft zu geben hätten, seien der Anhaltspunkt für die Laien und den niederen Klerus. Daran könnte sich später die Wahl der Geistlichen durch die Gemeinden schließen!

Der offenbar ganz weltlich gesinnte kleine Macchiavelli steckt sich ganz naiv hinter die gläubigen katholischen Schriftsteller, hinter die Manzoni, Pellico, Rosmini, Gioberti, Balbo, von denen noch Bertini übrig geblieben ist, der in der Schrift: Il Vaticano e lo Stato vom vorigen Jahre die aufgeklärten Katholiken sammeln möchte und des seligen Glaubens lebt, „daß die Religion nach dem Geiste ihres Stifters von allen Elementen, welche der Vernunft und dem moralischen Sinne widersprechen, gereinigt, schöner wieder aufleben wird, heiliger, wohlthätiger als jemals in den 19 Jahrhunderten ihrer Existenz, und in einer glücklicheren Zukunft die Regel der Erziehung, die Basis der sozialen Ordnung sein könne".

Fürwahr ein starker Glaube, nachdem schon Gioberti in seiner Riforma catolica eingestanden, der Katholizismus gehe immer mehr von dannen!

Trotzdem erklärt Minghetti am Schlusse einer herzlich schwachen philosophischen Erörterung, in welcher er behauptet, Moral und ideale Schönheit gehe vor der empirischen Theorie zum Henker, der Positivismus ruinire die Welt: „Die Religion wird nach einer Verfinsterung wieder aufblühen" — trennen wir sie daher vorläufig vom Staate, damit es Frühling für sie werde!

„Und dann später der allgemeine Kirchenstaat"? — Vermuthlich, Nachbar. — „Mir scheint, der Mann komplimentirt die Kirche hinaus, um freies Spiel zu haben". — Allerdings, aber Ihr wißt noch nicht, wie er das Verhältniß Italiens insbesondere zu Kirche und Papst darstellt. Da kommen noch ganz erstaunliche Dinge, welche die „Blüthe" mit starken Nachtfrösten und dem grimmigsten Mehlthau bedrohen.

„So laßt hören"! — Nächstens.

IV.

Italien, welches nach der Trennung vom Staate, die „Blüthe" des Katholizismus hervortreiben soll, ist nach Minghetti „nicht so katholisch als man glaubt. Der Klerus steht, wie Gioberti schon eingestand, an Bildung unter den Mittelklassen. Er ist nur noch der Agent Roms für die weltliche Herrschaft, für die Verfluchung der Gegner des Syllabus, der Unterschriftensammler für Adressen. Das flache Land ist nach dem Herkommen katholisch; in den Städten hat der kommunistische Geist Neid und Begierde ausgehaucht und jeden göttlichen Affekt ausgetrocknet. Die echten, nicht interessirten Gläubigen, in denen die Hoffnung der Zukunft lag, hat der Vatikan sehr gelichtet. Das Bürgerthum in der Mitte schillert vom Glauben bis zum Unglauben." Jetzt frag' ich Euch Nachbar, wie Euch das gefällt!

„Spricht der Mann von Italien?" — Es scheint so, aber Ihr wolltet sagen — „Daß das anderwärts sich ganz ähnlich verhält." — Ja wohl, und daraus soll eine neue „Blüthe" der Religion entsprießen!

„Die Sozialisten sind also doch in der ganzen Welt dieselben, „ausgetrocknet von jedem göttlichen Affekt!" — Und diejenigen, welche sie beschreiben, gleichen sich auch alle auf ein Haar. Aber bleiben wir in Italien! Minghetti spricht bogenlang von der Kirche wie von einer internen Korporation, die trotz aller Freiheit unter dem öffentlichen Rechte des Staates stände, gegen deren Ausschreitungen immer die Repression verwendet werden könnte. Das wäre richtig beim Protestantismus und

beim Judenthum. Der Katholizismus aber ist eine Weltmacht mit einem souveränen Oberhaupte, welches mitten im Lande thront und dessen dogmatische Aeußerungen zuverlässiger sind als alle Gesetze und Verordnungen der weltlichen Regierung, sicherer als alle Wissenschaften der Welt.

Für diese interne Korporation ist er über alle Maßen besorgt; sie soll bei Leibe keine blos zeitliche Vereinigung bilden, sondern für die Ewigkeit gegründet sein. Er würde z. B. dagegen protestiren, daß diese Korporation jemals erlöschen oder sich auflösen sollte. „Die katholische Kirche muß auch unter den neuen Verhältnissen ihre Zwecke erreichen können — welche, fragt man vergebens; die Bürger zu moralisiren, oder den Staat zu befehden? — sonst würde sie revolutionär.“

„Als ob sie das nicht schon wäre!“

Da er nun aber nicht leugnen kann, daß die Kirche sich auch über die territoriale Jurisdiktion hinaus erstreckt, weder zeitlich noch räumlich begränzt ist; so unterscheidet er fein juristisch zwischen dem juridischen Wesen der nationalen Persönlichkeit und der „allgemeinen Assoziation“, draußen: die „allgemeine Assoziation“ kann freilich sehr unbequem werden, ja die interne corporative Persönlichkeit hat ihren wahren Schutz und Rückhalt erst an der „allgemeinen Assoziation“. Was aber diese Assoziation gründet, z. B. die Klöster: das können wir konfisziren! Und wenn die Gründung von der nationalen Korporation ausgeht, was dann? dann treten alle jene Maßregeln ein, die wir früher kennen lernten, bis zur polizeilichen Inspektion!

Wie ist es denn mit dem Garantiegesetz vom 13. Mai 1871, wird da die nationale Korporation oder die allgemeine Assoziation geschützt; kann noch vom „freien Staate“ die Rede sein, wenn ein fremder Souverän solche Immunitäten zuertheilt bekommt, wenn Italien die Netze der großen Assoziation dotirt und wirksam erhält? Ja, sagt Minghetti, das war „politisch opportun, zur Beruhigung der katholischen Völker überhaupt“. Der Papst als vagirender Bettler hätte andere Länder beunruhigt. In Rom kann der Papst auch das mächtigste Werkzeug des italienischen Königs werden. Endlich war der souveräne Papst nothwendig wegen der noch bestehenden Konkordate mit gewissen Staaten.

Seltsame Bekenntnisse! die kolossalste Ausnahme von der Theorie des „freien Staates“ wird beschönigt durch die universelle Seelsorge, welche Italien zu üben hat; sodann durch einen politischen Kniff: vielleicht können wir den Papst noch gebrauchen; und endlich durch dasselbe juridische Verhältniß zur Kirche, welches Italien mit überlegener Miene von sich stößt!

Alle diese Ausflüchte sind, mit Ausnahme der möglichen Verwendung des Papstes zu politischen Zwecken, reine Verlegenheiten, der Ausdruck für die ungeheure Frage: was ist mit Vatikan, Peterskirche und dem leoninischen Stadttheil anzufangen, mit diesem letzten aber kitzlichsten Punkte der alten Roma? Das Ding Rom ist noch viel schwerer zu behandeln als das Ding Konstantinopel; denn hier hat es Rußland viel leichter als dort Italien. Rußland hat in Konstantinopel einen byzantinischen Khalifen einzusetzen, der die Hagia Sophia neu einweiht und 100 Millionen griechischer Christen auf einmal segnet. Italien hat im Vatikan nichts einzusetzen, da es selbst des päpstlichen Glaubens ist; es könnte höchstens eine Minghetti'sche Akademie dort errichten, welche urbi et orbi die Doktrin von der „freien Kirche im freien Staate“

lehrte. Die völkerwandernden Germanen haben einst Rom erobert, sogar zweimal; aber nur um so grimmiger ist das päpstliche Rom über sie gekommen. Es wurde ihrer Herr ein halbes Jahrtausend lang und revolutionirt ihnen noch immer den Staat. Endlich haben's die Italiener genommen, aber auch diese fürchten, es möchte auch über sie kommen; sie kalkuliren und spintisiren mit aller möglichen juristischen Distinktionsgabe, wie sie ihm das Gleichgewicht halten sollen; das Liebste wäre ihnen, wenn sie es in ihren politischen Dienst nehmen könnten. Bei den Theorieen, die der italienische Staat über sich selbst verkündet, hat das päpstliche Rom gute Aussicht noch recht lange mitzusprechen und dem Staate noch gewaltige Verlegenheiten zu bereiten. Ja mir will scheinen, daß es bei der unabweisbaren Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse eine große Rolle spielen wird, größer als der Quirinal und das Kapitol.

„Jetzt merke ich wohin Ihr wollt, Nachbar, und dahin gehe ich nicht mit. Freiheit und Religionskritik so viel Ihr wollt, aber sonst sollt Ihr die Welt stehen und gehen lassen."

Ob Ihr mitgeht oder nicht, Nachbar, das bleibt sich ganz gleich; vielleicht werdet Ihr auch mitgegangen. Aber von der ganzen Minghetti'schen Theorie, von dem ganzen Stato e Chiesa versteht Ihr keinen Buchstaben, wenn Ihr nicht zum Schluß noch eine Behauptung des geschäftigen Exministers zu Euch nehmt und zu verdauen sucht.

„Da wäre ich natürlich neugierig. Beliebt's?" Minghetti hat nur eine bête noire, einen Alpdruck, einen Gräuel, mit dem er nicht paktiren kann; er sieht ein Ungeheuer vor sich, welches ihm schlaflose Nächte verursacht, dem er die Zähne ausbrechen möchte und sei's mit Hülfe der Kirche und des Papstes. Kennt Ihr dieses Ungeheuer? — „Nein, aber es muß grimmig sein. Heraus damit!"

Das ist der Platonismus! Unter Platonismus versteht er diejenige Staatslehre welche „die höchste Vollkommenheit des Bürgers" anstrebt. Er schüttelt sich wenn solche Dinge vom Staate gefordert, ja nur in Verbindung mit ihm gebracht werden. „Wir haben es im Staate nur mit der freien Ausübung der Rechte zu thun." „Der Staat hat wesentlich zu befehlen und zu gebieten." Der Staat ist Polizei. Alles Weitere ist Traum, Illusion, Wahnsinn, Utopie, Unmöglichkeit. Der Staat soll sich nach Minghetti um nichts Ethisches kümmern, am liebsten gäbe er sogar die Erziehung preis und ließe sich die zukünftigen Bürger nach dem Gutdünken von Privaten und Assoziationen drillen. Mit Leidwesen greift sein Staat da ein, wo Private und Assoziationen nicht mehr vorwärts können. Da bleibt dann alles Höhere, alles auf den geistigen Zusammenhang der Gesellschaft Abzielende draußen, der Willkür der Privaten und den scharf ausgeprägten Absichten der Assoziationen überlassen. Und deshalb kann Minghetti die Kirche nicht entbehren, deßhalb striegelt und streichelt er sie zugleich, versetzt ihr Fußtritte und macht Kniefälle vor ihr, demüthigt und erhöht sie weit über den Staat hinaus.

„Ich bin da nicht ganz Eurer Meinung, Nachbar; aber wir diskutiren schon allzulang, lassen wir's für jetzt. Nur noch eine Bitte möchte ich zum Schluß aussprechen." — Welche? — „Das war Italienisch, wenn Euch nächstens etwas Spanisches vorkommt, seid so gut mir Nachricht davon zu geben." — Kommt Euch das noch nicht spanisch genug vor?

Ihr seid wirklich ungenügsam. Laßt mich nur noch ein paar Sätze hinzufügen, die für mich das Resultat der langen Erörterung ausmachen:

Es gibt nur einen Staat der mit der Kirche auf's Engste verwachsen ist, den Staat mit der Staatskirche: das ist Vergangenheit; oder einen Staat der Zukunft, welcher die Kirche, d. h. die Ethik, im Leibe und im Blute hat. Der Staat wird so lange ein todter Knochen sein, als er die Herzen der Bürger nicht irgend welcher Kirche zu entwenden versteht. Wenn sich der Staat das erst selbst sagt, so sagt Ihr es mit.

Geschichte der Commune von 1871.

(Schluß.)

„Kurz, man mag nachsuchen, wo man will, außer der Delegation der Arbeit waren alle wichtigen Delegationen ohnmächtig. Alle begingen den nämlichen Fehler. Sie hatten zwei Monate lang die Archive der Bourgeoisie seit 89 in der Hand. Der Rechnungshof enthielt die Mysterien der officiellen Betrügereien, der Staatsrath die geheimen Berathschlagungen des Despotismus, die Polizeipräfectur die schmachvollsten Heimlichkeiten aller socialen Gewalten, die Justiz die Servilitäten und Verbrechen der am meisten unterdrückenden Kaste, das Stadthaus die Actenstücke der Revolution, die von 1815, von 1830, von 1848, und die noch nicht untersuchten von 1851. Alle Diplomatien fürchteten, die Urkunden der auswärtigen Angelegenheiten möchten sich aufthun. Man konnte vor den Augen des Volks die innere Geschichte der Revolution, des Directoriums, des ersten Kaiserreichs, der Julimonarchie, des Jahres 1848, Napoleons III., darlegen. Man durfte nur diese Actenstücke in die Winde werfen und der Zukunft die Auslese überlassen. Aber man veröffentlichte nur zwei bis drei Stöße.*) Die Delegirten schliefen neben diesen Schätzen, ohne sie auch nur zu ahnen.

„Als die Radicalen sahen, wie diese Advocaten, diese Doctoren, diese Publicisten Jecker schweigen und den Rechnungshof geschlossen ließen, wollten sie nicht an ihre Unwissenheit glauben und schrieen wieder über Bonapartismus. Eine thörichte Beschuldigung, die durch tausend Beweise widerlegt ist. Zur Ehre der Delegirten selbst muß die bittre Wahrheit gesagt werden. Die Kleinbourgeois im Rath waren ebenso unbekannt mit den Bourgeoiseinrichtungen wie die Arbeiter selbst und sie hatten nicht die Entschuldigung der Letzteren für sich. Der tägliche Kampf unter dem Kaiserreich und die falschen revolutionären Traditionen hatten diejenigen vom Studium abgebracht, die sich demselben hätten hingeben können."

Dieses Kapitel ist — mag man sich auch sträuben es anzuerkennen — das für die Entwicklung des Ganzen wichtigste und bedeutsamste. Vielleicht mehr sogar als der Verfasser selbst es glaubt und gewollt hat. Er concentrirt seine Bitterkeit am Schluß gegen Diejenigen welche eine Skandalchronik vergangner Zeiten hätten zusammenstellen können und das versäumt haben. Das heißt denn doch den Historiker zur Unzeit und bis zur Passion herausstreichen! Erwuchs die Communebewegung zu einem gesunden Lebensgebilde, dann war später immer noch Zeit genug, „den Diplomatien Furcht einzuflößen" — wie der Verf. meint; wir vermuthen daß sich die auswärtige Diplomatie, zumal im Verkehr mit Paris, längst auf solche Zwischenfälle eingerichtet hat —, und scheiterte die Bewegung, wie es geschehen ist, so war doch der Gewinn, etwa ein paar Koffer voll Geheimacten ins Ausland schmuggeln zu können, nicht des Lichtes werth das dafür verbrannt worden ist. Warum soll denn aber auch

*) Georges Duchêne begann mit der Untersuchung der Geschäfte der „Nationalen Vertheidigung", aber er veröffentlichte Nichts.

die Unbekanntschaft mit der Aufgabe, die sie übernommen oder überkommen, grade nur auf den „Kleinbourgeois“ lasten, die der Verfasser hier so unfreundlich hervorhebt, und gilt nicht vielmehr dieser Vorwurf auch für die Delegationen, in denen Arbeiter, und sogar solche, die Hr. Lissagaray mit einigem Wohlwollen passiren läßt, am Werke waren? Hält er denn etwa das, was auf dem eigentlich socialen Gebiete geschehen oder doch angeordnet worden ist, für wahrhaft revolutionär, die Lage beherrschend? Ein bejahendes Zeugniß dafür finden wir in dem Buche nicht und so faßt sich das Gesammturtheil wol gerechter dahin zusammen, daß in denen, welche der Zufall in jenen Tagen in den Besitz einer schwankenden Gewalt brachte, kein sicheres Bewußtsein der Mittel und Wege existirte, ihrer furchtbar schweren, wenn nicht unmöglichen Aufgabe gerecht zu werden, und daß Diejenigen, die vielleicht geeigneter für die Arbeit gewesen wären, es nicht verstanden sich an das Steuer zu bringen.

Nach Lissagaray's Darstellung wird der im Eingange dieser Bemerkungen erwähnte Cultus der Communetage, wie er in Deutschland in den Arbeiterkreisen sich eingebürgert hat, nicht ferner vor einer unbefangnen Anschauung sich rechtfertigen können. Ehre jenen Einzelnen — und leider unter den Führern grade nur sehr Einzelnen! — welche so viel Achtung vor ihren Idealen hatten, daß sie bei deren Sturze lieber auch das eigne Leben in den Abgrund nachwarfen — aber keine falsche Sentimentalität für eine Episode, die vor dem historischen Urtheil nur ein wirrer Knäuel von Velleitäten aus den verschiedensten nationalen, politischen und wirthschaftlichen Motiven heraus bleiben wird, aus dem sich keine Lehre ziehen läßt, nicht für Freund nicht für Feind! Dem Volke wieder neue Legenden zu bieten anstatt Thatsachen, seine Phantasie zu erhitzen anstatt die Energie des nüchternen Denkens zu schärfen, das ist ein schlechtes und ein falsches Spiel. Grade das sollte doch der Verlauf der Pariser Bewegung von 1871 gelehrt haben, daß mit der als Selbstwerk betriebnen Aufregung einer Bevölkerung, wenn nicht der leitende Gedanke bereits klar hinter ihr steht, nichts erreicht wird als, im besten Falle, heldenmüthige Thorheiten und edelherzige Aufopferungen. Sechs und sieben Jahre Zeit, Experimente in der Revolution anzustellen, wie das 1789 noch anging — und auch da mit welchem Enderfolge? — giebt heutzutage die Geschichte nicht mehr auf Credit her.

Wenn freilich nach alledem nun Einer glaubte, das sei ja ein Buch wie es sich die Freunde der siegreich gebliebnen Sache gar nicht besser wünschen könnten, so hätte er sich damit doch garstig in die Nesseln gesetzt. Natürlicher und nothwendigerweise hat es sich der Verfasser nicht versagt, auch die Moral von der Geschichte zu geben und das waren die Versailler Kriegsgerichte. Lissagaray ruft mit Recht nach einem Annalisten dieser Ungeheuerlichkeiten. Und nähme der einfach nur die, doch gewiß keiner Sympathie für die Besiegten verdächtigen Berichte der Indépend. belge — ihr Eindruck ist uns noch grell in der Erinnerung —, sie würden hinreichen um das für spätere Zeiten Unglaubliche anzunageln, wie die Eulen ans Scheunthor. Für diese brutalen cynischen Beschimpfungen und Verhöhnungen alles dessen, was je nur, und wär es selbst zur preußischen Demagogenzeit, Justiz geheißen hat — dafür hat diese „schnelllebige“ Zeit ein noch schnelllebigeres Gedächtniß gehabt. Sie schwärmen heute für Victor Hugo's Meistergemälde von den Schrecken und Gräueln, unter denen der dritte Napoleon seinen Kaiserthron aufrichtete, und — die Guten! sie vergessen, daß die strenge kalte Copie davon geliefert worden ist von den Versailler Kriegsgerichten, in den Pontons, am öden Strande Neucaledoniens, wo — auf daß des „frumben Landsknecht“ guter alter Ruf nicht ganz verloren gehe! — ein deutscher Edelmann, ein mecklenburgischer sogar, Einer von Pritzbuer, die Honneurs der „Republik“ macht bei deren ersten Blutzeugen. —

Verantwortlicher Redacteur: Albert Hermann in Berlin.
Druck und Verlag von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Redaction und Expedition
Berlin S.W.
Beuth-Straße 8.

6. Jahrgang. | Berlin, 26. April 1878. | Nr. 17.

Ein sozialistischer Philosoph.

Von Otto Hörth.

I.

Der Sozialismus fängt an seine Schrecken zu verlieren. Seit der Staat zu anderen Geschäftszweigen auch noch die Eisenbahnen und die Tabakfabrikation in eigenen Betrieb nehmen will, sieht der gute Bürger ein, daß er eigentlich schon tief im Sozialismus drin steckt, und selbst die besonders Christlichen, die in der Form der privilegirten Landeskirche dem sozialen Gedanken sonst nicht sehr hold sind, hängen als Christlich-Soziale einen sozialistischen Mantel um. Es ist freilich ein Unterschied in den Auffassungen. Wenn der Staat Alles thun und Alles regeln soll, so wird der Einzelne so gut eine Maschine und verliert seine Selbstständigkeit, wie im Sklavenstaat. Dagegen ist keine Frage, daß der Staat Vieles, sehr Vieles thun kann, ohne daß die individuelle Freiheit in Gefahr kommt. Offenbar hat man sich nach beiden Seiten hin vor dem Extrem zu hüten. Zur Production gehört die freie Individualität, und wenn der sozialistische Staat diese vernichten will, so ist er entweder ein Phantom oder er schneidet sich selbst die Lebenswurzel ab. Die individualistische Zersplitterung aber wirft die Menschheit, die nur in gemeinsamer Arbeit das Höchste erreichen kann, in die Rohheit des Naturzustands oder des Faustrechts zurück.

Um die Bestimmung des Verhältnisses, in welchem der Einzelne zur Gesammtheit steht, dreht es sich, wenn man den Kernpunkt der sozialen Frage erfassen will. Die Bestimmung dieses Verhältnisses darf nicht dem Zufall überlassen oder gar ganz übersehen werden, sondern sie muß mit vollem Bewußtsein ihrer Wichtigkeit aus der Wissenschaft heraus, das heißt in Uebereinstimmung mit Vernunft und Erfahrung festgestellt werden. Faßt man die Philosophie als Einheit der Wissenschaften, so kann man sagen, daß das Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen auf philosophischem Wege bestimmt werden müsse. Die bisherige Philosophie ist dieser Aufgabe freilich wenig oder gar nicht gerecht geworden, obgleich sie nur die Augen hätte aufmachen müssen, um diese Bestimmung als ihre Hauptaufgabe zu erkennen. Die Geschichte der Civilisation ist nichts Anderes als die Geschichte der Versuche, die auf religiösem, philosophischem, politischem und sozialem Gebiete Einzelne gemacht haben, die Stellung der Einzelnen zur Gesammtheit zu definiren. So lange freilich der Kern der Sache über die Menschheit hinaus in die Wolken und ins Jenseits

verlegt wurde, konnte praktisch aus allen Versuchen nicht viel herauskommen. Erst mußte der Schwerpunkt wieder in die Menschheit hinein verlegt werden, ehe Hoffnung vorhanden war, daß man zu einem nur halbwegs greifbaren Resultate gelangen konnte.

Die Voraussetzung aller sozialen Wissenschaft ist, daß jeder Faktor, der unbekannt ist und unbekannt sein muß, außer Rechnung gesetzt wird. Es ist absolut unmöglich, die soziale Entwickelung und ihre Bedingungen wissenschaftlich zu construiren, wenn Mächte hineinsprechen, die nicht Gesetze sind und nicht mit Nothwendigkeit wirken. Auch für das Geistige gilt das Naturgesetz; was in der Natur Ursache und Wirkung ist, das erscheint im socialen Bereiche als Beweggrund und That. Liegen die Ursachen oder liegt auch nur eine einzige Ursache außerhalb des naturnothwendigen Geschehens, so können wir getrost unsre Naturwissenschaft ins Feuer werfen! und sind Beweggrund und That nicht auf immanentem Gebiete, das heißt logisch und organisch mit einander verknüpft, so ist all unser Bewußtsein von uns und der Welt heller Wahnsinn. Die soziale Wissenschaft hat vor Allem das immanente Gebiet rein zu erhalten; sie hat nachzuweisen, daß Alles was ist, entweder erkannt oder doch erkennbar ist, und sie hat Alles, was mit dem Stempel des Unbegreiflichen in die immanente Sphäre hineinragen will, in das Gebiet der Phantome zu verweisen. Der wissenschaftliche Sozialismus, er mag sich dagegen sträuben wie er will, muß atheistisch sein.

Der Sozialismus, er möge sich demokratisch oder christlich heißen, ist auch thatsächlich atheistisch. Vom demokratischen Sozialismus brauchen wir dies nicht näher zu erweisen. Aber auch die Christlich-Sozialen stehen auf atheistischem Boden. Das klingt sonderbar aber ist doch so. Wenn Gott der ist, wie sie sagen, so allwissend, so allweise, so gut, so mächtig und so gerecht, warum sind denn überhaupt soziale Bestrebungen und Reformen nothwendig? Macht Gott nicht alles recht, und wie mag der Mensch sich's herausnehmen, ihm in's Handwerk zu pfuschen? Wenn aber die Menschheit durch die Sünde verkam und der Heiland erscheinen mußte, warum ist das Reich Gottes heute noch nicht gekommen und die Erlösung nirgends zu finden? Und warum befolgen die Christlich-Sozialen nicht vor Allem das Vollkommenheitsgebot ihres Meisters, Alles zu verkaufen und den Erlös den Armen zu geben? Es hilft nichts: wer soziale Reformen will und sozialpolitisch wirkt, der wendet sich blos an den Menschen, der gesteht zu, daß der Mensch allein thätig ist, und der thut im Grunde, als ob Gott nicht vorhanden wäre. Allen schönen Religionslehren zum Trotz ist denn auch die soziale Entwickelung ihren eigenen Weg gegangen und mehr als einmal sind die stolzesten religiösen Luftschlösser vor dem Ansturm sozialer Nothwendigkeiten schmählich in Trümmer gefallen. Das Schicksal der Jesuslehre, die bis zum heutigen Papstthum sich auswuchs, liefert dafür ein großartiges, welthistorisches Beispiel.

Aus diesen Gründen ist alle atheistische Philosophie dem wahren Sozialismus willkommen. Die Unantastbarkeit der historisch überlieferten gesellschaftlichen Zustände hängt mit der Heiligkeit der dogmatischen Metaphysik eng zusammen. Gott ist nur darum unabänderlich, weil der Besitzstand seiner Getreuen unabänderlich sein soll. Die Erschütterung der Metaphysik untergräbt auch den Glauben an die fatalistische Versteinerung der sozialen Verhältnisse und erst der Mensch, der nicht mehr

glaubt, fängt an zu fühlen, daß er etwas kann. Nur wenn das dogmatische Gebäude Risse bekommen hat, erscheint die Möglichkeit für den Menschen, das Dasein aus innerm Grunde heraus zu ändern, und nur wenn die Illusion fremder Hülfe in ihrer Nichtigkeit erkannt ist, stellt der Mensch sich auf eigene Füße. Umgekehrt ist darum auch alle wahre Philosophie sozialistisch. Die wahre Philosophie kann sich nur mit dem immanenten Gebiet beschäftigen, auf welchem die Grenzen des Erkennens mit den Grenzen der Welt zusammenfallen. Mag nun das Ding an sich erklärt werden wie es will: über die Thatsache, daß es ein Objekt unter Objekten ist, kann die Philosophie nicht hinaus. Legen wir den Hauptnachdruck auf die Kraft, so haben wir in der Welt eine Kollektiv-Einheit von Kräften; stellen wir die Materie in den Vordergrund, so haben wir an ihren einzelnen Ausgestaltungen eine Gesammtheit gleichwerthiger Erscheinungsformen, und betonen wir den Willen zum Leben, so stehen wir vor dem Ergebniß von Logik und Erfahrung, daß unzählige Individualitäten auf gleiche Weise ihr Leben erhalten und erweitern wollen. Wo aber alle dasselbe wollen, so muß Jeder sich an der Erfüllung seines Wollens einen Abzug gefallen lassen; dieser Abzug wird jedoch auf der andern Seite dadurch mehr als ersetzt, daß der individuelle Wille in der Gesammtheit wieder Mittel zur Erweiterung seines Daseins findet, die er für sich allein nie erlangen würde. An dieser Stelle, wo die Frage von der Glückseligkeit des Individuums und den Mitteln, dieselbe zu erreichen, in das philosophische Gesichtsfeld tritt, befinden wir uns bereits auf dem Gebiete der Ethik; aber so lang auch der Weg ist von der Erkenntnißlehre bis zur Ethik, an irgend einem Punkte desselben muß jede wahre Philosophie einmünden, um den Werdestrom der geistigen Entwickelung verstärken zu helfen.

Das Verhältniß der einzelnen philosophischen Systeme zu diesem Werdestrom der Erkenntniß ist freilich ein verschiedenes. Es gibt Systeme, die abseits führen und im Sande sich verlaufen, während von andern, die äußerlich ganz gewaltig sich darstellen, nur ein winziges Theilchen nutzbar zu machen ist. Die Männer, die zu dem großen Gebäude Pläne zeichnen und ganze Stockwerke aufführen, sind selten; einzelne Bausteine werden von Manchem herbeigetragen. Rascher geht es natürlich, wenn die Vorarbeiten gethan und die Fundamente gelegt sind. Aber vor Illusionen muß man sich hüten. Wie großartig erscheint die griechische Philosophie und wie unfruchtbar hat sie sich im Ganzen erwiesen! Die Civilisation ist eben solidarische Arbeit der ganzen Menschheit, und wenn ein Zweig von der Verbindung mit dem Stamme sich loslöst, so muß er verdorren. Die griechische Philosophie war reine Spekulation, die mit dem sozialen Leben keine organische Verbindung hatte und darum auf dieses auch keinen Einfluß übte. Erst mußte in anderer Form das Hinderniß weggeräumt werden, erst mußten Christenthum und Germanenthum den Völkerteig durchsäuern, bis hellenischer Geist durch die Renaissance für die Civilisation wieder wirksam gemacht werden konnte. Jetzt konnte Cartesius mit seiner Schule den Scholasticismus brechen, indem er das Sein mit dem Denken logisch verknüpfte, und jetzt konnte Kant aller supranaturalen Spekulation ein Ende bereiten, indem er dem Denken selbst seine Grenzen zog. Hier knüpfte Schopenhauer an. Von außen, durch die Sinne betrachtet, ist die Welt unsere Vorstellung geworden. Das bewirkte Kant. Schopenhauer aber betrachtete die Welt

von Innen heraus und fand, daß das Ding an sich Wille sei. Die Welt ist also Vorstellung und Wille. Beides ist Eins und Dasselbe, nur das eine Mal von Außen, das andere Mal von Innen gesehen.

Man kann nicht im direkten Sinne des Wortes sagen, daß Kant und Schopenhauer sozialistische Philosophen sind. Jenem war das Ding, das den Namen Sozialismus trägt, in seiner praktischen Erscheinung vollkommen fremd und auch die theoretische Construktion desselben ist über den politischen Bereich nicht hinausgeschritten; diesem aber war Alles, was nach Gleichheit oder Gleichberechtigung der Menschen roch, im tiefsten Grund der Seele verhaßt. Und doch hat der Königsberger Philosoph dem Sozialismus den wichtigsten Dienst geleistet, indem er lehrte, wie die Schranken aller Unfreiheit zuerst geistig zu zerstören sind; und doch ist die Philosophie des Aristokraten Schopenhauer eminent demokratisch, weil sie nachweist, daß Ein Wille ist wie Aller Wille. Freilich ist der Sozialismus Beider ein unbewußter, und insbesondere Schopenhauer hätte sich höchlich dagegen verwahrt, seiner Philosophie einen solchen Stempel aufgedrückt zu sehen. Diesen Stempel trägt sie aber doch, wenn auch Schopenhauer selbst nicht im Stande war, ihn zu sehen oder gar der Welt aufrichtig zu zeigen. Nun aber ist die Zeit gekommen, mit der sozialistischen Tendenz aller wahren Philosophie nicht mehr hinter dem Berge zu halten. Allerdings muß, wer unter dieser Flagge auf das weite Meer der Discussion hinaussegelt, genau wissen, wie er den Sozialismus zu definiren und von andern Dingen, welche den Namen des Sozialismus tragen, zu trennen hat. Die Philosophie darf das Individuum nicht aufgeben, weil die Einheit in der Gesammtheit nicht an sich, sondern nur durch das Individuum existirt und wirkt, weil darum aller Fortschritt der Gesammtheit an die intellektuelle, moralische und soziale Thätigkeit der Individuen gebunden ist. Man mag daher auf dem eigens so genannten sozialen Gebiete Grund und Boden für die Gesammtheit in Anspruch nehmen oder zurückverlangen, aber die freie Individualität wird man darum doch nicht zerstören dürfen. Letzteres glaubt ein Theil der heutigen Sozialdemokratie thun zu sollen, indem sie die Mängel der kapitalistischen Produktionsweise dadurch aufheben will, daß sie bloß die Gemeinschaft produciren läßt. Damit wird einerseits die Gesammtheit überladen, andererseits die zum Produziren nothwendige Freiheit des Individuums zerstört. Sofern die Sozialdemokratie diesem Dogma huldigt, befindet sich ihr Sozialismus auf einem Irrweg, ist derselbe also überhaupt nicht philosophisch. Der philosophische, das ist der wissenschaftliche Sozialismus, leugnet nicht die Gesammtheit, aber er leugnet auch nicht das Individuum. Gegenüber der individualistischen Zersplitterung, die in der Manchestertheorie sich findet, war die Sozialdemokratie in ihrem Rechte, den Begriff der Sozietät wieder in sein Recht einzusetzen; aber nun ist sie im Unrechte, wenn sie der Sozietät zu viel zumuthet und darüber das Individuum verliert.

Dies ist in kurzen Zügen der Weg der Philosophie von der Kritik des Erkenntnißvermögens bis zur rein ökonomischen Auseinandersetzung in der Produktionsfrage. Von den neueren Philosophen hat ihn keiner so klar ausgesteckt, ist ihn keiner so consequent gegangen, wie Ph. Mainländer, der mit unserer Ueberschrift gemeint ist*). Der Leser begreift,

*) Die Philosophie der Erlösung. Berlin, Theobald Grieben.

daß ein sozialistischer Philosoph nicht gleich ein sozialdemokratischer Philosoph zu sein braucht; das System Mainländers in seinen Hauptpunkten kennen zu lernen, dürfte darum auch für Solche interessant sein, welche den Vergesellschaftungsprozeß nicht bloß von Marx-Most'schem Standpunkte aus zu betrachten gewohnt sind. Mainländer ist kein Hegelianer; seine Grundbegriffe sind klar und lehnen sich überall an wissenschaftlich feststehende Resultate an; seine Sprache ist verständlich auch für Leute, die keine Philosophie-Professoren sind, und seine logische Entwickelung entfernt sich nie vom organischen Zusammenhang mit der Wirklichkeit. Seine Methode ist streng induktiv; aus den Ergebnissen der Erfahrung und des Selbstbewußtseins construirt er das Ding an sich und schreitet dann durch das menschliche Gebiet hinüber zur Darstellung des Begriffs der Welt und der Menschheit. Aus seinen Grundbegriffen fließen ebenso zwanglos die Quellen seiner Metaphysik, wie seiner Aesthetik, Politik und Ethik. Mainländer fußt auf Kant und Schopenhauer; aber in der Art und Weise, wie er die Kant'sche Erkenntnißtheorie ausbaut, ist er ebenso selbstständig wie in der Ergänzung, die er dem Schopenhauer'schen Willen zu Theil werden läßt. Lassen wir kurz einige Hauptstationen seines Weges an uns vorübergleiten.

Die Quellen unserer Erkenntniß sind zwei, nämlich die Sinne und das Selbstbewußtsein; ihnen entspricht die äußere und die innere Erfahrung. Mit den Sinnen stellen wir uns die Außenwelt dar, im Selbstbewußtsein erfassen wir uns unmittelbar selbst. Eine andere Quelle der Erkenntniß gibt es nicht. Die Erkenntniß kommt nun auf folgende Weise zu Stande. Ein Gegenstand übt einen Reiz auf unser Sinnesorgan und der Leitungsapparat leitet den Eindruck zum Gehirn, wo das erste Erkenntnißvermögen, der Verstand, in Bewegung gesetzt wird. Die Funktion des Verstandes ist das Kausalitätsgesetz, das heißt, er hat die Aufgabe, zu jeder Wirkung im Sinnesorgan die Ursache zu suchen. Hat er diese Ursache, so ist die Anschauung fertig. Doch bezieht sich diese Anschauung nur auf Theile, die von dem zweiten Erkenntnißvermögen, der Vernunft, zur Einheit der Vorstellung verbunden werden müssen. Die Aufgabe der Vernunft ist daher die Synthesis; unterstützt wird sie durch drei Hülfsvermögen, nämlich die Urtheilskraft, welche das Zusammengehörige zusammenstellt, das Gedächtniß, welches die Sinneseindrücke aufbewahrt, und die Einbildungskraft, welche die von der Vernunft verbundenen Anschauungen als Vorstellungen festhält. Die Vernunft bleibt aber hiebei nicht stehen, sondern sie verbindet noch weiter die einzelnen Vorstellungen zu Begriffen, die Begriffe wieder zu Urtheilen und zieht aus der Zusammenstellung von Urtheilen ein neues Urtheil. Aus diesen Sätzen ergibt sich zunächst, daß alle Vorstellung auf die Anschauung, alle Vernunftthätigkeit auf die Sinneseindrücke, ohne die es überhaupt nicht zum Denken kommt, zurückzuführen ist; ferner, daß Verstand und Vernunft von Außen angeregt werden, daß also die objektive Welt kein bloßer Schein oder Abglanz eines Begriffes ist, sondern daß sie in realer Weise, wirklich und wahrhaftig, existirt.

Hat der Verstand die Ursache einer Wirkung im Sinnesorgan gefunden, so tritt er außer Thätigkeit. Die Vernunft aber tritt nicht außer Thätigkeit. Indem sie als Geist alle Erkenntnißvermögen mit Bewußtsein begleitet, erkennt sie nicht blos die Funktion des Verstandes, das Kausalitätsgesetz, sondern sie verallgemeinert auch das Gesetz dahin, daß,

insoferne das Subjekt nur ein Objekt unter Objekten ist, alle Dinge auf einander wirken und daß jede Veränderung in einem Objekte eine Ursache haben muß. Sie erweitert also das Kausalitätsgesetz zur allgemeinen Kausalität, wonach jedes Ding unaufhörlich auf alle andern Dinge wirkt und somit alle Dinge in kausaler Gemeinschaft oder Wechselwirkung stehen. Es folgt daraus daß die objektive Welt ein kausal zusammhängendes Ganzes ist, in welchem kein Ding eine absolut selbstständige Wirkung besitzt.

Die Dinge an sich, die auf den Verstand wirken, gehen durch die Erkenntnißform Verstand und werden so zu Objekten. Das ist aber nur möglich, weil der Verstand a priori zwei Formen hat, die es ihm möglich machen, die Sinneseindrücke zu objektiviren. Diese zwei Formen sind der Raum und die Materie. Der Raum ist die Fähigkeit des Verstandes, die Dinge nach drei Richtungen, Länge, Breite und Höhe (oder Tiefe) zu begrenzen; bildlich gesprochen ist der Raum ein Punkt, welcher die Fähigkeit hat, nach drei Richtungen auseinander zu treten. Der Raum giebt also den Dingen keine Ausdehnung, sondern er begrenzt sie nur, und zwar genau da, wo ihre Wirksamkeit aufhört. Er verhält sich darum auch gegen die Dinge ganz indifferent und es ist ihm gleich, ob er die größten oder die kleinsten Dinge räumlich gestaltet. Die Wirksamkeitssphäre der Dinge wird demnach nicht vom Raume bestimmt. Die Materie ist die Fähigkeit des Verstandes, jede Eigenschaft der Dinge innerhalb der vom Raum gezeichneten Sphäre zu objektiviren. Die Materie ist gleichfalls einem Punkte zu vergleichen, der die Fähigkeit hat, nach den Richtungen, die ihm das Objekt vorschreibt, auseinander zu treten. Die Materie ist also die Summe aller Sinneseindrücke eines Dinges an sich, sie ist die gemeinsame Form aller Sinneseindrücke. Dieser Summe aller Sinneseindrücke eines Dinges steht die Summe aller Wirksamkeiten desselben Dinges unabhängig gegenüber. Die Summe aller Wirksamkeiten eines Dinges aber ist die Kraft. Das Ding an sich ist also Kraft und die objektive Welt ist eine Summe von Kräften. Was ist nun aber die Kraft?

Da der Mensch ein Objekt unter Objekten ist, also eine Wirksamkeitssphäre hat, so muß er auch eine Summe von Wirksamkeiten, also eine Kraft sein. Das Wesen der Kraft muß sich uns folglich entschleiern, wenn wir uns in uns selbst versenken. Wir nehmen damit die zweite Quelle der Erkenntniß, das Selbstbewußtsein, in Anspruch. Versenken wir uns in unser Inneres, so sind wir nicht mehr erkennend; weil von äußern Eindrücken nicht mehr die Rede ist, so tritt der Verstand nicht mehr in Thätigkeit und mit ihm ruhen auch seine Formen, Raum und Materie, das heißt, wir können uns weder räumlich, noch materiell gestalten. Dagegen fühlen wir uns, und zwar genau so weit, als unsere Wirksamkeitssphäre reicht. Wir fühlen uns in unaufhörlicher Bewegung; wir sind ruhe- und rastlos. Wir leben nur, weil wir uns bewegen, und wir leben nur, weil wir leben wollen. Die Kraft, die sich in unserm Innern durch unmittelbares Innewerden im Selbstbewußtsein entschleiert, ist Wille zum Leben; die Kraft überhaupt ist Wille zum Leben, der sich durch Bewegung äußert. Durch das Selbstbewußtsein erfassen wir jedoch nicht nur das Wesen der Kraft, sondern gelangen wir auch zum Begriff der Zeit. Einerseits nämlich fühlen wir uns immer in Bewegung und anderseits ist die Vernunft immer in der Gegenwart thätig. Auf der Bewegung schwimmt

gleichsam der Punkt der Gegenwart. Wir befinden uns immer in der Gegenwart, aber stets auf Kosten der Gegenwart, das heißt, wir bewegen uns von Gegenwart zu Gegenwart. Dieses Uebergangs wird die Vernunft sich bewußt; sie hält die entschwindende Gegenwart fest und verbindet sie mit der werdenden Gegenwart. Sie schiebt gleichsam unter die fortrollenden Punkte der Gegenwart und der Bewegung eine feste Fläche, an welcher sie den durchlaufenen Weg abliest und gewinnt so eine Reihe erfüllter Momente, d. h. die Vergangenheit. Indem die Vernunft der Bewegung vorauseilt und die kommenden Punkte mit der Gegenwart verbindet, gewinnt sie den Begriff der Zukunft. Vergangenheit und Zukunft zu einer idealen Linie von unbestimmter Länge verbunden, auf welcher der Punkt der Gegenwart fortrollt, das ist die Zeit. Ohne die Bewegung ist die Gegenwart nichts. Die Bewegung ist vollständig unabhängig von der Zeit; sie wäre vorhanden, auch wenn es keine erkennenden Wesen gäbe, die im Punkte der Gegenwart denken. Die Zeit ist daher, wie ein Produkt der Vernunft, so nur der subjektive Maßstab, um die Bewegung zu erkennen. Neben dem Punkte der Einzelbewegung stehen die Punkte aller andern Einzelbewegungen, d. h., sämmtliche Einzelbewegungen zusammen bilden eine allgemeine Bewegung von gleichmäßiger Succession. Die Gegenwart des Subjekts zeigt also immer genau den Punkt der Bewegung aller Dinge an und wie das einzelne Ding an sich, so ist auch die Gesammtheit in fortwährender Bewegung.

Dies sind in kurzen Zügen die einfachen Elemente der Mainländer'schen Erkenntnißtheorie, die Fundamente, welche den ganzen Bau tragen. Der Untergrund ist ein sehr solider; er kann Alles tragen, was auf ihm errichtet wird und zugleich läßt er den Plan des Werkes erkennen, das der geniale Baumeister ihm aufbürden will. Wir bitten den Leser, uns noch weiter auf unserm Wege zu begleiten und zunächst die Folgerungen anzusehen, die aus den Grundsätzen der Erkenntnißtheorie sich ergeben.

Pariser Briefe.

Paris, 22. April. C'est du Nord que vient la lumière, schrieb einst Voltaire höfisch. Heute ist es ganz anders wahr. Preis und Dank Euch russischen Geschworenen, die Ihr kein Ansehen der Person geachtet und, weiser als Daniel, in der Angreiferin das Opfer, im Verletzten den Mörder erkannt habt! Ich sage es nicht, um den Polizeipräsidenten Europas oder Asiens unangenehm zu werden; aber ich wünschte jedem Lande eine so unabhängige und muthige Jury, wie die der Petersburger Bourgeois und Kronbeamten. Nur einiger solcher „Nein, so wahr uns Gott helfe!“ — und Gott würde sofort geholfen haben: die Polizei würde überall vorsichtiger und manierlicher in der Ausübung ihrer Gewalt sein und Niemand würde mehr eines sechsläufigen Rächers seiner Menschenwürde bedürfen. Die Bestrafung hat zum Zweck, abzuschrecken; das gestehen uns zwar nicht die Rechtsphilosophen, aber dafür die Staatsanwälte und Richter ein, die von Zeit zu Zeit ein Motiv der Verschärfung in der Nothwendigkeit „exemplarischer Ahndung“ erblicken. Wenn nun schon mittels Freisprechungen abschreckende Exempel statuirt werden können, ist das nicht ein großer Fortschritt? Ich glaube also, daß das Verdikt von Petersburg eine heilsamere Wirkung ausüben wird, als fünfhundert Verurtheilungen

des preußischen Staatsgerichtshofes und der Dufaure'schen Jury. (Genitivus possessivus.)

Auch für die Entwickelung der auswärtigen Politik ist die Affaire Trepoff-Sassulitsch höchst erfreulich. Hat nicht vor kaum einem Jahre ein Berliner Blatt die Stirne gehabt, zu schreiben, Rußland sei der Polizist Europas, berufen, die Ordnung aufrecht zu erhalten? Ist Rußland die Polizei, so ist Trepoff die Polizei der Polizei, das Allerhöchste, das von Cherubim bewacht wird und über dem die Wolke des HErrn thront. Wenn nun dies innerste Heiligthum, ohne jeden Respekt vor Nimbus und Thierfratzen, profanirt ist, wenn der weggezogene Vorhang Jedem unentgeltlich den ganzen hochwürdigen Hokuspokus enthüllt, wer wird fortan den äußeren Mysterien noch irgend Glauben schenken? Es ist also aus, für immer aus mit der Theorie vom „konservativen Hort Europas“, Alle Köpfe dieser Hydra liegen umher, der militärische bei Plewna, der diplomatische in Constantinopel, der finanzielle in der Rue Lafitte, und der geschwollenste, der sociale, im Gerichtshause zu Petersburg. Selbst die Russen bedanken sich für die czarische Polizei und weisen ihr die Thüre; man hüte sich also, sie jemals wieder dem deutschen Volke als Rettungspopanz an die Wand zu malen! Fortan figurirt das „letzte Bollwerk der Monarchie“ unter den ausgedruckten Clichés, unter den Artikeln des Katechismus des Nichtglaubens, und der Czar wird von nun an genug bei sich zu Hause mit seiner höchst ungetreuen Opposition zu schaffen finden, und hat keine Zeit mehr, wie 1848 die „Verwirrung Europas“ zu rügen. Ist er aber für uns kein Gegenstand der Angst mehr, so hört er eben damit auch auf, die Hoffnung der konservativen Partei ganz Europas zu sein. Diese Partei steht jetzt „auf sich selber ganz allein“, und das wird, wie mir scheint, nicht lange dauern, denn sie hat Säbelbeine, die rasch müde werden. Kein noch so herrliches Kriegsheer wird sich davor schützen können, von den verderblichsten Civilgedanken inficirt zu werden; wo man es am wenigsten vermuthet, werden die Labordères wie die Pilze in die Höhe schießen, und dann mit der Zeit auch in andere Richtungen. Boshafte Geheimräthe flüstern sich vielleicht bereits in den Conditoreien unglückliche Vorbedeutungen zu. Illusion! Das Ende der konservativen Welt wird das traurigste sein, das sie sich zu denken vermag: ein Ende ohne Schrecken!

Nicht einmal das divide et impera will mehr verfangen. Die Schutzzollagitation hat sich hier und in Deutschland so unverschämt breit gemacht, daß die Gegenspreizung nicht hat auf sich warten lassen. Für Frankreich sage ich dieser geistreichen Methode, seine Mitbürger mit der blanken Scheere des Patriotismus kahl zu scheeren, das schönste Fiasko voraus. Die Handelskammern der Hansestädte haben begriffen, daß sie bei Verwirklichung der Absperrungspläne doppelt ruinirt wären, denn andere Nationen würden dem ihnen gegebenen Beispiele folgen und Repressalienzölle einführen, so daß mit der Einfuhr auch die Ausfuhr abnähme. Die Weltausstellung wird ebenfalls gewaltig und laut gegen die Erhöhung der Zollschranken sprechen und neue internationale Beziehungen anbahnen, die die bisherigen Ein- und Ausfuhrverhältnisse weit hinter sich lassen, ja manche derselben geradezu auf den Kopf stellen werden.

Gedanken eines Artilleristen über den ewigen Frieden.

Wir haben eine große Achtung vor der Bildung, auch der allgemein wissenschaftlichen, welche für die Laufbahn in Artillerie und Geniecorps im preußischen Heere erforderlich ist, aber gewisse Grenzen giebt es auch für gut cultivirte Köpfe. Wie Einer ein recht braver Mathematiker sein mag, ohne doch mit dem Leipziger Professor Zöllner in den Knoten, welche ihm der Tischrücker Slade in einen Bindfaden schürzt, die Lösung des Problems von der vierten Dimension des Raumes zu erkennen, so giebt sich auch der Autor der kleinen Schrift, die uns vorliegt,*) möglichste Mühe den Gedanken des ewigen Friedens zu erfassen, aber es glückt ihm nicht. Und doch hat diese Arbeit offenbar in dem illustern Kreise, dem sie zuerst bekannt wurde, viel Anklang und Verständniß gefunden, dafür spricht die in kürzester Frist nothwendig gewordne zweite Auflage. Sehen wir zu woher das wohl kommen mag.

„Das Verlangen nach Glück und Wohlbefinden — so beginnt Hr. v. Reichenau — ist der menschlichen Natur tief eingeprägt, von der Einsicht des Individuums hängt es ab, wie weit dieses Verlangen die Möglichkeit der Realisirung in sich trägt. In den oft wenig entwickelten Verstandesanlagen liegt es also, daß die Menschen sich häufig von einer sie momentan bedrückenden Last zu befreien bestreben, obgleich entweder das Abschütteln derselben unmöglich ist oder doch das betreffende Ungemach seine guten, aber verkannten Folgen hat. Darauf beruht es auch, wenn die Menschen so häufig versucht haben, in Verkennnng der Natur des Krieges, demselben eine ihren Wünschen entsprechende Form zu geben oder auch denselben ganz zu verbannen."

Etwas grob ist das Geschütz, das da vorweg aufgefahren wird. Der Civil-Logiker würde vielleicht auch die Frage voranstellen nach der „Natur des Krieges", aber er würde nicht vor der Erörterung dieser Frage schon behaupten, daß der Gegner einen falschen Begriff davon habe, und überdem die Hoffnung einer bessern Belehrung ihm durch den trostlosen Hinweis auf seine „wenig entwickelten Verstandesanlagen" rauben. Und dieser Gegner heißt unter Andern Immanuel Kant! — Aber wenigstens sind wir nun sofort bei der Sache.

„Ewiger Frieden — ein ewig unerreichbares Ding, der Ausdruck einer vielleicht verzeihlichen, aber gewiß großen Selbsttäuschung! Ein Zustand des Friedens, wie er hier verstanden ist, existirt nicht in der gesammten Natur. Die anorganische und in erhöhtem Maße die organische Welt besteht aus einer unabsehbaren Reihe von Erscheinungen. Die späteren basiren auf dem Untergange der früheren, und da fast jedem Untergange ein stärkerer oder geringerer Kampf, behufs Verlängerung der Existenz des Individuums voranzugehen pflegt, so kann von einem Frieden, der in dem ruhigen Nebeneinander-Existiren aller Schöpfungen bestehen sollte, nicht die Rede sein. Die Menschen, als höchstes Glied in der Reihe der organischen Erscheinungen, machen nicht allein keine Ausnahme von dem genannten Gesetze, sondern sie, bei denen die selbstthätigen Lebensfunctionen am stärksten entwickelt sind, wer-

*) Ewiger Frieden und Abrüstung. Vortrag, gehalten in der militärischen Gesellschaft zu Berlin am 25. Febr. 1878 von v. Reichenau, Hauptmann à la suite des 2. Garde-Feld-Artill.-Regts. und etatsmäß. Mitglied der Artillerie-Prüfungs-Commission. Berlin, Burckhardt.

den auch jenem Gesetze im höchsten Maße anheimfallen, d. h. sie führen einen heftigeren Kampf um ihre Existenz als alle übrigen Glieder der Schöpfung. Das Verschaffen des unbedingt Nothwendigen, des täglichen Lebensunterhaltes allein, involvirt für die meisten Menschen einen fast unausgesetzten Kampf, ein Kampf, der zwar verhältnißmäßig selten mit der Waffe in der Hand geführt wird, der aber nichtsdestoweniger sehr ernst ist und der den Untergang Tausender nach sich zieht. Es sind dies alle diejenigen, welche wegen geringerer körperlicher oder geistiger Befähigung oder in Folge von Zufälligkeiten nicht mit ihren Nebenmenschen concurriren konnten, und welche in Folge von Entbehrungen aller Art dem Siechthum und dem vorzeitigen Tode anheimfallen. Die geglückten Bestrebungen der edelsten Menschen, der Flug des Genies sogar hinterlassen unabwendbar eine Spur von zertretenen Hoffnungen anderer Menschen; auch ihr Weg ist bezeichnet durch eine Reihe von Kämpfen, in welchen die Waffen des Geistes manchem der Mitbewerber und Mitkämpfer tiefe Wunden schlagen. Wie gesagt, werden alle diese Kämpfe in den seltensten Fällen mit der Waffe in der Hand geführt; sie sind vielmehr indirecter Natur; man stellt sie sich am besten vor als Wettlauf nach einem gemeinsamen Ziele. Das von jedem Menschen erstrebte Ziel wird gebildet durch die beschränkte Masse der Subsistenzmittel aller Art. Wer das Ziel zuerst erreicht, kann nach Belieben wählen, wer spät kommt, findet oft wenig oder nichts mehr vor; die Plätze sind besetzt, der Vorrath ist aufgezehrt. Daher die fieberhafte Hast, das Ziel zu erreichen, daher die Anspannung des letzten Atoms der Kraft. Abgesehen von äußeren Zufälligkeiten siegt der körperlich und geistig Stärkere; der Schwache wird hierdurch zurückgeschmettert; zwischen ihm und dem Stärkeren wird also ein Krieg geführt, dessen Folgen, wie bei jedem Kriege, — hier nur indirect — die der Unterdrückung oder auch die der Vernichtung des einen Theiles sind.

Wenn solche Vorgänge unzertrennlich sind von dem Leben einer Gesellschaft von Menschen, welche zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt einen Bund mit einander geschlossen haben, von den Bewohnern also eines und desselben Staates, wie viel mehr müssen die Tendenzen des Kampfes Ausdruck finden in dem Verhältnisse der verschiedenen Völker zu einander, deren oft auf dasselbe Ziel gerichteten Interessen so häufig Grund zu feindseligem Gegenübertreten geben. In dem einzelnen Staate verhütet die Autorität des Gesetzes meist den kriegerischen Ausbruch des fort und fort andauernden Wettkampfes; in den Beziehungen der Staaten zu einander giebt es kein Gesetz, welches sich einer zu diesem Zwecke hinreichenden Autorität erfreute, und es ist deshalb unabwendbar daß, wo die Interessen der Staaten unter einander collidiren, dies häufiger als im Innern des Einzelstaates zum offnen und directen Kampfe führen muß."

Da haben wir eben wieder einmal nichts Andres als das bekannte platte Mißverständniß der Darwin'schen Lehre; das Entwicklungsgesetz der Bestie ist zugleich das Sittengesetz der Menschheit. Freilich beruht grade das immense Glück, das die Lehre des Engländers in unsrer gebildeten Gesellschaft gemacht hat, darin daß der schrankenlose Wettbewerb, das „Erlisten, Erraffen", hier als heiliges Naturgesetz, als das Fundament in der Ordnung des Weltenbaues erschien. Das war ein gefundner Schmaus für unsre Herrn von der Manchesterbrüderschaft,

nun so unversehens und ohne jegliche Spesen die Pfadfinder und Werkmeister am Entwicklungsbau der Menschheit selbst geworden zu sein.

Daß im Menschen ein Stück höherer Einsicht sich auch entwickelt habe, nach welcher diese Gemeinsamkeit, die den Jagdgrund zu seinem Daseinskampfe hergiebt, zugleich Pflichten auferlegt, daß in der menschlichen Gesellschaft, soll sie Bestand haben und nicht zurückkehren zur Höhlenbärenzeit, der „Nächste“ nicht blos der Nächst- zu „Fressende“ bedeutet: dieses Gefühl, diese Einsicht ist in gerechtem Rückschlag gegen pseudo-Darwinistische Hochfluth immer mächtiger in der neuesten Zeit geworden, die socialistischen Strebungen haben darin ihr Recht und ihre Macht und die Staatsbildungen auf solcher Grundlage entziehen sich allerdings vollständig all den Nothwendigkeiten, welche Hr. v. Reichenau uns oben, für heutige Zustände durchaus zutreffend, vordemonstrirt hat.

Mit diesem Einen Schlage indessen begnügt sich Hr. v. Reichenau nicht. Die sich gefangen geben, die entläßt er sogar mit einem freundlichen, fast heiteren Worte des Trostes, die Hartnäckigen aber berennt er nun in ihrer Hauptschanze. Man höre ihn selber:

„Diese, (nämlich die oben auseinandergesetzte) Sachlage scheint so klar zu sein, daß es füglich Wunder nehmen darf, wie eine Anzahl von Menschen sich für die Idee des ewigen Friedens begeistern konnte und kann. Vielleicht findet der Irrthum einige Erklärung, wenn man annimmt, daß in der Auffassung der betreffenden Menschen eine Confundirung des äußeren mit dem *inneren* Frieden stattgefunden hat. Ein innerer Friede ist möglich. Der Friede in der Menschenbrust hat keinen *nothwendigen* Bezug zu den äußeren Ereignissen. Das Herz kann Frieden haben im Sturme der Schlachten und es kann zerrissen werden von dem Toben feindlicher Gefühle inmitten der tiefsten Ruhe. Der innere Friede, welcher besteht in dem Bewußtsein einer im weitesten Maße erfüllten Pflicht, sowie in einer tiefen, sich in das Unabänderliche fügenden Demuth, dieser Friede *kann* von jedem Einzelnen zu einem *ewigen*, d. h. für ihn unaufhörlichen gemacht werden. Das hohe Glück, welches in dem Besitze solch inneren Friedens liegt, mag wohl hin und wieder Veranlassung zu den vergeblichen Bestrebungen gewesen sein, den Menschen auch den *äußeren* Frieden zu erwirken.

Nach dieser allgemeinen Deduction möchte ich mich noch kurz im Speciellen mit demjenigen Entwurfe zum ewigen Frieden, welcher unserer Zeit und unseren Verhältnissen am nächsten steht, mit dem *Kant's* beschäftigen.

Kant schrieb seinen Entwurf im Jahre 1795, also zu einer Zeit, welche verdüstert war durch die widerwärtigen Erscheinungen der großen französischen Revolution. Der Wunsch, solche Zeiten nicht wiederkehren zu sehen, vermochte allerdings die Sehnsucht nach ewigem Frieden wach zu rufen, und vielleicht läßt sich in diesem Umstande eine Erklärung dafür finden, daß ein sonst so philosophischer Kopf diesen, nach meiner unmaßgeblichen Meinung wenigstens, unphilosophischen Entwurf schreiben konnte.

Die von Kant aufgestellten Präliminar-Artikel zum ewigen Frieden unter Staaten heißen:

„1) Es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffes zu einem künftigen Kriege gemacht worden.“

„2) Es soll kein für sich bestehender Staat von einem anderen durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können."

„3) Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören."

„4) Es sollen keine Staatsschulden in Bezug auf äußere Staatshändel gemacht werden."

„5) Kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines andern Staates gewaltthätig einmischen."

„6) Es soll kein Staat im Kriege mit einem anderen solche Feindseligkeiten erlauben, welche das wechselseitige Zutraueu im künftigen Frieden unmöglich machen müssen: als da sind, Anstellung der Meuchelmörder, Giftmischer, Brechung der Capitulation, Anstiftung des Verraths in dem bekriegten Staate u. s. w."

Zu diesen Präliminarartikeln treten folgende Definitivartikel zum ewigen Frieden unter Staaten:

„1) Die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll republikanisch sein."

„2) Das Völkerrecht soll auf einem Föderalismus freier Staaten gegründet sein;" und

„3) das Weltbürgerrecht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt sein."

Wie man sieht, handelt es sich hier um eine Anzahl von Vorschriften, deren Werth als solche dahingestellt bleiben mag. Nehmen wir aber auch an, die Vorschriften, welche in Kant's Abhandlung sämmtlich eine längere Begründung erhalten, seien vorzüglich, so wäre damit doch immer weiter noch nichts erreicht, als daß Kant der Menschheit den Weg gezeigt hätte, auf dem sie, wenn sie ihn recht folgsam innehält, zum ewigen Frieden gelangen könnte. Wie aber, wenn die Vorschriften von der einen oder der anderen Seite übertreten werden?

Wenn Vorschriften allein genügten, um die Handlungen der Menschen zu regeln, so wäre es gewiß noch viel einfacher, folgende zu geben: „Da die Kriege die Interessen vieler Menschen schädigen, so dürfen künftig keine Kriege mehr geführt werden." —

Aber mit Vorschriften allein läßt sich die Welt nicht regieren. Auch diejenigen Moralbestimmungen und Gesetze, welche, wenn ihnen gefolgt würde, die Menschheit in die glücklichsten Zustände versetzen müßten, sie werden übertreten von einer großen Menge von Personen, und sie würden zweifelsohne noch viel häufiger übertreten werden, wenn nicht eine strafende Gewalt den Gesetzen Geltung verschaffte. Bestimmungen, Vorschriften, Gesetze, welche nicht die schützende und strafende Gewalt zur Seite haben, gehören in die Klasse der guten Rathschläge und üben auch keine größere Wirkung aus, als diese.

Das hier berührte Verhältniß ist auch von den Anhängern der Friedensidee wenigstens zum Theil anerkannt worden und um den oben genannten Artikeln Gesetzeskraft zu verleihen, hat man vorgeschlagen, daß die Staaten sich unter einander verpflichten sollten, die Uebertreter der bezüglichen Friedensgesetze zu züchtigen. Die Züchtigung eines Staates aber charakterisirt sich als Krieg und das Mittel zum Zweck würde also den Zweck selbst gänzlich vereiteln. Man hat, dem entgegenstehend, hervorgehoben, daß, da der übertretende Staat mit Sicherheit seine Niederlage voraussehen müsse, wenn er es auf einen Kampf gegen die so bedeutende Uebermacht ankommen lasse, er sich durch Unterwerfung unter

die Gesetze einem solchen Kampfe entziehen würde. Das ist jedoch ein Trugschluß. Auch der einzelne Uebertreter der Gesetze weiß, daß er der Macht der Gesetze nicht trotzen kann, aber er übertritt sie dennoch in irgend einer leidenschaftlichen Aufregung oder in Folge peinigender Noth, nicht selten unbekümmert darum, ob er entdeckt wird oder nicht. Es ist daher nicht anzunehmen, daß ein Volk, wenn seine Leidenschaften erregt sind, sich nur durch Drohungen wird zur Ruhe verweisen lassen, besonders, da es doch nicht so sicher ist, daß der gegen die Convention handelnde Staat den Exekutiv-Truppen unterliegt, während der einzelne entdeckte Verbrecher stets von der Staatsgewalt bezwungen wird. Soll also überhaupt auf die sich auflehnenden Staaten ein Druck ausgeübt werden, so kann dies nur mit bewaffneter Hand geschehen.

Doch genug von dieser Idee des ewigen Friedens, die wohl nur noch einen gewissen Reiz auf besonders ideal veranlagte und zart besaitete, aber wenig consequent denkende Menschen auszuüben vermag."

Bei der Idylle des „innern Friedens", welche das Vierundzwanzigpfünderrohr für eine Pansflöte hält, die den keuschen Liebeshauch Damon's an seine Schäferin trägt, wollen wir uns nicht lange aufhalten, dieser Excurs des Herrn Artilleriehauptmanns hat mit der Sache selbst nicht das Mindeste zu thun. Aber bei des alten Kant Vorschlägen wollen wir etwas ernsthafter Halt machen.

Die „widerwärtigen Erscheinungen der großen französischen Revolution" sollen ihn zu dem Verzweiflungsprojekte des ewigen Friedens gebracht haben? Anno 1795 erschien die Schrift Kant's, es könnte also eher — wenn überhaupt zuzugeben wäre, daß derartige Geistesarbeit etwa wie eine Parole von heute zu morgen aufblähte und verginge — die Ansicht entstehen, daß das schmähliche Ende der französischen Revolution, ihr Hinüberlenken in die Bahnen des Kaiserthums, dem alten Königsberger Weltweisen die Lust verleidet hätten, vom Kriege, selbst von dem glorreichen Kriege der jungen französischen Republik gegen die deutschen Landesväter, irgend etwas Vernünftiges zu erwarten. Aber noch deutlicher gegen diese, nachgerade altfränkisch werdende Ansicht des Autors von der französischen Revolution spricht es wol, daß Kant die republikanische Verfassung als Vorbedingung einer Friedenswelt aufstellt. Es heißt denn doch den hohen und höchsten Trommelfellen, denen diese Vorlesung gewidmet worden ist, etwas mehr als Bombenfestigkeit zutrauen, wenn sie dies republikanische Glaubensbekenntniß überhören sollen. Herr v. Reichenau findet auch hier seinen „innern Frieden": er erklärt einfach, diese Kant'schen Bedingungen seien „Vorschriften, deren Werth als solche dahingestellt bleiben mag." — Nun, wenn sie einmal dahingestellt sind, so lohnt sich wol auch sie näher anzuschauen.

Das seien, heißt es oben, eben nur Vorschläge, welche von den Staaten nach Belieben befolgt oder auch nicht befolgt werden könnten. Wolle ein Staat dennoch Krieg führen, so könne er daran doch nur mit Gewalt gehindert werden, das heißt: wieder durch Krieg und so werde der Zweck durch das Mittel selbst getödtet. Gemach! der alte Kant hat denn doch seinen Gegnern die Sache nicht so leicht gemacht. Was er, in jener Zeit des noch wenig entwickelten internationalen Creditwesens, mit sehr richtigem Griffe als Präliminarbedingung vorführt, das würde heutzutage ein Friedensmittel ersten Ranges sein, und das kaum Einen Tropfen Blutes forderte. Es sollen keine Staatsschulden in Bezug auf

äußere Staatshändel gemacht werden, verlangte schon vor 100 Jahren Kant und das übersetze man sich in heutige Verhältnisse! Der Staat, der den Weltfrieden bricht, ist damit zum Feinde des Menschengeschlechts erklärt. Niemand darf eine Anleihe für ihn auflegen oder sonst wie befördern, alle seine Papierwerthe dürfen an keiner Börse mehr gehandelt werden, sein Geld, sei es Metall oder Papier, ist außerhalb seiner Grenzen für jeden Verkehr verboten, jedes Geschäft, das auf solche Valuta gelautet hat oder mittels derselben effectuirt worden ist, kann als nichtig angefochten werden. Die Grenzen gegen den kriegrüstenden Staat werden geschlossen, Ein- wie Ausfuhr ist sofort ringsum verboten. Und damit uns Keiner mit dem bekannten süffisanten Einwande komme, der Verkehr lasse sich so etwas nicht gebieten, der Menschen Bedürfniß sei stärker als alles Verbot, so setzen wir zu alledem als wiederkehrende Schlußphrase: „Jeder Zuwiderhandelnde wird mit dem Tode bestraft" und wir sind sicher, daß der brutale Hochmuth des rollenden Thalers damit genügend geduckt sein wird. Ohne Bedenken würden wir hinzufügen, daß die Friedensbrecher sammt ihrer ganzen Familie die Ehre der persönlichen Verantwortung in solchem Falle auf die gekrönten Häupter selbst zu nehmen hätten und für vogelfrei zu erklären wären: aber Kant hat dem bereits vorgebeugt, indem er die „Herren über Krieg und Frieden" überhaupt vorher beseitigt und republikanische Verfassung für alle Völker des Erdballes verlangt hat. Vor dieser, wenn sie ehrlich durchgeführt ist, schwänden auch dann die Gefahren, daß ein ganzes Volk in kriegerischen Rausch gerathen, sich für bedroht halten könnte und was sonst noch von der modernen Völkerphilosophie in solchen Situationen in Scene gesetzt zu werden pflegt.

Sicherlich wären noch mancherlei Einwände gegen die Wirksamkeit dieses Mittels zu erheben und zu beseitigen, aber die vorliegende Schrift giebt uns leider keinen Anlaß, länger hierbei zu verweilen. Sie verabschiedet jede Discussion, weil diese Idee nur „für zartbesaitete, aber wenig consequent denkende Menschen" geschaffen sei — während uns vielmehr scheinen will, als ob eine solche zarte Besaitung des Hrn. Redners ihn verhindert habe, ein consequentes Denken auf des alten Kant Vorschläge anzuwenden. Wie hätte es sonst geschehen können, daß die Zumuthung, alle Dynastien der Welt sich als beseitigt vorzustellen, von dem Redner eigentlich ohne jedes Wort entrüsteter Zurückweisung vorübergelassen wird?

Der Verfasser wendet sich hierauf der Frage zu, ob nicht wenigstens eine Beschränkung der zum Kriege disponiblen Gewaltmittel, also eine Abrüstung möglich sei. Er verneint natürlich auch diese Frage, originell scheint uns dabei die Beweisführung, warum die civilisirten Staaten die größten Armeen besitzen müssen. Das wird also bewiesen:

„Die Anhänger der Abrüstung gehen theils von richtigen, theils von unrichtigen Grundgedanken aus. Richtig ist ihre Voraussetzung, daß die Kriege nicht ganz zu beseitigen sind, sehr irrig aber diejenige, daß die Kriege mit einer beliebig bestimmten Quote der Macht der betreffenden Staaten geführt werden könnten.

Der Krieg kennzeichnet sich als einen Akt der Gewalt. Nachdem von einem Staate alle Mittel gütlichen Vergleichs erschöpft sind, um seinen vermeintlichen Rechtsstandpunkt in irgend einer Angelegenheit zu wahren, ergreift er als letztes Mittel zu diesem Zwecke die Waffen. Mit der Kriegserklärung hört jede Verhandlung zwischen den kriegführenden Staaten auf, die beiderseitigen Vertreter werden aus des Feindes Land abberufen, jede Verbindung ist abgebrochen, die Vernunftgründe schweigen, an ihre Stelle tritt die Gewalt.

Durch Anwendung derselben will man den Gegner zwingen, den eigenen Willen zu erfüllen, und es liegt also in der Natur der Sache, daß die Anwendung der Gewalt so lange fortgesetzt wird, bis der genannte Zweck erreicht ist, oder bis die Gewaltmittel erschöpft sind.

Es erhellt hieraus, daß nicht eine beliebige Menge von Gewalt, d. h. von Kriegsmitteln aller Art Verwendung finden kann, denn der stärkere Theil muß soviel Gewalt anwenden, als nöthig ist, um den schwächeren Theil niederzuwerfen, und der schwächere Theil wird entweder seinen Widerstand fortsetzen, bis seine Kraft gänzlich erschöpft ist, oder er bewilligt in der Einsicht, daß weiterer Widerstand fruchtlos ist, die Forderungen des Gegners. Man stelle sich nunmehr vor, daß nach stattgehabter allgemeiner Abrüstung zwei Staaten mit ihren entsprechend verkleinerten Armeen einander gegenüber treten. Ist es denkbar, daß derjenige Staat, dessen Armee zuerst in Nachtheil geräth, diese niederwerfen läßt, ohne ihr diejenigen Hülfsmittel, welche er noch im eigenen Lande besitzt, zuzuführen, so lange er nur irgend hoffen kann, hierdurch die Sachlage zu seinen Gunsten zu ändern? Und wird nicht die zuerst siegreiche Armee nunmehr gezwungen, auch ihrerseits Verstärkungen heranzuziehen, um fortdauernd ihre Vortheile behaupten zu können? Hier hilft kein Verbot und keine Convention über eine gewisse, nicht zu überschreitende Heeresstärke; der Ertrinkende klammert sich eben ohne Wahl an Alles, was ihm erreichbar ist, denn es kann ihm etwas Schlimmeres nicht zustoßen, als sein — Untergang.

Wenn wir so sehen, daß der einmal entfesselten Gewalt nur Grenzen gesteckt werden können durch die Gewalt, so darf zum vollen Verständniß der Sachlage doch der Umstand nicht außer Acht gelassen werden, daß die Summe der verwendbaren Gewalt häufig variirt. Sie steht keineswegs stets im Verhältnisse zu den materiellen Mitteln eines Landes, sondern sie hängt neben diesen sehr wesentlich ab von dem Grade und der Ausdehnung des Interesses, welches die Bewohner des betreffenden Landes an dem Kriege nehmen.

Hierin ist der Grund der Erscheinung zu suchen, daß bei gleicher Ausdehnung, bei gleich großer Bevölkerung, bei annähernd gleichen materiellen Kräften verschiedener Staaten doch die zum Kriege verwendeten Heere häufig so verschieden groß gewesen sind, ja daß dieselben Staaten in kurz auf einanderfolgenden Zeiten sehr verschieden starke Heere aufgestellt haben.

Die für den Krieg lebendigen Interessen bilden die geistigen Faktoren der Gewaltmittel und es ist daher nur natürlich, daß die Summe der Gewalt im Ganzen wachsen muß, wenn jene zunehmen. Hierdurch erklären sich leicht die großen Heere der civilisirten Staaten unserer Zeit.

Das hohe Interesse, welches civilisirte Nationen nothgedrungen an einem sie möglicherweise bedrohenden Kriege nehmen müssen, verlangt gebieteirsch die Bereithaltung von Mitteln welche für fähig erachtet werden, die Güter der Nation gegen die Stürme des Krieges zu schützen. Es ist klar, daß mit dem Interesse auch gleichzeitig diese Mittel wachsen müssen und zwar schließlich so weit es eben die vorhandene nationale Kraft erlaubt. So sehen wir denn die großen Heere civilisirter Nationen der Jetztzeit entstehen, nicht in Folge irgend welcher Willkür, sondern aus der inneren Nothwendigkeit der Verhältnisse heraus.

Daß es Größe und Ausdehnung der am Kriege hangenden Interessen sind, welche auch die Größe der Kriegsmittel bestimmen, zeigen die Völker aller Zeiten. Bei Nationen, welche noch nicht auf unserem Civilations-Niveau stehen, sind die Interessen natürlich andere, und werden hauptsächlich in hochgradigem Maße hervorgerufen durch Erregung der Leidenschaften, wie sich solche in Religions-, Revolutions- und Race-Kriegen geltend machen. Doch ist die Art der Interessen Nebensache, das auf die verwendete Masse von Kriegsmitteln influirende Vorhandensein der Interessen ist Hauptsache."

Da es mit dem sogenannten „Culturkampf" nächstens, wie es heißt, ein seliges Ende haben wird, so thun unsre Liberalen vielleicht gut, sich mit dem militärischen Gedankengange, wie er da eben entwickelt ist, bei Zeiten vertraut zu machen, wahrscheinlich tritt in den bei Ablauf des Septennats sich erneuernden Budgetkämpfen die Mehrforderung für das

Heer nun in dem Gewande eines neuen Culturkampfes auf: für unsre Bildung ist unser Heer noch viel zu klein!

Selbst für Friedenszeiten soll eine Verringerung unmöglich sein. „Sicherlich", sagt die Brochüre, „werden nicht alle Staaten mit einer Reduction, welche blos dem Zahlenverhältnisse Rechnung trägt, zufrieden sein, da viele oder auch alle vorbringen werden: ihre exponirte Lage, die Ausdehnung ihrer Grenzen, die geringe Vertheidigungsfähigkeit derselben, die strategischen Vortheile des Gegners und was dergleichen mehr ist, müsse für sie ins Gewicht fallen und auf die Größe der ihnen zufallenden Heeresquote influiren. Wer soll den hieraus in der Abrüstungs-Commission unausbleiblich entstehenden heftigen Streit schlichten? Wahrscheinlich Niemand und die Vertreter dieser oder jener Macht werden sich, wenn sie ihren Willen nicht durchsetzen, grollend unter Protest gegen die ihnen zugemuthete Ungerechtigkeit zurückziehen, womit dann schon gleich alle Abrüstung aufgegeben wäre. Denn wenn nur ein Staat seine bisherige Armee beibehält, so würden es alle anderen im Interesse ihrer Sicherheit nicht wagen dürfen und auch gewiß nicht wagen, eine nur irgend erhebliche Armee-Reduction vorzunehmen. Wir dürfen hieraus und aus ohne Zweifel noch entstehenden anderen Schwierigkeiten schließen, daß eine auch mit dem besten Willen zusammengetretene Abrüstungs-Commission nicht über die Vorarbeiten hinauskommen würde.

Was nun den Fall der Heeresreduction blos für den Frieden betrifft, so wird es für den Laien leicht den Eindruck gewinnen, als wäre eine solche Reduction, welche seiner Ansicht nach nicht mit den Gesetzen des Krieges collidirt, unschwer auszuführen. Betrachten wir indeß die Sache etwas näher! Zunächst muß festgestellt werden, daß die Reduction des Friedensstandes unter das Maaß, welches von einem Staate bei Anspannung seiner Kräfte geleistet werden kann, allerdings in Widerspruch tritt zu den Gesetzen von der Gewaltanwendung, da eben ein kleiner Friedensetat nicht die Entfaltung derjenigen Kraft für den Krieg zuläßt, zu welcher der Staat vermöge seiner Mittel fähig wäre. Ferner bleibt zu bedenken, daß, um ein wohlgeschultes Heer für den Krieg zu besitzen, man die Friedensetats unter ein ziemlich fest begrenztes Maaß gar nicht herunter sinken lassen kann, da sonst der Ausbildung sich unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg stellen. Gesetzt indeß, es ließen sich doch noch in verschiedenen Staaten einige Verminderungen der Friedensetats vornehmen, so würden sicherlich, wenn die Vereinbarungen unter den Mächten getroffen werden sollten, unlösbare Streitigkeiten, ganz ähnlich den oben erwähnten, entstehen. So werden sich Staaten, die mit sehr verschiedenen Ausbildungsschwierigkeiten zu kämpfen haben, eine gleichmäßige Herabsetzung des Friedensstandes kaum gefallen lassen. Würden nicht z. B. mit Recht die in kälteren sowohl wie in heißeren Zonen liegenden Staaten geltend machen können, daß die Witterungsverhältnisse ihnen nicht erlauben, in der gleichen Dienstzeit auch die gleiche Zeit auf die Ausbildung ihrer Truppen zu verwenden, wie ein im gemäßigten Klima liegender Staat dies kann, und daß es daher nur gerechtfertigt sei, wenn ihnen größere Mittel zur Disposition gestellt würden? Oder wird es nicht Staaten geben, welche mit Hintenansetzung jeglicher Eitelkeit behaupten werden, daß die durchschnittlich geringere Intelligenz ihrer Bewohner eine längere Ausbildung und in Folge dessen einen höheren Friedensetat für sie nothwendig mache, als für die intelligenteren Staaten?

Aus solchen Schwierigkeiten wird sich sicherlich eine Commission nicht mit Erfolg herauswinden. Wir sehen daher auch hier sich aus innerer Nothwendigkeit heraus die Consequenz ergeben, daß die Staaten zur Erhaltung der Heere in der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit gezwungen sind. Nur derjenige Staat würde wirklich mehr als nothwendig thun, welcher sich durch die Ausgaben für seine Armee in eine immer wachsende Schuldenlast stürzte und dadurch schließlich dem Staatsbankerott entgegen ginge."

Schwer genug ist dies Zugeständniß dem Herrn Hauptmann offenbar geworden!

Verantwortlicher Redacteur: Albert Hermann in Berlin.
Druck und Verlag von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Redaction und Expedition
Berlin S.W.
Beuth-Straße 8.

6. Jahrgang. Berlin, 3. Mai 1878. Nr. 18.

Ein sozialistischer Philosoph.

Von Otto Hörth.

II.

Die Mainländer'sche Erkenntnißtheorie bahnt uns zunächst den Weg, dem Ursprung der Dinge näher zu kommen. Werfen wir die Frage nach der Ursache alles Seins auf, so haben wir zwei Möglichkeiten vor uns. Wir haben nämlich bereits die allgemeine Kausalität gefunden, das heißt das Gesetz, wonach jede Wirkung ihre Ursache haben muß und alle Dinge kausal untereinander verknüpft sind. Sehen wir, ob wir auf diesem Wege zum Ziele kommen.

Die allgemeine Kausalität ist vom Sinneseindruck ausgegangen und besagt, daß jeder Veränderung im Sinnesorgan auch eine Veränderung im Objekt zu Grunde liege. Wir erblicken z. B. den Zweig eines Baumes nach einander in verschiedener Lage; er ist bewegt, er hat sich verändert, und diese Veränderung übt eine entsprechende Wirkung in unserm Auge aus. Fragen wir nach der Ursache dieser Veränderung, so finden wir sie in der Bewegung der Luft, im Winde; fragen wir weiter nach der Ursache der Bewegung der Luft, so finden wir sie in der ungleichmäßigen Erwärmung, und fragen wir nach der Ursache der Wärme, so finden wir sie in der Sonne. Eine solche Zusammenstellung von Dingen, die kausal unter einander verknüpft sind, nennt man Kausalitätsreihen. Wir bemerken nun bald, daß wir mit der Bildung von Kausalitätsreihen nicht zum Ursprung der Dinge gelangen können. Die Kausalität verbindet nämlich nicht die Dinge an sich, sondern nur ihre Wirkungen; sie führt deßwegen sofort von dem einzelnen Ding ab. Wir sind beim obigen Beispiel vom Baum auf den Wind, von diesem auf die Wärme und von dieser auf die Sonne gelangt. Hier hat die Kausalitätsreihe ein Ende und wenn wir sie vielleicht auch noch um ein Glied vermehren können, so ändert dies an dem negativen Resultate des ganzen Weges durchaus nichts.

Es gibt indeß noch andere Veränderungen, welche nicht kausaler Natur sind. Wir haben z. B. den obigen Zweig im Frühjahr gesehen, da hat er geblüht; als wir ihn im Spätjahre sahen, da hat er Früchte getragen. Wir wissen genau, daß es derselbe Zweig ist, nur war er damals ein blühender, jetzt ist er ein fruchttragender geworden. Diese Veränderung ist keine Ortsveränderung; sie ist Entwickelung. Sofort

können wir auch nicht mehr von Ursache reden; wir können nicht mehr sagen, die Blüthe sei die Ursache der Frucht, das Samenkorn die Ursache der Pflanze. Es folgt daraus, daß man nach der Ursache eines Dinges überhaupt nicht fragen kann. Der Unterschied ist klar. Ist die Bewegung eines Dinges Ortsveränderung gewesen, so können wir gemäß der Kausalität stets nach der Ursache derselben fragen und werden auch immer eine solche finden, sei sie nun eine mechanische, oder ein Reiz oder ein Motiv. Ist aber die Bewegung Entwickelung, so kann man nur nach dem Ursprung fragen, mit andern Worten, der Ursprung der Dinge wird nur auf dem Wege der Entwickelung offenbar. Ein anderer Unterschied besteht ferner darin, daß die Ortsveränderung im Raume vor sich geht, während zur Entwickelung die Zeit nothwendig ist. Da nun die Quelle der Entwickelung in die Vergangenheit führt, so muß auch der Ursprung der Dinge in die Vergangenheit verlegt werden.

Dieses Ergebniß ist unendlich wichtig. Es stellt zunächst fest, daß die Welt durch Entwickelung entstanden ist und zwar nicht durch begriffliche oder ideale, sondern durch reale Entwickelung der Einzeldinge selbst. Es stellt ferner fest, daß die mannigfaltigsten Abstufungen der Einzelkräfte durch Entwickelung unter einander verknüpft sind, daß also die höhern aus den niedern, die zusammengesetztern aus den einfachern hervorgegangen sind. Es stellt endlich fest, daß wenn der Ursprung aller Dinge mit dem Namen Gott belegt wird, Gott nur in der Vergangenheit existiren konnte und daß die Welt durch Entwickelung aus Gott hervorgegangen sei. Das Mainländer'sche System ist darum, sofern es die derzeitige Existenz Gottes leugnet, Atheismus, und zwar zum ersten Male wissenschaftlich begründeter Atheismus. Modifizirt ist dieser Atheismus nur insofern, als er den Gottesgedanken nicht absolut leugnet, dadurch aber zur besten Erklärung der Welt gelangt. Ihm ist Gott die Einheit der Kraft, die am Anfang der Dinge steht. Diese Einheit der Kraft hat sich durch Wesensumwandlung zur Vielheit der Kräfte entwickelt. Was die Einheit der Kraft sei und was die Wesensumwandlung veranlaßt hat, das können wir nicht begreifen, da unsere Erkenntniß immanent, das heißt auf die Vielheit der Kräfte und ihre Entwickelung eingerichtet ist. Dagegen ist die Einheit der Kraft ein Postulat der Vernunft. Dieses Postulat führte in der geistigen Entwickelung der Welt zu einem verhängnißvollen und scheinbar unlösbaren Widerspruch. Die Vernunft, deren Funktion es ist, das Zusammengesetzte auf das Einfache, das Besondere auf das Allgemeine, die Vielheit auf die Einheit zurückzuführen, die Vernunft verlangte die Einheit der Kraft, die Existenz Gottes war ein Gebot der Vernunft. Und doch mußte die Vernunft mit aller Klarheit leugnen, daß eine solche Einheit der Kraft vorhanden sei, daß Gott existire. Nirgends, aber auch nirgends ist der Beweis, daß eine solche Einheit der Kraft existire, da nur Kräfte vorhanden sind, die unter einander in kausalem Zusammenhang stehen. Die Vernunft ist also im Recht, wenn sie schließt, daß Gott nicht existirt, weil sie seine Wirksamkeit nicht wahrnehmen kann. Selbst die Annahme, daß Gott doch existire, auch wenn seine Wirksamkeit nicht könne wahrgenommen werden, ändert an diesem Schlusse nichts. Denn die Existenz, die auf keine Weise wahrgenommen wird, ist vor der Vernunft gleich-

bedeutend mit der Nichtexistenz. Diesen Widerspruch löst das Mainländersche System in ebenso überraschender wie logischer und einfacher Weise. Es setzt die Einheit der Kraft in die Vergangenheit, und wenn wir auch jetzt noch nicht in der Lage sind, sie begrifflich zu fassen, so hat die Frage nach diesem Begreifen doch alle Dringlichkeit verloren, da die Erkenntniß von dem furchtbaren Zwange befreit ist, Einheit und Vielheit als zugleich existirend und wirkend annehmen zu müssen. Das ist mehr als bisher ein philosophisches System geleistet hat.

Was diese Darlegung für den socialen Menschen ist, das liegt auf der Hand. Sie beweist nichts mehr und nichts weniger als die Selbstständigkeit des Individuums. Im Urgrund des Geschehens steht nicht mehr eine geheimnißvolle, unbegreifliche Macht, sondern nur das Gesetz der Entwickelung des Höhern aus dem Niedern und das Gesetz der kausalen Verknüpfung. Es existirt nichts als Ursache und Wirkung und die Entwickelung der individuellen Kraft, die mit dem Lebenwollen identisch ist. Wohl ist über die Vielheit der Welt noch eine Art von Einheit ausgebreitet, aber diese Einheit, der Schatten der ehemaligen Einheit der Kraft, ist keine Einheit des Wesens, sondern ein Resultat des Wirkens, ein Ergebniß des kausalen Zusammenhangs. Die Harmonie, sofern von ihr die Rede sein kann, ist darum keine voraus bestimmte, sondern eine aus der Entwickelung resultirende. Die Harmonie kann gestört werden, sofern es jedem Individuum gestattet ist, aus zureichenden Gründen sich mit ihr in Widerspruch zu setzen. Allein die Wucht der Entwickelungstendenz sämmtlicher Kräfte läßt den Widerstreit einzelner Kräfte auf die Dauer nicht aufkommen; d. h. in der Gesammtbewegung geht die Einzelbewegung mit und unter. Auf der andern Seite jedoch setzt sich die Gesammtbewegung der Welt wie der Menschheit genau aus der Summe aller Einzelbewegungen zusammen. Der Wille des Ganzen ist nichts Anderes als der Gesammtwille der Einzelnen. Nehmen wir aus der Bewegung der Welt die Bewegung der Menschheit heraus, so setzt auch diese sich aus den Bewegungen aller einzelnen Menschen zusammen. Die Bewegung der Menschheit nennt Mainländer das Schicksal, und schließt mit vollem Rechte, daß die Menschheit selbst ihr Schicksal mache und ebenso auch jeder einzelne Mensch an der Bestimmung dieses Schicksals selbstständigen Antheil habe. Die Bewegung der Menschheit vollzieht sich freilich innerhalb der Gesammtbewegung der Welt, das heißt, sie ist dem steten Einfluß der Naturkräfte unterworfen, aber in dem Geiste hat die Menschheit ein Mittel erlangt, durch das sie über die Bewegung der blinden Naturkräfte immer mehr Herrschaft ausüben oder dieselben wenigstens unschädlich machen kann. Nach dieser Seite hin ist die Civilisation gleichbedeutend mit immer größerer Beherrschung der Natur im Dienste des Menschen. Es ist sowohl eine theoretische wie praktische Nothwendigkeit, daß der Mensch als seiendes und wirkendes Prinzip selbstständig sei; nur auf diesem Grunde ist eine soziale, ethische und intellectuelle Gemeinschaft denkbar. Das Mainländer'sche System isolirt nun zwar den Menschen nicht, sondern es beläßt ihn im dynamischen Zusammenhang mit allen übrigen Individuen, denen er dem Wesen nach gleich und nur der zeitlichen Erscheinungsform nach verschieden ist. Dieser dynamische Zusammenhang, der allerdings eine Art von Unterordnung bedingt, beeinträchtigt gleichwohl die Selbstständigkeit des Ein-

zelnen nicht, denn wenn der Einzelne auch auf der einen Seite vom Ganzen abhängig ist, so kann er auf der andern Seite wieder das Ganze beeinflußen. Die Selbstständigkeit des Wirkens, die erste Bedingung sozialer Wahrheit, ist darum dem Individuum sowohl wie dem Ganzen gerettet.

Von diesem Punkte aus gelangen wir leicht in das Gebiet der Ethik, der von vornherein der rein immanente Charakter gesichert ist. Die Ethik kann nichts sein als Glückseligkeitslehre und sie kann zur Verwirklichung ihrer Ziele keine anderen Faktoren zu Hilfe nehmen als in dem Wesen der Dinge begründet sind. Darnach tritt das Moralgesetz nicht als Gebot von außen an den Menschen heran, sondern es ist sein innerstes Lebensgesetz. Gleichwie die Pflanze nicht lebt und gedeiht nach einer Norm, die außerhalb der Pflanzen existirend und wirksam wäre, sondern das Gesetz nur in und mit den Pflanzen existirt und wirkt, so trägt auch die Menschheit sowohl wie das einzelne Individuum Bedingungen und Gesetze des Wohlseins voll und ganz in sich. Wird das Gesetz verletzt, so folgt auf die Uebertretung die Strafe so sicher wie auf die Ursache die Wirkung folgt. So wird die Vergeltung nicht mehr wie in den theistischen Moralsystemen ein Akt der willkührlichen Rache, der mit dem zu rächenden Faktum in keiner innern Beziehung steht, sondern sie stellt sich als logische und organische Folge dar, eine Folge, die wegen des dynamischen Zusammenhangs aller Glieder der Gemeinschaft nicht blos das einzelne Individuum, sondern je nach dem Vergehen ganze Geschlechter, ganze Stämme und Nationen trifft. Der dynamische Zusammenhang geht hier in die sammtverbindliche Haftbarkeit des ganzen Menschengeschlechtes über.

Was ist nun aber eine moralische Handlung? Nachdem Mainländer die rein immanente Ethik hergestellt hat, kann er alle sonstigen wesentlichen Bestimmungen der Moral unverändert, wenn auch erweitert und vertieft, beibehalten. Moralisch ist eine Handlung, wenn sie gern und wenn sie auf Grund eines Gesetzes geschieht. Das Gerngeschehen setzt die Umwandlung des Willens voraus, die von der Ethik nicht aufgegeben werden kann. Die Umwandlung des Willens geschieht durch die Erkenntniß. Der natürliche Mensch will nur sich, er will sein Leben haben und dasselbe erweitern; jedes Mittel dazu ist ihm recht. Im gleichen Verhältnisse befindet sich jeder andere natürliche Mensch. Im Naturzustande kann es daher wie kein Recht so auch keine Moral geben. Erst die Schaffung des sozialen Gemeinwesens, der Staat, giebt der Moral Ursprung, indem er das Gesetz schafft. Der Naturzustand ist immerwährender Kampf, in welchem weder das Leben noch das Eigenthum des Einzelnen gesichert ist. Diese Wahrnehmung führte dazu, daß die Einzelnen einen Theil ihrer Selbstständigkeit aufgaben und dafür sich Leben und Eigenthum gegenseitig garantirten. Damit trat der Staat in's Leben, dessen Wesen der Vertrag ist. Was bisher erlaubt war, Stehlen, Rauben und Morden, weil es kein Gesetz gab, es zu verbieten, das wurde jetzt verboten, weil die Gesammtheit gezwungen war, die zu ihrer Existenz nothwendigen Gesetze zu geben. Für den Einzelnen stellt sich das Gesetz als Zwang dar und wenn Jemand blos gezwungen das Gesetz befolgt, so kann sein Handeln auf den Beisatz des Moralischen keinen Anspruch machen. Erst die Einsicht

in die Nothwendigkeit des Gesetzes erhebt die Handlung in das Gebiet des Moralischen. Wer überzeugt ist, daß Gesetze existiren müssen, und daß, was der Einzelne hier an Freiheit des willkürlichen Handelns abgiebt, er dort in der Gemeinschaft tausendfach gekräftigt und erweitert wieder erhält, der wird die Gesetze gern befolgen. Das Gesetz aber ist nichts Anderes als der Ausdruck des Willens der Gemeinschaft; zum Gesetzgeben kann also Niemand berufen sein als die Gemeinschaft selbst. Die Autorität, in deren Namen das Gesetz gegeben und ausgeführt wird, ist nur die Gesammtheit derer, welche die Gesetze zu befolgen haben. Ein Gesetz, das diesen Anforderungen nicht entspricht, kann auf den Namen eines moralischen keinen Anspruch machen.

Das Kennzeichen einer moralischen Handlung kann nicht darin liegen, daß sie nicht egoistisch ist. Jede Handlung ohne Ausnahme ist egoistisch, denn Niemand kann gegen seine Neigung handeln. Jede Handlung erfolgt aus einem bestimmten Charakter heraus und auf Grund eines zureichenden Motivs. Der Charakter kann nicht geändert werden, wohl aber das Motiv, d. h. die Kenntniß der Motive. Der natürliche Wille ist ein blinder Drang, der nur sich will; ihm stellt der Geist sich mit selbstständigen Motiven gegenüber. Nicht der Geist ist selbstständig und kann gegen den Willen handeln, sondern der Geist ist aus dem Willen hervorgegangen und wird vom Willen gelenkt. Aber vermöge der Erkenntniß kann der Geist dem Willen einen Spiegel vorhalten, indem der Wille sich selber erkennt und seiner selbst sowohl wie seiner wahren Ziele, die über seine Individualität hinaus in der Gemeinschaft liegen, bewußt wird. Die Erkenntniß ist die Gluth, an der der starre Wille schmilzt und biegsam wird. Die Erkenntniß ist es, welche dem natürlichen Wohl des Einzelnen das wahre Wohl, das Wohl der Gesammtheit, gegenüberstellt und das Individuum allmählig dazu bringt, daß es das wahre Wohl zur Richtschnur seines Handelns nimmt. Der Wille ist kein anderer geworden, er hat nur, auf Grund der Erkenntniß, eine andere, höhere, weitere Richtung genommen. Aber auch so bleibt jede Handlung egoistisch, denn im wahren Wohl, im Wohl der Gesammtheit, ist das erweiterte Wohl des Einzelnen inbegriffen, und indem der Mensch das wahre Wohl, das sein eigenes, erweitertes Wohl ist, im Auge behält und darnach handelt, handelt er egoistisch. In dieser Weise löst sich der Gegensatz zwischen dem Interesse des Einzelnen und dem Interesse der Gesammtheit.

Von Willensfreiheit kann unter diesen Umständen natürlich keine Rede sein, sondern nur von Wahlfreiheit. Auch auf dem Gebiete des Geistes herrscht das Gesetz, das kein Geschehen aus leerem Raum heraus, sondern nur Wirkungen aus Ursachen kennt. Die Erkenntniß liefert nur die Mittel, durch welche der Wille modificirt wird. Indem es dem Geiste möglich ist, dem Willen verschiedene Motive vorzuführen, beeinflußt er die Wahl und bestimmt er schließlich die Entscheidung. Aber immer erfolgt die Entscheidung aus natürlichen Ursachen, nämlich aus dem bestimmten Charakter des Willens und aus einem zureichenden Grunde. In jedem Falle aber zielt der Mensch bei seinem Handeln nach seinem Vortheile, gemäß der Vorstellung, die er sich von seinem Wohle gemacht hat. Steht er vor einem Vortheil und einem Uebel, so muß er den Vortheil wollen; steht er vor zwei Vortheilen, so muß er den

größern wollen. In vielen Fällen, wo die Motive gleichwerthig sind, wird nun allerdings ein Schwanken eintreten, und zwar so lange, bis ein Motiv das Uebergewicht bekommt. Dann erfolgt aber auch die Handlung gerade so, als ob von vornherein nur ein Motiv vorhanden gewesen wäre.

Aus diesen Bausteinen, die hier natürlich nur in skizzenhaften Umrissen gezeichnet werden können, richtet sich die Mainländer'sche Ethik empor. Ihren Abschluß findet sie durch die Untersuchung, welchen Verlauf die Bewegung der Welt nehme, wo sie beginne und wo sie ende. Daß Mainländer die Vielheit der Welt auf eine transscendente Einheit zurückführt, ist bereits berührt worden. Aber diese Einheit ist gewesen, sie ist nicht mehr. Jetzt ist nur noch die immanente Welt der Vielheit. Aber der Zerfall der Einheit in die Vielheit war zugleich die erste Bewegung, von welcher alle übrigen Bewegungen sich herleiten. Die Entwickelung ist also zugleich Zersplitterung, die Vervollkommnung ist zugleich Schwächung. Jede höhere Stufe ist durch Leiden erkauft und die Ausbildung des Geistes geschieht auf Kosten der ursprünglichen Kraft des Willens. Das Gesetz der Schwächung der Kraft geht durch die ganze Natur, sie ist der Zins der immer höher wächst und schließlich das ganze Capital verschlingt. Für Mainländer steht der Untergang der Welt fest, und darum ist ihm auch die Bewegung der Welt eine Bewegung aus dem transscendenten Uebersein der einfachen Einheit durch das Sein der Welt in das absolute Nichtsein. Die ethische Folgerung daraus für das Individuum liegt darin, daß der Einzelwille sich verneinen und so in der Bewegung der Gesammtheit aufgehen muß, wodurch er der Wohlthat des Gesammtzieles, des Nichtseins, schon vor dem physischen Tode theilhaftig wird. Die Bewegung der Welt, das ist ihr Schicksal, das sich mit Nothwendigkeit vollzieht. Auf dem Wege zur Vollendung liegt die Unvollkommenheit, das allgemeine Glück, der ideale Staat; aber wenn die Menschheit auf der Höhe steht, hat auch die Stunde der Erlösung geschlagen; die Erkenntniß in ihrer höchsten Potenz trägt auch die Ueberzeugung von der Nichtigkeit des Lebens in sich, und diese Ueberzeugung wird dem Leben der Menschheit ein Ende machen.

Die physische, metaphysische und ethische Begründung und nähere Ausführung dieser Sätze gehört, so interessant sie auch ist, um so interessanter, als sie von der Darstellung der Pessimisten gewöhnlichen Schlags himmelweit verschieden ist, nicht in den Rahmen unserer Betrachtung. Es genügt uns, die Existenzbedingungen des sozialen Individuums durch Mainländer vollständig hergestellt zu sehen. Das Individuum ist selbstständig, aber dynamisch mit allen andern Individuen verknüpft. Alle Individuen zusammen bilden eine Gemeinschaft, deren Gesammtwohl der letzte Zweck wie das höchste Gesetz für den Einzelnen ist. Jede That entsteht aus natürlichen Gründen, unter denen die Erkenntniß mit der fortschreitenden Entwickelung immer mächtiger wird, bis sie einst die ganze Welt überwindet. Die Gesammtbewegung der Menschheit ist das Schicksal. Das Schicksal ist die Autorität, die den Einzelnen zwingt, und die Macht, die ihn zermalmt. Diese Aufstellungen konstatiren den ungeheuern Werth der Erkenntniß, und wenn auch das Schicksal eine gewaltige Macht ist, so ist es doch keine geheimnißvolle Macht mehr. Es ist eine Macht, die begriffen

werden kann, und wer das Schicksal begreift, der beherrscht es. Die Entfesselung des Individuums von allen geheimnißvollen Ketten und die Ueberzeugung, daß die Menschheit ihr Schicksal selbst vollzieht, das sind die beiden Quellen, aus denen jede soziale Thätigkeit ihre Kraft schöpfen muß. Ist der Mensch nicht selbstständig und wirft eine unbegreifliche Macht ihn hin wo sie will, so ist all sein Ringen umsonst. Nur mit dem Atheismus und der immanenten Ethik kann der soziale Mensch, kann der Sozialismus überhaupt existiren. Das ist's was die moderne Welt lernen muß, und Mainländer ist der, bei dem sie's am besten lernen kann. Ehe nicht mit jener schwächlichen Volkswirthschaft aufgeräumt ist, die sich an allen religiösen, politischen und ethischen Faktoren scheu vorbeidrückt, wird die Rede von der menschlichen Gesellschaft und der menschlichen Wirthschaft immer nur ein leeres Gerede bleiben, weil ihrem Körper Saft, Mark, Knochen und Blut, das heißt so ziemlich Alles fehlt, was zum Leben und Wirken nothwendig ist.

Mainländer ist kein sozialer Philosoph im Sinne einer der heutigen sozialen Parteien. Er schwört darum auf kein Programm. Aber aus den Grundprinzipien seiner Philosophie leitet er mit Leichtigkeit die Sätze ab, die seiner Beurtheilung der ökonomischen Verhältnisse der Gegenwart zum Vorwurf dienen. So viel wir wissen, hat dieser ökonomische Theil des Mainländer'schen Systems seine ausführlichere Begründung in einem besondern Werke gefunden, das an die Oeffentlichkeit zu treten im Begriffe ist. Einstweilen begnügen wir uns mit den Ausführungen, die in Mainländers Hauptwerk, der Philosophie der Erlösung, enthalten sind, und laden den Leser der „Wage" ein, uns auf ein paar Augenblicke noch nach dieser weitern und letzten Station zu folgen.

Ungewohnte Wege.

Schon einmal wurde das Enfant terrible der Altkatholiken, der Heißsporn von Braunsberg, Prof. Dr. Fr. Michelis, in diesen Blättern verwarnt, sich doch nicht auf einem Gewerbe betreten zu lassen, welches zwar vor einem Glaubenstribunal und auch im bessern Jenseits Verzeihung, wo nicht gar Belohnung finden mag, unter ehrlichen Menschen aber minder lax beurtheilt wird. Hr. Michelis im Besondern läuft dabei eine große Gefahr. Jenes Gewerbe wird in der Regel mit dem Namen der Soc. Jesu als eng verbunden gedacht, und ein so entschiedener, fanatischer Antijesuit wie Herr Michelis sich zu sein bestrebt, sollte doch auch den Schein einer solchen Verwandtschaft meiden.

Doch um was handelt es sich? Hier ist das corpus delicti. Auf der letzten Seite der Beilage 107 (17. April) der „Allg. Zeitung" lesen wir unter den Anzeigen die folgende:

Ungewohnter Weg.

Es ist jetzt mehr als ein halbes Jahr verflossen, nachdem ich in der Schrift „Die Philosophie des Bewußtseins" den wissenschaftlichen Beweis erbracht habe, daß die ungläubige Richtung unserer Kritik, welche an der Hand der im Denken nicht richtig verarbeiteten Resultate der Naturforschung nachgerade zu einer den religiösen und sittlichen Kern unserer Nation angreifenden, geradezu verbrecherischen

Literatur auszuwachsen droht, auf wissenschaftlich sehr schwacher und unhaltbarer Grundlage steht. Der Minister Dr. Falk, dem ich die Schrift mit der Bitte übersandte sie durch einen Fachmann prüfen und begutachten zu lassen, lehnte diese Bitte mit der verbindlichen Bemerkung ab, daß sie ohnedies sich schon Bahn brechen werde. Indeß ist sie an die Redaction aller philosophischen Zeitschriften, sowie an alle in Anspruch genommenen Autoritäten, Hartmann, Zeller, Bonitz, Steinthal u. s. w. eingesandt worden, ohne daß bis jetzt von dieser Seite aus nur die leiseste Andeutung einer Erwiederung auf den Angriff erfolgt wäre. Nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge muß ich demnach meine Schrift als dem Schicksale des Todtgeschwiegenwerdens verfallen betrachten. Daher betrete ich diesen ungewohnten Weg, um wenigstens das zum Bewußtsein zu bringen, wie sehr der Aberglaube und der Unglaube mit denselben Waffen des Bannfluches operiren und sich aufrecht halten, der Aberglaube der römischen Infallibilität mit dem Bannfluche der Excommunication, der die Seele nicht trifft, wenn das Gewissen rein ist; der in der deutschen Wissenschaft um die Herrschaft ringende Unglaube mit dem empfindlicheren Bannfluche des Todtschweigens, welches einem das Leben als Schriftsteller allerdings schließlich unmöglich macht. Dagegen wehre ich mich, so lange mir Gott Leben und Athem läßt.

Freiburg, den 15. April 1878. Dr. Fr. Michelis, Prof.

Man wird nicht leugnen, daß diese jüngste Leistung des Altkatholizismus einen eigenthümlichen, drei- und vierfachen Reiz ausübt. Herr Prof. Michelis hat einen „wissenschaftlichen Beweis erbracht", und kündigt das in selbsteigener Reklame an. Und welchen Beweis! Die „Resultate der Naturforschung" mag er nicht leugnen, weil das sehr schwer wäre und er ohnedies auf naturwissenschaftlichem Gebiet keinen besonderen Credit genießt. Aber diese „Resultate" sind „im Denken nicht richtig verarbeitet". Wenn er auch nicht gerade Naturforscher ist, so ist er doch „Denker" und ausnehmend stark darin, „im Denken zu verarbeiten", so zwar, daß in seinem Kunstprodukt Niemand den Rohstoff wieder zu erkennen vermag. Mit der „unrichtigen Verarbeitung" jener Resultate wäre es jedoch noch nicht so schlimm, wenn diese nicht Jemandem die „Hand" böten, und zwar wem? „Der ungläubigen (Schwabacher) Richtung unserer Kritik". Wenn noch blos „unsere Kritik" die „im Denken nicht richtig verarbeiteten Resultate der Naturforschung" bei der Hand nähme, so wäre die Sache nicht so schlimm; aber „unsere Kritik" hat wieder eine „Richtung", und das ist vom Uebel, nämlich eine „ungläubige". Was ist also Schuld an der Verderbniß? Der Unglaube! Der Unglaube oder Nichtglaube ist aber nur ein anderer Ausdruck für Kritik. Der Herr Professor verdammt also die Kritik. Syllabus!

Diese Kritik „droht" nach ihm „nachgerade zu einer verbrecherischen Literatur auszuwachsen", die nicht nur den „religiösen", sondern auch den „sittlichen Kern unserer Nation angreift." Der Herr Professor, von sich selbst zum genauen Kenner und Hüter dieses „sittlichen Kernes" bestellt, fühlt sich um so mehr verpflichtet, Lärm zu schlagen, als er gewahrte, daß der „Unglaube" „auf wissenschaftlich sehr schwacher und unhaltbarer Grundlage steht". Keinem Andern war das aufgegangen, nur Herr Michelis fühlte sich gedrungen, an einer ohnehin unhaltbaren Grundlage zu rütteln. Nicht nur also der „religiöse" und „sittliche", auch der wissenschaftliche „Kern" unserer Nation stand auf dem Spiele und die Nation war so dumm geworden, daß sie sich auf die „unhaltbare Grundlage" des Unglaubens setzte, welche Herr Michelis mit einem Fußtritt zu Falle bringt.

Bis dahin bewegten wir uns im Gebiete der Unlogik und der Unbescheidenheit (auch Verworrenheit und Anmaßung genannt); jetzt aber kommen wir zum Gefühl, speciell zum Schamgefühl. Nachdem der Herr Professor jenen Beweis erbracht hatte, wünschte er das Urtheil des Kultusministers zu erzielen; nach der advokatischen Argumentation das Verdikt des Richters. Herr Dr. Falk führt den „Kulturkampf" bereits nach einer Seite, wie wäre es, wenn er auch nach der anderen Seite den Staat schützte? So ein paar „Maigesetze" gegen die „ungläubige Richtung der Kritik", gegen die „nicht richtig verarbeiteten Resultate der Naturforschung", ein paar Jahre Gefängniß nebst so viel Mark Buße gegen die „unhaltbare Grundlage"!

Dr Falk war augenscheinlich in nicht geringer Verlegenheit, zumal der Professor verlangte, der Minister solle die Schrift durch einen „Fachmann prüfen und begutachten lassen", ohne daß dieser „Fachmann" namhaft gemacht würde. Hätte der Herr Professor wenigstens gesagt, ob Virchow oder Häckel, Hermann oder Knak! Aber woher den ganz undefinirten, höchst abstrakten „Fachmann" nehmen?

Herr Dr. Falk hat sich mit vollen Ehren aus dieser Kulturkampfs-Zumuthung gezogen und zwar mit einem Kompliment, welches der Herr Professor richtig acceptirt. Der Kultusminister macht eine „verbindliche Bemerkung" fast hätten wir gelesen: Verbeugung, und spricht die geflügelten Worte: Aber Herr Professor, eine solche wissenschaftliche Leistung „bricht sich von selbst Bahn"; wozu brauchen Sie Polizei? — Denken Sie nur: Polizei gegen eine „Richtung", „nicht richtige Verarbeitung", ohnehin „unhaltbare Grundlage"! Der Beweis ist ja erbracht, man bringe mir Waschwasser für meine Hände!

Das „Bahnbrechen" scheint freilich im härtesten Granit stecken geblieben zu sein. Rezensionsexemplare sind abgegangen „an alle philosophischen Zeitschriften", an alle „Autoritäten", wie „Hartmann (eine Autorität für das „Bewußte"!), Zeller, Bonitz, Steinthal u. s. w." Kein einziger hat nur gepiepst, der Herr Professor sollte vermuthen, wegen tödtlicher Verwundung. „Nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge" bin ich todt, seufzt er, und zwar nicht todtgeschlagen, nicht einmal todtgelacht, sondern „todtgeschwiegen"! Schrecklich! Wie rächen wir uns? Auf dem nicht mehr ungewöhnlichem Wege des „ungewohnten Wegs". Nehmen wir eine großartige Attitude an: „So lag ich aus, so führt ich meine Klinge." Der römische Unfehlbare exkommunicirt, der Unglaube der deutschen Wissenschaft schleudert den Bannfluch des Todtschweigens, „welches einem das Leben als Schriftsteller allerdings unmöglich macht". Dort „Aberglauben", hier „Unglauben", es kommt auf Eins heraus. Ja wohl, und Pfaff bleibt Pfaff.

Von uns wird der Herr Professor nun gewiß nicht sagen können, wir hätten ihn „todtgeschwiegen". Lebendigreden können wir ihn allerdings auch nicht. Wie wär's wenn er sich einmal bei seiner „Grundlage" beschwerte und ihr den grimmigen Vorwurf in's Gesicht schleuderte: Du bist „wirthschaftlich sehr schwach und unhaltbar".

Graf L. N. Tolstoi.

1. Werke des Grafen Lew Tolstoi 8 Bände 1873. Moskau.
2. Anna Karenina, Roman des Grafen L. Tolstoi. — Rußki Wjestnik, Moskau. (Januar—März 1875, Januar—Dezemb. 1876 und Januar—Juli 1877.)
3. Anna Karenina. Achter und letzter Theil. Moskau 1877.

Neben Iwan Turgenjew gehört Graf Lew Tolstoi*) zu den beliebtesten und zugleich bedeutendsten Dichtern der Gegenwart in Rußland. Sein neuster Roman „Anna Karenina" erregte ein Aufsehen in Literatur und Gesellschaft, das nur jenem gleichkommt, welches die neuen Erzeugnisse der Turgenjew'schen Muse hervorzurufen pflegten. Am besten charakterisirt sich die Spannung, mit der das lesende Publikum das Schicksal der unglücklichen Heldin des Romans verfolgte, durch die Thatsache, daß während der Autor dieselbe krank werden ließ, die ebenso gefühlvollen wie ungeduldigen aristokratischen Damen Moskau's ihre Dienstboten nach der Druckerei des „Rußki Wjestnik" hinschickten, um sich über das Wohlergehen der sympathischen Karenina zu erkundigen. „Gottlob", tröstete der Verfasser — „sie ist wieder hergestellt." Die Annahme ist demnach keine gewagte, daß Tolstoi, der jetzt im besten Mannesalter sich befindet (er wird wohl ein Vierziger sein), der Erbe und Nachfolger jenes hohen Ehrenplatzes sein wird, dessen jetzt Turgeniew in der russischen Literatur theilhaft ist.

Bei all' dieser, übrigens mehr äußerlichen Analogie zwischen diesen Dichtergestalten, ist Tolstoi doch von Turgenjew seinem innern Wesen nach sehr verschieden. Die Individualität unseres Dichters wird uns klar werden durch Betrachtung des schriftstellerischen Entwickelungsprocesses, durch eine Analyse der Schöpfungen Tolstoi's im Zusammenhange mit dem politischen und kulturgeschichtlichen Hintergrunde seines Lebens und Wirkens. Die Hineinziehung solcher Gesichtspunkte kann nicht unterlassen werden grade bei den Werken des in Rede stehenden Autors, da sie nur durch Beleuchtung von dieser Seite voll und ganz aufgefaßt und gewürdigt werden können, und da außerdem ein Jeder in Deutschland über Rußland Schreibende leider nur zu berechtigt ist, Mangel an Kenntniß oder falsche Auffassung der russischen Zustände und Geschichte bei seinen Lesern vorauszusetzen.

Drei Abschnitte lassen sich ohne Zwang in dem Entwicklungsgange unseres Dichters unterscheiden, drei Epochen, deren jede einer gewissen politischen und literarischen Zeitströmung in Rußland entspricht und von dieser nicht wenig beeinflußt und bedingt ist. Die schriftstellerische Laufbahn Tolstoi's beginnt zu einer Zeit, wo die russische Literatur unter dem frischen Einflusse der von Gogol geschaffenen Schule, des mit einem innig-wahren und sublimen Idealismus verknüpften geißelnden Realismus stand und unter Andern Turgenjew in seinen weltberühmten Novellen, Gontscharow im „Oblomow", Nekrassow mit seinen Dichtungen, Ostrowsky im Drama, endlich Aksakow, in der russischen Dorf- und Familienidylle „Semejnaja Chronika" (Familienchronik) die Traditionen Gogol's kultivirten, vertieften und erweiterten. Aksakow scheint den meisten Eindruck auf das junge Talent Tolstoi's gemacht zu haben und die Anregung zu dem ersten größeren Werke, auch einer Art autobiographischen Familienchronik in drei Abtheilungen betitelt: Zeit der Kindheit, Knabenzeit und Zeit der Jugend (Djetstwo, Otrotschestwo, Junost) gegeben zu haben. Schon hier offenbarte sich eine feine Beobachtungsgabe und eminente Fähigkeit zur tiefgreifenden psychologischen und gesellschaftlichen Analyse. Dieselben Vorzüge

---

*) Wohl zu unterscheiden von dem ebenfalls sehr begabten, unlängst dahingeschiedenen Grafen A. K. Tolstoi, dem historischen Roman- und Tragödiendichter sowie Poeten, dem Verfasser des Romans „Knjaz Serebrenny", eines Tragödien-Cyclus aus der russischen Geschichte des XVI. Jahrhunderts (Iwan Grozny, Zar Fedor, Zar Boris), des Fragments „Possadnitza" und einer Gedichtsammlung in 2 Bänden. —



prägten sich aus in den zur selben Zeit erschienenen Schilderungen aus dem Kriegsleben am Kaukasus und in Sebastopol (an welchen beiden Feldzügen Tolstoi als Officier theilnahm); ebenso in den Erzählungen aus den Kreisen des gutsbesitzenden Adels, diesem aristokratisch-demokratischen Zwittergeschlecht, dessen Repräsentanten von den Ideen der humanen europäischen Kultur durchsetzt und an dem Widerspruche mit den realen russischen Verhältnissen, die ja auf der Basis der barbarischen Leibeigenschaft forteristirten, gar oft zu Grunde gingen. Pyssareff, der ebenso rücksichtslose wie tendenziöse, aber stets geistreiche und vor Allem leidenschaftlich-ehrliche Kritiker, der damals das literarische Tribunal ganz beherrschte, begrüßte voll des Lobes das Talent Tolstoi's und verkündete in ihm einen aufgehenden literarischen Stern ersten Ranges. Der weit vorahnende Kritikergeist Pyssareffs hat sich nicht getäuscht. Einige Jahre später, Ende der 60er, trat Tolstoi mit einem Werke hervor, das geeignet war die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf sich zu lenken. Es war das „Krieg und Frieden" (Wojna i mir), ein aus der Zeit Alexanders I. auf genaues Studium dieser Epoche und der zu derselben bei Hofe sowie in den höheren Kreisen Rußlands hervorragenden und bekannten geschichtlichen Persönlichkeiten, gebauter großer Roman. Tritt das plastische und darstellende Talent Tolstoi's diesmal uns in voller Reife entgegen, so begegnen wir hier bereits einer Tendenz, die die Ausbildung einer ganzen Weltanschauung, eines abgeschlossenen ganzen, consequenten Urtheils in gesellschaftlichen, politischen und religiösen Fragen verräth. Von welcher Farbe und Natur diese Tendenz ist, werden wir weiter bei der detaillirteren Analyse der Werke Tolstoi's erfahren. Im engen Kausalnexus mit dieser Tendenz stehen die pädagogischen und kulturellen Studien, denen sich Tolstoi zur selben Zeit widmete und sogar mit ganz besonderem Eifer.

Wir finden den ganzen 4. Band seiner im Jahre 1873 erschienenen sämmtlichen Werke mit rein publicistischen Abhandlungen pädagogischen Inhalts ausgefüllt. Ja, wir ersehen sogar bei dieser Gelegenheit, daß unser Romancier keineswegs blos Sittenschilderer und Maler ist, sondern auch ein eifriger und thätiger Pionier der Volksbildung im eigentlichen Sinne des Wortes, also muthig und fördernd in den Kulturkampf der Zeit eingreift. Und wirklich waren alle diese Artikel in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht, und Tolstoi scheute keine Mühe, seine zuweilen etwas originellen Ansichten über Volksbildung und Volksschulwesen in der Zeitungspolemik zu vertheidigen. In seiner Besitzung im Gouvernement Tula gründete er auch eine Mustervolksschule mit der ein Journal in Verbindung stand, „Jassnaja Poljana", in welchem er seine Ideen und Methoden des Elementarunterrichts verfocht. Im Jahre 1873 war es als Tolstoi einen geharnischten Aufruf an die Nation in der Katkow'schen „Moskowskija Wjedomosti" aus Anlaß der Hungersnoth im Samara'schen erließ.

Das neuste und letzte Stadium der Entwickelung unseres Dichters wird durch den schon erwähnten Roman „Anna Karenina" bezeichnet. Der Verlauf der Ereignisse in Rußland, die politische Reaction, die für das letzte Decennium in diesem Lande bezeichnend ist, endlich das Auftauchen der slavischen Frage, deren Präludium, der serbisch-türkische Krieg, bereits von Tolstoi in dem letzten Theile des Romans in die Handlung gezogen wird — das Alles gab dem Dichter Anlaß zur Aufgebung seines bisher innegehaltenen Standpunktes und zu einer Inklination nach derjenigen Richtung und Partei, von der er mit dem Roman „Wojna i mir" sich stets mehr zu entfernen begann. —

Der Aufschwung, den die russische Literatur gegen Ende der 50er und Anfang der 60er Jahre genommen hat und der sich eben in den Werken der bereits im Vorübergehen erwähnten Reihe von bedeutenden literarischen Größen der Schule Gogol's äußerte, steht im engsten Zusammenhange mit den beim Regierungsantritte des Kaisers Alexander II. inaugurirten politischen und socialen Reformen. Die Abschaffung der Leibeigenschaft, der Censur, die Einführung der Selbstverwaltung in Stadt und Land, der Gerichtsreform rüttelten die in

überlebten Formen erstarrte Gesellschaft auf. Nach dem für das Land so erniedrigend und erschöpfend gewordenen orientalischen Krieg, gingen anscheinend den russischen Staatsmännern sowie den intelligenten Klassen der Gesellschaft die Augen auf über die wahren Ursachen des Verfalls der Kräfte der Nation. Der Mißerfolg, den das Reich in seiner Aktion nach Außen erlitt, lenkte das allgemeine Bewußsein auf die inneren Zustände und „Kultivirung und Humanisirung" dieser Letzteren wurden die Losungsworte Aller. Sociale und politische Probleme drängten sich der befreiten, entfesselten Intelligenz des Landes auf; diese Probleme wurden diskutirt nnd praktische Versuche zu ihrer Lösung wurden angestellt. Zwei Ideenrichtungen machten sich vorwiegend damals in der Literatur und öffentlichen Meinung geltend. Die eine, die streng nationale, wurzelte in dem historisch gegebenen Character der russischen Cultur. Sie idealisirte den Geist der russischen Nation, wie er sich im Laufe der Jahrhunderte in seinen politischen religiösen und socialen Institutionen äußerte. Entsprechen nun diesem Geiste in politischer Hinsicht — die absolute Monarchie, in religiöser — die orthodoxe grichisch-katholische Kirche, endlich in socialer — das Gemeindewesen, das sich im Gemeinbesitze „Obschtschina" und der Gemeinverwaltung „Mir" verkörpert, so ergab sich für diese Partei die Nothwendigkeit, jene Institutionen mit aller Macht ideell und materiell zu conserviren. Daß auf solche Voraussetzungen fußend, die Westkultur mit ihrer Individualisirung und ihrem religiösen Rationalismus perhorrescirt werden mußte, ist einleuchtend. Derart war die national-slavophile Partei, die ihre Antecedentien bis auf Chomjakow und den älteren Kirejew zurückführte, die zur Zeit Nicolaus die bei Hofe und in den leitenden Regierungskreisen vorherrschende war und zu der in Rede stehenden Zeit hauptsächlich durch Aksakow im Blatte „Denj" (der Tag) publicistisch und von Pissemski, Dostojewsky u. A. belletristisch vertreten war.

Die dieser Partei entgegengesetzte, eine rege, muthige und mit reichbegabten Vertretern versehene Richtung, sah das Heil Rußlands in dem naturgemäßen Fortschritte im Sinne der europäischen Weltkultur und faßte demgemäß die oben erwähnten drei Institutionen wohl als historisch gegebenen Faktoren (oder — hegelisch ausgedrückt — Kategorien) der Kulturentwickelung Rußlands, keineswegs aber als ideale und unveränderliche auf. War diese letztere Partei beim Regierungsantritt des Kaisers Alexander II. die bei Hofe und der höheren Beamtenregionen am meisten vertretene, so schieden sich allmählich zwei Fraktionen ab. Die eine — eine moralisch-konstitutionelle, die andere — eine durch und durch demokratische, ja, stark mit dem europäischen Socialismus versetzte. Als Vertreter dieser Richtung sind zu nennen: Tschernyschefsky, Dobrolubow, Pissareff, später Wassiltschikow, Kawelin auf publicistischem Gebiete, auf dem belletristischen: Turgenjew, Nekrassow, Schtschedrin. Wie groß übrigens der Gegensatz zwischen der nationalen und der andern, vulgo „Westlerpartei" war, wie hartnäckig auch der Kampf in Schrift und Wort geführt wurde, so fanden sich doch Berührungspunkte, in denen besonders die minder rückläufigen Elemente von der nationalen Richtung sich sogar mit der radikalen Schattirung der Westlerpartei begegneten. Das Ergebniß eines solchen Zusammenfindens war jene, freilich recht dünn gesäete Gruppe von Slavophilen, die am besten durch Samarin, den „berliner" russichen Publicisten, repräsentirt wird.*) Das Gemeineigenthum in der Obschtschina und deren Verwaltung durch den Mir war es, deren Aufrechterhaltung die Nationalen aus Sympathie für diese, damals noch als ausschließlich slavische Tradition betrachtete Einrichtung, während die Socialisten von kommunistisch demokratischen Voraussetzungen aus-

*) Das Vorstehende war bereits geschrieben, als im „Sewerny Wiestnik" (No. 20 vom 20. Januar, (1. Februar) u. ff.) der verdienstvolle Herr Kawelin eine Serie von Artikeln über Samarin zu veröffentlichen anfing, und wir können mit Genugthuung konstatiren, daß die von uns ausgesprochene Ansicht, auch von dieser, wohl kompetentesten Seite in dieser Hinsicht ihre Bestätigung findet.



gehend, deren principielle Beibehaltung nur in einer dem Zeitgeiste entsprechenden Fortentwickelung betonten.

Dies zum Verständniß der einschlägigen Beziehungen vorausgeschickt, wird es keiner weiteren Erläuterung bedürfen, wenn wir nun die ersten Werke Tolstoi's als unter dem Einflusse der nicht nationalen Richtung entstanden bezeichnen. Abgesehen von der der „Familienchronik" Aksakow's entlehnten Form, liegt dem Tolstoischen Djetstwo i Otrotschestwo eine tiefe und schneidende Kritik des russischen Lebens zu Grunde. Die ideale Natur eines Knaben, von dessen Person die Erzählung geführt wird, wird hier im Kampfe dargestellt mit den für die geistige Entwickelung und moralische Vervollkommnung ungünstigen Verhältnissen einer adeligen Gutsbesitzerfamilie, in der bourgeoise engherzige Moral und geisttödtender Aberglaube ihr widersinniges Spiel treiben. Entschiedener noch als in diesem Werke kommt in den Studien aus dem Gutsbesitzerleben (wie wir die drei kleinen Erzählungen: Der Morgen eines Gutsbesitzers, Fürst Nechludow und die Memoiren eines Marqueurs bezeichnen können) der Einfluß der fortschrittlichern Geistesrichtung auf Tolstoi zum Ausdruck. Fürst Nechludow, Besitzer eines nicht unbedeutenden Gutes in Centralrußland, kommt aus dem Auslande und der Residenz nach seiner Besitzung mit dem Entschlusse, Alles nach den Ideen, die er sich auf seinen Wanderungen angeeignet, einzurichten. Den Bauern soll in ihrem Elend geholfen werden; die eigene Wirthschaft soll nach den Principien der modernen Wissenschaft modificirt und vervollkommt werden. An gutem Willen zu all' diesen Thaten fehlt es freilich nicht; was dagegen vermißt wird, das ist die Fähigkeit, die Bestrebungen praktisch anzupacken und consequent durchzuführen. Im Laufe eines einzigen Morgens führt uns der Verfasser eine Reihe von Scenen vor, in denen Nechludow in der denkbar ungeschicktesten Weise Vorkehrungen in der Wirthschaft trifft und mit den Bauern seines Dorfes Bekanntschaft anknüpft. Eine bittere Ironie über diesen lendenlahmen Don-Quixotismus zieht durch die ganze Erzählung. Nur zu bald wird es dem adeligen Heißsporn zum Ueberdruß, überall auf Mißerfolge zu stoßen und stets das Gegentheil dessen zu bewirken, was er zu erreichen bestrebt ist. So verreist er denn nach der benachbarten Provinzialstadt. In den Memoiren eines Marqueurs finden wir ihn wieder. Hier wird uns aus dem Standpunkte und nach den Beobachtungen eines Billardkellners von einem provinziellen Schenklokal das Treiben und der Lebenswandel desselben Nechludow nach seinen verunglückten Reformversuchen vorgeführt. Das öde und kleinliche Provinzialleben sowie die erlebten Enttäuschungen treiben ihn zum Hazardspiel. Er verliert sein ganzes Vermögen in kurzer Zeit, sieht sein Leben mit allen an dasselbe geknüpften Hoffnungen zerstört und vernichtet, und nimmt ein tragisches Ende durch Selbstmord. So büßten die hochherzigen aber kraftlosen Söhne einer jähen Uebergangsepoche die Sünden ihrer Väter.

Von minderer tendenziöser Bedeutung sind die Skizzen aus dem Kaukasus und Sebastopol. Dagegen finden wir hier meisterhafte Naturschilderungen, voll der lebendigsten Poesie, typische Charakterstudien besonders aus dem Militärleben, die eine frappante Seelen- und Menschenkenntniß zeigen. Hier schließt das erste Stadium der Entwickelung unseres Dichters ab. Das Bezeichnende der in dieser Periode entstandenen Werke ist ihr rein socialer Charakter. Die Gestalten und Persönlichkeiten, die uns vorgeführt werden, sind als Produkte ihrer socialen Stellung entweder, oder ihrer Familien-Erziehung dargestellt. Uns werden Konflikte rein gesellschaftlicher Natur vorgeführt; von Herzensangelegenheiten und Liebeskonflikten ist nirgends die Rede.

Welche Motive den Dichter nunmehr auf die Wege des Slavophilismus und der prononcirtesten nationalen Tendenz leiteten, wissen wir nicht. Genug, wir konstatiren, daß von da ab der Einfluß dieser Anschauungen immer mehr und mehr in seinen Schöpfungen hervortritt. Unter eifriger Beschäftigung mit seinen pädagogischen Studien und Versuchen arbeitete er an seinem ersten großen Roman „Wojna i mir". Wollten wir die pädagogischen Velleitäten

Tolstoi's kurz charakterisiren, so glauben wir es am zutreffendsten durch zwei Worte thun zu können: Genialer Unsinn! — Und fürwahr, mit einem Aufwand von vielem Geist und mit Hülfe mancher recht trefflicher Sentenzen werden hier Schlüsse gezogen, die ebenso extravagant wie paradox sind. So lange Graf Tolstoi die Volksbildungsverhältnisse in Westeuropa charakterisirt, über die Kulturfähigkeit der Massen Betrachtungen anstellt, folgen wir ihm mit vielem Interesse und oftmaliger Zustimmung. Sobald wir aber zu den russischen Elementarunterrichtsmethoden gelangen und uns zugemuthet wird, die Anwendung der neuern technischen Fortschritte auf diesem Gebiete zu perhorresciren zu Gunsten der denkbar schwerfälligsten und ungeschlachten Abrichtung nach Manier der Popen oder invaliden Unterofficiere von anno dazumal — da können wir nicht mehr ernst bleiben. Was uns aber am meisten interessirt, ist, daß dieses Paradoxon nur ad majorem gloriam des vortrefflichen naturwüchsigen „Geistes" der russischen Massen verübt wird. *)

„Wojna i mir" ist ein im großen Style geschriebener geschichtlicher Roman. Die ganze alexandrinische Epoche von Anfang bis zu Ende geht vor uns vorüber mit allen ihren politischen und kulturellen Erscheinungen und Ereignissen, insofern diese irgend welche Beziehung haben zu den höheren Kreisen, die sich um den Hof gruppiren, denn in solchen bewegt sich vornehmlich der Roman. Von diesem Hintergrunde und in etwas losem Zusammenhange mit dem allgemein geschichtlichen Gang der Erzählung heben sich drei romantische Verwickelungen innerhalb zweier Familien vom höchsten Adel ab. In den Familien Rostow, Bolkonski, Besuchow werden Bilder von dem Leben und den Sitten der russischen Gesellschaft der damaligen Zeit gegeben. In dem unehelichen Sohne eines hohen Adeligen, Pierre Besuchow wird ein empfänglicher schwärmerisch-angelegter Charakter dargestellt, der zuerst von dem mysteriösen Treiben der Freimaurer beeinflußt, dann auf seinen Reisen nach Frankreich von den Ideen der derzeitigen Revolution angesteckt wird und als überzeugter Freigeist zurückkehrt. Andrei Bolkonski ist die zweite Hauptfigur — eine schlichte Natur, die durch keine außerordentliche Eigenschaften oder Fähigkeiten glänzt. Zur Zeit der Kriege mit Napoleon dem Ersten nimmt er zuerst als Diplomat, später als aktiver Officier an der Spitze eines freiwilligen Corps, an den Kriegen Theil. Hier wird er verwundet und unterliegt schließlich dieser Verwundung. Der jugendliche, sogar mehr kindische und naive Nikolaus Rostow, der ebenfalls zur Armee geht und nach verschiedenen Heldenthaten sowie einer gefährlichen Verwundung, von der er genesen, zurückkommt, ist eigentlich weder zum Helden geeignet noch überhaupt als Hauptfigur zu betrachten, wenn auch Tolstoi seine ganze Lebensgeschichte durch alle Abtheilungen des Romans durchführt. Der eigentliche Mittelpunkt des Romans ist eine weibliche Figur — Natascha Rostowa, deren Charakter und Erscheinung mit so vieler Sympathie und Wärme und mit einer Meisterschaft gezeichnet ist, die diese Leistung zu den besten der europäischen Romanliteratur zählen läßt.

Um und an diese Personen reiht sich eine Anzahl historischer Persönlichkeiten, die alle mit ebensoviel historisch-objektiver Treue als künstlerischem Geschick gezeichnet sind. Mit Pierre Besuchow werden wir in die Freimaurerlogen geführt; in allen Details zeichnet Tolstoi das Treiben, die Gebräuche und Ge-

*) Die Musterschule sammt dem Journal „Jasnaja Poljana" waren von kurzer Dauer. Die aufopfernde Hingebung Tolstoi's vermochte nicht sie zu halten; am wenigsten aber schon die absonderlichen Lehrmethoden; denn nicht diese waren es eben die von vornherein der Schule ihren Ruf und die Liebe der Schüler verschafften, sondern jene tüchtigen Lehrkräfte, die T. durch persönliche Liebenswürdigkeit und Eifer für die Sache heranzuziehen wußte. Und was waren das für Lehrer? Es ist bezeichnend, daß das fast durchwegs Leute waren, die später in den politischen Processen figurirten. Mit dem Abgange dieser Elemente ging auch die Schule ihrem Verfallen entgegen.

remonien dieser Gesellschaft. Durch denselben Pierre Besuchow und Andrei Bolkonski, die Zutritt bei Hofe haben und in Berührung mit Zar Alexander I. sowie mit den demselben damals nahe stehenden Personen, den geschichtlich bekannten beziehungsweise berüchtigten Araktschejew, Speranski u. A., kommen, lernen wir auch diese kennen. Bei Gelegenheit des russisch-österreich-französischen Krieges von 1805 kommt Bolkonski in einer diplomatischen Mission nach Oesterreich. Tolstoi schildert Wien, den Kaiser Franz I. mit seiner Umgebung. Die ganze diplomatische Vorgeschichte des Krieges von 1812 wird uns auch nicht erspart. Napoleon mit seiner Umgebung, den Marschällen und anderm Gefolge lernen wir bei der Schilderung des Einfalls der französischen Armee in Rußland 1812 sowie der ganzen Campagne kennen. Mit Beginn des Krieges von 1812 werden alle im Roman verwickelte Personen auf die eine oder die andere Weise von demselben in Mitleidenschaft gezogen und kommen in Berührung mit den verschiedenen Theilen der russischen Armee. So bietet sich dem Autor Gelegenheit, uns sämmtliche Hauptleiter und Betheiligten des Krieges vorzuführen. Wir werden mit Kutusow, Bagration, Barclay de Tolly, Platow, dem Cosaken-Hauptmann, bekannt gemacht. Nun verfährt Tolstoi keineswegs ähnlich den gewöhnlichen, sensationell-historischen Dutzendromanschreibern und stutzt sich etwa die Charaktere aus den historisch-berühmten Persönlichkeiten nach seiner eigenen Phantasie zurecht. Sich stets seiner künstlerischen Aufgabe voll bewußt, bei keiner Scene, keiner Schilderung seine eigentlichen Werkzeuge, den plastischen Meißel und den farbenreichen Pinsel vernachlässigend, liebt es unser Autor die Charakterschilderungen der historisch-bekannten Persönlichkeiten auf ein tief eingehendes Quellenstudium zu basiren. Manche geschichtliche Thatsache ist, bei der notorisch mangelhaften Ausarbeitung der russischen Geschichte, erst von Tolstoi eruirt worden, gar mancher Charakter erst von ihm klargestellt und in die richtige ihm gebührende Position gebracht. So giebt er eine wahrheitsgetreue, durch unumstößliche Beweise und Thatsachen begründete Darstellung des berühmten Brandes von Moskau im Jahre 1812. Allerdings leitet ihn in solchen Fällen weniger das Bestreben nach wissenschaftlich-geschichtlicher Klärung als der Drang, seine eigenen Ansichten über geschichtliche und Kulturentwickelung zu illustriren und zu beweisen, welche Ansichten ebenso wie die schon geschilderten pädagogischen, freilich zuweilen recht origineller Natur sind.

Wie ein rother Faden windet sich durch den ganzen Roman die Idee von der untergeordneten Bedeutung des Einzelwillens, der individuellen Absicht in historischen Ereignissen. Dagegen will Tolstoi einen fatalistischen Zug durch die ganze Geschichte sich ziehen sehen, einen Zug, der durch die Aktionen der Massen, der unbewußten Volksmassen zum Ausdrucke gelangt und die Schicksale der Völker, der Menschen, der ganzen Welt so und nicht anders sich gestalten läßt. Wäre diese Ansicht eine richtige, so würde allerdings durch dieselbe das schwierigste aller historischen Probleme, jenes Problem nämlich, das dem Streite der Individualisten und Collectivisten in der Geschichte zu Grunde liegt, nunmehr gelöst. Es gäbe demnach weder einen Einzelwillen, also keine Helden, noch einen bewußten Collectivwillen in der Weltgeschichte; es gäbe vielmehr nur ein Fatum, einen unbekannten, prädestinirten Willen, der in dem vollständig unbewußten, instinktiv wirkenden Massenwillen seinen Ausdruck findet. Auf die weitere Verfolgung dieses Problems einzugehen, halten wir hier nicht angebracht. Wir führen nur an, daß Tolstoi überall bemüht ist, seine Tendenz durch Analyse aller im Verlaufe seines Romans vorkommenden historischen Thatsachen zu bekräftigen. Er weist nach, daß der Brand von Moskau weder von den Franzosen noch von den Russen absichtlich bewirkt wurde. Nein, in Moskau mußten Brände stattfinden in Folge einer Anhäufung von disciplinlosem Militair sowie durch die in Folge der Flucht der Einwohner verursachte Unordnung. Die Brände waren anfangs gar nicht absichtlich angestiftet und schon gar nicht etwa durch den Befehl des damaligen Gouverneurs von Moskau, des Grafen Rostoptschin (wie es in Rußland bisher von den legalen Geschichtsschreibern angenommen und vom Publikum geglaubt wurde) veranlaßt. Vielmehr war es die Pfeife irgend

eines trunkenen oder durch Ermüdung vom Schlafe übermannten französischen Soldaten, die in das Stroh eines Pferdestalles gelangt, den Anlaß zu diesem „weltgeschichtlichen Ereigniß" gab. Und daß der Brand sich noch weiter verbreiten mußte bei den schon erwähnten Verhältnissen sowie bei der Thatsache, daß fast ganz Moskau mit Holzhäusern bedeckt war, ist klar.

Mit derselben Beharrlichkeit verfolgt Tolstoi diese ihm beliebte Sentenz bei Schilderung der Schlachten. So hat er z. B. nur Ironie und Spott für die strategischen Dispositionen, die für die Schlacht von Borodino von dem Kriegsrath im Hauptquartier entworfen wurden. Mit Zuhilfenahme eines ganzen Arsenals strategischer Angaben, einer detaillirten Specifirung der militairisch-strategischen Gesichtspunkte, argumentirt Tolstoi gegen die Richtigkeit und absolute Wirkungslosigkeit solcher Dispositionen im Kampfe selbst. Weder kommen die Armeetheile zur rechten Zeit in die rechten Stellungen, die ihnen die Generalstabspläne vorschreiben, noch erscheint der Feind in neunzig unter hundert Fällen an den Punkten, wo er vorausgesetzt wurde. Ist der Kampf endlich entbrannt (und er beginnt gewöhnlich durch einen ganz zufälligen Zusammenstoß der Truppen) so leiten denselben die Massen, die Massen, geführt durch blinde Ein- und Zufälle, id est — vom Fatum. Wie gesagt ohne Tolstoi weiter auf diesem Gebiete folgen zu wollen, resumiren wir nur: Mögen derartige Expektorationen von achtbaren Specialkenntnissen Tolstoi's sprechen (und wir werden dasselbe Bewandertsein auch auf anderen Gebieten, die weitab vom künstlerischen oder schriftstellerischen Fache liegen, später konstatiren), — das gewöhnliche romanlesende Laienpublikum aber findet kein Interesse an derartigen Abschweifungen vom Thema, langweilt sich vielmehr und ... überschlägt die betreffenden Seiten, um zu der eigentlichen romantischen Verwicklung zu gelangen.

Diese ist nun ziemlich einfach. Keine gewaltigen, tragisch-bewegten, revolutionirenden Motive legte Tolstoi seinem Roman zu Grunde, keine aufregenden, Herz und Nieren angreifenden Konflikte, wie wir sie im nächsten Roman „Anna Karenina" kennen lernen werden. In der Familie Rostow wird ein Bild entworfen von einem einfachen Stillleben eines innerhalb russischer patriarchalischer Formen wie versteinerten altadeligen Stammes; die „schöne Helena" Betuchowa ein Courtisanentypus wie er damals bei allen europäischen Höfen dem französischen entlehnt war, verkörpert mit ihrer Umgebung das oberflächliche Gedanken- und Gefühlleben in den innerlich öden, äußerlich in Saus und Braus und kleinlichen Intriguen, jedoch stets monoton dahinvegetirenden Hofkreisen. Ab und zu zeigt uns Tolstoi ganz originelle Käuze, wie der alte Bolkonski einer ist; derselbe, dem kein Staatsmann, kein Feldherr es gut machen kann, der es immer besser verstände, wie den † † † „Buonaparte" heimzujagen. Unter solchen Gestalten hebt sich die Figur der lieb- und reizvollen, einfachen und decenten Natascha Rostowa um so vortheilhafter ab. Fast scheint es, sie wäre die einzige sympathische Gestalt im ganzen so gestaltenreichen Roman Tolstoi's. Tolstoi kennt eben keine Helden, wenigstens scheint er im männlichen Geschlechte solche zu negiren. Sogar die geschichtlich im Rufe von großen Männern stehenden Personen weiß er mit einigen äußerst geschickt geführten Strichen so in ihrer vagen Eitelkeit, in ihrer alltagsmenschlichen Inferiorität zu offenbaren, daß die Wirkung auf den Leser nicht ausbleibt und man nach jenen beißend-ätzenden Schilderungsscenen eher alles Andere nur keine Verehrung für diese großen Namen empfindet. Napoleon I. in seiner theatralischen Welterorferermanier, in seiner despotisch-kapriziösen Menschenverachtung und Eitelkeit findet vor ihm ebenso wenig Gnade, wie der genußsüchtige, korrumpirte und knechtische Kutusow. Sogar den Character Kaiser Alexanders I., diese wankelmüthige, kleinlich-feige Natur scheute er sich nicht vor aller Welt ziemlich unverblümt zu kennzeichnen, und wir wundern uns nur, wie solches bei den russischen Censurverhältnissen möglich war. (Schluß folgt.)

Druckfehlerberichtigung. In Nr. 17, S. 264, Z. 7. v. u. ist anstatt Hansestädte zu lesen: Hafenstädte.

Verantwortlicher Redacteur: Albert Hermann in Berlin.
Druck und Verlag von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Redaction und Expedition
Berlin S.W.
Beuth-Straße 8.

6. Jahrgang. Berlin, 10. Mai 1878. Nr. 19.

Ein sozialistischer Philosoph.

Von Otto Hörth.

III.

Nachdem wir die Grundzüge des Mainlaender'schen Systems, so gut es in dem engen Rahmen unserer Darstellung möglich war, skizzirt haben, wenden wir uns zu den im engern Sinne so zu nennenden sozialen Tendenzen desselben. Wir werden hier möglichst den Philosophen selbst sprechen lassen, damit der Leser auch Sprache und Ausdrucksweise des Verfassers kennen lernt. Einige Gelegenheit zu Bemerkungen wird sich schon ergeben.

„Die soziale Frage“, schreibt Mainlaender, „ist nichts Anderes, als eine Bildungsfrage, wenn sie auch an der Oberfläche ein ganz anderartiges Ansehen hat; denn in ihr handelt es sich lediglich darum, alle Menschen auf diejenige Erkenntnißhöhe zu bringen, auf welcher allein das Leben richtig beurtheilt werden kann. Da aber der Weg zu dieser Höhe durch rein politische und ökonomische Hindernisse gesperrt ist, so stellt sich die soziale Frage in der Gegenwart nicht als eine reine Bildungsfrage, sondern vorerst als eine politische, dann als eine ökonomische dar. Es müssen demnach, in den nächsten Perioden der Zukunft, zuvörderst die Hindernisse im Wege der Menschheit fortgeschafft werden. Das Hinderniß auf rein politischem Felde ist der Ausschluß der besitzlosen Volksklassen von der Regierung des Staates. Es wird durch die Gewährung des allgemeinen und direkten Wahlrechts beseitigt. Die Forderung dieses Wahlrechts ist in mehreren Staaten bereits gewährt worden, und alle andern müssen mit der Zeit dem Beispiele folgen: sie können nicht zurück bleiben. Die Forderung konnte von den konservativen Elementen im Staate erfüllt werden, erstens, weil, in Folge der bestehenden Theilung der Staatsgewalt, der Volkswille kein absoluter ist, Beschlüsse desselben nicht immer ausgeführt werden müssen; zweitens, weil eben die Unwissenheit der Massen das Recht vorläufig zu einer stumpfen Waffe macht. Die Gefahr, daß jetzt sofort das Volk alle Staatsinstitutionen gesetzlich umstoßen werde, war also gar nicht vorhanden. Man befriedigte auf der andern Seite das Volk vollständig, weil in der That kein höheres rein politisches Recht verlangt werden kann, und konnte ruhig der Entwickelung der Dinge das Weitere überlassen. Jede gesetzgebende Versammlung, die auf dem allgemeinen und

direkten Wahlrecht beruht, ist der adäquate Ausdruck des Volkswillens, denn sie ist es auch dann, wenn ihre Majorität dem Volke feindlich gesinnt ist, da die Wähler Furcht, Mangel an Einsicht u. s. w. verrathen und bekunden, daß sie einen getrübten Geist haben.

Ein besseres Wahlgesetz kann also dem Volke nicht gegeben werden. Aber seine Anwendung kann eine ausgedehntere werden. Halten wir uns an Deutschland, so werden nach dem Gesetze nur die Wahlen zum Reichstag bewerkstelligt. Es sollten aber sämmtliche Wahlen darnach stattfinden: die Wahlen für die Landtage, für die Provinzial- und Kreistage, für die Gemeindevorstände, für die Schwurgerichte u. s. w. Eine solche Ausdehnung hängt aber von der Bildung der Einzelnen ab. Hier stehen wir vor dem ökonomischen Hinderniß, durch welches das wahre Wesen der sozialen Frage bereits ganz deutlich zu erkennen ist. Der gemeine Mann soll seine politischen Aemter verwalten können. Zu diesem Zwecke muß er Zeit gewinnen. Er muß Zeit haben, um sich bilden zu können. Hier liegt der Quellpunkt der ganzen Frage. Der Arbeiter hat jetzt thatsächlich nicht die Zeit dazu, sich auszubilden. Er muß, weil ihm nicht der ganze Ertrag seiner Arbeit zufällt, indem das herrschende Kapital den Löwenantheil davon nimmt, lange arbeiten, um überhaupt leben zu können, so lange, daß er, Abends zurückkehrend keine Kraft mehr hat, den Geist zu kultiviren. Die Aufgabe des Arbeiters ist also: sich einen kürzeren Arbeitstag bei auskömmlicher Existenz zu erringen. Hierdurch aber steigert sich nicht nur der Preis der von ihm erzeugten Produkte, sondern auch der Preis aller Lebensbedürfnisse, da in der ökonomischen Kette ein Glied von dem andern abhängt, und er muß deßhalb mit Nothwendigkeit Lohnerhöhung, bei gleichzeitiger Verkürzung der Arbeitszeit, fordern; denn die Lohnerhöhung wird von den allgemein gestiegenen Preisen absorbirt und es bleibt ihm nur die verkürzte Arbeitszeit als einziger Gewinn. Auf dieser Erkenntniß beruhen alle Strikes unserer Zeit. Man darf sich nicht dadurch beirren lassen, daß die gewonnene Zeit, wie das gewährte Wahlrecht, von den Meisten nicht richtig angewandt wird. Der erkannte Vortheil wird allmählig Jeden zur Sammlung drängen, wie jetzt schon Viele, deren Namen, wie in den Katakomben Neapels zu lesen ist, „Gott allein kennt," die gewonnene Zeit gehörig benützen."

Machen wir hier ein wenig Halt. Der Zusammenhang derjenigen Erscheinungen, Wünsche und Forderungen, die wir unter dem Namen der sozialen Frage zusammenfassen, ist gewiß richtig gezeichnet. In ihrem tiefsten Grunde erschaut, ist die soziale Frage wirklich eine Bildungsfrage, so sehr auch politische und ökonomische Nothwendigkeiten praktisch in den Vordergrund treten. Sie ist aber auch eine Machtfrage, und darum darf ihre politische Seite nicht in den Hintergrund geschoben werden. In diesem Punkte deckt sich Mainlaenders Anschauung vollständig mit jener des demokratischen Programms, während die sozialdemokratische in dem Maße sich ihr nähert, als die sozialdemokratische Partei an der politischen Arbeit sich immer mehr betheiligt. Die ökonomischen Reformen oder Umwälzungen, die nothwendig sind, können immer nur von einer politischen Macht vollzogen werden. Das Streben nach ökonomischen Aenderungen muß also Hand in Hand gehen mit dem Streben, die politische Macht zu erlangen oder eine solche zur all-

mähligen Gewährung der gewünschten Fortschritte zu bestimmen. Ueber die weitere Entwickelung, namentlich nach der praktischen Seite hin, äußert sich nun Mainlaender wie folgt:

„Nehmen wir nun an, die Arbeiter hätten ihre Aufgabe ganz allein, ohne irgend eine Hülfe, zu lösen, so würde die Folge von Allem sein, daß Alt und Jung eine klare Einsicht in ihre Interessen gewönnen und so allmählig dahin gelangten, eine starke Minorität in die gesetzgebenden Körper zu senden, die immer und immer wieder zwei Forderungen zu stellen hätten: 1) freie Schule; 2) gesetzliche Aussöhnung zwischen Kapital und Arbeit. Durch die gewonnene Zeit kann der Einzelne jetzt eine umfassende Geistesbildung nicht erlangen. Nur hie und da kann er ein Körnchen einheimsen. Die Hauptsache ist und bleibt, daß er sich an seinem Interesse entzündet, sich klar über die gesellschaftlichen Verhältnisse wird, Andere darüber aufklärt, fest an der Gesammtheit hält und so durch würdige Vertreter bestimmenden Einfluß auf den Staatswillen erhält. Diese Vertreter haben nun zunächst die Verpflichtung, das Uebel an der Wurzel anzufassen und laut die freie Schule zu verlangen, d. h. unentgeltlichen wissenschaftlichen Unterricht für Jeden. Es gibt kein größeres Vorurtheil, als die Annahme, daß Jemand kein guter Bauer, Handwerker, Soldat u. s. w. sein könne, welcher englisch und französisch spricht, oder den Homer in der Ursprache lesen kann. Damit aber diese Forderung, wenn gewährt, durchführbar sei, müssen die Eltern in ihrem Erwerb so gestellt sein, daß sie nicht nur die Arbeit der Kinder entbehren, sondern auch den Unterhalt derselben bis zur völligen Ausbildung bestreiten können, d. h. die Lohnverhältnisse müssen durchgreifend verändert werden. Lassalle, dieses in theoretischer und praktischer Hinsicht großartige Talent, aber ohne eine Spur von Genialität, hat vorgeschlagen, durch Gewährung von Staatskredit Arbeiter-Associationen nach Gewerken zu ermöglichen, welche mit dem Kapital in Konkurrenz treten könnten. Das bestehende Kapital bleibe unangetastet und es werde nur die Konkurrenz mit demselben dadurch gestattet, daß sich die Arbeiter durch den Kredit in den Besitz der unbedingt nothwendigen Arbeits-Instrumente setzen können. So unbestreitbar es ist, daß das Mittel helfen würde, so sicher ist, daß der Staat nicht die Hand dazu reicht. Wie kann man nun Anderes vom Staate fordern, der jedenfalls verpflichtet ist, gerechte Forderungen seiner Steuerzahler zu bewilligen?

Das Aufgehen der kleinen Werkstätten in große Fabriken ist eine Folge des großen Kapitals. Es liegt im Zuge unserer Zeit, der vom kleinen Kapital verstärkt wird (die Krisis von 1873 und ihre Folgen haben diesen Zug nur vorübergehend geschwächt), daß die Fabriken in Aktiengesellschaften umgewandelt werden. Es ist nun zunächst vom Staate zu verlangen, daß er diese Umbildung der Fabriken begünstige, jedoch die Bedingung stellend, daß der Arbeiter am Gewinn des Geschäftes betheiligt werde. Ferner kann man vom Staate fordern, daß er selbständige Fabrikanten zwinge, gleichfalls die Arbeiter am Gewinn zu betheiligen. Mehrere Fabrikanten, in der richtigen Erkenntniß ihres Vortheils, haben dies bereits gethan. Das Aktienkapital werde zum landesüblichen Zinsfuße verzinst und andererseits der Lohn der Arbeiter nach Verdienst ausgezahlt. Der Reingewinn wäre dann in gleichen

Hälften unter Kapital und Arbeiter zu vertheilen, die Vertheilung unter die Arbeiter hätte nach Maßgabe ihres Lohnes zu geschehen. Man könnte dann allmählig, nach bestimmten Perioden, die Verzinsung des Kapitals immer mehr herabsetzen; auch den Vertheilungsmodus des Reingewinns allmählig immer günstiger für die Arbeiter feststellen; ja, durch allmählige Amortisation der Aktien mit einem bestimmten Theil des Reingewinnes, die Fabrik ganz in die Hand aller am Geschäft Betheiligten bringen. Ingleichen wären Banken und Handelsgesellschaften und der Ackerbau ähnlich zu organisiren, immer nach dem Gesetze der Ausbildung des Theils verfahrend, denn mit Einem Schlage können die sozialen Verhältnisse nicht umgestaltet werden.

Daß die jetzige Bewirthschaftungsmethode des Bodens unhaltbar ist, geben alle Einsichtigen aller Parteien zu. Ich erinnere nur an den vortrefflichen Riehl, der die Formen des Mittelalters, allerdings umgemodelt, konservirt haben möchte. Er sagt: „„Man hat die Frage aufgeworfen, wie lange wohl die landwirthschaftlichen Voraussetzungen der Art bleiben würden, daß ein Stand der kleinen Grundbesitzer, der von uns geschilderte Bauernstand, möglich sei? Denn das Unvollkommene, Mühselige und wenig Ausgiebige der Bewirthschaftungsmethode muß doch bei den riesigen Fortschritten der Agrikultur-Chemie, des rationellen Landbaus und bei dem zu der immer noch oberflächlichen Ausnützung des Bodens bald in keinem richtigen Verhältnisse mehr stehenden Wachsthum der Bevölkerung, über kurz oder lang, einem gleichsam fabrikmäßigen, in's Große gearbeiteten Landbau weichen, der alsdann den kleinen Bauernstand in der gleichen Weise trocken legen würde, wie das industrielle Fabrikwesen den kleinen Gewerbestand bereits großentheils trocken gelegt hat. Daß diese Eventualität einmal eintreten muß, bezweifeln wir durchaus nicht.““ Wäre dies erlangt, so könnten die Aktien-Gesellschaften eines Arbeitszweiges in Verbindung mit einander für bestimmte Zwecke treten; es könnten Gruppen ihr Genossenschaftshaus, ihre Versicherungsgesellschaft für die verschiedenartigsten Fälle (Krankheit, Invalidität, Todesfall, Verluste aller Art) haben u. s. w. Ferner könnten sämmtliche Verkaufsläden einer Stadt, eines Stadttheils, nach ähnlichen Grundsätzen organisirt werden, kurz, der jetzige Verkehr würde im Ganzen derselbe bleiben und nur außerordentlich vereinfacht werden. Die Hauptsache aber würde sein, daß eine thatsächliche Versöhnung zwischen Kapital und Arbeit eintreten und die Bildung das Leben Aller wesentlich veredeln würde. Eine andere gute Folge dieser Vereinfachung würde eine veränderte Steuergesetzgebung sein; denn der Staat hätte jetzt einen klaren Einblick in das Einkommen Aller, und indem er die Gesellschaften besteuerte, hätte er den Einzelnen besteuert.“

In vorstehenden Sätzen finden sich die zwei Hauptstraßen bezeichnet, auf denen man sich auf rein ökonomischem Wege die Lösung der sozialen Frage vorstellen kann, nämlich auf dem direkten Wege, daß der Staat selbst die Mittel zur Gründung von Arbeitsgenossenschaften hergiebt, und auf dem indirekten, daß der Staat die Betheiligung der Arbeiter am Reingewinn zu einer gesetzlichen Einrichtung macht. Ohne den Staat, darüber sind wohl Alle einig, geht es nun einmal nicht. Aber Mainlaender hat Recht, wenn er meint, daß der gegenwärtige Staat keine Mittel hergiebt zur Gründung der Arbeitsgenossenschaften, die den sozialen Staat

einführen sollen. Wo soll er auch die Mittel hernehmen? Im anderen Falle, wo es sich um die gesetzliche Betheiligung der Arbeiter am Reingewinn handelt, hält Mainlaender den Staat für nachgiebiger. Es ist möglich, daß dies in Wirklichkeit sich so verhält. In der Sache selbst jedoch glauben wir nicht, daß die Betheiligung am Reingewinn, selbst wenn sie durchgeführt würde, den Arbeitern viel helfen könnte. Warum, das würde uns hier zu weit führen. Es ist indeß daran zu erinnern, daß Mainlaender diese Möglichkeiten nur unter dem Gesichtspunkte auffaßt, daß die Arbeiter eine rein ökonomische auf lange und friedliche Dauer zu berechnende Entwickelung in Aussicht nehmen könnten. Allein dies ist nicht der Fall. „An den gesellschaftlichen Zuständen", schreibt Mainlaender, „die das Gepräge des Kapitals tragen, rütteln die Arbeiter ingrimmig und begierig, wie die halbwilden germanischen Völker an den Grenzen des Römerreichs gerüttelt haben. Die Ungeduld legt sich wie ein Schleier über das klare Auge des Geistes, und fessellos wogt die Begierde nach einem genußreichen Leben. Ständen die Arbeiter demnach allein, so wäre mit Gewißheit vorauszusagen, daß eine friedliche Lösung der sozialen Frage nicht möglich sei. Diese aber haben wir jetzt allein im Auge, und wir haben deßhalb diejenigen Elemente ausfindig zu machen, welche gleichsam ein Gegengewicht für die Ungeduld der niederen Klassen sind und die soziale Bewegung derartig beeinflussen können, daß ihr Gang ein stetiger bleibt. Diese Elemente liefern die höheren Klassen." Hören wir nun Mainlaender weiter:

„Wir haben die Bewegung der Menschheit, als Civilisation, mit dem Sturze einer Kugel in den Abgrund verglichen, und wer aufmerksam dem Vorhergehenden gefolgt ist, der wird erkannt haben, daß der Kampf und Streit im Fortschreiten der Menschheit immer intensiver wird. Der ursprüngliche Zerfall der Einheit in die Vielheit gab allen folgenden Bewegungen die Tendenz und so vermehrten sich continuirlich die Gegensätze auf allen Gebieten. Man betrachte nur oberflächlich das geistige Feld der Gegenwart. Während im ersten Mittelalter nur geglaubt und äußerst selten von einem muthigen, freien Einzelnen ein Versuch gemacht wurde, das Bestehende anzugreifen, steht jetzt, wohin man blickt, Meinung gegen Meinung. Auf keinem Felde des geistigen Gebiets herrscht Friede. Auf religiösem Felde findet man tausend Sekten; auf philosophischem tausend verschiedene Fahnen; auf naturwissenschaftlichem tausend Hypothesen; auf ästhetischem tausend Systeme; auf politischem tausend Parteien; auf merkantilem tausend Meinungen; auf ökonomischem tausend Theorien. Jede Partei nun auf rein politischem Gebiete sucht die soziale Frage zu ihrem Vortheil auszubeuten und verbindet sich mit den Arbeitern bald zu diesem, bald zu jenem, von ihr erstrebten Zweck. Hierdurch wird zunächst die soziale Bewegung in einen rascheren Fluß gebracht. Dann haben Ehrgeiz, Ruhmbegierde und Herrschsucht von jeher bedeutende Männer aus den höheren Gesellschaftsschichten veranlaßt, ihr faules Leben zu verlassen und die Sache des Volkes zu der ihrigen zu machen. Der Stoff ist außerordentlich spröde: die Finger bluten und ermattet sinken oft die Arme herab, aber rollt dort nicht das Glück, hochhaltend den Lorbeerkranz, oder die Zeichen der Macht? Aber die immanente Philosophie gründet ihre Hoffnung hauptsächlich auf die Einsicht der vernünftigen Arbeitgeber und auf die Guten und Gerechten in den höheren Ständen.

Die Unhaltbarkeit der sozialen Zustände drängt sich jedem Denkenden und Vorurtheilslosen auf. Sie wird selbst in den „allerhöchsten" Schichten der Gesellschaft erkannt und führe ich zum Beleg die Worte des unglücklichen Maximilian von Habsburg an: „An was ich mich immer noch nicht gewöhnen kann, ist zu sehen, wie der reiche, aussaugende Fabrikbesitzer in Masse herstellt, was den unmäßigen Luxus der Reichen befriedigt und ihre Prachtliebe kitzelt, während die Arbeiter, durch sein Gold geknechtet, blasse Schatten wirklicher Menschen sind, die, in gänzlicher Seelenverdummung, ihren Körper seinem Geldsacke, zur Stillung der Bedürfnisse des Magens, in maschinenmäßigem Takte opfern."

Führen wir nun noch die Stelle an, mit welcher Mainlaender seine Ausführungen über die soziale Frage schließt. Sie lautet:

„Von der Lösung der sozialen Frage hängt die Erlösung der Menschheit ab: das ist eine Wahrheit, an der sich ein edles Herz entzünden muß. Die soziale Bewegung liegt in der Bewegung der Menschheit, ist ein Theil des Schicksals der Menschheit, das die Wollenden und Widerstrebenden mit gleicher Gewalt in seinen unabänderlichen Gang zwingt. Hierin liegt die Aufforderung für Jeden, der nicht gebannt ist in den engen, öden Kreis des natürlichen Egoismus, mit Gut und Blut, mit seiner ganzen Kraft sich dem Schicksal als Werkzeug anzubieten, sich einzustellen in die Bewegung und dafür das höchste Glück auf dieser Erde zu erlangen: den Herzensfrieden, der aus der bewußten Uebereinstimmung des individuellen Willens mit dem Gange der Gesammtheit, mit dem an die Stelle des heiligen Willens Gottes getretenen Entwicklungsgang der Menschheit entspringt. Wahrlich, wer dieses Glück nur vorübergehend in sich empfindet, der muß aufglühen in moralischer Begeisterung, dem muß der klare Kopf das kräftige Herz entzünden, daß unwiderstehlich aus ihm die Lohe der Menschenliebe hervorbricht, denn „die Frucht des Geistes ist Liebe" (Gal. 5, 22.) Sursum corda! Erhebt euch und tretet herab von der lichtvollen Höhe, von wo aus ihr das gelobte Land der ewigen Ruhe mit trunkenen Blicken gesehen habt; wo ihr erkennen mußtet, daß das Leben wesentlich glücklos ist; wo die Binde von euren Augen fallen mußte; — tretet hinab in das dunkle Thal, durch das sich der trübe Strom der Enterbten wälzt, und legt eure zarten, aber treuen, reinen, tapfern Hände in die schwieligen eurer Brüder. „Sie sind roh!" So gebt ihnen Motive, die sie veredeln! „Ihre Manieren stoßen ab!" So verändert sie! „Sie glauben, das Leben habe Werth. Sie halten die Reichen für glücklicher, weil sie besser essen, trinken, weil sie Feste geben und Geräusch machen. Sie meinen, das Herz schlage ruhiger unter Seide, als unter dem groben Kittel!" So enttäuscht sie! aber nicht mit Redensarten, sondern durch die That. Laßt sie erfahren, selbst schmecken, daß weder Reichthum, Ehre, Ruhm, noch behagliches Leben glücklich machen. Reißt die Schranken ein, welche die Bethörten vom vermeintlichen Glück trennen; dann zieht die Enttäuschten an eure Brust und öffnet ihnen den Schatz eurer Weisheit; denn jetzt gibt es ja nichts Anderes mehr auf dieser weiten, weiten Erde, was sie noch begehren und wollen könnten, als Erlösung von sich selbst. — Wenn dies geschieht, wenn die Guten und Gerechten die soziale Bewegung reguliren, dann und nur dann kann der Gang der Civilisation,

der nothwendige, bestimmte, unaufhaltbare, nicht über Berge von Leichen und durch Bäche von Blut stattfinden!"

Wir haben diesen Worten unseres sozialistischen Philosophen nichts weiter beizufügen.

Graf L. N. Tolstoi.

(Schluß.)

Verfährt Tolstoi so mit den historischen Größen, deren Ruf wenigstens vor einer ganzen Generation unbestritten bestand, so darf es nicht befremden, wenn er aus den von ihm selbst geschaffenen Typen ebenfalls keine Helden konstruiren kann. Wie wir wissen, verlangt Tolstoi Initiative und Verwirklichung der geschichtlichen Actionen durch die Massen; es gewinnt daher den Anschein, als führte er uns absichtlich die Welt der höheren Aristokratie mit ihrem hohlen Treiben, unmoralischen Intriguen, niedrigen Trieben und Verwickelungen vor Augen, um so deutlicher zu zeigen wie wenig diese Kreise die Weltgeschichte leiten, wie gering das Verständniß für nationales Glück und gesellschaftliches Wohlergehen da ist wo man es am allerehesten voraussetzen durfte. Ein gewaltiges Epos nationaler Kämpfe wird in dem Rahmen dieses Romans entrollt, in welchem Epos aber die angeblichen Hauptfaiseurs, die alle Schnüre und Leitdrähte dieses Weltmechanismus in Händen hatten, von der untergeordnetsten Bedeutung waren.

Der Roman der Natascha Rostowa beginnt damit, daß sie den schon verheiratheten Andrei Bolkonski liebt. Sie ist sich aber lange nicht recht im Klaren über ihr Gefühl. Wenn es auch einmal sie derart überwältigt, daß sie sich gedrungen sieht, ihrer alten Mutter, die sie über alles zärtlich liebt und verehrt, davon zu erzählen, so genügt es einer ernsten Rüge seitens der „Mamascha", um das Mädchen eine Zeit lang zu beruhigen. Die Liebe zu Bolkonski schlummert jedoch fort in der Seele des Mädchens, gelangt aber zu einem tragischen Ende. Andrei Bolkonski wird tödtlich verwundet in das Haus der Rostow gebracht und stirbt unter den Händen Nataschas. Gleichzeitig mit der Neigung Nataschas zu Andrei, ist Natascha der Gegenstand der heißesten Leidenschaft von ganz anderer Seite. Pierre Besuchow, dessen Frau, die Courtisane Helene, weder ihn befriedigt, noch von ihm befriedigt wird und daher andere Verbindungen, zuletzt mit einem französischen adeligen Emigranten, einem Abenteurer schlimmster Art anknüpft, dieser Pierre Besuchow ist der stille Anbeter Nataschas seit lange. So lange aber seine Frau lebt, wagt er es nicht Natascha sich zu nähern. Erst nachdem jene ein skandalöses Ende an den Folgen ihres zweideutigen Lebenswandels ereilt, wird Pierre frei. Mittlerweile vergißt Natascha allmählich ihre Leidenschaft zu Andrei, wird von dem äußerst sympathischen Wesen Pierres angezogen, und der Roman schließt mit der glücklichen Vereinigung Nataschas und Pierres.

Nachdem Tolstoi sich in so hervorragender Weise im historischen Roman erprobt hatte, griff er zu einem Stoffe aus der Gegenwart, oder richtiger gesagt: er schöpfte aus der Gegenwart das Material für ein grandioses Tableau des Lebens und Wirkens in Rußland. „Anna Karenina" ist der nächste Roman und zugleich der neueste den Tolstoi geschrieben. Diesem liegt die Idee des ehelichen Conflictes zu Grunde. Die unglücklichen Verhältnisse zwischen Mann und Frau, die durch anderweitige Neigungen von ihren gesetzlichen Pflichten abgelenkt werden, verwickeln sich zu einem Drama, durch dessen einzelne Stadien und Akte Tolstoi uns leitet. In einem Falle ist es die Frau, die von einem nichtgeliebten Manne sich zu befreien sucht; im andern der Mann, dem seine Frau gleichgiltig ist und der daher anderwärts sich Ersatz zu schaffen sucht. Der Schwerpunkt des Romans liegt übrigens nur in dem einen Falle, in demjenigen nämlich wo die Frau sich an der Seite eines kalten, heuchlerischen und

trocknen Würdenträgers unglücklich fühlt und mit aller Gewalt sich ihrer unwürdigen und abhängigen Stellung zu entledigen bemüht. Diese Unglückliche ist „Anna Karenina." Fragen, wie sie diesem Romane zu Grunde liegen, werden gewöhnlich nur gewaltsam gelöst. Es war die Aufgabe Tolstoi's, das Tragische, Unlösbare dieser Erscheinung aufzudecken, zu analysiren. Er hat sich dieser Aufgabe mit großem Geschick entledigt. Die Einleitung zu diesem Drama giebt der zweite Fall ab. Dolli Oblonskaja, der Typus einer etwas beschränkten, ganz in ihrem Familienleben und der Kinderliebe aufgehenden Frau, entdeckt eines Tages die Untreue ihres Mannes. Dieser, ein charakterloser Bonvivant, bezeichnenderweise dazu ein liberaler Beamte von der neuen Schule, hat ein Verhältniß mit der im Hause lebenden französischen Gouvernante. Die tiefgekränkte Dolli ist aber nicht der Charakter, um nicht den Thränen des schwachmüthigen Gemahls sowie den Vermittelungen der Verwandten nachzugeben. Dieses Zerwürfniß ist also nicht von langer Dauer.

Viel unversöhnlicher, geradezu tragisch gestaltet sich der Zwiespalt bei der Karenina. Sie liebt den Gardeofficier Wronski. Nach einem langen, nachhaltigen Kampfe zwischen ihren Pflichten gegen Gatten und Gesellschaft, und der Leidenschaft, die sie jetzt ganz beherrscht, entschließt sie sich für die Letztere. Sie geht aus diesem aufreibenden, erschütternden Kampfe als Siegerin hervor. Dem Gerede der die öffentliche Meinung bildenden Klatschbasen trotzend, mit dem herzlosen Gemahl sich schroff auseinander setzend, folgt sie Wronski ins Ausland, wo sie zuerst glückliche Tage verleben. Damit könnte die Verwickelung abschließen. Aber Tolstoi läßt es bei einem solchen versöhnlichen Abschlusse nicht bewenden. In Karenina steigen Gewissensbisse auf, sie wird von diesen fürchterlich gepeinigt; eine gefahrvolle Krankheit drückt sie nieder. Die Situation artet in ein Melodrama aus. Tolstoi führt wieder den früheren Mann der Karenina in die Handlung, läßt ihn großmüthig gerührt sich Karenina nähern und diese sogar um Verzeihung bitten. Damit nicht zufrieden läßt Tolstoi die Reue seiner Heldin bis zu einer gewissen Manie emporsteigen und schließt den Roman brüsk ab. Karenina begeht einen Selbstmord auf den Eisenbahnschienen. Darin liegt also der Unterschied zwischen diesem Roman und dem vorhergehenden. War die Heldin des vorigen eine ruhige versöhnende Natur, so ist in Karenina ein sich gegen die bürgerlichen Gesetze und gesellschaftlichen Formen auflehnendes Element gegeben. Neben diesem Sujet, das die Hauptpointe des Romans abgiebt, wird unsere Aufmerksamkeit diesmal noch von einer andern Gruppe handelnder Personen eingenommen. Die Familie Lewin besteht aus drei Brüdern; der eine davon ist ein auf der Universität gebildeter Gutsbesitzer, der sich auf's Land zurückzog, um den neu eingeführten Reformen, der Selbstverwaltung in der Gemeinde und im Kreise zu dienen. Es ist das also jener neuerdings in der Belletristik sowie im Leben so populär gewordene Schlag von Politikern, wie ihn die Reformen des gegenwärtigen Regime in Rußland hervorgebracht haben. Tolstoi behandelt diesen Typus keineswegs in origineller Weise. Wie wir ihn in unzähligen Fällen schon im Roman sowie sogar in dramatischen Werken gesehen und gelesen haben, ist das der raisonnirende, philosophelnde und dabei naiv philanthropische, mehr sociale als rein politische Politiker. Der zweite, eigentlich nur ein Halbbruder, trägt einen andern Familiennamen, Professor Kosnischew. Diese Gestalt ist viel weniger markirt als die vorige: zwei-, dreimal im ganzen Roman kommt sie zum Vorschein. Er ist kein Liberaler, wie sein Bruder; er ist von der Schule Katkow und der „Moskowskija Wjedomosti", also ein Doktrinär und Panslavist. Tolstoi hat ihm erst am Schluß, im Epilog bei der verhängnißvollen slavischen Frage eine vorragendere Rolle eingeräumt. Der dritte Bruder, Nikolaus Lewin, ist ein Nihilist, ein solcher par excellence. Wie der vorige spielt er auch eine nebensächliche Rolle im Roman. Aber Tolstoi wußte in zwei, drei meisterhaften Szenen diese unbedingt berechtigte Eigenthümlichkeit der Gegenwart in Rußland naturgetreu und lebensfrisch zu skizziren. Erwähnen wir noch schließlich die

Familie Schzerbatzki, so haben wir das ganze Hauptpersonal des Romans aufgezählt. Diese Familie erinnert lebhaft an die Rostowsche im „Woina i mir.“. Kitti Schzerbatzkaja ist das Contrefei der Heldin des vorletzten Romans, der Natascha Rostowa. Mit dieser Kitti tritt Konstantin Lewin in eine Herzensverbindung; die Neigung ist beiderseits gleich stark und sie „haben“ sich auch schließlich. Noch im Epilog führt uns Tolstoi das bürgerlich-idyllische Familienleben von Kitti und Konstantin Lewin vor.

Wir finden in diesem Werke das Talent unseres Autors schon zur vollsten Reife entwickelt. Die Spannung der Verwickelung ist eine hinreißende; die Kraft der Hauptpointen eine erschütternde und überwältigende. Dabei eine splendide Technik in Ausführung der Details, wie sie nur den bedeutendsten Schöpfungen der nationalen Literatur eigen ist. Geradezu klassisch ist zum Beispiel die Szene mit dem von Moskau nach Petersburg gehenden Eisenbahnzug auf der Nicolaibahn. Diese Schilderung eines winterlichen nächtlichen Schneegestöbers und des in diese Nacht hinsausenden Courierzuges hält mindestens den Vergleich mit der berühmten Gogol'schen Schilderung der ukrainischen Nacht aus. — Ebenso schön und voll Leben in allen Einzelheiten ist die Beschreibung des Wettrennens, bei dem Wronski vor den Augen der Karenina verunglückt und wodurch die bei diesem Anblick hervorgerufene Aufregung die Liebe der Karenina zu Wronski vor ihrem Manne verrathen wird. Bei demselben Wettrennen ist es, wo Tolstoi den gegenwärtigen russischen Kaiser portraitirt. Die schon angeführte Gepflogenheit Tolstoi's, eine ganz überraschende Detailkenntniß auf Gebieten zu offenbaren, auf denen man es am wenigsten von einem Romancier erwarten sollte, macht sich auch hier geltend. Bei der Beschreibung der Vorbereitung zu dem erwähnten Wettrennen, füllt Tolstoi mehrere Seiten aus mit Ausführungen und Details, die eher in ein hippologisches Fachblatt, als in einen so gearteten Roman passen. Dasselbe finden wir auch bei andern Gelegenheiten. So vertieft sich T. in eine fast fachmännische anatomisch-physiologische Deskription des Vorganges der Milchanhäufung während Kitti's Ernährung ihres Säuglings. Dieser Realismus erinnert uns stellenweise an Emil Zola, von dem Tolstoi viel gelernt zu haben scheint. Worin aber Tolstoi fast ganz unübertroffen dasteht, das ist in der Behandlung psychologischer Probleme. Die berühmte Schilderung des Gemüthszustandes von Anna Karenina während ihres Selbstmordes hat ja schon genug Aufsehen erregt. Wie gewagt auch das Unternehmen war, Tolstoi hat das Problem gelöst.

Finden wir in diesem Roman also die guten Seiten des Talentes unseres Autors wieder und vielleicht sogar im erhöhten Maaße, so verleugnen sich auch diesmal die fehlerhaften nicht. Tolstoi hat abermals sein Werk mit einer starken Dosis Tendenz versetzt, die aber ihn diesmal in einige Widersprüche verwickelt hat, die eigenthümliche Folgen hatten. Machte sich im Verlauf des ganzen Romans die schon von uns gekennzeichnete slavophil-demokratische Tendenz recht deutlich geltend, hatten wir auch in diesem Roman wie schon im „Woina i mir“ langathmige philosophische Untersuchungen zu überwinden, so gelangte Tolstoi am Schlusse dieses Romans zu Gesichtspunkten, besonders hinsichtlich des serbisch-türkischen Krieges, die ihn in Widerspruch setzten zu den in letzter Zeit so in den Vordergrund getretenen Bestrebungen panslavischer Natur. Die Folge war: offener Bruch Tolstoi's mit seinen Freunden. — Katkow entzog ihm sein Journal und der Epilog mußte separat erscheinen; die gesammte, früher ihm freundlich gesinnte Presse der Slavophilen, die unterdessen sich numerisch sehr stark vermehrte, griff ihn an. Und mit Recht d. h. aus ihrem Standpunkte mit vollem Rechte. Denn was war das, was die Herren Slavophilen in den Harnisch brachte? Konstantin Lewin, in dem man mit Recht das Orakel, das Alterego Tolstoi's erblickte, erklärte sich gegen die Betheiligung der Russen an den serbisch-türkischen Verwickelungen. Eins der Hauptargumente Lewin-Tolstoi's war: das russische Volk habe nicht das Recht sich selbstständig zu geriren, sich in fremde Affairen einzumengen und sei es auch zu Gunsten der brüderlichen

Slaven, so lange Solches von der Behörde nicht gestattet oder gewünscht wird. Er drückt dieses in einer bezeichnenden Stelle so aus: Mit Michailitsch (einem Bauer im Dorfe Lewin's) und der Denkungsweise des ganzen Volkes Ausdruck gebend, wie diese sich in der Sage von der Berufung der Warjagen äußerte, sagte auch er (K. Lewin): Herrschet und verfüget über uns. Wir wollen freudig und vollständig uns Eurem Willen unterwerfen. Alle Mühe, alle Erniedrigungen, alle Opfer wollen wir über uns ergehen lassen; aber nicht wir wollen schalten und walten!" Und jetzt soll, wie Sergei Iwanowitsch (Kosnischew) meint, das Volk auf dieses theuer erkaufte Recht (sich von andern regieren zu lassen und selbst nur die Lasten tragen) nun auf einmal verzichtet haben! Er wollte noch weiter ausführen: „Wenn die öffentliche Meinung in ihrem Urtheil unfehlbar ist, dann wären ja Revolutionen, die Kommune ebenso legal und berechtigt, wie eine Bewegung zu Gunsten der Slaven" ... Daß eine solche Aeußerung den früheren Freunden Tolstoi's mißfallen mußte, wird sofort erklärlich, wenn man sich vergegenwärtigt, welche bittere, schneidende Ironie in diesem ganzen Aperçü sich verbirgt. Tolstoi scheint offenbar dem Widerspruche Ausdruck geben zu wollen, der darin liegt, daß ein Volk, welches selbst sich in krasser Weise bevormunden läßt und unselbständig in allen seinen Handlungen ist, andere Völker befreien möchte. Solche Gedanken sind aber in den slavophilen Kreisen verpönt und darum diese Verlästerung unseres Dichters seitens seiner früheren Anhänger.

Es läßt sich nicht leugnen, daß mit diesem Auftreten Tolstoi eine entschiedene Wendung nach links gemacht hat und daß es nicht lange dauern wird und wir ihm hoffentlich in dem Lager der entschiedenern, kosmopolitischen Demokratie begegnen. Hat doch erst unlängst ein Kritiker aus jenem Lager, der geistvolle Publicist Michailowski, Tolstoi's schriftstellerische Gestalt charakterisirt, indem er sagte: „Dieser Schriftsteller hat seine richtig treffende Rechte und ein stets störend eingreifende Linke (Schnitza i dessnitze)." Es ist also nicht unmöglich, daß Tolstoi sich diese Lehren zu Herzen nimmt und auch seine Linke richtig treffen lernt. Die Demokraten könnten zu einer solchen Acquisition nur beglückwünscht werden. — Resumiren wir unser Urtheil über Tolstoi, so könnten wir mit vielem Recht sagen: er vereinigt in sich die Vorzüge und Kehrseiten dreier berühmten Romanciers in Europa: Berthold Auerbach's, Emil Zola's und Alphonse Daudet's. In Sicherheit der Zeichnung und dem Realismus kommt er Zola gleich. Die Zartheit der Farben, das Gemüthvolle und Rührende der Schilderungen hat er in demselben Maaße wie Daudet. In der Ausnutzung der Charaktere bis zum Aeußersten, in dem Raisonniren und Philosophiren, in der Zeichnung auf breitem Projektionsfelde hat er die Auerbach'sche Art. Ja, er liebt es sogar massenhaft viele Personen in die Handlung hineinzuziehen und sie zu einem Panorama zusammen zu stellen. Wie in „Wojna i mir" eine ganze Epoche, die alexandrinische, mit allen ihren Einzelnheiten und in ihren Hauptereignissen dargestellt wird, so ist „Anna Karenina" ein Kaleidoskop des ganzen russischen gegenwärtigen Lebens. In beiden Romanen spielen zwar die Hauptrolle Angehörige der höheren Klassen, aber auch ganze Serien von Typen und Scenen aus den andern Gesellschaftskreisen, hauptsächlich denen der untern Volksklassen, begleiten die Haupthandlung und die leitenden Charaktere des Romans. Worin Tolstoi nach unserer Ansicht jedoch fast unübertroffen dasteht und mit keinem der oben aufgezählten Autoren zu vergleichen ist, das ist — in der feinen psychologischen Auffassung.

Herm. Gourewitsch.

Der Socialismus und das Landvolk.

Offener Brief an Herrn A. B.

von

Dr. A. Mülberger.

Der nachstehende Brief an einen der hervorragendsten Führer der socialdemokratischen Partei hat eine kleine Vorgeschichte, über die ich dem Leser Rechenschaft schulde. Die Nr. 8 der socialdemokratischen Revue „Zukunft" brachte einen Artikel von meiner Hand unter dem Titel „Der Socialismus und das Landvolk." Die Nr. 12 derselben Zeitschrift enthielt einen A. B. unterzeichneten Gegenartikel unter dem Titel „Der Socialismus und das Landvolk. Eine Antwort auf Dr. Mülberger's Kritik und Vorschläge."

Etwa 14 Tage nach Erscheinen dieser „Antwort" schickte ich meine Erwiederung an die Redaktion der „Zukunft", in der sicheren Annahme natürlich, man werde mir, dem persönlich Angegriffenen, vollständig freie Hand in der Vertheidigung lassen. Allein der Mensch denkt und Gott lenkt! Das Manuscript kam zurück in Begleitung eines Briefes der Redaktion, in dem mir zu Gemüthe geführt wurde, daß ich, abgesehen von nebensächlichen Ausstellungen, den „parlamentarischen Ton" weit überschritten habe, daß man deshalb meine Entgegnung „in dieser Form" nicht aufnehmen könne. Ich nahm mir diesen Vorwurf, „unparlamentarisch" geschrieben zu haben, gebührend zu Herzen und war gutmüthig genug, diejenigen Stellen meiner Arbeit, welche mir zu subjectiv gefärbt oder zu aggressiv gehalten schienen, theils zu ändern, theils zu streichen. Das also verbesserte und verminderte Manuscript sandte ich dann wieder nach Berlin. Aber auch so fand es keine Gnade vor den Augen der Redaktion; dieselbe erklärte sich vielmehr für inkompetent und schrieb mir, sie habe das Manuscript einer höheren Parteibehörde vorgelegt, welche über die Aufnahme entscheiden werde. Diese Entscheidung traf denn vor Kurzem ein; sie erklärt sich gegen die Aufnahme. „Die Entscheidung, schreibt mir die Redaktion der „Zukunft", wird damit motivirt, daß sich in dem Artikel nichts Belehrendes findet; wäre dies auch nur zum Theil der Fall, so wäre das Komité trotz der unmotivirten Angriffe auf die Partei, für den Abdruck gewesen."

Nachdem mir auf diese Weise „Recht" geworden, standen noch zwei Wege für mich offen. Ich konnte an eine, wie es scheint, noch höhere Parteiinstanz appelliren, oder ich konnte ein anderes, nicht durch Parteirücksichten beschränktes Blatt wählen, um meine Vertheidigung abzudrucken. Aus naheliegenden Gründen entschloß ich mich für den letzteren Weg und bitte die Leser der „Wage" um Entschuldigung, wenn ich ihnen zumuthe, eine Polemik zu lesen, deren Anfänge in der „Zukunft" zu finden sind. Meine Bitte ist um so verwegener, als meine Vertheidigung in der That „nichts Belehrendes", sondern bloß den schlichten Nachweis enthält, daß einige doctrinären Floskeln und gläubig überlieferte Sentenzen noch lange nicht hinreichen, um im Namen der „Wissenschaft", im Namen des deutschen Volkes das große Wort zu führen, lauter Dinge, über welche die Leser der „Wage" längst im Klaren sind.

Ich habe nicht nöthig, hier vor dem Leserkreis dieses Blattes den Nachweis zu führen, daß diese ganze Angelegenheit weit über das Persönliche hinausgreift. Ich hätte das Ganze als „kleiner Beitrag zur Geschichte der Preßfreiheit" betiteln können, denn unter „Preßfreiheit" ist keineswegs bloß das gesetzlich garantirte Recht des freien Wortes zu verstehen, sondern ebenso sehr das Hinwegfallen einer jeden Schranke, wie sie sogenannte Parteirücksichten nur gar zu leicht zu schaffen pflegen, vollends dann, wenn es sich um das heiligste Recht des freien Menschen, um das Recht der freien Vertheidigung handelt. Man kann nicht ungerecht sein, ohne unwahr zu sein. Und so beschuldigen mich die Männer,

welche, kraft der autoritären Organisation der deutschen socialdemokratischen Partei, darüber zu entscheiden haben, was dem deutschen Socialismus zuträglich und was ihm nicht zuträglich ist, „die Partei unmotivirt angegriffen zu haben." An dieser Behauptung ist natürlich kein wahres Wort. Mein einziges, allerdings, wie ich selbst zugebe, sehr großes, ja geradezu todeswürdiges Verbrechen ist vielmehr das, einem „Führer" der Partei und damit indirect allen „Herren" einige sehr unangenehme und sehr bittere Wahrheiten gesagt zu haben, und das geschah erst, nachdem ich selbst in der unerhörtesten Weise provocirt worden war.

An

Herrn **A. B.**

Wenn irgend etwas mit Einem Schlage beweisen könnte, wie sehr ich in meiner kleinen Arbeit „Der Socialismus und das Landvolk" (Nr. 8 der „Zukunft") das Richtige getroffen, wie ich wirklich einen wunden Fleck der deutschen socialistischen Bewegung aufgedeckt habe, so ist es die Form und der Inhalt Ihres Antwortschreibens in Nr. 12 der „Zukunft". Da es nun leider nicht jedem Leser gegeben ist, zwischen den Zeilen zu lesen, und das, was man thatsächlich sagt, von dem, was man zu sagen meint, zu unterscheiden, so bequeme ich mich mit Vergnügen, Ihnen Rede und Antwort zu stehen.

Zunächst lohnt es sich wohl der Mühe, einige formelle Liebenswürdigkeiten mit denen Sie auf der ersten Seite Ihrer Arbeit debutiren, ins rechte Licht zu stellen Weil ich im Laufe meiner Untersuchung den Satz ausgesprochen habe, daß der Bauer in seinem socialpolitischen Denken und Handeln durch sein Interesse geleitet werde, weil ich schließlich den Wunsch nach einer immer einheitlicheren Bewegung der Arbeiter und der Bauern in wenigen Worten formulirte, so halten Sie mir entgegen, daß das jeder Parteigenosse wisse, daß das „Gemeinplätze" seien, daß Ihnen „in dem Inhalt dieser Sätze auch nicht ein Wort neu sei." Sie haben vollkommen Recht, das Alles sind Gemeinplätze oder wie man in meiner Heimat sagt, Binsenwahrheiten. Nun ist es aber in allen Untersuchungen auf allen Gebieten des menschlichen Wissens eine nicht zu umgehende Nothwendigkeit, selbst wenn man den Anspruch erhebt, neue d. h. noch nicht dagewesene Gedanken zu produciren, bald da bald dort solche Binsenwahrheiten oder Gemeinplätze auszusprechen. Das Anerkannte, Feststehende, allerseits Angenommene bildet ja in der Regel den Ausgangspunkt aller Untersuchungen nach Neuem, Nicht-Anerkanntem, Zweifelhaftem. Merken Sie sich daher diesen „Gemeinplatz", denn sonst müßte ich Repressalien ergreifen und Ihnen was sehr leicht wäre in Ihrem Antwortschreiben hundert derartige Blümchen nachweisen. Sie gehen aber sogar so weit, mir deßhalb, weil ich angeblich die oben angeführten Sätze für neu, originell, noch nicht dagewesen halte, den Vorwurf zu machen, ich mache mir von der social-demokratischen Agitation ein „ganz willkürliches Bild." Das wäre meinerseits ein vollkommener Unsinn; denn, wenn diese Sätze nicht thatsächlich allgemein bekannt und anerkannt wären, gäbe es nicht bloß keinen Socialismus, keine sozialistische Agitation, es gäbe nicht einmal eine Wissenschaft der Gesellschaft.

Sie kommen nun nach dieser Ihrer Einleitung zum Beweise, daß zwischen mir und der Partei „tiefe und principiell verschiedene Auffassungsweisen bestehen." Das mag nun sein, wäre aber, selbst wenn es wirklich so ist, eine an sich höchst gleichgültige und indifferente Thatsache, denn, was kann der „Partei" daran liegen, ob meine Wenigkeit über principielle Dinge anders denkt als sie selber? Die Frage erhielt erst lebendiges Interesse dadurch, daß Sie es sind, der mich in prononcirter Weise der Partei gegenüberstellt. Von diesem Augenblicke an aber treten die Personen zurück, die Gedanken kommen an die Reihe! Ich will nun Ihren Rechtstitel, als einzelnes Individuum im

Namen der „Partei“ zu reden, nicht näher untersuchen, um so weniger, als sich im weiteren Verlauf meiner Prüfung Gelegenheit finden wird, diejenigen Irrthümer, welche speciell auf Ihre Rechnung kommen, ganz besonders hervorzuheben. Da Sie jedenfalls verständig genug sind, wenigstens a priori die Möglichkeit zuzugeben, daß ich Recht, die Partei aber oder, ich will mich bescheidener ausdrücken, die durch Sie vertretene Partei Unrecht habe, so bleibt eben nichts Anderes übrig, als diese Frage gründlich an der Hand Ihrer Auslassungen zu prüfen.

Wieder muß ich Ihnen gleich zu Beginn meiner Prüfung einen schweren Vorwurf machen. Sie citiren in indirecter Redeweise meine S. 234 ausgesprochene Behauptung, daß in der socialistischen Bewegung der „Associations-Gedanke“ und der „Staats-Gedanke“ die Hauptrolle spielen und fahren dann unmittelbar fort: „Letzterer gipfele in der Grundanschauung, daß der Socialismus unter anderem dazu da sei, vermittelst des „allmächtigen Staates“ den Individualismus zu bekämpfen, während unter allen Principien das individuellste die Freiheit sei.“ Dadurch entsteht eine vollständige Verdrehung meiner Worte. Ich gab vielmehr, eben S. 234, zweite Spalte, eine Definition dessen, was ich unter dem Staatsgedanken verstehe und anstatt diese meine Definition, wenn auch nur andeutungsweise, wiederzugeben, fahren Sie hinter dem Wort „Staats-Gedanke“ unmittelbar fort: „Letzterer gipfele u. s. w. Sie stellen somit eine gelegentlich und unter ganz anderem Zusammenhange gemachte Bemerkung meinerseits als die von mir gegebene Definition des Staatsgedankens hin und erwecken dadurch in jedem nicht sehr aufmerksamen Leser eine ganz falsche Vorstellung. Sie ersparen Sich damit zugleich, auf meine Ihnen wahrscheinlich sehr unbequeme Definition des Staatsgedankens einzugehen, denn ich degradire darin den allein seligmachenden Staat zu einem „dunklen Gefühl und unbewußten Drange“ des Proletariats. Das ist nun freilich das gerade Gegenstück zu Ihrer „socialistischen Staatsidee,“ welche der Dr. Mülberger nicht begriffen hat und deren ganze Tiefe wir weiter unten kennen lernen werden. Nachdem Sie so den Boden des Mißverständnisses in bequemster Weise geebnet, richten Sie an mich die Frage, was ich mir denn bei dem Satze denke, daß die Freiheit das „individuellste aller Principien sei.“ Sie erzählen mir ferner, wahrscheinlich um alle Gemeinplätze zu vermeiden, daß die Manchesterpartei es gerade sei, welche diese Freiheit am lautesten gepredigt, ja Sie machen mich sogar darauf aufmerksam, daß die liberale Presse seit 15 Jahren „genau mit denselben Worten“ die Bestrebungen der Social-Demokratie angreife. Wo habe ich nur meine Augen gehabt, wie konnte ich diese tiefen Wahrheiten so gänzlich verkennen? — Haben Sie noch niemals von einem schon den alten Römern geläufigen Sprichwort gehört, welches lautet: „Wenn zwei dasselbe sagen, so ist es nicht dasselbe.“? Zum ersten sind die Beschuldigungen der Manchesterpartei und der liberalen Presse an eine ganz andere Adresse gerichtet, als meine Vorwürfe; sie richten sich an den Socialismus überhaupt d. h. an jedes auf eine fundamentale Veränderung der heutigen socialpolitischen Verhältnisse gerichtete Streben. Meine Vorwürfe dagegen richten sich gegen gewisse alte verrostete Anschauungen und Vorstellungen innerhalb der socialischen Agitation. Sie lassen mich mit größter Seelenruhe sagen: Der Socialismus bekämpfe oder vernichte den Individualismus, während meine ganze Ausführung auf der entgegengesetzten Grundanschauung beruht und auf's ausdrücklichste hervorhebt, daß nur gewisse Strömungen innerhalb der socialistischen Bewegung zu dieser Schlußfolgerung drängen. Zum zweiten ist damit, daß die Manchesterpartei, die liberale Presse und meine Wenigkeit zufällig, wenigstens dem Wortlaut nach in ihren Vorwürfen gegen die socialistische Agitation sich begegnen, über diese Vorwürfe und ihre Berechtigung selber noch gar nichts gesagt, selbst, „wenn der einfachste socialistische Arbeiter in Deutschland darüber lächelt.“ Ja, ich gehe in meiner Ketzerei sogar so weit, offen zu sagen, daß die Vorwürfe des Libe-

ralismus gegenüber der socialistischen Agitation im gewissem Sinne nicht ganz unbegründet sind, der Grundirrthum des Liberalismus liegt nur darin, daß er dem Socialismus überhaupt das zur Last legt, was höchstens ein Mangel der gegenwärtigen socialistischen Bewegung ist und daß es ihm selbstverständlich an jedem Willen, an jeder Kenntniß fehlt, die Ursachen dieses derzeitigen Mangels und seinen nur vorübergehenden Charakter zu erkennen. Ja, es ist Zeit, offen einzugestehen, daß es die deutsche sociale Bewegung bis jetzt noch nicht verstanden hat, in Beziehung auf die Freiheit etwas principiell Sicherstellendes herauszubringen. Dieser Satz, der Ihnen jedenfalls ungeheuerlich vorkommt, ist nichts destoweniger ganz ungeheuer wahr und läßt sich an den thatsächlichen Verhältnissen unseres politischen Lebens tausendfach nachweisen. Sie fordern mich mit einer geradezu classischen Gemüthsruhe auf, Ihnen „auch nur mit einer einzigen Zeile aus einer deutschen socialistischen Zeitung oder Schrift den Beweis zu führen, daß dieser Vorwurf begründet ist.“ Verehrter Herr! Bände, dicke Bände ließen sich mit diesen Beweismitteln füllen! Ich werde mich auf das Nächstliegende, Schlagendste beschränken. Wie? Ist es vielleicht nicht wahr, daß ein socialistischer Abgeordneter frohen Herzens die ganze Feuerversicherung der Staatsmaschine in den Schooß werfen wollte und daß es ihm gelungen ist, eine ganze Volksversammlung zu überrumpeln? Wie! Ist es vielleicht nicht wahr, daß einzelnen tiefer blickenden Führern unserer Partei ob dieser „socialistischen Staatsidee“ endlich doch die Haare zu Berge standen, daß dieser Plan von einem Parteigenossen selber in einem Artikel der „Wage“ für freiheitsmörderisch erklärt wurde? Und ist das eine vereinzelte nur das Individuum, nicht die Partei treffende Erscheinung? Wie! Blättern Sie in allen Heften der „Zukunft“ und Sie können auf jeder Seite die Behauptung lesen, daß man unter Umständen schon dem heutigen Staate gewisse Produktionszweige überweisen dürfe. Sehen Sie denn nicht, daß man bereits nahe daran ist, das ehrliche Wort Social-Demokrat zu spalten und einen Socialen und einen Demokraten daraus zu machen? Und das Alles geschieht im Namen jener „socialistischen Staatsidee“ deren ganze Tiefe meine Wenigkeit noch nicht begriffen hat! Ich also, nur ich habe das Recht, derartige Fragen an Sie zu richten und Sie müssen froh sein, wenn ich von diesem Rechte keinen für Sie zu sehr deprimirenden Gebrauch mache. Und genau ebenso begründet, wie Ihr Vorwurf, meine Beschuldigung sei aus der Luft gegriffen, ist die Frage, welche Sie bezüglich des Wortes „Freiheit“ an mich richten. Weil ich in beiläufiger Bemerkung sage, dieselbe sei „das individuellste aller Principien“, nennen Sie das „eine leere Redensart, von der sich die deutschen Socialisten heute nicht mehr hinhalten lassen.“ „Welche Freiheit denn?“ fragen Sie. Ja wohl, die Freiheit, die ich meine; aber nicht blos die meinige, sondern auch die des Peter und des Paul, des Johann und des Jakob, kurz aller einzelnen Individuen. Alle derartigen Abstracta, wie Freiheit, Gleichheit u. s. w. haben nemlich das Gemeinsame, daß sie nur durch das Studium der individuellen Person wirklich, wahrhaftig, lebendig werden können. Kurz, die „Freiheit“ erhält erst dadurch einen Sinn, daß dieser oder jener Mensch, diese oder jene Menschen sagen können „ich bin frei“ d. h. ich bin in meinem Wollen und Handeln ungehindert, unbeengt; ich allein bin es, der mich bestimmt, kein Anderer. Freiheit und Selbstbestimmung sind identisch. In der menschlichen Gesellschaft nun, wo es sich nicht um eine, sondern um viele „Freiheiten“ handelt, hat dieses Princip nothwendig eine doppelte Tendenz. Die Eine ist eben Thätigkeit der Selbstbestimmung, des activen, unbeengten Handelns, die andere ist eben damit gegen die Freiheit des Anderen gerichtet. Das Princip der Freiheit ist also, um mit der Schule zu reden, gegensätzlich oder zwieschlächtig; nach der einen Seite hin unbegrenzt, unendlich, nach der andern Seite hin eben dadurch die Freiheit des Zweiten einengend, beschränkend. Keine der beiden Seiten kann ohne die andere gedacht werden, sie sind innerlich eins, gerade so

wie Wärme und Kälte identisch sind. Die Freiheit des socialen Individuums ruht daher für alle Ewigkeit auf einem in sich selbst zwiespaltigen Princip. Der höchste, der ideale Zustand der lebendigen, thatsächlichen Freiheit muß also in einem Gleichgewichtszustand, in einem „Sich-gegenseitig-die-Wage-Halten“ liegen. Denn, kommt bloß die eine Seite der Freiheit zur Geltung, so ist es um die Gesellschaft, kommt bloß die andere Seite zur Geltung, so ist es um das Individuum geschehen; beide können ohne Freiheit nicht leben. Nun wissen wir alle, was aus der im Jahre 1789 proclamirten Freiheit für das Volk geworden ist; sie hat nur die Eine Seite des Freiheitsprincips, das unbeschränkte, schrankenlose Recht des Individuums gegründet, sie hat den Individualismus zum Herren über die Gesellschaft ausgerufen und derselbe hat kraft der ihm zu Gebote stehenden Machtmittel seine Herrschaft gründlich genug ausgeübt. Die Manchesterpartei und die liberale Oekonomie haben dann später versucht, diese Eine Seite des Freiheitsprincips zum wissenschaftlichen Gesetz, zur „ewigen Wahrheit“ zu erheben. Die andere Seite der Freiheit aber, die vom Interesse der Gesellschaft dictirte nothwendige Einschränkung derselben, weil sonst die Freiheit aller nicht lebendig werden könnte, wurde damals nicht verstanden und blieb auf der Seite liegen. Deßhalb haben wir heute einen Socialismus und diesen Socialismus wird es so lange geben, bis auch diese „gesellschaftliche“ Seite der Freiheit den entsprechenden Ausdruck gefunden hat. Diese „gesellschaftliche“ Freiheit ist nun aber nicht, wie manche denken, gleichbedeutend mit der Vernichtung der individuellen Freiheit, sie soll dieser letzteren vielmehr nur als gleichberechtigt anerkannt, ihr gleichgestellt werden, dann und dann erst kann auf dem Boden der socialen Pflicht und der individuellen Selbstbestimmung die Freiheit erstehen, nach der wir alle streben die wahre Freiheit. Ihre Fundamente werden unerschütterlich, sie wurzeln im Recht des Individuums und im Recht der Gesellschaft, beide untrennbar zu einem einzigen verbunden. Die Grundbedingung dafür nun, daß das individuelle Recht nicht dem socialen Rechte gegenüber die Oberhand gewinne, ist, daß die Machtmittel des individuellen Rechts allen Menschen in gleicher Weise zugänglich gemacht oder was dasselbe ist, daß die Erde und ihre Stoffe unter alle Menschen gleich vertheilt werde. Und unmittelbar hieran schließt sich die nothwendige Folgerung, daß von einem eigentlichen Eigenthum im römischen und modernen Sinne des Worts überhaupt späterhin nicht mehr die Rede sein kann, sondern daß dieses Eigenthum sich in einen bloßen Besitz umwandelt und daß dieser Besitz sogar in den Händen seines Inhabers zerbröckeln muß, wenn ihm nicht eine stetig verjüngende Kraft zur Grundlage dient — die Arbeit. Das gesellschaftliche Recht aber dessen Grundlage, wie gesagt, der gleiche Antheil aller an der Erde sein muß, kann dem einzelnen Bürger weder von Gott, noch vom König, ebensowenig aber vom Staate garantirt werden, sondern einzig und allein von der Gesellschaft selber. Diese neue Gesellschaft also muß, nachdem die ihr entgegenstehenden Hindernisse beseitigt sind, daran gehen, durch Entwicklung positiver Institutionen, welche die Solidarität ihrer Glieder erheischt, eine immer festere und solidere Gestaltung dieses gesellschaftlichen Rechtes herbeizuführen unter Wahrung vollständiger individueller Beweglichkeit und Freiheit. Je fester einmal das gesellschaftliche Recht in dauernden Institutionen gegründet, desto weniger werden Ausschreitungen des individuellen Rechtes, Uebergriffe in die Freiheit anderer möglich werden. Der Einzelne wird so frei und noch viel freier sein als heute, ohne daß er die Mittel hat, seinen Nächsten zu drücken, ohne daß er einer Obrigkeit bedarf, um ihn an seine sociale Pflicht zu erinnern. Und nun frage ich Sie, ob ich nicht berechtigt war in dem Zusammenhang, in welchem ich es thue, den allgemeinen Satz auszusprechen, daß die Freiheit das individuellste aller Principien sei. Sie werden nun einsehen, daß diese meine Worte die ganz natürliche und selbstverständliche Reaction gegenüber jener einseitigen Betonung des gesellschaftlichen Rechtes darstellen, welche ich einem Theil der

Anhänger des Socialismus, ob nun mit Recht oder mit Unrecht, zum Vorwurf mache.

Was ich Ihnen bisher vorzuwerfen hatte, sind theils Unhöflichkeiten, theils Ungenauigkeiten, theils Mißverständnisse. Wir kommen jetzt zu einer zweiten Gattung Irrthümer, welche man die Kapital-Irrthümer nennen könnte, in Anbetracht nemlich, als ich Ihnen beweisen werde, daß positives Nicht-Kennen, positives Nicht-Verstehen die Grundlage Ihrer Auslassungen bildet. Es erscheint Ihnen sehr kühn, daß ich den Bauer kurzweg einen Anarchisten nenne, es erscheint Ihnen gewagt, ja falsch, daß ich die Antipathie des Bauern gegen den heutigen Staat kurzweg in seine Antipathie gegen den Staat überhaupt übersetzte. Ja, Sie glauben mich darauf aufmerksam machen zu müssen, daß die Antipathie des Bauern gegen den heutigen Staat eine ganz berechtigte sei, als ob ich das eine Secunde nur bezweifelt hätte. Sie belehren mich sogar, daß auch der Manchestermann den heutigen Staat gar nicht immer leiden mag und citiren deßhalb Worte des Dr. Karl Braun vom Jahr 1865, welche so ungefähr eine Umschreibung dessen sind, was Lassalle in seinem Arbeiterprogramm die „Nachtwächteridee" der Bourgeoisie genannt hat. Und unmittelbar hieran knüpfen Sie die Bemerkung, daß der „Anarchist" Carl Braun dem „Anarchisten" Mülberger weit näher stehe, als der conservative Bauer, den ich mit Unrecht „anarchischer" Neigungen beschuldige. Der Hieb ist nicht ungeschickt geführt, das muß ich sagen, aber leider giebt es Gegner, welche solche Hiebe zu pariren wissen. Das Wort „Anarchist" hat nemlich, wie sie jedenfalls wissen, eine zweifache Bedeutung, je nachdem man es mit oder ohne Gänsfüßchen („ ") schreibt. Im letzeren Fall hat es die Jedermann geläufige Bedeutung dessen, der nach Herrschaftslosigkeit, Regierungslosigkeit strebt oder im weiteren Sinn, der jeder ordnenden Thätigkeit in den gesellschaftlichen Verhältnissen Feind ist; im ersten Falle ist es das das politische Schlagwort einer bestimmten Richtung des Socialimus der sogenannten „Anarchisten." Da Sie nun in meiner Arbeit Spuren dieser letzteren „Anarchie" wittern und da Ihnen das jedenfalls fürchterlich ist, so werfen Sie diese beiden Begriffe, den allgemeinen und den speciellen und zwar ganz absichtlich zusammen. Sie wollen damit zweierlei erreichen. Erstens wollen Sie mir wegen meiner „anarchischen" Gelüste Eins anhängen und zweitens wollen Sie im Leser den Glauben erwecken, daß beide Formen von „Anarchie", die allgemeine des Herrn Braun und die specielle der romanischen Arbeiter einander sehr nahe stehen. Sie beweisen damit nur, daß Sie weder die Eine noch die andere Anarchie in ihrer innersten Bedeutung verstehen. Es würde mich selbstverständlich hier zu weit führen, diese sehr wichtige Frage, welche eine ganz genaue und detaillirte Bekanntschaft mit der socialen Bewegung aller Länder voraussetzt, eingehender zu untersuchen. Ich beschränke mich daher auf wenige Worte. Die Anarchie des Herrn Braun oder der Manchesterpartei — sie ist, beiläufig bemerkt, aus Angst vor dem Socialismus in allen Culturländern bereits in des Worts verwegenster Bedeutung erstorben — ist die Anarchie der socialen Kräfte, das Laissez faire, laissez passer, die freie Concurrenz, der Freihandel, die Ausbeutung des Volks im Namen des Capitals, des Eigenthums. Diese Anarchie ist mit einem Wort — das sociale Chaos.

(Schluß folgt.)

Berichtigung: In Nr. 18 S. 281, letzte Z., lese man „wissenschaftlich" statt wirthschaftlich.

Verantwortlicher Redacteur: Albert Hermann in Berlin.
Druck und Verlag von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Redaction und Expedition
Berlin S.W.
Beuth-Straße 8.

6. Jahrgang. | Berlin, 17. Mai 1878. | Nr. 20.

Der Mordversuch gegen den Kaiser.

Die volle Sinnlosigkeit des Verbrechens, das am vorigen Sonnabend in Berlin versucht worden, ist es die uns empört. Und mit dieser logischen Entrüstung glauben wir unbefangener der Thatsache gegenüber zu stehn und in ihrer Beurtheilung tiefer zu dringen, als vermittels der patriotischen, sittlichen und humanen Aufregungen, die bis jetzt das Wort darüber geführt haben.

Die volle Sinnlosigkeit, wiederholen wir. Denn was hätte denn damit erreicht werden sollen, wenn die That geglückt wäre? In politischer Beziehung doch nicht das Mindeste. Durch die Erfolge von 1866 und 1870 ist Preußen und das von ihm gegründete Reich in eine Lage so starrer Nothwendigkeiten versetzt worden, daß der Wechsel selbst der mächtigsten Persönlichkeiten, und wäre es auch — was gar nicht zutrifft — zugleich ein totaler Wechsel der Principien, daran nichts zu ändern vermag. Wir müssen fünfzig Jahre lang bis an die Zähne gerüstet dastehen, hat uns Graf Moltke in klügster Offenheit gesagt, und dabei bleibt es — mag der Erwerb, die Cultur des Landes sehen, wie sie sich mit diesem Geschick abfinden. Und die innere Politik, die Entwicklung der sogenannten „Freiheit“? Nun, zwar hat eine im Lande anscheinend stark vertretene Partei bis vor Kurzem, entgegen aller geschichtlichen Belehrung und blind für die von Tag zu Tag sich vollziehenden Thatsachen, geglaubt, daß in einem auf seine Heeresmacht gestellten und in ihr das Fundament der Existenz suchenden Staate zugleich Raum sei für den „Luxus“ freier Institutionen und ihres Ausbaues: in den letzten Monden aber scheint selbst diese Partei von der Realität dessen, was sich ihren oratorischen Anstrengungen entgegenstellt, einige Einsicht zu bekommen, obwohl sie noch fern davon ist, das Nothwendige, Unabwendliche dieser Situation, die ja nur schnurgerade Consequenz der europäischen Stellung des Staates ist, zu erkennen. Wie viel weniger, daß sie einsähe, diese sogenannt conservative Wendung sei eben nur ein Anfang, werde und müsse noch viel weiter gehen — unbekümmert wiederum um den Wechsel leitender Personen, die derselben Nothwendigkeit stets nur, wollend oder nicht, dienen müssen.

Aber ein Politiker war der Thäter auch nicht — ruft man uns entgegen — weit schlimmer: er war ein Socialist! Und nun erhebt sich

das wirrste Geschrei der Aufregung, der patriotischen, der sittlichen, der humanen. Gemach!

Der Thäter selbst hat das Seinige zu dieser Verwirrung seltsam beigetragen. Der socialdemokratischen Partei hatte er angehört, den Christlich-Socialen war er dann beigetreten, und daß er „Anarchist" sei, das hat er drittens selber von sich ausgesagt. Die Auswahl war schwer, aber sie ist gut getroffen worden.

Mit dem „Anarchisten" ist man am schnellsten fertig geworden. Der Anarchist, so demonstrirte Einer, ist gleichbedeutend dem Nihilisten, russisch Product. Mit Kaiser Wilhelm ginge dem Czaren der treueste Freund und Bundesgenosse, der „Retter" in den Krisen der Gegenwart, verloren, es ist also die russische Revolutionspartei, die jenes Pistol geladen und gelenkt hat. Diese Erklärung, obwohl die einzige, die den schwachen Versuch machte, den Mordversuch doch in einigen Zusammenhang mit dem Opfer, das er sich erkoren, zu bringen, bot zu wenig Anlaß zu der „Moral", die nun einmal dem Thäter an den Rockschoß gehängt werden sollte, und so ist sie unbeachtet vorübergegangen.

Desto frischer war man dabei, die Sozialdemokratie der intellectuellen Urheberschaft anzuschuldigen. Sogar der Umstand, daß der Thäter vor Kurzem öffentlich aus der socialdemokratischen Partei ausgestoßen worden, erschien dem ahnungsvollen Politiker eines Leipziger Blattes vielmehr als „seltsame Fügung"; vielleicht — so meinte sicherlich der Leipziger Seelenkenner — hatten die verhüllten Anstifter durch diesen Schimpf dem über seine That noch Brütenden, den letzten Stoß in die Verzweiflung hinein geben wollen. Schade nur, daß der Märtyrer sich jetzt selber gegen die immerhin sympathische Rolle, die man ihm da aufdrängen möchte, so entschieden sträubt: er leugnet und lügt ja, wie ein Schulbube. — Aber auch auf diesem Boden ließ sich die Frucht, die man absolut ernten wollte, nicht ziehen. So griff man denn schnell zu dem dritten Motiv, zu der Einlaßkarte für die Christlich-Socialen. Das war's!

Gegen die Socialdemokraten thut der Staat wol ohnehin seine Pflicht. Polizei und Richter sind ja so ausreichend thätig gegen sie, daß es sogar neulich den kühlst national-liberalen Blättern, bei Gelegenheit des Redacteur Dentler und der Umstände, die sein Sterben begleiteten, beigekommen ist die Correctheit des richterlichen Verfahrens leise anzuzweifeln. Nun, und im schlimmsten Falle wird der preußische Soldat schon seine Schuldigkeit thun. Aber übler, weit übler, ist man mit den Christlich-Socialen, den Staatssocialisten, dran, die dem Richter keine Handhabe zum Einschreiten geben, da sie ja die Treue zu Thron und Altar zur Grundlage ihres Programms machen, die aus den respectabelsten, ja privilegirtesten Klassen der Gesellschaft sich rekrutiren und deshalb auch nicht mit dem üblichen Vorwurf catilinarischer Existenz sich abfertigen lassen, die aber in ganz unverschämter Weise den bisher für unantastbar gehaltenen Satz, daß die heutige Gestalt der Erwerbs- und Eigenthumsverhältnisse solidarisch mit Kirche und Monarchie verbunden, ja das tiefste Fundament des Culturlebens sei, zu kritisiren und theoretisch zu zerbröckeln wagen. Obwol nun der Jammermensch von „Attentäter" nicht einmal das letzte Hilfsmittel armer Sünder, die Gottseligkeit, bisher angewendet hat, obwol er erklärt, auch in seinen Hoffnungen auf

den Führer der Christlich-Socialen, der ihm habe Arbeit verschaffen sollen — Hoffnungen, die ihn überhaupt ja nur nach Berlin gelockt haben — getäuscht worden zu sein: trotz alledem! der Jude wird verbrannt, d. h. der Hofprediger Stöcker mit den Seinen wird angesichts des abschreckenden Exempels, das der Mordversuch gegeben, ermahnt doch recht ernsthaft mit seinem Gewissen zu Rathe zu gehn — und der verehrlichen Bourgeoisie nicht ferner unbequem zu sein.

Denn das ist des Pudels Kern und des Lärmens eigentlicher Sinn. So unklug sind diese Blätter in der Hast ihrer Beängstigung, daß sie selbst das Stück Hermelin das, nach Theod. Storm's Ausdruck doch „so gut wärmt", diesmal fast bei Seite schieben und, indem sie von dem Mordanfalle auf den Kaiser zu sprechen anfangen, in ihren Betrachtungen stets mit den Beunruhigungen, welche die „Gesellschaft" dabei erleide, aufhören. Darin sind sie allesammt gute, o sehr gute Socialisten!

Im Ernste lohnt es sich kaum, die Beschuldigung, als habe der Socialismus mit der That vom 11. Mai auch nur in entferntester Ausstrahlung etwas zu thun, zu widerlegen. Will man ihn freilich verantwortlich machen für allen Unfug und Unsinn, den ein mißverstandenes Wort seiner Lehren in einem wirren, denkungeübten Gehirn anstiftet, so beginne man nur damit, die Bibel zu verbrennen, an der zu Hunderten die „Armen im Geist" zu Schwärmern, zu Narren, zu Verbrechern geworden sind. Wem sollte es lieber sein, als dem Socialisten selber, wenn seine Lehre sich jetzt bereits so klar, sicher und einfach darstellen ließe, daß es all des so langsam wirkenden Predigens und Agitirens nicht mehr bedürfte, daß Mißverständniß und Sectirerei nicht mehr entstehen, Fanatismus sich daran nicht mehr entzünden könnte! Aber man schuldige darum nicht ihn, sondern den Schutt an, den die jetzige Gesellschaftsordnung seit Jahrhunderten um ihre Wurzel angehäuft hat — und an diese Wurzel allerdings muß man kommen.

Keinem ja, als dem Socialisten, kann es ferner liegen, auf einzelne Personen Glück oder Unglück seines Strebens stellen zu wollen. Die Zustände und Einrichtungen, die er angreift und reformiren will, haben nicht von gestern auf heute sich gebildet, sie können nicht von heute zu morgen sich umbilden, das ist eine Aufgabe des Werdens, nicht des Vernichtens. Noch die letzte große politische Revolution konnte glauben und versuchen, durch die Hekatomben von Köpfen, welche sie opferte, ihre Ziele zu fördern: das Werk der socialen Wiedergeburt bedarf vielmehr der Köpfe, gesunder, klardenkender und thatlustiger, um der Welt den Kopf zurechtzusetzen. Das Philosophenwort von der Gleichheit dessen, was Menschenantlitz trägt ist nicht blos das Wort der Erhebung für die Armen und Elenden im Volke, es spricht zugleich Unantastbarkeit und Heiligkeit des Daseins Aller, vom Niedersten bis zum Höchsten, aus.

Könnte irgend etwas Vernünftiges, Sachgemäßes dabei herauskommen, den Einfall eines denkunfähigen Menschen auf Grund und Anlaß hin zu zergliedern, so läge es weit näher, die Pfeile auf ihre Schützen zurückprallen zu sehn. Eine ganz persönliche Sache meinte der Mörder mit seinem Fürsten zu haben; er lebte durchaus noch in jener stark nach Osten zurückgewichenen Auffassung, die in Rußland den Selbstherrscher als „Väterchen" begrüßt. Dort, in dieser patriarchalischen, stockconservativen Anschauung stecken die Wurzeln

der That, wie einst bei Tscheck, bei Sefeloge. Aber wir verzichten großmüthig darauf, diese furchtbare Betrachtung weiter zu spinnen, um schließlich bei der Forderung des Ministerverantwortlichkeitsgesetzes anzukommen: vielleicht ist sie ein gefunden Korn für irgend ein nationalliberales Blatt, das doch nach gewohnter Weise wünschen muß, daß „etwas dabei herauskomme."

Heuchlerisch, wie in der Anschuldigung, sind diese Blätter nun auch in den Mahnungen und Warnungen, die sie in der Besprechung anfügen. Wir wollen keine Verschärfungen, sagen sie, der Preß- und Vereinsgesetze; das sittliche Gebrechen muß seine sittlichen Heilmittel finden. Die „Gesellschaft, selber muß sich aufraffen und sich zusammenthun zur Abwehr der sie bedrohenden Schäden. „Mit großen Geldmitteln" — wird recht bezeichnender Weise hinzugefügt. Für dieses Geld würden sich dann ja Zungen und Federn finden, welche daß Werk der Reinigung und Züchtigung übernehmen. Denn so weit kennen diese Blätter ihre Patrone zu gut, als daß sie ihnen zumuthen sollten, für diese nöthige ideale Arbeit selber Hand oder Fuß, Herz oder Kopf in Bewegnng zu setzen: das besorgen die zwei Zählfinger ja Alles weit bequemer. Und sieht man nach einiger Zeit, daß diese Tagelöhnerarbeit, wie ganz natürlich, nichts hilft, so folgt unausbleiblich dann doch das Geschrei nach mehr Polizei, nach schärferen Gesetzen und Interpretationen. Hr. Bamberger ist vor einigen Monaten schon so ehrlich gewesen, auf die Beschränkung des allgemeinen Wahlrechtes als das zunächst Nothwendige hinzuweisen und holt Fürst Bismarck dann aus der Schublade — denn in den Papierkorb pflegt er seine Projecte nicht wandern zu lassen — seinen alten Gesetzentwurf auf Beschränkung auch der theoretischen Erörterungen hervor; bringt das Kriegsgesundheitsamt seine hygienischen Vorschläge gegen die gesundheitsschädliche Anhäufung großer Volksmassen in geschlossenen Räumen neben den straßenpolizeilichen Anordnungen zur Geltung, welche ja neulich schon wiederholt mit Glück gegen Berliner Volksversammlungen in Scene gesetzt wurden: o, dann wird sich auch die sittliche Abneigung gegen solche mechanische Kur bei der liberalen Presse gelegt haben, die inzwischen die ihr wahrlich nicht unerwartete Erfahrung gemacht haben wird, daß idealen Schwung für materielle Interessen zu verlangen, zwar sich recht hübsch ausnimmt, aber für die Wirklichkeit ebenso sinnlos ist, wie der auf ein Rad gepfropfte Adlerflügel unserer Eisenbahnuniform.

Man braucht nicht zu alt zu sein, um sich des Attentates Sefeloge zu erinnern und der schroffen Reaction die darauf folgte. Das acute Attentat gegen einen Fürsten ward zum chronischen Attentat gegen ein entwickelungsbedürftiges Volk. Ein paar Jahre hat das vorgehalten, dann stieg der Fürst, als Mensch liebenswerth und tief bemitleidenswerth in seinen letzten Geschicken, vom Thron, und das Volk, mitsammt der „geretteten Gesellschaft" begrüßte mit frohem Aufathmen die neue Aera. Unter solchem Auspicium hat Kaiser Wilhelms Regiment begonnen. —

Der Socialismus und das Landvolk.

Offener Brief an Herrn A. B.

von

Dr. A. Mülberger.

(Schluß.)

Die „Anarchie" der romanischen Arbeiter ist dem gerade entgegengesetzt: Ihre Voraussetzung ist die thatsächliche Besitzergreifung der Erde und sämmtlicher Arbeitsinstrumente von Seiten des arbeitenden Volkes und auf diesem Boden die Errichtung positiver socialer Organisationen auf Grundlage freier Vereinbarung freier Menschen, die eben weil sie sich frei zusammenschließen, jeder Obrigkeit, jedes sogenannten „Staates" füglich entbehren können. Es ist jener Zustand, da es, wie der Babouvist Sylvain Marechal sagt, „weder Regierende noch Regierte mehr giebt". Diese Anarchie also ist — die sociale Harmonie. Es handelt sich nun nicht darum, zu wissen, ob die romanischen Arbeiter mit dieser Formulirung ihrer Bestrebungen Recht haben oder nicht, denn, wenn sie auch tausendmal Unrecht haben, so hatten Sie nicht das Recht diese beiden Begriffe vor einem Leserkreis, der ihre verschiedene Bedeutung nicht genügend kennt, zusammenzuwerfen, um so weniger, als Sie persönlich jedenfalls wußten, daß diese französische Anarchie etwas anderes ist, als die gewöhnliche Anarchie, wenn Sie auch nicht wissen, was sie ist. Was speciell meine Behauptung betrifft, daß der deutsche Bauer ein verkappter Anarchist sei, so halte ich sie in vollem Umfang aufrecht. Ich beabsichtigte mit dieser Bezeichnung keineswegs, ihn mit den französischen Anarchisten gleich zu stellen, ich wollte nicht einmal eine Anspielung an dieselben machen. Was ich damit sagen wollte, ist einfach das, was mich ein langjähriger und meinem Beruf zu Folge sehr intimer Verkehr mit dem Landvolk gelehrt hat, nemlich das, daß unsere Bauern in Süddeutschland sich im Ganzen verflucht wenig aus jeder Regierung machen.

Aber Sie sind nicht zufrieden, mir blos meinen „anarchischen" Irrthum nachgewiesen zu haben, Sie belehren mich auch und nehmen einen Anlauf mir die social-politische Denkweise unserer Bauern begreiflich zu machen. Dieser Anlauf ist zu köstlich, als daß ich mir versagen könnte näher darauf einzugehen. „Der Arbeiter, heißt es dort, haßt den Kapitalistenstaat, weil er ihn hindert, seinen Staat, den socialistischen Staat zu gründen; der Bauer ist ihm Feind, weil er ihm seinen Staat, den patriarchalischen Staat, zerstört hat, weil er die Militär- und Staatsschuldenlast, das Freizügigkeitsgesetz, die Gewerbefreiheit, die Aufhebung der Wuchergesetze und was damit zusammenhängt, gebracht hat und alles zusammengenommen, ihm die Arbeit und die Capitalien vertheuerte, seine Steuern erhöhte und ihn an den Rand des Verderbens brachte." Ich sehe von den großen Ungenauigkeiten, ja Unrichtigkeiten dieser letzteren Bemerkungen ganz ab, indem ich z. B. aufs Bestimmteste versichern kann, daß unsere süddeutschen Bauern sehr, sehr weit davon entfernt sind, sich gegen Freizügigkeit und Gewerbefreiheit aufzulehnen. Ich sehe auch davon ab, daß Sie es unterlassen, darauf hinzuweisen, daß der Kapitalistenstaat oder die Entwickelung der industriellen Gesellschaft unseren Bauern seiner Zeit sehr erhebliche Vortheile gebracht hat, welche diese noch jetzt sehr wohl zu schätzen wissen. Was mich besonders interessirt, ist Ihre Behauptung daß der Bauer den heutigen Staat hasse, weil er seinen d. h. den patriarchalischen Staat zerstört habe. Glauben Sie, wirklich alles Ernstes, daß der Bauer sich solchen sentimental-retrospectiven Anwandlungen hingiebt? Glauben Sie wirklich, daß der Bauernstand ein collectives Bewußtsein des Zusammenhangs seiner Interessen mit einer ganz bestimmten und nun gar weit zurückliegenden Staatsform habe? Ich wäre auf die Beweise außerordentlich begierig. Ich versichere Sie auf das Allerbestimmteste daß an Alledem kein wahres Wort

ist, daß das vielmehr bloße willkürliche schematische Abstractionen sind. Es verhält sich vielmehr so, wie ich in meiner Arbeit ausführte. Der Bauer ist gegen jede Staatsform mißtrauisch, gleichgültig, indifferent. Sein politisches Bewußtsein ist bis zur Stunde wie eine leere Wachstafel, in welche die Regierung mit den ihr zu Gebote stehenden Machtmitteln jeden beliebigen Eindruck machen kann. Er blickt nicht vorwärts, aber ebensowenig rückwärts, er blickt unter sich, auf seinen Boden. Lesen Sie drum noch einmal, aber mit unbefangenem Blick meine kleine Arbeit und Sie werden viel daraus lernen können.

Nach dieser merkwürdigen Einleitung in die Psychologie des Bauernstandes stellen Sie in gesperrter Schrift den Satz auf, daß der Bauer aus denselben Gründen dem modernen Staate Feind sei, wie der städtische Zunftmeister und daß Alles, was ich über die Antipathie des Bauern gegen Staat und Association sage, auch vom Zunftmeister und Kleingewerbtreibenden gelte. Sie beabsichtigen, wie schon die gesperrte Schrift zeigt, mit diesem gewichtigen Wort offenbar einen Hauptcoup gegen mich zu führen. Offen gestanden, ich verstehe Sie nicht. Was ist damit bewiesen? Berührt das im Geringsten meine Ausführungen bezüglich der socialpolitischen Denkweise des Bauern? Keineswegs. Und es ist überdies nicht einmal richtig, wie meine kurz vorher erwähnten Bemerkungen beweisen.

Und nun gelangen wir zu des Pudels Kern. „Der Kleinhandwerker und der Bauer, sagen Sie, gehören beide einer vergangenen, im Absterben begriffenen Gesellschaftsperiode an und daher sind sie conservativ, während der Proletarier als Produkt der modernen Zeit, ein Kind der industriellen Revolution, auch revolutionär gesinnt ist." Lassen wir den Kleinhandwerker bei Seite, halten wir uns an den Bauer. Auch ich selbst habe dieses Sprüchlein, so im „Kommunistischen Manifest" zu lesen, einmal geglaubt, auch mir war diese äußerst bequeme und handliche „Absterbetheorie" einst sehr geläufig, aber ich bin glücklicher Weise nicht bei ihr stehen geblieben. Würdigen wir zunächst das „Communistische Manifest", dieses naive Opus einer sehr naiven Zeit, dem Sie und so viele andere mit Ihnen ihre ganze positive Wissenschaft, Ihre ganze „socialistische Staatsidee" verdanken, mit wenigen Worten. Es ist der lebendige und charakteristische Ausdruck einer Zeit, die im Begriffe war, hinter das Gesetz ihrer eigenen Entwicklung zu kommen; der Schleier der diese Entwicklung deckt, ist kaum gelüftet, was ist natürlicher, als daß die Männer, welche mit den ersten Blick auf das Geheimniß selber warfen, in dem schärfsten prononcirtesten Element der neuen Gesellschaft, dem industriellen Proletariat, den alleinigen Schlüssel und das alleinige Wunderkraut für diesen ungeheuren Organismus der menschlichen Gesellschaft zu sehen glaubten? Was war natürlicher, als hier den Hebel anzusetzen, um die Welt aus den Angeln zu heben, da die tagtägliche Erfahrung bewies, daß die collective Kraft kein beweglicheres, handlicheres, kein rascher und kräftiger wirkendes Element aufzuweisen hatte? Aber die Erfahrung der letzten 30 Jahre hat sattsam bewiesen, daß der organische Bau der Gesellschaft eine viel zu breite Grundlage hat, um von diesen noch so kräftig geführten Stößen des Proletariats umgeworfen zu werden. Dieses „Manifest" also und sein von Ihnen citirter Hauptsatz hat nur mehr historisches Interesse und kann für unsere heutigen Verhältnisse ebensowenig gelten, als das kommunistische Manifest des braven Babeuf. Wie! Ist der von der kapitalistischen Gesellschaft in seiner Existenz bedrohte und von Großbetrieb und Hypothek an den Rand des Abgrunds gebrachte Bauer nicht auch „ein Produkt der modernen Zeit?" Will er nicht gerade so gut, wie das industrielle Proletariat die Ketten abschütteln die ihn drücken? Will er nicht gerade so gut wie dieses zu freiem Besitz seines Arbeitsinstrumentes, der Erde gelangen? Und wenn er diesen seinen innersten Wünschen nur schüchtern Ausdruck verlieh, wenn er sie bisweilen in veraltete und überwundene Formeln kleidete oder noch kleidet, ist darum sein nnerster Wunsch weniger revolutionär, als der des Proletariats? Und,

wer trägt denn die Schuld, wenn der Bauer bis zur Stunde seine Wünsche nicht richtig zu formuliren vermag? Außer seinen natürlichen Existenzbedingungen ganz besonders auch die Führer des Socialismus. Diese schildern, wie ich in meinem Aufsatz sagte, als reine Söhne des Proletariats, nur ihre eigenen Klagen und erwarten dann vom Bauer, er solle ohne Weiteres in ihr Klagelied mit einstimmen. Liegt es denn nicht auf der Hand, daß z. B. der Associationsgedanke, dem die Industriearbeiter durch die Natur der Dinge in die Arme getrieben werden, der sich bei diesen rasch und plötzlich verwirklichen läßt, dem Bauer nur schrittweise und allmählig zugänglich werden kann? Liegt es denn nicht auf der Hand, daß nichts verkehrter wäre, als den Bauern im Namen einer sog. „socialistischen Staatsidee" zu einer plötzlichen Association zwingen zu wollen, die seinem ganzen Wesen fremd ist und naturgemäß einer allmählig fortschreitenden Entwicklung bedarf? Ist es nicht der pure Wahnsinn, wenn man ein Recht zu haben glaubt, 4 Millionen Bauern im Namen des Socialismus commandiren zu dürfen, ohne ihrem Wesen, ihrer Natur, ihren Gewohnheiten auch nur im Geringsten Rechnung zu tragen. Glauben Sie, daß diese 4 Millionen erbaut sein werden, wenn Sie vor dieselben treten und sagen: „Gute Freunde, es thut mir Leid, Ihr seid aber wahrhaftig im Absterben begriffen und Ihr müßt das thun, was ich will, sonst kann Euch nimmer geholfen werden." Wissen Sie, was an dieser geradezu verkehrten Auffassung der Dinge schuld ist? Niemand anders als Ihre „socialistische Staatsidee", die ich Aermster immer noch nicht begriffen habe. Merken Sie jetzt, daß ich nicht bloß diese Idee, sondern auch den ganzen Wirrwarr, den sie in Ihrem Kopfe anrichtet, vollkommen gut verstehe? Und damit Ihrer ganzen Geschichtsklitterung der würdige Abschluß nicht fehle, schließen Sie: „Damit also (mit dem Absterben nemlich) ist weit klarer, als Herr Dr. Mülberger mit seinen breiten Darlegungen vermochte, der sociale Antagonismus, die sociale Kluft zwischen Bauer und Proletarier resp. Socialist dargelegt." Klarer ist ihre Darlegung freilich, da Sie in diesem Antagonismus nur die Eine Seite, den Arbeiter sehen, die andere Seite aber, den Bauer nur als im Absterben begriffen, als bloßes Fäulnißprodukt, als träge Materie in Rechnung nehmen, deren historischer Beruf es ist, sich von Ihnen und ihrer Staatsidee willenlos kneten und formen zu lassen. Ihr Antagonismus beruht eben darauf, daß es gar kein wirklicher Antagonismus ist, in Anbetracht nemlich, daß Sie sich für den Bäcker, die Bauern aber für den Teig halten, daß also auf der einen Seite dieses Widerstreits der Mensch, auf der andern aber der bloße Stoff, die bloße Materie ist und Sie wollen einen Antagonismus innerhalb der menschlichen Gesellschaft nachweisen. Erwägen Sie diese meine Worte über Ihre geistreiche Absterbetheorie, und wenn Sie zum Bewußtsein der ganzen Einseitigkeit Ihrer von dieser Theorie gezeugten Staatsidee gekommen sind, so halten Sie still und blicken Sie um sich. Dämmert es Ihnen jetzt, was für eine bodenlose Verwirrung derartige Theorieen in den Köpfen der Menge anrichten müssen, deren hauptsächlichster Beruf leider noch bis zu dieser Stunde, mag sie nun conservativ, liberal oder socialistisch gesinnt sein, der ist „gläubig" zu sein? Sie persönlich nehmen, wenn ich recht vermuthe, eine hervorragende Stellung in der deutschen Arbeiterbewegung ein und haben sich unleugbare Verdienste um dieselbe erworben, aber messen Sie jetzt, mit Ihrer eigenen Unklarheit als Maßstab, den Ideen-Niederschlag, der aus diesem Ihrem Kopfe auf die socialistische Agitation und den deutschen Socialismus überhaupt niederträufeln muß. Sehen Sie denn nicht, was für herrliche Früchte dieser befruchtende Regen bereits aus der Erde hervorzaubert? Sehen Sie denn nicht, daß der deutsche Socialist seinen ehrlichen Namen Social-Demokrat bereits in zwei Bedeutungen spaltet und mitten drinne steht, wie das edle Grauthier zwischen zwei Bündeln Heu? Und Angesichts solch' schreiender Mißverhältnisse, die Ihre Unklarheit mitschaffen half, wagen Sie es, mir confuse Ideen vorzuwerfen und geben mir eine Lection, deren Inhalt ich schon als zwanzigjäh-

riger Jüngling und besser als Sie selber wußte. Danken Sie mir vielmehr wenn ich, ein gemeiner Soldat in den Reihen unserer Bewegung, der nie etwas anderes sein wird, den Versuch mache, die Grundlagen unserer revolutionären Anschauungen zu erweitern und zu vertiefen, mag dieser mein erster Schritt hierzu nun gelungen oder mißlungen sein.

Ich will nunmehr einen Punkt Ihrer Antwort berühren, in welchem Sie thatsächlich Recht haben. Sie verwenden S. 356 bis 358 dazu, um das Bild, welches ich von einem socialistischen Agitator unter den Bauern entworfen, in seiner Unrichtigkeit und Uebertriebenheit nachzuweisen. Nun will ich sehr gerne zugestehen, daß ich meine Farben etwas dick aufgetragen habe und den Herrn „Socialisten", was seine Intelligenz betrifft, nicht eben im günstigsten Lichte erscheinen lasse. Ich will Ihnen sogar noch weiter zugeben, daß man unter gewissen Umständen sogar vor einer Bauernversammlung von Normal-Arbeitstag, Progressivsteuer und und dem gleichen Recht aller an Grund und Boden sprechen kann, in Anbetracht nemlich, daß man überhaupt jede vernünftige Frage vor jedem Publikum vernünftig behandeln kann. Allein das sind Nebensachen, in denen ich Ihnen mit Ihrer Kritik vollkommen freie Hand lasse. Meine Beweismittel, die ich für den Satz herbeischaffe, daß der Socialismus unsere Bauern nicht an ihrem innersten Interesse zu packen wisse, basiren keineswegs auf dieser meiner Schilderung des „Socialisten" und des „Regierungsbeamten": sie basiren vielmehr auf den dieser Erzählung nachfolgenden Untersuchungen. Die Erzählung selber habe ich nur gewählt, um die ganze Frage in lebendiger und anschaulicher Form vor den Leser zu stellen, und wenn ich die Linien der Zeichnung etwas zu markirt gezogen habe, wenn ich das Bild etwas an die Carricatur streifen ließ, so ist das an sich durchaus kein Verbrechen, sondern vollkommen erlaubt, da der Leser weiß, daß er ein bloßes Bild, keine reelle Thatsache vor sich hat. Es steht also in seinem Belieben, die Züge zu mildern oder zu schärfen. Im Uebrigen aber ist die Aufgabe der Carricatur bekanntlich, bei aller Uebertriebenheit, ja Schroffheit der Zeichnung doch das Wesentliche der Person hervorzuheben, die hauptsächlichsten Züge zu markiren, mit der Zeichnung, sozusagen geistig, den Nagel auf den Kopf zu treffen. Ich überlasse anderen das Urtheil, ob ich dies fertig gebracht oder nicht. Jedenfalls aber zeugt es Ihrerseits nicht eben von feinem Verständniß wenn Sie dieses mein Bild, meine willkürliche Fiction, zu einem Hauptgegenstand Ihrer Untersuchung machen und mir allerhand kleine Irrthümer darin nachweisen wollen. Ich gestehe Ihnen mit Vergnügen ein, daß ich überzeugt bin, wenn Sie vor eine Bauernversammlung träten, so würden Sie die Sache etwas geschickter angreifen, als mein unglücklicher, „einfältiger" Socialist. Etwas principiell Sicherstellendes, den Individualismus des Bauern Schonendes werden Sie ihm ebensowenig zu bieten wissen, wie mein unglücklicher Schwärmer, daran hindert Sie ihre Brille, die „socialistische Staatsidee", die Sie für außerordentlich scharf halten, die aber in Wahrheit tief schwarze Gläser hat, also nicht zur Aufhellung, sondern zur Verdunklung des Sehfeldes dient.

Ich wäre eigentlich jetzt, nachdem ich dem Gedankengang Ihrer Antwort Schritt für Schritt gefolgt, fertig und könnte Abschied von Ihnen nehmen, aber leider kommt das dicke Ende erst nach, so sehr nach, daß, wenn man dem Dinge wirklich auf den Grund geht, sogar Alles bisherige nur Nebensache gewesen ist, die Hauptsache vielmehr erst noch bevorsteht. Weil ich mir erlaubt habe, in schlichter, sachlicher Form und sehr naheliegendem Zusammenhang ein Citat Proudhons anzuführen, und weil dieser Name auf Sie und alle Staatsidealisten einen geradezu erschreckenden Eindruck macht, so halten Sie es für Ihre Pflicht, dieser Ihrer Entrüstung in möglichst sachgemäßer Form Ausdruck zu geben. Diese Entrüstung ist psychologisch um so merkwürdiger, als sie vermuthlich eine Entrüstung aus zweiter Hand ist, denn, so viel mir bekannt, werden die Werke des französischen Denkers von den deutschen Socialisten

gar nicht gelesen. Sie erzählen dem Leser — und der, welcher nicht hinter die Coulissen sieht, muß geradezu verblüfft sein, woher denn auf einmal dieser ganze Proudhon-Lärm kommt — was für ein fürchterlicher Mensch dieser Proudhon gewesen ist. Sie erzählen ihm all' die entsetzlichen Verbrechen, deren er sich schuldig gemacht hat und sogar die, welche er noch vollbracht hätte, wenn er noch länger gelebt haben würde. Sie wälzen auf des todten Proudhon Haupt eine Verantwortung, welche tausend Jahre Fegfeuer nicht sühnen können. Verehrter Herr! Wenn ich Ihnen absichtlich eine Falle gestellt hätte, Sie hätten nicht plumper und ungeschickter hineinfallen können. Zunächst, was haben denn die Verbrechen Proudhon's mit meiner Untersuchung „Der Socialismus und das Landvolk" zu thun? Ich citire einen Satz aus den 30 Bänden, welche dieser Mann etwa geschrieben hat und anstatt mich und diesen Satz zu widerlegen, tischen Sie mir und dem Leser auf einmal alle Scheußlichkeiten auf, welche dieser entsetzliche Mensch auf dem Gewissen hat. Könnte er denn nicht einmal trotz aller Entsetzlichkeit wenigstens in Einem kleinen Pünktchen Recht gehabt haben? Könnte dieses Pünktchen nicht zufällig dasjenige sein, welches ich selbst citirte? Haben Sie denn gar kein Gefühl dafür, welcher Inquisition Sie sich mit einer solchen Art des Vorgehens schuldig machen? Wenn ein Mensch zu Ihnen sagt: „Das und das ist so oder so" und Sie ihm nun antworten: „Ha, Entsetzlicher, Du hast gestohlen, gemordet, geschändet", ist das eine Antwort auf seine Behauptung? Sie wissen doch: „brûler ce n'est pas répondre?" (Verbrennen ist nicht antworten.) Was nun Ihre Behauptung selber von der Entsetzlichkeit Proudhon's betrifft, so habe ich nichts dem entgegen zu setzen. Dieser große Denker, dieser edle und gute Mensch, dieser echte und wahre Freund des Volkes hat nicht nöthig, daß ich ihm hier ein Denkmal setze. Es giebt vielleicht keinen Mann in unserem Jahrhundert, der bei Lebzeiten so viel Schimpf, Haß und Schmähung hat über sich ergehen lassen müssen, wie er. Das ist von jeher das Recht derer gewesen, welche dem Volke die Wahrheit gepredigt haben. Er hat wohl auch manchmal geirrt in seinem heißen Kämpferleben und manchen Gegner zermalmt, den er billiger hätte verschonen sollen. Aber, wem die Natur die Gaben des Löwen verliehen, dessen Schlag muß tiefer dringen, dessen Stimme muß gewaltiger tönen, als dem gemeinen Haufen lieb ist. Als Proudhon starb, fühlte das Volk, daß sein bester Freund geschieden und alle Gegner senkten das Schwert, denn es war ein guter Mensch, den jetzt das Grab umschloß. Rein und unversehrt ist er durch des Lebens Schmutz dahingeschritten; rein und unversehrt wird sein Bild in der Nachwelt fortleben.

Diese Worte war ich dem Andenken eines Mannes schuldig, der im Befreiungskampfe der Menschheit einer der besten Streiter gewesen ist. Und nun komme ich wieder zu Ihnen und den kleinen Angelegenheiten, die uns Beide hier beschäftigen. Der Schlüssel zu Ihrem Vorgehen gegen mich liegt in folgenden Sätzen: „Wer hat, sagen Sie, seinen Einfluß benützt, die französischen Arbeiter von praktischer agitatorischer und politisch socialer Thätigkeit fern zu halten? Niemand anders als Proudhon, dessen unwirksame und confuse Lehren Herr Dr. Mülberger jetzt den deutschen Socialisten imputiren möchte, nachdem die französischen anfangen, sie in ihrer Nichtigkeit zu erkennen"; und in Ihrem Schlußwort: „Mag Herr Dr. Mülberger mit seinem anarchistisch-socialistischen Credit- und Circulationssystem sich uns deutlicher erklären. Die Antwort soll dann nicht fehlen." Diese Sätze enthalten zwei Beschuldigungen: Erstens werfen Sie mir vor „confuse" Proudhon'sche Lehren den deutschen Socialisten „imputiren" zu wollen. Zweitens überraschen Sie mich mit der Entdeckung, daß ich mittelst eines anarchistisch-socialistischen Credit- und Circulationssystems die Noth des Bauern lindern wolle. Ich will die häßliche Form und provocirende Redeweise unbestraft lassen, denn ich denke, Sie sind schon bisher zur Ueberzeugung gekommen, daß derartige Attituden mir gegenüber sehr übel angebracht sind. Ich will mich bloß an die Sache halten. Also Sie

fürchten wirklich, ich wolle Proudhon'sche Lehren in Deutschland importiren, und weil Sie das fürchten, so stellen Sie sich mit gezücktem Schwert an die Thore Deutschlands, mir die Passage zu verwehren? Sie schleudern dem todten Proudhon Ihre Bannflüche über das Grab nach, ohne zu bedenken, daß diese Art Widerlegung im 19. Jahrhundert aus der Mode gekommen ist. Es nützt Sie also gar nichts, wenn Sie auch hundertmal beweisen, daß ich Proudhon'sche Lehren verkündige, Sie müssen beweisen, daß ich Unrecht habe; denn dieser Ihr Beweis ist doch, wie Sie jetzt wissen, höchst kläglich ausgefallen. Was im Uebrigen mein Verhältniß zu Proudhon betrifft, so will ich Ihnen ein für allemal reinen Wein einschenken. Ich persönlich kenne weder Proudhon'sche, noch Marx'sche, noch Liebknecht'sche, noch Bebel'sche Lehren, d. h. keine von allen diesen Lehren sind mir an sich maßgebend. Ich bemühe mich, wie das Jeder, dem es mit einer Sache Ernst ist, thut, mir wissenschaftliche Lehren anzueignen, und diese Lehren suche ich überall da auf, wo ich sie zu finden hoffe. Ich glaube mich in dieser Beziehung von jedem Vorurtheil, von jeder Voreingenommenheit frei zu wissen und möchte Ihnen dasselbe wünschen. Wenn Sie selbst also z. B. einmal in die Lage kommen sollten, irgend eine wissenschaftliche und deßhalb eo ipso socialistische Lehre zu erweitern und zu vertiefen, so denken Sie an mich, machen Sie mir Mittheilung darüber. Ich werde Ihre Ansichten dann prüfen und falls ich dieselben für richtig halte, mir aneignen und Ihnen in hohem Grade dankbar sein. Und genau in diesem Verhältniß, in das ich mich zu Ihnen stellen würde, stehe ich schon heute zu Proudhon. Wenn Sie mir aber, wie Sie das in Ihrer Antwort thun, nichts zu bieten wissen, als was man seit 15 Jahren auf allen Gassen hören kann, so ist das für mich langweilig und für Sie nicht rühmlich. Da nun Proudhon in seiner umfangreichen literarischen Thätigkeit fast alle Gebiete der politischen und socialen Wissenschaften in den Bereich seiner Untersuchung gezogen hat und da er nach meiner Ueberzeugung über zahlreiche und sehr wichtige Punkte zuerst Licht verbreitet, sie zuerst wissenschaftlich vertieft und begründet hat, so wird es dann und wann, vielleicht oft sogar vorkommen, daß ich über irgend einen Punkt in ähnlichen oder gleichen Worten rede und schreibe. Mir daraus einen Vorwurf zu machen, ist oder wäre von Ihnen gerade so ingeniös, als wenn Sie bei meiner Behauptung: „Die Erde drehe sich um die Sonne" mit einem höhnischen: „Halt, das hat ja der Copernikus gesagt" antworten würden. Aber das kann ich Sie versichern, daß ich weder Proudhon'sche Formeln nöthig habe, um mich in meiner Muttersprache klar auszudrücken, noch Proudhon'sche Gedanken, um meine geistige Unselbständigkeit zu verdecken. So ungern ich auf solch' persönliche Momente eingehe, so peinlich mir der bloße Gedanke ist, ich könnte den Schein erwecken, als wolle ich meine Person in den Vordergrund stellen: bei der undelicaten Form Ihres Angriffs blieb mir nichts anderes übrig.

Ihre zweite Beschuldigung gegen mich, ich beabsichtige den Bauern ein anarchistisch-socialistisches Credit- und Circulationssystem à la Proudhon anzuempfehlen, ist vollständig aus der Luft gegriffen; Sie haben dafür nicht den geringsten Anhaltspunkt, und daß Sie diesen Satz als Schluß Ihrer Antwort hinstellen, charakterisirt Ihre ganze Arbeit. Zunächst ist es sehr unrecht von Ihnen, daß Sie in tendenziös-entstellender Weise meine Worte über den „Credit" allein herausreißen und die drei andern Punkte, die ich andeutete, ganz unerwähnt lassen. Dadurch wollen Sie den Anschein erregen, als hege ich die Ansicht, es sei überhaupt möglich, die heutige Gesellschaft durch eine Creditorganisation aus den Angeln zu heben. Ich will Sie bezüglich dieser Ihrer Art, zu räsonniren, einen Blick in die ganze Tiefe Ihrer Seele thun lassen. Da Sie der Ansicht sind, der Socialismus Proudhon's beruhe in der Organisation des Credits, weil derselbe einmal in einem bestimmten Zeitpunkt und unter bestimmten Verhältnissen eine sogenannte Tauschbank projektirt und durchzuführen versucht hat,

so schließen Sie daraus, daß ich, als erklärter „Proudhonist“ nothwendig auch an ein derartiges Projekt gedacht haben müsse. Sie beweisen damit bloß, daß Sie von Proudhon nicht das ABC wissen und daß Sie mich gar nicht verstanden haben. Hören Sie also und lernen Sie: Der Schwerpunkt meiner ganzen Arbeit liegt darin, die ökonomische Reformbewegung der Bauern und die ökonomische Reformbewegung der Arbeiter als gleichberechtigt neben einander zu stellen. Während Sie die Bauern ruhig „absterben“ und erst wieder zum Leben gelangen lassen, wenn sie ins Horn des Proletariats stoßen würden, habe ich bewiesen, daß der moderne, vom Capital erstickte Bauer gerade so gut ein „Product der modernen Zeit“ ist, wie der „vogelfreie Proletarier“, daß er das gleiche Anrecht auf die Berücksichtigung seiner Wünsche, seiner Gewohnheiten, seiner bisherigen Lebensformen hat, daß diese sich nicht über das Knie abbrechen lassen, sondern daß es in der Natur der Dinge liege, daß mancherlei Veränderungen, die beim Arbeiter sich rasch und leicht durchführen lassen, beim Bauer naturgemäß langsamer und nur schrittweise von Statten gehen. Nun ist anerkanntermaßen die drückendste Fessel, unter welcher der Bauer seufzt, die Hypothek, bekanntlich eine Form des Credits. Deßhalb ist es nicht blos naheliegend, sondern sogar nothwendig, dem Bauer begreiflich zu machen, daß die neue Gesellschaft in Sachen des Credits ganz andere, ja entgegengesetzte Wege einschlagen und jede Aussaugung unmöglich machen wird. Und dieses Letztere wollte ich, wie ich selber sagte, „andeuten“, genau so, wie ich die Besitzergreifung der Erde andeutete mit dem Wort „Autonomie der Gemeinde“. Warum warten Sie denn mit Ihren Angriffen, bis ich nicht mehr „andeute“, sondern „entwickle“, was beiläufig bemerkt, bald an anderem Orte geschehen wird? Sie freilich, die Sie kraft Ihrer „socialistischen Staatsidee“ die Ansicht hegen, das Collectiv-Eigenthum und die Association des Landvolks lasse sich durch ein Regierungs-Decret von heute auf morgen ins Leben rufen, für Sie existiren alle diese Fragen nicht. Warum sich also mit solchen Kleinigkeiten befassen, wie die 4 Millionen Bauern, welche in unserem Vaterlande leben?

Ich habe mir fest vorgenommen, Ihren an den Haaren herbeigezogenen Angriff auf Proudhon unerwiedert zu lassen. Denn, wo sollte ich anfangen bei einem Manne, der nicht das ABC in Betreff dessen Würdigung kennt und im Uebrigen, was hat Proudhon überhaupt mit der ganzen Angelegenheit, mit der vorliegenden Frage selber zu thun? Ich habe mich deßhalb darauf beschränkt, dem edlen Todten, der in Frankreichs Erde ruht, einen kurzen Gruß auch aus meinem Vaterlande zu senden. Ich werde auch jetzt meinem Vorsatz nicht untreu. Aber Eines kann ich mir nicht versagen! Ich werde nemlich den Hauptpunkt, der Sie Ihr Todesurtheil über Proudhon sprechen läßt, nemlich die von Letzterem bei den französischen Wahlen von 1863 und 1864 empfohlene sogenannte Abstention (wörtlich: Wahlenthaltung, eigentlich Protestirung bei der Wahl) besprechen, nicht um Proudhon's Vorschlag zu vertheidigen, sondern um an einem glänzenden Beispiel zu zeigen, wie „revolutionär“ Ihr Denken, wie himmelstürmend Ihr Standpunkt ist gegenüber den harmlos-reactionär-kleinbürgerlichen Anschauungen meiner Wenigkeit. Sie sagen, offenbar um mich zu überraschen: „Nach diesen Ausführungen (das Sündenregister Proudhon's nemlich) wird es Herrn Dr. Mülberger einleuchten, daß ich die Bedeutung jenes Wahlmanifestes von 1864, das er in dem Februarheft der „Neuen Gesellschaft“ als zur Vorgeschichte der Commune gehörig abdrucken ließ, mit ganz anderen Augen ansehe, wie er.“ Sie citiren aus diesem Proudhon'schen Manifest die Worte, wo er räth: „Durch Abgabe weißer Stimmzettel an den großen Wahltagen zu protestiren“; „die Aechtung stillschweigend hinzunehmen“; „weil der Eintritt in den gesetzgebenden Körper ein Widerspruch, ein Act der Feigheit sei.“ Nun, Sie sehen also dieses Wahlmanifest, überhaupt diese Art von Politik, mit ganz anderen Augen an, als ich! Glauben Sie mir, daß ich daran von

vornherein keinen Augenblick gezweifelt habe, selbst, wenn Sie es nicht ausdrücklich betont hätten. Wissen Sie aber, mit was für Augen Sie es ansehen? Mit den Augen der Freiheit, der Gleichheit, der über allem thronenden Wahrheit? Gott behüte, mit recht gesunden, fetten Bourgeois-Augen, mit behaglich ruhigem parlamentarischen Zwinkern, mit den Augen des echten, unverfälschten Liberalismus. Ihr Urtheil stimmt daher mit dem Urtheil der damaligen liberalen und demokratischen Presse Frankreichs wortgetreu überein. Ihre Bourgeois-Augen blicken aber nicht einmal frei auf die Sache, sondern Sie haben überdies, wie bei Allem, Ihre staatsidealistische Brille auf. Wie gesagt, es fällt mir nicht im Traume ein, Proudhon rechtfertigen zu wollen, ich will nur diejenigen Gedanken an's Licht stellen, welche Ihrem Raisonnement zu Grunde liegen. Zum Ersten machen Sie sich einer kleinen Ungenauigkeit schuldig, wenn Sie unmittelbar nach den oben citirten Worten Proudhon's fortfahren: „Wenn den deutschen Socialisten Jemand die Enthaltsamkeit vom allgemeinen Stimmrecht predigte, so würden sie ihn auslachen, und wenn er wagte, das als echt „revolutionär" zu bezeichnen, so würden sie ihn für unzurechnungsfähig erklären." Sie werfen bona fide die Abgabe eines weißen Stimmzettels, also die Protestwahl, mit dem Gar-nicht-Abstimmen, der „Enthaltsamkeit" vom Allgemeinen Stimmrecht zusammen. Zum zweiten documentiren Sie eben durch dieses Zusammenwerfen, daß Sie über die ganze Frage noch nicht einmal nachgedacht haben. Wählen heißt, eine politische Meinung, einen politischen Willen, ein politisches Interesse in der gesetzmäßigen Weise ausdrücken. Wenn nun mein politischer Wille der Art ist, daß ich beispielsweise mit irgend einer Regierung gar nichts zu schaffen haben will, daß ich in meinem Herzen wünsche, sie möge je eher, je lieber verschwinden und deßhalb einen weißen Stimmzettel in die Urne lege, habe ich damit nicht meinen Willen gerade so gut ausgedrückt, habe ich darum weniger „gewählt", als Jeder andere? Habe ich nicht vielmehr diesem meinen Willen einen ganz correcten Ausdruck, eben im weißen Stimmzettel gegeben? Für Sie aber, verehrter Herr, liegt die Bedeutung des Wählens nicht im Wähler, nicht im Volk und seinem Willen, sondern in dem rein Nebensächlichen, ganz Untergeordneten des Wählens einer bestimmten Person. Diese Person, welche dann, obrigkeitlich gestempelt in die heilige Halle des Parlamentarismus eingeht, ist der Gegenstand Ihrer Sehnsucht bei Tag und bei Nacht, bei Regen und bei Sonnenschein. Das Volk hat genug gethan, wenn es alle paar Jahre einmal sein Stimmrecht ausübt, alles übrige wird dann von dieser heiligen Person, dem Gewählten besorgt: dann wird decretirt und commandirt und regulirt, daß es eine wahre Lust, ein wahres Vergnügen ist. Sehen Sie jetzt, welchen Spuk Ihnen Ihre „socialistische Staatsidee" wieder gespielt hat? Sehen Sie, daß Sie wahrhaftig unfähig sind, das Leben der menschlichen Gesellschaft ohne diese decretirende, commandirende, regulirende Thätigkeit sich vorzustellen und daß Ihnen der schrecklichste der Schrecken ist, wenn das Volk selber bestimmt, beschließt, handelt. Wollen darf es wohl, aber nichts anderes, als daß irgend ein Anderer über ihm die Güte hat, seinen Willen auszuführen; handeln, thätig sein d. h. leben, frei sein darf es niemals. Sehen Sie jetzt, daß Sie und alle Staatsidealisten und wenn Sie morgen das ganze heilige römische Reich expropriiren und unter die Proletarier vertheilen, daß Sie trotz alledem und alledem nichts anderes sind, als in der Wolle gefärbte Parlamentarier, echte Liberale vom Wirbel bis zur Zeh? Verstehen Sie jetzt die merkwürdige, tiefinnere Gemeinschaft, welche Sie und alle Staatsidealisten mit dem heutigen Parlamentarismus, mit dem heutigen Staat, mit der heutigen Reaction verknüpft und welche — die Principien sind mächtiger als die Menschen — in Ihrer schwankenden Haltung anläßig der gegenwärtigen Fragen der Feuerversicherung, des Tabakmonopols, der Eisenbahnen einen scharf markirten Ausdruck findet? Wissen Sie jetzt, daß ihre ganze „socialistische Staatsidee," Ihre

ganze „Revolution.“ Ihr ganzer über uns Kleinbürger erhabener Standpunkt in nichts anderem besteht, als darin, daß Sie dem Volke sagen: „Laßt einmal mich und meine Freunde an die Regierung kommen, dann sollt ihr eure blauen Wunder erleben.“? Aber Sie verstehen mich wohl noch nicht ganz! Ich weiß, daß das Festgeranntsein in dieser sog. „socialistischen Staatsidee“ jede lebendige, forschende Intelligenz im Bann hält und sich wie Blei auf das Gehirn lagert. Ich will einen ruhigeren, belehrenden Ton anschlagen, vielleicht, daß ich auf diese Weise eher zum Ziele komme. Legen wir unserer Untersuchung beispielsweise die letzten Wahlen zum deutschen Reichstag zu Grunde. Für Ihre „socialistische Staatsidee“ liegt selbstverständlich der Hauptwerth dieser Wahlen darin, daß 12 socialdemokratische Vertreter gewählt wurden, gleichsam als Embryo Ihres socialistischen „Staates“. Der Beweis hierfür liegt, selbst wenn Sie es nicht zugeben würden, unter anderem auch darin, daß man in neuester Zeit wieder versucht, für die Proportionalvertretung zu agitiren, weil man hofft, die Zahl der Vertreter dadurch erhöhen zu können. Man will, daß das Volk den Becher des Parlamentarismus bis zur Neige leere, ja man bietet ihm diesen letzten abgestandenen Rest parlamentarischen Giftes als belebenden, erfrischenden Trunk aus dem Weinberge der Freiheit. Für mich aber und jeden verständigen Menschen liegt der Schwerpunkt der letzten Reichstagswahlen darin, daß über eine halbe Million socialistische Stimmen abgegeben wurden. Ihr Dichten und Trachten liegt im Parlament und das Volk ist Ihnen nur Mittel zum Zweck, um Ihre parlamentarischen Sitze zu vermehren weil Sie damit etwas für den Socialismus zu erreichen hoffen; meine Hoffnung liegt im Volk, dem gegenüber das ganze Parlament und alles, was darinnen ist, von untergeordneter Bedeutung ist. Ein Dutzend socialistischer Abgeordneter in einer Körperschaft, wie der Reichstag, ist genau so viel, wie eine Null in einer algebraischen Gleichung. Wenn man diese Null auch mit 3 oder 6 oder 11 oder 20 multiplicirt, so gibt es eben immer wieder, wie schon Adam Riese wußte, eine Null. Allein eine halbe Million socialistischer Stimmen im Volke, das ist keine Null, das ist schon ein sehr ernsthaftes Etwas, das weder 12 noch 41 Abgeordnete nöthig hat, um sich Geltung zu verschaffen; ein Etwas, das an und für sich schon, als spontane Kundgebung des Volkes, als bewußte Willens- und Interessenrichtung einen social-politischen Factor darstellt, der gar nicht unterschätzt werden kann. Er wird auch nicht unterschätzt, vielmehr beweisen tagtäglich neue Erfahrungen, daß er bereits von großem Einfluß auf die Richtung unserer gesammten Politik ist. Sehen Sie nun, daß die Dinge im Leben oft ihre zwei Seiten haben und daß es bisweilen gut ist, sich beide Seiten der Sache zugleich zu vergegenwärtigen? Sehen Sie, daß mit dieser einseitigen Betonung der Wichtigkeit parlamentarischer Vertreter im Volke der Sinn für Legalität künstlich genährt, es im Banne des Gehorsams erhalten, sein Auge, anstatt auf sich selbst und seinen Willen, vielmehr nach oben, auf seine Vertreter gerichtet wird? Glauben Sie, daß es für uns süddeutsche Socialisten nutzbringend und heilsam ist, wenn wir darauf warten lernen, bis man in Berlin oder Leipzig das Füllhorn socialistischen Segens ausgießt? Sie halten das Volk im parlamentarischen Glauben fest, während alle Interessen des Volkes auf das Zerbrechen des Parlamentarismus hinzielen, wenn das Volk selber sich auch noch nicht klar darüber ist. Sie rühmen sich dem Volke „Wissenschaft“ zu bieten und Sie beginnen damit, es sei wunderbar gut sich „vertreten zu lassen“, als wäre das Volk nicht, seit es Geschichte giebt, vertreten und deshalb zertreten gewesen. Erschrecken Sie nicht, ich beabsichtige keineswegs, dem Volke die „Enthaltsamkeit“ vom Allgemeinen Stimmrecht zu predigen, so wenig, als es Proudhon gethan hat den Sie ungerechter Weise dessen beschuldigen. Ich beabsichtige ebensowenig das im Proudhon'schen Wahlmanifest empfohlene Verhalten dem deutschen Volke anzuempfehlen, denn was in Frankreich sehr gut und zweckmäßig ist, kann in

Deutschland sehr schlecht und nachtheilig sein. In allen diesen Fragen giebt es ja kein allgemein giltiges Verhalten, sondern dieses wird immer von Ort, Zeit und Umständen bestimmt. Allein Sie werden jetzt bezüglich des französischen Socialismus einsehen, wie übereilt es ist, über derartige Schritte zu urtheilen, wenn man, wie Sie weder Zeit noch Ort, weder Umstände noch Principien zu würdigen versteht, über all' das mit einander vielmehr den aschgrauen Widerschein einer tiefschwarzen „Staatsidee" ausgießt.

Ich bin nun mit meiner Antwort zu Ende. Bedenken Sie, daß jedes bittre und strenge Wort, das meiner Feder entflossen, die gerechte Strafe für Ihr provocirendes und unüberlegtes Vorgehen war. Mit dieser Strafe halte ich Ihre Versündigung am Socialismus und Ihr Vergehen an mir für gesühnt und jeder Groll, jede Bitterkeit gegen Sie ist geschwunden. Deßhalb reiche ich Ihnen aus der Ferne die Hand, weil ich weiß, daß Ihr Herz gut ist und für die Sache der Freiheit schlägt. Ich weiß auch, daß Sie, vielleicht nach einer kürzeren oder längeren Krise, den Pfad, der zu ihr führt, besser zu finden wissen werden, als heute, wo Ihr Auge noch geblendet, Ihr Sehkreis durch überlieferte Vorurtheile eingeengt ist. Sie geben selbst das Mittel an, das Sie heilen kann und wird: „An Stelle der revolutionären und anarchistischen Phrase, sagen Sie, und des sectirerischen Schulstreits, muß der Socialismus als Wissenschaft treten." Um dieses Wortes willen, des einzig Richtigen in Ihrer ganzen Arbeit, drücke ich Ihnen nochmals die Hand. Sie haben Recht, ungeheuer Recht. Nur begehen Sie den Fehler, nicht zuvor den Balken aus Ihrem Auge zu ziehen, ehe Sie den Splitter aus Ihres Bruders Auge ziehen. Denn bedenken Sie, eine Wissenschaft, die bei dem, was sie ergründen, erforschen, prüfen und bestimmen soll, damit beginnt, es „absterben" zu lassen, ist keine Wissenschaft. Sie gleicht dem Chemiker, der als er eine Analyse machen sollte, das Gemisch zum Fenster hinaus warf und sagte: „Was soll ich mit dem Plunder da?" Und die Frage war doch eben, was dieser Plunder enthalte, ob er nicht vielleicht edle Elemente in sich berge. Und darum gebe ich Ihnen einen guten Rath: **Glauben** Sie Niemand! Weder Babeuf noch Fourier, weder Saint Simon noch Louis Blanc, weder Proudhon noch Carl Marx. Lernen Sie und prüfen Sie! Dann, aber auch dann nur bringen Sie es fertig, aus einem dogmatischen Kopfe, der Sie heute sind, ein wissenschaftlicher Kopf zu werden. Soll ich Ihnen sagen, was der innerste Grund Ihrer ganzen eigenen widerspruchsvollen Unklarheit ist, die Sie in zehn Fällen neunmal irren läßt, wenn Sie an die wirklichen praktischen Fragen herantreten? Sie wollen ein Parteimann und ein wissenschaftlicher Mann in Einer Person sein! Die Folge davon ist, daß Sie sich in beiden Rollen die entsetzlichsten Blößen geben. Die Partei ist immer und ewig eine Fiction des Glaubens, die Wissenschaft eine Sache des Denkens. Ihre Aufgabe ist, das Volk zur Wahrheit, zur Wissenschaft, zur Revolution zu erziehen und Sie beginnen damit, eine Partei aus ihm machen zu wollen, während alles Elend der Welt davon herrührt, daß sich Parteien für das Volk ausgegeben und darnach gehandelt haben. Und wenn Ihnen Ihre Lehrmeister hundertmal zurufen „der Proletarier ist das Volk", glauben Sie es ihnen nicht, er ist nur ein Theil des Volkes. Deßhalb soll er anstatt dem Bauern befehlen zu wollen, dessen Willen ergründen und seine Wünsche hören. Sie sind so berechtigt, wie seine eigenen und insbesondere sie wiegen ungeheuer schwer im Staate. Wenn Sie also wünschen, daß der von Ihnen angefachte Streit für unsere Sache von wirklichem Nutzen sein und nicht blos, wie aller Parteihader, alle Zänkereien, bloß verwirrend auf das Volk wirken soll, so legen Sie alle ihre üblen Parteigewohnheiten ab. Wittern Sie keinen Proudhonismus, keinen Anarchismus; halten Sie sich überzeugt, daß es mir um nichts anderes, als um die Wahrheit und um die Wissenschaft zu thun ist. Dann, wenn Sie sich auf den Standpunkt natürlicher Voraussetzungslosigkeit stellen, ist Aussicht vorhanden, daß das Phantom Ihrer „socialistischen Staatsidee" allmählig in Nebel zerrinnt

und sich auflöst; Ihr trübes Auge kann dann frei, offen und hell auf das Leben Ihrer Mitbürger herunterblicken, deren Wohl und Wehe ja, wie ich weiß, Ihnen wirklich an Herzen liegt. Dann, ja dann bin ich mit Freuden bereit, diese oder jene Frage Hand in Hand mit Ihnen eingehend zu prüfen und unsere gegenseitigen Anschauungen auszutauschen; wir beide und die, welche uns hören, können Nutzen daraus ziehen. Verharren Sie auf diesem schlimmen Pfade, den Sie in Ihrem Antwortschreiben an mich betreten haben, so ist es — nicht um den Socialismus, — aber um Sie als Kämpfer der Freiheit geschehen.

Komödianten-Geschichten.

Mit Hiddigeigei, dem weisen Kater von Säckingen, möchte man eine Jeremiade erheben darüber, wie sie „lyrisch tollen," während des Unterganges Donner rollen, wenn man beobachtet, woran unser von allen höchsten Genüssen der Kunst und Wissenschaft stumpfsatt gewordenes Publikum der gebildetsten Kreise nun eigentlich noch ein Interesse hat. „Haben Sie die Briefe der Bauer gelesen?" — „„Versteht sich, allerliebste kleine Züge, aber das Beste kommt doch erst noch nach!"" — Und in unsern Journalen erst! Ein Feuilleton nach dem andern, das mit ernsthaftester Miene darüber zu Gerichte sitzt, ob der Herausgeber Recht gehabt oder nicht, wie weit er Recht gehabt und wo sein Unrecht beginne? Und unversehens sind wir so selber in den Herentanz mit hineingerathen — nun durch! Also: Karoline Bauer, in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts eine gern gesehne Schauspielerin, dann einige Zeit dem Koburger Leopold, dem späteren Belgierkönig, morganatisch angehörig, der Bühne, zu der sie zurückgekehrt, endgiltig dann entzogen durch den Grafen Plater, den bekannten Polenschwärmer, der sie als Gattin in sein Schweizer Heim führte: das ist die Heldin der Geschichte. Als alte Dame gelangweilt durch die nie sich vollendende Arbeit an den politischen Luftschlössern, in welcher der Gatte ganz aufging, kinderlos, durch literarischen Umgang angeregt und offenbar niemals so recht aus den Bühnenreminiscenzen herausgewachsen, entschließt sie sich endlich, diese Erinnerungen aufzuzeichnen. Das fällt sehr formlos aus, aber ein reich bewegtes Leben, eine gute Auffassung alles Aeußerlichen, beides durch ein vortreffliches Gedächtniß verjüngt, das blitzt aus den ungeschickten Versuchen hervor. Ein Redacteur des Hallberger'schen „Ueber Land und Meer," dem diese Schriftstellerei in die Hände geräth erkennt neben den Mängeln die Vorzüge, er wird mit der Gräfin leicht darüber eins, daß sie ihm das Material liefert und er mit gewandter, offenbar bisweilen sehr selbständig eingreifender Feder daraus eine Reihe, der Zeit nach sich an einander fügender Genrebilder formt. Sie sind in Zeitschriften gern gelesen worden, sie haben dann als Bücher einen neuen starken Leserkreis gefunden, Karoline Bauer ist damit zur anerkannten Schriftstellerin geworden und Hr. Arnold Wellmer hat seine Freude an diesem seltsamen Verhältniß gehabt und unermüdlich Jahr auf Jahr für die Dame weitergearbeitet. Er begnügt sich mit der zärtlichsten, schmeichelhaftesten Sprache ihrer Briefe, läßt es sich später gefallen, von der Gräfin Versprechungen in Bezug auf Theilung der Honorare zu erhalten, die jedoch erst nach ihrem Tode effectuirt werden sollen, erhält aber schon bei ihren Lebzeiten das ebenfalls erst nach ihrem Tode zu verwerthende Manuscript für geheime Memoiren, die von ihrem Verkehre außerhalb und oberhalb der Künstlerkreise erzählen sollen, und sieht sich nach jahrelanger Arbeit plötzlich sehr enttäuscht, als er mit der Nachricht von dem Tode der Gräfin zugleich die Mittheilung erhält, sie habe in einem letzten Willen alle frühern Verfügungen widerrufen und untersage jede weitere Veröffentlichung aus dem Materiale, das in des Freundes Händen ruhe. Zweifelnd an der Wahrheit dieser Mittheilungen des hinterlassenen Gatten, gereizt durch die absolute Schweigsamkeit der Erben betreffs des seit Jahren

vermeintlich ihm angesammelten Honorarantheiles, veröffentlicht Hr. Wellmer nun die Briefe der Gräfin an ihn, die zugleich die fortlaufende Geschichte seiner literarischen Mitarbeiterschaft bilden. Ein ansehnlicher Band bringt vorläufig die erste Hälfte dieser Briefe, ein zweiter soll den Schluß bringen und beide dienen nur in größtem Maßstabe als Prospect für die geheimen Memoiren, die dann folgen sollen. Nach dem Succeß dieses ersten Bandes zu schließen, wird Hr. Wellmer den realsten Theil seiner Leiden, den Aerger über das vorbehaltene Honorar, wesentlich gelindert fühlen.

Was ist es nun aber, was im Publikum dieses ganz sensationelle Interesse an dem Buch geweckt hat? Wir bedauern es sagen zu müssen, es ist die ganz herzlose boshafte Freude an einer Komödie, die zwischen den Zeilen sich abspielt. Es ist eine volle lebendige Bühnenfigur, die unter den Händen eines unserer feinen Pariser Dramatiker sich sehr plastisch gestalten könnte, diese alte Komödiantin, wie sie da einem jungen gläubigen Liebhaber das Leben, das sie gelebt haben möchte noch einmal vorspielt. So ganz unschuldig ist aber dieser platonische Freund auch nicht. Die Schriftellerwuth, die sich endlich der Freundin bemächtigt, hat er theilweise selber hervorgerufen, denn er zapft sie an und pumpt sie aus auch für Erinnerungen, die gar nicht zur Bühne gehören. Er läßt bewußt mit sich Komödie spielen, denn der Gedanke der Mystification zu der allmählig seine Hilfe heranwuchs, muß ihm doch dann und wann, z. B. wenn sie erzählt, wie sie die schmeichelhaften Urtheile ihrer literarischen Freunde, Kinkel's u. A. schmunzelnd einstreiche, nahe an sein Gewissen getreten sein; er muß doch die zweideutige Stellung anerkannt haben, in die ihn die Zumuthung, nur hinter dem Rücken des Gatten sie zu besuchen, versetzt; und es steht ihm schlecht an, wenn er jetzt in sehr prosaischer Genauigkeit alle die Summen herzuzählen weiß, die ihm die Gräfin schuldig geworden sei, während er doch bei ihren Lebzeiten niemals, wie es scheint, den ehrlichen Muth gehabt hat, ihr zu sagen, daß er in der That ihre Anerbietungen annehme und die Theilung als sein Recht betrachte.

Graf Plater hat sich bis jetzt angeblich geweigert, jenen für Hrn. Wellmer so fatalen letzten Willen seiner Gattin vor Gericht zu produciren und damit muß auch das definitive Urtheil suspendirt bleiben; hätte aber anstatt der weltlichen die sittliche, ja die poetische Gerechtigkeit hier mitzusprechen, so würde sie, nach unserem Gefühl, die große Enttäuschung des letzten Aktes durchaus billigen und es in der Ordnung finden, daß die gute Kumpanin, nachdem sie der Welt, der Freundin, dem Gatten ein Mährlein vorgespielt, nun schließlich auch dem, der ihr so treulich dabei geholfen, ein Schnippchen schlägt. Wobei denn gar nicht ausgeschlossen ist, daß auch dies testamentarische Verbot wieder nur eine Flunkerei ist, um die Verfasserin auch nach dem Tode vor dem Vorwurf unschicklichster Indiscretionen zu schützen. Denn daran wird es allerdings in den geheimen Memoiren wol nicht fehlen, schon jetzt, in den bisher vorliegenden Briefen, fallen etliche curiose Lichter z. B. auf Stockmar, den bekannten Mentor der Koburger. Vielleicht bläst auch aus diesem Winkel ein Theil des Sturmes, der über das Buch hergefahren ist, vielleicht will der Korybantenlärm diesmal eine Geburt nicht verhehlen, sondern verhindern.

In Summa: das Buch, die Verfasser, die daran sich vergnügenden Leser — sie sind allesammt stark angestoßne Pfirsiche.

Berichtigung: In Nr. 19 S. 302 Z. 7 v. o. lies socialistische statt socialische.
S. 302 Z. 9 v. o. lies herauszuringen statt herauszubringen.
S. 302 Z. 14 v. u. lies Medium statt Studium.

Verantwortlicher Redacteur: Albert Hermann in Berlin.
Druck und Verlag von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch G. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Redaction und Expedition
Berlin S.W.
Beuth-Straße 8.

6. Jahrgang. Berlin, 24. Mai 1878. Nr. 21.

„Ziele der Socialdemokratie."

Der resolute Gensdarm, der vor einigen Jahren am Rheine eine Wählerversammlung mit der Motivirung auflöste, von „Thema" dürfe nicht gesprochen werden, hat schwerlich nicht geahnt, daß seine Weisheit einst noch zu solchen Ehren kommen werde. Denn wieviel anders wird es denn herauskommen, wenn in den nächsten drei Jahren (und so weiter, wie das in solchen Fällen stets geschieht) die Obrigkeit in kleinen Städten oder gar auf dem platten Lande über die Zulässigkeit einer öffentlichen Versammlung zu entscheiden hat? Bei der Verweigerung laufen sie nie Gefahr, bei der Gewährung stets, denn was kann nicht Alles loyalster Weise im Laufe der Debatte auf Bahnen einlenken, die nach den „Zielen der Socialdemokratie" führen! Wenn wenigstens Herr v. Sybel, oder Herr Bamberger, oder Herr Professer Held oder sonst ein Beglaubigter sich dazu herbeigelassen hätte, ein Noth- und Hülfsbüchlein, einen Katechismus, einen Socialdemokrat in der Westentasche zu verfassen, in welchem der biedere Bürger und Landmann einige Winke darüber fände, woran besagte „Ziele" zu erkennen; aber der verflossene Minister des Innern selber hat, als er im vorigen Jahre über diesen Gegenstand im Reichstage sprach, leider nur bewiesen, daß er über die Lectüre des sehr ungenügenden Schriftleins eines württembergischen Pastors nicht hinausgekommen war.

Hüten wir uns aber, auf diesen Punkt zu viel Gewicht zu legen, wie die liberalen Blätter es großentheils thun. Sie verrathen damit doch nur daß, wenn die Ungeheuerlichkeit der Form nur überwunden, das juristische Gewissen nur beruhigt werden könnte, ihr politisches Gewissen sich nicht sehr sträuben würde. Daß der Octroyirungsbegriff, den die deutsche Verfassung bisher entbehrte, nun plötzlich in solcher Ueppigkeit sich in ihr entwickeln soll, nicht einmal von jener schattenhaften Schranke eingeengt, welche in der preußischen Verfassung durch die Verantwortlichkeit des gesammten Staatsministeriums gesetzt ist, das scheint unsre Liberalen weniger zu beunruhigen, als die in allen Tonarten laut werdende Furcht, daß es ja doch nichts nützen werde. Damit freilich ist im Principe bereits Alles zugestanden. Zugestanden, daß die Sicherheit und Ruhe des Staates durch die Socialdemokratie gestört sei; zugestanden, daß mit der ordentlichen Gesetzgebung gegen sie nichts auszurichten sei; zugestanden, daß der sogenannte „gesunde Sinn" des Volkes, daß die

materiellen und geistigen Kräfte jener ungeheuren Mehrheit, die sich Ordnungspartei, auch kurzweg „Gesellschaft" nennt, in einen Kampf mit jenem Gegner nicht eintreten will oder kann. So bleibt denn freilich nur übrig, dem Staate Ausnahmebefugnisse zu verleihen und über das Mehr oder Minder derselben wird sich, nach unsrer Meinung, eine Verständigung schon erreichen lassen. Wenn nicht heute, so morgen.

Da fällt uns eben zufällig die Vossische Zeitung in die Hand. Der schreibt ihr Londoner Correspondent, ein Mann, der mit England eine langjährige Bekanntschaft hat, vom 18. d.:

In dem Meeting erwählter Vertreter (delegates) der industriellen Arbeitervereine, welche vor beiläufig drei Wochen in der hiesigen Memorial-Hall gehalten wurde und Mr. Gladstone („auf dem Wege nach dem Unterhause") Gelegenheit bot, eine seiner großen Reden über die orientalische Frage zu halten, erklärte einer der Delegirten (sein Name blieb auch in dem Meetingsbericht ungenannt): „daß, wenn die Regierung eine Armee ausschicken würde, um für die Türken und etwaige mit diesen in Verbindung gebrachte Interessen Krieg zu führen, sie eine zweite Armee ausrüsten müsse, um den industriellen Norden Englands in Ordnung zu halten." Aus der Versammlung der Abgeordneten erschallten ungläubige Oh! Oh! — aber der Mann hatte, wie die Erfahrung beweist, Recht und kannte die Stimmung in den Fabrikdistrikten besser, als seine sanguinischen Collegen. Heute ist seine Prophezeiung erfüllt, und noch ehe das Torycabinet im Stande war, ihr erstes, nunmehr von der Königin inspicirtes Armeecorps auf den orientalischen Kriegsschauplatz zu befördern, haben die riots der strikenden Arbeiter in Lancashire so formidable Verhältnisse angenommen, daß das zweite, oft für die orientalischen Kriegsdemonstrationen angedrohte zweite Armeecorps, halbmobilisirt wie es ist, aufgeboten werden muß, um die Keime eines socialen Bürgerkrieges mit Kavallerie zu zerstampfen und mit Artillerie zu zerschießen. In beiden Parlamentshäusern kamen gestern und vorgestern die riots von Lancashire zur Sprache und die Regierung versicherte, daß sie Alles aufbieten werde, um die gestörte Ordnung wieder herzustellen. Es heißt sich die Sache sehr leicht machen, wenn man sich wie Lord Shaftesbury der bequemen Illusion hingiebt, daß es Vagabonden, roughs, Gesindel seien, welche da seit dem Dienstag dieser Woche in Blackburn, Burnley, Preston, Oswaldthwistle, Bacup u. s. w. umherziehen, Fenster einwerfen, Fabriken niederbrennen, Privathäuser zerstören, Leben und Eigenthum bedrohen, Schrecken über das ganze östliche Lancashire verbreiten. Roughs giebt es ja natürlich allenthalben, wo sich Aussicht auf Unheilstiften bietet, namentlich in dichtbevölkerten Städten und Fabrikdistricten, in denen sich immer ein starker Bodensatz bildet. Aber die Tumultuanten in Lancashire sind in der nun seit Jahren andauernden industriellen Krisis verwilderte Arbeiter, deren Verwilderung um so auffallender und lehrreicher ist, da sie in einem schroffen Widerspruche mit dem Charakter der in Stubenluft und Nachtarbeit verkümmerten Baumwollarbeiter steht und der bisherigen Erfahrung Hohn spricht. Die Lancashirer Arbeiter sind ein schwächlicher, verkrüppelter Menschenschlag, der im Kampfe um das Dasein so sehr entartet ist, daß er mit seinen Herren und Meistern alle Racengemeinschaft verloren zu haben scheint, gerade noch stark genug, um eine Spindel zu drehen und ein Webschiff zu handhaben. Wenn diese schwachen, milden, an das Dienen und Gehorchen gewöhnten Menschen sich zur Verzweiflung und zur Gewaltthätigkeit verwildern lassen, so muß die industrielle Krisis mit ihrem Gefolge von Elend und Verbrechen zu einer schwindeligen Höhe gediehen sein.

Die Vorgänge in Lancashire sind die dunkle Kehrseite der orientalischen Frage und der glänzenden Torypolitik. Diese ist, wenn auch nicht in erster, so doch in zweiter Linie für die riots verantwortlich. Handel und Gewerbe, die hier schon in 1872 erschlafften und zu Boden sanken, haben sich während der beispiellos langen Dauer der Krisis nie wieder zu erheben vermocht. Zu Beginn des vergangenen Jahres zeigten sich zuerst erfreuliche Symptome der Besserung, die jedoch vor der orientalischen Frage und vor der Erschütterung der politischen Welt nicht bestehen konnten. Sobald Arbeit und Kapital etwas Muth zu schöpfen begannen, so wurden sie durch neue Kriegsdrohungen, durch herausfordernde Demonstrationen eingeschüchtert. Dieses böse Spiel hat nun schon zwei Jahre lang gedauert und noch immer ist kein Ende abzusehen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die

Arbeit demoralisirt wurde und daß die große Masse der englischen Arbeiter in der Regierung und ihren Kriegs-Demonstrationen die Quelle des Elends sieht. Der äußere Grund des Strikes und der Kampf mit den Arbeitgebern um die Lohnherabsetzung von 10 Procent sind von nebensächlicher Bedeutung. Strikes, vernünftige und unvernünftige, sind über das ganze Land verbreitet. Viel größeres Gewicht legen wir auf die grauenhafte Demoralisation, welche bei den riots in Lancashire zu Tage tritt und für welche die unaufrichtigen und gerade deshalb so verderblichen Kriegsdemonstrationen der Toryregierung die Verantwortlichkeit tragen. Seit gestern verhalten sich die Tumultuanten ziemlich ruhig; aber nach der einmüthigen Versicherung aller Berichterstatter, ist es nur die Militairmacht, welche neue Ausbrüche verhindert. Nur eine Fabrik in Haslington mit 20,000 Spindeln und über 100 Webstühlen wurden gestern niedergebrannt. Nur eine! Wie lange wird diese Enthaltsamkeit noch dauern? Die bisherigen Führer der Gewerksvereine haben offenbar ihren Einfluß auf die entfesselte Masse verloren.

Uns will scheinen, als stände da zwischen den Zeilen auch Einiges für uns zu lesen. Ein vorher prophezeiter, mit Raub und Brand einherschreitender, über einen ganzen Landstrich sich ausdehnender Arbeiteraufstand: das ist doch ein wahrlich nicht kleineres Zeichen ungesunder Zustände im Lande, als der Revolverschuß des Leipziger Klempnergesellen am 11. Mai. Und doch sucht der seltsame Kauz von Correspondent da weder nach einer Verschwörung, er spricht sogar ganz beiläufig, als verstände sich das unter vernünftigen Leuten von selbst, die Gewerkvereine von jedem Verdacht frei, als hätten sie damit etwas zu thun, die Schuld aber wirft er äußerst ungenirt und ohne Schranken auf — die Regierung selber!

Das läuft doch gar sehr auf ein „Untergraben der sittlichen Ordnung“ hinaus und der deutsche Reichstag wird sich hüten solchen Spuren zu folgen. Von der auswärtigen Politik, welche der Engländer anschuldigt, pflegt man in der Leipzigerstraße überhaupt nur zu reden, wenn bestellte Arbeit vorliegt, und ist auch nicht alle Welt darüber einig, daß die Erhaltung des Friedens für ein Land auch dann als höchstes Glück zu preisen sei, wenn dadurch die Kriegs- und Rüstungszustände ringsum in der Schwebe erhalten werden, so mag doch in dieser „ehrlichen Makelei“ zugleich die Absicht liegen, mächtige und lästige Freunde zu schwächen, und an solche Geheimnisse höherer Diplomatie rührt kein Parlament. Aber die innere Politik! Wenn nur ein dreister Mann im Reichstage aufstände und daran erinnerte, — o, diese kleinen Mysterien sind keineswegs mit Hrn. v. Schweizer ins Grab gegangen! — von welchen Seiten her einst die Socialdemokratie, zumal in Berlin, nachsichtig behandelt, ihr Kampf gegen die Fortschrittspartei gern gesehen worden ist; wenn er darauf hinwiese, wie ruhig man den Excessen des Verkehrs- und Handelsfiebers in den Jahren nach dem Kriege zugesehen hat, ja wie heute noch alle Thore für eine etwaige Erneuerung dieses Schauspieles offen stehen, wie heute noch man sich bei dem Resultate der Lasker'schen Untersuchungskommission, die Actiengesetzgebung bedürfe doch wohl einiger Verbesserung, beruhigt hat; wie die Handels- und Verkehrspolitik der Regierung seit Delbrück's Abgange zwar mit der Manchesterlehre gebrochen zu haben scheint, aber eine bestimmt erkennbare neue Richtung nicht eingeschlagen hat; wie daher zum großen Theile jene Stockungen in der Großindustrie herrühren, deren nothwendige Rückwirkungen Verminderung und Stillstand der Arbeit, Noth und Unzufriedenheit der Arbeiter ist; — ja, wenn Einer im Reichstage also begänne,

wie einstimmig (immer die paar Socialdemokraten ausgenommen) würde man finden, daß er nicht „bei der Sache" sei.

Eine solche Unschicklichkeit ist nun auch, wenigstens von Seiten der Majoritätsparteien, nicht zu erwarten, sie werden zwar die Last der Anschuldigungen, aus denen die Gesetzesvorlage erwachsen ist, auf den Schultern liegen lassen, auf die man sie gelegt hat, auf den Schultern der Arbeiterbevölkeruug, aber sie wollen, ja! sie wollen dennoch gegen das Gesetz stimmen. Nun, dann, wie schon gesagt: Wenn nicht heute, so morgen! Liegt dem Fürsten Bismarck daran, beim Ablaufe des Septennates einen gefügigeren Reichstag, als den heutigen, vor sich zu haben, so wird ja keine bessere Gelegenheit und Stimmung für Neuwahlen sich finden, als die gegenwärtige. Und dann, deß kann sie sicher sein, fliegt die heutige Majorität so auf, wie es nur den Altliberalen in den Funfziger Jahren, der Fortschrittspartei nach 1866 geschehen ist, dann hat es mit der Existenz oder doch der Thätigkeiten politischer Parteien in Deutschland vorläufig überhaupt ein Ende.

Es folgen die Interessenverbrüderungen und diese müssen, wollen sie Dauerndes im Staate erreichen, als sociale Parteien sich construiren. Dann beginnt die Entwicklung, wie einst in den politischen Parteien. Wie Adel und Geistlichkeit mit dem Bürgerthum theilen mußten und allen Dreien nun in wachsender Zuversicht des Sieges die Sache des Volkes, die Demokratie gegenübertritt, so wird aus der Reibung zwischen Agrariern, Christlichsocialen, Schutzzöllnern und wie sonst die Privilegirten sich noch sondern mögen, naturnothwendig jenes Allgemeine, Höhere hervorgehen, in dem sich die Gegensätze lösen oder vor dem sie ohnmächtig werden: die Demokratie auf socialem Gebiete, die Socialdemokratie.

Das ist die List der Idee in der Geschichte sagt der Philosoph. Das ist die Natur des Wassers, dem morschen Fahrzeug gegenüber, das auf ihm schwimmen will, sagt der hausbackne Verstand. Je heftiger ihr die eine Luke verkeilt, desto stärker klaffen die andern. Nur schade, daß jedes Ding seine Weile haben will.

Probleme der Ausflucht.

Es gibt eine Art von Steigerung der Probleme, welche höchst idealistischen Ursprungs sein kann, von ideal gestimmten Gemüthern auch wirklich im humanitären Sinne aufgefaßt und zum Gegenstande des Nachdenkens gemacht wird, die aber dennoch von unbewußter Sophistik getragen und von bewußter Sophistik gehätschelt wird.

Beispiele werden diese These am besten erläutern und so zum vollen Verständniß bringen. Man nehme die kosmogonische Hypothese, die den Name Kant-Laplace trägt: Welten entstehen aus einem glühenden Urnebel, der sich durch Rotation ballt; kleinere Ballen werden von größeren abgeschleudert, die zwar centripetal mit einander verbunden bleiben, aber durch Centrifugalität gesonderte Existenzen bilden. Die abgeschleuderten Ballen kühlen sich im kalten Weltraum allmählig ab, die Gasform auf ihrer Oberfläche wird im Laufe unendlicher Zeit tropfbar

flüssig und fest: das anorganische Leben hat begonnen, das organische kommt zuletzt. Aus dem Organischen entwickelt sich die lange Reihe von Arten, welche mit dem Menschen, auf unserer Erde wenigstens, schließt. Mit dem Menschen fängt die Geschichte an, der psychophysische Entwicklungsgang unseres Geschlechts. Dieser Entwicklungsgang wird unter Aufwendung eines enormen Detailstudiums immer gründlicher erforscht und dargestellt. Am Ende dieses Studiums drängt sich von selbst die Frage auf: welche Etappen wird das Menschengeschlecht voraussichtlich zunächst beschreiten, was wird die Zukunft der vorgeschrittensten Rasse sein?

Nichts ist logischer als dieser Fortgang der Untersuchung vom Urnebel bis zur wahrscheinlichen Zukunft der Species homo. Nun aber kommt ein „Kulturhistoriker“ heran, der den Urnebel in die Bestimmung des Menschen mengt, der das historische Problem wieder ins Kosmologische eintaucht und etwa so räsonnirt: Die Entstehung und Ausbildung der einzelnen Weltsysteme und auch der kleineren Welten in diesen Systemen muß aus physikalischen Gründen einmal rückläufig werden; dem höchst entwickelten Leben folgt ein minder entwickeltes durch die Abnahme der Wärme. Selbst die Sonne, unser Centralfeuer, verdunstet allmählich ihre Gluthitze; die erkalteten Trabanten stürzen auf die Planeten, die gefrierenden Planeten in die Sonne; endlich wird der kosmische Urnebel hergestellt und Alles ist als ob es nicht gewesen wäre. Das mag noch 20 Millionen Jahre Zeit haben, aber kommen wird der Tag, weil er kommen muß: wozu ist dann das Menschengeschlecht, seine ganze Geschichte, unser aller Sorgen und Mühen gewesen? Ja wozu?

Hier ist ein Problem, nämlich das von der möglichen oder wahrscheinlichen Entwicklung des Menschengeschlechts, künstlich gesteigert und übersteigert worden. Die Frage, auf welche eine Antwort erwartet wurde, ist durch ungebührliche und unerlaubte Verallgemeinerung scheinbar genial, in Wirklichkeit sophistisch umgangen worden. Wir standen beim Menschengeschlecht und seiner historischen Entwicklung; man wirft uns aus dieser bestimmten Sphäre ins nebelhaft Unendliche hinaus, dahin wo alles Fragen in dem beabsichtigten Sinne aufhört. Diese desultorische, völlig abspringende Antwort weicht der Frage aus und bekennt dadurch daß sie eigentlich nichts zu sagen weiß.

Ein Kranker windet sich auf seinem Schmerzenslager, er schreit um Hülfe, wenigstens um Linderung seiner Qual. Der Arzt erscheint, untersucht den Patienten, combinirt sämmtliche Symptome, zieht das Gesicht in nachdenkliche Falten; die Augen des Kranken wie der Angehörigen sind fest auf ihn gerichtet. Endlich löst sich das Siegel seiner Zunge und hervor quellen die geflügelten Worte:

„Der große Cäsar, todt und Lehm geworden,
Verstopft ein Loch wohl vor dem rauhen Norden.“

Was soll der Patient, was sollen die bekümmerten Angehörigen mit dieser Weisheit anfangen? Sie hatten sich an einen Arzt gewandt und finden einen nihilistischen Philosophen. Das Geringste was man sagen kann, ist: der Mann gehört überall anderswohin, nur nicht ans Krankenbett.

Oder: ein ehrenhafter Charakter steht vor einem peinigenden Konflikt der Pflichten; wie er sich auch drehe und wende, sobald er handelt,

verletzt er irgend ein ihm theures Interesse. Er prüft die Folgen dieser und jener Handlung, er prüft sich selbst auf den letzten Rest von Egoismus, er verzichtet auf jedes persönliche Interesse; aber er „sieht nicht durch", wie die Engländer sagen. Zuletzt wendet er sich an einen intimen Freund, vor dem er nie ein Geheimniß hatte; diesen weiht er in alle Einzelheiten des Konflikts ein und bittet um seinen Rath, den er getreulich als den Befehl seines andern Ich vollziehen wird. Der Freund nimmt sich die Sache zu Herzen oder vielmehr zu Kopfe, bittet sich Bedenkzeit aus, um der Sache völlig Meister zu werden. An einem schönen Morgen erlöst er den Freund mit dem Orakel: Die natürliche Moral ist längst gefunden, sie ist schon ein Erbstück aus dem Thierreiche, sie faßt sich in dem einfachen Satze zusammen: „Was du nicht willst daß dir geschieht, das thu' auch keinem Andern nicht." Damit ist der Konflikt der Pflichten gelöst, wie die Schmerzen des Kranken durch den Lehm Cäsars gestillt wurden.

Die neueste Erkenntnißtheorie macht bekanntlich einen nicht leicht zu fassenden Unterschied zwischen „Unbegränzt" und „Unendlich". Irren wir uns nicht, so kommt dieser Unterschied so ziemlich auf Hegels „wahre" und „schlechte Unendlichkeit" hinaus, obwohl Hegel's Distinktion lediglich logisch gemeint war. Vielleicht wird obiger kosmologischer Salto mortale durch diese Unterscheidung dem Leser zugänglicher. Die Menschheit ist ein konkreter Gegenstand, ihre Entwicklung und Dauer für uns „unbegränzt", unendlich im guten Sinne, als in sich zurückkehrender Kreislauf, aber nicht „schlecht unendlich," ins Nebelhafte sich verlierend. Ueber diese „Unbegrenztheit" nachzusinnen, die Regel dieses Kreislaufs zu erspähen, ist menschliches Recht und menschliche Vernunftpflicht. Für den Menschen aber, der über den Menschen nachdenkt, ist die Kosmogonie mit ihren „unendlichen" Zeiträumen, mit ihren unfaßbaren Zahlen eine „schlechte Unendlichkeit," während sie für den Kosmologen zur konkreten „Unbegränztheit" wird. Für den Kosmologen bilden wiederum die blosgeahnten, supponirten Welten, die am Rande alles Erforschbaren erst beginnen sollen, eine „schlechte Unendlichkeit", weil weder er noch seine sämmtlichen Apparate und Rechnungsmethoden das Geringste mit dieser schalen und blöden Unendlichkeit anzufangen wissen. Gerade so denn, wie sich der Anthropologe im weitesten Sinne des Wortes zum Kosmologen verhält, verhält sich der Kosmologe zum unendlichen Himmelsträumer.

Verweise Einer auf einen geahnten Stern, der sich trillionenmal Quadrillionen Sonnenweiten vom letzten aller herausgerechneten Sterne befinden soll und verlange er vom Astronomen die Bestimmung der Parallaxe des geträumten Sterns: der Astronom wird lachen. Nicht minder erheiternd muß es auf logische Köpfe wirken, wenn Jemand in die anthropologische Forschung die „schlechte Unendlichkeit" von 20 Millionen Jahren hineinwirft. Das Aufhören der „Unbegränztheit" und das Anfangen der „Unendlichkeit" ist nämlich, wie sich bei einigem Nachdenken von selbst versteht, relativ; es hängt vom eingenommenen Standorte und der vorliegenden Materie ab. Die Erfindung der Spektralanalyse ist sicherlich eine der großartigsten aller Jahrhunderte, der Bereich der Spektralanalyse „unbegränzt" — wird sie doch bereits auf die Mineralwässer angewendet! — Nun soll Einer zu Kirchhof oder Bunsen im Augenblicke der ersten glücklichen Probe gesagt haben: „Das Spektrum

der Atome wirst Du doch niemals darstellen, oder: Wie wird man in hundert Jahren über Euern Fund lächeln!" In diesem Falle wären schon hundert Jahre eine „schlechte Unendlichkeit", wie beim Menschengeschlecht die 20 Millionen Jahre, im Himmelsraume die billionenmal Quadrillionen Sonnenweiten. Sage zur Eintagsfliege: was bist du morgen oder übermorgen um diese Zeit, und wozu bist du dann gewesen? Sie wird dir nicht antworten, aber jeder Flügelschlag der Ephemera wird dir sagen: „schlechte Unendlichkeit!"

Wie im Eingange bemerkt, die falschen Steigerungen der Probleme brauchen nicht immer auf bewußter Sophistik zu beruhen; jedenfalls aber sind sie Erzeugnisse schwachen Denkens, einer Logik auf dem Kranken- oder Faulbette, daher auch selbst so bequem, daß jedes Welträthsel im Nu durch sie gelöst werden kann. Wenn diese Steigerung und Verderbniß der Probleme zu grassiren beginnt, so ist das ein sicheres Zeichen von der Erschlaffung der Denkkraft, deren Abgang am bequemsten durch blendenden Detailkram verdeckt wird. Auch gesellt sich regelmäßig ein Flunkern mit massenhaftem Material zu dieser logischen Phthisis, ein Prachern und Pochern auf scheinbare Gelehrsamkeit, welche die tiefen Gruben auf dem Terrain der Vernunft wie mit Reisig überbrückt.

Nicht nur aber sind die Rodomontaden mit schlechten Unendlichkeiten ein sicheres Zeichen logischen Verfalles, sie wirken auch fortzeugend zur Beschleunigung der Decadenz. Das Publikum, welches bis zu seinem vierzigsten Jahre gar nicht aus der Fortbildungsschule anstrengender und kräftigender Lektüre entlassen werden sollte, findet durch solche Sophisterei „der Weisheit letzten Schluß" so nahe gelegt, daß es ihm gar nicht einfällt, darüber hinaus zu sehen und noch jenseits des Grenzsteins einen Gedanken zu vermuthen. Das Publikum wird sophistisch und sophistizirt; nicht nur in theoretischen Dingen, sondern auch in der Praxis des täglichen Lebens wird es mit Allem rasch fertig, hat für und auf alles eine abschneidende Antwort, weil sein eigener Verstandsfaden so kurz abgeschnitten ist. So sehen wir denn endlich eine Menschenwelt vor uns, die sich den Kopf nicht mehr zerbricht, über keinen Einwurf mehr nachdenklich wird, von jedem Zweifel befreit ist, namentlich von dem Zweifel an der eigenen Unfehlbarkeit; ein mattherziges, hinschleichendes Geschlecht, kaum der Sonne werth, die uns in 20 Millionen Jahren alle verschlungen und in glühendes Gas aufgelöst haben wird.

Das größte Problem, das Problem aller Probleme besteht darin, überhaupt ein Problem richtig zu stellen und dann bei der Stange zu bleiben, eine Frage an und für sich zu untersuchen, dem Irrlichteriren den Abschied zu ertheilen; anstatt in die Weite zu schweifen, in die Tiefe zu graben.

Wir wollen das noch an einem zweiten Beispiel klar machen.

Confessionsloser Religionsunterricht.

Von
A. T. Wislicenus.

(In Nachstehendem geben wir ein Bruchstück aus dem druckfertigen Werke, in welchem der hochverdiente Veteran der freireligiösen Bewegung der in der

Ueberschrift ausgesprochenen, vielumstrittenen Frage eine Lösung zu geben unternimmt. Hoffentlich wird das Werk bald seine ganze Veröffentlichung finden. Das folgende Stück ist einer einleitenden Abhandlung: „Religion und Gott" entnommen.)

. . . Nachdem wir diese Reihe ähnlicher geschichtlicher Thatsachen der wichtigsten Religionen an uns vorüber gehen ließen und dadurch die heute einzuschlagende Richtung schon von selbst hervorgetreten ist, erübrigt nur noch, eine Ansicht des vorschwebenden Zieles zu gewinnen.

Fassen wir noch einmal kurz zusammen, was sich aus unsrer psychologisch-historischen Betrachtung ergeben hat.

Zunächst, daß alle Religion mit Nothwendigkeit aus dem menschlichen Geiste in der dreifachen Form des Glaubens, Gottesdienstes und der Hoffnung oder in allgemeinerem und heutigem Ausdrucke einer Weltanschauung, Lebensrichtung und Zuversicht hervorgegangen ist und darin Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umfaßt.

Ferner, daß sich die Religion in Priester- und Kirchenthum veräußerlichte, daß dessen beste Stütze die Offenbarungslehre war und ist, und daß aus dieser eine despotische Kirchenherrschaft hervorging.

Endlich, daß in der Reformation der Versuch einer Ausgleichung zwischen Offenbarungsglauben und Vernunftgeltung hervortrat, und daß die Menschheit sich heute anschickt, auch in der Religion die Vernunft der entschiedenen Wirkung zu bringen und mithin zum Aufgeben der besonderen Religionen zu schreiten und das Beste derselben und überhaupt die höchsten rein menschlichen Geistesforderungen, besonders die sittlichen, in eine humane Weltreligion zu verarbeiten.

Wie könnte und würde sich nun wohl das Alles auf unsre Bildungsstufe angewendet gestalten? Das ist die praktische Frage.

Fassen wir den ersten Hauptpunkt in's Auge. Wird auch heute noch die Religion in jener dreifachen Beziehung sich kundgeben? Sogar zu der Frage müssen wir uns wohl versteigen: bedürfen wir überhaupt der ganzen Religion noch? Freilich haben wir sie in ihrem nothwendigen Hervorgehen aus dem Menschengeiste erkannt, aber gilt diese Nothwendigkeit auch wirklich noch für den Kulturmenschen von heute, weil sie für den Kulturmenschen von ehemals gegolten hat?

Zunächst ist es unverkennbar, daß die dreifache Beziehung religiöser Auffassung sich auch außerhalb der Religion in, wie man sagt, rein weltlichen Verhältnissen wiederholt, daß also die religiöse Auffassung, wenn man sie ihres allgemeinen Weltcharakters entkleidet, als eine Grundauffassung in allen den Menschen wichtigen Verhältnissen und Bestrebungen, seien es bloß persönliche oder allgemeinere, hervortritt. Diese Grundauffassung ist nichts anderes, als das ganz einfache Verhältniß, daß der Mensch von einer gewissen Anschauung aus etwas erstrebt und daß er von diesem Streben gewisse Folgen erwartet. Dieses natürliche Verhalten, auf das Weltganze und unser Verhältniß zu demselben angewendet, ist die religiöse Auffassung.

Ein Beispiel zu dieser Grundauffassung ist der Jüngling, der ernstlich an die Wahl eines Lebensberufs denkt. Was faßt er dabei ins Auge? Ob der fragliche Beruf in den allgemeinen Verhältnissen begründet und danach aussichtsvoll, oder bei tieferer Auffassung, ob er berechtigt und vernünftig sei. Das ist ein Stück Weltanschauung, wenn auch eben nur

ein Stück, denn es handelt sich um die Stellung dieses Berufs in der allgemeinen Menschenwelt. Hat sich der Jüngling für diesen Beruf entschieden, so haben seine Bestrebungen ihre bestimmte Richtung, nämlich die, ihn zur einstigen Ausübung des Berufs tüchtig zu machen. Aber dazu werden nicht bloß einzelne nöthige Fertigkeiten, sondern eine allgemeinere Bildung, die befähigt, in das eigentliche Wesen des Berufs einzudringen und den Umfang desselben zu überblicken, gesucht. Dazu gesellt sich als Drittes die Zuversicht, auf diesen Beruf einst ein glückliches Dasein gründen zu können, wobei meist die Begrenzung sowohl des Berufs als auch des Glückes nicht eng gefaßt, sondern in der Vorstellung weit ausgedehnt wird.

Hier werden also die allgemeinen Beziehungen eines Lebensberufs in's Auge gefaßt. Es handelt sich nicht bloß um den einzelnen auszuführenden, sondern wenigstens um seine ganze Art, um deren Charakter an sich und Stellung zur Gattung, man kann, noch weiter gehend, sagen, um den Zusammenhang der letzteren mit dem ganzen Geschäfts- und Berufsleben. Das ist die Eigenthümlichkeit des Denkens, daß es nicht bei den Einzeldingen stehn bleibt, sondern ihre Gleichartigkeit und aufsteigend die Einheit der Arten in der Gattung entdeckt, daraus weiter aufsteigend ein Ganzes bildet, dieses sowohl an sich als im Verhältniß zum Weltganzen betrachtet, und so in dieses letztere einreiht. Der denkende Mensch hat also an dem Einzelnen, Zufälligen und Vergänglichen nicht genug. Dies kann wohl seinem äußeren Leben genügen, aber nicht seinem geistigen, seinem Bewußtsein. Er verlangt nach dem Allgemeinen, Insichselbst-Gegründeten und Unvergänglichen. So steigt er von den Einzeldingen durch deren Vergleichung zum Begriff. Dieses ist nicht das einzelne Ding selbst, sondern das gereinigte, in sich vollkommene **Gedankenbild oder die Idee** der Art aufsteigend der Gattung u. s. w. und ist garnicht äußerlich vorhanden, sondern nur im Denken des Menschen. Aber auch dabei bleibt der Mensch meist nicht stehen. Wird ein Gedankenbild oder eine Idee zum Gegenstand der höchsten Wünsche, Erwartungen oder Bestrebungen des Menschen erhoben, so wird es sein **Vorbild oder Ideal.**

Man denke sich z. B. verschiedene einzelne kaufmännische Geschäftszweige, man fasse sie zusammen als Handelsgeschäft: steige von da zum Geschäfts- und Berufsleben überhaupt, ja zur ganzen menschlichen Thätigkeit, empor, und weise derselben ihren Standpunkt und ihre Bedeutung in der gesammten Menschenwelt an. So kommt man zur Idee der thätigen und strebenden Menschheit. Und indem man diese als ein harmonisches Ganzes, das sich zu einem höheren und vollkommeneren Leben emporarbeitet, betrachtet, erhebt man sich zum Ideal der Menschheit, für dessen annähernde Verwirklichung man sich begeistert und anstrengt.

Der Mensch theilt, ein andres Beispiel zu gebrauchen, die Erinnerung mit dem Thiere. Beide erkennen Gegenstände, die sie früher gesehen, wieder, beide wiederholen durch Vorstellung Erlebnisse vergangener Zeit, beide machen Empfindungen der Freude und des Schmerzes, die sie früher hatten, noch einmal durch. Der Mensch nimmt auch frühere Gedanken an Orten, wo er sie zuerst hatte, und die er wieder betritt, in Verhältnissen, die sich ähnlich wiederholen, oder auch diese Anregungen durch reinen Willensakt wieder auf und führt diese Gedanken weiter aus oder reihet neue daran. Was aber die Hauptsache ist, durch welche er

weit über die Fähigkeit des Thieres aufsteigt, er stellt das Erinnern selbst, also seine eigene geistige Thätigkeit, als Gegenstand der Betrachtung vor sich hin. Er erkennt, wie zufällig stückweise und nebelhaft das Erinnern ist; er kann es nicht lassen, das als eine Unvollkommenheit desselben anzusehn, da er es sich vollkommener vorzustellen vermag: er geht also von der Erscheinung des Erinnerns zu der Idee desselben über, und wenn er das Bild vollkommenen Erinnerns, nämlich eine auf Verlangen sofort gegenwärtige Gesammt- und Einzelvorstellung alles dessen, was je in seine Erfahrung getreten, aufstellt und den Wunsch dieses Besitzes hat, damit er in dieser Beziehung immer nur in's Volle greifen und frei verwenden könnte, statt sich mit einem untreuen Gedächtniß herumzuquälen, so hat er das Ideal des Erinnerns sich geschaffen. Stellen wir in dem Gefühl der Gerechtigkeit ein ferneres Beispiel auf. Der Mensch hat dieses Gefühl zunächst für sich selbst, wenn ihn Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit von außen betrifft, er also die Empfindung derselben hat. Der Mensch bewahrt dieses Gefühl aber auch in Beziehung auf Andere, also ohne die Empfindung selbst zu haben. Da ist die Gerechtigkeit für ihn bereits ein Gegenstand des Erkennens geworden. Er erkennt sie als eine unabweisbare geistige Forderung, erhebt sie also denkend über ihren jeweiligen Stand bei den Menschen, macht sie gewissermaßen zu einem Wesen an sich. Er ist also von der zufälligen äußeren Erscheinung derselben zu ihrer Idee emporgestiegen. Und wenn er die immer größere Annährung an die letztere als sittliche Forderung aufstellt, so hat er sich das Ideal der Gerechtigkeit geschaffen.

In dieser Weise verfährt der Mensch vermöge seiner Natur mit allen Angelegenheiten, die ihm für sein persönliches oder für's allgemeine Leben wichtig sind. Man kann sagen: er hebt das Leben über dessen beschränkte und unvollkommene Erscheinung zur Idee desselben empor und schafft sich zugleich für seine Erkenntniß Thätigkeit und Hoffnung im Einzelnen und Ganzen sein Ideal.

Man könnte versucht sein, das Ideal gegenüber der äußeren Erscheinung, die ihm zu Grunde liegt, für nicht wirklich zu halten. Aber kann der denkende Geist der sich in seiner wirklichen Thätigkeit und Arbeit weiß, diese so gering anschlagen, daß er das erste beste äußere Ding oder seine eigenen Werkzeuge in der körperlichen Organisation über sich selbst stellen will? Er erkennt seine schöpferische Thätigkeit als eine ebenso natürliche, wie diejenige, welche äußere Dinge hervorbringt, und wenn er gestehen muß daß er dabei von Irrthümern nicht frei ist, so findet er gewissermaßen zu seinem Troste auch in den äußeren Schöpfungen der Natur Schwächen, und macht weiter die erhebende Entdeckung, daß, wenn die geistige Thätigkeit ungestört natur- und ordnungsgemäß vor sich geht, das Wahre zu Tage kommt. Freilich wird dieser natur- und ordnungsgemäße Gang theils durch anerzogene theils durch sich aufdrängende Vorurtheile sehr gestört. Deßwegen ist seine ungestörte Ausführung das wichtigste und schwierigste Ziel des Denkens, und diesem kommt man grade durch Irren und Zweifeln näher. So tritt bei der geistigen Thätigkeit zunächst eine zwiefache Wirklichkeit hervor, nämlich diejenige, welche sie selbst an sich hat, auch wenn sie Hirngespinste hervorbrächte, und die zweite höhere, welche den naturnothwendigen Erzeugnissen einer natur- und ordnungsgemäßen geistigen Thätigkeit zukommt. Willkürliche

Einfälle eines Einzelnen sind auch Erzeugnisse einer Thätigkeit des Geistes, aber eines in irgend einer Weise gestörten oder verunreinigten, der nicht im Stande ist, in und durch sich selbst allein, sondern nur von ungehörigen Zuthaten z. B. Neigungen und Leidenschaften beeinflußt, zu denken. Einem solchen und seinen unreifen Erzeugnissen gegenüber kommt den Ideen und Idealen, wie sie die besten Kulturepochen der Menschheit, wenn auch nach deren jeweiligen Bildungsstufen, also mangelhaft, doch rein und großartig, hervorgebracht haben, eine höhere Wirklichkeit oder Realität zu. Wer gegen die Wirklichkeit der Vorbilder oder Ideale ihre Unausführbarkeit in den menschlichen Zuständen und Verhältnissen anführen wollte, dem wäre zu entgegnen, daß das wirkich vernünftig Gedachte (im Gegensatz zu Phantastereien) an sich niemals unmöglich ist, daß es aber, sobald es in die Ausführung tritt, von äußeren Verhältnissen und Mitteln abhängig wird und deßhalb von seiner gedachten Reinheit und Vollkommenheit etwas einbüßt, ohne dadurch sein charakteristisches Wesen selbst zu verlieren. Es kommt überhaupt in menschlichen Thätigkeiten und Bestrebungen nicht vor, daß der Gedanke derselben vollkommen in's äußere Leben eingeführt würde, es wird immer noch nach einer Vervollkommnung ausgeblickt werden. Auch bei einem bedeutungsvollen Gelingen idealer Bestrebungen, schwebt das noch ferner zu erringende Ideal auf's Neue über demselben.

Und welcher Segen ist das! Wo wäre alle Schönheit und Erhabenheit im Leben ohne dieses Unerreichte, das sich über jedes Erreichte mit um so höherem Glanze emporschwingt? Und wo blieben selbst die Fortschritte und Vervollkommnungen in den gewöhnlicheren Lebensverhältnissen? Immer erneuetes Streben ist die beste Würze und der heilkräftigste Balsam des Lebens. Wissenschaft und Kunst entwürdigen sich, ja verlieren ihr Wesen, wenn nicht die Wahrheit und Schönheit als ewig zu Erstrebendes vor ihnen steht. Je näher sie aber Beiden kommen, desto begeisterter und unendlicher wird ihr Streben. In Staat und Gesellschaft ist in ihren vielen Zweigen und Abstufungen viel vorzugsweise Geschäftsmäßiges zu thun; wenn aber darüber die Ideale der Freiheit in der Ordnung, der gleichen Gerechtigkeit für Alle, der Anerkennung jeder nützlichen und rechtschaffenen geistigen wie körperlichen Arbeit, der Brüderlichkeit und Hülfsbereitschaft vergessen werden, so werden trotz aller Bemühungen keine glücklichen und sicheren Zustände erreicht werden. Ideale sind also keine Hirngespinste, sondern durchaus unentbehrliche Wirklichkeiten, die man in äußeren Thaten nie völlig darstellen, denen man sich aber fortwährend nähern kann und soll.

Ideale Bestrebungen sind also in allen Lebenskreisen zu pflegen, indem die Arbeiter, leibliche wie geistige, ihre Leistungen zu vervollkommenen wünschen und in dieser Strebsamkeit eine geistige Frische sich bewahren. Trotzdem aber würde ihnen neben ihrer Berufsarbeit das Allgemein-Menschliche fehlen, das uns Alle im tiefsten Grunde gleich und frei macht. Es giebt neben der Masse einzelner Bestrebungen ein allgemein menschliches Geistiges, das jeder Mensch verlangt und befriedigt haben will, das jedem Menschen zukommt, das auch den Geringsten an den höchsten Gütern des Menschenlebens betheiligt und ohne welches auch der Höchstgebildete der zusammenfassenden Uebersicht des gesammten Menschenlebens und der echten ganzen Betheiligung an dem-

selben entbehrt. Jeder Mensch verlangt zu wissen, nicht bloß, was sein Beruf sei, was in diesem zu thun und was davon zu hoffen, sondern er verlangt auch, so gewiß er nicht bloß irgend ein Berufsmensch, vielmehr ein Mensch überhaupt ist, zu wissen, was die Erde, die Welt, kurz das Gesammtleben sei; was er darin für eine Stellung und was er in dieser zu thun habe; was davon zu hoffen und zu erwarten sei. Es ist eben wieder die Weltanschauung, die Lebensrichtung und die Hoffnung, nach der der Naturmensch fragt und ohne welche der Culturmensch ebenso wenig sein bestes Leben zu führen vermag. Beide stellen dieselben Fragen, Beide geben sich im Wesentlichen sogar dieselben Antworten, nur daß diese Antworten hinsichtlich der genaueren Bestimmung ihres Inhalts, nach dem weltgeschichtlichen Gange der Menschheit, je nachdem sie früher oder später gegeben worden sind, doch sehr von einander abweichen.

So ist es also die Religion, welche, neben den einzelnen idealen Bestrebungen in verschiedenen Lebenskreisen, als die allgemeine die ganze Menschheit und alle ihre Zeiten umfassende ideale Leben dasteht. Was haben wir also, gegenüber den einzelnen idealen Bestrebungen, in der Religion nach ihren drei Beziehungen bestimmt festzuhalten? Zunächst, daß die Weltanschauung wirklich eine Anschauung der Welt oder eine Vorstellung des Weltganzen sei, nicht bloß die Auffassung eines einzelnen Lebensgebietes; ferner, daß die Lebensrichtung nicht als eine beliebige Einzelbestrebung aufgefaßt werden dürfe, sondern als eine aus dem gesammten Geistesleben hervorgehende Gesammtbestrebung der Menschheit; endlich, daß die Zuversicht für das wesentliche Gelingen nicht auf unsicheren, vergänglichen oder nebensächlichen Dingen, sondern auf der Sache selbst, ihrem Wesen und Rechte beruhe und daß das Gelingen selbst ein dauernd sich fortsetzendes d. h. ein Ewiges sei. Das ist die religiöse Auffassung des Lebens, welche sich ohne Idee nicht durchbilden und ohne Ideal nicht bethätigen läßt.

Selbstverständlich ist dieses allumfassende ideale Leben oder die Religion ebenso real oder wirklich, wie jeder gesunde Idealismus, ja man kann ihr eine vorherrschende Realität zuerkennen, weil sie ein naturnothwendiges und überall hervorgetretenes Erzeugniß einer selbst in ihren rohen Anfängen natur- und ordnungsgemäßen geistigen Thätigkeit ist. Man könnte sie daher vorzugsweise als Real-Idealismus bezeichnen, wenn man diesen bedenklichen und leicht mißverständlichen Ausdruck wagen will.

Die Unentbehrlichkeit ist bereits besprochen. Wenn diese den idealen Bestrebungen in den besonderen Lebensgebieten zuerkannt werden mußte, wie könnte sie der Religion als dem allgemeinen Idealismns, der für Viele der einzige ist, fehlen? Er ist das Brot, durch das der Mensch als solcher, d. h. insofern er Geist ist, allein seinen Hunger stillen und sein Leben erhalten kann. Ihn vernachlässigen, ihn verfallen lassen oder, was noch schlimmer ist, der pfäffischen Corruption anheim geben, heißt den Hungertyphus oder die Vergiftung für die Masse der Menschen herbeiführen. Einzelne Klassen der Gesellschaft erhalten sich dann noch einigermaßen durch die ideale Nahrung, die ihnen aus anderen Lebensgebieten zugeführt wird, verlieren aber dabei doch die breite Grundlage, die ihren Bestrebungen allein Sicherheit und Halt geben kann und ge-

rathen dadurch leicht in einen Realismus, der in Materialismus ausartet. Die große Menge aber, die außerhalb der vorzugsweise idealen Gebiete steht, entfremdet sich der höheren Bildung rasch und wird leicht ein derselben feindliches Heer.

Wie endlich das Wesen des Idealismus darin besteht, daß immer Höheres erstrebt und der Fortschritt zu einem unendlichen gemacht wird, so ist auch mit dem allgemeinen Idealismus oder der Religion der Fortschritt unzertrennlich verbunden. Man unterliege nur nicht der leider durch viele Generationen erblich gewordenen und von der Kirche heilig gesprochenen Beschränktheit, daß die Religion eine Sammlung von ein für allemal feststehenden göttlichen Lehrsätzen sei. Man erinnere sich vielmehr, daß sie auf dem naturgemäßen Suchen der Menschheit nach Welterkenntniß, Lebensregel und sicherer Heilserwartung beruht und das durch die Jahrtausende sich fortsetzende und nach der Natur des Menschen unzerstörbare allgemeine geistige und höchste Lebensbedürfniß ist. Ein solches kann sich nicht von dem allgemeinen naturgemäßen Fortschritte der Menschheit loslösen. Der Fortschritt ist das Gesetz des Lebens, indem das letztere überall als Keim, nicht als vollendete Frucht auftritt, der Keim aber nicht Ruhe findet, ehe er sich zum Baume ausgebildet und seine Frucht getragen hat. Diesem Gesetze des Lebens ist nothwendig jede, auch die umfassendste und höchste Lebensrichtung und Thätigkeit unterworfen. Wird trotzdem der Versuch gemacht, den Fortschritt von der Religion auszuschließen, und gelingt dieser Versuch theilweise, indem die Bildung der weiteren Volkskreise durch die Pfaffenherrschaft absichtlich niedergehalten wird, so sinkt das religiöse Leben zum Götzen- und Fetischdienst herab und erstirbt damit selbst. Ist es aber dahin gekommen, so steht auch seine Erneuerung vor der Thür. Wer kann heute noch, wenn er die Eigenthümlichkeit und Ehre seines Menschenwesens: das Denken, nicht aufgeben will, in einem ruhigen, ungestörten Verhältniß zu den Lehrsätzen der Kirche bleiben? Und doch kann er von den drei großen Lebensfragen der Religion nicht lassen.

Haben wir nun die Religion als eine ebenso natürliche und unentbehrliche Forderung des Culturlebens erkannt, wie sie die des Naturlebens der Menschheit war, und tritt sie uns immer wieder als Weltanschauung, Lebensrichtung und Zukunftserwartung entgegen, so möchten wir nun eine Aussicht auf die wahrscheinliche Gestaltung dieser drei Richtungen gewinnen.

Was zuerst die **Weltanschauung** betrifft, so fanden wir als ihren charakteristischen Hauptinhalt die Anerkennung einer höheren Macht gegenüber den Menschen. Diese höhere Macht wurde zunächst als äußere erkannt und so hoch geschätzt, daß man sie sogar in der Gestalt der Unbeschränktheit und Willkürlichkeit verehrte. Dem gegenüber regte sich freilich auch sehr früh das Gefühl, daß die Willkür, die nur aus dem eigenen Gelüst hervorging, wohl vor der Rücksicht auf Anderer Wohl und Wehe zurückzutreten habe. Es kam die Einsicht, daß es zur Erhaltung des Ganzen nöthig sei, die Macht durch Denken zu zügeln. So entstand aus der natürlichen Zuneigung zu Andren und aus der nothwendigen Rücksicht auf das Gedeihen des Ganzen das sittliche Bewußtsein, vermöge dessen der Mensch an die Stelle der Geltung seiner persönlichen Lust die Pflicht der Rücksicht

auf das allgemeine Wohl, also die Geltung des Rechtes Aller und die Nothwendigkeit der Selbstbeschränkung und Entsagung um desselben willen setzt. Neben dem sittlichen Bewußtsein ist lange Zeit und bis auf den heutigen Tag das Recht einer bloß äußeren Macht anerkannt worden. Man kann sich das leicht erklären, wenn man das Unwiderstehliche und Unausrottbare der Naturmacht in's Auge faßt. Was sich nicht hemmen läßt, muß wohl sein Recht des Daseins, Bestehens und Wirkens haben. Der Mensch fühlt seine Abhängigkeit und in der Zeit seines Naturzustandes ist er überzeugt, daß ihm nichts anderes als Unterwerfung übrig bleibe. Je mehr er aber die Natur beherrscht, vor ihren Angriffen sich sicher stellt, ihre Segnungen benutzt, ihre Kräfte sich unterthan macht, desto weniger ist ihre alleinige Macht die Macht seines Lebens, sondern diese letztere beruht vielmehr in dem Bunde der äußeren Natur und der Menschenvernunft, in welchem die erstere die Grundlage bildet, die letztere aber die Herrschaft übernimmt. Dazu das eben besprochene wachsende, sittliche Bewußtsein genommen, so ist es natürlich, daß die bloß äußere Macht immer mehr in Mißachtung geräth, während Vernunft und Sittlichkeit in der Achtung der Menschen zu immer höheren Mächten sich erheben.

Unter diesen ist es wieder die Sittlichkeit, die als die höhere hervortritt. Hiermit gehen wir zugleich zur zweiten Seite der Religion, zur Lebensrichtung über und bezeichnen diese, um sie mit einem Worte zu erschöpfen, als sittliche Gesinnung. Daß wir damit das Höchste im eigenen inneren Geistesleben wie auch das Wichtigste im äußeren Menschenverkehr bezeichnet haben, ist leicht nachzuweisen. Der Mensch fühlt sich in keiner anderen geistigen Beziehung so selbsteigen und selbstständig, als hier. Bei der Anwendung der Vernunft, also wenn es sich um Erkenntniß der Wahrheit handelt, hat der Mensch seine Schranke, die er oft nicht im Stande ist, zu übersteigen. Die Denkkraft reicht eben oft nicht aus, mag dies nun an dem Stande seiner besonderen persönlichen Vernunft oder an der bis heute erstiegenen Stufe der allgemeinen Menschenvernunft liegen. Sobald es sich aber um die Berücksichtigung des allgemeinen Menschenwohles, um die eigene Selbstbeschränkung zu dessen Gunsten, um Hingebung und Aufopferung handelt, d. h. sobald wir uns im Bereiche der Sittlichkeit bewegen, fühlen wir uns ohne alle Schranken und die Betretung des rechten Weges nirgend unmöglich gemacht. Etwaige Schranken, die uns entgegentreten, finden sich nur in unserm eigenen Willen. Wenn wir nun auch nicht ohne Weiteres sagen können, derselbe sei frei, da er vielmehr stets von gewissen Beweggründen abhängt, so haben wir doch das bestimmte Gefühl und klare Bewußtsein, daß wir ihn von unsern überwuchernden Trieben und Neigungen d. h. von unsern Leidenschaften unabhängig und allein von unsrer Selbstbeschränkung, von unsrer guten Gesinnung abhängig machen können und sollen. So vermögen wir uns freien Willen zu erwerben, indem wir uns über die Auswüchse und Uebertreibungen unsrer sinnlichen Natur zum ruhigen sittlichen Gefühl und Bewußtsein unsrer geistigen Natur emporarbeiten. Da fühlt sich der Mensch als solcher im höchsten Sinne des Wortes, d. h. als ein nach dem Maße seiner Kraft vernünftig denkendes, zugleich aber unbeschränkt gutgesinntes Wesen, mithin nur von sich selbst nach seiner menschlich eigenthümlichen (nicht nach seiner

thierischen) Seite abhängig, d. h. frei. Ja, so weit auch der Mensch in der Erkenntniß des Wahren kommen kann, so ist er doch darin natürlich beschränkt, in der Wahl des Guten aber kann er sich unbeschränkt machen, und so steht ihm nach eigenem Gefühl und Bewußtsein noch höher als die Wahrheit das Gute.

In der Bedeutung für das Menschenleben verhält es sich ebenso. Was nützt alle Erkenntniß, wenn sie nicht durch den guten Willen zum Segen für Alle angewendet wird? Erkenntniß sichert ebenso wenig wie äußere Macht ein für das Allgemeine segensreiches Verhalten. Die Klugheit wird oft zum Nachtheil für Andere angewendet. Selbst tiefere Erkenntniß unterliegt oft der feigen Bedenklichkeit ihrer Inhaber. Nur wenn die gute Gesinnung als Willen und That kraftvoll sich geltend macht, gereichen die andern guten Gaben des Menschen zum Heile.

Dieselbe höhere Stellung nimmt das Gute in der dritten Seite der Religion, der Zukunftserwartung ein. Was diese betrifft, so ist sie im Anschluß an die Rührigkeit und den Thatenreichthum unsres gegenwärtigen Lebens immer mehr auf dieses Leben selbst bezogen worden. Früher zauberte sie dem Menschen ein sehr phantastisches himmlisches Leben vor. Phantasiestücke will man aber heute nicht mehr, wenn es sich um den Ernst des Lebens handelt. Dieser steht auf dem Boden dieser Erde, und dieser Boden läßt sich ebenso wenig durch jene alten Himmelsträume, wie durch die moderne Verneinung des Lebens verflüchtigen, denn wenn man auch dem Satan d. h. dem Widersacher das Wort: „Denn Alles, was entsteht, ist werth, daß es zu Grunde geht", unmuthig nachspricht, so bleibt es oder erneuert sich vielmehr doch stets und das Leben wird fortgeführt. Dieses verzweifelnde Zeitbewußtsein ist eben eins des Ueberganges, also der Vergänglichkeit, und je mehr es dazu angethan ist, uns, um doch einen Trost zu haben, auf die alte thatlose Himmelshoffnung zurückzuführen, desto eifriger wollen wir, dem sittlichen Triebe gehorchend, halten was wir haben, und es bessern, soviel wir vermögen, damit wir uns den Himmel auf Erden erbauen helfen. Dieser ist die Lebensschönheit, die es neben der Kunstschönheit giebt. Beide sind ideal und in ihren Gebieten gilt also das Streben, Ideen durch absichtliche Arbeit zur äußeren Darstellung zu bringen. Beide zeigen also in ihren Erzeugnissen eine stets aufs Neue gesuchte Annäherung an das Vollkommene. Und wie die Kunstschönheit ihre Gebilde jedes Mangels, jeder Schwäche möglichst entkleidet und die Menschen als Götter und Helden darstellt; wie sie selbst die Natur, in der wir leben, in Landschaften zu Ideen z. B. des Lieblichen, des Erhabenen, der Unruhe, des Friedens erhebt: so tritt die Lebensschönheit in äußeren Verhältnissen, Personen und Gemeinschaften nicht minder lieblich und erhaben hervor, z. B. in Familien, die von Liebe und Vertrauen durchdrungen, in Staaten und Völkern, die in gesunder kräftiger Entwicklung zu hoher Bildung und allgemeinem brüderlichen Wohlsein begriffen, in Helden, die auf verschiedenen Lebenswegen von Hingebung und Aufopferung getragen sind.

Die **Lebensschönheit**, sowohl in ihrem theilweisen Vorhandensein als auch in ihrem ausgedehnteren und höheren Erstrebtwerden ihre Wirklichkeit darstellend, ist der wesentliche Inhalt der Zukunftserwartung. Arbeiten wir für sie!

Indem wir das thun, machen wir dieselbe Erfahrung hinsichtlich der Stellung des Guten zu ihr, die sich im Verhältniß des Guten zum Wahren ergab. Wie wir dort in der Einsicht unsre Grenze fanden und nur in der guten Gesinnung zur völligen Freiheit uns zu erheben vermochten, so finden wir auch unsre Grenze in der Verwirklichung der Idee des Schönen. Wie die Denkkraft mangelhaft ist, so ist es die Thatkraft, und auch die äußeren Verhältnisse sind oft hinderlich, die Mittel nicht ausreichend. Nur die gute Gesinnung ist unser, nur darin können wir ganz frei werden. Und wie die Erkenntniß des Wahren, wenn der gute Wille nicht hinzutritt, keinen Nutzen und Segen für das Allgemeine sichert, ganz ebenso ist es hinsichtlich der Hoffnung auf bessere Zustände oder der Zukunftserwartung. Das Hoffen und Harren macht's nicht, sondern neben der Einsicht, daß allgemeine bessere Zustände auch die Bedingung des Wohles der Einzelnen sind, und daß es Pflicht ist, das allgemeine Recht und Wohlergehen in's Auge zu fassen, macht es die wirklich vorhandene gute Gesinnung, welche guten Willen hervortreibt und einen Eifer der Ausführung sichert. Wie das Gute über dem Wahren steht, so steht es auch über dem Schönen. Es ist das tief innerste, eigenste, freieste Leben des Geistes, eben weil es Gesinnung ist, während das Wahre und Schöne von Kräften und Verhältnissen abhängt, die nie ganz in unsre Macht gegeben sind.

(Fortsetzung folgt.)

Druckfehler-Berichtigung.

In dem Artikel: „Der Mordversuch auf den Kaiser“ (Nr. 20 der „Wage“) ist zu lesen:

S. 306 Z. 3 v. o. sattsam statt: seltsam,
S. 308 Z. 2 v. o. fruchtbar statt: furchtbar,
„ „ Z. 27 v. o. Reichsgesundheitsamt statt: Kriegsgesundheitsamt.

Verantwortlicher Redacteur: Albert Hermann in Berlin.
Druck und Verlag von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 31. Mai 1878. Nr. 22.

Probleme der Ausflucht.

II.

Ein zweites Beispiel von falscher Steigerung oder Verallgemeinerung von Kulturfragen. Jüngst hielt uns ein sehr fein und ideal gestimmtes Gemüth à bout portant die Pistole auf die Brust: „Sagen Sie mir ob die Erde immer ausreichen wird die Menschheit zu ernähren! Die Menschen vermehren sich immer fort, man zählt gegenwärtig, glaub' ich, schon 1½ Milliarden. Die Erde wird aber nicht größer, es muß also eine Zeit kommen, wo weder Land noch Wasser mehr genügen um dem allzu zahlreichen Menschengeschlecht Nahrung zu gewähren. Wie wird diese Antinomie überwunden?" — In zwanzig Millionen Jahren. — „Nein, werden Sie ernst! Die 20 Millionen Jahre kümmern mich keinen Augenblick, ich denke über die „schlechte Unendlichkeit" grade wie Sie. Sagen Sie mir, wie füttern wir endlich die stets zunehmende Bevölkerung auf dem stationär bleibenden Flächenraum der Erde! Ich will Ihnen einen Schritt entgegenthun. Ich weiß was die Socialisten sagen: Oben wird zu viel verzehrt und deßhalb ist unten Mangel. Gut, tilgen wir die übermäßigen Einkommen in der Höhe, lassen wir das obere Zuviel nach unten gelangen. Eine Weile mag das helfen, ich gebe es zu; aber wenn Alle Arbeiter geworden sind, Alle mehr oder minder gleichmäßig verzehren, immer wieder wird die zu zahlreiche Menschheit auf der sich gleichbleibenden Erde an den Rand gedrückt werden, wo eine große Anzahl über Bord geworfen werden muß, damit die Uebrigen weiter existiren können. Die Gleichheit vor dem Untergange wird vielleicht hergestellt sein, aber die Unvermeidlichkeit des partiellen Untergangs bleibt sich gleich."

— Der „Rand", von dem Sie sprechen, ist die Gränze des theologischen Verstandes, der Alles „über Bord wirft", was er nicht gebrauchen kann. Der Urheber Ihres Gedankenganges ist ein anglikanischer Reverend, der das irdische Jammerthal zur Abwechslung einmal anders definirt hat und der zur Rettung der sündigen Seelen kein anderes Mittel wußte als die Hölle auf Erden einzurichten.

„Sie wissen, daß ich nicht theologisch denke und daß ich mit allen positiven Religionen gebrochen habe. Aber eine Wahrheit bleibt doch eine Wahrheit, und sollte es zufällig ein Theologe sein der sie ausspricht."

— Zufällig? Der Mensch spricht immer nur sein Wesen aus. Ein Theologe kann nur theologisch denken, oder er war nie einer. Aber

theologisch ist der Gedankengang von Malthus durch und durch; die Theologie in ihrem weltlichen Ausdruck ist Aristokratie: Seligkeit für die Auserwählten, Verdammniß für die armen Sünder.

„Ich gebe Ihnen ja das aristokratische Element preis, ich adoptire die sozialistische Gleichmachung unter der Bedingung daß Sie mir wenigstens eine Aussicht auf Lösung der Antinomie: Bevölkerung — Erdfläche eröffnen. Es giebt auch neuere Schriftsteller, die nie eine Kanzel betraten und die dennoch das Malthus'sche Prinzip festhalten und das eigentlich soziale Problem in der Ueberrvölkerungsfrage erblicken."

— Lassen wir diese „neueren Schriftsteller"; denn, um ihnen gerecht zu werden, müßten Sie ihr ganzes System einer genauen Prüfung unterwerfen, um sie vielleicht selbst durch sich selbst zu widerlegen. Denn — und jetzt will ich ganz ernst werden — erlauben Sie mir zu sagen, daß Sie das Pferd am Schwanze aufzäumen. Was Sie ursprünglich wollten, war, ehrlich gesprochen, eine Antwort auf die soziale Frage, auf die wohlaufzuwerfende Frage: Wie schaffen wir das Elend aus der Welt, das konstatirte, nicht nur konstante, sondern progressive, unleugbare Elend mit all' seinem Anhange von Sünde, Laster und Verbrechen, mit der Degeneration der Menschheit? Oder bescheidener, und doch eben so wahr ausgedrückt: Wie vermindern wir dieses Elend allmählich, wie bringen wir nur seine fatale Progression zum Stocken? War das nicht der Ausgang Ihrer Gedanken? — „Allerdings."

— Nun wohl, diesem Thema sind Sie nachgegangen, haben sich Aufschlüsse darüber hier und dort gesucht, sind redlich, uneigennützig, aufrichtig den Ursachen des Elends nachgegangen, Jedem dankbar gewesen, der nur ein Sandkörnchen zum Bau einer besseren socialen Welt herbeitrug; sind auch auf die Erweiterung der Frage eingegangen, um sie vom höchsten Gesichtspunkte aus in's Auge zu fassen und sind so endlich in die Hände der Sophistik gerathen, die theils untadelig, weil unbewußt sein mag, theils aber auch mit vollem Bewußtsein operiren kann. Wohin sind Sie dadurch gerathen? Von Steigerung zu Steigerung des Problems, von Verallgemeinerung zu Verallgemeinerung, ist Ihnen die „unbegränzte" Frage: Wie mildern wir das Elend systematisch, im Laufe der Zeit, vielleicht von Jahrhunderten, das Elend in jeder Form, ökonomisch, intellektuell, sittlich, ästhetisch, zur „unendlichen" Frage geworden: Wie verhält sich die Menschheit zum Planeten Erde? Sie sind aus der wirklichen Frage hinausgeworfen und befinden sich vor einem sog. interessanten Problem, mit dessen Stellung man die wirkliche Frage einfach todtschlägt und vornehm begräbt. Denn wenn es den Anschein gewinnen sollte, als ob in so viel tausend Jahren die Erde nicht im Stande sein dürfte, ihre Bewohner zu ernähren, wozu dann jetzt die Quälerei mit der socialen Frage, ja wozu? Das Majus verschluckt ja das Minus, wer wird sich um ein solches Minus noch kümmern? Bagatelle, trifling!

„Führt denn aber das Minus nicht logischer Weise zum Majus? muß man denn nicht nothwendig an das Majus denken, während man sich mit dem Minus beschäftigt?"

Ich wehre es Ihnen nicht, aber Sie laufen Gefahr, ob der schlechten Unendlichkeit die konkrete Unbegränztheit aus den Augen zu verlieren. Ich rathe Ihnen die soziale Unendlichkeit den abstrakten Kulturphilosophen

oder der spekulativen Ackerbau-Statistik zu überlassen, die sich in unschädlicher Weise damit beschäftigen möge. Wollen Sie wirklich Sozialökonomie treiben, so lassen sie diese Unendlichkeit Unendlichkeit sein. Werden Sie nicht vor lauter Verstand irrationell, vor lauter Logik unvernünftig!

„Aber ich habe Sozialökonomie getrieben, ich wüßte nicht vieles was ich nicht gelesen hätte. Immer stieß ich auf die letzte Frage, die Sie „unendlich" nennen. So helfen Sie mir, ich bin ja willig. Erlösen Sie mich von der „schlechten Unendlichkeit!"

— Sie haben viel gelesen, vielleicht zuviel, aber entweder nicht genug gedacht, oder nicht gut genug. Was brauchen Sie überhaupt viel zu lesen, denken Sie! Sie sind reich nicht wahr? — „Man hält mich dafür und Sie wissen daß ich mir die Größe meines Besitzes schon oft zum Vorwurf gemacht habe." — Mit Unrecht, Niemand macht von seinem Ueberfluß einen so edlen, so wohl überlegten Gebrauch. Ließe sich die Wohlthätigkeit organisiren, so hätten Sie das Räthsel zum Theil gelöst. Aber darum handelt es sich nicht, Sie haben die Anhäufung von Besitz in einzelnen Händen nicht erfunden, so wenig als Ihr verstorbener Herr Vater, auf dessen Vermögen auch nicht der kleinste Makel haftet. Ihre Familie ist in Besitzverhältnisse hineingeboren worden wie der Proletarier in sein Elend. Sie sind nun einmal reich, und zwar ohne Arbeit, und die Thätigkeit Ihres Herrn Vaters, so tadellos und lobenswerth sie sein mochte, ist unbedingt zu hoch vergütet worden. Seine unter den gegebenen Verhältnissen unantastbare Gewinnquote hat zahlreiche Andere übervortheilt, hat diesen Andern nicht gestattet zu sammeln, wenn auch im geringern Maßstabe, hat eine Masse selbständiger Haushalte am Entstehen verhindert, folglich — Proletarier erzeugt.

„Nie hat ein braver Arbeiter in unseren Diensten Noth gelitten". — Ich weiß, aber der brave Arbeiter hatte Kinder, vier oder fünf sagen wir. Und diese hatten wahrscheinlich wieder Kinder, und keines dieser Kinder kam mit einer Ausstattung zur Welt. Die zweite, ganz gewiß die dritte Generation brachte nichts mit sich als die bittere Nothwendigkeit, in fremden Diensten Arbeit und Brod zu suchen. Setzen Sie alle Fabrikanten, Großhändler, Rheder 2c. im Jahre 1800 als vortreffliche Menschen, welche ihren Besoldeten Wohnung, Krankenkasse, Sterbekasse, Pension, den Kindern Unterricht zusicherten: was wird in dritter Generation, beiläufig jetzt, aus der Mehrzahl des Nachwuchses geworden sein? Proletarier, Sie wissen was das Wort bedeutet.

„Kinderbesitzer, nicht wahr?"

— Noch etwas mehr, Nur-Kinderbesitzer. Ein furchtbarer Hohn in einem Staate, in welchem der Unterschied im Besitze die Würde des Menschen abstuft. Das haben wir von den alten Römern. Nun, das Nur-Kinderbesitzer schließt jeden andern Besitz aus, läßt die Sorge um die Zukunft, also auch für die Kinder gar nicht aufkommen. Diese stets wachsende Gesellschaftsschicht vermehrt sich eben deßhalb so stark illegitimer oder legitimer Weise, weil ja doch Alles gleichgültig geworden ist, und dieser Ueberschuß der Bevölkerung, das Produkt der Erwerbsverhältnisse und des aus ihnen entspringenden Leichtsinns in der Proliferation: das hat das Schreckbild der Uebervölkerung hervorgerufen.

„Aber die Uebervölkerung war ja in allen großen Reichen der Vergangenheit periodisch vorhanden, und immer mußten Kriege, Pest und Hungersnoth die Sache wieder ins Gleiche bringen."

— Verwünschte Theologie! Wer sagt Ihnen denn, daß dieselben Ursachen nicht auch früher schon gewirkt haben, und bedenken Sie denn nicht, daß die Arzneikunde eine sehr junge Wissenschaft ist, daß die Sanitätspolitik noch jetzt in den Windeln liegt? Wenn dann das brutale Faktum des Massensterbens vorliegt, so kommt die Theologie heran und entdeckt den Finger der Vorsehung. Ebenso oft wie das Massensterben zeigt sich in der Geschichte die Begünstigung der Heirathen und die Bestrafung des Ledigbleibens. Augustus belegte im Lande der „Proletarier“ die Hagestolzen mit einer Steuer; in Preußen war wenigstens bis vor einiger Zeit der König ex officio der Pathe des siebenten Knaben. Die Gegenproben werden von den Theologen der Uebervölkerung sorgsam verschwiegen.

„Aber das werden Sie doch nicht leugnen daß, soweit wir zurückdenken, stets nur von zu starker Vermehrung, niemals von Aufmunterung zur Heirath die Rede war.“

— Das Buch von Malthus ist von 1798, eröffnet somit unser industrielles und Maschinen-Jahrhundert ganz à propos. Zwanzig Jahre lang hatten die Grundsätze Ad. Smiths damals schon Zeit gehabt sich Geltung zu verschaffen; die französische Revolution setzte sie unter dem Banner der „Freiheit“ ins Werk. 1815, nach hergestelltem Frieden, trat die sog. liberale Oekonomie, das laisser faire, der Krieg Aller gegen Alle, an die Stelle der Napoleonischen Kriege. Mit der Julirevolution 1830 waren alle Hindernisse niedergeworfen, Enrichissez-vous! wurde die ausgesprochene staatsmännische Parole; dem „bereichert Euch“ des Einen antwortete wie ein Echo das Wort des Andern von den „Barbaren vor unseren Thoren“. Die Proletarierzucht war förmlich eingeführt; die Proletarier erzeugten den Reichthum, nur zu viele Kinder sollten sie nicht erzeugen; im letztern Falle waren sie „Barbaren.“

„Und wenn durch andere soziale Einrichtungen die Proletarierzucht gehemmt wird, giebt es dann weniger Kinder?“ — Ganz gewiß, weil dann, nicht auf einmal, wohl aber im Laufe der Zeit, berufslose Kinder ein Unding sein würden. Das Proletarierkind ist das berufslose Kind. Das wachsende Proletariat ist die wachsende Berufslosigkeit. Berufslos ist wer ohne nützliche Thätigkeit gefüttert werden oder verderben muß.

„Gut, aber die Bevölkerung in einer organisirten Gesellschaft steht doch auch nicht stille; aussterbende Völker produziren immer weniger und können sich auf die Dauer nicht erhalten.“

— Das Aussterben verkommner Völker gehört auf ein anderes Blatt. Sie aber eilen schon wieder zur Planetenfrage. Was an dieser Frage berechtigt ist, heißt die Untersuchung der Bodenfläche und der Produktivität des Bodens. Diese Untersuchung müßte hier von Rechtswegen eingeschaltet werden; ich könnte Ihnen dieses neue Hinderniß in den Weg legen, ehe Sie zum „Rande“ gelangen und Ihrem Naturell zuwider „über Bord werfen“. Indessen würde uns das sehr weit führen und soll uns lieber ein andermal beschäftigen. Für jetzt glaube ich genug erzielt zu haben, wenn ich Sie zu der Einsicht brachte, daß man sich vor falschen Steigerungen und angeblich genialen Verallgemeinerungen jedes Problems, also auch des sozialen, sorgfältig zu hüten hat. Besorgen wir zunächst das Nächste, das Nöthigste, thun wir unsere Pflicht da wo sie gebieterisch gefordert wird, lassen wir den jüngsten

Tag aus dem Spiele! Sagen wir mit Faust: „Das Drüben kann mich wenig kümmern." Drüben, jenseits, ist Alles was dem Menschen Angesichts einer wichtigen Angelegenheit sonst noch Alles einfallen kann, was sich noch Alles sagen ließe, wenn man über den Hauptpunkt hinausschweift. Thuen Sie den bewußten Sophisten nicht den Gefallen, in unbewußter Sophistik auf ihren Leim zu gehen!

— „Verbindlichen Dank für die Bußpredigt. Einiges gibt mir zu denken. Aber, nicht wahr, die Ackerbaufrage kommt doch nächstens daran? denn . . ." — Denn Sie können den „Planeten" nnd den „Rand" und das „Ueberbordwerfen" noch nicht so ganz vergessen. Es sei darum. Hartnäckige Katechumenen sind mir lieber als leichtfertige Energumenen. —

Der Socialismus und das Landvolk.

Eine Antwort an Herrn Dr. Mülberger von A. B.

Mein Herr!

Umstände, die ich nicht zu ändern vermag, zwingen mich, noch mit halb geschlossenem Visir zu kämpfen. Wer mich kennt, weiß, daß diese Kampfesweise nicht nach meinem Geschmack ist und ich nie einem Kampfe aus dem Wege gehe, obgleich in dem vorliegenden Falle wohl die Frage am Platze war, ob gegenüber der arroganten und schulmeisternden Art, die mit persönlichen Invektiven gespickt ist, mit der Sie zu kämpfen für nothwendig halten, es nicht würdiger gewesen wäre, Ihre Angriffe mit stillschweigender Verachtung zu übergehen.

Sie haben diese Kampfesweise in allen Ihren bisherigen Arbeiten angewandt und mit Vorliebe die Aeußerungen Einzelner als Ansichten der Gesammtheit der deutschen Socialisten ohne weiteres generalisirt und im Tone der Unfehlbarkeit kritisirt.

Ich bedaure trotzdem, daß man in Folge dieser Art des Kampfes Ihnen die „Zukunft" für Ihre Entgegnung verschlossen, und will ich nur bemerken, daß ich, sobald ich von Ihrer Einsendung Kenntniß erlangte, nachdrücklich darauf drang, daß sie Aufnahme fände. Da meine Auffassung nicht berücksichtigt wurde, verzichte ich darauf, mit ungleichen Waffen zu kämpfen und bitte die Redaktion der „Wage", dieser Entgegnung die Spalten ihres Blattes zu öffnen.

Wie schon bemerkt, Sie lieben es, vom hohen Pferde der Unfehlbarkeit herab Partei und Personen abzukanzeln und zwar manchmal da, wo Ihnen die einfachste Vorsicht gebieten sollte, mit Ihrem Urtheil zurück zu halten, bevor Sie nicht genauer Ihre Gegner kennen. Weil ich Ihre anarchistischen Ansichten wegen ihrer Oberflächlichkeit und der haltlosen Art der Darstellung angriff und mit vollem Recht auf den mehrfach von Ihnen verherrlichten Proudhon hinwies, dessen Gedanken Sie in Ihrer ganzen Arbeit fast wörtlich wiedergeben, der deshalb für die Beurtheilung Ihrer Person typisch ist, glauben Sie, ohne mich einer Unrichtigkeit zeihen zu können, mir Unwissenheit und Unverständniß über die verschiedenen Begriffe von Anarchie und Proudhonismus vorwerfen zu können und versteigen sich so weit, anzunehmen, daß mir Proudhon's Werke erst aus zweiter Hand, d. h. in einer zurechtgemachten Darstellung bekannt seien.

Nun habe ich freilich nicht die dreißig Bände Proudhon's studirt, halte dies auch für sehr überflüssig, um den Mann kennen zu lernen, aber ich habe doch ein Viertel der 30 Bände und zwar die bedeutendsten seiner Arbeiten

in meinem Besitz und habe mir einige Mühe gegeben, die positiven Gedanken des Mannes und sein eigentliches System zu entdecken. Ich habe bei dem besten Willen nicht vermocht, greifbar positive Gedanken zu erlangen, und gestehe, daß auch das, was Sie als Quintessenz Proudhon'scher Weisheit im Märzheft der „Neuen Gesellschaft" geben, mir nicht viel mehr als Phrase erscheint, da sich unter den von Ihnen formulirten Postulaten alles Mögliche denken läßt.

Zum Unglück für Sie und Proudhon scheint es andern Leuten um kein Haar besser zu gehen, als mir. Als ich vor einigen Monaten einen alten socialistischen Freund in Zürich bat — der beiläufig bemerkt, Herr Doktor, als thätiges Mitglied schon zu einer Zeit in der Bewegung stand, wo Sie und ich noch nicht die ersten Höschen anhatten, und seit Jahrzehnten in seiner Heimath sich ausschließlich den Studien und der öffentlichen Thätigkeit gewidmet hat — er möge mir Cabet's Reise nach Ikarien und einige andere Schriften von ihm senden, antwortete dieser unter anderem: „Von Proudhon schicke ich Ihnen nichts, da weiß man nicht, was nehmen, solche Stöße habe ich zur Verfügung. Wenn man sich die Augen blind gelesen hat, so steht man erst wie der Ochse am Berg, ich glaube gar, daß Proudhon selbst nicht recht wußte, was er wollte; mir erscheint er als rein socialer Mystiker." Meine Antwort, Herr Doktor, lautete: „Es sei gut, daß er mir von Proudhon nichts geschickt, ich besäße genug von ihm. Es freue mich aber, daß sein Urtheil über Proudhon auch das meine sei; mir sei es bei dem besten Willen mit seinen Werken nicht besser gegangen. Wenn man glaube, jetzt komme nach einer manchmal geistreich geübten Kritik der positive Gedanke, so verliere sich sein Geschreibe ins Unfaßbare und Mystische."

Hiernach dürften Sie einsehen, Herr Doktor, daß ich wohl weiß, daß das Credit- und Circulationssystem, das er 1848 in der Pariser Kammer vorschlug, nicht sein „einziger" Gedanke war, aber es war für seine sociale Umgestaltung der Hauptgedanke, neben dem eine Vertheilung, nicht eine associative Bewirthschaftung des Grund und Bodens, und eine auf dem Lohnsystem beruhende in bürgerlicher Weise organisirte industrielle Arbeit bestehen sollte — zwei Gedanken, von denen Sie dem ersten in deutlicher Weise auch in Ihrem Opus Ausdruck gegeben haben. Der Hauptgedanke wurde von Pr. im Jahre 1848 praktisch formulirt und stellte sich als horrend unpraktisch heraus. Und da Sie nun in Ihrem Artikel in Nr. 8 der „Zukunft" einen ganz ähnlichen Vorschlag machten und zwar den einzig praktischen, den Sie in Ihrer Kritik gegen die angeblich höchst unpraktische und falsche Art, wie der deutsche Socialismus die Lage der Bauern behandele, vorschlugen, so war mein Hinweis auf diesen Proudhon'schen Vorschlag vollkommen gerechtfertigt. Denn er bewies, daß Ihre ganze Kritik eine einfache Wiederkäuung Proudhon'scher Auffassungen war.

Daß Sie diese Nachbeter- und Nachtreterschaft Proudhon's mit einem Schwall von Worten und Redensarten hinwegschwemmen wollen, begreife ich, denn Sie konnten sonst unmöglich sich das Air eines von hoher Wissenschaft und tiefen Gedanken erfüllten Mannes geben, den Sie mir, dem Handwerker gegenüber, dem allerdings das gelehrte, aber auch recht rostige Rüstzeug unserer Universitäten abgeht, glaubten herausbeißen zu müssen. Es sei daher hier bemerkt, daß ich mir Ihre Mentorschaft, sei sie nun wohlwollend oder gegnerisch, ein für alle Mal verbitte und es als einen bedeutenden Rückschritt meiner Entwickelung ansehen müßte, sollte ich auf Ihre Ideen zurückkommen.

Im Uebrigen können Sie versichert sein, daß es nur ein Trugbild Ihrer erregten Phantasie ist zu glauben, daß mir oder irgend einem anderen deutschen Socialisten der Name Proudhon „fürchterlich" sei. Ich kann hier nur wiederholen was ich bereits in der „Zukunft" sagte: Ein Mann der selbst in Frankreich, wo er gelebt und seine Schriften massenhaft verbreitet worden sind, mit jedem Jahre mehr an Boden verliert, wohingegen die Ideen und die Entwickelungsauffassung des deutschen Socialismus mehr und mehr an Boden gewinnen,

ist für Deutschland ein überwundener Standpunkt; es liefe wider alle Entwickelungsgesetze, sollten bei uns die Ideen, die auf nichts anderes als Erhaltung und Umformung kleinbäuerlicher und kleinbürgerlicher Wirthschaftsformen hinauslaufen, irgendwie in Betracht kommenden Anhang finden können. Die schiefe Auffassung und das Unverständniß das Sie, wie ich in der „Zukunft“ nachgewiesen, offenbar von der deutschen Bewegung haben, mag bei Ihnen den entgegengesetzten Glauben rechtfertigen, ich kann darüber nur die Achseln zucken, wie Ihr Prognostikon, das Sie am Schlusse Ihrer Arbeit mit der Sie auszeichnenden Bescheidenheit aussprechen, meine große Heiterkeit hervorgerufen hat, wonach es um mich als „Kämpfer der Freiheit“ geschehen, wenn ich auf dem „schlimmen Pfade“, den ich in meinem Antwortschreiben gegen Sie eingenommen, verharre. Herr Doctor, das sind Kindereien, die ein ernsthafter Mann dem andern nicht bieten darf, will er nicht als Phantast und Ueberspannter angesehen werden.

Ich bekenne aufrichtig, daß es mir etwas schwer fällt auf Ihr Opus näher einzugehen. Denn wie Irrlichter springen Ihre Gedanken in dem bandwurmartigen Artikel umher und glaubt man einen positiven Gedanken erfaßt zu haben, so wird man eine halbe Seite weiter unten gewahr, daß Sie diesem selben Gedanken einen ganz andern Sinn geben.

Stellen wir kurz die Streitpunkte fest um die es sich handelte. Sie kritisirten in der Ihnen eigenthümlichen Weise, nicht als gemeiner Soldat der Partei, wie Sie glauben machen wollen, sondern als unfehlbarer Papst, die agitatorische Thätigkeit der Social-Demokratie unter dem Landvolk. Eine Schilderung, von der Sie selbst in Ihrem letzten Artikel zugeben, daß sie übertrieben war. Indem Sie dies zugeben müssen, Herr Doctor, sind Ihre Behauptungen von der angeblichen Resultatlosigkeit dieser Agitation und eine ganze Reihe darauf aufgebauter Schlüsse hinfällig. Sie sagten ferner, der Bauer sei in Bezug auf den Staat indifferent, ja er sei ihm im Grunde feindlich und sei unbewußt ein Anarchist; er sei für den Staats- und Associationsgedanken der deutschen Socialisten nicht zu gewinnen. Sie schlossen endlich Ihre Kritik mit einem Vorschlag, durch dessen Verwirklichung nach Ihrer Ansicht allein der Bauer gewonnen und ihm geholfen werden könne. Dieser Vorschlag lautete wörtlich:

„Eine Politik also die als ersten Grundsatz aufstellt, die Umwandlung von Pächtern in freie Besitzer zu begünstigen, braucht auf Entgegenkommen vom Bauer nicht erst zu warten. Ein hypothekarischer Credit von 5—6 Procent, wie er allgemein üblich, bei einer Grundrente von höchstens 3 Procent, heißt den Bankerott zur Naturnothwendigkeit machen. Eine Politik also, die den Credit socialistisch organisirt, so daß er sofort auf 2 oder 1 Procent sinkt um sich immer mehr der Unentgeltlichkeit, d. h. den bloßen Betriebskosten zu nähern, heißt der Bauer von Herzen willkommen. Was die Steuer und die Selbstverwaltung der Gemeinde betrifft, so werden wir ein andermal darauf zurückkommen, der Bauer ist auch in dieser Beziehung überaus empfänglich.“

Ich meinerseits habe Ihnen darauf in Nr. 10 der „Zukunft“ geantwortet, daß Sie in Bezug auf die socialistische Agitation und ihre Taktik von falschen Voraussetzungen ausgingen, daß, wenn der Bauer für die Befestigung in seiner gegenwärtigen socialen Lage als Einzeleigenthümer geholfen haben wolle, er auch von diesem Standpunkt aus bestimmte politische Ansichten und sociale Forderungen hege, für die wir, wenn sie eine Aufrechterhaltung seiner Zwergwirthschaft bezweckten, nicht eintreten könnten, daß es in Wirklichkeit auch keine Mittel hierfür gäbe in Rücksicht auf die gesammten socialen Zustände. Der Bauer gehöre einer im Absterben begriffenen gesellschaftlichen Entwickelungsphase an, in sofern als er dem Kapitalisten, dem Großgrundbesitzer zum Opfer falle — ein Satz, der durch Ihre oben citirten Worte, „daß er mit Naturnothwendigkeit dem Bankerott verfällt“, recht schön illustrirt wird — und daß

es ihm unsererseits zu beweisen gelte, sein Heil nicht in unmöglichen und unhaltbar gewordenen Produktionszuständen zu suchen, sondern in der Schaffung eines neuen socialen Zustandes, der die genossenschaftlich organisirte Ausbeutung des Bodens und aller Produktionszweige zum Ziele habe. Ihr Vorschlag eines „socialistisch organisirten unentgeltlichen Creditsystems" sei undurchführbar und ziele, wenn er zu verwirklichen wäre, auf die Aufrechterhaltung und Zersplitterung des Grund und Bodens hin, sei also reaktionär. Schließlich erklärte ich, mich erst dann auf eine nähere Kritik dieses Creditsystems einlassen zu wollen, wenn Sie damit näher herausrücken würden.

Hiernach lag also die Sache sehr einfach für Sie, Herr Doktor! Sie hatten gar nicht nöthig Ihre langen und unklaren Auseinandersetzungen über Anarchie, individuelle Freiheit, die gänzliche Resultatlosigkeit ja Schädlichkeit parlamentarischer Thätigkeit, gespickt mit reichlichen Invektiven über meine „Unwissenheit", „Verwirrtheit" u. s. w. loszulassen. Sie brauchten nur darzulegen, daß es allerdings möglich sei, den Bauer vom Pächter zum Eigenthümer von ein paar Fetzen Land zu machen, daß man ihm die Hypothek vom Halse ab und das nöthige Betriebskapital zu beschaffen in der Lage sei, indem Sie zeigten wie man „ein socialistisch organisirtes Creditsystem" das sich schließlich der „Unentgeltlichkeit" nähere, herstellen könne. Sie hätten damit zugleich gezeigt **wie Ihre Anarchie** praktisch verwirklicht sich ausnimmt. Detailmalerei brauchten Sie selbstverständlich nicht zu geben, aber es mußten die greifbaren Grundlinien des Systems angedeutet werden. Sie hatten wirklich keine schönere Gelegenheit mich, und die deutschen Socialisten wohl überhaupt, in Ihrer ganzen „konfusen Hohlheit" an den Pranger zu stellen und uns zum **pater peccavi** zu zwingen.

Was haben Sie Unglücklicher statt dessen gethan? Sie haben über alles Andere deklamirt, nur nicht über den Kern und Kardinalpunkt, den Sie sich bemühen zu einem reinen Nebenpunkt, den Sie nur hätten „andeuten" wollen, herabzudrücken. Nein, Herr Doktor, Sie werden nicht leugnen können, daß Ihr Creditsystem-Vorschlag — über das Steuersystem, das Sie noch außerdem in petto haben, kann ich nicht reden, da ich keine Ahnung davon habe, und was die Selbstverwaltung der Commune betrifft, so kann dies kein Streitpunkt sein — sehr innig mit Ihrem ganzen Anarchismus zusammenhängt und nur von diesem Standpunkt aus, wenn er überhaupt einen Sinn haben soll, einen haben kann; und so ist es nicht mit dem bloßen „Andeuten" abgethan. Wer auch als Nichtsocialist den oben von Ihnen citirten Satz liest, wird sofort begreifen, daß darin der Schwerpunkt für die Erläuterung Ihres Standpunktes liegt und nicht in dem Langen und Breiten, womit Sie sich darum herumgedrückt.

Der Punkt ist allerdings sehr kitzelig, denn hätten Sie näher darauf eingehen können, d. h. wären Sie überhaupt im Stande gewesen die Ausführbarkeit Ihrer Idee zu beweisen — die, wie ich schon hervorgehoben, wie alles Andere was Sie hauptsächlich ausgeführt, von Proudhon stammt — so hätten Sie für ihre praktische Verwirklichung in erster Linie vorschlagen müssen, daß man die Idee in die Massen werfe, dafür agitire, wähle, Vertreter sende, welche die Durchführung der Idee von der Regierung in irgend einer Weise verlangten oder erzwängen, sei es mit, sei es gegen ihren Willen. Sie wären mit einem Wort zu einer Befürwortung einer politischen Agitation genöthigt worden, ganz so wie Proudhon, der Anarchist **par excellence**, schließlich vor die Kammer trat um ihr sein Credit- und Circulationssystem als Lösungsmittel für die sociale Frage, acht Tage nach der Junischlacht, als der Socialismus einstweilen niedergeschlagen war, zu empfehlen.

Sie wären also, mit Einem Wort, mit Ihrer Bekämpfung der Betheiligung an praktisch politischer Politik **ad absurdum** geführt worden und hätten eingestehen müssen, daß die Art und Weise wie Sie Ihre Anarchie sich verwirklicht denken, hohl und bodenlos ist. Sie hätten noch weit mehr eingestehen müssen, nämlich, daß Sie und Proudhon oder Proudhon und Sie von der

Natur des Geldes und des Credits absolut nichts verstehen, sonst konnten Sie beide nicht den haarsträubenden Widersinn begehen von „einer Unentgeltlichkeit des Credits der sofort auf 2 und 1 Procent sinkt und sich den bloßen Selbstkosten nähere“ zu sprechen.

Sehen Sie, Herr Doktor, wenn man solche sinnlose Gedanken dreißig Jahre nach Ihrem Urheber als neue Weisheit predigen hört, so kann man allerdings etwas warm werden und Sie wagten es wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß Niemand in Deutschland Proudhon kenne. Doch ich erkläre Ihnen, daß ich jeden Augenblick bereit bin öffentlich, vor der ganzen Welt, meine bisherigen Ansichten über Socialismus als hirnverbrannt zu erklären, wenn Sie mir beweisen, daß eine „Unentgeltlichkeit des Kredits, der sich den bloßen Betriebskosten nähert“ möglich und nicht die grassefte contradictio in adjecto ist, die ein menschliches Hirn je erfaßte. Ich mache mich sogar anheischig, da mein eigenes Urtheil leicht parteiisch sein kann, mich dem Urtheil eines aus unparteiischen, aus Fachleuten zusammengesetzten Ausschusses zu unterwerfen.

So lange Sie diesen Beweis nicht liefern können, werden Sie darauf verzichten müssen mich oder andere Leute von gesunden Sinnen als Kampfgenossen für Ihre Art Anarchie zu gewinnen, denn ich wiederhole: Ihr Credit-Vorschlag steht mit Ihrem Begriffe über künftige Gesellschaftsorganisation in innigster Verbindung.

Damit könnte ich meine Antwort schließen, denn was nützen alle Auseinandersetzungen, wenn der Gegner sich hartnäckig weigert den einzigen praktischen Vorschlag, den seine vorausgegangene Kritik erzeugt hat und der seine Stellung klar macht, darzulegen.

Es sind aber noch einige Nebenpunkte, auf die ich eingehen muß, wobei ich von Allem was meine Person betrifft absehe, Ihr Urtheil über mich dem des Lesers unterstelle. Soll ich mich mit Ihnen darüber streiten, ob die historisch-kritische Auffassung und Darlegung des communistischen Manifestes richtig und dieses wirklich die glänzende Leistung ist, für die ich es und alle auf demselben Boden stehenden Socialisten halten? Das erforderte nicht blos ganze Bogen, es wäre auch eine Beleidigung gegen seine Verfasser, die mit vollem Recht darauf hinweisen können, daß die Ideen dieser Schrift nach mehr als dreißig Jahren sich stets wachsender Verbreitung erfreuen und heute thatsächlich die socialistische Welt zu mehr als zwei Drittel ihre Auffassung theilen sehen. Ich kann das Urtheil über die Schrift auch jedem Leser der „Wage“ überlassen, der sich mit Leichtigkeit dieses Schriftchen wird verschaffen können. Daß Sie das communistische Manifest mit dem Babeufs auf eine Stufe stellen, muß bei jedem, halbwegs urtheilsfähigen Manne, der die beiden Schriftstücke kennt, Ihre Naivität so unerschütterlich feststellen, daß ich kein Wort weiter darüber zu verlieren habe. Es würde aber auf Ihre geistige Entwickelung ein eigenthümliches Licht werfen, wenn Sie wirklich einstmals, wie Sie behaupten, den Anschauungen des communistischen Manifestes gehuldigt und dann, wie Figura zeigt — zu einem Verfechter proudhonistischer Ideen geworden sind.

Köstlich sind die Widersprüche, in die Sie bei dem Bestreben gerathen, den Bauer zu einem unbewußten Anarchisten zu stempeln. Einmal erklären Sie: der Bauer ist „revolutionär“, setzen dann aber sofort hinzu, und das ist einzig, „daß er bisweilen seine innersten Wünsche in veraltete und überwundene Formeln kleidet.“ Der Bauer wünscht z. B. die Aufhebung des Verbots die Waldstreu sich holen zu dürfen, oder er verlangt die Wiedereinführung der Wuchergesetze. Während nun jeder andere vernünftige Mensch sich sagt, daß solche Forderungen ganz wie die Forderungen des Handwerkers nach Zwangslegitimationen für die Arbeiter, Einführung der Gesellen- und Meisterprüfungen &c. in der rückständigen, im Absterben begriffenen gesellschaftlichen Stellung dieser Kreise liegen und sich als reaktionär ergeben, kommen Sie weiser Mann und sagen: Bewahre, liebe Leute, der Bauer ist revolutionär und er

fordert nur reaktionär, weil er nicht revolutionär sich auszudrücken versteht. Aber an einer anderen Stelle Ihres Opus ist dieser „revolutionäre" Bauer, „der seine innersten Wünsche bisweilen (sagen Sie lieber immer) in veraltete und überwundene Formeln kleidet" — in dieser Ausdrucksweise kommt wieder der metaphysische Proudhon zum Vorschein — wie eine „leere Wachstafel", in welche die Regierung mit den ihr zu Gebote stehenden Machtmitteln beliebige Eindrücke macht. Hiernach kann also die Regierung mit dem „revolutionären" Bauer machen was sie Lust hat. Sie läßt ihn als Marionette heute konservativ, morgen liberal, übermorgen demokratisch wählen und umgekehrt. Herr Doctor, sind alle Ihre „revolutionären" Anarchisten solche Leute?

Aber wir sind noch nicht zu Ende. Auf Seite 232 der „Zuk." lassen Sie Ihren Bauern eine bestimmte „politisch-sociale Tendenz" haben, „die der des Arbeiters entgegengesetzt ist." Hier waren Sie wenigstens der Wahrheit ziemlich nahe und wenn Sie logisch schließen könnten, mußten Sie sich hüten, ihn zu einem unbewußten Anarchisten zu machen. Dieser Widerspruch scheint Ihnen bei dem Eingang zu Ihrem zweiten Artikel in der „Wage" einigermaßen zum Bewußtsein gekommen zu sein, denn nunmehr erklären Sie: „Ich beabsichtige mit dieser Bezeichnung keineswegs ihn mit den französischen Anarchisten gleich zu stellen, ich will nicht einmal eine Anspielung auf dieselben machen."

Ja, was in aller Welt wollten Sie denn, Herr Doktor? Darauf antworten Sie tief und weise: „Nichts weiter, als daß sich der Bauer verflucht wenig aus jeder Regierung macht." Der logische Schluß aus diesen Worten ist: Es ist dem Bauer ganz gleichgültig, welche Regierung er hat, oder ob er keine hat, wo es dann also mit seiner „revolutionären" Gesinnung und der bestimmten „politisch-socialen" Tendenz, die Sie ihm zuvor zuschrieben, abermals nichts wäre und der Bauer nur ein Klotz ist, mit dem Jeder machen kann, was er will. Und Sie glauben, solche Gedanken für „wissenschaftliche" Weisheit ausgeben zu können und in Deutschland einen zurechnungsfähigen Menschen zu finden, der sie theilt? „Dämmert es Ihnen jetzt, was für eine bodenlose Verwirrung derartige Theorien in den Köpfen der Menge anrichten müssen?" Herr Doktor, den eben in Gänsefüßchen citirten Satz schleudern Sie mir in's Gesicht, ich gebe Ihnen denselben zurück.

Auf S. 311 der „Wage" schreiben Sie dem deutschen Socialismus die Ansicht zu: er glaube 4 Millionen Bauern wie einen Teig nach Belieben kneten zu können. Nein, Herr Doctor, wer das glaubt, das sind Sie, der den Bauer als „unbeschriebene Wachstafel" betrachtet, dem jede Regierung, und wenn er auch keine hat, gleichgültig sein soll, kurz der sich nach Ihren eben citirten Worten nach Belieben „kneten" läßt. Der deutsche Socialismus, Herr Doctor, hat das nie geglaubt; diese Idee spukt nur in Ihrem unglücklichen Hirn. 1872 wurde ein Brief eines meiner Freunde im „Leipziger Hochverrathsproceß" vorgelesen, der 1869 geschrieben war, und darin hieß es: Eine Revolution „machen" zu wollen ist ein Unsinn; könnte man sie „machen", so nur mit den Bauern, nie gegen sie und ohne sie. Begreifen Sie den gewaltigen Unterschied, der zwischen dieser und Ihrer Auffassung ist?

Der deutsche Socialismus hat im Gegensatz zu Ihren anarchistischen Freunden in Frankreich sich möglichst um den Bauern bekümmert. Diesem Umstand verdanken wir ganz wesentlich die über 500,000 Stimmen der letzten Wahl, an denen ja auch Sie Ihre Freude hatten. Aber, Herr Doktor, das waren keine weißen Protestzettel, sondern Zettel für Candidaten, welche die Bauern als Socialisten in den Reichstag haben wollten. Wollten wir Ihre Rathschläge befolgen, so bekämen wir nicht hunderttausend zusammen, Bauern und Arbeiter würden uns den Rücken kehren. Versuchen Sie es doch einmal, den schwäbischen Bauern, bei denen Sie Ihre praktischen politisch-ökonomischen Studien gemacht haben — weshalb mir manche Ihrer Ansichten recht erklärlich

sind — wieviel Sie für Ihre anarchistische Protestwahl gewinnen. Ihre Wachstafeltheorie dürfte in die Brüche gehen.

Genau so schief wie Ihre Ansichten über den Bauer, sind Ihre Ansichten über die politische parlamentarische Thätigkeit der Partei. Waren Sie es vielleicht, Herr Doktor, der die seit 10 Jahren befolgte Wahltaktik veranlaßte überall Candidaten aufzustellen ohne zu fragen ob sie gewählt werden, weil der erste Zweck der Wahl sei agitatorisch zu wirken und „Heerschau" zu halten? Ist Ihnen nicht bekannt, daß auf allen Parteikongressen bisher diese Taktik ohne Widerspruch beschlossen und durchgeführt wurde? Was soll ich also sagen, wenn Sie in Ihrem Opus aller Wahrheit ins Gesicht schlagen und behaupten, es sei uns um nichts weiter zu thun als ein paar Parlamentssitze zu erobern und die Volksvertreter zu spielen? Hält aber die Partei die Wahl für nothwendig und das Volk, auf das Sie so gerne sich berufen, hat durch die steigende Zustimmung uns Recht gegeben, so ist es auch ganz selbstverständlich für Jeden, der bis zu vier zählen kann, daß die Partei einen Wahlmodus wünschen muß, der die Abgeordnetensitze gerecht vertheilt und der Volksstimmung in der Vertretung den richtigen Ausdruck giebt. Daß Sie 12 und auch 41 socialistische Vertreter im Reichstag gleich Null erklären und mit dieser so gewonnenen Null Ihr mathematisches Genie leuchten lassen, und sie mit 3, 6, 9 multiplicirt Null sein lassen, entspricht ganz Ihrem Talent, schwarz für weiß und weiß für schwarz anzusehen; verständige Leute zucken darüber die Achsel. Unsere Gegner, die besser wie Sie wissen, was die Wahlen zu bedeuten haben, möchten die zwölf gern aus dem Tempel hinauswerfen; die Rechnung, daß $3 \times 12 = 36$ ist leuchtet unsern Gegnern besser ein wie Ihnen, Herr Doktor, unter Umständen ist mein Feind mein bester Freund, er lehrt mich was ich nicht thun soll.

Aber es ginge ja wider alle Logik, wenn Sie nicht dieselbe Ansicht hätten wie Ihr Meister Proudhon. Als dieser nur gewahr worden, welch eine traurige Rolle er in der Kammer nach der Junischlacht gespielt, so hegte er den psychologisch sehr leicht zu erklärenden Wunsch, nicht nur selbst nicht mehr gewählt zu werden, sondern auch Andere möglichst vom Wählen abzuhalten. Und da ein solcher Entschluß bei der Aktionslust des französischen Arbeiters schwerlich durchzusetzen gewesen wäre, so mußte man dieser Abstinenz ein revolutionäres Mäntelchen umhängen und konnte sicher sein, daß ein solcher Appell an die revolutionären Instinkte des französischen Arbeiters nicht ganz eindruckslos vorübergehen würde. Was die nothwendige Folge einer solchen für „revolutionär" ausgegebenen Taktik sein mußte und war, habe ich bereits in meinem Artikel in der „Zukunft" zur Genüge hervorgehoben. Wir brauchten jetzt blos eine solche Taktik als allgemeine Taktik der Partei zu proklamiren und der drohende Sturm auf das allgemeine Stimmrecht im heiligen deutschen Reich würde sofort in ein Zephirlüftchen sich verwandeln. Dieser einzige Hinweis auf die Wirkung einer solchen Taktik genügt um zu zeigen, weß Geistes Kind diese ist. Herr Proudhon liebte es auch sich mit aller Welt in Widerspruch zu setzen und alle Andern für Dummköpfe zu erklären. Sie ahmen ihm auch hierin getreulich nach. Der Epigone hat den Hochmuth des Meisters geerbt. Sie gehen aber, um Ihre Empfehlung politischer Abstinenz — denn ob ich aus Feindschaft gar nicht wähle oder mit weißem Stimmzettel wähle, ist schließlich toute même chose — zu rechtfertigen noch weiter, Herr Doktor und erklären mit gesperrter Schrift: daß mir der schrecklichste der Schrecken sei, wenn das Volk sich selbst bestimme. Durch was, Herr Doktor, können Sie diese dreiste unwahre Behauptung begründen? Ich kann ohne Prahlerei sagen, daß ich für die politische Erziehung und absoluteste Selbstbestimmung des Volks hundert Mal mehr gewirkt, wie Sie mit all Ihren Artikeln bis jetzt gewirkt haben oder wirken werden. Wenn Sie noch 20 Jahre in der bisherigen Weise fortpredigen, dürfte Ihr Erfolg gleich Null sein und in Anbetracht dieses Umstandes will ich auch diese, eigentlich viel zu lang gewordene Antwort schließen.

Confessionsloser Religionsunterricht.

Von
A. T. Wislicenus.

(Fortsetzung.)

Wenn denn das Charakteristische in der Religion die dem Menschen gegenüber stehende höhere Macht und der ihr gewidmete Dienst und die darauf gegründete Erwartung ist, und wenn nach fortgeschrittener, verinnerlichter und vergeistigter Auffassung die höhere Macht keine äußere, sondern nur eine geistige, nämlich das Wahre, Gute und Schöne ist, so ruht die Hauptmacht im Guten, weil dieses das allein ganz selbstständige, von Außendingen ganz unabhängige geistige Leben ist, das seine Kraft aus sich selbst schöpft und ohne welches weder das Wahre noch das Schöne ganz und gar sie selbst sind oder ihr Wesen vollständig darstellen. Geht die Erkenntniß des Wahren nicht Hand in Hand mit dem guten Willen der Geltendmachung desselben, so hat sie nicht bloß keine Folgen, sondern kommt auch nicht zur Klarheit und Entschiedenheit, erreicht also ihre eigene charakteristische Ausbildung nicht: ohne Wahrheitsmuth keine volle Wahrheitserkenntniß. Ebenso werden lebensschöne Verhältnisse, wenn sie nicht aus wirklich tiefer guter Gesinnung hervorgehen, nicht das wirklich Schöne sein, sondern ein gesinnungsloses Aeußere, ein Schemen ohne Fleisch und Blut und warmes Leben.

Wenn der Mensch das Gute als höchste Macht erkannt, so hat er nach seiner schon besprochenen geistigen Eigenthümlichkeit und Forderung eine unvollkommene Einzelerscheinung, indem er nach ihrem innersten und tiefsten Wesen fragt, zur Idee erhoben, in diesem Falle das Gute als höchste Macht zur Gottesidee.

Wir haben aber schon besprochen, daß das Gute im engsten Vereine mit dem Wahren und Schönen steht. Wie diese beiden ohne Jenes nicht zu ihrem eigenthümlichen Wesen kommen, so würde Jenes ohne diese beiden eines Theils das volle Licht auf seinem Wege und anderen Theils die schöpferisch wirkende Aeußerung und Mittheilung seines Wesens an unzählige einzelne Erscheinungen entbehren.

Die Gottesidee umfaßt also das Vollkommen-Gute in seiner Einheit mit dem Vollkommen-Wahren und Vollkommen-Schönen. Schon in dieser Gottesidee giebt sich das höchste Geistesleben kund, und wenn wir dieses nun in seiner ganzen Erscheinung als Erkenntniß, gute Gesinnung und schöpferisches Wirken; ferner in seiner unendlichen Weltstellung, lebend in allen denkenden, fühlenden und bewußt arbeitenden Wesen des unendlichen Alls (denn in einem solchen können jene nicht als auf das Stäubchen der Erde beschränkt gedacht werden); endlich in seiner vollen Selbständigkeit oder Selbstgenügsamkeit, lebend zwar nur in Individuen und doch als Ganzes unabhängig von der Willkür eines Einzelnen, in eigener Kraft und Macht ewig herrschend, wenn wir das höchste Geistesleben so auffassen, so schauen wir in ihm die wirklich lebendige, unendliche, ewige Gottheit selbst. Diese ist allherrschend, denn wenn auch „die Thoren" in Verkennung dessen sich gegen sie empören, sie macht dennoch in der Unzerstörbarkeit ihres eigenen innersten Wesens sich fortwährend geltend in der ganzen Welt und prägt ihre Spuren allen größeren Erzeugnissen: Sitten, Gebräuchen, Einrichtungen, Gesetzen

und deren steter Vervollkommnung, kurz dem ganzen vernünftigen, sittlichen und schönen Leben siegreich ein. So lebt die Gottheit, die wir in uns tragen, zugleich außer uns, ist aber nicht die Welt selbst einschließlich des Stoffes, der nur unbewußt zu ihr emporringt, die Gottheit ist vielmehr das höchste Geistesleben, in und durch sich selbst wirkend und herrschend im unendlichen All, und alles individuell bewußte ideale Streben oder Annähern an das Vollkommene in sich schließend in Ewigkeit.

Die Dreitheilung der Gottheit und die Hervorhebung des Guten ist keine Zersplitterung derselben, sondern nur ein Nothbehelf, um sie dem Verständniß näher zu bringen und um die Seite hervorheben, deren unsere Zeit besonders bedürftig ist. Es findet sich schon in der christlichen Dreieinigkeit etwas Aehnliches. Ueber den Gott-Vater, der als Schöpfer und Herrscher doch eigentlich die Hauptperson war, setzte man den Gott-Sohn, in dem eines Theils die gute Gesinnung in Lehre und Liebe menschlich sichtbar hervortrat, und den man anderen Theils als Opferlamm zur Tilgung der Sünden am meisten brauchte. Zu Zeiten, wenn in der gesunkenen und erstarrten Kirche man sich nach dem Wehen eines neuen Geistes sehnte, schaute man den heiligen Geist als Zeitgeist oder gar als eine bestimmte menschliche Person. Sonst hat er im gewöhnlichen allgemeinen Bewußtsein nie so recht die Persönlichkeit gewinnen können, die ihm das Dogma zuerkennt. Jetzt zeigt sich dieser webende und wirkende heilige Geist in den humanisirenden Bestrebungen, in welchen Religionen sie auch auftreten mögen, aufs Neue. Und wahrlich, er thut mehr noth als der Glaube an das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt, durch den sittliche Thatlosigkeit und Buchstabenglaube gefördert wird; auch mehr Noth als der Glaube an den Weltschöpfer und Herrscher, den Wolkensammler und Donnerer, der dann wieder im heiteren Himmelsgewölbe lächelt.

Schließen wir uns nun an den zweiten, dritten und vierten Punkt unsrer geschichtlichen Betrachtung an und fragen, wie sich Kirche und Geistlichkeit in unsrer Zeit gestalten kann, so ist es vor allen Dingen klar, daß bei einer solchen Vergeistigung und Versittlichung der Religion von einer herrschenden Stellung der Kirche und Geistlichkeit keine Rede sein kann. Kirche und Geistlichkeit sind an sich selbst nichts, sie haben keine Selbstständigkeit, kein Recht des Bestehens in sich. Sie sind lediglich die äußere Darstellung eines bestehenden religiösen Gemeinschaftslebens. Hört irgend ein solches geschichtlich gewordenes religiöses Leben auf, so hört auch dessen Folge: Kirche und Geistlichkeit auf. Doch geschieht dies selbstverständlich nicht mit einem Male. Es zeigt sich vielmehr schon lange vorher ein durch todte Gewohnheit und Gleichgültigkeit geschwächtes religiöses Leben, das dieses Namens schon nicht mehr würdig ist. Das spiegelt sich in Kirche und Geistlichkeit wieder, die immer mehr an Geist und innerer Kraft verlieren. Wer hält den Untergang auf? Die gedankenlose Gewohnheit des Bestehens, die Verwechselung von Religion und Kirche, die Furcht, mit der letzteren die erstere zu verlieren, die Einfügung der Kirche in den Staat, der von demselben gewährte Schutz, der entsprechende Eifer der Priesterschaft, die Macht der Hierarchie, die von derselben fanatisirten Massen. Wo ist der Gehalt der Sache in sich? Nirgends. Und ferner wo ist die Religion als inneres Leben? Gerade da am wenigsten, viel eher ist sie in Zweifeln oder in der Abwendung von der

Kirche. Wer die Religion in sich fühlt, der zweifelt im Allgemeinen nicht an der Fortdauer und Erhebung der Religion durch deren eigene geistige Macht und verschmäht alle blos äußeren Mittel dazu, und mag sich am wenigsten auf erstarrte, fast bedeutungslose Formen verlassen. Soll die Religion in wirklich lebendiger und würdiger Erscheinung hervortreten, so mögen diejenigen frei zusammentreten, die der religiösen Gemeinschaft wirklich bedürfen. Dann wird es Vorsteher und sonstige Beamte durch Wahl auf Zeit geben, aber nicht lässig werdende, auf obrigkeitlichen Schutz sich stützende Herren, welcher sich die Gemeinden nicht entledigen können. Ohne äußere Macht wird die Religion nur inneren Halt haben und als Geistes- und Herzenssache, also als Ueberzeugung der Einzelnen ihren unmittelbaren Einfluß auf das Ganze üben. Die Religion muß die eigenste innerste Angelegenheit der Menschen sein. Sonst wird sie das unwürdige und entwürdigende Geschäft schlauer Herrschsüchtiger. Die Verdummung der Massen bis auf den heutigen Tag ist ein grauenerregendes Beispiel. Wer trotzdem meint, man müsse die kirchliche Religion als Leiche conserviren, um die Sittlichkeit zu sichern, vergißt die widerwärtigen künstlich erzeugten Zuckungen derselben, die sich als Dummheit, Rohheit, Aberglauben und Fanatismus, aber nie als gesundes sittliches Leben kundgeben. Zugleich übersieht er die mächtigeren äußeren Hebel des Gesetzes und der öffentlichen Achtung, die den Menschen warnen vor argen Ausschreitungen, obgleich keineswegs sittlich machen. Echte Religion als Verlangen nach vernünftiger Weltanschauung, sittlichem Leben und getrostem Blick in die Zukunft bedarf, um ihre Aufgabe zu lösen, überall des geistigen Lichtes und der Herzenswärme. Die Religion als blinder Glaube an eine wunderbare göttliche Offenbarung ist nicht im guten Sinne wirksam für das Leben. Für den denkenden und sittlichen Menschen muß Religion ihre Wahrheit und Würde in sich selbst tragen. Wahrheit läßt sich nicht durch äußere Macht und Pracht erweisen, Sittliches steht mit solchen Dingen nicht in innerer Verbindung, geistige Dinge können sich nicht auf äußere stützen. Wer einer äußeren als prächtiges Schauspiel auftretenden Offenbarung bedarf, um an seine Religion zu glauben, der kann weder ein Verständniß von Religion an sich, noch Gefühl für dieselbe in sich tragen.

Wenn man sich gegen Anmaßung und Herrschgelüste der Kirche und Priesterschaft zu wehren hat, so wird der sittliche Standpunkt der wirksamste sein. Leider lassen sich noch immer Viele durch die Behauptung blenden, daß die Vernunft verderbt und unfähig sei, die Wahrheit zu erkennen und deßhalb müsse man der Kirche und dem Priesterthum glauben. Aber wer wird diesen noch glauben, wenn er die Herrschsucht, die Geldmacherei, die betrügerische Hervorbringung sogenannter Wunder, die Unverschämtheit gegen Wissenschaft und gesunde Vernunft, das so häufige sittenlose Gebahren von Priestern, die Bemäntelung und Verdunkelung desselben bemerkt? Mit den Grundsätzen und Forderungen der allgemein anerkannten Sittlichkeit liege man gegen die dunkle Kirchen- und Priestermacht zu Felde. Und dann rufe man das Gewissen dagegen auf und zwar das wirkliche, nämlich das innere und selbständige, nicht das sogenannte, das in der blinden Unterwerfung unter die Gebote des Priesters besteht. Das echte wirkliche Gewissen beruht auf unserem zur Ueberzeugung gewordenen Wissen über Pflicht und Recht, und tritt hervor

als die innere zu Pflicht und Recht mahnende, die Vernachlässigung oder Verletzung derselben strafende Stimme, die sich wohl eine Zeitlang überhören aber nie für immer unterdrücken läßt. Das Wissen kann zwar irren und deshalb finden wir bei ungebildeten Völkerschaften manche Handlungen durch das Gewissen gefordert, die unser Gewissen verwirft, aber die gute Gesinnung und der gute Wille sprechen im Gewissen unverletzt, und was das Wissen betrifft, so wissen wir eben, daß es dem Fortschritt der ganzen Menschheit unterliegt. Mithin nimmt der Gewissenhafte eine im Wissen fortschreitende, in der Gesinnung bleibende Stellung ein und diese gerade ist die höchste, die der Mensch einnehmen kann, denn fortschreitendes Erkennen, gutes Wollen, kräftiges Handeln ist die sittliche Hoheit des Menschen. Wie tief und unselbständig steht dagegen der Mensch, der sich von einem anderen Menschen, den er thöricht für einen Gottgeweihten hält (als wenn göttliche Weihe durch äußere Gebräuche erreicht werden könnte) in seinem Sollen und Wollen bestimmen läßt und sich ihm unbedingt überliefert und preisgiebt, so daß er sich zur Unwissenheit verurtheilen, zum Hasse gegen andersglaubende Mitmenschen verleiten und gegen die Stimme seines eigenen sittlichen Gefühls verhärten läßt. Blinder Gehorsam ist es, zu dem er sich verpflichtet, während er gerade dadurch der Pflicht gegen Gott und Menschen entfremdet wird und seiner höchsten menschlichen Eigenschaften, nämlich eines hellen Kopfes und warmen guten Herzens verlustig geht. Wirkliche Gewissenhaftigkeit d. h. ein Sichverpflichtetfühlen auf der Grundlage der Erkenntniß von Recht und Pflicht, und ein Sichselbstbinden durch Vernunftgeltung, Gerechtigkeit gegen Alle und Brudersinn, so daß im Gegensatze zu willkürlichem, selbstsüchtigen Belieben nach Neigung und Lust, das Gute als die in sich selbst beruhende höchste geistige Macht vor uns steht, der wir uns, freiwillig uns selbst bindend, beugen und unser sinnliches Wesen opfern: das ist das Ziel der religiös-sittlichen Richtung. In dieser behandelt man das Sittliche religiös d. h. man erkennt es als höchste Macht.

Kommen wir nun noch auf den fünften und sechsten Punkt unsrer historischen Betrachtung, nämlich auf die Humanisirung der Religion und die Vorbereitung zu derselben in der Reformation, so müssen wir sagen, daß wir in den meisten religiösen Einzelbestrebungen auch jetzt wieder in einer Reformation mit ihrer Halbheit stehen, daß aber der Gesammtgang der menschheitlichen Entwickelung auf eine entschiedene Humanisirung hinweist. Es war schon oben davon die Rede; hier nur noch die Bemerkung, daß es ein großer Irrthum ist, wenn man meint, um der Schonung des kindlichen Gemüths in der Religion willen sei es nöthig den Forderungen des scharfen Verstandes nicht ganz nachzukommen. Wissen und Gemüth sind keine Gegensätze. Der mit dem Worte „Gemüthlichkeit" getriebene Mißbrauch ist an der weit verbreiteten falschen Auffassung von „Gemüth" wesentlich schuldig, nach der man darunter ein unklares verschwommenes Gefühl versteht, das mit echtem Gemüth d. h. tief innerlichem und doch kräftig nach außen gerichtetem Seelenleben gar nichts zu thun hat. Jene elende Gemüthlichkeit, die um ungestörten langweiligen Vergnügtseins willen jeden Ernst und vollends jeden Streit, und wäre es um die heiligsten Güter, für verpönt erachtet, ist schon in Goethe's „Mit wenig Witz und viel Behagen dreht Jeder sich im engen Zirkeltanz" meisterhaft gekennzeichnet worden und ist ge-

radezu das Gegentheil von Gemüth. Halten wir uns dagegen an das herrschende „Mit Geist und Gemüth." Das ist die rechte Zusammenstellung, denn auf den erkennenden Geist, auf die Ueberzeugung von Wahrem und Guten, auf das lebhafte Gefühl für eine solche Ueberzeugung stützt sich das Gemüth d. h. der innere gewaltige Zug des überzeugungstreuen Menschen, sein Inneres durch die That nach außen geltend zu machen. Der Geist übt eine theoretische Thätigkeit: das Erkennen; das Gemüth eine praktische: das Ausführen. Es ist dem Menschen als erkennendem und wollendem Wesen natürlich, eine Erkenntniß in That umzusetzen. Dies unterlassen ist an sich eine Unnatur, zu welcher der Entschluß aus irgend Gründen, die aber sehr gerechtfertigte sein können z. B. genauere Prüfung der Erkenntniß, erst gefaßt werden muß.

Neben dieser wichtigsten Eigenthümlichkeit des Gemüths, nämlich der praktischen Thätigkeit, hat es eine zweite, die mit der Ueberzeugung von Wahrem und Guten eng zusammenhängt, und diese ist das Wohlwollen. Das Gemüth will durch seine Thätigkeit nützen, heilsam wirken, es ist also in ihm eben soviel Zuneigung zu den Menschen wie zu Wahrem und Guten. Diese zweifache Zuneigung zeigt sich am unmittelbarsten in dem kindlichen Gemüth, das ohne reife Erkenntnißgabe mehr nach seinem guten Gefühl handelt und von dem Schiller sagt: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth." Da aber Irren menschlich ist und bewußtes Handeln des denkenden Menschen allein ganz würdig, so darf er sich an dem Gemüth als alleinigem sicheren Leiter nicht genügen lassen, sondern er muß stets beflissen sein, seine Erkenntniß zu erweitern und zu berichtigen. Es braucht das kindliche Gemüth aber kein schwaches zu sein, das in übertriebener Weichheit gegen seine eigene Absicht nicht selten Anderen zum Nachtheil handelt. Es kann vielmehr in seiner Unmittelbarkeit recht stark und sich selbst getreu sein. Es kann sich steigern zum feurigen Gemüth, indem es in seiner eigenen Kraft sich überstürzt und gleich dem schwachen ebenfalls zu viel thut. Das schwache und das feurige Gemüth, beide machen am ersten schlechte Erfahrungen und diese Enttäuschungen führen zum herben, verbitterten und verhärteten Gemüth, welches freilich kaum noch dieses Namens werth ist, weil es im eigenen Absterben begriffen. Das abgestorbene, das also kein Gemüth mehr ist, ist das kalte, statt dessen gemüthlos zu setzen. Es fehlt Manchem die Thatenlust und besonders die Aufopferungsfähigkeit für die Wahrheit, denn es giebt auch einen kalten Verstand, der Schätze des Wissens aufhäuft, aber diese für sich behält, weil die Mittheilung Mühe macht, vielleicht auch Gefahr bringt. Da fehlt das Gemüth, das bekanntlich von Muth herkommt, denn die Erfahrung lehrt, daß die Naturgaben nicht gleichmäßig vertheilt sind.

(Schluß folgt.)

Druckfehler-Berichtigung.

In dem Artikel: „Confessionsloser Religionsunterricht" (Nr. 21 der „Wage") ist zu lesen:

S. 328 Z. 22 v. o. zur statt: der,
„ „ Z. 17 v. u. Naturmenschen statt: Kulturmenschen,
„ 329 Z. 3 v. u. ohne vor: diese Anregungen,
„ 332 Z. 16 v. o. das statt: die.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 18, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Postanstalt, für Berlin
durch E. Mecklenburg,
SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
4,50 Mark.
Insertionspreis 20 Pf.
für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben
von
Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. | Berlin, 7. Juni 1878. | Nr. 23.

Das zweite Attentat.

Demüthigend genug ist es vor der ganzen civilisirten Welt, was wir jetzt erleben. Muß denn nicht Jeder, der heute über das Thema des Tages sprechen will, mit dem Glaubensbekenntniß beginnen, daß er in der That und wahrhaftig den Mordversuch, an einem Greise verübt, nicht billige, daß er nicht die Mitthäterschaft auf sich nehmen wolle? Es gab früher gewisse Dinge, vorläufige Fragen, über die wenigstens der Gebildete vorweg fort zu sein beanspruchte: das Mindeste war da doch, daß man ihn nicht für einen Mörder, einen Mordesgenossen halte. Diese Schranke ist heute gebrochen. Wie der Schuß, so das Echo. War das Attentat vom 11. Mai wenigstens auf den Zufall der Einen Revolverkugel gestellt, so ging die öffentliche Meinung damals auch nur in der Einen, bestimmten Richtung, und war, da diese sich als haltlos zu erweisen schien, nun auch bereit, sich wieder in das Gebiet allgemeiner Rechtsanschauungen zu verlaufen; auf diesen Schuß vom 2. Juni, wie in seinem Streukegel von Geschossen die infame Speculation auf die Sicherheit des Treffens sich offenbarte, antwortete nun, dem entsprechend, ein Aufschrei der Empörung gegen fast Alles, was die moderne Weltanschauung ausmacht. Dem Verbrecher vom 11. Mai gegenüber ließ man sich daran genügen, die Abwehr der Gefahren zu verlangen, welche das aufregende Wort, gesprochen oder gedruckt, durch sein Mißverständniß in einem beschränkten Kopfe hervorrufen könne: der Verbrecher vom 2. Juni will sich mit so einfacher Betrachtung nicht erledigen lassen. Die der ruhigen Erwägung nächstliegende Annahme, für die überdem in dem Vorleben des Mannes bedeutsame Unterstützungspunkte sich finden, daß es sich nämlich um eine psychische Abnormität, um einen hohen Grad der moral insanity handle, also um eine von aller Solidarität fernliegende Thatsache, weist man vorweg zurück, man sucht anstatt dessen auf, wie wir sicher glauben, ergebnißlosen Wegen, nach einer Verschwörung, einem Complott. Ein auch nur halbwegs vernünftiges Motiv für die That läßt sich schon für den einzelnen Thäter nicht erdenken; um wieviel weniger können gemeinsame Interessen auf sie hingewirkt haben! In der noch urtheilslosen, nur aufgeregten Masse tönen die Empfindungen des 11. Mai noch nach und so wird, obwohl der Verbrecher (wenn er überhaupt für solche Fragen eine ernstere Theilnahme hegte) offenbar eher Anti-Socialist war, er

ohne groß Besinnen der socialdemokratischen Partei aufgehalst und, soweit dergleichen überhaupt in Deutschland geschehen kann, regt sich Richter Lynch sogar schon gegen sie. Als wir in einem an die National-Zeitung gerichteten, von dieser ohne jegliche Bemerkung abgedruckten Privattelegramm aus Bromberg lasen, daß nach dem Bekanntwerden des Attentats dortige Patrioten unter Absingung der Nationalhymne die Besucher des Arbeiter-Lesevereins aus deren Lokal vertrieben hätten, so begann allerdings das neuerdings so vielberufene Gespenst der Volksverwilderung auch für uns greifbare Gestalt zu gewinnen, so daß wir es sogar auf einer anderen Seite erblickten als derjenigen, auf der seine Gläubigen es sonst stets zu sehen pflegen. — Am ärgsten freilich treibt es die Presse, zumal der Nationalliberalen. Sie beutet den Umstand, daß der Thäter eine sogenannte gelehrte Bildung genossen, auf das Gründlichste aus. Die Andeutungen, die schon bei den letzten Reichstagsdebatten gegen die Kathedersocialisten laut wurden, treten jetzt in derbster Deutlichkeit auf, ja, weit über dies einzelne Fach hinausgreifend, erheben sie die Anklage gegen die gesammte „materialistische" Richtung dieser Zeit. Wohlverstanden, nur auf dem Gebiete ihres geistigen Lebens, die Ausschweifungen der Börse, der Großindustrie haben sie beileibe damit nicht im Sinne. Der Darwin'sche Uraffe, die Häckel-sche Plastidule haben Deutschland verwildert, nicht der seit Jahr und Tag unaufhörbar herübergeklungene bulgarisch-türkisch-russische Gräuel. In der Wuth und Tücke dieser Angriffe feiert der Stourdza von 1818 seine Auferstehung, nur daß jetzt Deutsche es sind, die über deutsche Wesen also schreiben.

Der Kaiser trug die Wunden, das Land aber das Wundfieber davon — möge Beiden bald die Heilung bescheert sein! Denn schreitet man inmitten dieser Aufregung zu gesetzgeberischem Thun, so wird dies verhängnißvoll sein. Schied sich doch schon bei der Diskussion des Ausnahmegesetzes die ablehnende Majorität nur dadurch von der Regierung, daß diese zu außerordentlichem Thun auch außerordentlicher Ermächtigung zu bedürfen glaubte, aber dahin belehrt wurde daß sie das, was sie wünsche, auch innerhalb des Rahmens der Gesetzgebung erreichen könne. Bei solcher Uebereinstimmung über die Ziele wird man diesmal auch über die Mittel schneller einig werden. Und damit wird man schaffen, was man zu zerstören meint.

Wenn je, so hat grade an der deutschen Socialdemokratie sich in den letzten Jahren der Einfluß des öffentlichen Lebens glänzend erwiesen. Mit ihrem Eintritt in das Parlament kam der Wendepunkt. Vorher ein nicht immer reinliches, nicht immer durchsichtiges Gähren, begünstigt und hingehalten durch demagogische Naturen welche — das stete Charakterzeichen! — bei eigner Bildung den Bildungshaß allen Andern dictirten. Als diese ausgeschieden oder zurückgedrängt, erlosch natürlich auch bald die Anfeindung der Fraktionen unter sich, der gehässige, brutale Ton, der in ihren Blättern vorgeherrscht hatte, milderte sich und die geeinte Partei versuchte nun erst ihre Kraft nach außen. Durch die Gewährung ihrer großen Forderung, des gleichen Wahlrechts, lud Fürst Bismarck sie ein, an der gesetzgeberischen Arbeit theilzunehmen, und meinte er es ernsthaft damit, sie so in den Staatsorganismus einfügen zu wollen, so muß er jetzt Freude

an dem Gedeihen seines Werkes empfinden. Denn wurde anfangs von der Partei, selbst auf ihren Congressen ausgesprochen, daß sie mit diesem Wählen nur ein taktisches Interesse, eine Musternng der Parteikräfte, bezwecke, so traten doch bald, schon in ihrem Unwillen über Jacoby's Ablehnung im Leipziger Landkreise, die Zeichen weiterer positiver Entwicklung ein. Die Gewählten ließen allmälig davon ab, ihre Anwesenheit im Parlamente nur als eine Demonstration des Princips zu betrachten, sie wandten ihr Interesse einzelnen Vorlagen zu, die besonders in ihren Gesichtskreis fielen, und sie wurden, zum Theile wenigstens, von den andern Parteien dabei mit Rücksicht behandelt. Wäre das längst verlangte Diätengesetz bewilligt, so hätte sich diese Theilnahme sicherlich noch intensiver gezeigt, denn den meisten dieser Abgeordneten war es nur unter Opfer und Entbehrung möglich, der parlamentarischen Arbeit in einiger Dauer sich zu gesellen. Im vorigen Jahre ihre Anträge zur Gewerbegesetznovelle, in der folgenden Session ihre Betheiligung an dieser Debatte haben bei den unbefangnen Mitgliedern des Parlamentes selbst Beachtung und Sympathie gefunden: es war eine Reformpartei, die sich da entwickelte. Außerhalb des Parlamentes, in ihrem Vereins- und Versammlungswesen, in ihrer Presse, mag noch mancherlei Rohheit und Unart vorkommen, das ist Kinderkrankheit, bei der Bedeutung der ganzen Entwicklung gering anzuschlagen. Widerwillig und neidisch, aber die Gegner müssen eingestehn, daß eine Thätigkeitslust, eine Disciplin in dieser Partei herrscht, wie in keiner andern.

Diese Entwicklung soll jetzt — so verlangt ein großer Theil der deutschen Presse — gewaltsam unterbrochen werden. Die Folgen sind ziemlich zweifellos: die sociale Bewegung würde neue Kräfte aus solcher Unterdrückung schöpfen. Der allgemeine Verband würde vielleicht geschwächt werden, um so inniger würden die Kreise der Berufsgenossen sich schließen, der Föderalismus würde dabei zu seinem Rechte gelangen und seine Kraft entfalten. Der Reiz des Verbotenen und des Geheimnisses würde für die Verluste entschädigen, welche das Gesetz und seine Handhabung zufügten; aber mit diesem Reize würde sich dann auch eine verstärkte Lust verbinden zum Handeln außerhalb des Gesetzes und gegen das Gesetz, die Lust an der Verschwörung, für die sich bis jetzt in Deutschland so herzlich wenig Talent gezeigt hat, würde eingeimpft werden und, wenn der Volkskörper wirklich krank ist, von diesem nicht ausgestoßen werden können. Bei der Gründlichkeit der Deutschen aber könnte das mit der Zeit zu sehr curiosen Dingen führen.

Ueber das Gefühl des Erhabenen.

Ein Beitrag zur Psychologie der Aesthetik.

Von Julius Duboc.

Als Schiller die von Kant in der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft und anderweit gegebenen Anregungen weiter ausspann und selbstständig verarbeitete, fand er sich von der Betrachtung und philosophischen Ergründung des **Erhabenen** aus zwei Gründen sehr angezogen. Einmal lag im Erhabenen gewissermaßen der Stoff vor ihm ausgebreitet, in und an dem er in der Werkstatt seines poetischen Schaffens vorzugs-

weise hantierte. Der große Dramatiker stand hier auf eigenem Boden, er übte hier Hausrecht, es war sein Bereich und den denkenden Künstler, den Schiller in sich trug, mußte es naturgemäß reizen, die Beschaffenheit und Grenzen dieses Bereichs, die Bedingungen der dort wirksamen Kräfte zu erforschen und in die Helle des Selbstbewußtseins zu erheben. Dann aber schien ihm gerade das Erhabene, wenn richtig erfaßt, einen Weg der Beweisführung für die Unabhängigkeit der „reinen Vernunft“ von Naturbedingungen aufzuthun und dieser Weg dünkte ihm um so werthvoller, je fester er einerseits mit seinem sittlichen Selbstbewußtsein an dieser Unabhängigkeit festhielt, an dem „absoluten moralischen Vermögen“, welches eins ist mit der unbedingten Freiheit oder Fähigkeit des Menschen, das Moralische zu wollen, an jener, von der physischen Weltordnung ganz getrennten sittlichen Ordnung, die den Naturbegriff unter sich hat, „welche die Vernunft zwar mit ihren Ideen erfliegen, der Verstand aber mit seinen Begriffen nicht erfassen kann“, und je schwerer es andererseits hielt, diese unerfaßliche Welt aus irgend einem Gesichtspunkt gleichwohl überzeugend beweiskräftig auszustatten. Ueberzeugend beweiskräftig — das war für Schiller, dem todte metaphysische Formeln widerstanden, gleichbedeutend mit einem Zeugniß, an dem das Sinnenbewußtsein, der empfindende Mensch in irgend einer Weise mitbetheiligt war. Wir sollten uns über den Naturbegriff („nach welchem es schlechterdings nothwendig ist, daß das Gegenwärtige als Wirkung sich auf etwas Vergangenes als seine Ursache gründet“); als moralische Wesen erhaben wissen, aber dies Wissen sollte sich auch in der Gefühlssphäre als wahr documentiren. Und das schien Schiller'n das Erhabene zu leisten. Von ihm glaubte er aussagen zu dürfen: „Und so hat die Natur sogar ein sinnliches Mittel angewendet, uns zu lehren, daß wir mehr als bloß sinnlich sind, so mußte sie selbst Empfindungen dazu benutzen, uns der Entdeckung auf die Spur zu führen, daß wir der Gewalt der Empfindungen nichts weniger als sclavisch unterworfen sind.“ Der Durchführung dieser Gesichtspunkte ist Schiller's 1801 erschienene, geistvolle und tiefsinnige Abhandlung: „über das Erhabene“ gewidmet.

Ich erinnere hier an den Schiller'schen Gedankengang, nicht um das sogenannte absolute moralische Vermögen nochmals in irgend einer Weise vor das Forum der Kritik zu ziehen, vor das es schon so oft citirt worden ist, sondern weil die Betrachtung, die dem Gefühl des Erhabenen weiterhin an dieser Stelle gewidmet werden soll, grade auf die Punkte ebenfalls Gewicht zu legen haben wird, die sich Schiller als Argumente in seinem Sinn deutete, die aber bei mir in einem anderen Zusammenhang stehen und ein anderes Aussehen tragen. Und in diesem Zusammenhang betrachtet, werden sie, däucht mir, am ehesten erläutern, wo und wie sich bei Schiller Richtiges und Unrichtiges durcheinander mengt.

Die Betrachtung unseres großen Dichters über das Erhabene bietet in meinen Augen deshalb so viel Interesse, weil sie überall die Neigung, die Anlage und die Richtung auf psychologische Vertiefung nimmt. Ueberall versucht er zunächst mit dem Gefühlsinhalt sich in's Klare zu setzen, und wenn ihm dies meines Erachtens nicht durchweg gelingt, wenn er dabei auf Abwege geräth, so ist doch der Ausgangspunkt so

beschaffen, daß er in seiner Faßlichkeit und Schlichtheit uns ungleich näher angeht, als die spätere ästhetische Behandlung des Erhabenen, die dasselbe vor allen Dingen in seinem Verhältniß zur Idee des Absoluten zu erfassen und zu entwickeln bemüht war, dabei aber eine genaue Analyse des eigenen Gefühls, in welchem der Mensch doch zunächst nur das Erhabene besitzt, unterließ. Schiller machte wenigstens den Versuch dazu. Er schildert z. B. (in dem Aufsatz: Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände) den Reiz, den eine schöne Landschaft in der Abendröthe auf uns ausübt. Plötzlich erhebt sich ein Sturm. Betäubende Donner fallen, unser Gehör wird aufs widrigste gerührt. Die in der Dunkelheit aufleuchtenden Blitze sind den Sinnen eher schmerzhaft als angenehm. Und trotzdem werden wir glauben, bei dem Tausch eher gewonnen, als verloren zu haben. „Trotz allen diesen Ursachen des Mißfallens ist ein Gewitter für den, der es nicht fürchtet, eine anziehende Erscheinung." Ferner: mitten in einer Landschaft steht ein Hügel, der dem Auge einen Theil der Aussicht entzieht. Wir wünschen ihn weg, er stört und mißfällt uns. Lassen wir aber diesen Hügel in Gedanken immer höher werden, so wird das Mißvergnügen über ihn sich unmerklich verlieren und einem anderen Gefühl Platz machen. Er wird uns anziehend werden und bald mehr werth sein, als die ganze schöne Ebene um ihn her. „Nun gebe man in Gedanken diesem Berg eine solche Neigung, daß es aussieht, als wenn er alle Augenblicke herabstürzen wollte, so wird das vorige Gefühl sich mit einem anderen verwischen. Schrecken wird sich damit verbinden, aber der Gegenstand selbst wird nur desto anziehender sein ..... Größe und Schreckbarkeit können also in gewissen Fällen für sich allein eine Quelle von Vergnügen abgeben." Schiller erinnert dann noch an mehr derartige Fälle, in denen „gleichgiltige, ja selbst widrige und abschreckende Gegenstände uns zu interessiren anfangen, sobald sie sich entweder dem Ungeheuren oder Schrecklichen nähern," und schließt damit, alles dies, „den allen Menschen gemeinschaftlichen Hang zum Leidenschaftlichen, die Macht der sympathischen Gefühle, die uns in der Natur zum Anblick des Leidens, des Schreckens, des Entsetzens hintreibt, die in der Kunst so viel Reiz für uns hat u. s. w.", als Beweis dafür aufzustellen, daß es noch eine vierte Quelle von Lust giebt, die weder das Angenehme, noch das Gute, noch das Schöne zu erzeugen im Stande sind." Und in dieser vierten Quelle offenbart sich uns das Erhabene.

Wie bedenklich diese Beispiele sind, läßt sich, dünkt mich, leicht erkennen. Wenn Schiller sie unbedenklich fand, so haben wir den Grund davon wohl darin zu erblicken, daß er die Theorie des Erhabenen nach Kant in der Hauptsache schon als feststehend richtig angenommen hatte und in den Beispielen nur nach Belägen für diese Theorie suchte. Der Hauptton lag darauf, das Gefühl des Erhabenen als aus einer Vorstellung von etwas entsprungen nachzuweisen, „das entweder unsere sinnliche Fassungskraft oder unsere sinnliche Widerstehungskraft überschreitet oder zu überschreiten droht." Dadurch gelangte man in der Eintheilung dann zu zwei Gattungen des Erhabenen: dem der Erkenntniß und dem der Kraft. Diesem Erforderniß nun genügten die angeführten Beispiele, denn in alle spielt allerdings dies Moment hinein, daß das Individuum dabei vor etwas zu stehen kommt, was seine sinn-

liche Fassungskraft oder seine sinnliche Widerstehungskraft überschreitet oder zu überschreiten droht. Allein das ist auch Alles. Im Uebrigen sind die Beispiele für das, was Schiller aus ihnen entnehmen wollte, völlig unbrauchbar. Denn nicht mit einer Quelle (des Vergnügens), nicht mit einem Gefühl haben wir es zu thun, wenn es sich um die anziehende Wirkung handelt, die das Furchtbare und Schreckliche unter Umständen auf uns ausüben kann, sondern die allerheterogensten seelischen Momente pflegen da zu einer Gesammtheit zusammen zu treten und in dieser ist das Gefühl des Erhabenen häufig zum allergeringsten Theil, oft gar nicht vertreten. Wie sittlich-bedenklich, wie den niedersten Motiven entsprungen, ist oft der Hang, der die Menschen „zum Anblick des Leidens, des Entsetzens“ hintreibt*) — geht es da an, ohne hierin erst eine sorgfältige Analyse und Sonderung vorzunehmen, diese Fälle in Bausch und Bogen zu nehmen und sie wie eine Offenbarung des Erhabenen zu behandeln? Derjenige, dem ein gefährlich herabhängender Berg absonderlich anziehend erscheint, unterliegt vielleicht nur einem gewissen Kitzel sinnlicher Aufregung, veranlaßt durch die gespannte Erwartung eines möglicherweise eintretenden zerstörenden Schauspiels. Grade schlaffe Naturen pflegen für solche starke Reize empfänglich zu sein und grade schlaffe Naturen sind andererseits diejenigen, die am allerletzten des Gefühls des Erhabenen fähig sind, an denen sich daher auch schlechterdings nichts demonstriren läßt. Kurz, es scheint mir unmöglich, an diesen combinirten Empfindungen das einfache Gefühl des Erhabenen zu studiren, an diesen complicirten Fällen die Wirkungen und Einflüsse klar zu legen, denen der Mensch, dessen Gefühl diese Richtung einschlägt, unterliegt. Die Beispiele, die uns Schiller vorführt, sind viel zu weit gewählt und so ist auch das Merkmal, dem sie zur Stütze dienen sollen, viel zu weit, um spezifisch und ausschließlich dem Erhabenen zugerechnet werden zu können. Denn ist es ja wohl nicht gradezu unrichtig, daß die Entstehung desselben im Menschen mit der Vorstellung von etwas zusammenhängt, „das entweder unsere sinnliche Fassungskraft oder unsere sinnliche Widerstehungskraft überschreitet oder zu überschreiten droht“, aber es ist auch nicht erschöpfend richtig und noch weniger präcise ausgedrückt.

Indem ich mir einen andern Weg aussuche, abstrahire ich zunächst von einer Untersuchung der Objecte und stelle als erste Aufgabe die hin: den Gefühlsinhalt auszumessen, den der Mensch im Gefühl des Erhabenen sein eigen nennt; daher ich denn auch, nicht wie Schiller „über das Erhabene,“ sondern „über das Gefühl des Erhabenen“ schreibe. Dabei taucht denn gleich Anfangs die altgewohnte Vorfrage, der Präjudicial-Einwand auf, daß dieser Standpunkt der Deduction nur das Individuelle treffe und hierauf läßt sich wie immer nur die gleiche Antwort geben, daß die Privatbeschaffenheit des Individuums ja immer noch ein Allgemeines übrig läßt, das nicht mehr bloß individuell ist. Schon die Sprache ist ja nicht Privatbesitz, sondern Gattungsbesitz im Menschen. In dem Augenblick wo mir ein wirkliches Empfinden das Wort: „Erhaben“ auf die Lippen drängt, spricht die Menschheit, d. h. dasjenige, was in allen Menschen gemeinsam wirkend die Sprache erschaffen hat,

*) Man denke z. B. an die unverwüstliche Anziehungskraft, welche Hinrichtungen ausüben.

in und aus mir. Es liegt also ein gemeinsamer Menschheitsbesitz mit übereinstimmend gleichartigen Zügen vor. Das Gefühl des Erhabenen, wo immer es im Menschen zu Stande kommt, trägt, so zu sagen, eine charakteristisch bestimmte Grundfarbe, die wohl in ihrer Intensität, in der Lebendigkeit des Colorits u. s. w., nicht aber in der Farbe selbst von einander abweichen kann.

Als unmittelbar gewiß für die Untersuchung des Gefühls des Erhabenen nehme ich zunächst nur in Anspruch, daß dasselbe das Gefühl von etwas Großem ist, d. h. daß das directe Object der Empfindung (dasjenige, worauf sich dieselbe bezieht) nicht von mir als klein, im Sinn von kleinlich, niedrig, angesehen werden darf. Ein Sandkorn z. B. kann mir das Gefühl des Erhabenen verschaffen, wenn es durch irgend eine Gedankenverbindung, die ich an es hefte, mir Beziehungen des Weltalls, kosmische Verhältnisse, die Wunder der Schöpfung, die Allmacht des Schöpfers und dgl., also etwas Großes, vergegenwärtigt. In diesem Falle ist das directe Object der Empfindung aber in diesen Vorstellungen enthalten und nicht in dem Sandkorn, das dabei nur die Stelle eines Symbols einnimmt. Halten wir nun zunächst fest, daß das Gefühl oder die Empfindung (ich brauche beide Ausdrücke in diesem Fall als gleichwerthig) des Erhabenen ein großes (d. h. ein von dem Empfindenden für groß erachtetes) Object bedingt, so entsteht als nächste Frage die, ob wir in diesen quantitativ ganz unbestimmt gelassenen Begriff: groß, irgend eine Bestimmung hineinzutragen vermögen, so daß eine faßliche Begrenzung desselben entsteht. Hierbei dürfte das Folgende in Betracht zu ziehen sein. Es treten selten — aber doch gelegentlich — Fälle im Leben ein, in denen der Mensch sich selbst gewissermaßen erhaben erscheint. Damit meine ich nicht das aufgeblähete Bewußtsein solcher Individuen, welche den Dünkel der Erhabenheit sich deßhalb zulegen, weil ihnen von anderer Seite solches vorgesagt wird, die also eigentlich nur nachplappern, was sie von Andern hören, ohne sich das Gefühl der Erhabenheit aus dem eigenen Innersten zu erzeugen. Sondern ich meine eben dies Letztere, welches unabhängig, ja sehr häufig im Gegensatz zu der Meinung Anderer, meistens in Begleitung oder als Folge einer einzelnen besonders hervorragenden That oder Handlungsweise zu Stande kommt. Der Eintritt dieses Gefühls im Menschen vollzieht sich nie, ohne daß derselbe sich auf einen Standpunkt der Betrachtung zurückgezogen hat, der einem geringeren, schwächeren Maaß des Fühlens, Denkens, Wollens und Handelns entspricht als der ist, den er im Augenblick des Handelns einnahm. Wenn ich heute mit Anspannung aller meiner Kräfte, mit Hintansetzung meines eigenen Lebens ein Kind rette, so kann diese That und ich als Thäter mir morgen oder zu irgend einer anderen Zeit erhaben erscheinen. Aber nur dann wird mir dies möglich sein, wenn ich inzwischen meinen Standpunkt gewissermaßen gewechselt habe, wenn ich in eine Alltagsverfassung zurückgekehrt bin, der ein geringeres Maaß von Fühlen und Handeln entspricht als das in dem Rettungsact von mir aufgewandte, wenn jenes frühere Maaß mein gegenwärtiges also überragt und ich, indem ich mich so betrachte, mich selbst als etwas mich Ueberragendes anschaue. Wer eine so hingebende und muthige That wie eine mit Gefahr verbundene Rettung zwanglos und ohne Wallung verrichtet, wer in ihr nur den ganz natürlichen Ausdruck seines inneren

Menschen, wie er stätig beschaffen ist, giebt, wem sie, um mich so auszudrücken, gewissermaßen im Blute liegt, wie es regelmäßig durch die Adern kreisend, des Lebens-Schwungrad treibt und bewegt, der wird Anderen zwar grade in dieser einfachen Gesetzmäßigkeit nur noch größer erscheinen, er selbst aber begreift sich nicht als erhaben, ihm ist dieser Eindruck in Bezug auf sich selbst abgeschnitten — und der Grund? Er vermag nicht auf den Standpunkt zurückzutreten, von dem er sich selbst als überragend erschauen könnte.

Wir erkennen hieraus eine Bedingung des erhabenen Eindrucks, die gleichzeitig eine Größenbestimmung des Objects ausmacht. Die Größe desselben ist nun nicht mehr ganz unbestimmt, sondern sie muß unter allen Umständen so beschaffen sein, daß sie das Subject überragt. Diese Bestimmung läßt sich noch durch einen wesentlichen Zusatz erweitern und verschärfen. Untersuchen wir die einzelnen Fälle der Empfindung des Erhabenen, so finden wir, daß für dieselbe ein überragendes Object zwar allemal erforderlich ist, daß aber ein knappes Maaß des Ueberragenden nicht genügt. Was meine Größe, meine Leistungsfähigkeit übersteigt, mich also überragt, aber so wenig, daß ich, bildlich gesprochen, nur einer kleinen Extra-Anstrengung im Ausrecken meiner Person bedarf, um demselben gewachsen zu sein, verschafft mir nicht den Eindruck des Erhabenen. Um diese Bezeichnung zu verdienen, muß sich dasselbe nicht blos meinem gewohnten Kräfteaufwand versagen, sondern mir überhaupt nahezu oder ganz unerreichbar erscheinen, wenn es dasselbe, — eine mögliche Aenderung meines Menschen vorausgesetzt — vielleicht auch nicht ist. Nenne ich das, was dem Menschen von dem Standpunkt seiner gegebenen Beschaffenheit aus, im gewohnten Steigen und Sinken seines Größenmaaßes (denn der Mensch ist ja nichts absolut-Starres) ungefähr erreichbar ist, seine Sphäre, so läßt sich dies Verhältniß des Erhabenen also am füglichsten so bezeichnen, daß man sagt: dasselbe muß ein überragendes Object und zwar von der Art sein, daß es die individuelle Sphäre des Fühlenden überragt. Das Erhabene liegt also außerhalb der individuellen, wenn auch innerhalb der Gattungs-Sphäre des Fühlenden. Wäre das Letztere nicht der Fall, so würde überhaupt kein Verhältniß des Subjects zu demselben möglich sein.

Ich recapitulire nun das bisher Gesagte: das Erhabene muß groß (im positiven Sinn als Gegensatz von kleinlich, niedrig) sein, es muß ein mich Ueberragendes darstellen und das Mich muß hierbei in dem erweiterten Sinn, in welchem es: meine individuelle Sphäre bedeutet, genommen werden — und füge dann den Satz hinzu: Das Gefühl des Erhabenen ist das Gefühl eines solchen Ueberragenden und weiter ist es nichts.

Hier scheint nun sofort ein erster, anscheinend sehr plausibler Einwand erhoben werden zu können. Wenn das Gefühl des Erhabenen — kann mir Jemand einwerfen — in der That nichts weiter ist und nichts weiter zu sein beanspruchen darf als dies, so muß es ja sehr häufig vorkommen und nichts Ungewöhnliches, sondern etwas recht Gewöhnliches darstellen. Denn ein oder das andere Ueberragende hat doch wohl Jedermann und an diesem und durch dieses hat er also auch das Gefühl des Erhabenen. Nun tritt aber, wie jede Selbstbeobachtung ergiebt, das

Gefühl des Erhabenen sehr selten*) in unsere Seele ein, es müssen also offenbar noch andere Factoren mit in Rechnung zu ziehen sein. Ich erwiedere: Letzteres ist unzweifelhaft der Fall, nur daß diese anderen Factoren sehr wohl mit unserer Rechnung in Uebereinstimmung zu bringen sind. Es klingt so selbstverständlich und einfach: ein oder das andere Ueberragende hat doch wohl Jedermann, — ist das aber in der That so einfach? Keineswegs. Sehen wir einmal näher zu. Dieser Gegenstand erscheint mir erhaben, ich sehe ihn so an, ich theile die Meinung Anderer, daß er als erhaben aufzufassen ist. Habe ich aber dadurch den überragenden Gegenstand als erhabenen? Ja, ich als Betrachter wohl, aber doch noch keineswegs ich als totaler Mensch, so daß sich eine Resonanz desselben in meinem Gefühl ergiebt. Und darum eben handelt es sich ja. Indem ich einen Gegenstand auffasse, verhalte ich mich theoretisch zu ihm. Das Theoretische ist aber doch immer nur eine Seite im Menschen. Ich kann daher die erhabene Natur eines Gegenstandes einsehen d. h. mich theoretisch bejahend zu ihm verhalten und ihn gleichwohl praktisch verneinen d. h. ihm, durch andere Züge meines Charakters bestimmt, widerstreben. Dann findet er zwar den Zugang zu meinem Erkenntnißvermögen, aber nicht zu meinem Herzen. Da aber das Menschenwesen in seiner Totalität Beides umfaßt, so ist der erhabene Gegenstand alsdann nur einseitig d. h. er ist eben nicht vorhanden, der Mensch hat ihn in Wirklichkeit nicht. Jedes Moment des Widerstrebens im Menschen vernichtet daher die Aneignung des Ueberragenden, der Eindruck, das Gefühl des Erhabenen kommt nicht zu Stande. Die Empfängniß ist nur möglich bei Empfänglichkeit. Der diametrale Gegensatz der Empfänglichkeit ist aber das Widerstreben. Letzteres wird nun durch zwei Wesenseigenthümlichkeiten im Menschen besonders genährt und großgezogen. Einerseits durch Alles, was an Regungen der Selbstsucht, der Eitelkeit, des Hochmuths anknüpfend, mir ein Ueberragtwerden überhaupt lästig erscheinen läßt, andererseits durch Schwäche. Denn das Ueberragende bedingt seiner ganzen Natur und Structur nach eine Anspannung meines inneren Menschen, wenn ich ihm Herz und Sinn erschließen d. h. über ihr gewohntes Maaß hinaus öffnen soll und es ist also eine selbstverständliche Folge, daß ich ihm widerstrebe, wenn die geforderte Anspannung meiner Schwäche zu viel auferlegt. Eigentlich schlaffe Naturen gelangen daher nie zum Eindruck des Erhabenen.

Ich habe hier nur das Moment des Widerstrebens als Behinderung für das Gefühl des Erhabenen ins Auge gefaßt, aber schon diese eine Erwägung zeigt, daß wir an dem anscheinend großen Procentsatz dieses Gefühls einen starken Abzug bewilligen müssen, denn dieses hinderliche Moment fällt um so mehr ins Gewicht, je verbreiteter und gewöhnlicher sein Vorkommen ist. Selbstsucht in seinen verschiedenen

*) Wenn man freilich mit dem Aesthetiker Zeising (Aesthetische Forschungen. Frankfurt a. M. 1855) annimmt, „daß der ästhetische Effect des Erhabenen ein so naheliegender ist, daß selbst im rohesten Zustand das Gemüth davon ergriffen zu werden pflegt", so braucht dieser Einwand kaum erhoben zu werden. Allein diese Annahme selbst beruht nur auf einer mangelhaften Sonderung seelischer Wirkungsmomente, namentlich auf einer Vermischung der Ehrfurcht mit dem Gefühl des Erhabenen, worüber später.

Formen und Schwäche — zwei normalere und regelmäßigere Krankheitsformen lassen sich kaum bezeichnen, sie umwuchern in unzähligen Fällen als chronisches Siechthum den Lebensstamm.

Aber die Zahl derjenigen, die das Gefühl des Erhabenen zu realisiren im Stande sind, schmilzt auch noch aus anderen Gründen zusammen. Erinnern wir uns, daß im Erhabenen das Ueberragen stets das Ueberragen der individuellen Sphäre in dem oben erläuterten Sinn bedeutet, so ergiebt sich ohne weitere Untersuchung, daß die Zahl derjenigen auszuscheiden ist, welche so tief in ihrer individuellen Sphäre stecken, daß sie aus derselben überhaupt nicht heraus, daß sie zu einem über dieselbe hinausliegenden Object überhaupt in kein Verhältniß zu treten vermögen. Dies findet nun aber auf eine äußerst große Anzahl von Lebensläufen Anwendung, namentlich auf solche, die sich in einem bestimmten, eng umschriebenen Kreis von Erwerbs- und Betriebs-Verhältnissen abspielen und deren Träger gewohnheits- und bedürfnißmäßig mit dieser ihrer Sphäre im Innersten verwachsen. Der ganze „Mittelstand" und gerade derjenige Theil vorzugsweise, der sich in einigermaßen behaglicher Lebensstellung befindet, liefert das ungünstigste Ergebniß. Bei den höheren Ständen kann wenigstens die leichtere Berührung mit Kunst und Wissenschaft ein Gegengewicht in die Wagschale werfen (wenn dasselbe auch häufig genug unwirksam bleibt), bei den ganz bedürftigen Classen liegt in der Dürftigkeit selbst ein Moment, welches über die eigne Sphäre, wenigstens dem Wünschen, Streben und Hoffen nach, hinaustreibt und insofern Anknüpfungspunkte zu einem über die eigne Sphäre hinausliegenden Lebensinhalt bietet. Nicht ganz selten erwächst eben daraus trotz niedriger Geistescultur ein reineres Verhältniß zu dem Ueberragenden und damit zu dem Erhabenen als es dem behaglicher situirten Mittelstande eigen ist.

Endlich ist noch ein anderes Moment zu berücksichtigen und gerade dieses verdient eine besondere Aufmerksamkeit, denn es führt tiefer wie die zuletzt erwähnten mehr äußerlichen Umstände in die zarteren Beziehungen, die dem Empfindungsleben in uns eigenthümlich zukommen, von denen daher auch das Gefühl des Erhabenen wesentlich abhängig ist. Dies Moment, dem sich jetzt unsere Untersuchung zuzuwenden hat, betrifft die nahe Verwandtschaft, aber auch die specifische Differenz des Gefühls des Erhabenen von dem Gefühl der Ehrfurcht. Ich habe dem letzteren hier und an einer anderen Stelle*) eine Untersuchung gewidmet, die zu eingehend ist, um hier abermals vorgeführt werden zu können. Nur an den Hauptpunkt werde ich erinnern, um an denselben anknüpfend, meine Auffassung von der Differenz beider Gefühle klar zu stellen. Eben in dieser Differenz liegt eine außerordentlich scharfe Erläuterung des Gefühls des Erhabenen, eine Erläuterung, die für das fernere Verständniß nicht zu umgehen ist. Vielleicht kläre ich damit auch diejenigen meiner Herren Gegner auf, die der Ansicht sind, ich würfe — wie sich z. B. Professor Pfleiderer in der Protest. Kirchenztg. ausdrückte — das Gefühl des Erhabenen mit dem der Ehrfurcht ruhig zusammen, während beides noch wohl zu unterscheiden sei. Gewiß, nur daß mit diesem Ausspruch noch nicht nachgewiesen war, wo und wie diese behauptete

*) In: Gegen den Strom. Gesammelte Aufsätze. Hannover, Rümpler 1877.

Unterscheidungslinie zu ziehen ist und diese Lücke, die mein Gegner offen gelassen, will ich in dem Nachfolgenden auszufüllen mich bemühen.

In dem erwähnten Aufsatz habe ich für das Zustandekommen ehrfürchtiger Gefühle ganz im Allgemeinen einen Gegenstand erforderlich erklärt, „der uns als ein überragender gegenübertritt, ein Gegenstand, für den unser gewöhnlicher Maßstab des Er- und Begreifens nicht mehr oder doch nicht mehr völlig ausreicht, so daß ein Eindruck entsteht, durch welchen unser eigenes Größenverhältniß, wie es in unserer Auffassung für uns als richtig und gültig besteht, eine Schmälerung erfährt", ich habe diese Definition an Beispielen erläutert und daraus die weiteren, das religiöse Gebiet betreffenden Folgerungen gezogen, die hier nicht weiter in Betracht kommen. Die Analyse des Gefühlsinhalts deutet also, indem für beide Gefühle (der Ehrfurcht und des Erhabenen) gleichmäßig ein überragender Gegenstand erforderlich erklärt wird, jedenfalls auf eine sehr nahe Verwandtschaftsbeziehung derselben hin, wie dies ja auch die eigene Selbstbeobachtung lehrt, da der Mensch sehr leicht vor einem erhabenen Gegenstand in ehrfürchtiges Staunen versinkt. Die ganze Psychologie der Religionen, soweit dieselben nicht auf der Stufe des Fetischismus verharren, sind ferner ein fortlaufender Beleg zu der nahen Verwandtschaft beider Gefühle, die eben dort aufs leichteste sich vermischen, in einander übergehen und in der kirchlichen Kunst sogar einen großartigen Bund mit einander errichtet haben. Es frägt sich, wo und wie die gleichwohl vorhandene spezifische Differenz beider Gefühlsweisen aufzufassen ist? Mir scheint, daß man den folgenden Punkt genau ins Auge zu fassen hat, der, an sich unscheinbar, gleichwohl einen sehr frappanten Unterschied bezeichnet, aus dem sich dann auch noch andere charakteristische Eigenthümlichkeiten im Gefühl des Erhabenen ungezwungen ableiten und erklären lassen. Wenn ich einen Gegenstand vor mir habe, der mich überragt, so kann der Eindruck, den ich davon erhalte, ganz verschiedenartig accentuirt sein. Einmal kann nämlich der Accent darauf liegen, daß der Gegenstand **mich** überragt, einmal darauf, daß er mich **überragt**. In dem ersten Fall habe ich das Gefühl der Ehrfurcht, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen.*) Verlegt sich der Nachdruck meines Empfindens in die Richtung des Mich, dem durch den überragenden Gegenstand eine gewisse Schmälerung, eine Verringe-

*) Welches ist der charakteristische Unterschied zwischen dem bloßen **Staunen** und dem Gefühl des Erhabenen? Auch beim Staunen befinde ich mich ja vor einem überragend Großen und der Accent meines Eindrucks liegt darauf, daß dasselbe mich **überragt**, nicht daß es **mich** überragt. Das von mir für das Gefühl des Erhabenen gegebene Signalement scheint also auch auf das bloße Staunen zu passen, was es doch nicht darf, da zwischen beiden Gefühlen jedenfalls ein großer Wesensunterschied besteht? Diesen setze ich darin, daß das Staunen bei der Anerkennung der bloßen **Größe** verharrt, ohne daß diese Größe (wie beim Erhabenen) den Gegensatz von **kleinlich**, **niedrig** bildet, also in einer gewissen **Sympathie-Beziehung** zu meinem moralischen Gefühl steht. Sondern es ist beim Staunen eben nur das reine **Quantitäts-Verhältniß** gemeint. Daher kann das gemeinste Bubenstück mich nach Hinsicht seines Größenverhältnisses in Staunen versetzen und es thut dies, **weil** es mich überragt, aber es kann mir nicht das Gefühl des Erhabenen einflößen, **obgleich** es mich überragt, weil seine Größe keinen Gegensatz zu niedrig ausdrückt, sondern vielmehr mit demselben zusammenfällt. Das Gefühl des Staunens findet übrigens nicht in „erhaben", sondern in „großartig" seinen charakteristischen Ausdruck.



rung des eigenen Selbst zum Bewußtsein gebracht wird, so beugt sich mein Haupt in Ehrfurcht; verliere ich das Mich aus den Augen, komme ich dadurch frei von dem Eindruck der Schmälerung, den der überragende Gegenstand mir auferlegen kann, während er gleichwohl selbst von meinem Empfinden ergriffen und festgehalten wird, so richte ich mein Haupt empor, Herz und Sinn erweitern sich, ich erlebe eine Steigerung meines ganzen Menschen. Hier liegt der charakteristische Unterschied, durch den nun eine Reihe fernerer Nuancen in der Wirkung des Gefühls eingeleitet werden: die Furcht, der Schrecken werfen zu Boden — oft wie mit einem Faustschlag, plötzlich und gewaltthätig; in der Ehrfurcht beugt der Mensch sein Haupt, gleichsam in symbolischer Anerkennung der überragenden Stellung eines Größenverhältnisses, dem gegenüber er sich als der Geringere erscheint, ohne daß ihn Beängstigung entmannt;*) das Gefühl des Erhabenen steigert. Und diese Steigerung wird eben dadurch bewirkt, daß der Mensch in den Eindruck des Ueberragenden rein ein- und aufgeht, sich demselben hingiebt und an ihm erweitert, ohne an die Schmälerung seines eigenen Selbst, die in diesem ganzen Verhältniß einer Gegenüberstellung des Ueberragenden mit ihm, dem Geringeren, ebenfalls einbedungen liegt, zu denken resp. dieselbe zu empfinden. In dem Eindruck des Erhabenen fehlt also diese gewußte und empfundene Rückbeziehung auf das eigne Ich, die dem Gefühl der Ehrfurcht noch innewohnt — dieses ist, um mich so auszudrücken, pathologischer, jenes ästhetischer. In dem Erhabenen wirkt die Natur des Gegenstandes (als eines Ueberragenden), gewissermaßen seine moralische Form rein auf die aufgeschlossene Seele, in der Ehrfurcht wird dies reine Verhältniß alterirt durch die Disposition des Empfindenden, das Ueberragende im Verhältniß zu sich (dem Empfindenden) aufzufassen, der eignen Grenzen, des großen Abstichs, der ihn von dem Ueberragenden trennt, sich bewußt zu werden, diese Beziehungen, die also dem eignen Ich, nicht mehr dem überragenden Gegenstand angehören, in das eigne Empfinden hineinzutragen. Das Gefühl des Erhabenen hat gar keine Verwandtschaft mit der Demuth, die Ehrfurcht eine sehr starke, denn sie unterscheidet sich von dieser in der That nur dadurch, daß in ihr (der Demuth) der Rückschlag des Ueberragenden auf das subjective Empfinden völlig das Uebergewicht erlangt hat, während in der Ehrfurcht ein positives Gefühl füe die objective Größe des Ueberragenden gleichzeitig noch seine Geltung behauptet.

(Schluß folgt.)

---

*) Es ist so verkehrt wie möglich, wenn man, wie dies sehr häufig geschieht, in der Ehrfurcht die Furchtsucht, das erstere Gefühl für eine Art Mischgefühl, etwa aus Ehrerbietung und Furcht zusammengesetzt, hält, in welchem diese beiden Gefühlsmomente noch fortwirkend neben einander beständen. Das geringste Maß der Selbstprüfung lehrt, daß beide Gefühle ihren gesonderten Inhalt haben und sich gegenseitig ausschließen. In der Furcht ist der Nerv des ihr eigenthümlichen Inhalts: die Besorgniß für die Erhaltung des Ich, wobei Erhaltung im weiteren Sinn als Bewahrung des das Ich angehenden status quo zu nehmen ist, sich in dieser Fassung also sowohl als auf das physische Leben wie auf moralische oder materielle Güter beziehen kann. In der Ehrfurcht fehlt diese Besorgniß gänzlich und schleicht sich dieselbe ein, so schwindet in demselben Augenblick die Ehrfurcht, die ein besorgnißfreies Gefühl ist, und die gedrückte Furcht tritt an ihre Stelle.

Confessionsloser Religionsunterricht.

Von
A. T. Wislicenus.

(Schluß.)

Ebenso wenig wie von einem kalten kann von einem übelwollenden Gemüth die Rede sein. Mit einem haßerfüllten könnte man nur das hinsichtlich des Wohlwollens in sein Gegentheil umgeschlagene bezeichnen, das einseitig nur den Charakter der Thätigkeit nach außen bewahrt hätte. Mit einem rauhen Gemüth bezeichnet man nur jene in ihrem nur scheinbaren Gegensatz so liebenswürdigen Sonderlinge, die hinter unfreundlicher, mürrischer Außenseite ein reiches und tiefes Gemüth zu verbergen suchen.

Das echte Gemüth entsteht nicht gleich der Begeisterung bei einer besonderen Veranlassung, mit deren Erledigung sie sich legt; es ist immer gegenwärtig, aber still und lärmt nicht auf den Gassen: in seiner Tiefe nachhaltig, hat es Muth des Strebens und Zuversicht des Gelingens; nach einer Erfolglosigkeit aber zieht es sich in seine Tiefen zurück, um mit gestärkter Kraft wieder hervorzutreten. Wo es wirklich ist, ist es auch unsterblich. Das Gemüth also, diese innere wohlwollende Triebkraft der Ueberzeugung von dem Wahren und Guten, diese letzteren äußerlich zu verwirklichen, ist der Religion unentbehrlich, da diese ebenso wenig in unklaren Vorhimmeln, wie in bloß verständiger Aufklärung ihre Wirksamkeit finden kann, am wenigsten aber darf es der religiös-sittlichen Richtung fehlen, weil diese auf die höchste Praxis, auf die Annäherung an das sittliche Ideal gerichtet ist. Je klarer die Erkenntniß, je mehr also den Forderungen des scharfen Verstandes auch in der Religion Rechnung getragen wird, desto sicherer und kräftiger wird das Gemüth, das sich auf die Ueberzeugung von dem Wahren und Guten stützt, sich bewähren.

Einem solchen inneren urkräftigen religiösen Leben kann das äußerliche Bekenntnißwesen nur gleichgültig, oft hindernd sein, können obrigkeitliche Nachfragen oder gar Forderungen in dieser Richtung nur thöricht erscheinen. Man wird künftig Jedem seine Religion als sein innerstes Heiligthum selbst überlassen, nie nach ihr fragen und den Wahn endlich aufgeben, als sei durch das äußere Bekenntniß zu einer gewissen Religion das Dasein eines inneren religiösen Lebens verbürgt. Keine Religion haben zu müssen, ist die erste Forderung der Religionsfreiheit. Solange man es für vernünftig und berechtigt hält, den Menschen nach ihrer Zugehörigkeit zu Kirchen und anderen Religionsgemeinschaften religiöses Leben beizulegen, und dagegen denen, die keine äußere Religion bekennen, religiöses Leben abzusprechen, legt man ein starkes Zeugniß für die Begriffsverwirrung auf religiösem Gebiete ab.

Ein belehrendes Beispiel in dieser Beziehung ist Schiller. Wie unkirchlich, nur den äußeren Verhältnissen und dem Gesetz sich fügend, und daher nach Vieler Auffassung wie unreligiös zeigte er sich gelegentlich seiner Trauung! Und dagegen wie religiös-sittlich faßte er die Aufgabe der Kunst, das Menschengeschlecht zu erziehen, und welche ernsten, tiefinneren sittlichen Forderungen stellte er an den Künstler, der vorher selbst sich zu einem Würdigen machen müsse, ehe er es wagen

dürfe, Andere zu belehren. Eine tiefere humane, echt religiöse Auffassung läßt sich nicht denken, denn Schiller fühlte sich von der Erhabenheit seiner Kunst, die ihm der Inbegriff des reinsten und höchsten menschlichen Lebens war und nur dieses zu fördern und zu heben hatte, verpflichtet und gebunden. Er war wahrlich nicht der Ungebundene, der sich seinem poetischen Triebe nach Lust und Laune überließ. Solche Religiöse, ohne einer Kirche innerlich, also wirklich anzugehören, fördern die Religion, die wir meinen, vor vielen Anderen, die sich durch ihren Glauben oder äußere Stellung dazu berufen erachten.

So ist denn die Religion ein inneres Leben und zwar das höchste und allen Menschen zukommende, das die höchsten Vorstellungen oder Gedankenbilder zu Vorbildern des höchsten Strebens erhebt. Es ist ein Zeugniß für unsere fortgeschrittene höhere Gesittung, daß wir den höchsten Gedanken und den heiligen Willen, die wir als die unsrigen in uns finden (s. Schiller: Worte des Glaubens) in ihrer inneren Wirklichkeit und Geltung und zugleich in ihrer äußeren versittlichenden Wirkung auf das gesammte Leben als die höchste Macht anerkennen, die alle äußeren Gewalten weit überragt und zwar dadurch, daß sie, ohne von äußerer Gewalt etwas leihen zu müssen, auf sich selbst und ihrem eigenen Wesen beruht, und aus ihren eigenen Tiefen stets neue Kraft schöpft.

Es ist ein weiteres Zeugniß für unsere fortgeschrittene höhere Gesittung, daß wir diese höchste Macht uns als Vorbild des Strebens hinstellen. Das erhöhet den ursprünglichen religiösen Charakter der Unterwerfung zu dem der Hingebung. In dieser gesinnungsvollen und praktischen Hingebung liegt der wahre Charakter der vergeistigten und versittlichten Religiosität, nämlich die Vereinigung von Gebundenheit und Freiheit. Unterwerfe ich mich einer äußeren Macht, so thue ich's aus einer gewissen Furcht, die aus dem Bewußtsein der unbedingten Abhängigkeit von derselben hervorgeht; ganz anders stehe ich einer sittlichen, also geistigen Macht gegenüber: ich erkenne sie an, nicht aus Furcht, sondern aus der Ueberzeugung, daß ihr ein ewiges, vor der Vernunft und dem Gewissen unauslöschliches Recht inwohne. So fühle ich mich durch sie in meinem Gewissen gebunden, und deßhalb weihe ich ihr in freier Entschließung meinen Dienst. In Freiheit thue ich das, denn, wenn ich auch fühle, daß dies wie zum Allgemeinen so auch zu meinem eigenen Heile sein muß, so weiß ich doch eben so gut, daß ich mich in diesem Dienste selbst bezwingen, manchen Genuß entbehren, wohl auch Manches deßhalb leiden muß, und daß das zu erringende Heil zunächst und allein mit voller Sicherheit in meinem befriedigenden und beglückenden Selbstbewußtsein besteht. Es ist also nicht Eigennutz, nicht die aus demselben hervorgehende Furcht, was mich bestimmt, sondern der allein von Vernunft und Liebe zum Guten abhängige d. h. freie Wille. Es bleibt also der religiöse Charakter der Gebundenheit, aber in sofern diese Gebundenheit aus der sittlichen Macht hervorgeht und als naturgemäße Folge die freie Hingebung an die sittliche Macht hervortreibt, bestehet diese Gebundenheit selbst in der Freiheit.

Wir bezeichneten die Gottesidee oder die gedachte Vorstellung Gottes als das Vollkommen-Gute in seiner Einheit mit dem Vollkommen-Wahren und Vollkommen-Schönen. Rein Geistiges und Sittliches kann man nicht als ein Aeußeres anstarren und es durch äußeren Dienst verehren,

sondern man fühlt sich ihm verwandt, es regt sich in uns selbst, es wird, indem wir es denken und zur Vollkommenheit erheben, das, was wir suchen und dem wir uns deßhalb annähern, obgleich wir wissen, daß wir es nie ganz erreichen. So wird die Gottesidee zum Welt- und Menschen-Ideal, also das Vollkommen-Wahre zum Ideal des Erkennens, das Vollkommen-Gute zum Ideal der Gesinnung, das Vollkommen-Schöne zum Ideal des Strebens und Hoffens. Man hat schon in den ältesten uns bekannten Religionen es sich nicht versagen können, das Höchste oder die Gottheit, die man im Himmel glaubte, zur Erde herabzuziehen, um dadurch die eigene Verbindung mit dem Höchsten zu gewinnen, dasselbe als ein Menschgewordenes bei sich zu haben und als Vorbild menschlichen Strebens zu verehren. Dieses Verhältniß von Gottesidee und Welt- und Menschheits-Ideal ist die eigentliche Bedeutung der vom Glauben geschaffenen Gottessöhne und ihres Verhältnisses sowohl zu dem Gott-Vater als auch zur Menschheit.

Wenn also die Religion von je der Dienst, dargebracht der höchsten Macht, oder mit einem Worte der Gottesdienst in Erwartung persönlichen und allgemeinen Heiles ist, so ist die Religion uns das der geistigen und besonders sittlichen als der höchsten Macht hingegebene Leben und Streben zur Erreichung eines immer sittlicheren und dadurch glücklicheren gemeinsamen Zustandes. Das ist unser Gottesdienst, der Dienst, von dem der Mensch, je innerlich freier er ist, um so weniger frei sein will, in welchem er vielmehr seine wahre Freiheit erst findet. Der Mensch ist sich selber zu klein, seine Unvollkommenheiten treiben ihn zur vollkommenen Idee seines eigenthümlichen Wesens d. h. des Geistes, und so dient er dem vollkommenen Geiste als seinem Ideale. Auf diesen Dienst ist er stolz, weil er in ihm erst seine Würde findet und durch ihn allein zur Geistesherrschaft in sich und um sich gelangt.

Ohne die Religion kein allgemein menschlicher vorzugsweise sittlicher Idealismus, denn sie ist eben dieser allgemein menschliche Idealismus selbst. Und ohne diesen Idealismus oder die Religion kommt das eigenthümliche Menschenwesen oder die geistige Befähigung nicht zu ihrer durchaus naturgemäßen höheren Entfaltung, die eben nur durch die Idee des Vollkommenen und durch die Annäherung an dieselbe erreicht werden kann.

Die vorzugsweise sittliche Richtung der Religion und die vorzugsweise sittliche Auffassung der zu verehrenden höchsten Macht läßt sich zu einer der heutigen Bildung entsprechenden Religion nicht entbehren. Für das Ideal des Wahren, Guten und Schönen kann sich der heutige wirklich denkende Mensch begeistern, für eine bloß äußere Macht nicht, denn wer heute zur Anerkennung einer That oder zur Verehrung einer Person aufgefordert wird, läßt zwar Nützlichkeit, Einsicht, Geschicklichkeit auch gelten, aber Verehrung zollt er nur, wo die gute Gesinnung erwiesen ist. Ohne sittlichen Gehalt wird keine Religion anerkannt, er ist das Wesentliche, welches nie fehlen darf, wenn überhaupt noch von Religion die Rede sein soll. Andere Vorstellungen über das Wesen der Gottheit (Außerweltlichkeit, Persönlichkeit und dergleichen) und damit zusammenhängende Lehrsätze und Gebräuche können der Religion fehlen, ohne daß sie selbst und ihre Annehmbarkeit darunter leiden. Die Sittlichkeit ist also das zur Religion Unentbehrliche, die Dogmen sind dies

nicht und am wenigsten die hergebrachten, die der einfachen Natur und Vernunft wiederstreiten.

In dem Entbehrlichen, also Unwesentlichen denke Jeder wie er kann und sich verpflichtet fühlt, aber Unwesentliches kann auch keinen wesentlichen Unterschied unter den Menschen hervorbringen. So haben wir uns denn nur über dieses unserm heutigen religiösen Verlangen Unentbehrliche und Wesentliche zu einigen. Damit kann und wird jeder einverstanden sein, der nicht seine Religion für die durch wunderbare Offenbarung beglaubigte einzig wahre hält. Und derer, welche das nicht mehr thun, sondern vielmehr die Religion für das aus der Geistesnatur des Menschen hervorgetretene und stets neu hervortretende höchste ideale Geistesleben halten, ist unter den gebildetsten Völkern eine große Menge, weil unsre ganze Bildung dazu nöthigt. Nur wo die Priesterherrschaft üppig gedeiht, kommt dieser Standpunkt selten vor.

So ist es denn für eine große Menge aus allen Religionen und Kirchen heute möglich und an der Zeit, zu bekennen, daß diejenigen, welche auf diesem natürlich-sittlich-religiösen Standpunkte stehen, eine und dieselbe Religion haben, so viel sie auch in Einzelnheiten abweichen mögen, und daß sie sich deßhalb untereinander so recht aus tiefstem Grunde der Ueberzeugung und Gesinnung als Eins wissen und fühlen.

Das ist es, was die Humanisirung der Religion heute verlangt und jeden Tag, wo es eine Anzahl Gleichgesinnter für nöthig hält, zu Stande bringen kann. Der Anfang dazu ist durch die freireligiösen Gemeinden längst gemacht. Wer will sich dem, wenn er die erhabensten Forderungen seiner eigenen Religion hinsichtlich der Wahrheit und Liebe nicht verletzen will, widersetzen?!

A. T. Wislicenus.

Kurze Bemerkung
von
Dr. A. Mülberger.

Ich sehe mich nicht veranlaßt, auf die in Nr. 22 der „Wage" enthaltene Replik des Herrn A. B. zu antworten. Dieselbe richtet sich in meinen Augen von selbst. Ich bitte diejenigen Leser, welche sich für die Polemik zwischen mir und dem Herrn A. B. interessiren, sich's nicht verdrießen zu lassen und die vorausgehenden Artikel in Nr. 8 und 12 der „Zukunft" zu lesen. Die Zeit ist überdies nicht mehr ferne, wo der gouvernementale Socialismus, dessen typischer Vertreter Herr A. B. ist, an den reellen, thatsächlichen Verhältnissen Schiffbruch leiden und gezwungen sein wird, in die Bahn der Decentralisation und des Föderalismus einzulenken. Da mir, wie gesagt, über kurz oder lang die Ereignisse Recht geben und den ganzen Widersinn der von Herrn A. B. verkündeten „socialistischen Staatsidee" aufdecken werden, so kann ich es füglich unterlassen, diesem naturgemäßen Proceß vorzugreifen und noch einmal den fruchtlosen Versuch zu wagen, für die intellectuelle Heilung des Herrn A. B. thätig zu sein. Wenn man 10 Jahre lang dem Volke vom „Staat" und immer wieder „Staat" gepredigt hat und nun auf einmal zur Erkenntniß kommen soll, daß diese ganze Staatsidee nichts weiter als eine mißverstandene Formel, ein unklarer und verschwommener Begriff, ein mixtum compositum aus revolutionären Instincten und reactionären Neigungen, kurz alles eher, denn der Weg zur Freiheit und Gleichheit ist, so ist das offenbar zu viel verlangt. Ich übergebe darum den Herrn A. B. der „allmächtigen Zeit", damit sie ihn heile, wenn überhaupt noch Rettung möglich ist. (Womit die Auseinandersetzung für geschlossen erklärt sei. — Red.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Postanstalt, für Berlin
durch E. Mecklenburg,
SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
4,50 Mark.
Insertionspreis 20 Pf.
für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben
von
Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 14. Juni 1878. Nr. 24.

Der weiße Schrecken.

Seit einigen Jahren ist es Sitte geworden in der Polemik der Parteien, den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit als einen absoluten, gar nicht mehr erst discutablen zu betrachten und zu gebrauchen. Was unsre Klassiker, von Lessing anzufangen, über die „heroische Schwäche" des Patriotismus gedacht und geschrieben, das ist veraltet, vergessen. Wenn nun aber wenigstens die Männer, welche jede kosmopolitische Anwandlung überwunden haben und sich ihres Vaterlandsstolzes freuen, uns zeigen wollten, daß sie es nicht bei der Phrase bewenden lassen, daß sie zum Wesen der Sache durchgedrungen.

Dazu war, unseres Erachtens, gerade in diesen Tagen sehr geeignete Gelegenheit. Auch des Kältesten Gefühl konnte mit Recht erschüttert sein über die beiden rasch auf einander folgenden Majestätsverbrechen, auch des Gleichgiltigsten Sinn mußte zu eingehender Erörterung angeregt werden. Dabei hätten einige der frappantesten Erscheinungen dieses Ereignisses bald den größten Theil des Schreckens eingebüßt. So lange nicht der Beweis erstattet war, daß die beiden Thäter im Einverständniß gehandelt haben, daß eine innere Einheit des Verbrechens in seiner Fortsetzung ausgesprochen sei (und darauf scheint selbst die findigste Untersuchung nicht auszugehn): so lange war es nicht nur erlaubt, sondern wissenschaftlich geboten, in diesem zeitlichen Zusammentreffen kein causales zu suchen. Wie die Mathematik uns lehrt, daß, fiele in zwei aufeinanderfolgenden Lotterien der höchste Gewinn auch beidemal auf dieselbe Nummer, darin absolut nichts Wunderbares liegt, vielmehr die Wahrscheinlichkeit ganz dieselbe sei für die Wiederkehr eben dieser Nummer, wie für das Eintreffen irgend einer andern: so wird die Moralstatistik uns lehren, daß eine Verbrechensart, die vielleicht im Durchschnitt nur zweimal im Jahrhundert aufzutreten hat, für diese Wiederholung ebensowohl einen Zwischenraum von Wochen, wie von Jahrhunderten aufweisen kann. Diese abstracte These kam im vorliegenden Falle um so mehr zu realer Geltung, als in der Person dessen, gegen den die Mordanfälle sich gerichtet hatten, doch anerkanntermaßen kein Moment eines besonderen Anreizes für das Verbrechen gegeben war.

Wenn diese statistische Thatsache erst festgestellt war, so reducirte sich damit auch die von einigen Seiten zu stark hervorgedrängte Be-

deutung des bösen Beispiels, die Annahme gar eines epidemischen Zuges. Es ist ja recht gut gemeint, sich gegen die Verherrlichung solcher Vorfälle in Bild und vielleicht sogar Lied zu ereifern, aber das polizeiliche Einschreiten gegen solche Rohheiten kann doch nur eine äußerliche Kur sein und erregt sogar noch die Lust am Verbotenen.

War nun ein Theil vernünftiger Beruhigung schon dadurch erreicht, daß jene den ersten Eindruck so besonders belastende schnelle Aufeinanderfolge den Gesetzen des Zufalls untergeordnet werden konnte, so fand sich eine fernere Erleichterung in dem Vergleich der beiden Thäter und der Motive, die sie wahrscheinlich geleitet. Das natürliche, das ungezwungne Ergebniß einer solchen Betrachtung war dann: eine Gemeinsamkeit allerdings, aber nur des Endpunktes, der geistigen und sittlichen Abnormität, keine aber irgend eines Anfangs- oder Durchgangspunktes. Und selbst in diesem Endpunkte ist nur Eins unzweifelhaft gemeinsam, die Art des Verbrechens nämlich, selbst die unmittelbarst dasselbe begleitenden Umstände sind himmelweit verschieden. Der Eine will sich tödten und dabei „einen Großen" nur mitnehmen (wie die wohl bedeutsamste seiner bisher bekannt gewordenen Aeußerungen lautet); der Andre hat nichts weniger als seinen eignen Tod im Auge gehabt, er glaubt ja sicher zu wissen, daß er mit „zwanzig Jahren" davonkommt und hat seine Phantasie wahrscheinlich mehr mit dem Schießen, als mit dem Treffen erhitzt. Das Eine ein Wahnsinn, der ins Irrenhaus gehört, das Andre ein Wahnwitz, der im Correctionshause bald schwinden würde.

Nehme man dazu die radikale Verschiedenheit der Erziehung, der Bildung, der Stellung in der Gesellschaft — und bleibe man trotz alledem und alledem gläubig dabei stehn, daß Beide aus Einer Brust dasselbe Gift gesogen haben, daß der Socialismus ihr gemeinsamer Verderber gewesen. Dieses Stichwort, in die Massen geworfen, hat in wenig Tagen hingereicht, in einem großen Theile Preußens wenigstens, Erscheinungen einer Volkskrankheit hervorzurufen, wie sie in Frankreich einst unter dem Namen des „weißen Schreckens" gewüthet hat.

Nicht von den Maßregeln der Behörden ist hier die Rede, über diese wird erst zu urtheilen sein, wenn die Untersuchungen ihren Abschluß erreicht, sondern von der Aufregung und deren Wahngebilden in ganzen großen Volksklassen. Von den Gerüchten von brennenden Schlössern, aufgefundenen Complotkassen, Vorhersagungen des Attentats u. dgl., was vermuthlich der Polizeibehörde selber schon mehr lästig als förderlich erscheint. Von den sich häufenden Denunciationen von Aeußerungen der Frechheit, der Frivolität, wie sie (das wird jeder Volkeskundige bestätigen) allzeit und aller Orten bei großen Unglücksfällen laut zu werden pflegen, die aber unter den nun obwaltenden Umständen der härtesten Strafen sicher sein können. Von Thätlichkeiten, mit denen man hier und da bereits gegen diese „Feinde der Menschheit" — wie das im alten Rom kurzweg hieß —, nebenbei aber auch gegen das Gesetz, vorgeht. Und das Alles im Namen des Patriotismus!

Sieht man diese Geschäftigkeit, hört man die Angst- und Zorn- und Hetzrufe, die durch einen großen Theil der deutschen Presse gehn — so muß man draußen, jenseits der Grenzen wenigstens, des Glaubens werden, die Krone rolle am Abgrunde, das Land stehe an der Schwelle des Bürgerkrieges. Das wird gar sehr die Autorität stärken, mit welcher Deutschland seines schweren Amtes im Congresse walten soll. Das wird

in Frankreich die Revanchegelüste, welche auf die Uneinigkeit im neuen deutschen Reiche spekuliren, ganz und gar niederschlagen. Das wird dem Reichstage die rechte Kraft zum Widerstande leihen, wenn in kurzer Frist der Militäretat mit neuen Forderungen an die Steuerzahler herantritt. Wackre Patrioten, Ihr seid gut am Werk!

Und dazu in sieben Wochen Neuwahlen. Da muß noch viel Wasser vom Himmel herabstürzen, die Köpfe zu kühlen.

Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera.

Als der Unterzeichnete während der letzten Jahre an seiner Schrift über die Anfänge des Christenthums arbeitete, schwebten ihm seine Anschauungen über unser Zeitalter und dessen Verwandtschaft mit der Zeit des aufsteigenden römischen Imperialismus vor Augen. Kein Freund indessen historischer Anspielungen, hatte er auch nicht die Neigung dazu, in einer Frage der Forschung durch die Hereinziehung seiner schon vor Jahrzehnten ausgesprochenen und bekannt gewordenen Ansicht die Aufmerksamkeit unnöthigerweise zu zerstreuen. Jetzt haben wir über die Analogie zweier großer Zeitalter ex professo zu handeln.

Die Bewunderer der jetzigen Aera, wie die Männer, die in den Kämpfen der vorbereitenden Zeiten ihre Lebenskraft aufgewandt haben, hören es nicht gern, daß ihre Leiden und Freuden der Eröffnung eines socialen Horizonts dienen sollen, der weit über den Gesichtskreis ihrer rühmlichen Tagesarbeit hinausgeht. Rastlos mit der Reform ihrer Umgebung beschäftigt, übersahen sie es, daß ihr Arbeitsfeld nur der Theil eines Bodens ist, der seit dem Schluß des vorigen Jahrhunderts von den republikanischen und kaiserlichen Heeren Frankreichs, vom Tajo an bis zur Moskwa, beackert und mit Blut gedüngt ist und daß in den befruchteten Furchen Städtefreiheit, Emancipation von zahllosen kleinen Herren, Centralisation der Regierung und die Berufung der bisherigen Leibeigenen in die Volksheere aufgegangen sind und die Armee-Reorganisation zur Tagesfrage Europa's erhoben ist.

Alle Täuschungen, welche die unermüdlichen Kämpfer für die Reformgesetzgebung von Tag zu Tag erfahren, können die Empfindlichkeit nicht stillen, mit der sie die Erinnerung an die römische Zeit aufnehmen, welche die Volksämter, Volksrechte, Volksgesetzgebung auf den Imperator zusammengehäuft und diesen, neben dem Oberbefehl über die Armee, zum Träger des Tribunats, zum Herrn der Volksversammlung, zum Besitzer der Initiative im Senat, somit zum Herrn der Gesetzgebung gemacht hat.

Und selbst die scheinbar Glücklichen, auf deren Haupt Alles cumulirt und in Strahlen ihrer Krone verwandelt ist, was sonst Zweck und Recht, Belohnung und Genuß der Volksthätigkeit war, können ihren Triumph nicht mit Ruhe genießen. Inmitten ihrer gereizten Anspannung vergessen sie, daß jede neue Anfachung des Streits zwischen populären und imperatorischen Ansprüchen immer nur dazu dient, ihren Machtzuwachs zu steigern und ihnen ein Centralisationsproject nach dem andern in den Schooß zu werfen.

So wichtig und aufklärend diese Parallele für das Verständniß der neuen Aera ist, so giebt es doch noch ein anderes Phänomen der römischen Kaiserzeit, welches diesem historischen Accompagnement unserer Tageserfahrungen erst den vollen Klang und Halt und den rechten Grundton giebt. Es war dies die Entstehung eines neuen Glaubens, der ganz anders als ein absterbender Senat oder eine ohnmächtige Volksversammlung dem Imperator den Widerpart hielt.

Neben dem Kaiserlichen Weltherrn erhob sich der in Niedrigkeit geborene Weltheiland.

Alles betrat den Weg der Centralisation. Die mit den Völkern und adligen Zwischenständen erniedrigten Götter fanden sich in ihrer alten Heimath nicht mehr zu Hause, verließen ihre Altäre, flohen unstät in der Welt umher, änderten und vermischten im Exil ihre Gestalten und Umrisse und verschmolzen endlich in eine unbestimmte gasartige Einheit.

Daneben ging noch eine andre, intensive Centralisation vor sich, — im Gemüth, welches aus den Sätzen der alten Denkerschulen und Forscher alles der Seele Heilsame und Rettende zusammenballte, in Stimmungen verwandelte und zu Motiven und Forderungen zuspitzte. In diesem Gemüth erhob sich als der mächtigste Centralisator der Vollender der Volksreligionen, der Christus, der im Sclaventode am Kreuz alle Gefesselten und Geplagten zu seiner Gemeinde berief.

Eine Geschichte der neuen Aera würde ein sehr mageres und unvollständiges Ding sein, wenn sie es nicht einmal versuchen wollte, in das Gemüth der Gegenwart niederzusteigen und danach zu forschen, zu welchen Stimmungen und Regungen, Forderungen und leitenden Motiven in dessen Tiefe sich die Ergebnisse einer zweihundertjährigen Natur-Wissenschaft und die bisherigen Bemühungen um die Formulirung der Geschichtsgesetze centralisirt haben.

Sehen wir nun zunächst zu, wie man bis jetzt den Urheber oder diplomatischen und ministeriellen Leiter der gegenwärtigen Aufräumung und Centralisation in den deutschen und europäischen Verhältnissen aufgefaßt und gedeutet hat.

I.

Der „märkische Junker" Franz Ziegler's und der „märkische Vasall" Georg Hesekiel's.

Hesekiel's „Buch vom Grafen Bismarck" ward bei seinem Erscheinen (1868 bis 1869) mit Unrecht über die Achsel angesehen. Es ist immer noch die einzige eigenthümliche Biographie des Mannes, der Preußens Separation von Oesterreich durchgesetzt hat, und für alle späteren Biographien des Grafen oder Fürsten ist es im Punkte der Charakteristik und der ersten Entwickelung desselben das Grundbuch geblieben. Auch Cherbuliez ist Hesekiel verpflichtet, wenn er in seinem Ende 1869 in der „Revue des deux Mondes" erschienenen Aufsatz „Preußen und Deutschland" einen Berliner Alt-Liberalen den Staatsmann als eine Persönlichkeit schildern läßt, die „ein Stück Corpsbursche von der Hochschule, ein Stück Junker vom Lande, ein Stück Lieutenant von der Garde, dazu noch Diplomat, Autokrat und Revolutionär, alle diese Ingredienzien mit so viel Humor und Phantasie würzt, daß aus ihnen manchmal ein Dichter wird."

Die Berliner officiösen Journalisten, die nach Hesekiel's am 26. Februar 1874 erfolgtem Tode die Nachricht verbreiteten, der von ihm gefeierte Kanzler habe die Nachricht vom Abscheiden seines Virgil theilnahmlos aufgenommen, weil er durch sein Buch compromittirt worden sei, mögen nicht ganz Unrecht haben. Man kennt die Kälte, mit welcher der stürmische und immer neue Projecte verfolgende Denker auf seine ausgedienten Helfer zurücksieht und ihnen seinen Scheidegruß widmet. Wie alle diese höher gestellten Diener, von einem von der Heydt an bis zu den neuesten gefallenen Größen, nur deshalb in Ungnade geriethen, weil er sie der Ausführung seiner Inspirationen nicht gewachsen fand, so auch Hesekiel, an dessen Buch er trotzdem Mitarbeiter gewesen ist.

Bismarck selbst hat dem Dichter seine Jugendgeschichte erzählt und von Andern einprägen lassen, — er hat ihm seine wichtige, die Emancipation Brandenburgs von Habsburg erläuternde Correspondenz zusammengestellt, hat auch eine Reihe erklärender Sätze beigesteuert. Ziegler endlich, neben Hesekiel und nach dem Verfasser des „Cabanis" der Romancier der Mark, ihrer Kieferwälder und dürren, nach Eroberungen lechzenden Haiden, war scharfsichtig genug, um in dem gemeinsamen Werk des Dichters und des Staatsmanns die rechten

Materialien zur Ausfüllung seines eigenen Bildes vom Kanzler zu erkennen. Aber er begnügte sich, er selbst ein wahrer Märker und als Oberbürgermeister von Brandenburg im intimen Verkehr mit den dortigen adligen Reisigen in die Natur des brandenburgischen Adels eingeweiht, seinen Collegen von der Fortschrittspartei mit aphoristischen Anspielungen auf das Märkerthum des Kanzlers Funken in die Augen zu sprühen.

Im Jahr 1848 mit seinen brandenburger Adligen zerfallen, fühlte er doch in sich selbst etwas von ihrer Natur und liebte es in seinen Abendgesprächen mit parlamentarischen Waffengefährten auszuführen, daß das verwegene, durchschlagende und thatkräftige Gewächs der märkischen Junker den Königen von Preußen das Material zur Vergrößerung ihres Landes lieferte. Ein Nachruf nach seinem Tode (in einem Berliner Blatt vom 12. November 1876) erinnerte an seine Humoreske, in der er einen Engländer, der Bismarck's Nonchalance beleidigend und empörend fand, fragte, ob er denn diese Eigenschaft für eine Besonderheit Bismarck's, ihn selbst für ein Unikum halte? Er klärte den Fremden darüber auf, daß, wie die Corsen zu Napoleon's Zeiten in allem Ernst behaupteten, sie könnten allenfalls noch ein Paar Hundert solcher Männer stellen, so auch alle diese Märker, die dem preußischen Staat seine Richtung gegeben haben, besonders die Junker, überzeugt seien, sie würden die Sache ganz so gut machen wie Bismarck. Zuletzt betritt er den Boden der Poesie und zeigt dem Engländer in jener ihm unerträglichen Nonchalance die Wurzel der „politischen Haupttugenden" der Preußen, — der zähen, allenfalls bis zur Verachtung gehenden Geduld in einem Augenblick der Nothlage und des „holden Leichtsinns und fröhlichen, rücksichtslosen Dreinschlagens" in einer günstigen Stunde.

Aehnlich ruft er am 4. Februar 1873, als sich die Fortschrittspartei und einige Vertreter der national-liberalen Partei zur Feier seines 70. Geburtstages versammelt hatten, den jungen Freunden zu: „Erfüllen Sie sich etwas mit dem wilden Muth und Selbstvertrauen des Junkerthums!"

Man kannte in Ziegler's Umgebung seine Eigenheit im Urtheil über Bismarck, sah sie ihm aber als Dichter und Fabulist und wegen einiger Kraftstücke auf der parlamentarischen Rednerbühne nach. Jedoch fehlte es an jener Geburtstagstafel auch nicht an einigen Reprimanden und Kirchmann gab, indem er seine Neigung zum Pessimismus und eine gewisse mephistophelische Ader als Linderungsgrund geltend machen wollte, zu einem freundschaftlichen Witzturnier mit dem Gefeierten Anlaß.

Betreten wir jedoch den Boden der Prosa! Hier kommt uns der geistvolle und kritische Kenner des preußischen Staats, Georg Heinrich von Berenhorst, der natürliche Sohn des alten Dessauers, Leopold, entgegen und erklärt uns, in seinen „Betrachtungen über die Kriegskunst" (1795—96) das Compagniegeschäft von König und Junker, indem er das Muster von Friedrich Wilhelm's I. Preußen die „ökonomische Verfassung eines ehemaligen Fehderitters auf seiner von Knappen und reisigen Knechten vollgepfropften Burg" nannte.

Dieser Stifter der preußischen Armee war in der Genossenschaft der bewehrten Adligen Gleicher unter Gleichen, führte wie sie als Oberster und Hauptmann selbst sein Regiment und seine Compagnie, war Kamerad der Offiziere gleichen Rangs und Vater der Lieutenants und Fähndrichs, die zu jener adligen Kameradschaft wie auf das höchste Ziel ihres Strebens hinaufsahen.

Der Oberst- und Hauptmann-König banquettirte mit Junker-Obersten und -Hauptleuten nach den Potsdamer Uebungen und Revuen und war glücklich, wenn sie sich beim Weinglase vermaßen, mit ihrem Bataillon oder gar mit ihrer Compagnie ein ganzes feindliches Regiment in die Pfanne zu hauen.

Der wilde, von der Disciplin dressirte Verein war eine bewaffnete Vehme, die sich zum Richter über die Nachbaren berufen glaubte. Zum ersten Kreuz- und Gerichts-Zug ging die militärische Genossenschaft aus, als der König wie sein Vetter Georg von Hannover aufbrachen, um sich von den deutschen

Besitzungen ihres Bruders Karl XII., der in der Türkei die Lösung der orientalischen Frage in der südlichen Flanke Rußlands studirte, einige Fetzen loszureißen.

Das waren in ihren Anfängen die Nonchalance und der „holde Leichtsinn", welche Ziegler am märkischen Blute bewunderte.

Hesekiel erzählt mit behaglicher Ausführlichkeit, wie sich in Bismarck schon frühzeitig dieselben Tugenden des Blutes hervorthaten. So überrascht er als angehender Student in Göttingen den dortigen Universitätsrichter, vor den er wegen der lärmenden Feier seines Einzugs geladen war, in einer Phantasietracht, deren Zierde ein geblümter Berliner Schlafrock war. Als Auscultator am Berliner Stadtgericht fühlte er sich gereizt und wurmt es ihn, daß der Gerichtsrath ihm seine Drohung gegen einen allzu dreisten Vorgeladenen, er würde ihn sofort hinauswerfen, verwies und dies Geschäft für sein Urtheil und Ressort in Anspruch nahm; augenblicklich übt er Revanche und droht dem Vorgeladenen, da derselbe wieder übermüthig ward, er würde ihn durch den Herrn Rath hinauswerfen lassen. Als Referendar bei der Regierung in Potsdam vergilt er dem Chef, der ihn beim Eintritt in seine Behausung nicht bemerken wollte und fortfuhr, an seinem Fenster zu trommeln, diesen Mangel an Rücksicht durch gleiche Nichtbeachtung und stellt sich neben ihm, um an demselben Fenster den Dessauer Marsch aufzuspielen. Mit derselben Ungenirtheit holt er auf der Tribüne des Vereinigten Landtags, in der Sitzung vom 17. Mai 1847, als das Murren der Versammlung seine royalistische Deutung der Erhebung des Jahres 1813 übertäubte, das neueste Zeitungsblatt aus der Tasche und las nachlässig hingelehnt in demselben, bis ein Augenblick der Ruhe ihm die Wiederholung seines Satzes erlaubte.

So regte sich damals der Bismarck der späteren Conflictszeit.

Von seiner Frankfurter That, wie er den Grafen Thun für die Familiarität seines Empfanges damit straft, daß er aus seiner Tasche eine Cigarre nimmt und Se. Excellenz um Feuer bittet, sagt zwar Hesekiel, wenn die Geschichte nicht wahr ist, so könnte sie doch wahr sein. Sie ist aber als Vorandeutung der antiöstreichischen Erfolge des Staatsmanns in die Volksbücher übergegangen und zum Range jenes Bravourstücks erhoben, in welchem der Brandenburgische Gesandte in Regensburg, Herr von Plotho, beim Beginn des siebenjährigen Krieges die Reichsverfassung als altes Eisen behandelte und den Dr. April, der ihm im Auftrage des Kaiserlichen Reichshofraths die Reichsachtserklärung gegen seinen Herrn überbrachte, die Treppe hinunterwarf.

Das Gefühl ihrer eigenen Kraft erfüllte die gekrönten Junker des vorigen Jahrhunderts mit einem Uebermuth, der sich oft in burlesken Streichen Luft machte. Bei Peter dem Großen näherten sich diese Geniestreiche zuweilen dem Humor, z. B. in den Maskeraden und possenhaften Aufzügen, in denen er die alte Zeit seines Volks und dessen Kirche dem Spotte preisgab. Friedrich Wilhelm dem Ersten ward seine Kraftfülle für ihn selbst wie für seine Umgebung zur Plage. Virtuos des spanischen Rohrs, mit dem er, wie sein Bruder in Rußland, der Trägheit der damaligen Justizübung eigenhändig abhalf, vergnügte er sich als Kronprinz damit, auf seinen Pagen und Lakaien im Zimmer umherzureiten und sie nach dieser Motion zur Thüre hinauszuprügeln. Der Stock war nach seinem Regierungsantritt das patriarchalische Scepter, mit dem er in den Straßen der Hauptstadt Ordnung hielt, die nach seiner Ansicht müßigen Passanten vertrieb und die Ausreißer, die sich vor seiner Annäherung flüchteten, also die Unterthanenliebe verleugneten, einholen ließ und je nach Laune abstrafte. Morgenstern erzählt in seiner classischen Schrift „über Friedrich Wilhelm I." (Berlin 1793), wie er einen Tanzmeister als solchen lieblosen Ausreißer aus dem Hause, in welches er sich rettete, herausholen und nach einem strengen Examen auf der Stelle eine Sarabande tanzen ließ. Voltaire schmückt den Eingang zu seiner Schrift über das

Privatleben Friedrich's II. mit einigen Zügen der Derbheit, welche der Vater seines Helden bei dieser Revision der Straßen an den Tag legte. Auch der ständige Secretair der Berliner Akademie der Wissenschaften, Formey, erzählt in seinen „Souvenirs d'un citoyen", wie der königliche Herr in seinem Tabakscollegium sich des „Spaßes" rühmte, wenn er einen der französischen Geistlichen, die er insgesammt nicht leiden konnte, auf der Straße recht jagdgemäß gestellt und attaquirt hatte.

In dem genannten Tabakscollegium, einer Art Officiers-Casino in dem königlichen Gemach und unter Vorsitz des Königs, war, wie Morgenstern sich ausdrückt, „das wenige Wissen, welches die Königliche Gesellschaft zusammenbrachte, bald erschöpft und obwohl der herrliche Abschluß schon gemacht war, daß alle Menschen, die was wüßten, Narren seien, fiel dem König doch bei, daß man Einen haben müßte, der ihnen vorplauderte und Anlaß zum Sprechen gab." Der Kunstausdruck für das Geschäft dieser Aushelfer war das „Haseliren," — im activen Sinne des Wortes, gelehrter Vortrag im Kleide der Narrheit, — im passiven, das Erdulden der übermüthigen Einfälle der Herren, selbst auf Kosten von Gesundheit und Leben. Entweder wurden sie, wie Gundling, zu Tode gehetzt oder entzogen sich den Strapatzen durch die Flucht. Morgenstern, der zuletzt an die Reihe kam und sich durch einige Behauptung seiner persönlichen Würde aufrecht erhielt, mußte sich doch dazu hergeben, 1735 in Gegenwart des Königs und nach militärischer Herbeiholung der Professoren den Satz des gleichfalls anwesenden Tabakscollegiums von der Narrheit der Gelehrten zu vertheidigen.

Friedrich II. verstand sich nicht weniger auf den muthwilligen Schabernack und seine Meisterschaft in dieser Kunst war hauptsächlich daran Schuld, daß seine französischen Tischgenossen ihren Gott segnete, wenn sie wieder weit aus dem Schuß waren. Männer wie Zieten und Seydlitz verstanden es jedoch durch einen Blick des Auges ihren Kriegsherrn dahin zu bringen, daß er die Geschosse seines Uebermuths im Köcher behielt. Der General von Kleist, welcher, im siebenjährigen Krieg von Leipzig aus zum Brandschatzen ins Reich beordert, eine anzügliche Anspielung des Auftraggebers auf sein einträgliches Geschäft nicht mit auf die Reise nehmen wollte, legte die Hand an den Säbel und zog ihn etwas heraus, als der König im Laufe des Disputs den Stock erhoben hatte. „Ich setze mich nur in Bereitschaft gegen Etwas, was ich nie werde geschehen lassen," rief der General, als ihn der König anfuhr: „Herr, was macht er da?" Indessen wurde er nach einem Arrest von drei Tagen zum Marsche ins Reich losgelassen. (Siehe von Kaltenborn „Briefe eines preußischen Officiers, verschiedene Charakterzüge Friedrich's des Einzigen betreffend", Hohenzollern. 1790.)

Die ersten Jugendübungen Bismarck's im Fach der Courage und des Uebermuths gingen für ihn noch ungeahndet vorüber, da die Betroffenen es nicht der Mühe für werth hielten, sich ihm gegenüber mit gleicher oder größerer Courage zur Geltung zu bringen. Am Sitz des Bundestags traten ihm aber Menschen und Dinge mit einer Schwerfälligkeit und Massenhaftigkeit entgegen, wie er nicht erwartet hatte. Er war mit einem feurigen Thätigkeitstrieb und mit großen Vorsätzen nach Frankfurt gekommen. Für das Zusammenwirken mit Oesterreich ernsthaft gestimmt, wollte er zugleich Preußen eine, der Macht und den Interessen desselben entsprechende Stellung innerhalb der deutschen Verhältnisse verschaffen. Sehr bald sah er aber, daß im laufenden Tagesgeschäft für seine aufs Große gehende Arbeitslust kein Raum und auch die herrschende Vorstellung, welcher Preußen nur als das fünfte Rad am Bundeswagen galt, so leicht und einfach, wie er anfangs dachte, nicht zu erschüttern war. Schon zur Zeit von Kalafat und Sinope steht er dem Frankfurter Treiben (bei Hesekiel p. 384) mit Gefühl „gähnender Unschuld und in der Stimmung gänzlicher Wurschtigkeit" gegenüber und hofft er, daß „das bekannte Lied

Heine's „o Bund, du Hund" bald durch allgemeinen Beschluß zum Nationallied der Deutschen erhoben werden wird."

Eine Enttäuschung treibt ihn sogleich an das Ende aller Dinge und verleidet ihm den ganzen Boden, den er so eben erst mit großen Vorsätzen betreten hatte. Eine so natürliche Sache wie die, daß Oesterreich die reservirte Haltung Preußens im österreichisch-italienischen Krieg für den Fall eines damals nicht unwahrscheinlichen französisch-preußischen Kriegs mit derselben reservirten und nur auf das eigene Interesse bedachten Haltung vergelten werde, stimmt ihn weltschmerzlich und macht ihm das ganze Menschenmaterial, welches er in seinen Calculs ordnen wollte, von Herzen gleichgültig. So schreibt er in seiner, auf den Ton „gänzlicher Wurschtigkeit" gestimmten Betrachtung aus Petersburg, den 2. Juli 1859: „Wie Gott will. Es ist hier Alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen wie Wasserwogen und das Meer bleibt. Es ist ja Nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob nun das Fieber oder die Kartätsche diese Maske von Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang und dann wird zwischen einem Preußen und einem Oesterreicher, wenn sie gleich groß sind, doch eine Aehnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht; den specifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los, aber es wäre auch jetzt zum Verzweifeln, wenn wir auf den mit unserer Seligkeit angewiesen wären."

Wer so leichtherzig zum Extrem der Vaterlandlosigkeit übergeht, ist auch eben so schnell mit dem Entschluß fertig, dem öffentlichen Leben Valet zu sagen. So schreibt unser philosophischer Denker, als ihm beim Beginn der neuen Aera auf seiner Frankfurter Warte die Aussichten für seine persönliche Stellung ungewiß erschienen, den 12. November 58: „wenn ich die Rolle eines Gentleman und des Diplomaten nicht mehr mit einander verträglich finde, so wird mich das Vergnügen oder die Last, ein hohes Gehalt mit Anstand zu dispensiren, keine Minute in der Wahl beirren. Nach dreißig Jahren wird es mir wohl gleichgültig sein, ob ich jetzt Diplomat oder Landjunker spiele. Nach Neune ist Alles vorbei, sagt der Schauspieler."

In gleicher Stimmung schreibt er in demselben Briefe wegen eines Andern, an dem er Interesse nimmt: „Grüße ihn; er soll nur nicht die Ohren hängen lassen. Es ist doch Alles nur Kaff."

Gerade in solchen Augenblicken aber, wo er am Ende der Welt und im Leeren steht, auch nichts mehr von der laufenden Welt haben und Allem den Abschied geben will, ist er am beschäftigtsten und sucht er den Punkt, wo er das Eigentliche leisten will. Indem er stille hält und dem Lauf der Welt uninteressirt zusieht, läßt er es vielmehr darauf ankommen, welches Band sie ihm in die Hand gleiten lassen will, an dem er sie fester als vorher fassen kann.

Jener Brief vom 12. November 1858 ist voll von Andeutungen solcher List und Hoffnung mitten in der Entsagung. Nur „ruhig Blut", schreibt er denen, die vom Wirrwarr des Räthsels, welches auch ihnen noch ungelöst gegenübersteht, erschreckt werden, „die Sache wird sich schon machen." Sein Spruch lautet (ebendaselbst) „**vogue la galère.**" Was kann er in Schönhausen, „unter dessen Kanonen er sich nöthigenfalls zurückziehen will", anders thun, als sich hinstrecken und in die Luft sehen und erwarten, welchen Leitfaden sie ihm zutragen wird? Freund des **Farniente** und immer im Sinnen und Trachten begriffen, träge und beständig angespannt, für die Unabhängigkeit gestimmt und gleichwohl darauf aus, Alles um ihn herum zur Abhängigkeit zu beugen, würde er vom Erker Schönhausens nur ausschauen, ob der Wirrwar draußen ihm die Handhabe zum Eingreifen bietet.

Friedrich II. hatte zuletzt Augenblicke, in denen er es satt hatte, „über Sclaven zu herrschen", aber er selbst ein Sclave des Mechanismus, drehte bis zum letzten Augenblick seines Lebens an der Kurbel seiner Staatsmaschine fort.

Sein jovialerer Vater, Friedrich Wilhelm I., malte während der beiden letzten Jahre seiner Regierung in den vertrauten Gesprächen und Punctationen mit Morgenstern den Plan und festen Entschluß aus, wie er sich nach Holland zurückziehen, dort im braunen Bürgerrock und in Zwickelstrümpfen, frei mit freien Leuten sich unterhalten und die holländische Pfeife auf ihrem heimischen Boden rauchen wird. In der dortigen Ruhe und Einsamkeit wollte er aber eigentlich erst von vorne anfangen, den Traum seiner Jugend sich erfüllen sehen, den Lieblingsposten seiner Wünsche, die Stelle des Generalcapitäns der niederländischen Union erringen und endlich wie Wilhelm III., der Gönner seiner Knabenzeit, die vereinigten Armeen Europa's commandiren.

Auf einem Durchfluge durch Westfriesland (im August 53) erweckt in Bismarck der Anblick des flachen Landes, wo alles „buschig, grün, um jedes Bauernhaus ein Wäldchen" ist, die Sehnsucht nach der „stillen Unabhängigkeit". Die Träume des stillen Landhauses würden ihm doch immer nur die rechte Idee und das Stichwort zum Aufspringen und Commandiren bringen.

Nonchalance und Courage, Zwecklosigkeit und Berechnung, die Welt laufen lassen und Kritik, Glück und Verstand, Ruhe des Abwartens und Bereitschaft zum Eingreifen, Uebermuth und Absicht, Gleichmuth und durchdachte Intrigue, sind bei ihm nur wechselnde Metamorphosen eines und desselben Gemüthszustandes.

Als Hesekiel sein Buch abschloß, waren ihm bereits einige Zweifel an der preußischen Correctheit seines Helden aufgestiegen. Er nennt das Mißtrauen der alten conservativen Partei gegen die Ungethüme des Liberalismus und Parlamentarismus, welche der Kanzler in seine Mitstreiter verwandelt hatte, ein gerechtfertigtes, und tröstet sich nur noch damit, daß seine Parthei die „großen Opfer die sie dargebracht hat, und täglich bringt, doch dem glorreichen Königthum von Preußen" widme. Allmälig gingen ihm aber die Augen darüber auf, daß auch diese Parthei wie jene verhaßten Ungethüme nur im Dienst des Kanzlers und als Gespann an seinem Triumphwagen ein dürftiges Dasein fristen könne und schon dem Untergange bestimmt sei. Die Verkündigung des deutschen Kaiserthums stimmte ihn endlich völlig um und er sah in demselben, wie der ihm einige Wochen nach seinem Tode gewidmete Nachruf der Kreuzzeitung berichtete, den Untergang Preußens und dessen Königthums. Es ging ihm wie dem Dichter Virgil und er hätte wie dieser sein prosaisches Epos von dem Stifter des neuen Bundes gern verbrannt, wenn solch' ein Opfer des Mißmuths über ein verfehltes Unternehmen bei der weiten Verbreitung seiner Arbeit möglich gewesen wäre. Am schmerzhaftesten wird ihm die Gewißheit gewesen sein, daß sein Held das unglückliche Epos keineswegs, als ein zweiter Augustus, dem Flammentode entrissen hätte.

Wenden wir uns nun zu einem national-liberalen Virgil.

B. Bauer.

Ueber das Gefühl des Erhabenen.

Ein Beitrag zur Psychologie der Aesthetik.

Von Julius Duboc.

(Fortsetzung.)

Wer den hier entwickelten Wesensunterschied vollkommen scharf und präcise auffaßt, der wird, glaube ich, manche chaotisch verworrene Unbestimmtheit in der Theorie der Empfindung des Erhabenen sich lichten sehen und manche anscheinende Complicirtheit einfach aufzulösen im Stande sein. Zunächst ist es jetzt sehr leicht verständlich, wie und

warum grade eine so nahe Verwandtschaft zwischen der Ehrfurcht und der Empfindung des Erhabenen besteht, da es sich dabei in der That nur um eine Verschiebung des Accents handelt, während das Object, das Ueberragende, ein und dasselbe bleiben kann. Den Sonnenaufgang betrachtet man als eine erhabene Naturerscheinung d. h. der empfängliche Mensch gewinnt ihm gegenüber sehr leicht den Eindruck des Erhabenen, weil das Emporsteigen des Sonnenballs, in der Frühstille des jungen Tags, das mit ihm ringsum neu erwachende Leben u. s. w. ganz besonders geeignet ist an die großen kosmischen Verhältnisse zu erinnern, in die der Mensch sich gesetzt findet und die ihn so unermeßlich überragen, daß jeder Blick auf dieselben ihm gleichsam das uferlose Weltmeer vorführt, in dem er widerstandlos und doch nicht unbeschirmt dahin getragen wird. Aber eben so gut kann dasselbe Schauspiel ihm das Gefühl der Ehrfurcht erwecken oder das Gefühl des Erhabenen kann in dieses übergehen oder sich neben dasselbe stellen, da dazu nichts weiter erforderlich ist, als die eine Nuance, welche in das Empfinden eintritt, sobald der Mensch das Ueberragende vergleichend auf Sich bezieht und sein eignes Größenverhältniß, wie es für gewöhnlich in seiner Auffassung als gültig besteht, nun eine Schmälerung erfährt, deren der Mensch in dem reinen Gefühl des Erhabenen sich nicht bewußt wird. Es erhellt ferner, wie trotz dieser allernächsten Verwandtschaft beide Gefühle so ganz verschiedenartig sind, daß sie sich geradezu gegensätzlich verhalten, da in dem einen eine Schmälerung, in dem anderen eine Steigerung des Menschen zum Ausdruck gelangt. Dies Verhältniß prägt sich charakteristisch in dem Colorit des Gefühls aus. Beiden Gefühlen gemeinsam ist eine gewisse Färbung gesammelten Ernstes, die schon durch die seelische Anspannung bedingt wird, welche die Begegnung mit dem Ueberragenden, das Emporrichten an ihm hervorruft. Bei der Ehrfurcht wird diese Färbung noch durch das mitwirkende Moment vertieft, welches in der Erinnerung an die eigene Begrenzung, also an Etwas, was schon sehr nahe einer Schmerzempfindung verwandt ist, gelegen ist. Dem Eindruck des Erhabenen fehlt dies Moment und zwar so gänzlich, daß ganz im Gegensatz zu der Ehrfurcht hier ein positives Wohlgefühl auftritt, welches wenn auch gedämpft durch den Ernst doch noch intensiv genug wirkt, um dem Totaleindruck eine beinahe heitere Stimmung zu verleihen. Es ist das nicht zu verwechseln mit derjenigen Heiterkeit, die gemeint ist, wenn wir z. B. von dem heiter-erhabenen Character eines Bauwerks, eines Tempels o. dergl. sprechen. Das in diesem Fall gemeinte Heitere ist nicht durch das Erhabensein an sich bedingt, sondern haftet Nebenumständen an, wie z. B. der Helligkeit, da das Helle, das Lichte (aus psychologischen Motiven, die hier nicht weiter zu analysiren sind,) heiter stimmt. Ebensowenig wird das Richtige getroffen, wenn wir von dem heiter-erhabenen Frieden eines Menschen, einer Scenerie u. s. w. reden. Denn auch in diesem Fall hat der Eindruck der Heiterkeit, den wir mitempfangen, seine Ursprungsstelle nicht in dem Moment des Ueberragenden an sich resp. des durch dasselbe für die sich hingebende Seele bedingten Gefühls eines befriedigten Erweitertwerdens, sondern er haftet dem Frieden an, also der besonderen Beschaffenheit des Ueberragenden in dem grade vorliegenden Fall. Der Friede lächelt und selbst da, wo er wie beim Erhabenen nur als

errungener Friede nach vorangegangenen Stürmen in Betracht kommt, verläßt ihn nur selten ein Abglanz von Heiterkeit, auf den wir hindeuten, wenn wir vom heiter-erhabenen Frieden sprechen. Aber es giebt ein spezifisches Wohlgefühl, eine klare und ruhige Heiterkeit, welche mit dem Eindruck des Erhabenen rein als solchen, also ganz abgesehen von seiner besonderen Beschaffenheit, entsteht und besteht, welche mit dem Empfinden des Erhabenen schlechtweg verknüpft ist. Diese Heiterkeit schwindet dem Eindruck des Erhabenen nur in solchen Fällen, in denen Nebenbeziehungen in dasselbe hereintreten, die den reinen Character des Erhabenen alteriren, wo wir also z. B. von schrecklich-erhaben, von düster-erhaben sprechen, sonst ist er überall mit ihm verbunden, er liegt nothwendig in seinem Wesen, denn er drückt nichts weiter aus als das Wohlgefühl, welches sich der Seele bemächtigt, indem sie sich ihrer Sympathie und ihrer Kraft gemäß an einem Ueberragenden erweitert. Grade dies Symptom steht nun wie ein Grenzscheidestein zwischen dem Gefühl des Erhabenen und der Ehrfurcht. Die Ehrfurcht verbindet sich nie mit der Heiterkeit. Dabei darf man sich freilich nicht beirren lassen, daß der Gottvater in Goethe's Faust und manchen Legenden gewissermaßen heiter-ehrfürchtig erscheint und entsprechende Gefühle erweckt. Das beweist nichts als daß in der Freiheit dichterischer Behandlung Gott, also allerdings ein Gegenstand der Ehrfurcht, wohl auch einmal aus seiner ehrfurchtgebietenden Rolle herausfallen kann und bei uns alsdann an Stelle der reinen Ehrfurcht ein gemischtes Gefühl die Oberhand gewinnt. Aber es frage sich Jeder, ob er jemals in demselben Augenblick heiter empfand, wo er ehrfürchtig empfand (oder umgekehrt), ob er sich in der und durch die Ehrfurcht heiter gestimmt fühlte und die Antwort wird jedesmal: Nein lauten.

Der Mangel an der richtigen Unterscheidung dieser Beziehungen hat Schillers Gedankengang in Betreff des Erhabenen ganz wesentlich beeinflußt und beirrt. Er nennt das Gefühl des Erhabenen „ein gemischtes Gefühl". Es sei eine Zusammensetzung von Wehsein, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äußere und von Frohsinn, der bis zum Entzücken steigen könnte. Diese Verbindung zweier widersprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweise unsere moralische Selbständigkeit auf eine unwiderlegliche Weise. Denn da es absolut unmöglich sei, daß der nämliche Gegenstand in zwei entgegengesetzten Verhältnissen zu uns stehe, so folge daraus, daß wir selbst in zwei verschiedenen Verhältnissen zu dem Gegenstand stehen, daß folglich zwei entgegengesetzte Naturen in uns vereinigt sein müssen, daß die Gesetze der Natur nicht nothwendig auch die unsrigen seien. Genauer wird Schillers Ansicht dann noch in den nächsten Sätzen erläutert, in denen er darauf hinweist, daß wir durch den erhabenen Gegenstand „das peinliche Gefühl unserer Grenzen erhalten", aber trotzdem „fliehen wir ihn nicht, sondern werden vielmehr mit magischer Kraft von ihm angezogen." Dies würde nicht möglich sein, wir würden nicht gern an die Allgewalt der Naturkräfte erinnert sein wollen, wenn wir nicht noch etwas Anderes im Rückhalte hätten als was ihnen zum Raube werden kann. Und dies Andere ist eben das „absolute moralische Vermögen, welches an keine Natur-Bedingung gebunden ist". Wer sich unsere Auseinandersetzung zurückruft, wird nun leicht einzusehen vermögen, wo

bei Schiller hier die ungehörige Vermischung von Momenten beginnt, die getrennt zu halten sind, und wie er dadurch zu irrigen Schlußfolgerungen veranlaßt wurde. Indem er nicht einsah, daß „das peinliche Gefühl unserer Grenzen" grade die specifische Differenz zwischen dem Gefühl der Ehrfurcht, dem es anhaftet,*) und dem Gefühl des Erhabenen, dem es fehlt, ausmacht, glaubte er vor einem Problem zu stehen, das in der That nicht vorhanden ist und er glaubte darin den Beweis für eine Annahme gefunden zu haben, die unbeweislich war, die aber auch gar keine Lösung giebt, sondern sie nur hinter eine Unbegreiflichkeit versteckt.

Ich habe bis jetzt aus zwei Gesichtspunkten zu erklären versucht, warum das Gefühl des Erhabenen, obgleich es nach meiner Auffassung nur das Gefühl eines Ueberragenden und weiter nichts ist, gleichwohl nur selten in unsere Seele eintritt. Der eine Gesichtspunkt war, weil jedes Moment des *Widerstrebens* das Gefühl in seiner Totalität als Eigenbesitz des Menschen vernichtet, der andere, weil das Ueberragende stets das Ueberragen der individuellen *Sphäre* bedeutet, dies aber für alle diejenigen unanwendbar wird, die so tief in ihrer individuellen Sphäre stecken, daß sie aus derselben überhaupt nicht oder doch nur sehr schwer und mit getheilter Seele heraus können. Diese beiden Gesichtspunkte finden in ihrer einschränkenden Bedeutung natürlich auch auf das Gefühl der Ehrfurcht Anwendung, d. h. wer demselben aus Selbstsucht, Hochmuth, Trotz oder Schwäche widerstrebt oder zu tief in der eigenen Sphäre eingepfercht das Ueberragende nicht zu fassen vermag, der empfindet eben nicht ehrfürchtig. Ein dritter Gesichtspunkt ergiebt sich dann aus demjenigen, was ich hinsichtlich der specifischen Differenz des Gefühls der Ehrfurcht von dem des Erhabenen zu entwickeln versucht habe und aus diesem erhellt, warum das Gefühl des Erhabenen noch viel seltener als die Ehrfurcht ist und zwar selbst in solchen Fällen, wo eine höhere Verstandes- und Geistesbildung durch die besondere Beschaffenheit des erhabenen Gegenstandes *nicht* bedingt wird, warum also z. B. bei einer gewaltigen Naturerscheinung die meisten Menschen, insofern sie überhaupt zu einem anderen Gefühl als dem des bloßen Staunens gelangen, immer noch eher ein ehrfürchtiges Gefühl, als den Eindruck des Erhabenen davontragen werden. Die Ursache davon liegt in den bereits früher angedeuteten Beziehungen. Da der Eindruck des Erhabenen nur zu Stande kommt, wenn der Empfindende das Ueberragende rein von Seiten seiner moralischen Form, mit Ausschluß jeder pathologischen Beziehung, auf sich wirken läßt, die meisten Menschen hierzu aber garnicht im Stande sind, so wird der ehrfürchtige Eindruck in den meisten Fällen eher als der erhabene zu Stande kommen. Es ist schwer, sich so frei von jeder Ich-Beziehung zu erhalten, daß in dem Augenblick, wo ein Hohes und Gewaltiges vor mich hintritt, ich mich nur zu ihm hingezogen und von ihm emporgehoben fühle, ich nur

---

*) Uebrigens ist das Gefühl der Begrenztheit, sofern es in der Ehrfurcht auftritt, nicht unbedingt „peinlich" zu nennen, denn der Ehrfürchtige *ergiebt* sich ja in die Thatsache seiner Begrenzung und diese Ergebung nimmt eben dem Gefühl den Stachel der Peinlichkeit und läßt ihm höchstens eine Empfindung der *Wehmuth*. Wer sich aber *nicht* in seine Begrenzung ergeben mag, der Nicht-Ehrfürchtige, wem sie daher wirklich peinlich ist, der will auch nicht an dieselbe erinnert sein.

seiner überragenden Natur in einem ernsten, hingebenden Wohlgefühl bewußt werde, ohne daß sich die Empfindung meiner Verringerung, meines erniedrigten Maßes, welche mir die Vergleichung aufnöthigt, dämpfend einmischt — und doch bildet eben diese Freiheit die Bedingung für das Zustandekommen des erhabenen Gefühls, welches in seiner Reinheit daher eben so selten ist, als die dafür erforderliche Disposition selten vorkommt. Wenn das anders erscheint, wenn es namentlich denjenigen, die viel mit dem Kunst-Erhabenen umgehen, so vorkommen wird, als ob ihnen der Eindruck des Erhabenen sehr geläufig, vielleicht viel geläufiger als ein ehrfürchtiges Gefühl sei, so läuft dabei die wesentliche Verwechslung mit unter, daß das bloße theoretisch-ästhetische Verhalten zu der bestimmten Form des Ueberragenden in dieser oder jener Kunst-Disciplin, das, was den Künstler als solchen angeht, erfüllt und bewegt, schon der Eindruck des Erhabenen selbst sei, während es sich hierbei doch nur um den Eindruck des Verhältnisses der Form zu dem in dem Erhabenen liegenden seelischen Gehalt handelt.

Das Gefühl der Ehrfurcht, welches also nach der von uns vorgenommenen Analyse seiner psychologischen Motivirung häufiger als das Gefühl des Erhabenen entstehen kann und wird, leidet allerdings gerade in unseren Tagen eine empfindliche Einbuße, die mir immer so bedeutungsvoll und bedauerlich erschienen ist, daß ich auch an dieser Stelle mir einige Worte einzuschalten erlauben möchte. Ich fürchte nicht auf viel Widerspruch zu stoßen, wenn ich, ohne hier eine specielle Begründung dafür zu versuchen, die mich viel zu weit führen müßte, davon ausgehe, daß der Mangel einer dem jeweiligen Standpunkt des Individuums in Bezug auf sein Verhältniß zum Weltganzen angepaßten Cultusform eine schwere Schädigung des inneren geistigen und sittlichen Lebens darstellt, eine Schädigung, die nur den Stumpfsinn unberührt läßt, die aber in weiten Kreisen Mitlebender als ein herbes Mißgeschick innerlichst empfunden wird. Eben so wenig glaube ich erst hervorheben zu müssen, daß der dürftige Ersatz, der sich im Lauf der Zeiten in den kleinen, den bestehenden Kirchen entfremdeten Gemeinden hier und da herausgebildet hat, so gut wie kein Ersatz ist. Die Dürftigkeit und Trockenheit desselben macht ihn ungenießbar. Er trägt die kummervolle, auf Entbehrung angewiesene Leidensmiene der meistens sehr kümmerlichen Verhältnisse, unter denen die Mehrzahl dieser Gemeinden besteht, und belegt durch sein bloßes Bestehen zwar die unverwüstliche Kraft des Bedürfnisses, vermag demselben aber keine Befriedigung zu gewähren. Schon Strauß versuchte vergebens sich mit den sogenannten Gottesdiensten der freien Gemeinde in Berlin zu befreunden. Er nannte sie „entsetzlich trocken und unerquicklich." „Ich lechzte", sagte er in seiner letzten Schrift, „ordentlich nach irgend einer Anspielung auf die biblische Legende oder den christlichen Festkalender, um doch nur etwas für Phantasie und Gemüth zu bekommen; aber das Labsal wurde mir nicht geboten. Nein, auf diesem Wege geht es auch nicht. Nachdem man den Kirchenbau abgetragen, nun auf der kahlen, nothdürftig geebneten Stelle eine Erbauungsstunde zu halten, ist trübselig bis zum Schauerlichen."

Strauß verzweifelte an der Möglichkeit eines religiösen Cultus für seinen Standpunkt, er glaubte, daß es geboten sei, dieser Aussicht

zu entsagen. „Entweder ganz oder gar nicht,“ sagt er weiterhin. Ich verzweifele nicht an dieser Möglichkeit, halte ihre Befriedigung vielmehr für ein unabweisliches Bedürfniß der menschlichen Natur, dem früher oder später sicher in einer entsprechenden Form Rechnung getragen werden wird, mag darüber so viel Zeit vergehen wie wolle. Der chaotische Zersetzungsprozeß, der sich in unserer Zeit vollzieht, kann sie uns unmöglich schaffen, aber er versperrt auch nicht den Weg, den er vielmehr allmälig von Trümmerstücken reinigen hilft — wenn wir uns nicht selbst ihn versperren. Thun wir das? Ich meine: ja, denn in einer eigenthümlichen Verworrenheit der Begriffe und Gefühle verzichten Viele von uns ohne Noth darauf in dem Zusammenhang des belebten Weltganzen, in das wir uns gesetzt finden, ehrfürchtig zu empfinden, uns durch dies staunenswürdige Wunder, das uns unbegreiflich umgiebt, hält und trägt, zu einem ehrfürchtigen Empfinden entzündet zu fühlen. Ohne Ehrfurcht aber kein Cultus. Wir verzichten also, indem wir uns so verhalten, für jetzt schon auf den Cultus, den jeder, wenn auch vereinsamt und zusammenhanglos und deshalb eben ohne die rechte Kraft und die nur im Zusammenschaffen mögliche ästhetische Form, doch in sittlichem Ernst in seiner eigenen Brust dem Weltganzen gegenüber gewinnen kann. Wir verzichten aber auch für die Zukunft auf die Möglichkeit, dem Gehalt, den wir durch alle Stürme in eine beruhigtere Friedenszeit hinüber zu retten hoffen, wieder eine weihevolle geläuterte Form der Andacht in phantasievoller Verklärung zu geben. Und warum das Alles? Ja, sagt mir der Eine, unmöglich ist es ehrfürchtig zu empfinden, wenn ich den Blick auf eine in der Gesammterscheinung sich offenbarende Weltenkraft richte, die mir menschenfeindlich erscheint. Die elende Daseinsarbeit unzähliger Geschlechter und Individuen, auf die mein Blick fällt, sobald ich ihn darauf richten will, erstickt das Gefühl. Dieser Einwurf, durch den sich Mancher in der That das Gefühl erstickt, ist doch rein anthropomorphistischer Natur, wir übertragen ein wollendes Verhalten, wo wir keins vorauszusetzen Grund haben. Denn freilich für das Individuum als Einzelwesen ist von dem Augenblick an, wo wir den Lenker außer Rechnung lassen, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt, schlecht gesorgt. Die sichere Hut, die uns zu bergen schien, schwindet. Unsägliche Kränkung, außer allem Verhältniß in Wirkung und Folge zu dem Thun und Lassen des Individuums stehend, trifft Unzählige. Aber Feindlichkeit können wir doch unmöglich da erblicken, wo ein sehendes und wollendes Schalten eben erst von unserer Seite selbst verneint worden ist. Wie sollte es möglich sein die sonderbare Vorstellung in uns zu nähren, daß in dem Verhältniß der treibenden Lebenskräfte zu uns, die wir, mögen wir unsere Stellung im Weltall nun hoch oder niedrig anschlagen, als Mensch doch immer nur den Lebensproceß selbst in irgend einer Form des Ausdrucks an uns darstellen, — ein Hauch im Athem des Universums, — daß in diesem Verhältniß irgend etwas Feindliches gelegen sein könne? Diese verwirrende Vorstellungsweise ist also ganz über Bord zu werfen. Sie würde in der That die Ehrfurcht unmöglich machen, denn selbstverständlich kann dieselbe nicht da bestehen, wo durch Feindlichkeit gereizte Abneigung oder Furcht uns erfüllt, aber sie darf sie uns nicht unmöglich machen, weil sie eben innerlich unwahr ist.

Auch den Einwand höre ich erheben, daß Ehrfurcht stets der Beziehung auf ein **Persönliches** bedürfe und so sehr hat die Richtung unseres religiösen Empfindens gewohnheitsmäßig diese Richtung angenommen, daß lieber nach dem künstlichsten Auskunftsmittel gegriffen wird, um sich den Schein einer persönlichen Beziehung zu erhalten, als daß man sich unbefangen über den wahren Character und die bedingenden Ursachen des ehrfürchtigen Empfindens Rechenschaft giebt. Selbst da, wo es wie bei großen Naturerscheinungen, die uns mit Ehrfurcht erfüllen, offenbar wird, daß wir nicht an das Persönliche zur Erzeugung des ehrfürchtigen Empfindens gebunden sind, wird dasselbe, um dem Bedürfniß abzuhelfen, untergeschoben und man schafft Nothbehelfe, welche die Noth nur vergrößern. So hat man u. A. wohl gesagt, daß eine mächtige Naturerscheinung nicht deßhalb ehrfurchterweckend stimme, weil sie symbolisch wirke und das Verhältniß eines Ueberragenden, nämlich des Naturganzen zu dem Individuum, uns vor die Seele rücke, sondern weil man auf **jedem** Standpunkt, auch auf dem des „neuen Glaubens", die stille dunkle Vorstellung an ein erhabenes **persönliches** Wesen dadurch mitempfange. Mit „stillen, dunklen Vorstellungen" ist nun übel zu rechten. Sie entziehen sich der Beleuchtung und stehen dem, der sie um ihr Herkommen befragen will, nicht Rede und Antwort. Aber das Eine sollte doch meines Erachtens klar sein, daß ein so intensives und innerlichst empfundenes Gefühl wie die Ehrfurcht, seine Wahrheit, seine Tiefe und damit seinen Gehalt einbüßt, wenn es, um zu bestehen, die anonyme Vorstellung eines erhabenen persönlichen Wesens nöthig hat, ohne daß wir gleichwohl in dieser Vorstellung mit Allem, was wir wissen und glauben, festwurzeln. Aus einem zerfließenden Schemen können wir dies Empfinden nicht mehr gestalten, aus einem trocknen Brunnen keine Labe schöpfen. Wenn wir uns aber der Krücken begeben, uns dagegen lebhaft vergegenwärtigen, wie das Weltall, die Weltenkraft, die Alles vom Kleinsten bis zum Größten bindet und in der Lebenserscheinung sich selbst darstellt, deren Wesen wir nicht ergründen, deren Grenzen wir nicht ermessen können, wie das Weltall in diesem Sinn einen geheimnißvollen Zusammenhang darstellt, der unser ganzes Leben und Bestehen angeht und in sich einschließt, so werden wir eben in dieser Auffassung an dem Complex der weltbewegenden Kräfte das Ueberragende besitzen, das als solches und ohne jegliche Personificirung uns mit Schauern der Ehrfurcht erfüllt. Ich behaupte daß man auf Grund meiner Theorie der Empfindung der Ehrfurcht unsere Berechtigung zu diesem Gefühl in unserer Weltauffassung wenigstens **einsehen** kann und wenn diese Einsicht auch das Gefühl selbst nicht Jedem schaffen kann, dem der Eindruck gewohnheitsmäßiger Einflüsse dasselbe lähmt, so kann sie doch verhindern helfen, daß wir nicht von falschen Auffassungen irre geführt, es in uns **ertödten** und ihm ohne Noth völlig absterben.

Nach dieser Abschweifung auf ein verwandtes Gebiet wende ich mich zu dem Erhabenen zurück. Wir haben das Gefühl desselben bis jetzt lediglich als Gefühl des Ueberragenden unter denjenigen bestimmten Voraussetzungen und Einschränkungen betrachtet, die sich bei näherer Betrachtung als selbstgeboten ergaben. Es bleibt die Frage offen: ob sich

über den allgemeinen Character dieses Ueberragenden etwas aussagen läßt, ob die Natur des Menschen, dem es als Object dient, dessen subjective Bedingtheit sich also in ihm widerspiegeln muß, uns in dieser Beziehung einen in eine geschlossene Formel zu bringenden Anhaltepunkt gewährt? Als unmittelbar gewiß hatten wir im Eingang unserer Untersuchung angenommen, daß das Gefühl des Erhabenen das Gefühl von etwas Großem (im Gegensatz von kleinlich, niedrig) sei. Wir fragen nun weiter, nach welcher Grundbestimmung sich dieser Gegensatz von kleinlich, niedrig, das Natürlich-Große also, für den Menschen aufbaut, welche Eigenschaften, welche Wesensbeschaffenheiten es demnach sind, die dem Menschen nach den allgemeinen Bedingungen, von denen er in seinem Wünschen und Wollen ausgeht, als überragend und damit als erhaben erscheinen können? Oder ob andererseits dieses Wünschen und Wollen ein zu unberechenbar wechselndes und vielseitig bedingtes ist, um sich als einheitliche Grundlage für eine darauf auferbaute Characteristik des Erhabenen erfassen zu lassen? Ich glaube, daß wir diese letztere Frage zu verneinen, die erstere zu bejahen haben und daß folgende Gesichtspunkte dabei sehr wesentlich in Betracht kommen. Daß dieselben hier nur andeutend behandelt werden können, versteht sich von selbst, da schon die eine Frage nach dem Grundcharacter des menschlichen Wollens in Bezug auf dessen Richtung, um allen Erwägungen gerecht zu werden, eine für den Umfang eines Aufsatzes weit überschreitende Untersuchung bedingen würde. Bleiben wir zunächst noch einen Augenblick bei dem Verhältniß des Ueberragenden zum Menschen stehen, so ergiebt sich ein einleuchtender, allgemeiner Satz, der sich ungefähr so ausdrücken läßt: wer das ist, was ich nicht bin, aber sein will, überragt mich. Gilt das für das Individuum, so gilt es auch für die Menschheit, sofern wir nämlich einen Willen der Menschheit zu fixiren resp. die Richtung anzugeben vermögen, in der das menschliche Wollen gleichmäßig und, wenn auch Schwankungen unterworfen, doch ohne je ganz aus der Richtung auszuweichen, sich bewegt.

(Schluß folgt.)

Druckfehler-Berichtigung.

In dem Artikel: „Confessionsloser Religionsunterricht“ Fortsetzung und Schluß (Nr. 22 u. 23 der „Wage“) ist zu lesen:

S. 348 Z. 9 v. u. Selbstgenugsamkeit statt: Selbstgenügsamkeit,
„ „ Z. 7 v. u. Einzelner statt: eines Einzelnen,
„ „ Z. 1 v. u. geistigen statt: größeren,
„ 350 Z. 8 v. o. lästig statt: lässig,
„ „ Z. 17 v. o. auch vor: als,
„ 365 Z. 18 v. o. Verhimmeln statt: Vorhimmeln.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen – durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch C. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. | Berlin, 21. Juni 1878. | Nr. 25.

Zielstrebigkeit.

Das ist ein großes Wort und auch ein providentielles Wort, welches grade rechtzeitig erfunden wurde. Die Menschheit begann soeben sich in den Gedanken eines organischen, spontanen Entstehens, Wachsens, Blühens und Fruchttragens einzuleben, dem oft dunkeln Drange selbstverständlichen Werdens der Dinge zu vertrauen und auf die Bildung höherer, edlerer Gestaltungen des menschlichen Daseins zu hoffen. Mochten noch so viel schlechte Gesetze gemacht werden, wer die Zeichen der Zeit verstand, hielt fest an dem einen unverbrüchlichen Naturgesetz. Da fuhr der Weise aus Nordland dazwischen mit seiner „Zielstrebigkeit."

Da drehe und deutele man wie man will: jede Strebigkeit setzt einen Streber, jedes Ziel einen Läufer oder Schützen voraus. Denn dasjenige, was erst werden soll und im Moment des Strebens noch nicht ist, das was aus dem Unorganischen organisch, aus roher organischer Form höher organisirt werden soll: das kann nicht selbst der Streber zum Ziele sein, das ist ein Resultat, ein Produkt. Geht man einmal auf die Zielstrebigkeit ein, so fragt es sich blos noch, wie man das Strebende, Zielsetzende anständig benennen soll, damit die Welt nicht vor alten Gespenstern erschrecke und den Zielstrebern die Thüre schließe.

Ist das Zielstrebige eine „Kraft", so sind wir sofort mit ihm zu Ende. Eine Kraft ist ein Aeußerungsmodus der Dinge, ein Ausdruck für ein Verhalten von Ding zu Ding, z. B. Armmuskel zu Stein, von Luftbewegung zu Baum, von Sonne zu Planet. Ein solcher Aeußerungsmodus kann etwas bewirken, und selbst das ist noch zu viel gesagt; denn eigentlich wirken nur die Dinge auf einander und dieses Wirken heißt eben die Kraft. Lassen wir aber die Wirkung als Aeußerung der Kraft stehen, so bleibt doch das sicher und gewiß: die Kraft kann nichts „erzielen", das Resultat der Wirkung ist nicht in dem Abstraktum Kraft bewußt, denn die Kraft hat kein Bewußtsein. Das Zusammenstoßen zweier Dinge ist keine Persönlichkeit, nicht einmal eine unbewußte.

Thut's die Kraft nicht, so hilft vielleicht das „Prinzip". Prinzip ist ein Urgrundsatz, etwas mühsam und nach langer Erfahrung von den Menschen Formulirtes. Mein Prinzip ist, Niemandem zu borgen, weil ich hundertmal erfahren habe, daß ich mein Geld nicht wiederbekomme.

Die Prinzipien der Moral, der Philosophie sind späte Resultate langwierigen menschlichen Nachdenkens, und es ist nur eine psychologische Illusion, wenn solche logische Grundsätze dem Uranfange der Welt oder der Menschheit zu Grunde gelegt werden. Diese allbekannte Illusion heißt in gelehrter Sprache das „Hysteronproteron", die Versetzung des Spätern an die Stelle des Frühern.

Wer da sagt: ein geistiges Prinzip liegt allem Dasein zu Grunde, der sagt nichts weiter aus als: Weil der Mensch nach Hunderttausenden von Jahren endlich zu einer solchen Cerebralthätigkeit gelangt ist, daß er „Ich" sagt und in der ersten Person von sich spricht — so müssen auch die Dinge, Steine, Krystalle, Pflanzen, Thiere, Sterne allzusammen ein „Ich" haben, welches in der ersten Person von sich spricht. Dieser so redende Mensch hat natürlich nicht die Zeit darauf zu warten, daß Sterne, Steine, Krystalle, Pflanzen und Thiere gemeinsam auch ein menschliches Gehirn bekommen haben, welches sich bis zu der Vorstellung: „Ich" entwickelt hätte. Er schenkt es ihnen großmüthig zum Voraus.

Du ungeduldiges Menschenkind, warte noch etwas zu, sei mittlerweile zufrieden daß du so weit gekommen bist und verschenke nicht gleich dein kleines Vermögen an die ganze Welt. Du hast es zudem gar nicht nöthig so verschwenderisch zu sein; denn viele von deinen Vordenkern behaupten, dein vielgerühmtes Ich oder Selbstbewußtsein sei nicht weit her, gehe des Nachts spazieren, während Du schläfst, und treibe selbst bei Tage allerhand Allotria; kurz dieses Ich oder Selbstbewußtsein sei wieder mehr eine Vorstellung als eine Realität.

Aber was reden wir, was quälen wir uns mit Beweisen gegen die Beweise der Zielstrebigen, da doch deren Argument sehr einfach darin besteht, es lasse sich überhaupt nichts beweisen, woraus sie die Pflicht ableiten, man solle nichts beweisen wollen. Das grade ist ihnen die Hauptsache, daß man das Beweisen selbst aufgebe, weniger weil sie das Bewiesene fürchten, als weil sie die Manie, die Sucht zu beweisen hassen. Man soll Niemandem etwas beweisen, Jedermann soll vielmehr das Nichtzubeweisende ohne Weiteres auf sich nehmen und geduldig durch die Welt tragen.

Und nun, lieber Leser, sollst Du ein klein wenig erstaunen — das Staunen ist ja nach dem griechischen Dichterphilosophen der Anfang der Weisheit. Die ganze bisherige Geschichte des Menschengeschlechts besteht darin, daß das Ich des Individuums hinter die Dinge projicirt worden ist und daß dann das projicirende Ich zum projicirten Dinge gemacht wurde. Denke Dir einen Photographen, der eine große Landschaft auf seiner Platte auffängt, seine Maschine beseitigt oder zerschlägt und Dir nun versichert, die Landschaft sei das Lichtbild der Photographie! So ist es in der That und Wahrheit gelehrt worden bis auf den heutigen Tag. Aber was folgt aus dieser Verkehrung?

Das hinter die Dinge projicirte Ich ist der Urheber und Leiter der Dinge selbst, wie mein persönliches Ich meine Gedanken erzeugt und sie zu meinen Zwecken leitet. Das große kosmische Ich steckt hinter dem Wasser, daß es nicht den Berg hinauffließt, hinter der Luft, daß sie den Schall weiterträgt, hinter dem Planetentanze, daß die Sonne ihre Kinder nicht verschlingt, hinter dem eierlegenden und brütenden Vogel, hinter der Schwalbe, die herbstlich über Meer zieht und im Lenz wiederkehrt,

hinter dem arktischen Säugethiere, welches grauweiß gefärbt wird, hinter dem Insekt, das die Farbe der Blätter annimmt, hinter jeder Varietät des organischen Reiches, die es im Geheimen zu „guten Arten" ummodelt. Es macht Alles, verändert Alles, bezweckt Alles, erzielt Alles. Das alte Witzwort ist noch immer in allem Ernste wahr: die Bäume sind grün, weil Grün gut für die Augen ist. Wir aber, mit unserm blos verliehenen Bewußtsein, wir auch nur so hingeworfenen Ichs, wir sind gleichfalls gemacht und zwar au même. Wir sind das Bezweckte, das Erzielte und müssen geduldig abwarten, ob noch etwas Weiteres mit uns bezweckt wird.

Die Vormünder aber, die uns diese umgekehrte Photographie dociren, sind etwas näher in die Geheimnisse des Weltplans eingeweiht; sie haben sich so lange und so tief in die Zwecke und Ziele des kosmischen Ich einstudirt, daß sie sich das Recht zuerkennen, selbst zielstrebig zu werden; natürlich nur als Handlanger, als unterthänige Werkzeuge, als „Knecht der Knechte." Und wie im großen Weltenplan das Ich der Dinge manchmal recht gröblich verfährt, die Dinge drunter und drüber wirft, bis sie pariren; wie da Katastrophen und Kataklysmen entstehen, die unter lärmender Verwüstung totale Veränderungen und wundersame Neubildungen erzielen: also machen's die Nachschöpfer auch, fahren wild und herrisch in die menschlichen Strebungen, in die vermeintlich natürliche Entwicklung hinein und streben ein ungeahntes Ziel unter Donner und Blitz an.

Sie sind es jetzt, welche die Schattenbilder ihres Kopfes als Realitäten in die Welt des Staates und der Gesellschaft hinein projiciren und die wahren Wirklichkeiten als Schemen behandeln. Sie führen es dem Menschenvolke zu Gemüth, daß sein Ich ihre Form anzunehmen hat, sich bescheiden muß, eine bloße Projektion zu sein und sich so variabel zu zeigen als es im höchsten Rath der Zielstrebigkeit beschlossen ward. Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege nicht eure Wege. Gehet in euch und erkennt den „Herrn"!

Deßhalb war es ein großes Wort Karl Ernst v. Baer's und ein tiefgehender und noch tiefer einschneidender Gedanke: die Zielstrebigkeit! Wort und Gedanken trafen zusammen mit der beginnenden Emanzipation der Menschheit von dem Glauben an die Teleologie, an das Vorherbestimmte, dem Niemand entrinnen kann, dem Jeder sich fügen muß. Hinter der scheinbar blos theoretischen Wiederaufnahme der Finalität oder Zweckmäßigkeit verbarg sich eine entschieden praktische Reaktion, der volle Ernst, den Individuen das eigene Ich und Bewußtsein durch ein fremdes gewaltsam auszutreiben und an der Stelle der persönlichen Zwecke der Einzelnen die „höhern Ziele" der Begnadigten aufzupflanzen. Diese reden auch gar nicht als Menschen, als Einzelne, dann wären sie wie unser Eins; sie reden im Namen und Auftrag des kosmischen Ich, der geheimnißvollen Photographie, welche uns und die Welt projicirt hat.

Reaktionär, wenn auch unfreiwillig, wenn auch unbewußt, waren daher alle und sind noch alle, die der Zielstrebigkeit der Dinge die geringste Konzession machen, die auch nur lächelnden Angesichts vor der Leugnung der Zweckmäßigkeit warnen, um die Zielstrebigen nicht zu reizen und zu erbittern. Alles was freie Wissenschaft heißt, was dem klaren Gedanken huldigt, muß vielmehr einmüthig zusammentreten und

unter der Fahne geschaart bleiben, auf welcher steht: Zielstrebigkeit der Gesammtvernunft! Weder sind die Dinge zielstrebig, noch ertheilen wir irgendwem das Mandat uns, „höhere Ziele" zu oktroyiren und für uns, ohne uns, gegen uns zielstrebig zu sein. —

Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera.

II.

Ludwig Bamberger's „Herr von Bismarck."

Die Menschengruppen und -Schichten sind seit den letzten zwölf Jahren so durcheinander geworfen und gerüttelt worden, daß uns Hesekiel's Auffassung des Mannes, welcher zu diesem Wirrwarr den letzten Anstoß gegeben hat, fast den Eindruck des Urweltlichen macht. Es kommt uns wie die Reliquie einer verschütteten historischen Schicht vor, wenn wir in diesem, neben anderen Biographien des Staatsmanns immer noch als das einzige „denkende" Wesen dastehenden Bilderbuch von Anfang bis zum Schluß dem Junker begegnen, der als „treuer Lehnsmann" gegen die Feinde des Königthums in den Kampf gezogen ist.

Ebenso altväterlich präsentirt sich uns das Beispiel, welches Ziegler in der erwähnten Humoreske von der Macht des preußischen Königthums und von der Fähigkeit seines Gefolges zur Ausführung jedes beliebigen Auftrags uns vor Augen führt. Nur ist dieses Bild, wie der Junker, der noch keine Note verstände, wenn ihn der König zum Musikdirector berufen wollte, sogleich Folge leisten und sich im Amte tüchtig zeigen würde, die romantische Uebertreibung einer jener Causerieen, welche der Kanzler in einer seiner parlamentarischen Sonnabendsunterhaltungen während der Blüthezeit des norddeutschen Bundes seinen Verehrern zum Besten gegeben hatte. Bismarck hatte als Geschäftsmann den verständlichen Beleg für den magischen Zusammenhang zwischen König und Gefolge angeführt, daß ein General, den Friedrich Wilhelm IV. in der nachmärzlichen Zeit der Kammer auf den Leib schicken und der sich wegen seines Mangels an Redebegabung dem Rufe entziehen wollte, auf Gebot sich zur Verfügung stellte und an dem Ministertisch auch als Redner seine Schuldigkeit that.

Bismarck selbst hat sich in Uebereinstimmung mit Hesekiel's Auffassung sowohl den Conflict-Kammern gegenüber wie in den constitutionellen Vertretungen seiner spätern deutschen Stiftungen jederzeit als den Mann des Königs vorgestellt, die Armee-Reorganisation als des Königs „eigenstes Werk" vertheidigt und jeden Versuch der Abgeordneten, sich in die auswärtigen Angelegenheiten einzumischen, mit dem Satz zurückgewiesen, daß die Könige von Preußen ihre eigenen Minister des Auswärtigen sind.

Indessen circulirten schon während der Conflictszeit Phrasen, die auf eine Differenz zwischen ihm und der Krone hindeuteten und dem Glauben Eingang verschaffen sollten, daß er über einem Conflict stehe, dessen Folgen für die Preßpolizei und für die Unabhängigkeit des Richterstandes das Publikum aller Länder gegen ihn eingenommen hatten. Eine Pariser Correspondenz der „Augsburger Allgem. Zeitung" vom 16. October 1865 führte während der damaligen Biarritzer Tage seine Nothlage gegenüber einem König und einer Kammer, die beide fest auf ihrer Meinung beharren, als eine bekannte Situation an, deren bisherige Beherrschung von seinen Freunden zur Unterstützung des Vertrauens auf seine persönliche Kraft und des Glaubens an seine umfassenden deutschen Pläne benutzt wurde.

Ein halbes Jahr später eröffneten die Verhandlungen des italienischen Militärbevollmächtigten Govone in Berlin die Aussichten zu einer Unterneh-

mung, die über den Gesichtskreis des Kammer-Conflicts hinausführte. Das Berliner Blatt, welches seit dem Beginn des Conflicts an der Spitze der Opposition stand, deutete in den letzten Tagen des April 1866 an, daß der Minister „durch ein keineswegs beneidenswerthes Geschick dazu getrieben sein mag", einen von ihm selbst nicht gewollten und nicht beabsichtigten Weg zu gehen, und um sich selbst für seine großen liberalen Absichten zu erhalten, sich zu Manchem hergeben mußte, was mit denselben in Widerspruch zu stehen erscheine. In den folgenden Tagen des Mai schwang sich dasselbe Blatt zur Vermuthung auf, daß zwischen dem Minister und der „Kreuzzeitung" eine Kluft liege und der Erstere die Conservativen nur hinter das Licht führen wollte; endlich wagte es in einer poetisch gehaltenen Ansprache den Wunsch, er möge sich nur offen und rücksichtslos dem Liberalismus zuwenden.

Jetzt hielt es Bismarck für an der Zeit, gradezu hervorzutreten und sich mit seinen alten Gegnern zu verständigen. So entstand in der Unterredung, zu der er im Anfang des Juni 1866 die einflußreichsten Mitglieder der Opposition einlud, der Keim der nationalliberalen Partei und der doppelte, zweiseelige Bismarck, der seitdem ihr Herr und ihre Plage ward.

Er gewann, ehe die Schlachten in Böhmen seinen Worten Nachdruck gegeben hatten, die Zusicherung ihrer Unterstützung, — selbst für den Fall, daß das Kriegsglück sich nicht sofort für ihn entscheiden würde. Er schüttete ihnen, wie Bamberger in dem Bericht über diese Besprechung (in seiner Schrift: „Herr von Bismarck", der deutschen Uebersetzung seiner im Februar 1868 in der Pariser „Revue Moderne" erschienenen Abhandlung, Breslau, 68) sich ausdrückt, sein Herz aus. „Mit einnehmender Offenheit setzte er ihnen auseinander," daß er sein Ziel, den Bruch mit Oesterreich, neben einem „den modernen Ideen widerstrebenden, von aristokratischen Einflüssen umgebenen Herrn und Meister," nur durch unversöhnliche Behauptung der Armee-Reorganisation erreichen konnte. Fragen Sie nicht, sagte er, warum ich diesen von mir acht Jahre hindurch verfolgten Zweck nicht habe erreichen können, ohne die Presse und die Kammer gegen mich aufzubringen und Alles demselben zu opfern.

„Mein größter Triumph," rief er mehrmals in dieser Unterredung aus, „ist, vom König von Preußen die Kriegserklärung gegen Oesterreich und die Berufung des deutschen Parlaments erlangt zu haben."

Mit gleichem Triumph erklärte er am 2. April 1866 dem französischen Botschafter, Grafen Benedetti, wie dieser später in der Schrift über seine „Mission" mittheilte: „es ist mir geglückt, einen König von Preußen zu bestimmen, daß er die engen Beziehungen seines Hauses zum österreichischen Kaiserthron brach, daß er ein Bündniß mit dem revolutionären Italien schloß, einwilligte, auf ein eventuelles Abkommen mit dem kaiserlichen Frankreich einzugehen, und in Frankfurt die Umänderung der Bundesversammlung unter Mitwirkung einer Volksvertretung beantragte. Ich bin stolz auf ein solches Ereigniß."

Die gleiche Stimmung des Triumphs, dasselbe Selbstgefühl geht durch seine Eröffnungen an den Franzosen Vilbort, der ihm beim Ausbruch des Kriegs in Berlin aufsuchte und ihm sodann nach Böhmen folgte. Als ihn dieser (siehe sein 1870 erschienenes „Oeuvre de M. Bismarck") fragte, wie es nur möglich war, den König, den Repräsentanten des Rechts von Gottes Gnaden, zur Annahme des allgemeinen Stimmrechts, dieses vorzugsweise demokratischen Princips, zu bewegen, triumphirte er: „das ist ein Sieg, den ich nach vier Jahren des Kampfes errungen habe." In demselben Gespräch nennt er es wiederholt „seinen Gedanken," Deutschland oder wenigstens Norddeutschland dem österreichischen Druck zu entreißen, und den Krieg gegen diesen Widersacher Deutschlands einen Plan, den er in „stündlichem Kampf" gegen die Einflüsse, die auf den König einwirkten, endlich durchgesetzt habe.

Selbst in den Nöthen der Nikolsburger Verhandlungen, als Napoleon III. den preußischen Territorialgewinn in Norddeutschland mit Kargheit abmessen

über den allgemeinen Character dieses Ueberragenden etwas aussagen läßt, ob die Natur des Menschen, dem es als Object dient, dessen subjective Bedingtheit sich also in ihm widerspiegeln muß, uns in dieser Beziehung einen in eine geschlossene Formel zu bringenden Anhaltepunkt gewährt? Als unmittelbar gewiß hatten wir im Eingang unserer Untersuchung angenommen, daß das Gefühl des Erhabenen das Gefühl von etwas Großem (im Gegensatz von kleinlich, niedrig) sei. Wir fragen nun weiter, nach welcher Grundbestimmung sich dieser Gegensatz von kleinlich, niedrig, das Natürlich-Große also, für den Menschen aufbaut, welche Eigenschaften, welche Wesensbeschaffenheiten es demnach sind, die dem Menschen nach den allgemeinen Bedingungen, von denen er in seinem Wünschen und Wollen ausgeht, als überragend und damit als erhaben erscheinen können? Oder ob andererseits dieses Wünschen und Wollen ein zu unberechenbar wechselndes und vielseitig bedingtes ist, um sich als einheitliche Grundlage für eine darauf auferbaute Characteristik des Erhabenen erfassen zu lassen? Ich glaube, daß wir diese letztere Frage zu verneinen, die erstere zu bejahen haben und daß folgende Gesichtspunkte dabei sehr wesentlich in Betracht kommen. Daß dieselben hier nur andeutend behandelt werden können, versteht sich von selbst, da schon die eine Frage nach dem Grundcharacter des menschlichen Wollens in Bezug auf dessen Richtung, um allen Erwägungen gerecht zu werden, eine für den Umfang eines Aufsatzes weit überschreitende Untersuchung bedingen würde. Bleiben wir zunächst noch einen Augenblick bei dem Verhältniß des Ueberragenden zum Menschen stehen, so ergiebt sich ein einleuchtender, allgemeiner Satz, der sich ungefähr so ausdrücken läßt: wer das ist, was ich nicht bin, aber sein will, überragt mich. Gilt das für das Individuum, so gilt es auch für die Menschheit, sofern wir nämlich einen Willen der Menschheit zu fixiren resp. die Richtung anzugeben vermögen, in der das menschliche Wollen gleichmäßig und, wenn auch Schwankungen unterworfen, doch ohne je ganz aus der Richtung auszuweichen, sich bewegt.

(Schluß folgt.)

Druckfehler-Berichtigung.

In dem Artikel: „Confessionsloser Religionsunterricht" Fortsetzung und Schluß (Nr. 22 u. 23 der „Wage") ist zu lesen:

S. 348 Z. 9 v. u. Selbstgenugsamkeit statt: Selbstgenügsamkeit,
„ „ Z. 7 v. u. Einzelner statt: eines Einzelnen,
„ „ Z. 1 v. u. geistigen statt: größeren,
„ 350 Z. 8 v. o. lästig statt: lässig,
„ „ Z. 17 v. o. auch vor: als,
„ 365 Z. 18 v. o. Verhimmeln statt: Vorhimmeln.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 18, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen —
durch jede Buchhandlung
u. Postanstalt, für Berlin
durch C. Mecklenburg,
SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
4,50 Mark.
Insertionspreis 20 Pf.
für die gespalt. Petitzeile

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben
von
Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 21. Juni 1878. Nr. 25.

Zielstrebigkeit.

Das ist ein großes Wort und auch ein providentielles Wort, welches grade rechtzeitig erfunden wurde. Die Menschheit begann soeben sich in den Gedanken eines organischen, spontanen Entstehens, Wachsens, Blühens und Fruchttragens einzuleben, dem oft dunkeln Drange selbstverständlichen Werdens der Dinge zu vertrauen und auf die Bildung höherer, edlerer Gestaltungen des menschlichen Daseins zu hoffen. Mochten noch so viel schlechte Gesetze gemacht werden, wer die Zeichen der Zeit verstand, hielt fest an dem einen unverbrüchlichen Naturgesetz. Da fuhr der Weise aus Nordland dazwischen mit seiner „Zielstrebigkeit."

Da drehe und deutele man wie man will: jede Strebigkeit setzt einen Streber, jedes Ziel einen Läufer oder Schützen voraus. Denn dasjenige, was erst werden soll und im Moment des Strebens noch nicht ist, das was aus dem Unorganischen organisch, aus roher organischer Form höher organisirt werden soll: das kann nicht selbst der Streber zum Ziele sein, das ist ein Resultat, ein Produkt. Geht man einmal auf die Zielstrebigkeit ein, so fragt es sich blos noch, wie man das Strebende, Zielsetzende anständig benennen soll, damit die Welt nicht vor alten Gespenstern erschrecke und den Zielstrebern die Thüre schließe.

Ist das Zielstrebige eine „Kraft", so sind wir sofort mit ihm zu Ende. Eine Kraft ist ein Aeußerungsmodus der Dinge, ein Ausdruck für ein Verhalten von Ding zu Ding, z. B. Armmuskel zu Stein, von Luftbewegung zu Baum, von Sonne zu Planet. Ein solcher Aeußerungsmodus kann etwas bewirken, und selbst das ist noch zu viel gesagt; denn eigentlich wirken nur die Dinge auf einander und dieses Wirken heißt eben die Kraft. Lassen wir aber die Wirkung als Aeußerung der Kraft stehen, so bleibt doch das sicher und gewiß: die Kraft kann nichts „erzielen", das Resultat der Wirkung ist nicht in dem Abstraktum Kraft bewußt, denn die Kraft hat kein Bewußtsein. Das Zusammenstoßen zweier Dinge ist keine Persönlichkeit, nicht einmal eine unbewußte.

Thut's die Kraft nicht, so hilft vielleicht das „Prinzip". Prinzip ist ein Urgrundsatz, etwas mühsam und nach langer Erfahrung von den Menschen Formulirtes. Mein Prinzip ist, Niemandem zu borgen, weil ich hundertmal erfahren habe, daß ich mein Geld nicht wiederbekomme.

Die Prinzipien der Moral, der Philosophie sind späte Resultate langwierigen menschlichen Nachdenkens, und es ist nur eine psychologische Illusion, wenn solche logische Grundsätze dem Uranfange der Welt oder der Menschheit zu Grunde gelegt werden. Diese allbekannte Illusion heißt in gelehrter Sprache das „Hysteronproteron", die Versetzung des Spätern an die Stelle des Frühern.

Wer da sagt: ein geistiges Prinzip liegt allem Dasein zu Grunde, der sagt nichts weiter aus als: Weil der Mensch nach Hunderttausenden von Jahren endlich zu einer solchen Cerebralthätigkeit gelangt ist, daß er „Ich" sagt und in der ersten Person von sich spricht — so müssen auch die Dinge, Steine, Krystalle, Pflanzen, Thiere, Sterne allzusammen ein „Ich" haben, welches in der ersten Person von sich spricht. Dieser so redende Mensch hat natürlich nicht die Zeit darauf zu warten, daß Sterne, Steine, Krystalle, Pflanzen und Thiere gemeinsam auch ein menschliches Gehirn bekommen haben, welches sich bis zu der Vorstellung: „Ich" entwickelt hätte. Er schenkt es ihnen großmüthig zum Voraus.

Du ungeduldiges Menschenkind, warte noch etwas zu, sei mittlerweile zufrieden daß du so weit gekommen bist und verschenke nicht gleich dein kleines Vermögen an die ganze Welt. Du hast es zudem gar nicht nöthig so verschwenderisch zu sein; denn viele von deinen Vordenkern behaupten, dein vielgerühmtes Ich oder Selbstbewußtsein sei nicht weit her, gehe des Nachts spazieren, während Du schläfst, und treibe selbst bei Tage allerhand Allotria; kurz dieses Ich oder Selbstbewußtsein sei wieder mehr eine Vorstellung als eine Realität.

Aber was reden wir, was quälen wir uns mit Beweisen gegen die Beweise der Zielstrebigen, da doch deren Argument sehr einfach darin besteht, es lasse sich überhaupt nichts beweisen, woraus sie die Pflicht ableiten, man solle nichts beweisen wollen. Das grade ist ihnen die Hauptsache, daß man das Beweisen selbst aufgebe, weniger weil sie das Bewiesene fürchten, als weil sie die Manie, die Sucht zu beweisen hassen. Man soll Niemandem etwas beweisen, Jedermann soll vielmehr das Nichtzubeweisende ohne Weiteres auf sich nehmen und geduldig durch die Welt tragen.

Und nun, lieber Leser, sollst Du ein klein wenig erstaunen — das Staunen ist ja nach dem griechischen Dichterphilosophen der Anfang der Weisheit. Die ganze bisherige Geschichte des Menschengeschlechts besteht darin, daß das Ich des Individuums hinter die Dinge projicirt worden ist und daß dann das projicirende Ich zum projicirten Dinge gemacht wurde. Denke Dir einen Photographen, der eine große Landschaft auf seiner Platte auffängt, seine Maschine beseitigt oder zerschlägt und Dir nun versichert, die Landschaft sei das Lichtbild der Photographie! So ist es in der That und Wahrheit gelehrt worden bis auf den heutigen Tag. Aber was folgt aus dieser Verkehrung?

Das hinter die Dinge projicirte Ich ist der Urheber und Leiter der Dinge selbst, wie mein persönliches Ich meine Gedanken erzeugt und sie zu meinen Zwecken leitet. Das große kosmische Ich steckt hinter dem Wasser, daß es nicht den Berg hinauffließt, hinter der Luft, daß sie den Schall weiterträgt, hinter dem Planetentanze, daß die Sonne ihre Kinder nicht verschlingt, hinter dem eierlegenden und brütenden Vogel, hinter der Schwalbe, die herbstlich über Meer zieht und im Lenz wiederkehrt,

hinter dem arktischen Säugethiere, welches grauweiß gefärbt wird, hinter dem Insekt, das die Farbe der Blätter annimmt, hinter jeder Varietät des organischen Reiches, die es im Geheimen zu „guten Arten" ummodelt. Es macht Alles, verändert Alles, bezweckt Alles, erzielt Alles. Das alte Witzwort ist noch immer in allem Ernste wahr: die Bäume sind grün, weil Grün gut für die Augen ist. Wir aber, mit unserm blos verliehenen Bewußtsein, wir auch nur so hingeworfenen Ichs, wir sind gleichfalls gemacht und zwar au même. Wir sind das Bezweckte, das Erzielte und müssen geduldig abwarten, ob noch etwas Weiteres mit uns bezweckt wird.

Die Vormünder aber, die uns diese umgekehrte Photographie dociren, sind etwas näher in die Geheimnisse des Weltplans eingeweiht; sie haben sich so lange und so tief in die Zwecke und Ziele des kosmischen Ich einstudirt, daß sie sich das Recht zuerkennen, selbst zielstrebig zu werden; natürlich nur als Handlanger, als unterthänige Werkzeuge, als „Knecht der Knechte." Und wie im großen Weltenplan das Ich der Dinge manchmal recht gröblich verfährt, die Dinge drunter und drüber wirft, bis sie pariren; wie da Katastrophen und Kataklysmen entstehen, die unter lärmender Verwüstung totale Veränderungen und wundersame Neubildungen erzielen: also machen's die Nachschöpfer auch, fahren wild und herrisch in die menschlichen Strebungen, in die vermeintlich natürliche Entwicklung hinein und streben ein ungeahntes Ziel unter Donner und Blitz an.

Sie sind es jetzt, welche die Schattenbilder ihres Kopfes als Realitäten in die Welt des Staates und der Gesellschaft hinein projiciren und die wahren Wirklichkeiten als Schemen behandeln. Sie führen es dem Menschenvolke zu Gemüth, daß sein Ich ihre Form anzunehmen hat, sich bescheiden muß, eine bloße Projektion zu sein und sich so variabel zu zeigen als es im höchsten Rath der Zielstrebigkeit beschlossen ward. Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege nicht eure Wege. Gehet in euch und erkennt den „Herrn"!

Deßhalb war es ein großes Wort Karl Ernst v. Baer's und ein tiefgehender und noch tiefer einschneidender Gedanke: die Zielstrebigkeit! Wort und Gedanken trafen zusammen mit der beginnenden Emanzipation der Menschheit von dem Glauben an die Teleologie, an das Vorherbestimmte, dem Niemand entrinnen kann, dem Jeder sich fügen muß. Hinter der scheinbar blos theoretischen Wiederaufnahme der Finalität oder Zweckmäßigkeit verbarg sich eine entschieden praktische Reaktion, der volle Ernst, den Individuen das eigene Ich und Bewußtsein durch ein fremdes gewaltsam auszutreiben und an der Stelle der persönlichen Zwecke der Einzelnen die „höhern Ziele" der Begnadigten aufzupflanzen. Diese reden auch gar nicht als Menschen, als Einzelne, dann wären sie wie unser Eins; sie reden im Namen und Auftrag des kosmischen Ich, der geheimnißvollen Photographie, welche uns und die Welt projicirt hat.

Reaktionär, wenn auch unfreiwillig, wenn auch unbewußt, waren daher alle und sind noch alle, die der Zielstrebigkeit der Dinge die geringste Konzession machen, die auch nur lächelnden Angesichts vor der Leugnung der Zweckmäßigkeit warnen, um die Zielstrebigen nicht zu reizen und zu erbittern. Alles was freie Wissenschaft heißt, was dem klaren Gedanken huldigt, muß vielmehr einmüthig zusammentreten und

unter der Fahne geschaart bleiben, auf welcher steht: Zielstrebigkeit der Gesammtvernunft! Weder sind die Dinge zielstrebig, noch ertheilen wir irgendwem das Mandat uns, „höhere Ziele" zu oktroyiren und für uns, ohne uns, gegen uns zielstrebig zu sein. —

Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera.

II.

Ludwig Bamberger's „Herr von Bismarck."

Die Menschengruppen und -Schichten sind seit den letzten zwölf Jahren so durcheinander geworfen und gerüttelt worden, daß uns Hesekiel's Auffassung des Mannes, welcher zu diesem Wirrwarr den letzten Anstoß gegeben hat, fast den Eindruck des Urweltlichen macht. Es kommt uns wie die Reliquie einer verschütteten historischen Schicht vor, wenn wir in diesem, neben anderen Biographien des Staatsmanns immer noch als das einzige „denkende" Wesen dastehenden Bilderbuch von Anfang bis zum Schluß dem Junker begegnen, der als „treuer Lehnsmann" gegen die Feinde des Königthums in den Kampf gezogen ist.

Ebenso altväterlich präsentirt sich uns das Beispiel, welches Ziegler in der erwähnten Humoreske von der Macht des preußischen Königthums und von der Fähigkeit seines Gefolges zur Ausführung jedes beliebigen Auftrags uns vor Augen führt. Nur ist dieses Bild, wie der Junker, der noch keine Note verstände, wenn ihn der König zum Musikdirector berufen wollte, sogleich Folge leisten und sich im Amte tüchtig zeigen würde, die romantische Uebertreibung einer jener Causerieen, welche der Kanzler in einer seiner parlamentarischen Sonnabendsunterhaltungen während der Blüthezeit des norddeutschen Bundes seinen Verehrern zum Besten gegeben hatte. Bismarck hatte als Geschäftsmann den verständlichen Beleg für den magischen Zusammenhang zwischen König und Gefolge angeführt, daß ein General, den Friedrich Wilhelm IV. in der nachmärzlichen Zeit der Kammer auf den Leib schicken und der sich wegen seines Mangels an Redebegabung dem Rufe entziehen wollte, auf Gebot sich zur Verfügung stellte und an dem Ministertisch auch als Redner seine Schuldigkeit that.

Bismarck selbst hat sich in Uebereinstimmung mit Hesekiel's Auffassung sowohl den Conflict-Kammern gegenüber wie in den constitutionellen Vertretungen seiner spätern deutschen Stiftungen jederzeit als den Mann des Königs vorgestellt, die Armee-Reorganisation als des Königs „eigenstes Werk" vertheidigt und jeden Versuch der Abgeordneten, sich in die auswärtigen Angelegenheiten einzumischen, mit dem Satz zurückgewiesen, daß die Könige von Preußen ihre eigenen Minister des Auswärtigen sind.

Indessen circulirten schon während der Conflictszeit Phrasen, die auf eine Differenz zwischen ihm und der Krone hindeuteten und dem Glauben Eingang verschaffen sollten, daß er über einem Conflict stehe, dessen Folgen für die Preßpolizei und für die Unabhängigkeit des Richterstandes das Publikum aller Länder gegen ihn eingenommen hatten. Eine Pariser Correspondenz der „Augsburger Allgem. Zeitung" vom 16. October 1865 führte während der damaligen Biarritzer Tage seine Nothlage gegenüber einem König und einer Kammer, die beide fest auf ihrer Meinung beharren, als eine bekannte Situation an, deren bisherige Beherrschung von seinen Freunden zur Unterstützung des Vertrauens auf seine persönliche Kraft und des Glaubens an seine umfassenden deutschen Pläne benutzt wurde.

Ein halbes Jahr später eröffneten die Verhandlungen des italienischen Militärbevollmächtigten Govone in Berlin die Aussichten zu einer Unterneh-

mung, die über den Gesichtskreis des Kammer-Conflicts hinausführte. Das Berliner Blatt, welches seit dem Beginn des Conflicts an der Spitze der Opposition stand, deutete in den letzten Tagen des April 1866 an, daß der Minister „durch ein keineswegs beneidenswerthes Geschick dazu getrieben sein mag", einen von ihm selbst nicht gewollten und nicht beabsichtigten Weg zu gehen, und um sich selbst für seine großen liberalen Absichten zu erhalten, sich zu Manchem hergeben mußte, was mit denselben in Widerspruch zu stehen erscheine. In den folgenden Tagen des Mai schwang sich dasselbe Blatt zur Vermuthung auf, daß zwischen dem Minister und der „Kreuzzeitung" eine Kluft liege und der Erstere die Conservativen nur hinter das Licht führen wollte; endlich wagte es in einer poetisch gehaltenen Ansprache den Wunsch, er möge sich nur offen und rücksichtslos dem Liberalismus zuwenden.

Jetzt hielt es Bismarck für an der Zeit, gradezu hervorzutreten und sich mit seinen alten Gegnern zu verständigen. So entstand in der Unterredung, zu der er im Anfang des Juni 1866 die einflußreichsten Mitglieder der Opposition einlud, der Keim der nationalliberalen Partei und der doppelte, zweiseelige Bismarck, der seitdem ihr Herr und ihre Plage ward.

Er gewann, ehe die Schlachten in Böhmen seinen Worten Nachdruck gegeben hatten, die Zusicherung ihrer Unterstützung, — selbst für den Fall, daß das Kriegsglück sich nicht sofort für ihn entscheiden würde. Er schüttete ihnen, wie Bamberger in dem Bericht über diese Besprechung (in seiner Schrift: „Herr von Bismarck". der deutschen Uebersetzung seiner im Februar 1868 in der Pariser „Revue Moderne" erschienenen Abhandlung, Breslau, 68) sich ausdrückt, sein Herz aus. „Mit einnehmender Offenheit setzte er ihnen auseinander," daß er sein Ziel, den Bruch mit Oesterreich, neben einem „den modernen Ideen widerstrebenden, von aristokratischen Einflüssen umgebenen Herrn und Meister," nur durch unversöhnliche Behauptung der Armee-Reorganisation erreichen konnte. Fragen Sie nicht, sagte er, warum ich diesen von mir acht Jahre hindurch verfolgten Zweck nicht habe erreichen können, ohne die Presse und die Kammer gegen mich aufzubringen und Alles demselben zu opfern.

„Mein größter Triumph," rief er mehrmals in dieser Unterredung aus, „ist, vom König von Preußen die Kriegserklärung gegen Oesterreich und die Berufung des deutschen Parlaments erlangt zu haben."

Mit gleichem Triumph erklärte er am 2. April 1866 dem französischen Botschafter, Grafen Benedetti, wie dieser später in der Schrift über seine „Mission" mittheilte: „es ist mir geglückt, einen König von Preußen zu bestimmen, daß er die engen Beziehungen seines Hauses zum österreichischen Kaiserthron brach, daß er ein Bündniß mit dem revolutionären Italien schloß, einwilligte, auf ein eventuelles Abkommen mit dem kaiserlichen Frankreich einzugehen, und in Frankfurt die Umänderung der Bundesversammlung unter Mitwirkung einer Volksvertretung beantragte. Ich bin stolz auf ein solches Ereigniß."

Die gleiche Stimmung des Triumphs, dasselbe Selbstgefühl geht durch seine Eröffnungen an den Franzosen Vilbort, der ihm beim Ausbruch des Kriegs in Berlin aufsuchte und ihm sodann nach Böhmen folgte. Als ihn dieser (siehe sein 1870 erschienenes „Oeuvre de M. Bismarck") fragte, wie es nur möglich war, den König, den Repräsentanten des Rechts von Gottes Gnaden, zur Annahme des allgemeinen Stimmrechts, dieses vorzugsweise demokratischen Princips, zu bewegen, triumphirte er: „das ist ein Sieg, den ich nach vier Jahren des Kampfes errungen habe." In demselben Gespräch nennt er es wiederholt „seinen Gedanken," Deutschland oder wenigstens Norddeutschland dem österreichischen Druck zu entreißen, und den Krieg gegen diesen Widersacher Deutschlands einen Plan, den er in „stündlichem Kampf" gegen die Einflüsse, die auf den König einwirkten, endlich durchgesetzt habe.

Selbst in den Nöthen der Nikolsburger Verhandlungen, als Napoleon III. den preußischen Territorialgewinn in Norddeutschland mit Kargheit abmessen

wollte, sucht er, wie aus seiner, von den Verfassern des österreichischen Generalstabswerks zur Erläuterung jener Situation (im April 1869) veröffentlichten Depesche vom 20. Juli 1866 an den preußischen Gesandten in Paris hervorgeht, diesen durch die Erläuterung der Differenz zwischen seiner und der königlichen Ansicht zu einer dringlichen Bearbeitung des Kaisers der Franzosen anzuspornen. Er schreibt demselben, daß der König „die Bedeutung eines norddeutschen Bundesstaates geringer anschlage als er selbst, demnach auf Annexionen vor Allem Werth lege, während er dieselben nur neben der Bundesreform als Bedürfniß ansehe, weil sonst Sachsen und Hannover für ein intimes Verhältniß zu groß blieben."

Trotz des geharnischten Telegramms, welches der Kanzler des norddeutschen Bundes aus dem Hauptquartier der Armee unterm 6. August 1870 dem Türr'schen, an ihm gerichteten und damals von den Wiener Blättern veröffentlichten offenen Brief entgegensetzte, sind wir durch den Gleichklang der ihm von Türr zugeschriebenen Aeußerungen mit der Melodie seiner soeben angeführten Herzensergüsse, dazu berechtigt, jene Aeußerungen im vorliegenden Zusammenhange wenigstens einzufügen. Auf Türr's Bemerkungen über die ausschließlich preußische Färbung des norddeutschen Bundes in der Zusammenkunft mit dem Minister, im Februar 1867, soll dieser geantwortet haben: „das sei allerdings wahr und das Prussificationsgelüste, welches die Regierung des Königs auszeichne, beklagenswerth, er selbst aber habe nicht die Macht, das wieder gut zu machen, was die großpreußische Partei verschuldet habe."

Wir überlassen einer folgenden Gelegenheit die Erörterung der Frage, ob der König sich wirklich nur durch die Beredsamkeit und das vermeintliche Drängen des Ministers in den österreichischen Krieg treiben ließ. Zunächst steht für uns die Frage obenan, ob Bismarck in der That nur einem äußern Zwange ausgesetzt war, der ihm keine andre Wahl übrig ließ, als durch Gewaltübung gegen Kammer und Presse die Zustimmung des Monarchen in der Kriegsfrage zu gewinnen.

In den Oppositionsmännern, die er in jener Herzenseröffnung vom Juni 1866 gewonnen hatte, stiegen, ehe das Jahr 67 abgelaufen war, Bedenken auf, ob die letzte Ursache seiner reactionären Maßregeln wirklich nur in einer höheren, allen Erörterungen unzugänglichen Sphäre zu suchen sei. Es wollte ihnen bei reiflicher Ueberlegung nicht einleuchten, daß ein Mann, der so große Dienste geleistet nnd so gewichtige Proben seiner Kraft abgelegt hatte, auch jetzt noch an maßgebender Stelle auf so wenig Autorität, ja, auf so wenig Selbstgefühl beschränkt sein sollte, daß die Unterwerfung des norddeutschen Bundes unter eiserne Budgets und die Beschränkung des parlamentarischen Aufsichtsrechts über die Bundesfinanzen einem Andern als ihm „in die Schuhe geschoben werden könne." Bamberger scheut sich sogar nicht davor, der gedrückten Stimmung seiner Partei in dem Gleichniß Ausdruck zu geben, daß „der siegbeladene Mann, wenn er in der parlamentarischen Verfassung auch nur seine Magd geheirathet zu haben glaube, welche ihm zu Hause im Kleinen Dienste leisten solle, damit er draußen im Großen erobere, nicht vergessen sollte, daß selbst Derjenige, der seine Magd zum Weibe nimmt, ihr von Rechts- und Naturwegen um seiner selbst willen ebenbürtige Achtung gelobt und daß die Nachkommenschaft dieser Ehe nur verwildern und verwahrlost werden kann, wenn die Mutter im Hause nicht geehrt wird."

Während diese kummervolle Ehe bis auf diesen Augenblick in dem ewigen Kreislauf von Mißhandlungen und Empörungen und Versöhnungsscenen vorliegt, lagen schon seit acht Jahren in der Schrift des französischen Botschafters Benedetti über seine „Mission en Prusse" die gewichtigsten Zeugnisse für die Thatsache vor, daß der Gebieter in demselben Moment, als er sich mit dem Plan einer großen Wirthschaftseinrichtung trug und auf die militärische Freiung ging, dem Weibe der Zukunft kein besseres Schicksal als der preußischen Kammer zugedacht hatte.

Der Minister malt dem Botschafter in dem kriegsschwangeren April des Jahres 1866 mit einer an Muthwillen gränzenden Offenheit sein Bild der deutschen Einheit vor. Er zeichnet ihm den vollständigen Umriß seiner Bundesreform, welche die Leitung des deutschen Heeres, die diplomatische Vertretung, den Consulardienst und den Gränz- und Küstenschutz in die Hände Preußens bringen soll. Er entwickelt sogar die Idee der Main-Linie und deutet ihm an, daß er bei aller Beschränkung auf die Herrschaft in Norddeutschland seinem Lande noch weitere Perspectiven eröffnen könne, welche für die Kette seiner Vergrößerungen über den Main hinüber nützliche Anknüpfungspunkte liefern müssen. Aber der Botschafter bleibt bei seinem Unglauben an die Möglichkeit der deutschen Einheit und rechtfertigt der französischen Regierung gegenüber diesen Unglauben mit dem Bedenken, daß es „verwegen, wenn nicht kindisch sein würde, anzunehmen, daß eine aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangene Versammlung, wie sie Bismarck projectire, nicht alsbald die ihr gesteckten Grenzen überschreiten und mehr als die ihr bewilligten Vollmachten sich erobern würde."

In den täglichen Rapporten an seine Regierung unterläßt es der Botschafter nicht, hinzuzufügen, daß er es nicht versäumt habe, den preußischen Minister vor den unausbleiblichen Folgen seines parlamentarischen Planes zu warnen, daß ihn aber Bismarck immer mit der ruhigen und furchtlosen Aufnahme seiner väterlichen Besorgnisse überrascht habe. Alle Gemälde, welche der Botschafter von den „Stürmen" entwarf, die man von dem Geschöpf des allgemeinen Stimmrechts zu erwarten habe, wollten den Minister nicht aus seiner Ruhe herauslocken; vollkommen rathlos stand aber der Franzose da, als ihm der Preuße auf seine Warnung, daß die Erwählten des allgemeinen Stimmrechts es sich gewiß nicht würden nehmen lassen, sich die Macht einer Constituante beizulegen, wie immer ruhig und sicher antwortete, das Parlament könne ihn nur in dem Falle in Verlegenheit setzen, wenn es bloß mittelmäßig liberal wäre und sich auf eine Geschäftsauffassung einschränken wollte, die der preußischen Regierung nicht Genüge leisten könnte und mit welcher dieselbe sich doch zufrieden geben müßte. Eine rein revolutionäre Versammlung, schloß der Minister, würde man zur Raison bringen und bei alle dem zu seinen Zwecken benutzen können.

Mit gleicher Ruhe und mit demselben Wohlgefallen sah er schon mitten in der Conflictszeit auf Forderungen des Abgeordnetenhauses, die er in seiner Person und im Namen der Regierung nicht selbst stellen konnte, die ihm aber in seinen Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten gute Dienste leisteten. Jener Adreßentwurf des am 25. Januar 1864 verabschiedeten Abgeordnetenhauses, welcher wegen seiner drohenden Haltung gegen Dänemark einen seiner Freunde erschreckt hatte, nannte er in einem Briefe an denselben (vom 16. Mai 1864) eine wahre Unterstützung für die Regierung, da er auf die damals schwebenden Unterhandlungen der Londoner Conferenz einen Druck ausübte. Er wünschte sich auch recht lebhafte Stimmführer dieser Art und erweist ihnen die Ehre, sie für die dänische Angelegenheit unter dem Bilde von Hunden zu empfehlen, die man so viel ihrer „nur bellen wollen", loslassen müßte, damit das „gesammte Geläute der Meute" den rechten Eindruck mache.

Die Genossen Bambergers hätten aus dieser Herzensergießung die Lücken, die sie allmälig in derjenigen des Juni entdeckten, schon frühzeitig ausfüllen und sich sagen können, welche Dienste man von ihnen erwartete. Dann aber, wenn sie die Feinde der deutschen Einheit jagdgemäß „stellten" und dem großen Nimrod zum Schuß lieferten, spricht es nicht für ihre Urtheilskraft, daß sie die Verwendung der von ihnen unterstützten Centralisation und erhöhten Machtvollkommenheit des Herrn gegen ihre eigenen Ansprüche bitter beklagen.

„Krieg und die Aufregungen einer Nationalvertretung" nennt Benedetti die Hilfsmittel, die Bismarck in Bewegung setzen wolle, deren Tragweite derselbe aber nicht berechnen könne.

Bamberger, der in trüber Stimmung das Ergebniß und das Gelingen betrachtet, findet dagegen eine „tiefe Ironie" darin, daß „der Minister, der sich nur die Begabung für die auswärtige Politik zutraute, auch den Beruf für die Schaffung der deutschen Einheit in sich fühlte." Die seit zwei Jahrhunderten, nach Bismarck's bekannter Rede seit 600 Jahren über Deutschland „lastende Zerrissenheit und die dadurch heimisch gewordene Einmischung der auswärtigen Mächte" wird wieder vor Gericht gezogen und ihr die Schuld dafür zugewälzt, daß die „Wiedergeburt" Deutschlands „unter den Auspicien des persönlichen Königthums anheben mußte."

Das Ideal der Nationalliberalen ist und bleibt ein, wie Fichte's Handelsstaat, „geschlossenes" Kleindeutschland, — eine Insel der Seligen, die sich von selbst aus dem Meer der Zwietracht erhoben hat und von reiner Liebe und Freundschaft lebt. So wenig sie angeben können, wie das ihnen erwünschte Nivellement ohne die Gewalt der Waffen bewirkt werden konnte, so wenig können sie sich in den Ernst finden, mit dem sich dieses Nivellement und die mit demselben verbundene Centralisation fortwährend erweitert und sich zuweilen auch gegen die Eingebungen ihrer „edelen Seele" richtet.

Ludwig Bamberger kennt den Imperialismus, in dessen Gewand sich dieses Nivellement vollzieht, nur als Stichwort des französischen Spotts, dem es Vergnügen macht, sich darüber zu kitzeln, daß die siegestrunkenen Deutschen nun auch in die Fesseln des Napoleonismus gerathen sind, oder als Ausgeburt des heimischen Hypochonders, der sich mit „Sterbegedanken" trägt und von „gefälligen Doctoren und Quacksalbern" genährt wird. Er bedenkt nicht, daß es auch Andre giebt, die sich die Früchte dieses neuen Gewächses recht wohl schmecken lassen und sich den Ruhm beilegen, sie schon vor dem Waffengeräusch gepflegt zu haben.

Nennen wir aber dieses von der Gegenwart geborene und von Bamberger mit stolzer Mißachtung zurückgewiesene Kind mit dem rechten Namen, denn der Imperialismus ist noch nicht vollkommen und unbestritten stabilirt! Was Bismarck in der Indemnitätsrede vom 1. September 1866 sagte: „Die Aufgaben der auswärtigen Politik sind noch ungelöst. Die Erfolge der Armeen haben nur unsern auf dem Spiele stehenden Einsatz erhöht, wir haben mehr zu verlieren als vorher, aber gewonnen ist noch Nichts," — das gilt noch im gegenwärtigen Augenblick, auch nach dem Sieg des Jahres 1870.

Damals (1870) stand schon der österreichische Mitspieler auf dem Sprunge, seinen Wurf zu wagen und ward nur durch die Unfertigkeit seiner Armee und durch die zurückhaltende und auf den Besitz von Rom gerichtete Politik seines südlichen Nachbarn daran gehindert, rechtzeitig sein Wort in den Kampf zu werfen. Jetzt befindet sich der, durch Düppel, Königgrätz und Sedan groß gewordene östliche Concurrent (Rußland) auf dem Platze und will seinen Antheil an jenen Siegen für Central-Europa geltend machen.

Wir befinden uns noch in den Anfängen des römischen Triumvirats. Die großen Macht-Centren, Wien, Berlin und Petersburg streiten um den Rang.

Den rechten Namen für das Kind der Gegenwart liefert uns aber erst die griechische Vorbereitung des macedonischen Imperialismus. Das ist der territoriale nationale Absolutismus, der sich in Rom nur im Bundesgenossenkriege regte und bald wieder erlosch, — in Griechenland aber der Reihe nach Athen, Sparta und Theben befeuerte, die Dictaturen des Perikles, Lysander und zuletzt des Epaminondas ins Leben rief, sich im militärischen Absolutismus der Hegemonie, in Militärorganisationen und in der Ueberwachung und Ausnutzung der Bundesgenossen sich selbst und die Letzteren erschöpfte und ausbeutelte.

Den Terrorismus, den Bismarck zu seinem Schlag gegen den Nebenbuhler Oesterreich brauchte, fand er weder bei der conservativen noch bei der liberalen Partei, da beide darin übereinkamen, das Stichwort der neuen Aera von den moralischen Eroberungen ernst zu nehmen und Preußen zu einem Musterstaat der ständischen oder constitutionellen Ordnung zu machen und für Deutsch-

land an die Spitze zu bringen. Die Musterwirthschaft der Reaction begnügte und behagte ihm so wenig, wie er den revolutionären Anwandlungen und Drohungen der liberalen Partei Kraft und Nachhaltigkeit zutraute. Er nahm wie ihm seine Unterhaltungen mit Benedetti malerisch darstellen, an dem Orte Posto, den er durch seine Vertheidigung der Militärorganisation sich verpflichtete und gegen Neider und Feinde zu behaupten wußte. Die elektrischen Schläge, die von seinen böhmischen Erfolgen ausgingen und aus seinen heimischen Gegnern begeisterte Anhänger machten, gaben erst den nationalen Schwingungen der deutschen Vereinsmänner die terroristische Spannung, die er für seine Bundesorganisation und neue Steuerordnung nöthig hatte.

Mit Sterbegedanken wollen wir uns wegen seiner Erfolge nicht tragen, so wenig wir uns für alle Leiden, welche den Genossen Bamberger's von ihrem Meister täglich bereitet werden, zum Mitgefühl erwärmen können. Das Wort, mit welchem Bismarck seine Stimmung gegenüber dem Bundestag im Anfang des Jahres 1854 bezeichnete, wollen wir für uns auch nicht gebrauchen. Wir sind bei dem, was er geleistet hat, zu activ und persönlich betheiligt.

Als die nationalen Terrorismen Griechenlands mit einander stritten, fiel unter ihren Streichen manches der alten Heiligthümer, mancher Bau der ständischen Ordnungen, manches von den Gerüsten der bürgerlichen Classenreihen und diejenigen, welche diese Heiligthümer und Ordnungen mit ihrer Kritik entwerthet hatten, sahen ihre Arbeiten durch den äußern Erfolg bestätigt und begrüßten mit Entzücken den Anbruch einer neuen Zeit und Geistessammlung, deren Nahen sie selbst schon angekündigt und vorbereitet hatten.

So athmen wir, wenn Aehnliches wie in jenen Gerichtstagen Griechenlands und Roms vor unsern Augen geschieht, gleichfalls auf und denken nicht, wie L. Bamberger meint, an's Sterben, weil das Gericht der Kriege und das allgemeine Nivellement unser Urtheil über das moderne Alterthum bestätigt und unserer Arbeit ein erweitertes Feld schafft. Die Organisation einer neuen Welt wird auch nur gefördert werden, wenn die angeblichen Sieger fortfahren, durch ihre gegenseitigen Verstimmungen und Zerwürfnisse für ihre Erschöpfung zu sorgen.

Die Gefahren des Augenblicks.

(Aus Süddeutschland).

Man dürfte wirklich neugierig sein zu erfahren, wie weit sich der Fanatismus der blassen Furcht in dem biedern deutschen Volke erstrecken mag, handelte es sich nicht zugleich dabei um die Reputation und Ehre dieses selben Volkes, welches mit derben Faustschlägen auf seine Brust von seinem „Neuerstandensein", von seiner „politischen Wiedergeburt" perorirt. Fürwahr, die sämmtlichen im Zuge begriffenen Maßregeln der preußischen Polizei und alle nur auszudenkenden Vorlagen der Staatskanzlei an den neuzuwählenden Reichstag deutscher Nation sind leichte Waare gegen dieses Sichüberstürzen der Angst und diese Mobilmachung zur Preisgebung.

Bedeuten denn diese Tausende von Beileids- und Glückwunsch-Adressen und Telegramme, bedeutet die so laut kundgegebene Theilnahme des In- und Auslandes — von der Verurtheilung der Verbrechen sehen wir als von selbstverständlichen Dingen ab — gar nichts, und müssen im Namen der Tieferschütterten jetzt auch noch dienstwillige Organe der Oeffentlichkeit eine wahre Gesinnungs-Hetze veranstalten? Uns däucht,

grade die Presse hätte zu dieser Zeit die Verpflichtung, eine achtunggebietende Ruhe zu bewahren, vor jeder Verallgemeinerung der Anklage, vor jeder Hypothese einer Ausdehnung der Schuld zu warnen. Oder sieht eine gewisse Presse nicht, welches Zeugniß sie durch ihre Kapuzinaden dem preußischen und deutschen Volke vor In- und Ausland ausstellt? Gewahrt sie nicht, welche ganz unverdiente Bedeutung sie einem verwahrlosten Gecken und einem Wahnwitzigen zuerkennt, wenn sie die Wurzeln ihrer Unthaten in einem Massenbewußtsein des Volkes aufsucht?

So wartet doch, was sich Complotartiges bei der mit unübertrefflicher Umsicht geleiteten Untersuchung ergeben wird, und sollte sich nur ein Schatten von Complicität irgend einer Art herausstellen, dann braucht Ihr wahrlich nicht für das salus reipublicae zu sorgen — wir haben Consuln, die auf ihrem Posten stehen. Eher braucht Ihr darüber besorgt zu sein, ob sich die neuen Verordnungen und Maßregeln auch genau dem vorliegenden Fall anpassen, oder ob nicht etwa ein kleinerer oder größerer Spielraum neben dem speciellen Casus gelassen werde, innerhalb dessen auch Euch, Euern „Freiheiten und Privilegien", die Verfolgung drohte. Dem Socialismus soll der Krieg erklärt werden. Aber die gesammte Wissenschaft der Gesellschaft, sofern sie sich vom Manchesterthum emanzipirt hat, jeder über Volkswirthschaft Nachdenkende, der den Ton mehr auf die Verbindung der Gesellschaftsglieder als auf das abstrakte Recht der Einzelwirthschaft und Privatspekulation legt, der die Societas ins Auge faßt und das Gesammtinteresse neben oder vor dem Privatinteresse geltend macht, ist in gewissem Sinne Socialist.

Und hat nicht der Reichskanzler selbst in zwei denkwürdigen Fällen sozialistische Tendenzen an den Tag gelegt, indem er das Staatsinteresse absorbirend den Privatinteressen entgegenstellte? Ist nicht der Gedanke der **Reichseisenbahnen** ein gradezu „communistischer"? Besagt nicht der Plan des **Tabaksregals** die Expropriation von vielen tausend Einzelwirthschaften zum allgemeinen Besten? Müßten nicht alle Verhandlungen des Reichstags und der Landtage, alle Provinzial-, Bezirks- und Gemeinde-Debatten kurzweg unterdrückt werden! Sie alle sind des geheimen Giftes voll, dessen Namen schon allein so viele kleinen Gehirne verwirrt.

Leider steht zu befürchten, daß die allgemeine Hetzerei, die Angst, die sich selbst durch denunziatorisches Geschrei Muth zu machen sucht, auch um die Sozialdemokratie herum einen freien Spielraum schaffen werde, wo der bekannte „Verdacht der Hinneigung zu derlei Tendenzen" sich bequem einnisten und sogar die ruhigste, objektivste Forschung in seinen Netzen einfangen könnte. Was soll erst am dürren Holze werden, wenn ein recht grüner Artikel in der „Allg. Zeit.", gez. M. W., „vor Schmerz und Empörung über das entsetzliche Verbrechen" die „Hauptpflicht" erblickt in der „Klärung der öffentlichen Meinung, **zu deren Trübung von den Kathedern aus so manches beigetragen worden ist, auf deren Besetzung die Regierung selbst ja so großen Einfluß nimmt!**" —

Da haben wir den deutschen „Stourdza" in kleinem Format. Die Universitäten sind Schuld, die Professoren trüben die öffentliche Meinung. Hat denn die Regierung gar keine Gewalt mehr? —

In solcher übereifrigen Dienstbeflissenheit, in solchem unwissenschaftlichen Gezeter, im denunziatorischen Lärmschlagen der Unzulänglichen, da liegen die wahren Gefahren des Augenblicks. Was die Regierungen thun werden, braucht ja nur das Echo dieses Geschrei's zu sein; solche patriotische Aufklärung ertheilt ja direct die Anweisung zu den nöthigen Rezepten. Wir sind in der That auf die Hoffnung beschränkt, die Regierung möchte klüger sein als die Massen und ihre Herolde, und das Bleibende vom Ephemeren der wirren Tagesstimmung bedächtig unterscheiden.

Ueber das Gefühl des Erhabenen.

Ein Beitrag zur Psychologie der Aesthetik.

Von Julius Duboc.

(Schluß.)

Dieser Mittelpunkt alles menschlichen Strebens liegt in dem ethischen Verhältniß zur Kraft, zu der der Mensch ein für allemal naturnothwendig sich bejahend verhält, d. h. sein Wollen steht sympathisch zur Kraft, im Kraftbesitz liegt, um mich so auszudrücken ein Ist, dessen was der Mensch sein will ausgedrückt. Die Naturgesetzlichkeit dieses Verhältnisses begreift sich leicht. Im Lebensprozeß des Menschen — um bei diesem stehen zu bleiben; dasselbe Gesetz ist natürlich auch weiter anwendbar — spielt sich im Höchsten wie im Niedersten, physisch und psychisch, immer ein und derselbe analoge Vorgang ab: der Mensch zieht das an sich heran, was ihm wohlthut, was ihn erleichtert, er stößt das von sich, was ihm Last macht. Der Hebel für diese eine Grundfunction, in der alle anderen ein- und aufgehen, ist aber die Kraft. Keine Kraft — keine Functionsverrichtung in dem angedeuteten Sinn und in dem Maaße, daß diese gelähmt wird — Schwinden des Lebens mit seiner Lust und jedem gesegneten Inhalt. Der Mensch will also nothwendig der Kraft wohl, es ist dies ein ethisch bedingtes, unverrückbares Grundverhältniß und nie und nirgends im Leben der Menschheit hat Kraftlosigkeit je den Beifall oder die Verehrung der Menschen gehabt. Selbst der Fall gewisser sich selbst verstümmelnder oder freiwillig abschwächender Secten bietet durchaus keine Ausnahme dar, denn in solchem Fall wird doch immer nur die Form gewechselt. Beifall findet alsdann die Form der Kraft, mit welcher auf eine andere, aus religiösen Motiven anstößig gefundene Form des Kraftbesitzes verzichtet wird. Die Kraftlosigkeit an sich hat aber immer nur als jämmerlich gegolten.*)

*) In meiner Abhandlung über die Ehrfurcht habe ich u. A. auch die Bedingungen erörtert von denen ein ehrfürchtiges Empfinden gegenüber einer hohen Altersstufe abhängig ist. Die Anwendung auf das Gefühl des Erhabenen, die in dem gleichen Fall natürlich auch eintreten kann, da die erste Stufe in beiden Fällen sich immer gleich bleibt, ist leicht zu machen. Das Zustandekommen des Gefühls des Erhabenen bleibt daran gebunden, daß ich in dem Hochbetagten ein Zeugniß der Kraftfülle entdecke, welche dem Einfluß der Jahre so lange Widerstand geleistet hat und dem Verfall noch Trotz bietet, imposant noch im Untergang — es ist wesentlich derselbe Eindruck, den wir beim Betrachten einer verwitterten, aber ihre einstige Herrlichkeit noch bezeugenden Ruine davon tragen können. Ist das Zeugniß dieser Kraftfülle aus der hohen Altersstufe aber gänzlich geschwunden und auch durch Reflexion nicht zu vermitteln, so kommt auch der Eindruck des Erhabenen in Bezug auf dieselbe nicht zu Stande.



Was ist aber das Ziel des Strebens, der letzte Preis alles Kraftaufwandes? Die Befriedigung, der Friede. Wie der Mensch sich zur Kraft bejahend verhält d. h. im Kraftbesitz etwas anerkennt, worauf sich sein Wollen richtet, so zum Frieden, dem Ziel alles Kraftaufwandes, zu dem Frieden, der das Siegeszeichen des Ueberwinders ist, dem errungenen Frieden. Ist nun der Satz richtig, von dem wir ausgingen, daß der mich überragt, der ist, was ich sein will, ist es ferner richtig, daß das menschliche Wollen sich immer bejahend zur Kraft und zu dem durch Kraft zu erringenden Frieden verhält, so ergiebt sich, daß da, wo vollendete Kraft und Friede dem Menschen sich offenbaren, ein Ueberragendes für ihn im Sinn des Erhabenen entstehen muß. Und in der That ist das auch durchweg der Fall und ich glaube, daß jeder Eindruck des Erhabenen die Probe seines inneren Gehalts und seiner wesentlichen Beschaffenheit nach diesem Maßstab verträgt. Man darf nur den zu Grunde liegenden Begriff der Kraft nicht einseitig und beschränkt oder abstract fassen. Kraft, die Kraft, zu der der Mensch sich naturnothwendig sympathisch verhält, heißt für ihn soviel wie: Können, Vermögen. Dieses ist aber nur da in seinem Totalbegriff vorhanden, wo sich sowohl die seelische, wie die sinnliche Seite in ihm repräsentirt findet, denn keinen anderen Maßstab kann der Mensch anlegen als sein eignes Wesen und in diesem wirken ja diese beiden Seiten doppeltönig zu einem Einklang zusammen. Die bloße rohe Naturkraft wirkt daher nie den Eindruck des Erhabenen. Da gilt das Schiller'sche:

Wo rohe Kräfte sinnlos walten u. s. w.

denn eben in dem: „sinnlos“ liegt das Unvermögen nach der geistigen Seite, liegt also das ausgesprochen, was das Vermögen, die Kraft in ihrem Totalbegriff unvollendet erscheinen läßt. Die Gewalt des Sturmes, welche das Meer in seinen tiefsten Tiefen aufwühlt, kann ein Schauspiel von erschütternder Wirkung für den Beobachter veranlassen, aber gleichwohl wird der Eindruck von uns meistens nur als großartig, nicht als erhaben empfunden und bezeichnet werden — es sei denn, daß wir die ungebändigt fessellose Gewalt des Sturmes nur als ein einzelnes Moment, nur diensttragend eingereiht in dem großen Naturganzen begreifen und unsere Betrachtung nun wieder vor jenem Größten Halt macht, dem, weil es eben Alles in sich hat, auch das Seelische angehört, das die Sturmeskraft, an sich betrachtet, nicht repräsentiren kann. Während aber das stürmisch aufgeregte Meer uns meistens nur großartig erscheint, wird es, in seine Ruhe zurückgekehrt, uns leicht den Eindruck des Erhabenen machen. Warum? Weil, wie schon erwähnt, der errungene Friede — und diesen Anschein trägt das zur Ruhe zurückgekehrte Meer — für den Menschen ein Ueberragendes im Sinne des Erhabenen darstellt und nach der Art, wie er empfindet, darstellen muß. Wie wenig die Offenbarung der bloß einseitigen Kraft das Erhabene darzustellen vermag, läßt sich vielseitig beobachten. Versetzen wir uns in die undurchdringlichste, von riesigen Naturkräften durch Jahrhunderte hindurch auferbaute und durcheinander gewirrte Wildniß tropischer Regionen, der Eindruck ist imponirend, grandios, unter Umständen bewältigend, aber nicht erhaben. Nehmen wir als Gegenstück irgend eine Scene, irgend ein Object, in der oder an dem uns Ordnung im Kleinsten wie im Größten in ungewohntem Maaße entfaltet entgegentritt — wir

scheiden von der Betrachtung desselben nicht ohne den Eindruck: ein erhabener Geist hat hier gewaltet. Ist es die Ordnung, die diesen Eindruck wirkt? Nicht unmittelbar. Ich behaupte, es ist vielmehr die Kraft, die zu Grunde liegt. Indem wir eine Ordnung in diesem größten Maaße erblicken, werden wir nothwendig auf die Annahme einer entsprechenden Kraft zurückgeführt, welche die Ordnung erschafft, denn der Kraft, die nicht „sinnlos waltet", die also ihrem Wesen und Begriff nach vollendet ist, der wirklichen Kraft traut der Mensch auch vor Allem ein ordnendes, aus dem Chaos gestaltendes, den Zwiespalt der Gegensätze bändigendes Princip zu. Er traut ihr das zu, weil sie sich so selbst in ihm und an seinem Leben bewährt, weil das seelisch-sinnliche Kraftvermögen in ihm gewissermaßen die Ordnung seines eigenen Lebenshaushalts ausmacht und aufrecht erhält. Indem der Mensch nun in der größten Ordnung die größte Kraft erblickt, steht er wieder vor dem Ist dessen, was er sein will, d. h. vor dem Ueberragenden und der erhabene Eindruck ist fertig.

Wie sinnlose Kraft (rohe Kraft) den Kraftbegriff in seiner Fülle aufhebt, da sie einen intellectuellen Mangel bekundet, so gilt das Gleiche von der Richtung des Fühlens, welche die Kraft der Liebe, des Herzens, angeht. Die einseitige Kraftwirkung, welche in und grade durch den Egoismus zu Stande kommen kann, wirkt nie den erhabenen Eindruck, weil sie auf ein zu Grunde liegendes Unvermögen zurück weist, den Grundbegriff der Kraft also aufhebt. Für den Menschen heißt Kraft soviel als: Vermögen des intellectuellen Princips, des Herzens und der Sinnlichkeit und die Kraft der Lieblosigkeit, die man etwa dem Egoismus zueignen könnte, ist etwas Positives nur als Negation der Kraft, sie ist eben das Unvermögen der Liebe. Sollte Lieblosigkeit als Kraft gelten, so würde auch für Geistlosigkeit dasselbe zu gelten haben d. h. die Unfähigkeit der Leistung würde mit dem Grundprincip aller Leistung — der Kraft — für ein und dasselbe erklärt. — Noch ein anderer Punkt bleibt hier zu erwägen. Wenn wir diese drei Factoren der Kraft coordinirt nebeneinander stellen, kann leicht ein Mißverständniß veranlaßt werden, da wir gewohnt sind, Sinnlichkeit nach der einen Seite ihres Wesens ungefähr in den Begriff des physischen Kraftvermögens aufgehen zu lassen. Dadurch könnten wir zu dem Schluß gelangen, daß nur wo diese vorhanden, die Kraft vollendet sei und der Eindruck des Erhabenen zu Stande kommen könne, während wir doch auf der andern Seite wissen und nicht leugnen wollen, daß eine große geistige Schöpferkraft, eine hingebende Herzensgüte auch bei mangelnder Leibeskraft bestehen und auch ohne diese also der Eindruck des Erhabenen bewirkt werden kann. Es kommt demnach auf eine etwas genauere und richtigere Unterscheidung an, als wir vorzunehmen gewohnt sind. Wie grob auch die Eintheilung des Getriebes im menschlichen seelisch-sinnlichen Organismus nach seiner geistigen, gemüthlichen und sinnlichen Seite sein mag, so können wir sie doch nur schlecht entbehren, da wir vorläufig nichts Besseres an die Stelle zu setzen haben. Wir brauchen aber diese Eintheilung nicht noch mehr zu vergröbern als sie es ohnehin schon ist, indem wir die sinnliche Seite der Kraft mit dem, was man gemeinhin Körperkraft, Leibeskraft nennt und was als solche sinnlich-augenfällig in die Erscheinung tritt, völlig zusammenwerfen. Sondern

es erscheint von unserem Standpunkt aus correcter den anscheinenden Widerspruch, der in dem Vorhandensein einer aushaltenden Seelenkraft bei geschwundener Leibeskraft für das Gleichgewichtsverhältniß der sinnlichen Seite der Kraft zu der geistigen Seite liegt, dadurch auszugleichen, daß man in solchem Fall die sinnliche Seite in jene feineren, der Beobachtung mehr oder minder entzogenen Nervenverhältnisse verlegt, welche für gewisse anscheinend räthselhafte psychische Vorgänge die letzte Entscheidung tragen dürften. Ehe man sich entschließt, wie das in solchen Fällen so sehr beliebt ist, wo Seelenkraft die Leibesschwäche zu überbieten scheint, von einem „Sieg des Geistes über die Materie," was denn ganz besonders erhaben sein soll, zu reden und damit also das materielle Substrat völlig preiszugeben und in seiner Bedeutung zu verleugnen, empfiehlt es sich doch das materielle Substrat festzuhalten und nur in feinere Beziehungen als die grobsinnlichen der äußerlichen Leibeskraft zu verlegen. Eine erhabene Kraft des Geistes oder Herzens besteht nach meinem Dafürhalten nicht ohne entsprechende sinnliche oder leibliche Kraft, wenn sich dieselbe auch aus meinem Gesichtskreis zurückgezogen und in intime Partien oder Existenzmodi verlegt hat, die meiner Beobachtung nicht zugänglich sind. Ich habe dieselben also vorauszusetzen, auch wenn ich sie nicht sehe, falls die sich äußernde Kraft der Seele mir ihr Vorhandensein verbürgt und das Schauspiel des Dulders, dem bis zum letzten Augenblick die sich geistig äußernde Kraft nicht untreu wird, ist mir allerdings doppelt erhaben, aber nicht wegen eines „Sieges des Geistes über die Materie", sondern weil die Kraft sich als eine ungewöhnlich reiche und intensive in ihrer Structur legitimirt, die auch dann noch aushält, wenn eine Faser um die andere, äußerlich geschädigt, in ihrem organischen Zusammenhang zerreißt.

Um den Hauptpunkt zu wiederholen: überall wo der Mensch den Eindruck einer waltenden Kraft empfängt, die sich unzersplittert und im Sinne des Lebens — worauf nach den vorher gegebnen Erläuterungen der Hauptnachdruck liegt — bethätigt, entsteht in ihm, sofern ihm dabei ein seine Kraft-Sphäre überragendes Mehr an Kraft zum Bewußtsein gelangt, das Gefühl des Erhabenen.*) Vorausgesetzt ist, daß die Richtung der Kraftbethätigung nicht etwa eine für die Erhaltung des Menschen bedrohliche ist, da dann die Furcht die Oberhand gewinnen würde. Dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß Kraft als solche, ganz abgesehen von der Richtung ihrer Bethätigung, sich in der Auffassung des Menschen, in einer gewissen kenntlichen Form ausprägt, die eben deßhalb gewissermaßen das Erhabene anzukündigen, ja es auszu-

*) Ich gestehe, daß mich die Schiller'sche Erklärung des erhabenen Effects manchmal als dürr und öde anmuthet. So wird in dem Aufsatz: Zerstreute Betrachtungen u. s. w. eine Erklärung versucht, warum ein Fels erhabener erscheinen kann als das Meer, dessen Wellen ihn umspülen. Nach der Theorie vom „Mathematisch-Erhabenen" dürfte das nämlich eigentlich nicht der Fall sein, vielmehr müßten Gegenstände von gleicher Größe auch einen gleich erhabenen und der minder große einen minder erhabenen machen. Da dies nun aber sehr häufig nicht der Fall ist, so wird die Erklärung dahin verlegt, daß „der aesthetische Eindruck nur dann erfolgt, wenn sich die Imagination auf Allheit des Gegenstandes einläßt. Unterläßt sie dieses bei dem weit größeren Gegenstand und beobachtet es hingegen bei dem minder großen, so kann sie von dem letzteren aesthetisch gerührt und doch gegen den ersten unempfindlich sein. Denkt sie sich aber diesen

sprechen scheint. Ich habe das schon in Bezug auf Ordnung erläutert, die in ungewohnten Maaße vor uns ausgebreitet, aus dem angegebenen Grunde uns den Eindruck des Erhabenen hervorruft. Dasselbe gilt für Einfachheit, Schlichtheit, denn die große Kraft, die eben als solche der Anstrengung, des Aufwandes, der vielfachen Bemühung nicht bedarf, gattet sich diesem ihrem Wesen gemäß mit Einfachheit, mit Prunklosigkeit, so daß diese als Symptome, als Spiegelungen des Erhabenen gelten können, d. h. große Einfachheit wird uns große Kraft vermuthen lassen und damit den Eindruck des Erhabenen hervorrufen, (wie wir von einer erhabenen Einfachheit der Gesinnung sprechen) wenn derselbe durch andere Umstände nicht wieder aufgehoben wird. Die weitere Entwicklung und Ausführung der hierher gehörigen Beziehungen gehört der Betrachtung des Erhabenen in seinem Verhältniß zur Kunst an und hat als solche eine selbstständige Bedeutung und selbstständige Stellung zu beanspruchen, die nicht innerhalb der Grenzen dieses Aufsatzes zur entsprechenden Geltung gebracht werden kann. Nur an einem Punkt möchte ich andeutend vorüberstreifen, da derselbe sich bei dem von mir festgehaltenen Maßstab unabweislich zur Beantwortung aufdrängt. Es handelt sich um einen allgemeinsten Gesichtspunkt zur Beurtheilung und Beantwortung der Frage: warum das Komische unter allen Umständen das Erhabene vernichtet. Wenn ich die ganze Gefühlswirkung im Erhabenen auf den Kraftbegriff in dem wiederholt erläuterten Sinn reducire, so scheint es auffällig und bedarf der Erklärung, warum der größte Komiker, die hervorragendste Leistung auf dem Gebiet der Komik, die von einem ganz unzweifelhaft sehr bedeutenden, überragenden Kraftvermögen Zeugniß ablegt, gleichwohl nie in der Seele des Betrachtens den Eindruck des Erhabenen zu wirken vermag. Meine Definition und Analyse scheint da unzulänglich. Allein es ist dabei zu bedenken, daß eine große, umfassende Kraft sich ihrem Wesen nach d. h. der ihr innewohnenden Energie ihrer Bethätigung gemäß stets auf große, ernste Ziele und Gesichtspunkte richtet, an denen sie allein die Anspannung ihres ganzen Vermögens zu üben im Stande ist — die characteristische Spiegelung der Kraft nach ihrem innersten Wesen liegt daher auf der Kehrseite des Komischen, nur da ist ihr naturgemäßer Gesichtsausdruck und keine der Komik angehörige Leistung wenn auch von einer bedeutendsten Kraft getragen, vermag uns jemals als directe Offenbarung der Kraft anzumuthen und als solche mit dem Eindruck des Erhabenen zu erfüllen. Endlich vergesse man nicht, daß die Kraftschätzung, die wir hier zu Grunde legen, sich stets auf das Vermögen des ganzen Menschen

---

als eine Größe, so denkt sie ihn zugleich als eine Einheit und dann muß er nothwendig einen verhältnißmäßig stärkeren Eindruck machen als er jenen an Größe übertrifft." Diese Ellenausmessung des Erhabenen ist fast so schlimm als ob man den Eindruck einer Symphonie nach Zahl und Verhältniß der Tonschwingungen ausrechnen wollte. Wenn uns ein Fels im Meere erhabener als das Meer selbst erscheint, so hat unser Geist eine Betrachtung an ihn geknüpft, bei der er z. B. im Gegensatz zum Meer im Licht einer siegreich sich behauptenden ruhigen Kraft gegenüber einer ihn bedrohenden feindlichen Macht erscheint. Beleuchtung, Form, Farbe kommen dabei ebensowohl für den Fels wie für das Meer in Betracht, nicht minder natürlich das Verhältniß des Betrachters, seine vorwaltende Stimmung zu diesen Beziehungen. Mit einem Wechsel derselben kann uns der der Größe nach unveränderte Fels plötzlich öde erscheinen, das Meer dagegen einen erhabenen Eindruck machen.

bezieht, und das Gefühl des Erhabenen also auch daran gebunden bleibt. Das gilt natürlich auch für die subjective Seite. Wie ein bloßes Theilwesen das Ueberragende nicht darstellen, nicht erhaben wirken kann, so muß der Mensch auch mehr als Theilwesen sein, um im Sinn des Erhabenen überragt werden und den Eindruck des Erhabenen davon tragen zu können. Es ist daher richtig, wenn Schiller (in „Zerstreute Betrachtungen über verschiedene aesthetische Gegenstände") hervorhebt, daß wo „die Tendenz des Gemüths mehr auf Begriffe als auf Anschauungen geht, auch der erhabenste Gegenstand bloß ein logisches Object bleibt" und wenn er darin den Grund davon erblickt, „warum Menschen von überwiegender Stärke des analytischen Verstandes für das Aesthetisch-Große selten viel Empfänglichkeit zeigen." Nur daß ich die Unempfänglichkeit einfach darin setze, daß ein solcher Mensch in dem Maaße, in welchem er gewissermaßen eingesponnen in seiner Begriffswelt und in den diesen entsprechenden logischen Operationen lebt, zum Theilwesen (im Vergleich zu dem nach allen Richtungen aufgeschlossenen Menschenwesen) wird und als solches das Vermögen verliert von der vollen Manifestation der Kraft sich überragt zu fühlen und dadurch mit dem Eindruck des Erhabenen erfüllen zu lassen, während in der Schiller'schen philosophischen Sprache der Behinderungsgrund so formulirt wird, daß die „Einbildungskraft nicht lebhaft genug sei sich auf Darstellung des Absoluten der Vernunft einzulassen."

Jul. Duboc.

Abonnements-Einladung.

Bei Ablauf des Vierteljahres sei die „Wage" ihren bisherigen Lesern auch zu fernerer freundlicher Theilnahme empfohlen und an die Freunde, die sich das Blatt erworben, die Bitte gerichtet, für dessen Verbreitung sich interessiren zu wollen.

Die Expedition ist gern bereit, sobald ihr der Wunsch ausgesprochen wird, das Blatt pünktlich per Kreuzband direct zuzusenden, sowol in Berlin wie außerhalb. Die Sendung ist auf diesem Wege zuverlässiger und regelmäßiger, als auf jedem andern, sie geht von hier schon Donnerstag Abend ab und wird dem Abonnenten ohne Erhöhung des Preises portofrei ins Haus geliefert.

Von den früheren Jahrgängen der „Wage" (1874—76) ist noch eine kleine Anzahl von Exemplaren vorräthig, welche brochirt und mit Titelblatt und Inhaltsverzeichniß versehen zu dem Preise von 3 Mark für den Jahrg. 1873 (October bis Dezember) und 9 Mark für die folgenden Jahrgänge durch Unterzeichnete zu beziehen sind.

Expedition der „Wage".

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 18, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 28. Juni 1878. Nr. 26.

Bucher und Urquhart.

Die Abgeschiedenheit, welche seit seinem Wiedereintritt in den Staatsdienst Hr. Lothar Bucher um sich zu schaffen wußte, so wirkungsvoll, daß dem phantasiebegabten Verfasser von Pro Nihilo daraus die düstern Umrisse einer „grauen Eminenz" sich verdichteten, ist neuerdings in unangenehmer Weise durch Reminiscenzen gestört worden, welche Karl Marx auffrischte. Hr. Bucher hat es an prompter Antwort nicht fehlen lassen, die freilich in doppelter Beziehung die Erwartungen täuschte, sie war viel lebhafter und viel schwächer als eine solche Antwort, sollte sie überhaupt gegeben werden, sein durfte. Hr. Bucher hätte getrost den Kleinen von den Seinen, den „Wadenkneifern" — um das Bild seines Freundes Lassalle zu gebrauchen — die stumpfzähnige Bosheit gegen die „fortschrittlichen und nationalliberalen Blätter" überlassen können: er ist zu Kräftigerem berufen. Er hätte am Schluß die verbrauchte Fabel vom Germanenthum Lassalle's nicht auf ein Drama stützen sollen, das ihm selbst dem Titel nach nicht mehr bekannt war: damit konnte er wahrlich nicht die aus seinen eignen Angaben so schreiend hervortretende Erkenntniß verdecken, daß selten das Vertrauen eines Mannes, der dem Freunde mit dem literarischen Eigenthumsrechte natürlich auch die Pflicht der Sorge für sein literarisches Andenken hinterläßt, sich so grob getäuscht hat, als hier geschehen ist. Werthvoll freilich werden diese Geständnisse sein, wenn erst — im Laufe der nächsten Zeit — sich die öffentliche Diskussion der Frage zuwenden wird, wie doch das Eindringen der socialistischen „Brandschriften" in die Volksmassen so rasch und so massenhaft habe geschehen können, durch was oder durch wen es etwa begünstigt worden sei? — Des weiteren Eingehens auf diese Auseinandersetzungen mögen wir uns indessen heute um so eher noch entschlagen, als ja die Sachlage noch keineswegs geklärt ist. War Hr. Bucher „Mitglied der internationalen Arbeiterassociation", wie K. Marx behauptet? Die Antwort steht noch aus. Hat er seinem Londoner Exilsgenossen nur — immerhin auffällig genug und wol nur durch die allezeit notorisch unbedeutende journalistische Befähigung der Staatsanzeiger-Redactoren zu erklären — eine Berichterstattung von London aus oder eine Mitarbeit in Berlin selber angeboten? Behauptung und Gegenbehauptung sind hier schroff entgegengesetzt.

Hier handelt es sich uns vielmehr um einen kurzen Rückblick auf die Entwicklung des Mannes, der heute in dem durch Rußland erregten Brande als ein besonders wirksamer Repräsentant der für Rußland wohlwollenden Neutralität gerühmt wird, aus seinen entschieden antirussischen Anfängen — um das Verhältniß also von Bucher zu Urquhart.

Die „Nationalzeitung“ zeigte Ende des Mai 1877 den Tod des damals in Nizza verstorbenen David Urquhart in einer sehr kahlen und kühlen Notiz an. Nachdem sie kurz bemerkt hatte, daß dieser Mann, der „frühzeitig Sekretär der brittischen Botschaft in Constantinopel war, als solcher in allen Theilen des Orients große Reisen machte, namentlich, um Rußlands Einfluß, den er aufs Hartnäckigste befehdete, zu studiren,“ schließt sie mit der Angabe, daß er „Verfasser mehrerer finanzieller und politischer Werke war.“

So winzig dieser Nekrolog ist (nicht ganz zehn Zeilen lang), so viele Fehler enthält derselbe. Außerdem, daß Urquhart nur kurze Zeit den Posten eines Botschaftssecretärs in Constantinopel einnahm, hat er Asien selbst nur während seines dreitägigen Aufenthalts auf der circassischen Küste gesehen, einige der dortigen Stammesältesten persönlich in den Kreis seiner antirussischen Bemühungen gezogen und später den Bewohnern des Libanon einen Besuch abgestattet. Endlich hat er die Welt nicht mit finanziellen Schriften erfreut, man müßte denn seine Schrift vom Jahr 1834 „über die Türkei und ihre Ressourcen“ und seine zahlreichen spätern Aufsätze über dasselbe Thema unter diesen specialen Titel befassen.

Aber sein bleibendes Andenken werden seine zahlreichen Schriften und journalistischen Arbeiten über die Weltherrschaft der russischen Diplomatie erhalten, — Arbeiten, denen besonders die „Nationalzeitung“ ihren Reiz für das deutsche Publikum in den Jahren 1853 bis 1859 verdankte. Warum hat sie also diese Quellen der Zuschriften ihres damaligen Londoner Correspondenten so versteckt in einem Anhängsel jener kurzen Notiz erwähnt, ohne ihrer Verpflichtung gegen den originalen Autor zu gedenken, welchem jener Correspondent seine Mittheilungen über Rußlands Einfluß auf die brittische Diplomatie und Regierung verdankte?

Schämte sie sich vielleicht ihrer damaligen Urquhartistischen Artikel? Wollte sie das Publikum nicht daran erinnern, daß Lothar Bucher, jetzt als Legationsrath im Dienste Bismarck's, der Verfasser jener Londoner Berichte war?

Und doch hätte der Rückblick auf die damalige Stellung Bucher's zu Urquhart manchem ihrer Leser Interesse gewährt.

Sie hätte z. B. eine Chronologie ihrer eigenen Wandlungen und der Bekehrung ihres Correspondenten zum antipalmerston'schen Dogma geben können, sofern der Letztere noch beim Sturz des Derby'schen Ministeriums (am 17. Dcbr. 1852) und bei der Bildung des Aberdeen'schen Cabinets, ein Bewunderer Palmerston's war und sich damit tröstete, daß dieser von ihm hochgeschätzte Gegner Rußlands doch wenigstens als Minister des Innern für die correcte Haltung des neuen Cabinets einige Bürgschaft biete. Das Berliner Blatt hätte bei diesem Rückblick die Bedeutung feiern können, welche das Erscheinen von Urquhart's „Progress of Russia in the West, North and South“ (1853) für die Erweiterung ihrer und ihres Correspondenten Geschichtskenntniß hatte.

Einige Bekanntschaft mit Urquhart's „Diplomatic Review“ (der Fortsetzung von dessen 1855 gestifteten Sheffield Free Press) und, wenn sie diese Quelle der heutigen Tagesgeschichte kannte, einige Offenheit würde dann auch der Nationalzeitung Gelegenheit gegeben haben, mehrere für ihren Leserkreis nicht uninteressante Aufklärungen über die spätere Entwicklung des Verhältnisses zwischen Urquhart und Bucher mitzutheilen.

Ersterer, der die Lage seines zu 15 Monaten Festungshaft verurtheilten Zöglings für sehr tragisch hielt, sofern er in ihm einen in contumaciam zum Tode Verdammten sah, glaubte im Frühjahr 1859 mit Bucher, daß Preußen es mit Oesterreich gegen Frankreich halten wollte, schrieb an den damaligen Minister des Auswärtigen Herrn von Schleinitz und ersuchte die preußische Regierung um Pardon für seinen Protégé! Er bemerkte, wie er im Octoberheft seiner Diplomatic Review vom Jahr 1873 erzählt, in diesem Schreiben an den Minister, daß Bucher „Angesichts von dem, was jetzt im Werke sei, alle leeren Speculationen aufgegeben habe und verabscheue.“ Schleinitz antwortete: „Wir wollen ihn nicht nur pardonniren und die Rückkehr gestatten, sondern auch ihn in unsren Dienst nehmen,“ worauf Urquhart erwiderte: „In diesem Falle verlieren Sie den Beistand des einzigen Dieners der preußischen Krone, der für die Rettung Preußens arbeitet.“

Die Lichtblicke, mit welchen der kritische und phantasiereiche schottische Kelte die Politik und Diplomatie des jetzigen Jahrhunderts aufgehellt hat, werden oft durch die starrsinnigsten Marotten und Einbildungen unterbrochen. So ist es auch in diesem Falle für Den, der Urquhart's Urtheil und Verdienste hochschätzt, betrübend, daß er in dem Nachbeter seiner Sätze und Formeln den zukünftigen Retter Preußens erblicken konnte.

Ueber das jetzige Verhältniß Bucher's zu Bismarck hat sich Urquhart folgendes Bild gemacht. In demselben Vierteljahrsheft seiner „Review“ schreibt er: „Bucher, in ganz Deutschland als Demokrat und Republikaner bekannt und in Bezug auf seine Fähigkeiten ohne Gleichen, habe Bismarck's Wege wundervoll geebnet, die Opposition der Liberalen nicht nur vernichtet, sondern auch diese in Anhänger verwandelt. Sie nahmen an, daß Bucher von Bismarck Bürgschaften erhalten hatte, und glaubten deßhalb, daß er dem Hause Hohenzollern nicht diene, sondern es nur benutze und daß sein eigentlicher Zweck sei, die Republik zu gründen und sich zu deren Haupt zu machen.“

Dieser wundervolle Satz, der auf Bucher's Haupt der wirklichen Welt durchaus unbekannte Leistungen und Fähigkeiten zusammenhäuft, ist so unklar gebaut, daß man nicht weiß, ob Buchern oder dessen Herrn der Plan, das Haus Hohenzollern zu hintergehen, zugeschrieben werden soll.

Urquhart kommt noch einmal (im Januarheft der Diplomatic Review vom Jahr 1875) auf seinen frühern Schützling zurück. Der schottische Kritiker hatte durch die Ereignisse des Jahres 1866 in Bismarck den modernen Palmerston gewonnen, den er für seine Erklärung aller neuern politischen Katastrophen brauchte und als seinen persönlichen Antagonisten betrachtete, und als den Meisterstreich desselben schildert er den Raub, welchen der mächtige Mann, sobald er die Zügel der Regierung in der

Hand hatte, an ihm beging, indem er ihm seine beiden tüchtigsten Schüler und Anhänger abwendig machte. Die zweite Bismarck'sche Eroberung neben Bucher soll nämlich Gneist sein, der doch von vornherein, als er sich von Urquhart in der Kritik des Parlamentarismus und in der Hochschätzung des Gemeinrechts unterrichten ließ, immer nur die Anwendung auf preußisches Gemeindewesen und auf die Stärkung des Fridericianismus im Auge hatte!

Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera.

III.

Vilbort und das Glück Bismarck's.

An den Namen Vilbort knüpft sich die Geschichte von ein Paar Glückszufällen, welche Bismarck in zwei der bedeutendsten Augenblicke seines Lebens begegneten.

Der erstere, der nach dem böhmischen Feldzug spielte und in welchem der arme Vilbort vom Glück gemißbraucht wurde, ist zwar nicht gerade groß zu nennen, war aber doch ein seltener Streich des Glücks. Denn Vilbort, statt über die Antwort Bismarck's auf seine Gewissensfrage innerlich selbst aufzulachen, ward durch das Lächeln, welches er bei den Worten des Meisters um die Lippen des anwesenden Herrn von Keudell spielen sah, um die Ruhe einer Nacht gebracht und kam erst wieder zu sich selbst, als er den Mann dieses „seltsamen" Lächelns am folgenden Tag aufsuchte und ihm den Anlaß bot, ihm einen wahren Urias-Auftrag an Napoleon III. nach Paris mitzugeben.

Der reisende Franzose befand sich, wie er in seinem „Oeuvre" erzählt, am 7. August 1866 in Berlin und wollte sich bei Bismarck verabschieden. Im Augenblick des Aufbruchs bat er diesen um die Erlaubniß, ihm die „höchst indiscrete Frage vorzulegen, ob er den Frieden oder Krieg nach Paris mitbringe." Ausweichend antwortete der Minister: „Freundschaft, dauernde Freundschaft mit Frankreich. Ich lebe der festen Hoffnung, daß Frankreich und Preußen künftighin den Dualismus der Intelligenz und des Fortschritts bilden werden."

Die Antwort war eine geschickte Abfertigung und doch überladen. Herr von Keudell aber packte dem armen Reisenden, der bei ihm Tags darauf Erleichterung für sein beunruhigtes Gemüth suchte, eine Bestellung an den Kaiser auf, wofür ihm dieser, wenn er sie wörtlich ausgeführt hat, nur mit einem infernalischen Lächeln danken konnte. „Sie reisen heut Abend nach Paris ab, sagte der lächelnde Vertraute Bismarck's, nun wohl, verpflichten Sie sich auf Ehrenwort, was ich Ihnen jetzt mittheilen will, bis Paris geheim zu halten. Ehe vierzehn Tage um sind, werden wir Krieg am Rhein haben, wenn Frankreich auf seinen Gebietsforderungen besteht."

Der Autor des zweiten Glücksfalls, welcher noch kurz vor Thorschluß, ehe die deutschen Armeen 1870 Paris einschlossen, dem Lobredner Friedrich's II. und dem Herold des preußischen Ruhms in der Hauptstadt Frankreichs ein Standbild aufrichtete, war nicht eigentlich Vilbort, sondern Havin, der Director des „Siècle", der Vilbort 1866 als Kriegscorrespondenten dieses Blattes nach Böhmen geschickt hatte. Dieser so prosaische und sonst auch so ziemlich glückliche Rechner befand sich im Anfang des Jahres 1867 in großer Noth. Er sah, daß er sich mit der Sendung seines Berichterstatters doch verrechnet hatte. Sein Journal verlor an Abonnenten. Die Vertrautheit, deren sich Herr Vilbort in seinen Beziehungen zu Bismarck und selbst in seinem Umgang mit den Wagenmeistern des Königlichen Trosses rühmte, verleidete den Lesern des Blattes

ihren Genuß. Die patriotischen Beklemmungen des Jahres 1866, denen Rouher in der Kammer einen beredten Ausdruck gab, wirkten auch im Publikum nach.

Um sich zu retten, stellte sich der speculative Journalist unter den Schutz Voltaire's und eröffnete zur Errichtung eines Standbildes für diesen Meister des französischen Geistes eine National-Subscription, für welche keine Gabe über einen halben Franc angenommen werden sollte. Im Ausgang des Jahres 1867 ward die Subscription geschlossen; die Zahl der Unterzeichner belief sich auf mehr als zweimalhunderttausend; die für die Nationalsache gebildete Commission beschloß eine colossale Copie des bekannten Houdon'schen Werks und die Regierung um die Ueberweisung eines schicklichen Platzes für das Monument in Paris zu ersuchen.

Im Juni 1870 war der Guß der Statue gelungen und nur noch das Fußgestell mit der Inschrift: „A Voltaire, souscription populaire", zu vollenden. Eine kaiserliche Verfügung hatte für das Standbild die Place de Rennes bestimmt, da aber dieselbe, als es am 14. August zur Aufstellung kam, noch nicht fertig war, wies der damalige Seinepräfect dem Nationaldenkmal den Square Monge als provisorischen Platz an.

Hätte der Seher des achtzehnten Jahrhunderts durch seine, auch in der Bronce brennenden Augen blinzeln können, welchen Eindruck mußten dann die wechselnden Scenen auf ihn machen, die sich seit jenem Tage zu seinen Füßen einander drängten. Schon am Tage der Aufstellung waren die Herzen derjenigen, die ihm huldigen wollten, durch die Niederlagen von Weißenburg und Wörth erschüttert; bald darauf kam die Nachricht von den unglücklichen Schlachten bei Metz und durchfuhr die Herzen der Hauptstadt. Als die versprengten Flüchtlinge von Sedan heimkeuchten, konnte der Houdon'sche Seher erkennen, daß die Tage des Imperators vorbei waren, und nachdem die Haufen des neuen Babylon vor seinen Füßen mit Hochrufen auf die Republik sich hin und her gewälzt hatten, bot sich ihm das unerwartete und für ihn seltsame Schauspiel, daß die Landwohner der Vendée und Bretagne unter der Führung ihrer Pfarrer, mit wehenden Heiligenbildern und Psalmen singend in die Hauptstadt einzogen, um sie unter dem Beistand der heiligen Jungfrau zu vertheidigen. Kaum war die Hauptstadt von dem katholischen Aufgebot angefüllt, so konnte er an dem Waffenlager auf den Plätzen und Straßen merken, daß sie von seinen alten Bekannten und Freunden von Potsdam und Berlin her und deren deutschen Bundesgenossen eingeschlossen war. Bald überzeugte ihn der Kanonendonner vor den Mauern, daß der Kampf zwischen Berlin und Paris, den Stätten seiner Triumphe, begonnen hatte.

Was dachte er sich wohl bei diesem Schauspiele? Aber hatte er die Zeit dazu, einen Gedanken zu verfolgen? Seine Stelle auf dem Square Monge war kein Ruheposten. Nicht genug, daß sich über ihn sofort nach seiner Aufstellung die Schaale des Zorns ergoß, mit dem ihn das „Univers" verfolgte, störten ihn seine Verehrer mit dem Streit über seinen rechten Standort. Obwohl keine Reiterstatue, ward er doch ein wanderndes und irrendes Wesen und ließ ihn während der Belagerung der Stadt ein Maire des eilften Arrondissements nach einer geräumigen Straßenecke des Boulevard Eugène, der fortan seinen Namen tragen sollte, hinrollen.

Schon im Jahre 1869 wurde der Senat mit Petitionen bestürmt, welche um die Zurücknahme der Erlaubniß zur öffentlichen Aufstellung seines Standbildes anhielten. Sie sprachen im Namen der Nationalinteressen, die er mit seiner Bewunderung der Theilung Polens, und im Namen der militärischen Ehre des Landes, die er mit seiner Feier von Friedrich's Sieg bei Roßbach beleidigt, — im Namen der „reinsten Glorie" Frankreichs, die der Dichter der Pucelle in der Jungfrau befleckt, — endlich im Namen der Gleichheit und Brüderlichkeit, die der Fürstendiener und Volksverräther verrathen habe. Der Berichterstatter, Silvestre de Sacy, brachte es zwar in der Sitzung vor den

Weihnachtsferien 1869 dahin, daß der Senat im Hinblick auf die angeblichen Meisterwerke der Henriade, Merope, Zaire und der Historien Peter's und Karl's XII. über die Petitionen zur Tagesordnung überging. Aber Veuillot setzte den Kampf im „Univers" fort und führte seine entscheidendsten Schläge, als die Aufstellung des Standbildes am 14. August 1870 in der äußersten Nothlage des Landes vollzogen war.

Der gefährliche Streiter hielt sich nur an den Briefwechsel zwischen Voltaire und Friedrich, an dieses wichtige Erzeugniß eines Bureau d'Esprit oder königlichen Preßbureaus, welches in Potsdam, Ferney und Paris etablirt war und den Ruhm des Königs an den Höfen und unter den Großen des Festlandes verbreitete.

Von den Versen der Henriade, der Pucelle, der Zaire wollte man damals schon Nichts mehr wissen; man las sie kaum noch. Desto schmerzlicher empfand es der gallische Stolz, wenn der Gegner Voltaire's in die immer noch offene Wunde, welche die Theilung Polens in der Erinnerung Frankreichs zurückgelassen hatte, von Neuem das ätzende Salz des Spottes streute, mit welchem Voltaire der unsichern Politik Ludwig's XV. und den Abenteuern der militärischen Sendlinge, die derselbe seinen Schützlingen, den Conföderirten ohne ausreichende Mittel geschickt hatte, das „Geschick" entgegensetzte, mit welchem Friedrich seinen Antheil an Polen in die Tasche steckte. Veuillot rief ferner den Franzosen die Briefe ins Gedächtniß, in denen Voltaire diese Abenteurer „wälsche" Don Quixotes und „Gelbschnäbel" nannte, welche die Impertinenz hatten, dem König von Preußen den Krieg zu erklären. Er erinnerte daran, wie der Dichter der Pucelle Friedrich als dem Mächtigen gehuldigt hatte, der „über die Geschicke Europa's entscheiden wird, der einen Arm der Waage Europa's schon hält und dessen Adler sehr weit gehen wird."

Die deutsche Armee befand sich bereits auf dem Marsch nach Paris, als Veuillot die Franzosen daran erinnerte, daß Voltaire diesen Flug des preußischen Adlers schon vorausbestimmt hatte. „Sire, schreibt er an Friedrich, da bin ich in Paris, es ist, davon bin ich überzeugt, Ihre Hauptstadt." „Paris, redet er diese Hauptstadt des künftigen Triumphators an, sei, wenn du kannst, des Siegers, den du in deine unregelmäßige und kothige Umwallung (enceinte) aufnehmen wirst, würdig." Und lange nach dem Tage von Roßbach schrieb er im Mai 1775 nach Potsdam, „die preußische Uniform muß nur dazu dienen, die Wälschen auf die Kniee zu bringen."

Auch andern Kreisen der Hauptstadt fuhren damals die Weissagungen Voltaire's in die Gebeine. So erinnerte kurz vor der Schlacht vor Sedan, am 30. August, das „Journal de Paris" an den Voltaire'schen Satz: „die Vielheit der Staaten dient zur Erhaltung des Gleichgewichts, bis sich eine Macht, groß genug, um die andern zu absorbiren, in Deutschland bildet."

Havin meinte gegen die Verdächtigung seines Blattes, es habe sich dem Bismarck-Cultus ergeben, eine recht entscheidende Diversion zu machen, als er sich unter den Schutz Voltaire's stellte, und er lief dem Unheil geradezu in den Rachen. Er wollte das neue Troja der Seine mit dem ächtesten und eigensten Palladium beglücken und beschwichtigen und seine Feinde riefen, als dies Heiligthum auf dem Square Monge aufgerichtet stand, er habe vielmehr das trojanische Pferd, angefüllt mit Preußengeist, in die Hauptstadt eingeschmuggelt.

Es ist Nichts davon bekannt geworden, ob Bismarck von dieser Vorbereitung seiner Ankunft in der heiligen Troja etwas gehört hatte. Wir wissen nur, daß sich mehrere Jahre nachher, als die Restauration des Bourbonischen Königthums eine drohende Gestalt annahm, zwischen ihm und den Voltairisch gebildeten Republikanern von Paris eine scheinbar intime Verbindung einleitete. Selbst Gambetta, der sich bis dahin in der Kammer und in seinem Blatte wohlweislich gehütet hatte, dem preußischen Culturkampf eine freundliche Miene zuzuwenden, erfreute zu jener Zeit die Journale des deutschen Reichskanzlers

mit einigen sympathischen Winken über das Zusammentreffen der aufgeklärten Franzosen mit den deutschen Culturkämpfern in ihrer Stellung zu dem kirchlich-katholischen Vorschreiten. Für jetzt ließ sich jedoch der Kanzler noch mit der Krone genügen, die er beim Zusammenbruch des französischen Kaiserthums aufgehoben und mit nach Deutschland gebracht hatte; außerdem hatte er bald darauf genug mit dem Umsichgreifen des deutschen Socialismus zu thun, dessen Stärkung manche seiner scharfen Kritiker auch zu seiner siegreichen Beerbung des französischen Napoleonismus rechnen wollen. Einer spätern Erörterung wollen wir jedoch die Frage überlassen, ob seine Armee an ihren Kriegssohlen von dem vulkanischen Lavaboden von Paris die fruchtbare Erde mitbrachte, welche die Berliner Lassalle'sche Pflanzung der Jahre 1864 und 1865 zum vollen Wachsthum brachte.

Es hatte sich zufällig so getroffen, daß in den ersten Tagen nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges unter dem Titel: „Voltaire", sechs Vorträge von D. F. Strauß erschienen, — eine ängstlich-zimperliche Untersuchung der Natur dieses Mannes, in welcher der Bibelerklärer mit theologischem Horror den „nicht reinlichen Erdenrest" betrachtet, der ihm bei der Anatomie seines Wesens „in der Hand bleibt." Eine wahre Erfrischung ist es dagegen, wenn man in Condorcet's Vermächtniß „über die Fortschritte des menschlichen Geistes" das meisterhafte Gemälde der Männer liest, welche die Wahrheit zwar nicht entdeckten, aber verbreiteten, „des Despotismus schonten, wenn sie die religiösen Irrungen bekämpften, und der Religion, wenn sie sich gegen die Tyrannei erhoben." Voltaire war in der Reihe dieser Männer derjenige, der die Spuren des nahenden Imperialismus am eifrigsten aufsuchte und im Geist eines Zeitalters, welches für die Trajane und Marc Aurele schwärmte, sich für Friedrich II. interessirte, weil er in ihm die Vorzeichen dieser Zukunftsgestalt am schönsten ausgedrückt zu finden glaubte. Wer übrigens den rechtschaffnen lustigen Humor kennen lernen will, mit dem sich Voltaire 1750 und 51 in Potsdam und Berlin bewegte, lese seine Briefe an den Schleicher Formey in der, 1788 zu Paris erschienenen Schrift: „**Frédéric II, Voltaire, ... vengés du sécrétaire ... Formey.**"

Voltaire hat die Belagerung von Paris nicht ohne Beschädigung bestanden. Das Stück einer preußischen Granate riß ihm den linken Fuß weg. Der Samariter Thiers ließ ihn aber curiren und im Juni 1872 von Neuem nach dem Square Monge rollen. Hypochondrische Gemüther fürchteten damals, daß diese Wanderung das Vorspiel für die letzte in irgend einen versteckten Schuppen sein könne.

B. Bauer.

Die Auflösung des Reichtags und die Lage.

Rede, gehalten im Demokratischen Verein zu Frankfurt a. M. am 17. Juni 1878 von Dr. Josef Stern.

Meine Herren! Was am 25. Mai als eine sehr natürliche Consequenz der Dinge erschienen wäre, hat 14 Tage später fast allgemein aufs höchlichste überrascht, die Auflösung des Reichstags nämlich. Sie wäre, sagte ich, am 25. Mai eine logische Consequenz der Ereignisse gewesen, sie war es Mitte Juni nicht mehr ganz, aber doch vielleicht zum Theil, und die Ueberraschung war etwa derjenigen von Leuten gleich, die während eines Gewitters über niederfahrende Blitze und Donnerschläge erstaunt sind. Sie wissen, daß der verflossene Reichstag mit einer imposanten Majorität am 24. Mai das sogen. Socialisten- oder Hödelgesetz abgelehnt hat, aus Gründen, die von den Rednern der Mittel-Parteien aufs Klarste und Unzweideutigste dahin entwickelt wurden: Wir wollen überhaupt keine Ausnahmegesetzgebung, wir sind bereit, allenfalls der Regierun

auf dem Boden des gemeinen, des für Alle gültigen Rechtes entgegenzukommen und ihr die Mittel, die sie verlangt, nach genauer Prüfung an die Hand zu geben; aber soweit — das ist der Sinn der Worte des Majoritätsredners von Bennigsen — ist Vernunft, ist Sitte und Rechtsgefühl in Deutschland noch nicht verirrt, daß wir Ausnahmegesetze brauchen. Die Regierung, die ein so wichtiges, von ihr als eine unerläßliche Waffe betrachtetes Gesetz einbringt, muß sich sowohl sagen, daß sie fest für dasselbe einzutreten hat, als auch über die Folgen einer etwaigen Verwerfung seitens der Volksvertretung sich durchaus klar und bewußt sein. Wenn nun aber vom Regierungstisch aus bei der Berathung des Gesetzes erklärt worden ist, die Regierung erachte sich ihrer Verantwortlichkeit für Alles, was etwa nachfolgen werde, dadurch für entledigt, daß sie das Gesetz vorlege, und müsse es der Volksvertretung zuweisen, für den Fall der Ablehnung die Verantwortlichkeit für das Folgende zu tragen, so ist das meiner Ueberzeugung nach ein vollständiges Verkennen des konstitutionellen Standpunktes. Denn eine Volksvertretung als solche hat überhaupt gar keine derartige Verantwortlichkeit, und wenn eine Regierung glaubt daß sie die Geschäfte nicht weiter führen, daß sie die Verantwortlichkeit nicht mehr tragen kann, so hat sie diese Verantwortlichkeit nicht auf andere abzuwälzen, sondern die einzigen Schritte zu thun, die mit dieser Verantwortlichkeit verknüpft sind, entweder selbst abzutreten oder den Reichstag aufzulösen.

Gewissermaßen also gebot die Consequenz der Regierung, nach dem Beschluß vom 25. Mai, der Verwerfung des Socialistengesetzes, entweder zu erklären: Wir können die Verantwortlichkeit für das nunmehr Folgende nicht mehr übernehmen, oder aber zu sagen: Wir wollen sie weiter übernehmen, indem wir durch Ausschreiben von Neuwahlen an das Volk appelliren. Keines von beiden ist bekanntlich damals geschehen, und es war dadurch eine höchst wunderbare Lage geschaffen.

Man täuscht sich indessen, wenn man annimmt, es sei wirklich nicht die Absicht der Regierung gewesen, den Reichstag aufzulösen. Diese Absicht war vorhanden, und sie datirt nicht erst vom 25. Mai her, sie ist älteren Ursprungs, sie hängt zum großen Theil mit ganz anderen Verhältnissen zusammen. Zwischen dem 25. Mai und dem Tag der Auflösung erfolgte ja, wie Sie alle wissen, das zweite Attentat auf den Kaiser, und unter dem Eindruck dieses Attentats erschien plötzlich die Nachricht, es sei von der preußischen Regierung beim Bundesrath der Antrag auf Auflösung des Reichstags gestellt worden. Die Nachricht war echt; die folgenden Tage brachten die einstimmige Annahme des preußischen Antrags durch den Bundesrath. Wenn man nun auf die Motive, die von der Regierung für die Auflösung öffentlich geltend gemacht worden sind, einen Blick wirft, so sieht man darin allerdings nur die Spuren des 25. Mai und man muß sich wieder fragen: Wie war es denn möglich, den Schritt erst jetzt zu thun? Es heißt in jenen Motiven, daß man nach Verwerfung des Socialistengesetzes wohl keine Aussicht mehr habe, mit dem jetzigen Reichstag ein gleiches oder vielleicht ähnliches Gesetz, das sich jetzt als durchaus nothwendig herausgestellt habe, durchzubringen, man sei deshalb genöthigt, den Reichstag aufzulösen.

Dagegen hat sich nun vielfach Widerspruch erhoben. Unmittelbar fast nach dem Attentat Nobiling's erklärten verschiedene nationalliberale Organe — denn die Partei als solche war nicht mehr vertreten — die Bereitschaft, jetzt das zu bewilligen, was man am 24. Mai versagt hatte, und es ist ja ein öffentliches Geheimniß, daß die Haltung der Partei schon an jenem Maitag nur noch äußerlich eine einheitliche, geschlossene war, daß schon im Schoße der Partei selbst Zwiespalt darüber herrschte, ob man nicht doch der Regierung weitgehende Vollmachten geben wolle.

Nun bog die Regierung in den Motiven zum Auflösungsantrag der nationalliberalen Partei ein seltsames Paroli. Herr von Bennigsen hatte erklärt: „Ausnahmegesetze unter keinen Umständen! Aber wir wollen im Herbst hen, was sich auf dem Boden des allgemeinen Rechts machen läßt, mittler-

weile seht Ihr zu, was Ihr mit den jetzigen Gesetzen machen könnt! Beutet sie aus bis zu den Grenzen des Zulässigen!" was nachher von dem neuen Minister des Innern als: bis zu den Grenzen des Möglichen gedeutet und dankbarst angenommen wurde. Die Regierung sagte in ihren Motiven: Wir sind durchaus nicht der Ansicht, die Freiheit für alle beschränken zu wollen, wir sind viel zu liberal dazu, (Heiterkeit) es liegt uns fern, wir wollen durchaus nicht die Rechte, die bereits vorhanden sind, in ihrem allgemeinen Gebrauch einschränken, wir wollen Ausnahmegesetze.

Meine Herren! Ueber diesen Widerspruch zwischen Regierung und nationalliberaler Partei kommen auch die geriebensten Organe der letzteren nicht mehr fort, sie mögen noch so oft versichern „sie seien auch schon damals bereit gewesen, wenn es sich so gemacht hätte, wenn es vielleicht nöthig gewesen wäre, Alles zu bewilligen." Nein, man hat sie einfach beim Wort des Herrn von Bennigsen zu nehmen: „Keine Ausnahmegesetze, aber vielleicht Verschärfung der gültigen Gesetze, als da sind Preßgesetz, Vereinsgesetz, Freizügigkeitsgesetz und dergl." Dagegen spielt die Regierung mit sehr vielem Glück die Karte aus: Nein, durchaus nicht, wir wollen die Bürger nicht in ihrer Freiheit beschränken, wir wollen nur die schlimmen Leute treffen, die allein; das Uebrige findet sich in der Freiheit, die Ihr dann habt, später. Ja meine Herren, da sitzt die nationalliberale Partei in einer äußerst schlimmen Lage, und es ist durchaus als eine geschickte Operation zu bezeichnen, wenn die Regierung gewissermaßen in ihr Wahlprogramm hineinstellt: „Wir wollen keine Einschränkung der bis jetzt bestehenden Gesetze." Ob Sie ihr das glauben wollen oder nicht glauben wollen, ja, meine Herren, das ist Ihre Sache. (Heiterkeit.) Vorerst stehts da, schwarz auf weiß, es steht sogar in der Provinzial-Correspondenz, und das ist ein sehr wahrheitsliebendes Blatt. (Heiterkeit).

Nun, m. H., wird man sich aber doch darüber nicht täuschen wollen, daß die eigentlichen Gründe der Reichstags-Auflösung nicht in dem Sozialistengesetz und auch nicht in dem zweiten Attentat, das anscheinend die Veranlassung gegeben hat, zu suchen sind; man muß hier unterscheiden zwischen äußerer Veranlassung und innerer Ursache.

Die Sache zwischen der liberalen Majorität und der Regierung war schon lange eine aufgegebene und wir müssen da zurückgehen bis auf den Winter. Sie wissen, daß es sich damals darum handelte, der nat.-lib. Partei maßgebenden Einfluß innerhalb der Regierung zu geben, daß zu diesem Zweck Unterhandlungen direkt in Varzin zwischen dem Reichskanzler und Hrn. von Bennigsen gepflogen wurden, daß um die Weihnachtszeit alle nat.-lib. Bäume voller Blüthen hingen, daß Alles träumte von der Regierungsinitiative, die endlich der maßgebenden Partei gesichert sei. Sehr schön, sagt der Berliner, aber es kommt anders. Und es kam auch anders. Die Herren verstanden sich nicht in Varzin; sie verstanden sich nur soweit, daß sie beiderseits sehr höflich waren, aber die ganze Höflichkeit schloß mit einem kategorischen Nein, mit einem Nein, das freilich erst später, in Berlin, ausgesprochen wurde. Der Fürst Reichskanzler hat nämlich die Absicht, in unserer Politik eine Wendung dadurch herbeizuführen, daß er das Reich in Betreff der Einnahmen nicht nur auf eigene, sondern auf eine ganze Menge, auf Millionen Füße stellt, eine Wendung, für die er den Beistand der maßgebenden Partei zu finden hoffte. Diese Partei, die ihrer Tradition nach ja liberal ist, und die gewisse Forderungen des Constitutionalismus als Dogma bisher zum Theil festgehalten hat, merkte aber, wenigstens in der Person ihres Vertreters, Hrn. v. Bennigsen, wo das lockende Anerbieten hinaus wollte und stellte Bedingungen, die sich dahin formuliren lassen: erstens Eintritt mehr als eines Mitgliedes der nat.-lib. Partei in das Ministerium, zweitens feste Garantie dafür, daß für die etwaigen Mehreinnahmen des Reichs möglichste Erleichterungen in Betreff der Steuern in den Einzelstaaten, speziell in Preußen, getroffen werden. Ueber diese Bedingungen kam es zum lebhaften Austausch, und da zeigte es sich sogleich, daß der Führer der Nat.-Lib. auch der Idee des

Tabaksmonopols, die Fürst Bismarck ihm entwickelte, nicht geneigt war. So schied man ohne jedes Resultat, nicht so, daß die Verhandlungen abgebrochen gewesen wären, aber ohne bestimmtes Resultat, und da ist es ja denn möglich, daß bei den Verhandlungen des Hrn. v. Bennigsen mit den übrigen Fraktionsführern, die zum Theil weiter links stehen, von diesen erst das kategorische Nein zu den Bedingungen erfolgte. Es würde das die Thatsache sein, die der Fürst Bismarck mit dem drastischen Wort charakterisirt haben soll, Lasker habe Bennigsen in die Suppe gespuckt.

So kam man in Berlin wieder zusammen; die Regierung trat mit einer Vorlage in Betreff Besteuerung des Tabaks hervor, die mäßig aber durchaus unpraktisch und ungeeignet selbst vom Standpunkt Derjenigen war, die etwa für erhöhte Besteuerung des Tabaks waren. Fürst Bismarck, in Erwartung, daß er nun endlich das Resultat der Berathungen der Nat.-Lib. zu vernehmen haben werde. Sie kennen das Resultat, es war die Abweisung nicht allein der ursprünglichen Steuervorlage, die von dem Sturz Camphausen's begleitet war, sondern auch die ausgesprochene Tendenz gegen das, was Fürst Bismarck sein letztes hohes Ideal nennt, gegen das Tabaksmonopol.

Von dem Moment des ersten Votums gegen dieses Steuerprojekt an war eigentlich der Bruch zwischen Regierung und nat.-lib. Partei vollzogen, und die natürliche Folge war, daß an die Stelle der Minister, die bis dahin noch Fühlung mit der nat.-lib. Partei gehabt hatten, Minister konservativen Gepräges traten, eine seltsame Ironie der Geschichte, daß gerade die liberale Partei berufen sein mußte, gegen ihr eigenes Fleisch zu wüthen, den Minister der ihr am nächsten stand, den „constitutionellsten" zu stürzen. Nach meiner Ansicht war von diesem Moment an der Prozeß zwischen der nat.-lib. Partei und der Regierung entschieden, und es konnte in der That nunmehr nur noch eine Frage der Zeit sein, wann der Reichstag aufgelöst werde. Das Hödel'sche Attentat und die darauf folgende Vorlage thaten natürlich noch ein Uebriges, aber der Grund war schon vorhanden gewesen.

Nun, m. H., ist es ja in unseren Verfassungen überall der Regierung freigestellt, die Parlamente aufzulösen, wenn sie will. Es ist das ihr constitutionelles Recht, das Recht der Berufung an das Volk, ein Recht, dem leider ein analoges des Reichstags nicht correspondirt und das also ein ganz einseitiges ist. Dieses Recht einmal gegeben, kann man es natürlich einer Regierung durchaus nicht verdenken, wenn sie den geeigneten Zeitpunkt zu solcher einschneidenden und das Reich gewaltig aufregenden Maßregel sucht, zu einer Maßregel, die sie ja gewissermaßen selbst vor das Sein oder Nichtsein stellt, denn eine Auflösung des Reichstags, eine Wahl unter anomalen Verhältnissen ist doch ein Spiel mit sehr verdeckten Karten, bei dem aber der Einsatz außerordentlich hoch ist und zwar von allen Seiten. Es läßt sich sehr gut denken, daß nach Schluß des Reichstags die Regierung sich sagte: wenn ich jetzt auflöse unter dem Eindruck nicht sowohl der Ablehnung des Attentatsgesetzes, — denn da der Kaiser unverletzt geblieben war beim ersten Attentat, hatte ja die Aufregung sich ziemlich schnell gelegt —, sondern unter dem Eindruck ganz anderer Fragen in denen die Majorität des Reichstags wahrscheinlich, vielleicht ganz gewiß die Majorität der Wähler auf ihrer Seite, hat so ist das eine entschieden schlechte Speculation.

Nun kam aber die That vom 2. Juni, und Sie wissen ja das Nachfolgende m. H. Es wäre hier eigentlich Gelegenheit mit einigen Worten auf die That selbst und auf das, was ihr nachgefolgt ist, einzugehen, und wenn ich es nur kurz thue, seien Sie überzeugt, daß mich daran nicht die Anwesenheit ungewohnter Gäste*) an dieser Stelle hindert, sondern nur die Voraussetzung, daß die Dinge ja so ziemlich in dem Kreise, in dem ich heute spreche, allgemein bekannt sind und von Ihnen auch allgemein übereinstimmend beurtheilt werden. Ich muß

*) Die Versammlung war seit Jahren die erste, die von der Polizei überwacht war.

indeß doch einige Worte darüber sagen und werde es mit derjenigen Vorsicht und Schonung thun, die sich heute jeder Staatsbürger auferlegen muß.

M. H.! Unmittelbar nach dem zweiten Attentat hat sich in der Presse, wie in großen Kreisen des Volkes an die natürliche und durchaus menschliche Entrüstung über die That selbst eine Aufregung geknüpft die eifrig, ja fanatisch geschürt, einen politischen Character annahm, den sie niemals hätte annehmen sollen. In Zeiten, wie es die jetzigen sind, ist es eine alte Erfahrung, daß alle schlimmsten Leidenschaften, die zurückgedrängt, die in den Winkel gestellt waren, wieder hervorkommen, sobald ihnen die Strömung Spielraum gestattet, und wir haben leider in Deutschland heute das traurige Beispiel, daß wir in dieser Beziehung seit Sefeloge's Zeiten nicht vorwärts gekommen sind. Wie damals gegen den gesammten Liberalismus und speziell gegen die Demokratie geschürt und gehetzt wurde, so sehen wir heute wieder ganz dasselbe. Wie damals aus Büchern, aus Zeitungen einzelne Sätze citirt, herausgesammelt wurden, um zu beweisen: „Seht da, des Geistes sind sie, sie züchten Mord und Mörder!“ ganz so heute. Es sind mit andern Gesichtern wieder ganz dieselben Gestalten wie damals, die sich vordrängen und die weiter nichts vorhaben, als zu eigenem persönlichen oder Parteivortheil allgemeines Unheil anzustiften. Das sind auch Attentäter, m. H., das sind die Verbrecher an dem Volk! (Lebhafter Beifall).

Nun, m. H., wenn wir das Dogma, das jetzt mit solchem Eifer proclamirt wird, das falsche Dogma, daß jeder Verbrecher zu einer Partei gehöre, einmal gelten lassen, wie dann? Dann, m. H., sind alle Rockschöße nicht rein, wenigstens historisch nicht, denn an den Rockschößen jeder Partei würde wohl Mehreres hängen. Aber deßhalb gerade hat sich bisher unter den Vernünftigen als historische Regel festgestellt: Der Verbrecher ist nicht Partei, hat nichts mit der Partei zu thun! Denn wenn Sie den Verbrecher mit der Partei identifiziren wollen, dann müssen Sie einfach jede Idee vernichten; denn jede Idee, die reinste, wie die zweifelhafteste, ist fähig, im Kopf eines schlechten oder verwirrten Menschen das Schlechteste hervorzurufen. Mit der Idee von der Unfehlbarkeit des Papstes ist Jemand im Stande, gegen den altkatholischen Bischof loszugehen; wenn man den Leuten einredet, wir Demokraten seien freiwillige Sozialisten, findet sich vielleicht auch einmal Jemand, der unsereins mit Schrotkörnern bedenkt.

Nein, hüten wir uns davor, halten wir uns an das, was immer festgehalten wurde, und was in dem Worte von Thiers so prägnant ausgedrückt ist: Verbrecher gehören überhaupt zu keiner Partei, stellen sich, indem sie ein Verbrechen planen und verüben, außerhalb jeder Partei, mögen sie angehören, welcher sie wollen. (Sehr richtig!) Und, m. H., die äußerliche Zugehörigkeit, selbst die Zugehörigkeit der Ideen, was ist denn damit bewiesen? Wollen Sie wirklich uns glauben machen, die Socialdemokratie, die jetzt in Frage steht gerade wie meine Partei vor 26 Jahren in Frage gekommen wäre und leider ist, die Socialdemokratie als solche, die aufs Schwerste durch die beiden Verbrechen geschädigt worden ist, habe die selbstmörderische Absicht, sich so schädigen zu lassen? Trauen Sie der Partei solchen Wahnsinn zu? Nun wird man mir entgegnen: Gut, sie wissen nichts davon, wir lesen es ja, aber — ihre Ideen! Ja, m. H., wir alle haben Ideen gehabt und haben sie heute noch, die weit über den Rahmen der Gegenwart hinweggehen, Ideen die uns eine Zukunft zeigen, in der die Menschheit glücklicher, in der sie freier ist. Solche Ideen sind zu allen Zeiten gewesen, und sie werden immer sein, und solche Ideen an sich können niemals Verbrechen gebären. Etwas anderes ist die Art und Weise, wie solche Ideen kundgemacht und verbreitet werden, und da hat allerdings durch die beiden Attentate die Socialdemokratie indirekt eine sehr eindringliche Lehre erhalten, eine Lehre, die ihr für ihre Agitation in Zukunft, wie ich hoffen will, maßgebend sein wird, die Lehre nämlich, — ich stelle dabei die Verbrechen Hödel's und Nobiling's ganz außer Connex — dafür zu sorgen, daß in jugendlichen Köpfen nicht der Gedanke Platz greift, daß sich das hohe Ziel, das die Partei sich steckt, in fünf, in zehn Jahren oder nur in einem Lebensalter er-

reichen lasse, die Lehre, daß man namentlich die Jugend darauf aufmerksam machen müsse, daß allein Arbeit, stetige Arbeit vorwärts bringt, und daß wir keine Sprünge in der historischen Entwicklung machen können, sondern langsam Schritt für Schritt vorwärts zu kommen suchen müssen.

M. H., Sie werden mich, nach dem was ich bisher gesagt habe, nicht für einen vorurtheilsvollen Menschen halten, aber ich kann das Geständniß nicht unterdrücken, daß die Socialdemokratie in Wort und Schrift gegen diese Lehre vielfach gefehlt hat, und ich will hoffen, daß ihr nach den schlimmen Erfahrungen, in den schlimmen Tagen, die sie jetzt erlebt, darüber ein klares Licht aufgehe, daß eine Partei, welche letzten Ziele sie auch hat, niemals diese voran stellen darf. Das, was die Socialdemokratie erstrebt, die möglichste ökonomische Gleichstellung Aller, ist ja das höchste Ideal, was überhaupt in der Menschheit gedacht werden kann. Sie werden mir aber zugeben, es ist angesichts unserer Verhältnisse eben nur ein Ideal, das wohl nie ganz zu erreichen sein wird, dem man aber langsam Schritt um Schritt näher kommen kann. Was der Socialdemokratie ferner als Lehre erwachsen kann, ist Folgendes: Sie muß sich auf den Boden der gegebenen Thatsachen stellen, sie darf nicht sagen: wir ignoriren Alles, wir wollen Alles ignoriren, sondern ihre Parole muß lauten: Wir knüpfen da an, wo die jetzige menschliche Gesellschaft in ihrem Fortschritt aufhört, wir knüpfen da an — sei es darum — für unsere Ziele, für unsere höchsten Ideale.

Nun, m. H., hat sich wirklich zu meiner vollen Genugthuung gerade schon in den letzten Jahren in dieser Beziehung ein erfreulicher Umschwung und Fortschritt innerhalb der Socialdemokratie gezeigt und zwar gerade dadurch, daß sie sich auf den Boden der Thatsachen zu stellen gezwungen sah im öffentlichen Leben. Es ist ein wahres Wort, daß das Heil der Zukunft für Deutschland darin liegt, daß die socialdemokratische Partei sich zu einer wirklichen Reformpartei umgestaltet, und das, m. H., kann erreicht werden dadurch, daß sie am öffentlichen Leben sich weiter in allen Verhältnissen betheiligt. Das würde hintertrieben, wenn man diese große und jetzt mächtige Partei vom Boden des allgemeinen Gesetzes wegdrängen, als vogelfrei in den Ausnahmezustand erklären wollte. M. H., von dem Moment ab, wo das geschehen würde, wäre Deutschlands Entwicklung nach meiner Meinung schwer geschädigt. Wir würden Hundertausende, die wir jetzt noch als Mitarbeiter gewinnen können, die zum Theil ja schon jetzt unsere Mitarbeiter sind, zu unsern Gegnern machen, zu Gegnern des Staats und leider vielleicht auch, wenn es so fortgehen würde wie jetzt, zu Gegnern der Gesellschaft. (Sehr wahr!) Das ist die Methode gewesen, mit der Anfangs die Römer das Christenthum zu überwinden suchten. „Die Feindin der menschlichen Gesellschaft", das können Sie in nationalliberalen Blättern bezüglich der Socialdemokratie lesen, es steht ähnlich im Tacitus. Die Römer haben ganz so von den Christen und Juden gesagt, sie seien Feinde der Gesellschaft, der Menschheit.

Man hat dann, um vom Attentat weiter zu reden, auch auf den großen Fonds von Rohheit hingewiesen, der sich in den zahlreichen Majestätsbeleidigungen kundgebe, von denen jetzt alle Spalten der Zeitungen voll sind. Ich bin in der Lage, gerade diese traurige Rubrik täglich verfolgen zu müssen. Ich finde da durchaus keinen Zusammenhang zwischen Parteibestrebungen und Verbrechen, ich finde ihn lediglich zwischen Verbrechen und Verbrechen. Die meisten Derjenigen, die auf diese Weise jetzt in's Unglück, ins verdiente Unglück zum Theil, kommen, sind Leute, die bereits öfter die Räume gesehen haben, in die sie jetzt auf längere Zeit zurückversetzt werden, und charakteristisch bleibt und ist für diese Sorte, welche die Majorität der Majestätsbeleidiger ausmacht, der Ausspruch eines derselben vor dem Berliner Gericht, als er zu 5 Jahren verurtheilt war; er sagte: „Davor hätte ick doch zweemal inbrechen können!" Der Grund liegt psychologisch oft viel tiefer, in der sittlichen und politischen Unbildung der Menschen. Leute, denen es schlecht geht, gerade in einem monarchischen Staat, glauben, daran

sei der Monarch Schuld, das ist der Standpunkt des beschränkten Unterthanenverstandes, den wir leider jetzt noch in vielen Exemplaren vor uns haben. Anders weiß ich psychologisch in der That keine Erklärung.

Und nun, m. H., wenn Sie Ursachen und Folgen in's Auge fassen, so werden Sie mit mir zu dem Schluß kommen, daß dasjenige, was jetzt als Staatsrettung auftritt, mag es zum Theil gut gemeint sein, zum größeren Theil einem durchaus verwerflichen Fanatismus entstammt, den es namentlich jetzt vor den Wahlen, wo Ort und Stelle dazu ist, mit Wort und Schrift zu beseitigen gilt; von den widerlichen Auswüchsen dabei, von dem Elend des Denunziantenthums, lassen Sie mich nicht reden.

Soviel, m. H., über die Auflösung des Reichstags und die Gründe die dazu geführt haben. Jetzt noch einige Worte über die jetzige Lage. Sie ist in vielen Beziehungen eine sehr peinliche, am peinlichsten gewiß für die nationalliberale Partei. Diese Partei steht geradezu vor der Lebensfrage, der Frage: Krieg, offener Krieg, denn der geheime Krieg ist immer geführt worden, oder Ergebung; den Degen gezückt oder den Degen gestreckt, dazwischen ist nichts. Strecken wir ihn, sagt Treitschke, ja, es streckt sich nicht so leicht, es sind immerhin noch Etliche darunter, die noch ein gewisses Gefühl für ihren Degen haben, und ihn nicht so ohne Weiteres ausliefern werden. Mit Ausflüchten allerdings, das müssen wir festhalten, kann die Partei heute nicht mehr durchdringen. Sie hat namentlich jetzt, nachdem ihre eigenen Parteimitglieder ihr die Frage so klar vor die Füße geworfen haben: Ja oder nein! ganz kategorisch zu erklären: Ausnahmeregel, Ausnahmegesetz nach dem Belieben der Regierung gegen die Socialdemokraten, oder nicht! M. H., das ist das Wahlprogramm an erster Stelle. Darüber hat sich vor allen Dingen die nat.-lib. Partei zu entscheiden, und wenn sie das nicht thut, so sagt ja Treitschke, daß ihr dann überhaupt alle Lebensfähigkeit abhanden gekommen sei. M. H., inwieweit der Hr. Professor Recht hat, will ich nicht entscheiden. Ich glaube, seine Meinung hat sehr viel für sich; ich glaube, ein großer Theil der Wähler wird die National-Liberalen im Stich lassen, wenn sie nicht jetzt zu Allem Ja und Amen und wenn sie nicht vorher noch pater peccavi sagen. Da kommt eben die Nemesis zum Vorschein. Man hat nicht umsonst elf Jahre lang den Fürsten Bismarck als Heros gepriesen, nicht umsonst das Volk daran gewöhnt, auf seinen Namen zu wählen, auf jedes Compromiß zu schwören; wenn man nachher zurückwill, m. H., dann gehen die Massen, die nicht das Verständniß für die Finessen der juristischen Doktrin haben, nicht mehr mit, die sagen: Wir gehen zum Andreas, zum Fürsten Bismarck.

Die Gefahr für die Nationalliberalen ist sehr groß, und wenn dieselben sagen: nun gut, im Nothfall ziehen wir uns in die feste Oppositionsstellung zurück — ja, m. H., auf die nat.-lib. Opposition habe ich nie viel gegeben. So oft ich davon höre, fällt mir immer ein altes Geschichtchen ein, das mir einmal ein schwäbischer Freund, Karl Mayer, erzählt hat. Es war einmal ein böser Hund, böse und bissig, auf dem Hof biß er, was ihm in den Weg kam und man mußte ihn an eine Kette legen. So weit es die Kette erlaubte, stürmte er nun den Leuten entgegen und lief sich so einen Halbkreis ganz tief aus. Da kam ein neuer Herr auf den Hof. Der Hund war alt geworden. Ach, sagte der Herr, dem alten Hund wollen wir die Kette abnehmen. Nun was geschah da? Was denken Sie, m. H.? Sobald der erste Fremde auf den Hof kam, lief mein Hund bis in seinen Halbkreis, keinen Zoll weiter, da stand und bellte er —, er war es so gewohnt! (Stürmische Heiterkeit und rauschender Beifall). Das Geschichtchen kommt mir immer in den Sinn, so oft ich von der zukünftigen Opposition der Nationalliberalen höre. Sie laufen auch nicht weiter mehr.

In einer so schlimmen, fast bemitleidenswerthen, aber selbstverschuldeten Lage sich die Nationalliberalen befinden, in einer so klaren befinden sich Diejenigen, die nichts zu bereuen und nichts zurückzunehmen haben, Diejenigen, die noch

heute auf dem Standpunkt stehen: Keine Ausnahmegesetze, die auch noch heute sagen: Wir wollen auch im Uebrigen keinen Rückschritt. Wir empfinden ungefähr, was damit gemeint ist, unter dem Eindruck einer Frevelthat, die das Volk so allgemein erregt hat, einen Reichstag wählen zu lassen. Wir empfinden, daß dabei andere Dinge auf dem Spiel stehen, Pläne, die bisher vertagt wurden, für die aber, wenn eine gefügige Majorität zusammenkommt, der richtige Zeitpunkt da sein wird, Pläne in Betreff des letzten Ideals, des Tabaksmonopols, Pläne in Betreff der Vereiserung des Militärseptennats, die schon 1871 nur mit Mühe vereitelt wurden u. dgl. Es ist also für alle Diejenigen, die nichts von unseren bisherigen, gewiß nicht sehr bedeutenden Errungenschaften preisgeben wollen, höchste Aufgabe, die Ruhe und Besonnenheit zu bewahren, auch in schwerer Zeit sich zu sagen: um so größer die Gefahr, um so ernstlicher gilt es einzustehen für die gemeinsame Sache. Ein klares Programm und damit das Deck klar zum Gefecht! Zu diesen Besonnenen zählt glücklicherweise auch die Demokratie. Sie hat in die Wahlschlacht einzutreten mit dem einfachen Programm: Kein Ausnahmegesetz, aber auch keine Verschlechterung der bisherigen Gesetze, denn wir fühlen uns durchaus nicht zu frei. Keine Erhöhung der indirekten Steuern, am wenigsten durch Monopole, keine Fortsetzung des Militärseptennats, sondern jährliche Bewilligung des Militäretats unter nachdrücklicher Wahrung von Sparsamkeit und Erstrebung kürzerer Präsenzzeit und geringerer Präsenzzahl. Das sind einfache, leichte, faßliche Dinge. Sie stehen seit Jahren nicht allein in unserem Programm, sie stehen auch in den leider längst begrabenen Programmen anderer Parteien. Wir aber haben sie bisher festgehalten und das Werk von zwei elenden Mördern soll uns nicht daran hindern, dies auch ferner zu thun. (Beifall). Denn, m. H. sonst brauchte blos ein wirklicher Reichs- und Volksfeind ein Verbrechen zu begehen, bei Lebensüberdruß „einen Größeren mitzunehmen“ und die Volksrechte wären vernichtet. Wollen Sie denn das Loos eines ganzen Volks auf den verbrecherischen Willen eines hirnverbrannten Menschen stellen? (Sehr wahr!)

Und die schlimmste Gefahr, eine Gefahr, von der ich noch vor Wochen glaubte, daß man ihr nicht zu begegnen haben werde, auch sie droht uns; aus der großen Pandorabüchse des H. v. Treitschke steigt ja auch die Verkümmerung des allgemeinen Wahlrechts auf. Das allgemeine Wahlrecht ist die Grundlage des Vertrags, der Deutschland geeinigt hat, des Vertrags, der zwischen Regierung und Volk geschlossen ist, und ich möchte die Verantwortlichkeit nicht auf mein Haupt laden, an einem solchen Vertrag zu rütteln. (Stürmischer Beifall.) Aber erinnern wir uns des Goetheschen: „Ein gewarnter Mann ist halb gerettet.“ Seien wir gewarnt und vergessen wir nicht, einem Candidaten, wenn er schon zu uns gesprochen hat, auch noch die einfache Frage vorzulegen: Wie hältst du es bei Mannes- und Ehrenwort mit dem allgemeinen Wahlrecht?

Das, m. H., sind die kurzen Formeln, mit denen wir in den Wahlkampf eintreten werden, und ich hoffe, so schwer es in solcher sommerheißen Zeit ist, einen Wahlkampf zu führen, wir werden ihn guten Muths, wie wir es bisher in Frankfurt immer gethan haben, bestehen. Lassen Sie uns auch in diesen schweren Tagen zeigen, daß die Demokratie dasjenige sein will und ist, was vor Jahren einem ihrer treuesten Führer und Berather der Dichter zugerufen hat: „Im verwirreten Vaterland das unbeirrte Gewissen“! (Stürmischer, langanhaltender und mehrfach wiederholter Applaus und Beifallsruf.)

Die Versammlung demokratischer Vertrauensmänner in Würzburg.

Würzburg, 9. Juni. (Aus der Deggendorfer „Wochenschrift des Volksvereins in Baiern.“) Die Versammlung von Vertrauens-

männern der Demokratischen Partei, welche heut, am ersten Pfingsttag, zu Würzburg statt hatte, war von weit über 100 Theilnehmern besucht. Alle Gegenden Deutschlands hatten ihr Contingent geschickt, wenn auch, wie natürlich, Süddeutschland überwog. Es waren vertreten Hamburg, Stuttgart, Nürnberg, Marktbreit, Fürth, Würzburg, Frankfurt a. M., Köln, Leipzig, Mainz, Mannheim, Deggendorf u. s. w., im Ganzen 17 Städte. Zum Vorsitzenden wurde erwählt Herr Eichelsdörfer-Mannheim, zu Vizepräsidenten Steyrer-Deggendorf und Treutlein-Würzburg, zu Schriftführern Grützner und Böhm. Nachdem die Konstituirung unter polizeilicher Ueberwachung stattgefunden, wurde die provisorische Geschäftsordnung genehmigt und sofort zum Bericht des Frankfurter vorbereitenden Comités übergegangen. Herr Hörth referirte über die Gründe, welche zu einer Neuorganisation der Partei dringend einladen mußten, nachdem es sich gezeigt, daß auf Grund des bisherigen Organisationsstatuts (von 1873) keine Kräftigung der Partei bewirkt werden konnte. Die Anregung, die von Frankfurt ausgegangen sei, hätte, wie eine große Zahl vorliegender Schreiben aus den verschiedensten Theilen Deutschlands beweise, großen Anklang gefunden. Hoffentlich werde die heutige Berathung den demokratischen Elementen einen kräftigen Halt geben, damit sie nicht ferner, wie dies namentlich in Berlin geschehen sei, gezwungen seien, sich der Sozialdemokratie anzuschließen. Ueber die Neuorganisation referirte Herr Sonnemann. Er verwahrte die Volkspartei gegen partikularistische Tendenzen, da sie sich vollständig auf den Boden der Thatsachen stelle. Die Volkspartei erstrebe möglichste Gleichheit Aller, und zwar auf friedlichem Wege, denn die Volkspartei sei vor allem eine Partei des Friedens. Dagegen könne sie bestimmte Lösungen sozialer Fragen, über die weder Wissenschaft noch Praxis einig seien, nicht in ihr Programm aufnehmen. An dem Wesen der Partei ändere auch die neue vorgeschlagene Organisation nichts; nur habe der Umstand, daß die Vorstandsmitglieder an verschiedenen Orten wohnten, bisher eine einheitliche Agitation erschwert, und solle dem abgeholfen werden. Der straffen Organisation der anderen Parteien gegenüber, müsse auch die Volkspartei einheitlicher organisirt sein. Herr Karl Mayer glaubte, daß wenn bisher vom Ausschuß nichts geschehen sei, daran nicht das Statut die Schuld trage; man solle dieses belassen. Er bemängelte einige spezielle Punkte des Entwurfes und bemerkte schließlich, daß die Abgesandten des württembergischen Landeskomités überhaupt die heutigen Beschlüsse erst ihren Mandanten unterbreiten müßten. Herr Steyrer trat für den Entwurf ein; er glaubte der Partei große Erfolge in Bayern, namentlich in Altbayern, prognostiziren zu können, behielt sich jedoch Anträge auf Abänderung einiger Punkte des Programms für eine spätere Gelegenheit vor. Herr Dr. Oppenheim-Köln beantragte Beibehaltung des alten Statuts, Herr Hillebrand-Mainz plädirte für Berathung des neuen Entwurfs. Nachdem die Herren Dr. Ickelheimer-Frankfurt und Nieberlein-Nürnberg betont hatten, daß es hauptsächlich darauf ankomme, die nöthigen Verbesserungen in's Leben zu rufen, wurde beschlossen, den neuen Entwurf der Berathung zu Grunde zu legen. Nach eingehender Debatte wurde derselbe mit einigen Modifikationen adoptirt. Danach bilden die Mitglieder der demokratischen Partei einen über ganz Deutschland sich erstreckenden

Verein, welcher den Namen „Verein der Deutschen Volkspartei" führt; Bestand und Wirksamkeit der bestehenden demokratischen Verbindungen werden hierdurch nicht berührt. Jedes Mitglied zahlt einen Jahresbeitrag von mindestens einer Mark. Die Generalversammlung tritt jährlich mindestens einmal zusammen, bestimmt den Sitz des Vereins und wählt den Ausschuß. Dieser besteht aus fünf Personen und hat sein Domizil am Sitz des Vereins. An jedem Orte, wo eine größere Anzahl von Mitgliedern sich befindet, wird ein Vertrauensmann ernannt, welcher mit dem Ausschuß in Verkehr tritt. Die einzelnen Orte können in der Generalversammlung nicht mehr als je zehn Stimmen führen. Die Generalversammlung wählt jährlich eine Kommission von drei nicht am Sitz des Vereins wohnenden Mitgliedern zur Prüfung der Geschäftsführung des Ausschusses. Auf Grund dieses Organisationsstatuts wurde Frankfurt zum Sitz des Vereins, und die Herren Sonnemann, Hörth, Horix, May und Holdheim zu Ausschußmitgliedern erwählt; zu Mitgliedern der Prüfungskommission die Herren Bauer, Rösel und Burrlein in Nürnberg. — Hierauf wurde die Versammlung geschlossen.

Der Ausschuß hat bereits folgende Ansprache, der demnächst ein Wahlaufruf folgen soll, erlassen:

An unsere Gesinnungsgenossen!

Der Verein der deutschen Volkspartei mit dem Sitze in Frankfurt a. M. ist gegründet. Die Statuten sind in einer aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands zahlreich besuchten Versammlung demokratischer Parteigenossen in Würzburg berathen und beschlossen worden.

Der unterzeichnete Ausschuß ist beauftragt, die neue Organisation durchzuführen und fordert darum zum Beitritt Alle auf, die ihre demokratische Gesinnung zu bethätigen gewillt sind. Anmeldungen unter Angabe des Vereins-Beitrags werden von den Mitgliedern des Ausschusses, sowie von den Vertrauensmännern, deren Namen baldigst veröffentlicht werden, entgegen genommen.

Die Reichstagswahlen stehen vor der Thüre. Noch nie war Klarheit und einmüthiges Handeln so nothwendig als jetzt. An dem Tage, da über die innere Entwickelung Deutschlands auf viele Jahre hinaus entschieden wird, muß auch die deutsche Demokratie vollzählig auf dem Kampfplatze erscheinen.

Der neugegründete Verein der deutschen Volkspartei ist der Rahmen, in welchem die deutsche Demokratie ihre Kräfte einheitlich zusammen fassen und wirksam entfalten kann. Aber ohne gemeinsame Arbeit, ohne gemeinsame Opfer giebt es auch für die Sache der Freiheit keinen Erfolg, keinen Sieg. Das mögen Alle bedenken, die dem demokratischen Gedanken zugethan sind.

Den Zusammenhang der freiheitlichen Elemente zu stärken, die Unklaren zu belehren, die Zagenden zu ermuthigen, das ist unsere Aufgabe. Daß Volksrecht und Volksfreiheit gewahrt und gemehrt werde, jetzt, in der Stunde der höchsten Gefahr, und für alle künftigen Zeiten, das ist unser Ziel. Mögen unsere Bestrebungen überall im deutschen Vaterlande zahlreiche und thatkräftige Unterstützung finden!

Frankfurt a. M. 18. Juni 1878.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 5. Juli 1878. Nr. 27.

Was ist der Socialismus?

Darüber, daß die Socialdemokratie in Deutschland unterdrückt werden müsse, sind ja wol alle Stimmführer der bürgerlichen Gesellschaft einig. Nur in einigen Nebenfragen sind sie noch nicht ganz ihrer Meinung. Die Einen verlangen die nothwendigen Beschränkungen auf den Wegen gemeinen Rechts, sie weisen vorweg jede Ausnahmegesetzgebung zurück. Sie meinen damit sonderlich liberal zu sein, übersehen aber, daß, wenn es der Regierung um einen allgemeinen Rückgang zu thun ist, ihr mit dieser Klausel die Wege geebnet werden. Von dem alten Sprüchlein: Mitgefangen, mitgehangen! streichen sie das erste Wort, sie wollen jedenfalls nur mitgehangen sein — und „es geschehe Dein Wille!" — Noch curioser freilich kommt es bei den Andern heraus, die neulich aufgetreten sind, um endlich den lang ersehnten, lang erwarteten Keil in die nationalliberale Partei zu treiben, den Ministerialen unter Treitschke's Leitung. Sie glauben sich nach rechts geschieden zu haben von der Fortschrittspartei, sind ihr aber in der Hitze der Schwenkung auf den linken Flügel gerathen. Sie leugnen ja, was jene im Princip zugiebt, daß die ganze staatliche Gesellschaft einiger Bändigung bedürftig sei, sie verpflichten sich damit, jede reactionäre Maßregel, die etwa in Vorschlag käme, zunächst darauf zu prüfen, ob sie sich auch nur und ausschließlich gegen den angeblich gemeinsamen Feind richte, und so kommen sie auf einigem Umwege auf die Frage, über welche alle diese staatsretterischen Parteien bisher in tieferwogener Schweigsamkeit hinweggegangen sind, nämlich: was ist heute Begriff und Grenze der socialdemokratischen Gemeinschädlichkeit und Staatsfeindlichkeit?

Naive Gemüther meinen vielleicht, die Zugehörigkeit zu dem großen deutschen Arbeitervereine, der in Hamburg seine Centralleitung hat, sei ein ausreichendes Kennzeichen, darüber hinaus solle die Verfolgung nicht gehn, ja sie könne gar nicht weiter gehn, weil damit die äußern Merkmale aufhörten und dann die Gesinnungsriecherei anfange. Holde Täuschung! Leute, die die Sache besser verstehn, Herr Bamberger zum Beispiel, haben schon vor den Attentaten darauf hingewiesen, daß der Socialismus überhaupt, trete er nun in Form einer politischen Partei oder als Doctrin auf, das Staatsfeindliche sei, die Gefahr bilde. Und er hat da ja entschieden aus dem Herzen einer ganzen, großen Klasse

gesprochen. In einer Gesellschaft, in deren Verkehr das Geld, das Vermögen als ein pudendum gilt, in der die Frage wohlgelitten ist, wie wol der Herr Nachbar zu dem schönen Orden gekommen sei, der auf seiner Brust glänze, wo es aber als Gipfel aller Takt- und Schamlosigkeit angesehen würde, wollte man den Nachbar fragen, wie er wol zu der schönen Rente gekommen sei, die er offenbar zu verzehren habe: in dieser Gesellschaft mag überhaupt jede, auch die akademischste Diskussion über das Werden und Wesen des Kapitals, des Besitzes als inopportun und bedenklich, unter Umständen gefährlich erscheinen. Als Beispiel der muthlosesten Schwarzseherei wird oft ein Wort Niebuhr's citirt, der in den revolutionären Bewegungen des Jahres 1830 den Beginn der „hereinbrechenden Barbarei" witterte. Aber dieser verbitterte furchtsame Mann hatte doch den Muth, dem nahenden Unheil wenigstens scharf ins Auge zu sehn. „Die Wahrheit der Sache", schrieb er damals an Detlev Moltke, „ist die enthüllte Bettelarmuth des Volkes, welche es nicht länger ertragen will, und die bereitet dann — zwar nicht etwas unter der Sonne ganz Neues, wohl aber was seit Jahrhunderten unerhört war und eben unsern Politikern, welche das Vermögen auf die Stelle Gottes im Allerheiligsten gesetzt hatten, noch jetzt undenkbar scheint — eine Revision des Eigenthums. Wir sind in den Zustand Roms nach den Zeiten der Gracchen gerathen, mit allen seinen Gräßlichkeiten, und wer das nicht sieht, ist blind; wer da glaubt, es sei von Freiheit die Rede, ist ein Thor; Formen halten nichts mehr, wir werden den Despotismus segnen, wenn er unser Leben schützt, wie die Römer den des Augustus segneten. Daß vernünftige Menschen dies thun konnten, hatte ich längst begriffen; nun ist es mir vollends lebendig klar, und nun begreife ich auch Catilina ....." — In diesen paar Zeilen liegt, wie uns scheinen will, ein tieferes geschichtsphilosophisches Erfassen, als in sämmtlichen Essais der Bamberger, Treitschke u. dgl. m., zumal wenn man hinzurechnet, daß damals in Deutschland von Socialismus noch nirgends öffentlich die Rede war, höchstens in Berliner Salons geistreich über die pikanteren Themata des St. Simonismus ästhetisirt wurde.

Was hier in Feinheit und Schärfe der Erkenntniß geleistet ist, das ersetzt man heutzutage durch derbe Allgemeinheit. Auch das Berliner Hauptorgan der Fortschrittspartei hat den Bannfluch unterschiedlos über Alles, so man social nennt, ergehen lassen: die Christlich-Socialen wie die Kathedersocialisten mitgerechnet. Dieselben Politiker, welche in Hrn. Falck den letzten Rest weißer Seele im Ministerium Bismarck erblicken, machen sich kein Bedenken daraus, ihn anzuschuldigen, daß durch ihn, oder doch unter seiner Zulassung, die rechtgläubige Lehre der Volkswirthschaft von den Universitäten verdrängt sei und in den Stätten der Wissenschaft sich eine Sekte eingenistet habe, der nun gar nicht ernsthaft genug zu Leibe gegangen werden könne. Freilich wird Hr. Falck darauf entgegnen können, daß die Schuld solcher Einseitigkeit nicht ihn treffe, sondern in dem mangelnden Angebot von der andern Seite her zu suchen sei. Seit den dreißig Jahren, daß sich in Deutschland die Manchesterschule gebildet, hat sie eben noch nicht die Zeit für wissenschaftliche Leistungen gefunden, die ihr den Weg zum Katheder bahnen müßten; tauchten fähige Köpfe in ihr auf, so war es natürlich und nur

Nutzanwendung ihrer Lehre, daß sie zu den mageren Jahren des Docententhums, an deren Schluß als unabänderlich Letztes eine schwach besoldete Professur winkte, sich nicht hingezogen fühlten, sondern lieber den Aufregungen des Journalistenthums und der parlamentarischen Laufbahn sich zuwendeten und mit geschickter Hand ergriffen, was etwa zwischen diesen Zweigen ihnen winkte, sei es ein einflußreiches Staatsamt oder auch nur etliche noch nicht allzustark ausgepreßte Verwaltungsrathsstellen. So liegt die Sache und mit Namen könnte man ausreichend dienen; wolle nun auch die Manchesterpartei und ihre Presse mit der Nennung derer nicht zurückhalten, denen nach ihrer Meinung eine Zurücksetzung in der akademischen Laufbahn widerfahren ist.

Aber auch den Christlichsocialen gilt der Schlachtruf. Nun, es ist richtig, an Ungeschicklichkeit haben es die schwarzgerockten Herren nicht fehlen lassen und Bettinens Wort, daß in Berlin Alles bald ruppig werde, hat sich hier so glänzend wie selten erfüllt. Aber sollte die bisher nicht angezweifelte Angabe, daß bereits 400 Pastoren ihre Sympathie mit dem Unternehmen bekundet, nicht zu einigem Nachdenken veranlassen? Sind das nicht ebensoviele Warnungsrufe aus dem Lande, daß auch dort der Boden bereits warm werde? Wäre die socialdemokratische Partei wirklich so teuflisch, wie man sie jetzt malt, läge ihr wirklich mehr daran, die gewaltsame Umwälzung hervorzurufen, als vielmehr ihre Lehren auszuarbeiten und das allgemeine Verständniß für sie zu gewinnen: so wäre es ihr doch wahrlich nicht schwer geworden, ein Programm für die Landbevölkerung zurechtzustutzen, das dort Widerklang fände. Man brauchte nur die Petitionsverzeichnisse der beiden Nationalversammlungen von 1848 hervorzusuchen, die ungefähr das bedeuten, was 1789 die französischen Cahiers, und es fände sich wahrlich darin die Fülle heute noch ungestillter Klage, unerfüllten Wunsches. Dazu käme, was die neue Gesetzgebung nicht gut gemacht. Ist denn das Factum, daß 400 Geistliche sich zu einer freiwilligen und nicht eben leichten Thätigkeit bereit gezeigt haben, nicht Zeichen genug dafür, daß es auf den bisherigen Wegen nicht mehr geht, daß mit dem Vertröſten auf die Entschädigungen des Jenseits die alte Wirkung nicht mehr erzielt wird? Man lehrte einst auf den Universitäten einen Katechismus medicinischer Selbsthilfe und Volksgesundheitslehre unter dem Titel Pastoralmedicin und die jungen Theologen hörten sie mit praktischem Nutzen, wenn ihre künftige Laufbahn sie auf die von ärztlicher Hilfe fernen Dörfer führte: ist denn jene eigenthümliche Regsamkeit der evangelischen Geistlichkeit nicht ein Wink dafür, daß es wohlgethan sei ihnen fortan für ihr Rüstzeug eine Pastoralökonomie mitzugeben? Auf dem platten Lande hat nun einmal die Kirche noch die Culturmission und wird sie noch so lange haben, als man nicht daran denken kann, dem Dorfschullehrer ehrliche Bildung und ein dieser entsprechendes Brot zu gewähren — warum soll also diese Culturmission nicht auch etwas verweltlicht werden? Mögen die Geistliche dabei einer Regung des Ehrgeizes folgen und hoffen, auf solchem Wege ein Stückchen wenigstens von jener Herrschaft über die Seelen zu erlangen, die sie nicht ohne Neid jetzt im Culturkampfe von ihren katholischen Herrn Amtsbrüdern ausüben sehn: immerhin! tritt neben den Gutsherrn, den Landrath und seinen Gensdarm noch ein vierter Be-

werber um die Direction der Geister in die Schranken, um so leichter wird dann das selbständige Urtheil sich bilden. Aber für derartige Erwägungen findet sich bei der Volkswirthschaft, mit der wirs hier zu thun haben, kein Verständniß, in der Fabrik ist ihr das Volksleben beschlossen. Wäre es nicht wirklich hoch an der Zeit, von den Millionen die heute noch, wollen sie hochdeutsch reden, nur die Sprache der Lutherischen Bibel kennen, eine Brücke zu schlagen herüber zu „uns"?

Soll demnach der Ausrottungskrieg erklärt sein Allem, was social heißt, so tritt um so gewichtvoller die oben aufgeworfene Frage wieder hervor: was ist Begriff, was Grenze dessen, das Ihr verfolgt? Sollen jene Zeiten erneuet werden, in denen der preußische Richter — Anno 1849 wars und vor dem Berliner, von Stadtgerichtsräthen präsidirten „Kriegsgerichte" — die Strafbarkeit deutscher Kokarden danach entschied, ob sie mehr oder weniger „überwiegend Roth" gezeigt.

Auf diese Frage möge ein Andrer antworten, ein Mann der durch viele Grade dazu berufen ist: Hr. Schäffle, welcher Professor, dann Minister eines conservativen Ministeriums in einem conservativen Großstaate gewesen und jetzt ein freier, unbefangner Privatmann ist. Das große Verdienst, durch seine kleine bei Perthes erschienene Schrift von der „Quintessenz des Socialismus" zuerst diese Lehre in ihrem Ernst und ihrer Tiefe aufgewiesen zu haben, wird ihm einstimmig zuerkannt; er hat sich jetzt, in einem umfangreichen, bis zum dritten Bande gelangten Werke (das nach seiner Vollendung dem Leser vorgeführt werden soll) das noch größere Verdienst erworben, die socialistische Lehre in das Gebäude der Volkswirthschaft, gleich neuen Balken, einzuziehn. Vielleicht daß der „k. österr. Minister a. D." bei Denen, die heute das lärmende Wort führen und die, wie das eben heute der Brauch ist, vom Socialismus nicht mehr wissen, als was ihre Zeitung für gut findet ihnen aufzubinden, doch für einen Augenblick Gehör findet. Im Schäffle (Bau und Leben des socialen Körpers, Bd. 3 S. 457) lesen wir:

Was will der Socialismus?

Die Opposition gegen das Kapital steckte sich im ersten Anlauf phantastische Ziele. Man bewegte sich da und dort in der nebelhaften Utopie, „das" Eigenthum sammt dem Erbrecht, der festen Einehe und dem geschlossenen Familienleben sei abzuschaffen. Von diesen ersten Anläufen verschiedener Utopisten erscheint die socialistische Bewegung jetzt zurückgekommen. Nur Ignoranten und Denuncianten können noch gemeint sein, jeden Socialismus als einen Angriff auf die absoluten Grundlagen der Gesellschaft: Eigenthum, Familie, Ehe überhaupt zu bezeichnen. Selbst wenn man die radikalste und vorgeschrittenste Richtung des Socialismus, von welchem ein politisch diskutirbares und wissenschaftlich erwogenes Programm vorliegt, den von K. Marx vertretenen Socialismus, in's Auge faßt, so ist von der Abschaffung des Eigenthums überhaupt nicht die Rede, sondern nur von der Ueberführung der Mittel des bereits arbeitstheilig gesellschaftlichen (collectiven) Produktionsprocesses, d. h. des Kapitals, aus Privatkapital in gesellschaftliches (collectives) Eigenthum an der Erde und an den anderen Mitteln des bereits arbeitstheilig gesellschaftlichen Produktionsprocesses. Nun besteht aber jetzt schon Collectiveigenthum an Staats-, Gemeinde-, Wissenschafts-, Schul- und Verkehrs-Anstalten, an Vereins- und sonstigen Besitzthümern sehr umfassend. Das Collectiveigenthum ist also weit entfernt, eine „antisociale" Form des Eigenthums zu sein. Es ist vielmehr schon jetzt da und ist die Eigenthumsform der höheren eigentlich gesellschaftlichen, bewußt einheitlichen Anstalten und Verrichtungen. Und

so wenig das Staatseigenthum dem täglichen Theilen und Zugreifen ausgesetzt ist, so wenig wäre es das Collectivkapital. Dieses wäre Eigenthum des socialen Stoffwechsel-Organismus, es wäre nicht freie Beute eines Jeden, sondern geschütztes Produktionsinstrument der Gesammtheit. Die Güter, die nicht Produktionsmittel, sondern Mittel des geistigen und leiblichen Privat- und Familien-Unterhaltes sind, wollen und können dem Privateigenthum nicht entzogen werden. Es ist also nicht richtig, daß der Socialismus das Eigenthum aufhebe, auch nicht, daß er alles Privateigenthum beseitige. Sein grundsätzlich nothwendiges Verlangen ist Ueberführung des Kapitals der gesellschaftlichen Produktions- und Umlaufsprocesse aus Privat- in Collectiveigenthum. Nicht periodisches „Theilen", vielmehr Zusammenlegung des jetzt getheilten Eigenthums Privater an den Mitteln der bereits gemeinsamen arbeitstheiligen Produktionsprocesse zu vereinten und künftig untheilbaren, der Gesellschaft gehörigen, gesicherten Stoffwechselanstalten — das ist der nothwendige Ausfluß des socialistischen Grundgedankens.

Wir betrachten daher auch nur jene Programme des Socialismus, welche diesen Gedanken irgendwie durchführen wollen. Sie allein sind discutirbar, weil sie allein das nothwendige Mittel der Verwandlung der zerstückten privaten in wirklich gesellschaftliche Produktionsweise, also real und praktisch den Socialismus erstreben.

Wir lassen dagegen außer Betracht die socialistischen Systeme der „mutualistischen" Anarchie, die in einigen romanischen Ländern Anhänger hat, und der reinen christlichen Diakonie Aller gegen Alle. Wie in einer Welt von Privatinteressen blos durch freien und allgemein vorhandenen Willen, gerecht in der wechselseitigen Bedienung zu sein, also ohne jede äußere Organisation, „brüderliche Gegenseitigkeit", oder wie aus der freien christlichen Erweisung Aller gegen Alle ein irgendwie geordneter und wirthschaftlich geregelter Gesammtunterhalt hervorgehen soll, ist nicht erfindlich. Weder ist jener freie und allgemeine Gegenseitigkeitsgeist und jene Liebe Aller gegen Alle jemals zu erwarten, noch wäre, wenn sie sich je einfänden, die Verwandlung ihrer millionenfältigen Privatäußerungen in eine wirklich volkswirthschaftliche Gesammtbewegung möglich, — so lange nicht eine äußere Organisation dafür geschaffen wäre. Wir legten der Gegenseitigkeit und der Liebe als ergänzenden und erfüllenden Principien der Güterversorgung jeder — sei es kapitalistischen, sei es socialistischen — Volkswirthschaftsorganisation wahrlich eine eminente Bedeutung bei. Aber ebenso gewiß ist uns, daß sie ohne den Halt einer Organisation nur Principien der allgemeinen Anarchie und Unwirthschaft wären. Beiden fehlt jeder klare Gedanke der Bestimmung des Tauschwerthes, hiermit alle Fähigkeit, überhaupt eine Volkswirthschaft durchzuführen.

Selbst jegliche Art von christlichem Mutualismus können wir, wenn dieser des öffentlichrechtlichen Anhaltes entbehrt, nicht als praktisch anerkennen. Solche „Liebe" huldigt dem Irrthum, welcher „die menschliche Gesellschaft nur als ein großes Hospital und das Christenthum als die gemeine Almosenkasse desselben betrachtet" (Herder). Ob Liebe, oder Entsagung (Périn), oder Zucht, oder Patronat als moralische Medicin der kranken Zeit empfohlen wird, ohne einen gesellschaftlichen Mechanismus der Volkswirthschaft können auch diese Arzneien nicht gründlich helfen. Ein durchgreifender Mechanismus ist auch für die moralisch-religiöse Beihilfe zur socialen Frage unentbehrlich. Die freie Hingebung, wie sie in der Zeit der ersten Christen geübt wurde, kann in einzelnen Schichten und überhaupt ergänzend wirken, aber keinen Volkskörper in eine wirthschaftliche Gesammtordnung versetzen; übrigens hat die „Mutualität" der ersten Christen nur die Christenvereine durchdrungen, wie jetzt, aber nicht den römischen „Weltverkehr" beherrscht.

Merkwürdig ist, daß nicht blos der fanatische Anarchist Bakunin, sondern selbst Proudhon trotz seiner kritischen Genialität, in einer fast utopischen „Mutualität" befangen bleiben konnte. Dieß zeigte sich namentlich in seinem

Projekt der „Tauschbank". Pr. wollte mit dieser alle Umsätze centralisiren und zwischen den zur Tauschbank-Gemeinschaft verbundenen Producenten den unentgeltlichen Credit einführen. Aber er vergaß, daß damit den Lohnarbeitern gar nicht, den Kleinbürgern nur halb geholfen worden wäre. Er konnte die Einheit des Zwischenstoffwechsels nicht durchführen, wenn er nicht vorher die Bedarfe und die Produktionen irgendwie zusammenfaßte. Indem er das isolirte Produciren ins Blinde hinein aufrechterhalten hatte, verlor er jede Sicherheit für den Betrieb der Tauschbank, jede Gewähr dafür, daß Bedarfe und Produktionen der Tauschbankkunden im Gleichgewicht unter sich und mit dem externen Verkehr blieben, vor Allem aber verzichtete er damit auf jede Sicherheit für die auf eingelieferte Waaren fundirten „Tauschbillets" der Bank.

Hätte Pr. nicht später an der Idee einheitloser Gegenseitigkeit festgehalten, so möchte man annehmen, daß er mit der Tauschbank nur den ersten Stoß ins Herz der kapitalistischen Geld- und Creditwirthschaft führen wollte. Er selbst sagt (VI, 172): percutiam pastorem et dispergentur oves! Sehr gut durchschaute der „Bürger" Madol Proudhon's Schwäche (VI, 243 ff.). Er erkannte, daß Privatentgelt und Privatkredit nur beim Mangel gesellschaftlicher Organisation des Socialstoffwechsels ein Bedürfniß sind, daß mit Einführung einer geschlossenen Organisation die Geld- und Creditwirthschaft von selbst hinfällig werden würde. „La nécessité du numéraire n'est que l'absence d'organisation" (VI, 243).

Die Idee der zwei „Syndicate" zur Herstellung einer einheitlichen Statistik und Berathung der Produktion und Consumtion, eine Idee, die Jules Lechevalier beibrachte (VI, 294 ff.), zielte in der Richtung der Lücken des Proudhon'schen Planes, war aber bei freiwilliger Theilnahme an der Tauschbank nicht durchführbar.

Wir zählen sodann jene Programme, welche einer der kapitalistischen Unternehmungsformen, nämlich der Produktionsgenossenschaft, allgemeine oder vorwiegende Verbreitung geben wollen, überhaupt nicht den Systemen des Socialismus bei. Sie stellen nur die auf einen neuen Mittelstand abzielende Form des Kapitalismus dar. Dabei würde die ungeregelte Concurrenz unter den Genossenschaftsunternehmungen selbst und mit den übrigen Unternehmungsgattungen fortbestehen. Das kapitalistische Princip bliebe aufrechterhalten mit fast allen seinen historischen Kategorieen. Nur die Lohnarbeit würde durch Erhebung aller Lohnarbeiter in Antheilhaber am Genossenschaftskapital verschwinden. Und zwar nur scheinbar. Denn die Austheilung des Reinertrages der Produktivgenossenschaften zerfiele immer noch in Bezüge auf den privaten Kapitalantheil und in Bezüge auf die private Arbeitseinlage; sie würde die bekannten Gegensätze von Kapitalprofit und Lohn nur in neuen Formen erzeugen, — zum besten Beweis, daß ein System concurrirender Produktionsgenossenschaften noch durchaus auf dem Boden des Kapitalismus steht. Als kapitalistische Unternehmungsform zeigt die Produktivgenossenschaft außerordentliche Lichtseiten, wie wir an anderer Stelle dargelegt haben. Ihre allmälige Ausbreitung ist vielleicht ein Weg, den Kapitalismus auf seiner verbesserten eigenen Basis länger hinzuhalten, ohne doch einer Weiterentwickelung zu socialisirtem Betrieb zu präjudiciren. Aber eine socialistische, gesellschaftsbewußte, geschlossene Organisation des Socialstoffwechsels kann die Produktivgenossenschaft nur einleiten, nicht vollziehen.

Zu den Systemen des Socialismus kann auch der sog. „Katheder-socialismus" nicht gerechnet werden. Dieser verlangt Schutz des Staates für die öffentlichen und für die Privatinteressen gegen die Ausschreitungen schrankenloser Kapitalspeculation: insbesondere Fabrikschutz der Arbeit, Begünstigung von Einrichtungen für verständigeren Austrag des Lohnkampfes, eingreifendere Wohnungspolizei u. s. w. Der Erfolg dieser Bestrebungen setzt eine starke über den Klassengegensätzen waltende königliche Gewalt voraus. Ob sich diese gegen die Kapitalmacht behaupten wird, wenn die Periode der Nationalitäts-

Kämpfe und Kriege in Europa beendet sein wird, steht dahin. Man kann daher gegen den Kathedersocialismus den schwerwiegenden Einwurf erheben, daß er ideologisch vom liberalen Staat, welcher politische Herrschaft des Kapitalistenstandes bedeutet, eine den Kapitalismus zügelnde Polizei erwarte. Aber ganz ungerecht ist es, den Kathedersocialismus theoretisch dem Socialismus beizuzählen. Wenn irgend ein regelndes und schützendes Eingreifen des Staates in den volkswirthschaftlichen Proceß bereits Socialismus wäre, dann wäre schon die Gewerbepolizei des liberalen Rechtsstaates, dann wäre auch der Schutz der natürlichen Produktionsfonde gegen die Devastation durch die Speculanten, z. B. die Forstpolizei, Socialismus. Ist das nicht Socialismus, so ist der Staatsschutz gegen die Devastation des anderen Produktivverfahrens, d. h. der Schutz der Fabrikarbeit, auch kein Socialismus. Nur da ist Socialismus, wo eine irgendwie gesellschaftliche Leitung des Produktions- und Umlaufsprocesses praktisch oder theoretisch in Frage kommt. Es wäre an der Zeit, die Verwirrung aller Begriffe durch Verwechselung jeder aktiven Volkswirthschaftspolitik mit Socialismus endlich wenigstens in der Wissenschaft auszuschließen.

Selbst der jetzt häufig gehörte Vorschlag, den Großgrundbesitz durch Ablösung an die landwirthschaftlichen Tagelöhner zu bringen, wäre kein Socialismus. Das wäre ein tiefer Eingriff ins Privateigenthum, so tief, wie ihn die Communisten nur immer für ihre Zwecke planen mögen. Allein die Tendenz und der Erfolg, kleine bäuerliche Geschäfte und fixirte Tagelöhner in der Landwirthschaft herzustellen, wäre offenbar vorkapitalistisch. Man begreift daher, daß dieser Vorschlag jetzt von Wortführern des städtischen Liberalismus auffallend begünstigt wird, dessen Haut er nicht berührt, dem er vielmehr den ländlichen Concurrenten in der Staatsbeherrschung, nämlich den adeligen Grundbesitz, vom Halse schaffen würde. Man begreift aber auch, daß diesen Liberalen der Landlord sagen würde: „kleine Bauern und kleine Handwerker! Dismembration auch des industriell commerciellen Großkapitals, um dem eben so schwer gedrückten industriellen Arbeiterstande wieder zu einer selbstständigen Existenz zu verhelfen!" Wir müßten Beides für eine Politik der ungeheuersten Reaktion erklären. Man würde gewaltsam die unter ungeheuren Wehen erlangten Ergebnisse der kapitalistischen Produktion, die Großbetriebe auf allen Gebieten, zertrümmern, um abermals nach einiger Zeit bei dem Ausgangspunkt anzulangen; man würde das mobile Großkapital zum Annektirer des Bauern-, Handwerker- und Grundadels-Besitzes werden lassen. Wenn man einmal Privateigenthum am Großbesitz ablöst, d. h. das thut, was man dem Socialismus als Todsünde gegen die Heiligkeit des Privateigenthums anrechnet, warum dann nicht Belassung des Großbesitzes in großem Collectivbetrieb?! Weßhalb die mühevoll gewonnene Sammlung der Arbeit und des Kapitals zum Großbetrieb auf zerstörende und reactionäre Weise zersprengen?!

Auch eine vierte Klasse von Programmen betrachten wir nicht als socialistisch, jene nämlich, deren übereinstimmender Grundzug es ist, auf den alten Lappen des Kapitalismus ein Stück Socialismus zu flicken. An sich kann das gut wirken, wird sich aber kaum weit ausbreiten, keinesfalls als endgiltige Ordnung feststellen. Dies gilt z. B. von den industriellen Partnerschaften. Wenn je ein praktisch ins Gewicht fallendes Gewinnprocent den Lohnarbeitern eingeräumt würde, so wäre vielleicht der Erwerbstrieb des Kapitals abgeschwächt, aber der anarchische Concurrenzkrieg mit allen Ungleichheiten und Schattenseiten wäre nicht beseitigt. Es wäre zwar der Unterschied, daß der Vortheil der siegreichen Tantièmengeschäfte theilweise den Arbeitern zufiele. Folge hiervon wäre aber eine enorme Concurrenz der Lohnarbeit bei den Geschäften des hohen Dividendenantheils, d. h. die Verminderung des Lohnes um den Betrag der Dividende. Man bliebe beim Alten und hätte vielleicht die innerste Federkraft des Privatconcurrenzsystems geschwächt.

Ein weiteres Programm möchte den Grundbesitz zu Staatseigenthum einziehen und an die bestzahlenden Pachtgenossenschaften abgeben. Commu-

nistisch an demselben wäre der Einzug der ganzen Bodenrente durch den Staat in Form der Pachtschillinge. Durchaus kapitalistisch wäre die fortdauernde Regulirung des ganzen Produktions- und Umsatzprocesses durch Unternehmungs-, also auch Kapital-, nicht blos Arbeitsconcurrenz. Der Staat selbst als Grundmonopolist wäre unter communistischer Maske wohl bald ein harter Rentier. Alle Geschäfte erhielten, besonders wenn auch alles Gebäude-Eigenthum vom Staat eingezogen und in Miethen ausgethan würde, eine politisch abhängige Stellung; denn nach Ablauf jeder Zeitpachtperiode wäre die Pachtgenossenschaft bedroht. Es bedürfte dann nur noch einer staatswirthschaftlichen Verwendung des Pachtertrages, wie in der orientalischen Staatspachtwirthschaft!! Und welche Macht sollte die herrschenden Klassen zur Grundbesitzabtretung zwingen können! Die Schäden kapitalistischen Industrie- und Handelsbetriebes würden von dem ganzen Projekte unmittelbar gar nicht berührt werden.

A. Lindwurm („Das Eigenthumsrecht und die Menschheitsidee im Staat" 1878) empfiehlt den Staats-Pachtgrundbesitz als Gegengift gegen den Socialismus. Der Ertrag soll der Volksbildung gewidmet werden. — Samter (in der bemerkenswerthen Schrift „Gesellschaftliches und Privat-Eigenthum") will den Grundbesitz für den Staat und die Gemeinden, um große öffentliche Macht zur mittelbaren Niederhaltung des materiellen Privategoismus zu sichern, d. h. als Correctiv gegen den ungezügelten Kapitalismus.

Ein wirklich konsequent angelegtes System des Socialismus findet sich nur beim Princip der Ueberführung des Privatkapitals in Kapital öffentlicher Produktions- und Umsatzanstalten.

In einer völlig reifen Weise hat zwar noch kein Programm dieses Princip ausgearbeitet.

Andererseits ist es noch nicht widerlegt, da die gewöhnlich gehörten Einwendungen gegen das Princip selbst, wenn nicht bewußte Denunciationen, so doch völlige Lufthiebe sind. Zeigen wir zunächst das Letztere.

Die erste Albernheit, welche dem heutigen Socialismus angedichtet wird, ist der Satz: der Socialismus wolle ohne Produktionsmittel produciren! Es bedarf nur eines Blickes auf die Schriften von Rodbertus und Marx um zu erkennen, daß diese Behauptung entweder krasse Unwissenheit oder reine Denunciation, oder gedankenloses Mißverständniß ist. Vielmehr die Herstellung und Unterhaltung des Kapitals aller Produktions- und Umsatzzweige im Styl des rationellsten Großbetriebes ist das klar ausgesprochene Ziel von Marx. Aber gesellschaftliche Organe sollen es bilden, verwalten und erneuern, nicht der concurrirende Erwerbstrieb von Privaten. Männer, wie R. von Mohl, hätten obige Andichtung nicht als Argument, gar unter ungeheurem Aufgebot von Entrüstung, verwerthen sollen.

Eine zweite Andichtung ist es, wenn behauptet wird, der Socialismus, wie er jetzt als Partei auftritt, negire „das" Eigenthum oder: „alles" Eigenthum. Es ist schon bemerkt, wie völlig unwahr das ist. Daß K. Marx verständig genug ist, an nur individuell verzehrbaren Konsumtionsmitteln: Nahrung, Kleidung, Schmuck, Mobiliar, Mitteln der privaten Bildung und Unterhaltung auch nur privates Eigenthum zu verlangen, wäre an sich anzunehmen; das Gegentheil wäre baarer Unsinn, weil gegen die Natur der Menschen und der Güterstoffe. Er unterscheidet aber ausdrücklich den dem öffentlichen Unterhalt (bez. Kapitalersatz) und den der individuellen Verzehrung zuzuweisenden Theil der Güter. „Alles Privateigenthum" negirt er also nicht und „das" Eigenthum nur so, wie es jeder Collectivbesitz des Staates oder der Gemeinde thut.

Ist etwa der fernere Vorwurf richtig, daß der Socialismus die Privatkapitale konfisciren, d. h. ohne Entschädigung in Collectivkapitale verwandeln wolle? Käme der Socialismus auf dem Wege der Reform zur Geltung, so wäre wohl nur sein schrittweises Vordringen im Bereiche des land-, gewerbe-, und transportwirthschaftlichen Großbetriebes denkbar. Es würde sich um lang-

samen Aufkauf und Expropriation einzelner Großgeschäfte mit Beihülfe der Communen, Provinzen und Staaten und gegen Entschädigung handeln. Verschiedene socialistische Schriften sprechen auch von Ablösung und berufen sich auf die deutsche Feudallastenablösung; wie damals die Privatrechte der feudalen Stände im Interesse des dritten Standes abgelöst worden, so sei jetzt Privatkapital abzulösen im Gesammtinteresse einer verbesserten Organisation des socialen Stoffwechsels. Wir möchten allerdings nicht dafür stehen, daß diese Ablösung, wenn es zur Revolution käme, reichlicher ausfiele, als die Entschädigung der alten Stände durch den dritten Stand in der ersten französischen Revolution. Ob es zu dem Weg der Gewalt kommen wird oder nicht, wäre eben eine historische Frage der Zukunft. Würden die Kapitalisten gegen Entschädigung freiwillig ihr Kapital anbieten, so würde der Socialismus gewiß mit beiden Händen zugreifen; käme es zu dem Aeußersten, wie 1789, wahrscheinlich nicht! In beiden Fällen würde der Socialismus sagen, und er sagt es schon: „der dritte Stand hat für sein Sonderinteresse die Privatrechte der feudalen Stände und das Eigenthum der Kirche angegriffen, wie kann er gegen eine Aenderung des Privat- in Collectivkapital im allgemeinen Interesse der Socialreform — die Heiligkeit des Privateigenthums anrufen!“ Für die objektive Betrachtung ist also nur der Punkt entscheidend: ob auch der Socialismus die alte Ordnung der Dinge ablösen dürfte, ohne sein Princip aufzugeben. Die Antwort hierauf lautet bejahend. In Gestalt einer Anzahl von Zeitrenten, deren Substanz ausschließlich Unterhaltsmittel, nicht mehr Produktionsmittel wären, bestünde die Ablösung. Diese Substanzirung einer etwaigen Ablösung würde allerdings einen Cardinalunterschied gegenüber der liberal bürgerlichen Zwangsenteignung der Feudalrechte aufweisen: die liberale Ablösung entfesselte die Privatproduktion durch Abschaffung der Genußmittelrenten der Feudalwelt, die socialistische Ablösung würde das Privatkapital durch eine Anzahl Genußmittelrenten abfinden, um anstaltlich-gesellschaftliche Gestaltung des progressiven Socialstoffwechsels zu erlangen. Aber hier wie dort wären die Abgelösten für die Zukunft dem gemeinen Rechte unterworfen und da sie nach diesem künftig keine bereits socialisirten Rentenquellen mehr erwerben und behalten könnten, so wäre binnen gewisser Uebergangsperioden eine Ausgleichung der Vermögen und der mittelbare Zwang Aller zur Arbeit vollzogen*).

Der weitere Vorwurf, daß der Collectivismus alle paar Jahre aufs Neue gleich unter die Einzelnen „theilen“ wolle, ist geradezu sinnlos. Nur die baare Unwissenheit kann einen Marx für den Shakespeare'schen Rebellen Kade halten, der die Verordnung erläßt: „daß in diesem ersten Jahre unseres Reiches auf Stadtunkosten durch diese Seigerinne nichts als rother Wein laufen soll“. Das Kapital wird und bleibt ja Gemeinbesitz, Apparat der collectiven Stoffwechselthätigkeit. Man könnte gerade so gut sagen: wer den Staat wolle, wolle alle paar Jahre alles Staatseigenthum theilen! Der aus dem Nationalkapital gezogene Ertrag würde nach collectivistischem Princip nicht „getheilt“ oder gar der Plünderung preisgegeben, sondern erstens zur direkten Erhaltung der öffentlichen Anstalten (einschließlich der Produktions- und Umsatzanstalten) verwendet, zum anderen Theile aber nach Maßgabe des Werthes und der Größe der Berufsleistung an alle Einzelnen zu privatem Einkommen, Eigenthum und Genuß zugetheilt werden. Diesem letzteren Privateigenthum an Genußmitteln wäre ein strenger Rechtsschutz vermöge gleichen Interesses Aller gesichert. Man muß wirklich nicht den entferntesten Begriff vom innersten Kern der Frage haben, wenn man ans „Theilen“ denkt, sobald vom Collectivismus die Rede ist.

Vom Socialismus der Gegenwart scheint weiter der Gedanke völliger Gleichmacherei, die Auslöschung auch der edleren Pleonexie in der volkswirthschaftlichen Auslese, aufgegeben zu sein; Prämien und höheres Einkommen der Tüchtigen bedarf auch der Socialismus. Mit Citaten aus L. Blanc beweist

*) S. meine „Quintessenz“ S. 19.



man daher Nichts mehr für heute. Wohl sehr viele Anhänger des Collectivismus werden jetzt schon einem S. Engländer*) zustimmen, wenn dieser sagt: „Jeder von uns hat ein Bedürfniß nach Allem. Dieser göttliche Geiz, diese erhabene Unersättlichkeit des Menschen, die keine Grenzen kennt, ist der Sporn der Weltgeschichte. Louis Blanc mißt die Mägen der Menschen ab und giebt Jedem so viel, als er zur Füllung desselben braucht. Ein erbärmlicher Materialismus soll das Elend der Unersättlichkeit, der fürchterlichen Tragik des Lebens, erdrücken. — Lieber das jetzige Elend 1000 mal vergrößert, als es auf diese monotone Art beseitigt!"

Eine andere Vorstellung ist die, daß Ehe, Privathaushalt, Familienleben und Erbrecht mit dem collectivistischen Princip unverträglich seien. Man muß gestehen, daß frühere Anhänger des Socialismus das Mögliche geleistet haben, um eine so schlechte Meinung über denselben zu verbreiten. Im Programm des internationalen Socialismus ist darüber Nichts ausgesprochen, so gut es für sein Ansehen wäre, wenn eine klare Kundgebung erfolgt wäre. Dennoch ist es unleugbar, daß mit dem Grundprincip (Collectivkapital statt Privatkapital) nicht blos die Freiheit der individuellen Bedarfswahl, sondern auch der gesonderte Familienhaushalt, die feste Einehe und das Privaterbrecht vollständig verträglich wären.

Dem Collectivbesitz der Produktionsmittel könnte von keiner dieser „absoluten und ewigen" Institutionen der Gesellschaft ein Eintrag gethan werden. Man vergegenwärtige sich doch nur, daß man eventuell Privateigenthum nur noch an Gebrauchs- und Unterhaltungsmitteln ansammeln könnte, und zwar nur in sehr gleichmäßigen Beträgen, da die in dem individuellen Arbeitsgebrauchswerth begründeten Ungleichheiten des Einkommens nicht schroff sein könnten. Unterhaltsmittel können nun nur theilweise dauernd angesammelt werden. Es würde in Wirklichkeit nicht übermäßig angesammelt werden. Das Mäßige dann frei vererben zu lassen, würde dem Socialistenstaat nicht ein Haar krümmen. Der Unterschied wäre nur der, daß Alle wirklich ein privates Hausvermögen bilden und vererben könnten, nicht blos wenige Reiche. Die Verzehrung des Einkommens aus der Berufsarbeit in separatem Familienleben und geschlossener Ehe würde ebenfalls mit dem Princip der Collectivproduction völlig verträglich sein und würde gewiß in der tonangebenden Neigung des neuen Mittelstandes ebenso bestimmt liegen, wie es in jener der bisherigen Mittelstände lag, welche stets das gesündeste und reinste Familienleben hatten. Das Familienleben des jetzigen Zeitalters hat übrigens nicht die volle Reinheit, welche Steine aufzuheben voraus berechtigt wäre.

Endlich ist nicht einzusehen, weßhalb der Socialismus irreligiös bleiben müßte. Heute ist er es, hauptsächlich deßhalb, weil er ein Recht zu haben glaubt, die christlichen Kirchen anzuklagen, daß sie dem Kapital als Seelenpolizei Hilfe leisten und das Volk durch Wechsel auf die Ewigkeit über seine unvollkommene Lage hinwegtäuschen. An sich haftet aber weder die Irreligiosität, noch ihr Stachel dem Socialismus selbst an. Der religiöse Glaube ist keine Frage der Stoffwechselorganisation. Auch wenn der Socialismus zehn Mal mehr geleistet hätte, als er jetzt verspricht, würde die Welt noch unvollkommen genug sein, um ein Erlösungsbedürfniß zurückzulassen, und der Socialismus selbst würde einen unendlich höheren Grad sittlichen Vervollkommnungsstrebens und der Nächstenliebe heischen. Die an den Rockschößen der weltlichen Interessen hängenden historischen Kirchen wird daher der Socialismus allerdings nicht erhalten, aber höhere, edlere und allgemeinere Religiosität wäre das größte ethisch praktische Bedürfniß des Socialstaates. Der Socialistenstaat hätte, wenn irgend einer, eine reine Religion der Liebe nöthig. Er selbst würde zahllose Gelegenheiten und Versuchungen des unchristlichen Egoismus, den extremen Gegensatz von Armuth und Reichthum, Elend und Ueppigkeit

*) A.-Assoc. II, 254.

ausschließen und der christlichen Moral unermeßlichen Vorschub leisten. Die Einwohner des Socialstaates befänden sich ganz überwiegend in der mittleren Lage des Lebens. Die Mittelklassen waren aber immer innerlich religiös, von religiöser Schwärmerei und von Atheismus freier als die Besitzenden. Die Religion käme ganz von selbst von einer Wohldienerei gegen das Kapital zurück; sie wird bei den Kämpfen mit dem liberal kapitalistischen Staat vielleicht in ihrer Freiheit ihr Heil suchen, selbst um den Preis einer Häutung an Haupt und Gliedern. Den Armen das Evangelium zu predigen, hat das Christenthum sonst nicht abgelehnt! Auch für den Weitblickenden ist es schwer, in dieser Richtung den letzten Ausgang der religiösen Zeitbewegung jetzt schon abzusehen. Aber eine grundsätzliche Antastung wahrer christlicher Religiosität fordert der Socialismus an sich mindestens so wenig als der Kapitalismus. Nur die verweltlichte und polizeistaatliche Stellung der Landeskirchen erträgt er nicht. Diese aber ist schon jetzt völlig erschüttert und ohnehin werth, zu Grunde zu gehen. Und der Liberalismus ist es, der sie aus den Angeln gehoben hat.

Die beliebten Beschwichtigungsbeweise: der Socialismus ist unmöglich, weil er die „absoluten und ewigen“ Grundlagen der Gesellschaft: Privateigenthum, Ehe, Familie, Erbrecht, Religion aufhebt, sind hienach sämmtlich haltlos. Ich hielt es für meine Pflicht, dieß auf jede Gefahr der Denunciation hin mit vollstem Nachdruck auszusprechen, weil ich, was an mir ist, verhindern möchte, daß die besitzenden Klassen mit verbundenen Augen und durch blinde Selbsttäuschung in ein zweites und potenzirtes 89 hineintreiben. Wie denn wäre es möglich, daß der Socialismus täglich Fortschritte macht, wenn die obigen Behauptungen auch nur einigen Grund hätten! Wer also die „Gesellschaft“ retten will, muß vor Allem aufhören, Donquixote zu sein und mit Windmühlen zu fechten.

Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera.

IV.

Napoleon III. als Gehülfe Bismarck's.

„Er ist unser Cavour, ganz Cavour, wie er leibt und lebt“, soll General Govone bei der Rückkehr von seiner Berliner Mission im April 1866 gesagt haben, als man ihn in Florenz nach dem Wesen und Gethue des preußischen Ministerpräsidenten fragte.

Bei den ersten Wahlen für den Norddeutschen Reichstag war der Vergleich Bismarck's mit dem Gründer der italienischen Einheit ein Lieblingsthema der Candidatenreden und in den Zeitungen stritt man sich über die Gränzen, in denen eine Zusammenstellung beider Männer zulässig sei. Aber auch schon vor der Berufung Bismarck's an die Spitze des preußischen Ministeriums wurde die Bedeutung eines Mannes, auf den sich die Hoffnungen der Gegner Oesterreichs richteten, danach abgemessen, ob man in ihm den deutschen Cavour haben wird.

So galt z. B. Graf Albert Pourtales, der im Jahre 1861 als der künftige Minister des Auswärtigen ins Auge gefaßt war, aber Ende desselben Jahres als preußischer Gesandter in Paris starb, im Kreis seiner Freunde (vergleiche die 1862 zu Berlin und vor der Berufung Bismarck's erschienene Schrift: „Graf Pourtales“ von Fr. von Thielau) als der Mann, der die deutsche Frage im rechten Sinne lösen würde. Aber vielen, die ihn kannten, erschien er doch auch wieder, wie derselbe Thielau erzählt, „für die höchste politische Leistung der Zukunft zu gewissenhaft, offen und grade und sie sagten wohl nach seinem Tode: der deutsche Cavour wäre er doch nicht geworden“.

Geboren im Jahre 1812 zu Paris, als Neuenburger zugleich Schweizer und Preuße, brachte er seine Jugend in beiden Ländern zu. Durch Reisen

und diplomatische Sendungen gebildet, war er ein Gegner der Abmachungen von Ollmütz und gründete und leitete mit seinem Schwiegervater Bethmann-Hollweg das preußische Wochenblatt, um welches sich auch die späteren Mitarbeiter Bismarck's, die Herren von der Goltz und Usedom und der Freiherr von Werthern sammelten. Er gehörte zu denen, welche den Gedanken einer Verständigung mit Oesterreich am zähesten und längsten festgehalten haben, und hoffte durch freundschaftliches, auch in Thaten bewiesenes Entgegenkommen für alle Pläne des Kaiserstaats an der Donau und am Schwarzen Meer, denselben zum freiwilligen Verzicht auf seine Positionen in Deutschland und Italien bewegen zu können. Operiren mußte nach seiner Ansicht der Mann, der sich zur Rettung Preußens und Deutschlands berufen glaubte, an der Spitze der demokratischen Kräfte der deutschen Bewegung und zugleich als Disponent über die Mittel des preußischen Staatsorganismus wie über das Junkermaterial der Kreuzzeitung.

Er wollte Nichts von einem Bündniß mit Frankreich und Rußland wissen, in welchem Manteuffel gegen die Geburtswehen der neuen Aera seine Rettung gesucht hatte, und nannte es vielmehr die Aufgabe der preußischen Politik, die Lösung der brennenden Fragen der Zeit, auch die Einigung Italiens, Frankreich aus der Hand zu nehmen. Er sprach mit Schauder von den „cavour'schen Händeln", welche das neue Italien in die Abhängigkeit von Frankreich gebracht hätten. Als er 1859 seinen Gesandtschaftsposten in Paris antrat, glaubte er dessen gewiß zu sein, daß der Kaiser der Franzosen in den Hohenzollern die künftige deutsche Dynastie erkannt hatte und die Bundesgenossenschaft mit der deutschen Nation suchte; aber er wollte dieselbe umsonst haben und um sie ohne Gegenlohn zu erhalten, Preußen so stark sehen, daß es auch eine rein passive Hilfe von Seiten Frankreichs entbehren konnte.

Bismarck hatte dagegen das Einvernehmen mit Frankreich und Rußland zugleich aufgenommen und pflegte in Letzterem den Rückhalt, auf den er sich, falls ihm aus dem Verständniß mit Frankreich Gefahren erwüchsen, zurückziehen könnte. Das unterschied ihn von Pourtales und andern Häuptern der neuen Aera, unterschied ihn ebenfalls von Cavour, dem während des Spiels mit Napoleon eine alte Freundschaft seines Landes mit der nordischen Macht nicht zur Seite stand.

Diese Doppelallianz Bismarck's machte es ihm auch möglich, sich durch eine Aufsehen und Erstaunen erregende Offenheit von Cavour zu unterscheiden. Während dieser im Geheimniß eines französischen Bades seinen Plan zur Reife bringen mußte, konnte Bismarck zwei Höfe und Cabinette mit seinen Entwürfen unterhalten, welche diesen für ihre Pläne gegen Oesterreich, der Verranntheit Napoleon's, seiner Fortsetzung der alten königlichen, republikanischen und altkaiserlichen Politik Frankreichs gegen das Haus Habsburg und dem Revanchedurst Rußlands für Oesterreichs Abfall vom Haupt der heiligen Allianz (im Krimkrieg), die lachendsten Aussichten eröffneten.

Bereits in den letzten Jahren seiner Frankfurter Amtsthätigkeit hatte er den Collegen am Bundestage mit seiner Ankündigung eines Bruchs mit Oesterreich und mit seinen Belehrungen über Deutschlands Interesse an den italienischen Leistungen Napoleon's Räthsel aufgegeben und dazu die Lösung geschenkt. In den Monaten, die seiner Berliner Dictatur vorangingen, brachten deutsche Blätter, z. B. die „Gränzboten" im Heft vom 22. August 1862, Umrisse seines Programms, in welchem ein deutscher Bundesstaat mit preußischer Spitze und unter Verständigung mit Frankreich und Rußland, Befriedigung der Demokratie durch ein gemeinsames Deutsches Parlament, die Erschütterung der widerstrebenden Regierungen und Nachhilfe für den allgemeinen Zusammensturz durch militärische Demonstrationen ihre genau geordnete Rolle spielten. Er muß bei sich und bei Andern sehr laut gesprochen haben, daß das Drama der Zukunft so vollständig angekündigt werden konnte.

Cavour hatte im April 1861 den Herrn von Ideville, wie dieser in seinem 1871 erschienenen „Journal d'un Diplomate" erzählt, über seine eigne

und des Kaisers Napoleon Verschwörer-Natur unterhalten. Seine persönliche Verschwörer-Rolle erklärte er aus dem Zwange, daß er sich Anfangs vor Oesterreich hatte verstecken müssen. Aber der Kaiser, sagte er, ist ein unverbesserlicher Verschwörer, ein Dilettant und Künstler in diesem Fache, obwohl er es als absoluter Gebieter eines mächtigen Landes und Herr einer großen Armee nicht mehr nöthig und bei der friedlichen Stimmung Europas Nichts zu fürchten hätte. Gleichwohl immer unruhig, sinnt er zu jeder Stunde auf einen neuen Streich, verkleidet er seine Gedanken und verstellt er seine Schritte. „Ha, was giebt er für einen wunderbaren Verschwörer ab!"

Die Sache war die. Der kaiserliche Verschwörer hielt Oesterreich noch nicht für hinlänglich heruntergebracht, als er seine Bomben des Nationalitätsprincips, des allgemeinen Stimmrechts und der Annexionen gegen dasselbe in Italien geschleudert hatte. Er wollte diese Maschinerie der Centralisation gegen den alten Feind Frankreichs auch in Deutschland spielen lassen.

Er arbeitete für Bismarck.

Seine plötzliche Erscheinung auf dem deutschen Fürstentag zu Baden (1860), die nach langem Drängen erreichte Zusammenkunft mit König Wilhelm zu Compiègne (1861) allarmirten die deutschen Fürsten durch das Gerücht, daß besonders an letzterem Ort der Gedanke einer Theilung Deutschlands zur Sprache gebracht sei. Gleichviel, ob überhaupt, oder wie weit das Gerücht begründet war, so fühlte sich doch Deutschland seit dem wie von einem Alp bedrückt.

Bismarck war der Erbe des von Napoleon eingeleiteten deutsch-französischen Handelsvertrages. Derselbe hatte durch seine Bestimmungen den Zutritt Oesterreichs unmöglich gemacht, er hob Preußen durch seine vor der Zustimmung der Zollvereins-Regierungen erfolgte Unterzeichnung zum Haupt von Kleindeutschland und verwies die widerstrebenden süddeutschen Regierungen an die Verhandlung mit Berlin. Ihr Flehen in Paris, man möge sie doch auch als Contrahenten berücksichtigen und sich ihrer bedrohten Souveränetät erbarmen, ward dort mit der Bemerkung abgefertigt, der Vertrag habe mit Politik Nichts zu thun.

Die erste Rede, die Bismarck nach seiner Berufung zum Vorsitz in einem der beiden Häuser des Landtags, im Herrenhause am 2. October 1862, hielt, betraf den am 2. August von Preußen unterzeichneten Handelsvertrag. Er sprach schon als Meister der deutschen Nation und erklärte, daß die Erneuerung des Zollvereins und die Aufnahme der noch widerstrebenden Regierungen in die Wohlthaten desselben von der vollständigen Ausführung des Programms, zu dem sich Preußen durch Abschluß des Vertrags bekannt habe, abhängig und auf Nachgiebigkeit, so lange die gegenwärtige Regierung am Ruder bleibe, nicht zu rechnen sei.

Eilf Tage vor der Unterzeichnung des Vertrages hatte Preußen das Werk Victor Emanuel's und wiederum eilf Tage vor diesem preußischen Schritt hatte Rußland das Königreich Italien anerkannt, — ein Zeugniß von der combinirten Wirksamkeit Bismarck's in Paris und Petersburg.

Es war ein Glück für Bismarck, daß Napoleon, während der preußische Konflikt wegen der Durchführung der Militär-Organisation tobte, seine geistigen und militärischen Kräfte in dem mexikanischen Abenteuer und in dem Depeschenwechsel wegen der polnischen Autonomie verzettelte, also den politischen Markt, auf dem er mit dem preußischen Minister handeln und ihn womöglich überlisten wollte, nicht mehr beherrschen konnte, — auch ein Glück, daß der Ritter des Nationalitätsprinzips sich den Anträgen Englands zur Unterstützung Dänemarks in der schleswig-holsteinischen Sache entzog.

Nach dem Anbruch der mexikanischen Katastrophe blieb ihm nur noch die Hoffnung auf das allgemeine Chaos übrig, welches er sich von dem Bismarck'schen Unternehmen gegen Oesterreich versprach. Sein Grimm und Unwille waren daher groß, als 1865 die August-Convention von Gastein zwischen den beiden Nebenbuhlern, auf deren baldigen Krieg er rechnete, noch

einmal eine Verständigung herbeizuführen schien. Der unglückliche Drouin de Lhuys, den er so wenig wie den Grafen Benedetti auf seinem gefährlichen Posten in Berlin über die geheimen Fäden seiner Politik im Laufenden erhielt, der also auch nicht wissen konnte, daß jener Friede wegen der diplomatischen Unfertigkeit Preußens, welches die Unterhandlungen mit Italien erst leise angeknüpft hatte, und wegen der militärischen Nichtbereitschaft Oesterreichs nur ein Waffenstillstand war, mußte für die Verlegenheit seines Herrn schwer büßen. Er sah sich gezwungen, die Rolle des diplomatischen Biedermannes zu spielen und in seinem Cirkular an die Vertreter Frankreichs ein klägliches Lamentoso über die Nichtbeachtung des Nachfolgerechts (des Augustenburgers) in Schleswig-Holstein, über die Zertheilung der „untrennbaren" Herzogthümer und die Nichtbefriedigung der deutschen Interessen anzustimmen.

Je näher im April und Mai 1866 die Katastrophe heranrückte, um so mehr konnte Graf von der Goltz in seinem täglichen Verkehr mit dem Kaiser erkennen, daß derselbe nur Eine Furcht kannte, — die, daß es nicht zum Krieg kommen würde.

Wenn Bismarck in derselben Zeit noch die Besorgniß hegte, daß Napoleon zufolge seiner Leidenschaft für eine geheime Beschäftigung zwischen Italien und Oesterreich hin und her handle, so brauchte er nur in seinen Unterhaltungen mit Benedetti die Bemerkung fallen zu lassen, daß er noch nicht so weit engagirt sei, um nicht durch einen Ministerwechsel einen Rückzug Preußens in Scene setzen zu dürfen, und er konnte sicher sein, daß Napoleon, damit es ja zum Kriege komme, sein geheimes Spiel nicht zu weit trieb.

Benedetti war ein fleißiger Beobachter und Berichterstatter, aber er verstand nichts von der Seele, die in dem täglichen Verlauf der Ereignisse ihr Spiel hatte. So schreibt er am 10. April 1866, er habe „nicht ohne Ueberraschung die Gleichgültigkeit bemerkt, mit welcher das Cabinet von Petersburg von Anfang an die Ansprüche Preußens und die Eventualität eines Bruchs zwischen den beiden deutschen Großmächten zu betrachten schien, er sei nicht weniger von der Sicherheit, welche Bismarck wegen der Haltung und Absichten der nordischen Macht zu erkennen gab, betroffen gewesen."

Erst in der Berufung des Generals Manteuffel aus seinem so eben erst bezogenen Hauptquartier zu Frankfurt nach Berlin, so wie in dessen eben so schleuniger Fahrt nach Petersburg sah Benedetti „das Vorspiel einer Uebereinkunft, die zwischen den beiden Höfen Rußlands und Preußens zu Stande kommen könnte," die Mobilmachung des General Manteuffel war sofort erfolgt, als der französische Botschafter am 5. August 1866, also nachdem Preußen auf den Schlachtfeldern gesiegt hatte und Oesterreich tödtlich getroffen war, den Vertragsentwurf, in welchem sein Herr zum Lohn für seine Hilfsleistung einen Theil des deutschen Rheinufers verlangte, Bismarck vorgelegt hatte.

Das Einverständniß zwischen Berlin und Petersburg hatte aber längst bestanden. Es kündigte sich in der gleichzeitigen Anerkennung des Königreichs Italien von Seiten beider Mächte an; es erhielt seine Bestätigung in dem Beistand, welchen Bismarck Rußland in den polnischen Unruhen des Jahres 1863 gegen den Bund der Westmächte und Oesterreichs leistete, es stand in voller Kraft, als der Kaiser Alexander dem Abgesandten des Königs Georg, der im August 1866 um Fürsprache für Hannover flehte, mit Thränen in Augen erklärte, er sei gebunden und könne nicht helfen; Napoleon lebte nach dem Tage von Sedan noch lange genug, um zu erkennen, daß Rußland seinen Fall haben wollte, um in Bezug auf seine Einschließung im Schwarzen Meer eine Revision des Pariser Vertrags vom Jahr 1856 durchzusetzen. Das heutige Unternehmen Rußlands im Orient wirft endlich, so zu sagen, ein elektrisches Licht über die Absichten, die Rußland bei seiner Begünstigung des Bruchs zwischen beiden deutschen Großmächten vom Anfang an verfolgt hatte.

An unsere Gesinnungsgenossen.

Die unerwartete Auflösung des Reichstags stellt das deutsche Volk vor Neuwahlen. In aufgeregter Zeit soll für viele Jahre hinaus eine überaus wichtige Entscheidung getroffen werden.

In solchen Augenblicken muß die klare Besonnenheit mit um so größerer Kraft festgehalten werden. Von Leidenschaft und Vorurtheil gleich weit entfernt, prüfen wir ruhig die Lage.

Ein neuer Reichstag soll zusammentreten, um der Reichsregierung die Mittel zu gewähren, der sozialdemokratischen Agitation wirksam zu begegnen. Aus der Beschaffenheit dieser Mittel wird kein Hehl gemacht: Nicht auf dem Wege des gemeinen Rechts, sondern durch Ausnahmegesetzgebung will die Reichsregierung ihr Ziel erreichen.

Aber diese Frage ist nicht die einzige und nicht die wichtigste, die der nächste Reichstag zu entscheiden haben wird. Politische und wirthschaftliche Fragen von höchster Bedeutung harren gleichfalls ihrer Erledigung.

Durch Einführung hoher indirekter Steuern und Monopole will die Reichsregierung sich finanziell vom Reichstag unabhängig machen. Dadurch würde das Budgetrecht der Volksvertretung vollständig illusorisch gemacht; die Lasten würden nicht vermindert sondern vermehrt, und zur Pflege idealer und produktiver Zwecke würde der Nation noch weniger als bisher übrig bleiben.

Der nächste Reichstag hat außerdem über die Militärverhältnisse zu entscheiden. Von ihm hängt es ab, ob die enormen Kosten und die hohe Präsenzzeit abermals auf viele Jahre hinaus das Volk belasten werden und ob die einzige Stelle, wo wirksam gespart werden kann, der alljährlichen Beschlußfassung der Volksvertretung wiederum entzogen werden soll.

Endlich wird es nicht an Versuchen fehlen, das allgemeine Wahlrecht zu beschränken und von der Freiheit in Rede und Schrift, vom Versammlungs- und Vereins-Rechte auch noch das Wenige zu vernichten, in dessen spärlichem Besitze das Volk bisher noch gelassen worden ist, sowie überhaupt mit allen mühsam errungenen liberalen Einrichtungen Stück um Stück aufzuräumen.

Angesichts dieser Bestrebungen kann dem Volke der Entschluß nicht schwer fallen. Die Ziele der Reichsregierung sind klar, aber ebenso klar muß die Antwort der Nation sein: Auf alle diese Fragen ein deutliches und unbeugsames Nein!

Wir wollen nicht vom gemeinen Rechte weichen, wir wollen keine Achterklärung gegen eine einzelne Partei, wir wollen keine Ausnahmegesetze gegen einzelne Bevölkerungsklassen!

Wir wollen keine finanzielle Unabhängigkeit der Reichsregierung, wir wollen keine Schmälerung des Budgetrechts der Volksvertretung!

Wir wollen keine Vermehrung der Lasten, wir wollen keine Monopole, wir wollen nicht die Vernichtung bluhender Industriezweige!

Wir wollen keine Verlängerung des gegenwärtigen Drucks der Militärverhältnisse, wir wollen keine Ordnung dieser Verhältnisse ohne die dauernde und wirksame Kontrole des Reichstags!

Wir wollen keine Verkürzung des allgemeinen Wahlrechts, wir wollen keine größere Beschränkung des freien Wortes in Rede und Schrift, sowie des Vereins- und Versammlungsrechts, und wir wollen keinen Rückschritt der politischen und wirthschaftlichen Entwickelung!

Das ist die Sprache, die bei der bevorstehenden Reichstagswahl geführt werden muß. In ihr können sich Alle vereinigen, welche erworbene Freiheiten zu schützen und für die Zukunft Schlimmes zu verhüten haben. Was geplant ist, das trifft nicht Einzelne, sondern schädigt die Gesammtheit, und darum haben auch Alle die Pflicht, sich dem zu widersetzen, was scheinbar nur die Einzelnen bedroht.

Darum sind in dem bevorstehenden Wahlfeldzuge alle Parteien, die auf die unzweideutig kundgegebenen Absichten der Reichsregierung nur ein katego-

risches Nein zu antworten haben, solidarisch unter einander verbunden. Unbeschadet ihrer sonstigen Unterschiede wird jede dieser Parteien nur für denjenigen Kandidaten stimmen können, der ihr Nein zur Richtschnur seiner Haltung im Reichstage macht.

Das sind Punkte, deren Beachtung der unterzeichnete Wahlausschuß der deutschen Volkspartei den demokratischen Gesinnungsgenossen empfiehlt.

In Ausführung desselben wird es nothwendig sein, daß überall, wo Vertreter der Demokratie in genügender Anzahl vorhanden sind, ein Kandidat aufgestellt wird, der unseren Grundsätzen Ausdruck giebt, und daß, wo dies nicht möglich ist, nachdrücklich derjenige Kandidat unterstützt wird, der mit unserem, der Reichsregierung zugerufenen Nein übereinstimmt.

Wir veröffentlichen zugleich mit diesem Aufrufe ein kurzgefaßtes Wahlprogramm und fordern schließlich alle demokratischen Gesinnungsgenossen auf, für dasselbe mit Einsetzung aller Kraft einzutreten und zu dessen Verwirklichung beizutragen.

Heilbronn, 23. Juni 1878.

Der Wahlausschuß der deutschen Volkspartei.

Wahlprogramm.

Die deutsche Volkspartei verlangt, gestützt auf ihr Parteiprogramm vom 12. October 1873, von den zu wählenden Reichstagsabgeordneten, daß sie während der nächsten Legislaturperiode eintreten:

I.

Für die Erhaltung des allgemeinen, direkten und gleichen Wahlrechts und gegen jede Beschränkung desselben, welcher Art dieselbe immer auch sein möge.

II.

Für die jährliche Feststellung des Militäretats und der Präsenzstärke des Heeres sowie für die vollständige Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht unter Abkürzung der Präsenzzeit; demnach gegen die Erneuerung der hierauf bezüglichen Bestimmungen des Militärgesetzes vom 2. Mai 1874 (Septennat).

III.

Für namhafte Ersparnisse im Reichshaushalte, vorzugsweise am Militär- und Marine-Etat; unter allen Umständen gegen die Einführung neuer und die Erhöhung der bestehenden indirekten Steuern, insbesondere gegen das Tabaksmonopol oder andere den Tabaksbau und die Tabaksindustrie höher als jetzt belastende Steuerformen.

IV.

Für die Freiheit der Meinungsäußerung in Wort und Schrift; also gegen jede Abänderung der Straf-, Preß- oder Vereinsgesetzgebung in freiheitsfeindlicher Richtung; gegen jede Ausnahmemaßregel zum Nachtheil einzelner Parteien oder Gesellschaftsklassen.

V.

Für die Aufrechterhaltung und weitere Entwicklung der wirthschaftlichen Gesetzgebung in freiheitlichem Sinne; für die vertragsmäßige Regelung der internationalen Handels- und Rechtsverhältnisse; für die Hebung des Volkswohlstandes durch verbesserten gewerblichen Unterricht, durch gleichmäßige und wohlfeile Frachttarife, Reform der Actiengesetze, Erweiterung des Haftpflichtgesetzes, Verbesserung der Gesetze über Frauen- und Kinderarbeit; demnach gegen die Beschränkung der Freizügigkeit und des Coalitionsrechts und überhaupt gegen jede Art von wirthschaftlicher Reaktion.

Zuschriften in Wahlangelegenheiten sind zu richten an den Schriftführer des Ausschusses der deutschen Volkspartei, Herrn Otto Hörth in Frankfurt a. M.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 18, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 12. Juli 1878. Nr. 28.

Die Sirene an der Newa.

„Wenn eine Flöte tönt von fern!" Gemahnt es nicht, wie Uhland's sanfter Frühlingsgesang, was uns da als Seufzer eines deutschen Prinzen aus dem Winterpalaste herüberklingt? Ist es nicht werth, bewahrt zu werden neben dem verzweifelten: „Ich bin es müde über Sklaven zu herrschen" eines zweiten Friedrich, dem sentimentalen Pflugschar-Exercitium eines zweiten Josef, dem resignirten „Ich will Frieden halten mit meinem Volke" eines zweiten Max und was sonst noch das treue deutsche Gedächtniß als Lebenssumma und -symbolum eines Fürstenlebens aufzuspeichern liebt — verdient daneben, so fragen wir, nicht aufbewahrt zu werden, was Prinz Peter von Oldenburg, ein Haupt der russischen Friedenspartei, dieser Tage als Glaubensbekenntniß dem Wolff'schen Telegraphenbüreau in den verschwiegenen Busen flüstern ließ? Also schrieb er:

„Es giebt feierliche Augenblicke im Leben der Individuen, es giebt solche nicht minder im Leben der Nationen. Besonders feierlich ist der gegenwärtige Augenblick, wo die Chefs der Kabinete und die Delegirten der Großmächte in Berlin zusammengetreten sind, um einem furchtbaren Kriege ein Ende zu machen und Europa einen soliden Frieden zu sichern, für welchen dasselbe ein gebieterisches Bedürfniß empfindet.

Unter sehr schmerzlichen Umständen findet diese Vereinigung statt. Die ganze Welt, erschreckt durch die entsetzlichen Ereignisse, die sich in Berlin vollzogen haben, fragt sich: Wohin gelangen wir? Sollen wir einer wilden Vereinigung zur Beute werden, die sich die Internationale nennt und welche durch die Solidarität des Verbrechens dahin zielt, die Grundlagen der Gesellschaft zu erschüttern, die Throne und die Regierungen zu stürzen und die Religion zu vernichten?

Die Ideen des Sozialismus verbreiten sich in erschreckenden Verhältnissen; und die Geschichte liefert uns den Beweis, daß man die Ideen nicht durch Bajonette bekämpfen kann, daß das Schwert der Justiz wohl die Schuldigen treffen, aber nicht die Keime verbrecherischer Ideen ausrotten kann, daß, um diesen Zweck zu erreichen, es einer übereinstimmenden und gleichzeitigen Aktion aller Souveräne und Regierungen bedarf, welche durch Gottes Gnade an die Spitze der Nationen gestellt sind.

Unglücklicher Weise muß man gestehen, daß trotz der ganzen Verkehrtheit der Ideen des Sozialismus die Regierungen demselben Vorwände zur Unzufriedenheit durch das Uebermaß ihrer Forderungen liefern, unter denen die Blutsteuer diejenige ist, welche am schwersten auf den Bevölkerungen lastet. Reden wir nicht von allen den Schrecken des Krieges, welcher den Frauen die Gatten, den Kindern die Väter, den Familien die Söhne raubt, der so viele kräftige Arme dem Ackerbau und der Industrie entzieht, und welcher in kurzer Zeit die schönsten Regimenter,

die aus der Blüthe der Bevölkerung bestehen, in Haufen von Leichen und Verstümmelten umwandelt. Ist das Christenthum! Ist das Civilisation! Ist das das 19 Jahrhundert! Man ruft Wohlthätigkeits-Anstalten und philanthropische Einrichtungen ins Leben, man gründet selbst Thierschutzvereine und man verurtheilt Menschen zur Schlachtbank!

Es genügt also nicht, einen Frieden zu schließen, so ehrenvoll derselbe immer sein mag, wenn man den bewaffneten Frieden fortführt, welcher die Geißel aller Regierungen ist, weil er sie der Mittel beraubt, um dem Volke zu Hilfe zu kommen (soulager) und die in der inneren Verwaltung unerläßlichen Verbesserungen eintreten zu lassen.

Jede Regierung muß über eine respektable, bewaffnete Macht disponiren, die ihren politischen und geographischen Positionen wie den Ueberlieferungen ihrer Geschichte entspricht; dieselbe abzuschaffen, wäre eine verbrecherische und sinnlose Idee, aber das gegenwärtige System der Massen-Aushebung, welches von Robespierre erfunden ist, muß geändert werden.

Die Wünsche und Gebete aller guten Menschen begleiten die großen Staatsmänner, welche sich in Berlin versammeln. Möchten ihre Bemühungen gelingen, um den Frieden, die Wohlfahrt Europas zu sichern, indem sie die Menschheit von der Geißel des Krieges befreien, dadurch werden sie sich in der Geschichte unsterblich machen und die Nachwelt wird sie segnen.

Etwas dunkel zwar, aber doch recht wunderbar! Freilich ist es nicht das erstemal, daß Rußland diese Sprache uns hören läßt, klagte nicht in ähnlichen Lauten vor wenig Jahren erst Herr v. Jomini von der Brüsseler Conferenz aus der Friedens- und Freiheitsliga sein Leid über die Unfriedfertigkeit dieser Welt und war es nicht der „Talma des Nordens“, Alexander I., der schon 1817 die Schwärmereien der Krüdener zu einem wohlverknoteten Netz zu verdichten wußte, in welchem er ganz Europa fangen wollte und Preußen und Oesterreich wirklich fing?

Prinz Peter beginnt mit der Anklage gegen die „wilde Vereinigung, die sich die Internationale nennt“. Mit den Worten muß man es genau nehmen in einer Zeit, die mit der Falschmünzerei auf diesem Gebiete gute Geschäfte macht. Die „Internationale“, die ihren Sitz seit Jahren von London nach den Vereinigten Staaten verlegt hat, kann der Prinz nicht füglich meinen, denn bis jetzt scheint es, so weit der Außenstehende erkennen kann, den europäischen Polizeien noch nicht gelungen zu sein, eine Beziehung dieser Verbindung zu den Ereignissen nachzuweisen, die neuestens die Welt so beunruhigt haben. Vielmehr meint er offenbar damit jene Section, die sich in Feindschaft von der Internationale getrennt hat, die früher unter Bakunin's Leitung gestandene „anarchistische“. Von ihren Lehren, so wird ja behauptet, sei der russische Nihilismus wesentlich beeinflußt und so ist es sehr natürlich, daß, wenn ein Russe von den Gefahren des Socialismus spricht, er in erster Linie diejenige Art oder Abart im Sinne hat, die grade seinem Vaterlande eine Gefahr bedeutet. Interessanterweise stimmt damit auch zusammen, was hier in Berlin neuestens von berufenster Stelle über besagte Gefahren laut geworden ist: die Anklageschrift gegen Hödel läßt die Mitgliedschaft des Angeschuldigten bei der socialdemokratischen Arbeiterpartei, wie bei den Christlich-Socialen als bedeutungslos fallen, ja sie constatirt sogar, daß erstere Partei, also die bisher von der gouvernementalen Presse am heftigsten angegriffene, „zunächst im Wege der Reform“ den centralisirten Volksstaat zu errichten strebe, sie legt dagegen das volle Gewicht auf den Umstand, daß der Attentäter mit „Anarchisten“ in Verbindung getreten sei und sich zu deren Lehre bekannt habe. Diese Besorgniß vor den Anarchisten oder, auf russisch ausgedrückt: Nihilisten

ist höchst beachtenswerth, sie lehrt deutlich, daß der russische Krieg mit dem Frieden von San Stefano und dessen Beschneidung durch den Berliner Kongreß noch keineswegs sein Ende erreicht, sondern daß er noch einen zweiten Theil hat, den Krieg in Rußland. Sie lehrt uns, daß das siegreiche Rußland nicht mehr in der glücklichen und stolzen Lage ist, wie einst das in den Krimschlachten besiegte, sich nur „sammeln" zu dürfen, sondern daß es diesmal von Europa wünschen muß, es helfe ihm sich sammeln. Es ist hart, wenn das Land der tiefsten Unkultur zuerst mit dem Bekenntniß herausrücken muß, daß es sich vor den Gefahren fürchte, die sonst eben nur im Zusammenstoß mit der höchsten Ueberkultur sich zu erzeugen pflegen, und die Noth muß groß und drohend sein. Aber welche Mittel hat der Prinz vorzuschlagen?

Die Logik zunächst nicht, denn der Zusammenhang zwischen dem löblichen und besonders im Russischen sich sehr gut ausnehmenden Satze, daß „man Ideen nicht durch Bajonette bekämpfen kann", und der Folgerung, daß es dazu „einer übereinstimmenden und gleichzeitigen Action aller Souveräne und Regierungen" bedürfe, ist doch platterdings unfindbar. Ist denn die „Action" der Staatsgewalten in letzter Instanz, als ultima ratio nicht wieder die Waffengewalt? Aber der Prinz wird im Folgenden verständlicher. Die Regierungen, sagt er, liefern dem Socialismus Vorwände zur Unzufriedenheit durch das Uebermaaß ihrer Forderungen, unter denen die Blutsteuer die härteste. Es ist sicher sehr unehrerbietig, die Wahrheit dieser in schier socialdemokratischem Gewande auftretenden Behauptungen zuzugeben, aber da es noch unehrerbietiger sein würde, einen Prinzen der Uebertreibung und Aufreizung zu beschuldigen, so ziehen wir das erstere Risico vor und sagen: Ja, es ist so, aber wie soll es anders werden?

Der bewaffnete Friede, fährt unter Friedensapostel fort, ist die Geißel unsrer Regierungen, er beraubt sie der Mittel um dem Volke zu Hilfe zu kommen und die in der innern Verwaltung unerläßlichen Verbesserungen eintreten zu lassen. Vortrefflich! also eine gegenseitige Entwaffnung und Abrüstung, verhältnißmäßig je nach der Größe der Staaten. Ja, wenn nur der Nachsatz nicht wäre! „Jede Regierung muß über eine respectable bewaffnete Macht disponiren, die ihren politischen und geographischen Positionen wie den Ueberlieferungen ihrer Geschichte entspricht". Die politische Position, die geschichtliche Tradition: das Beides läßt sich vielleicht nach dem parlamentarischen Brauch der „Abpaarung" reduciren, aber wenn ein Russe von den aus der geographischen Position seines Landes fließenden Nothwendigkeiten zu sprechen anfängt, so kann man sicher sein über die Grenzen bald sehr im Unsichern zu sein. Und außer den Grenzen ist ja doch auch der Zustand des Innern in den verschiednen Staaten ein verschiedner, der sich nicht ohne Weiteres in der Heeresziffer repräsentirt, da z. B. in England Ein Constabel unter Umständen dasselbe Quantum von Staatsgewalt darstellt und als solches wirkt, für das in Rußland ein Bataillon nöthig sein würde. Und endlich läßt uns der Schluß des Absatzes außer Zweifel, daß es auf eine Abrüstung in dem gewöhnlichen Wortsinne keineswegs abgesehen ist. Da heißt es: „Diese (die respectable bewaffnete Macht) abzuschaffen wäre eine verbrecherische und sinnlose Idee, aber das gegenwärtige System der Massenaushebung, welches von

Robespierre erfunden ist, muß geändert werden.“ Welche Fülle blendenden Lichts strömt aus diesen paar Zeilen! Nicht die Quantität, die Qualität der Armeen ist es, die unsrem Prinzen Sorge macht. Sorge wegen ihres revolutionären Charakters, wie das durch die Citirung Robespierre's sich verräth, wo doch mit besserem Rechte Carnot, Scharnhorst, Radetzki genannt werden konnte. Was in dem Kampfe um die Armeereorganisation in Preußen, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrzehnts, von Manchen bereits als Kern und Keim erkannt wurde, das drängt hier zur Blüte. Zwischen den Zeilen aber ist es in dieser Denkschrift zu lesen:

Wir haben in Rußland lange Dienstzeit, eiserne Zucht, und doch schlug bis jetzt jede Emeute, jede Verschwörung ihre Wurzeln auch ins Heer hinüber oder ging gar von dort aus: wie soll das nun werden, wenn nach Abschluß des Friedens das Volk erst seiner Verluste ganz inne werden wird und nach dem Gewinne aus diesen Opfern zu fragen beginnt? Der erste Alexander, von demselben Gedankengange, derselben Furcht nach der Niederlage Napoleons geleitet, gründete damals seine Militärcolonien, die fürchterlichste Ausgeburt des modernen Despotismus, in denen die halbwüchsigen Soldatenkinder bereits zum Spießruthengebrauch angelernt wurden, als gälte es — sagt Turgeniew — „eine Race von Tigern oder Bluthunden zu erziehen.“ Sie haben nicht das erhoffte Resultat gehabt, man muß heute auf andern Wegen demselben Ziele zustreben. Dazu kommt die Gefahr, die für Rußland heranrückt, wenn die europäischen Großmächte das moderne System der Heeresbildung weiter cultiviren. Der Krieg in Bulgarien hat gelehrt, daß den Mitteln der heutigen Kriegführung gegenüber der einzige bisherige Vorzug des russischen Heeres, die körperliche Tüchtigkeit des Soldaten, nicht mehr entscheidend in die Wagschale fällt; die militärischen Erfahrungen, die man jetzt an der französischen Reorganisation macht — und man hat im Osten auf sie ein sehr scharfes Auge — lassen fürchten, daß die Gewandtheit, die Intelligenz des Individuums bald eine Verkürzung der Dienstzeit, also die Ausbildung noch größerer Massen möglich machen wird — wie dann? Und wie dann, bei der Verstärkung des Ab- und Zuströmens in das Volk, aus dem Volke, wie dann mit der nothwendigen Isolirung, dem „militärischen Geist“? Es gilt, in den Armeen neue conservative Garantieen auszubilden.

Und so kann es leicht kommen, daß in dem Programme einer unsrer reactionären Cliquen nach den Wahlen neben der Forderung verlängerter Legislaturperiode für die Volksvertretung auch die Forderung verlängerter Dienstzeit für die „wahren Volksvertreter“, wie einst ein Herrenhauspräsident unsre Soldaten betitelte, sich einfindet. Auf solcher Grundlage ließe sich dann in der That eher von gegenseitiger Reduction reden.

Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera.

V. Sybel's und Bismarck's Gegnerschaft und Harmonie.

Wir haben bisher von Georg Hesekiel an bis auf den Kaiser Napoleon über Bismarck eine Reihe von Männern gehört, die nur einzelne Seiten des Kanzlers zu ihrem biographischen Bilde desselben verarbeitet haben, uns jedoch

Gelegenheit gaben, diese Einseitigkeiten zu einer umfassenderen Auffassung des Staatsmannes zu benutzen. Jetzt werden wir die Stimme eines Mannes vernehmen, der als er dem Stifter der deutschen Einheit die Hand reichte, ihm mit dem historischen Beweis, daß er den schönsten, seit mehr als acht Jahrhunderten verschwundenen Lichtblick der deutschen Geschichte erneuert habe, seine Aufwartung machte.

Es hat bis jetzt noch Keinem von der Parthei, welche Bismarck als Meute für seinen politischen Jagdzug benutzte, gelingen wollen, sich zum Range eines oberen Führers aufzuschwingen. Ein neuerer Versuch des obersten Gebieters, einige betriebsame Mitglieder der Meute zu den nächsten Ehrenposten neben seinem imperatorischen Sessel heranzuziehen, scheiterte, weil es sich in den letzten bangen Stunden der Entscheidung zeigte, daß den Auserwählten doch noch die rechte commandirende Stimme und der eiserne Handschuh für Alles fehlte.

Heinrich von Sybel hatte vor seinen Partheigenossen den Vortheil, daß er es allein verstand, sich eine eigene Meute zu schaffen und mit Hilfe ihres Geläutes wenigstens eine halbamtliche Ober-Stellung zu erringen. Sein, 1874 gegründeter „Deutscher Verein" umspannte von Bonn aus die Rheinprovinz; dessen in Dorf und Stadt ansässige Mitglieder beobachteten die klerikalen Reichsfeinde und erforschten die Gesinnungen der Landräthe, Bürgermeister, Ortsvorsteher, Schulinspectoren, Geistlichen und Lehrer; Emissäre durchreisten das Land und brachten das Ergebniß ihrer Forschungen zu dem Bonner Archiv. Im Besitz dieser geheimen Conduitenlisten ward Sybel zum gefürchteten „Vicekönig" der Rheinprovinz und intimen Mitglied des Berliner Ministerraths. Seinem Einfluß auf Bismarck hatte es die Rheinprovinz zu verdanken, daß ihr trotz der wiederholten, beinahe einstimmigen Anträge des preußischen Abgeordnetenhauses die Einführung der neuen Kreisordnung versagt blieb. Nach seiner Uebersiedlung nach der Hauptstadt blieb er die Seele des Bonner Vereins und in seinem Berliner Schreiben an denselben (vom 20. Mai 1877) ersah man, daß er über die Häupter der Oberbeamten der Rheinprovinz hinweg mit Bismarck derselben Meinung sei, es könne dem Landtage keine rheinische Kreisordnung vorgelegt werden, in welcher nicht der Regierung die Ernennung der Landbürgermeister und Ortsvorsteher vorbehalten sei.

Auch die neuerlich über den Verein hereingebrochene Katastrophe konnte die Leiter desselben noch nicht zur Besinnung bringen und die Redner, die im Frühjahr zu Köln und Bonn unter den Trümmern ihres Bundes auftraten, stimmten in dem Stichwort überein, daß man mit eiserner Faust gegen die Reichsfeinde der Provinz arbeiten müsse.

Sybel, im Jahre 1817, also zwei Jahre nach seinem künftigen Gebieter geboren, brauchte nach seinem ersten öffentlichen Auftreten fünfundzwanzig Jahre, ehe er sich diesem zu Gebote stellte. Erst wußte er von ihm so wenig, wie die übrige Welt; in Jahr 1850 ihm als Widerpart gegenüberstehend, beachtete er ihn kaum; sein Grundwerk: „Geschichte der Revolutionszeit", welches dem Künftigen den Weg bereitete, erschien seit 1853, als derselbe in der Verborgenheit des deutschen Bundespalais zu Frankfurt noch von der Zukunft träumte.

Seine erste namhafte Schrift, mit der er sich zu Bonn habilitirte (1841), die kritische Geschichte des ersten Kreuzzuges, schlug den Ton seiner spätern Arbeiten an und suchte nachzuweisen, daß die auswärtigen Unternehmungen der bisher bewunderten Kaiser die nationalen Interessen der Deutschen beschädigten. Als Deputirter der Universität Marburg ins Staatenhaus des Erfurter Unionsparlaments geschickt, vertheidigte er daselbst das Gagernsche Programm vom deutschen nationalen Kaiserthum unter Preußens Krone und dessen weiterem Bund mit Oesterreich, während Bismarck in demselben Parlament die neue Unionsverfassung des Herrn von Radowitz bekämpfte und den strengen Zusammenhalt des alten Preußenthums forderte. Bismarck lobte sich darauf den Tag

von Ollmütz und begrüßte in demselben die Bürgschaft für die Erfüllung seines Herzenswunsches, daß Preußen und Oesterreich sich zum gemeinsamen Kampf gegen die Demokratie vereinigen werden. Sybel rettete sich dagegen in die Geschichte und arbeitete an dem genannten Werke, in welchem er über die „Falschheit" Oesterreichs gegen Preußen Gericht hielt und die Vorzeichen für die künftige Größe des Letzteren aufleuchten ließ.

Diese Arbeit verschaffte ihm 1856 den Ruf nach München und wenn er auch im Juli 1861 vor der Antipathie des Bayernthums dieser Stadt gegen seine norddeutsche Propaganda weichen mußte, so trug er doch zur Stärkung der preußisch-gesinnten Gelehrten-Kolonie in München bei und schuf für Bismarck einen Stützpunkt, welcher diesem für seine späteren Operationen nützliche Dienste leistete.

Vor Allem aber bezeichnete er seinen Aufenthalt in der Hauptstadt Baierns durch eine Leistung, die für Preußen nachhaltig wirkte. Es ist dieß seine in der dortigen Akademie der Wissenschaften gehaltene Rede über die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit. Diese Proclamation des nationalen Kaiserthums hatte ein außerordentliches Glück. Der Satz, daß die großen sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaiser mit ihren Unternehmungen nach Italien und in die romanischen Nachbarländer die nationalen Interessen beeinträchtigt hätten, schlug in die deutschen Kreise ordentlich ein. Man sah darin die Rechtfertigung derjenigen, die einen Römerzug der deutschen Fürsten zur Unterstützung Oesterreichs im Krieg mit Piemont und Frankreich verhindert hatten. Dießmal traf er, ohne davon eine Ahnung zu haben, mit seinem früheren Erfurter Gegner, Bismarck, zusammen.

Den Höhepunkt seiner Wirksamkeit erreichte er durch seine Berufung zur Professur in Bonn. Die Erweiterung seiner Münchener Rede zu der Schrift: „die deutsche Nation und das Kaiserreich" war ihm vorausgegangen und hatte in den deutsch-nationalen Kreisen wieder gezündet. Die großbürgerlichen Vertreter der constitutionellen Parthei, die ihm am 17. November 1861 zu Köln ein Festmahl gaben, feierten ihn bei dieser Gelegenheit als „den hervorragendsten Vertreter der deutschen Kaiseridee und als den Mann, welcher durch die gelehrte Forschung der Parthei einen Triumph der Rechtfertigung gegeben habe, wie ihn glänzender nie eine politische Parthei durch die Gelehrsamkeit genommen habe".

Es folgte sofort, durch einen rheinischen Wahlkreis, seine Sendung in's preußische Abgeordnetenhaus, dem er bis in's Jahr 1864 angehörte. Allmälig ward er daselbst einer der Vordersten in der Reihe der Opposition, welche gegen die ministerielle Armee-Reorganisation ihr Budgetrecht im Namen der Verfassung vertheidigte; daneben trieb er durch seine Agitation für den Rechtszustand im Kurfürstenthum Hessen und für Einziehung der Elbherzogthümer in Deutschland dem Conflictminister die zukünftige Beute in's Garn. Nach dem böhmischen Siege stellte er als Mitglied des constituirenden Reichstags dem bisher heftig bekämpften Minister das Zeugniß aus, daß er in der Armee das rechte Mittel zur Gründung des nationalen Kaiserthums bereitet und besser als der Historiker die Zwischenglieder der Geschichte erkannt habe. Nach dem Schluß des constituirenden Reichstags zog er sich vom politischen Schauplatz zurück und bereitete seit 1871 seine zukünftige Wirksamkeit durch Agitation für Döllinger und dessen altkatholische Gemeinde vor.

Erst 1874 erschien er wieder auf der parlamentarischen Bühne, um den Triumph seines gegen Rom gerichteten deutschen Vereins zu feiern und endlich im vergangenen Winter dessen und seinen eigenen Sturz zu erleben.

Das Urtheil über seine Geschichtschreibung wird zum Theil auch das Bismarck'sche Werk treffen, mit welchem sie eng zusammenhängt. Wir werden, da es sich um wichtige Angelegenheiten handelt, langsam vorwärtsschreiten und in den drei folgenden Schlußartikeln seine Darstellung der revolutionären Parthie der Regierung Friedrich Wilhelm's II., des Vorspiels der heutigen Aera, seine Deutung der französischen Revolution und seine Auffassung von Preußens

Verhältniß zu Rußland und zur polnischen Theilung beurtheilen. Bei dieser Gelegenheit werden wir auch seinen Gegnern, dem archivalischen Sammlerfleiß Vivenot's und der historischen Kritik Hermann Hüffer's die schuldige Gerechtigkeit erweisen.

Zunächst werden wir seine Anklagen der großen deutschen Kaiser wegen ihrer unnationalen Politik untersuchen.

Seine Arbeiten sind keine historischen Werke, sondern Partheischriften für das Gagernsche Programm. Sie geben dem Publikum nichts Neues und Originales, sondern genau, was es haben wollte. Er nennt es in seiner Schrift vom Jahre 1861 „einen großen Fortschritt der deutschen politischen Partheien, wenn sie auf historische Begründung ihrer Tendenzen ausgingen," und erregte ein allgemeines Entzücken, als sie seine Strafruthe auf Oesterreich niederfallen sahen. So triumphirte bei dem Erscheinen dieser Schrift ein leitendes Berliner Blatt im Januar 1862: „ein ungünstiges Urtheil über die deutsche Kaiserpolitik berührt auch das heutige Oesterreich, es wird daher der großdeutschen Partei ebenso widerwärtig sein, wie der sogenannten Kleindeutschen angenehm."

Die Sprache Sybel's ist zwar nicht ganz so grob-sinnlich, aber sie ist erregt; er will wirken, das Nützliche mit dem Belehrenden vereinigen, den Gegner, das Oesterreich Metternich's auch in der Zeit des Mittelalters treffen und herabdrücken, aber verfehlt in dieser Jagd auf den Feind der Gegenwart die Thatsachen der Vergangenheit.

Hätte er sich damit begnügt, die Ansicht, welcher die Universalmonarchie Karl's des Gr. und das Streben der Ottonen und Hohenstaufen nach einer gleichen Macht des Kaiserthums als der Höhepunkt der nationalen Entwickelung Deutschlands gilt, zu bestreiten, so hätte er vielleicht den rechten Weg finden und Etwas leisten können. Wenn er statt auf unmittelbare politische Wirksamkeit auszugehen, untersucht hätte, ob zur Zeit jener Herrscher überhaupt eine nationale Gestaltung der Obermacht möglich war, so wäre er nahe daran gewesen, sich ein Verdienst zu erwerben.

Ohne eine Demokratie und deren Ruf nach allgemeiner Gleichberechtigung giebt es, wie das classische Imperatorenthum Roms beweist, kein mächtiges Kaiserthum. Den sächsischen Ottonen fehlte aber diese Hilfsmacht, welche ihren Terrorismus gegen die Zwischenmächte richtet und die nationale Einheit bewacht. Ohnmächtig gegen den Trotz und die Autonomie der Vasallen, mußten jene Kaiser zur theokratischen Monarchie Karl's des Gr. zurückgreifen und sich an die einzige damalige demokratische, über den Stände- und Stammesunterschieden stehende Organisation, die Kirche, wenden und deren Bund suchen.

Um die bewegtesten Jahrhunderte des deutschen Mittelalters zu verstehen, wird man den Stolz auf die schöpferische Originalität der Deutschen etwas mäßigen müssen. Die italienischen Städte waren längst in Cultur und demokratischer Verfassung vorgeschritten, ehe die deutschen Städte sich von der Aufsicht der Bischöfe und deren Vögte emancipirten. Die Anregungen der Kunst und Wissenschaft kamen aus Italien und Frankreich. Paris war der Mittelpunkt des Universalstudiums; aus dem Seine-Thal kamen die Muster der sogenannten gothischen Baukunst. Weder auf die Städte, noch auf die Ritterschaft konnten sich die Kaiser in ihrem Kampf mit den großen Vasallen stützen. Jene zeigten noch die Spuren der Dienstbarkeit in Gesinnung und Verfassung; die Ritterschaft trug noch den Makel der Dienstmannschaft an sich und war so schwach wie in ihrem Verscheiden und Verarmen, als sie Sickingen gegen die aufsteigenden Landesfürsten aufrufen wollte.

Man darf ferner die Spanne Zeit, welche das Deutschthum seit Beginn des Mittelalters bis in das achtzehnte Jahrhundert eingenommen hat, nicht als eine eigne Ewigkeit, noch seine Production als etwas ganz Neues überschätzen. Seine Arbeit war doch nur eine Wiederaufnahme und Modification der römisch-griechischen, mit dem Judenthum verquickten Bildung. Gemüth, Selbstgefühl, Werthschätzung der eignen Persönlichkeit und des Nächsten waren die Summa

in welcher das Alterthum seine Erfahrungen und Arbeiten als Christenthum zusammenfaßte. Das Kaiserthum war nicht todt; es lebte noch in der allgemeinen Erinnerung und hatte sogar in der geistlichen Form der Kirche seine Fortsetzung erhalten.

Es war auch ganz im Geiste dieses unsterblichen Imperiums, wenn die deutschen Kaiser die Kirche, nachdem sie dieselbe zur Organisation ihrer Herrschaft benutzt hatten, in ihre Gewalt bekommen wollten. Der Cäsareopapismus liegt in der Centralisirung des Imperialismus. Cäsar und seine Nachfolger verbanden mit ihrer bürgerlichen und militärischen Oberheit die Würde des Pontifex Maximus; Constantin der Gr. nahm als civiler Oberbischof für die weltlichen Angelegenheiten der Kirche seinen Ehrenplatz neben dem geistlichen Episkopat seines Reichs.

Nach Sybel's Ansicht haben die Deutschen den nationalen Staat nur wie in einem flüchtigen Lichtblick in der Regierung Heinrich's I. des Städtegründers genossen und dann wie das Paradies der Jugend mehr als acht Jahrhunderte hindurch durch die auswärtigen Abenteuer der folgenden Kaiser und durch die Hausmachtspolitik Oesterreichs verloren. Der nationale Staat ist vielmehr die Lebensstufe, welche die Völker erst in der letzten Zeit vor dem Eintritt in die cäsarische Centralisation erreichen, und die Vorbedingung ist die demokratische Auflehnung gegen die corporative Gliederung des alten Rechtsstaats. Deutschland hat diese Vorbedingung nicht selbst erzeugt, sondern durch die Revolution und Heereskraft der Franzosen importirt erhalten. Nach dem Ereigniß von Jena bekam Preußen eine nationale Armee und neben einer Städteordnung nach dem Schema der französischen Constituante wenigstens die lockenden Bilder einer provinciellen Selbstverwaltung und einer ständischen Gesammtvertretung.

Auch nach diesem ersten republikanisch-cäsarischen Mahnruf bedurfte es noch der erneuerten französischen Einwirkungen von 1830 und 1848, damit die Deutschen endlich eine National-Versammlung erhielten. Der Anstoß des ersteren Jahres wurde in den deutschen Kleinstaaten verarbeitet, welche der natürliche Sitz der Revolution gegen den corporativen Verband der Bundesverfassung waren und zunächst den Ruf erhoben, sich durch dieselbe nicht majorisiren lassen zu wollen. Erst nachdem unter dem Einfluß des französisch-österreichischen Krieges von 1859 der deutsche National-Verein ins Leben gerufen, trat Preußen in die Scene — Preußen, als der mächtigste Territorialstaat, seit Friedrich II der Sitz der Revolution gegen den Reichsverband — und warf seine militärische Macht ins Spiel, um sich von der Majorisirung durch den Bund zu befreien.

Zur Reife der nationalen und imperialistischen Geburt gehört aber noch das Schauspiel, daß die geborenen Vertreter der conservativen Interessen sich in Angeboten und Geschenken an die Demokratie überbieten. So hat Aristides, der conservative Vertreter der griechischen Gesammtbundes-Idee, um den imperialistischen Umtrieben des Themistokles Waffen und Schlagworte zu entziehen, die letzen Reste der Stände- und Classen-Unterschiede in Athen gelöscht und damit den nationalen Absolutismus des Perikles vorbereitet. Die römischen Patricier schickten ihren Livius Drusus auf das Forum, damit er die Gracchische Revolution übertreibe und für den, der fernerhin noch theilen wolle, Nichts als „coelum et coenum" übrig bleibe. So wetteiferten vor dem Tage von Königgrätz auch Preußen und Oesterreich mit ihren Anerbietungen an die Demokratie, bis Ersteres mit dem Geschenk des allgemeinen Stimmrechts für die Bildung einer Nationalvertretung den Sieg davon trug.

So ist nach den Registern der Geschichte das neue nationale Reich entstanden und müßte nun Sybel, nachdem man das widerwärtige Oesterreich mit seinen excentrischen Kreuz- und Querzügen los geworden ist, endlich die Freude haben, das Friedensreich Heinrich's I. und die Wiederkehr dieses „Sterns vom reinsten Licht", der einstens am Firmament der deutschen Vergangenheit geglänzt hat, begrüßen zu können.

Die Stimme der wirklichen Geschichte lautet wieder ganz anders.

Der Meister des Krieges, Graf Moltke, hat offen im Reichstag die permanente Kriegsbereitschaft des neuen Reichs für die nächsten fünfzig Jahre mit der Thatsache begründet, daß es nirgends in Europa Anklang und „Liebe" gefunden hat. Sybel's Vertröstung seiner Kölner Verehrer (im November 1861) auf die Zukunft des einigen Deutschlands, als dessen Hort Preußen die Last seines Militärbudgets erleichtern und Hunderttausend Mann entlassen dürfe, ohne daß einer der verbündeten Staaten sich stärker zu belasten brauche, hat sich Angesichts der von Jahr zur Jahr steigenden Armatur Preußens und seiner Bundesgenossen als eine falsche Prophetie erwiesen.

Statt des friedlichen Stilllebens, welches Sybel den Deutschen von ihrem nationalen Kaiserthum versprach, ist eine journalistische und diplomatische Interventionspolitik gekommen, wie sie kaum Napoleon I. gepflegt hatte. Der Stock, den die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" 1868 gegen die innern und auswärtigen Widersacher schwang und ausdrücklich als das Friedensinstrument des alten Fritzen verherrlichte, wurde mit besondrer Virtuosität gegen Oesterreich in Bewegung gesetzt. Nach dem Jahre 1871 kamen nach der geistreichen Sprache der officiösen Blätter die kalten Wasserstrahlen, mit denen Frankreich wegen des Ernstes seiner Armee-Reorganisation und wegen seiner katholischen Regungen zur Besinnung gebracht werden sollte. Italien und Spanien wurden in ihren kirchlichen Fragen auf den „rechten Weg" geleitet. Selbst ihre heimsche criminelle Gesetzgebung mußten die Parlamente anderer Staaten reformiren, als ein belgischer Wahnsinniger den Roman eines von ihm beabsichtigten Attentats gegen den Kanzler des deutschen Reichs ersonnen hatte.

Sybel hat selbst dafür gesorgt, daß der innere Frieden und die Sicherheit der Privatpersonen und Beamten durch Spionage und Denunciation auf das gefährlichste gestört und die Rechtsgleichheit der Bürger und Provinzen empfindlich verletzt wurde. Die Nervosität des neuen Reichs hat er in den Eiferreden, in denen er die Entdeckungen seiner Emissäre auf der Tribüne des preußischen Abgeordnetenhauses vortrug, in wahrhaft classischer Weise zur Anschauung gebracht.

Es war daher nicht nur eine persönliche Niederlage Sybel's, sondern auch ein öffentliches Unglück des gleich gestimmten Reichs, als einer der Agenten des deutschen Vereins, welcher von dem Bürgermeister des Ortes Münstereifel durch die angedrohte Veröffentlichung der über ihn gesammelten Notizen eine Geldsumme erpressen wollte, von dem Gerichtshofe zu Bonn in erster und zweiter Instanz (im October und November 1877) zu drei und einem halben Monat Gefängniß verurtheilt wurde. Den würdigen Schluß dieser Katastrophe bildete das Schicksal des Steuereinnehmers zu Münstereifel, von welchem der Verurtheilte, Dr. Konitzer, sein zur Bedrohung des Bürgermeisters benutztes Material erhalten hatte. Dieser treue Agent des deutschen Vereins wurde im Mai 1878 verhaftet, nachdem eine außergewöhnliche Cassenrevision ein Deficit von 40,000 Mark ergeben hatte.

Wir müssen zwar zu einer sehr niedrigen Linie herabsteigen, wenn wir Sybel zu dem Professoren- und Studenten-Commers vom 6. December 1877 zu Ehren Mommsen's folgen wollen, allein das byzantinische Genrebild, welches sein Benehmen auf demselben leistet, ist bei alle dem dieser Abschweifung zur Gelehrten-Unterwelt werth. Der Abgeordnete Windthorst hatte ein Paar Tage vorher das Gestöhne Mommsen's in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 28. November über die Invalidität der Culturkämpfer ernster genommen, als dieses weibische Wimmern verdiente, und die Worte des „milden Mannes" zum Besten seiner Parthei verwerthen wollen. Diese an sich unschuldige und wenig besagende Bemerkung griff Sybel auf der Höhe des von Calembourgs gesättigten Commerses auf, strafte den Redner des Centrums der Unwahrheit und rief „Herrn Cicero" zum Zeugen auf, ob Mommsen „wirklich ein so milder Historiker" war und „nicht auch gehörig dreinfahren kann." Diese

Reclame für einen der unglücklichsten Mißgriffe Mommsens und die Selbstzufriedenheit Sybel's und der Gesellschaft, in deren Namen er sprach, malt die ganze Seligkeit, mit der sich diese Byzantiner mitten im hereinbrechenden Verfall ihres Reiches untereinander bewegen. B. Bauer.

Ueber Sympathie,

ihre Erscheinungen und Wirkungen.

Es giebt Personen, die schon bei ihrer ersten Annäherung unser Herz an sich ziehen, und ehe wir sie noch genauer kennen lernen, unbegreiflich schnell und fast unwiderstehlich in uns den Drang erwecken, uns ihnen zu nähern und ihnen zu gefallen; und von jeher ist es angenommen, daß die theuersten und festesten Bande, welche die Herzen verbinden, diejenigen sind, welche durch den ersten Anblick geknüpft werden. Es giebt Andere, die uns schon beim ersten Anblick widerwärtig erscheinen, uns abstoßen, und gegen welche wir ohne bestimmten Grund leicht lieblos und ungerecht werden.

Sympathie besagt zunächst nur Mitleidenschaft oder Theilnahme an den schmerzhaften Empfindungen eines Mitwesens: im weiteren Sinne bezeichnen wir damit jenes dunkle Gefühl der Zuneigung und inneren Uebereinstimmung, welches uns mit anderen Wesen in Verbindung bringt. Diese an sich einfache, in ihren Aeußerungen und Wirkungen höchst vielseitige Empfindung beschränkt sich keineswegs auf den Menschen allein, sondern tritt in allen lebenden Wesen mehr oder weniger deutlich hervor.

Bei dem Menschen gestalten sich die Grade der Sympathie je nach der Innigkeit ihrer Verbindungen höchst vielseitig. Zunächst sympathisiren wir mit einander als Glieder der gesammten Menschheit, dann als Glieder eines Vaterlandes, einer Kirche, dann als Glieder derselben Genossenschaft oder Partei, endlich und am innigsten als Glieder einer Familie. Es ist unschwer nachzuweisen, wie die Sympathie die bedeutungsvollste fast aller menschlichen Empfindungen, ja der Urgrund fast aller Tugenden und ihre Stumpfheit oder Mangel die Quelle aller Laster und Sünden ist.

Aber gerade die anziehendsten Formen werden hierdurch noch nicht erklärt, jene nämlich, in denen uns unbekannte Personen sogleich bei unserer ersten Annäherung unsere Empfindungen für sich einnehmen.

Hier ist es, wo entgegengesetzte Erklärungen versucht worden sind. Die eine nimmt geradezu an, daß sich in solchen Sympathieen oder Antipathieen Gesetze offenbaren, die mit den in der Sinnenwelt geltenden nichts gemein haben. Bald sollen diese unwillkürlichen Empfindungen die Folge dämmernder Erinnerungen aus einer früheren Existenz sein, bald begnügte man sich mit der Annahme geheimnißvoller Beziehungen aller Naturwesen unter einander, die unter dem Einfluß überirdischer Kräfte ständen. Ganz anders lautet die zweite Erklärung, die man nicht sowohl die vernünftige als die rationalistische nennen mag. Sie führt diese Sympathieen auf nichts Anderes zurück als auf dunkle Erinnerungen eigener früherer Erlebnisse, die durch den Anblick des sich annähernden Wesens wieder erweckt würden. Der Grund, weshalb diese Empfindung dabei scheinbar unwillkürlich hervortrete, liege darin, daß unser Gemüth durch eine dunkle Schlußfolge bestimmt werde, die viel zu rasch erfolge und auch sich auf eine so lange Reihe halb vergessener Erinnerungen stütze, als daß wir uns im Augenblick dieser Denkoperation gleich klar bewußt würden. Wir hätten z. B. beim Anblick eines Unbekannten, der unsere Sympathie oder Antipathie erregte, zu bemerken geglaubt, daß er eine gewisse Aehnlichkeit mit einer früher gekannten vortrefflichen oder widerwärtigen Persönlichkeit zeige, und so schiebe sich uns der übereilte Schluß unter, daß auch der Unbekannte von demselben Charakter mit dem sei, an welchen sein Aeußeres erinnere.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Erklärung in einzelnen Fällen zutrifft. Sie ist aber durchaus ungenügend, um gerade die wichtigsten und auffallendsten

der sympathischen und antipathischen Erscheinungen zu erklären. Denn sie widerlegt sich selbst dadurch, daß es undenkbar ist, wie nicht eine spätere aufmerksame Zergliederung des angeblich immer auf frühere Erlebnisse gegründeten Eindrucks jene halb vergessenen Erinnerungen wieder ans Licht ziehen sollte — was eben nicht geschieht. Sodann aber sprechen die unzweideutigsten Thatsachen aus der Naturbeobachtung ganz entschieden gegen eine solche Annahme.

Dies thut zunächst das entschieden ausgesprochene sympathische und antipathische Verhältniß des Menschen zu den verschiedenen Thierklassen, sowie dieser selbst gegen einander. Zwischen dem Menschen und den drei oberen Thierklassen treten ganz deutliche Beziehungen hervor. Während wir uns von der Klasse der Vögel lebhaft angezogen fühlen und mit ihnen sympathisiren, mit den Säugethieren sogar in ein vernünftiges, ja freundschaftliches Verhältniß treten, erregt die ganze Klasse der Amphibien in uns einen natürlichen Abscheu oder mindestens eine widrige Empfindung. Vergebens rühmt man die schönen Farben und Zeichnungen der Schlangen, das unschuldige Betragen und die Zierlichkeit der Eidechsen, die schönen Augen der Kröte, oder die Nahrhaftigkeit des Frosches — der allgemeine Widerwille gegen diese Klasse ist einmal da und läßt sich nicht wegdisputiren.

Eine innige Sympathie verbindet ferner einige Thiergeschlechter mit dem Menschen. Der lebhaftesten Zuneigung zu ihm sind der Hund, das Pferd und der Elephant fähig. Der Hund folgt dem Menschen durch alle Zonen, fügt sich in jedes Klima, lebt auf den Südsee-Inseln von Kräutern und Bananen, in Grönland von Fischgräten, dient überall als Wächter und Jagdgehülfe, im hohen Norden als Zugthier, oft als Kampfgenosse und Beschützer und zieht durchweg die Gesellschaft des Menschen der seines eignen Geschlechtes vor. So sucht er noch, im Begriffe zu sterben, die Nähe des Menschen und verwendet seine letzten Kräfte auf die Liebkosungen seines geliebten Herrn. — Der Elephant lebt sich so in die Gesellschaft des Menschen ein, daß er im Volksgewühl die Menschen mit dem Rüssel sanft bei Seite schiebt, um keinen zu beschädigen. Auf einer Straße, die ein Elephant voll Kranker und Verwundeter fand, trug er dieselben zuvor sämmtlich aus dem Wege und trat so behutsam auf, daß er keinen verletzte.

Ebenso zahlreich sind die Beweise der Antipathie unter den Thieren. Pferde, welche frisch aus Europa nach Afrika gekommen, niemals einen Löwen gesehen und seine Furchtbarkeit aus Erfahrung kennen gelernt haben, werden unruhig und entsetzt, wenn einer in der Nähe des Lagers umherschleicht.

Nicht Furcht, sondern wahre Antipathie ist es, welche viele Pflanzenfresser gegen Raubthiere hegen. So haßt das Maulthier namentlich den Bären, geht selbst ungereizt auf ihn los und greift ihn an. Am stärksten zeigt sich die Antipathie unter den Vögeln. Die Krähen hassen vornehmlich den Uhu. Findet eine Krähe einen solchen, so eilt sie mit eigenthümlichem Krächzen davon, holt ihre Gefährten und stößt schreiend mit ihnen auf den Gegenstand ihres Hasses hinab. Sie verleugnet dabei ganz ihre gewöhnliche Vorsicht und wittert ihn, selbst wenn man ihn ganz verdeckt hält.

Wem von uns fällt bei der Betrachtung dieser sympathischen und antipathischen Regungen nicht das Spiel der Symmetrie ein? Denn Symmetrie ist nichts Anderes, als die einheitliche Verbindung zweier sich gegenseitig anziehender gleichartiger, aber entgegengesetzt gestellter Formen. Was der Idee nach Eins, in der Wirklichkeit aber getrennt ist, das sucht sich durch gegenseitige Anziehung dieser idealen Einheit zu nähern. Und dieser Trieb, der sich in der leblosen Natur als Grundursache aller Zusammensetzungen, Verbindungen und Erscheinungen herausstellt, gestaltet sich in den mit Selbstbewußtsein ausgestatteten Kreaturen zur Empfindung, welche die Ahnung einer durch Vereinigung zu erreichenden höheren Vollkommenheit in sich birgt. Das Streben nach Aufhebung des Gegensatzes ist es, welches die Kraft des Mannes zur weiblichen Milde, die Willensstärke zur Zartheit des Gefühles, den Thatendurst zur stillen Häuslichkeit zieht, — aber nun nicht mehr als bloßes Naturerzeugniß, sondern

mit Bewußtsein und Freiheit. Mit Bewußtsein und Freiheit! das heißt, wir dürfen uns durch die allerdings in unserer innersten Natur begründeten sympathischen und antipathischen Regungen keineswegs von dem höheren Sittengesetze ablenken lassen, welches allein unsere Handlungen zu bestimmen hat. Treten jene Regungen dem, was Recht ist, in unserem Verhältniß zu unseren Mitmenschen entgegen, so sind sie eben zurückzudrängen, wie alle bloß natürlichen, dem Geist widerstrebenden Triebe und niemals darf ein ungerechtes Verfahren gegen unsere Nebenmenschen durch ein besonderes sympathisches oder antipathisches Verhältniß zu diesem oder jenem eine Beschönigung erhalten.

Somit erkennen wir die Sympathie als die Empfindung der ideellen Wesenseinheit eines Mitwesens mit dem unsrigen.

„Wie doch immer ein Gott den Gleichen führet zum Gleichen!"

ruft schon Homer aus, und vortrefflich bemerkt einer unser größten Psychologen (Schopenhauer): „Es ist zum Erstaunen, wie leicht und schnell Gleichartigkeit und Ungleichartigkeit des Geistes und Gemüths zwischen Menschen bei der ersten Annäherung sich kundgiebt; an der Kleinigkeit wird sie fühlbar. Betreffe das Gespräch auch die fremdartigsten, gleichgültigsten Dinge, so wird bei Heterogenen fast jeder Satz des Einen dem Andern mißfallen, mancher gar ihm ärgerlich sein. Gleichartige hingegen fühlen sogleich und in Allem eine gewisse Uebereinstimmung, die bei großer Homogenität bald zur Harmonie, ja zum Unisono führt. Hieraus wird verständlich, wie die Gleichgesinnten so schnell sich zusammenfinden, als ob sie magnetisch zu einander hingezogen würden — „verwandte Seelen grüßen sich von ferne". Fielding war es, der besonders hervorhob, wie z. B. in einer großen auf praktische Zwecke gerichteten Gemeinschaft zwei rechte Schurken sich so schnell erkennen, als trügen sie ein Feldzeichen, und sofort zusammentreten, um ihrer Natur gemäß zu handeln. Desgleichen, wenn man sich eine Gesellschaft von lauter sehr verständigen und geistreichen Leuten dächte, bis auf zwei Dummköpfe, die auch dabei wären, so werden diese sich sympathetisch zu einander hingezogen fühlen, und bald wird Jeder von beiden sich in seinem Herzen freuen, doch wenigstens einen verständigen Menschen angetroffen zu haben.

Schon hieraus geht deutlich hervor, daß die so oft gehörte Meinung, als zögen sich bei den Verbindungen der Menschen unter einander gerade die entgegengesetzten Charaktere an, mindestens einer wesentlichen Correction bedarf — wie gern man auch dafür die bekannten Worte Schiller's anführt:

„Denn wo das Weiche mit dem Zarten,
Wo Strenges sich mit Mildem paarten,
Da giebt es einen guten Klang!"

Niemals wird sich Ungleichartiges gesellen, nie sich das Edle zum Gemeinen, der intelligente Kopf zum Pinsel hingezogen fühlen; und nur das ist wahr, daß bei Gleichartigkeit des inneren Wesens die Verschiedenheit unwesentlicher Eigenschaften die Anziehung steigern, eine Ergänzung herbeiführen und jenen harmonischen Klang erzeugen kann.

Wenn wir so zu der Erkenntniß gelangt sind, daß die Sympathie nichts Anderes ist, als das völlig bewußte Gefühl der inneren Verwandtschaft eines Mitwesens mit uns, so dürfen wir hieraus folgern, daß dies Gefühl bei den mit erhöhter Empfindlichkeit begabten Naturen, also im Allgemeinen bei dem weiblichen Geschlecht, lebendiger ist als bei dem männlichen. Da ferner unsere Empfindungen zumeist und am stärksten durch unsere Sinne angeregt werden, so wird auch die Sympathie am lebhaftesten durch das Aeußere des sich uns annähernden Wesens erweckt. Denn daß das Aeußere das Innere wiederspiegelt, und daß das Antlitz das ganze Wesen des Menscheu ausspricht und offenbart, ist eine Wahrheit, die sich kundgiebt in der bei jeder Gelegenheit hervortretenden allgemeinen Begier, einen Menschen, der sich durch irgend etwas Gutes oder Schlimmes hervorgethan, oder ein außerordentliches Werk geliefert hat, zu sehen, oder, wenn dies versagt ist, wenigstens von Andern zu erfahren, wie er aussieht. Dem könnte nicht so sein, wenn das Aeußere nichts zu bedeuten hätte, indem ja die Seele eins, und der Leib etwas Anderes, seine Gestalt etwas Zufälliges wäre.

Vielmehr ist jedes Gesicht eine Hieroglyphe, die sich allerdings entziffern läßt, ja deren Alphabet wir fertig in uns tragen. Sogar sagt das Gesicht eines Menschen, wie sich Schopenhauer ausdrückt, „in der Regel mehr als sein Mund. Denn es ist ein Compendium alles dessen, was dieser je sagen wird, indem es das Monogramm alles Trachtens und Denkens dieses Menschen ist. Auch spricht der Mund nur die Gedanken eines Menschen, das Gesicht aber einen Gedanken des Schöpfers aus. Daher ist jeder werth, daß man ihn aufmerksam betrachte, wenn auch nicht Jeder, daß man mit ihm rede."

In liebenswürdig natürlicher Weise drückt diesen Gedanken, daß das Aeußere nur der Ausdruck der inneren Wesensanlage des Menschen sei, der berühmte altenglische Dichter Spencer aus, indem er singt:

Denn jeder Geist, je reiner seine Kraft,
Je mehr des Himmelslichtes in ihm war,
Um desto schöner seinen Leib er schafft,
Den er bewohnt, und schmückt ihn wunderbar
Mit Lieblichkeit und Anmuth, hell und klar.
Denn von dem Geist hat er die Form erhalten.
Denn Geist ist Form — er muß den Leib gestalten.

In noch naiverer Weise versucht Spencer ferner zu erklären, warum in manchen Fällen dies Princip der Uebereinstimmung des Aeußern mit dem Innern eine Ausnahme erleide:

Doch oft ist ein Gemüthe, rein und zart,
Verbunden mit des Leibes Häßlichkeit.
Sei's Zufall, wider dieses Laufes Art,
Sei's aus der Masse Ungefügigkeit —
Die ihres Bildner's Form sich füget nimmer
Und starr und ungehorsam bleibet immer.

Ungeachtet dieser Schwierigkeit, gehen doch Alle davon aus, daß Jeder ist, wie er aussieht. Dieser Satz ist auch richtig, aber die Schwierigkeit liegt in seiner Anwendung. Die Natur bildet den Menschen nach einer Grundform, welche aber auf unendlich mannigfaltige Weise verschoben werden kann; und so wie die Hauptzüge bedeutend sind, so sind es auch die Nebenzüge. Denn das Kleinste muß ebenso seinen Grund haben, wie das Größte. Spencer's poetische platonisirende Anschauung, daß das seelische Princip je nach seiner anerschaffenen Wesensanlage den Leib gestalte und baue, ist im Wesentlichen die wahrscheinlichste; und sowie es Hütten giebt in denen kein normales menschliches Geschöpf aufrecht stehen und sich ungehindert bewegen kann, so giebt es auch Köpfe und Formen, in denen kein Genie, keine Großmuth sich aufrichten oder aufrecht erhalten kann.

Wie schwer nun auch die Entzifferung eines Gesichtes ist; so lügt dasselbe dennoch nicht — nur wir sind es, die ablesen, was nicht darin steht. Wer diese schwere Kunst erlernen will, der muß vor Allem seinem Gegenstande gewissermaßen als Naturforscher, d. h. mit vollkommener Unbefangenheit, mit rein objektivem Blicke gegenübertreten. Denn sobald sich irgend etwas Subjectives, uns selbst Betreffendes hierbei einmischt, so verfälscht sich die Hieroglyphe. Haben wir bereits in näherer Beziehung mit dem Gegenstande unserer Untersuchung gestanden, Freundliches oder Feindliches von ihm erfahren, oder denken wir dabei, welchen Eindruck wir selbst wohl auf ihn machten, so wird die richtige Entzifferung unmöglich. Wie häßlich erscheint uns das Gesicht eines Menschen, dessen Ruf irgendwie befleckt ist, — und wie plötzlich klärt sich's auf mit der Ehrenrettung seines Charakters! Deshalb ist der vielgehörte Satz richtig: daß man den vollen Eindruck eines Gesichtes und die Fähigkeit seiner Entzifferung nur bei der ersten Begegnung hat. Der weitere Umgang wird diesen Eindruck verwischen, ja aufheben, die Folge ihn aber bestätigen.

Als einst am Hofe der Visconti unter vielen edlen Herren auch Petrarca dastand, gab Galeazzo Visconti seinen damals noch im frühen Knabenalter stehenden Söhnchen, dem nachmaligen ersten Herzoge von Mailand auf, unter den Anwesenden den weisesten herauszusuchen. Der Knabe sah die Anwesenden

eine Weile an, dann ergriff er die Hand Petrarca's und führte ihn seinem Vater zu, zu großer Verwunderung aller Anwesenden. Denn so deutlich drückt die Natur ihren Bevorzugten den Stempel ihrer Würde auf, daß ein Kind es erkennt.

Da sich nun die Erscheinungen der Sympathie am deutlichsten und mächtigsten in der gegenseitigen Anziehung der Geschlechter aussprechen, so liegt es uns noch ob, des Näheren nachzuweisen, in welcher Weise dieses die physische Welt beherrschende Gesetz auch für die psychische gilt.

Es liegt dem Begriffe der Menschheit eine unendliche Idee zu Grunde, die in ihrer ganzen Machtfülle nicht im einzelnen Menschen, als in einem endlichen, beschränkten Wesen dargestellt werden kann. Jeder hat einen Antheil am Höchsten, aber immer nur auf besondere Weise, weil er eben endlich und beschränkt. Denn der Charakter der Menschheit schließt Eigenschaften in sich, die in einem und demselben Wesen unvereinbar sind. Eine solche Fülle der Vollkommenheiten würde der Sterbliche nicht ertragen können: jedem Einzelnen steht ein Anderes gegenüber, und nur das Unendliche besteht allein und durchaus in sich selbst. Dies ist es, weshalb die Menschheit geschieden ist in die beiden Gegensätze der Geschlechter. Wunderschön spricht Plato diesen Gedanken aus in seiner Allegorie über den Vorgang dieser Scheidung. „Die Menschheit sei zu Anfang ein einheitliches Geschlecht gewesen, voll gewaltiger Kraft und großer Gedanken. Und da es Gott gleich werden und sich einen Zugang zum Himmel bahnen wollte, zerschnitt es Zeus — und jede der nun getrennten Hälften sehnt sich nach der andern. „So ist die Liebe", spricht er, „die Liebe zu einander den Menschen angeboren, vereinigt sie mit einander zu ihrer alten Natur und versucht aus zweien Eins zu machen und die menschliche Natur zu heilen. Wenn aber einmal einer seine wirkliche eigene Hälfte antrifft, so werden beide wundersam entzückt zu freundlicher Einigung und Liebe und wollen auch nicht die kleinste Zeit von einander lassen, ohne daß sie doch zu sagen wüßten, was sie von einander wollen. Und wenn Hephästos vor ihnen stände, seine Werkzeuge in der Hand, und sie fragte: „Was ist es denn eigentlich, was Ihr von einander wollt?" — und er, da sie nichts zu antworten wüßten, weiter fragte: „Begehret Ihr etwa soviel als möglich beisammen zu sein, also daß Ihr Euch Tag und Nacht nicht trennen dürfet? Denn wenn das Euer Verlangen ist, so will ich Euch zusammenschmelzen und in Eins zusammenschweißen, so daß ihr zweie Eins seid, so lange Ihr lebet, und wenn Ihr gestorben seid, auch dort in der Unterwelt nicht zwei, sondern Ein Todtes seid? Also seht zu, ob Ihr das wollt und zufrieden werdet, sobald Ihr das erreichet!" Keins, das wissen wir, würde dann sich weigern, sondern glauben, eben das gehört zu haben, wonach es schon immer verlangte. Hiervon ist nun die Ursache, daß diese Vereinigung unsere ursprüngliche Beschaffenheit, und wir ein Ganzes waren; und dies Verlangen und Streben nach dem Ganzen eben nennen wir Liebe. Und so müssen wir die Liebe preisen, die uns zum Verwandten hinführt, für die Zukunft aber uns die größte Hoffnung giebt, wenn wir nur den Himmlischen gehorsam sind, durch Heilung und Wiederherstellung unserer ursprünglichen Natur uns selig zu machen."

Bis hierher haben wir bei der Betrachtung der Sympathie als einfacher Empfindung verweilt. Wir gehen nun zu der Darstellung ihrer Wirkung über.

Eine jede Empfindung, also auch die sympathische, geht nach dem Gesetz der Nerventhätigkeit in eine Vorstellung, sodann in ein Streben über, welches sich in einer Bewegung oder Handlung äußert. Dieser Vorgang bleibt überall derselbe, mögen die Verschiedenheiten in den Endäußerungen noch so bedeutend sein — mit derselben Naturnothwendigkeit, mit welcher eine Saite der andern, sobald diese angeschlagen wird, harmonisch zutönt, erfolgt sie in jedem Alter, bei beschränkten wie bei reichbegabten Naturen.

Die Nachahmung, oder die Wiederholung der Handlung desjenigen, der

unsere Mitleidenschaft angeregt hat, ist die nächste und vielseitigste aller sympathischen Wirkungen. Sie zeigt sich in der ganzen Natur, von ihren Vorbildern im Reiche der anorganischen Wesen durch das ganze Thierreich bis zum Menschen hinauf. So weckt die Stimme eines Thieres sympathisch die des anderen; das von einem Frosche angestimmte Quaken verbreitet sich sofort über den ganzen Teich; läßt sich eine Grille oder ein Singvogel hören, so antworten die anderen, und der Drang dazu ist so unwiderstehlich, daß z. B. Levaillant's zahmer Affe, wiewohl er vor seinen wilden Kameraden die größte Furcht hatte und sich, wenn er in der Ferne ihre Stimme hörte, ängstlich verkroch, dennoch sich nicht enthalten konnte, ihnen aus seinem Schlupfwinkel zu antworten.

Schon diese Beispiele beweisen, daß diese sympathischen Handlungen nach einer gewissen inneren Nothwendigkeit und nicht rein willkürlich erfolgen, daß sie also auch nicht unter den Begriff der willkürlichen Nachahmung gehören. Vielmehr bewirkt die erregte gleiche Empfindung in dem mitempfindenden Wesen die gleiche Vorstellung, welche sich sodann in der gleichen Handlung äußert. Auf diesem Triebe aber beruht nichts Geringeres als eine ganze Welt von Thätigkeitsäußerungen. Dieser Trieb wird in der Kindheit das Mittel zur Erlernung der Sprache, ja zur Vorschule des Denkens und Handelns; und indem er mit gleicher Kraft Vernunft und Thorheit, Gutes und Böses in seinen Bereich zieht, scheint er sowohl den Ruhm der Tugend wie die Strafbarkeit des Bösen zu verringern. In diesem Triebe giebt es nur Abstufungen, keine wesentlichen Verschiedenheiten. Läuft ein Schaf in's Feuer, oder springt es von der Fähre in's Wasser, so folgen die übrigen nach; wenn im Schwarm der Wandertauben die an der Spitze fliegenden zufällig in einem großen Bogen fliegen, oder vor einem Habichte schnell zur Erde schießen und wieder aufsteigen, so nimmt der ganze Schwarm, sowie er an dieselbe Stelle kommt, denselben Weg. Von diesen sympathischen Handlungen in der Thierwelt an, durch die ersten geistigen Regungen des Kindes hindurch, bis zu der flammenden Begeisterung hinauf, die den Krieger im Schlachtgewühl seinem Führer bis in den Tod folgen läßt, des eigenen Lebens vergessend — immer ist es die Wirkung derselben Sympathie, die den Einzelnen an das Ganze fesselt und ihn seiner Individualität vergessen macht, während sie nur in ihrer Erscheinung sich in den geistig höher organisirten Geschöpfen anders gestaltet, als in den niederen Wesen.

Aber es ist auch — gleichwie der elektrische Schlag von Körper zu Körper sich durch Berührung fortpflanzt — dieselbe Naturkraft, welche in krankhaften Zuständen gewissermaßen eine geistige Ansteckung erzeugt. In größeren Krankenhäusern, in den Arbeitersälen der Fabriken ist es häufig vorgekommen, daß das einmalige Auftreten irgend eines auffallenden Nervenübels, z. B. der Ausbruch eines Krampfanfalles das Signal zu massenhaft auftretenden ähnlichen Nervenübeln wurde. Ja, selbst die schreckenerregenden Volkskrankheiten des Mittelalters, vor allem die sogenannte Tanzwuth, die sich Jahrhunderte hindurch vornehmlich im westlichen Deutschland, in Belgien und Nordfrankreich breit machte, der Tarantismus Italiens, pflanzten sich, nach dem Urtheil anerkannter Autoritäten, durch sympathische Nachahmung fort, da der Geist, nach anfänglicher Verwilderung, von der Gewalt des sinnlichen Eindrucks fortgerissen, seine Freiheit verliert. Hierbei wurde selbst das eigene Leben nicht geschont, die niedrigsten Greuel nicht geachtet, und wie eine Herde Schafe dem ersten nach sich in den Abgrund stürzt, so eilten ganze Schaaren berückter Enthusiasten dem selbstbereiteten jähen Tode zu.

Auch manche Religionsgemeinschaften, die in phantastischen, einseitigen und überspannten Glaubenssätzen ihr Heil suchen, sind bei ihrer Entstehung von den auffälligsten Aeußerungen krankhafter Sympathie begleitet gewesen, welche dann in der Regel als Beweise unmittelbarer göttlicher Einwirkung aufgefaßt wurden. Im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts rief während des Gottesdienstes in einer Methodistenkirche im Süden Englands plötzlich ein Mann mit durchdringender Stimme aus: „Was soll ich thun, daß ich selig

werde?" wobei er die Zeichen der größten inneren Unruhe und heftigsten Qualen verrieth. Sofort hallte derselbe Ruf wider aus dem Munde mehrerer Gemeindemitglieder, die in denselben Zustand und bald auch in die heftigsten Zuckungen verfielen. Hunderten von Menschen, die von Neugierde getrieben, hinzuströmten, widerfuhr dasselbe. Die Kirche blieb einige Tage und Nächte offen, und von hier aus verbreitete sich die geistige Ansteckung mit Blitzesschnelle auf die benachbarten Städte und Dörfer, so daß man schon nach wenigen Tagen über 4000 Krampfkranker zählte. Die Anfälle dauerten oft mehrere Tage und Nächte hinter einander.

Doch genug von diesen traurigen Ausschweifungen, die es eindringlich lehren, wie der Geist nach anfänglicher Verwilligung dem sinnlichen Eindruck hingegeben, so leicht seine Freiheit verlieren und unter das Joch dämonischer Krankheit gebeugt werden kann. —

Nachdem wir nun den Kreis unserer Betrachtungen durchlaufen haben, schließen wir mit einem Rückblick auf unseren Ausgangspunkt. Er hatte uns die Sympathie als die bedeutungsvollste aller menschlichen Empfindungen, ja als den tiefsten Grund fast aller Tugenden, ihren Mangel als die Quelle fast aller Laster und Sünden dargestellt.

Wer sich lebhaft als einzelnes Glied einer großen Gemeinschaft fühlt, der sympathisirt mit allen übrigen Gliedern derselben. Bei ihm werden demgemäß alle Ausflüsse dieser Sympathie, ihre nothwendigen Begleiter, vorhanden sein. Es sind dies zunächst Theilnahme, Wohlwollen — Liebe; sodann Barmherzigkeit, Gefälligkeit, Wohlthätigkeit, Milde und Neigung zum Verzeihen. Denn alle diese Eigenschaften haben eben ihren alleinigen Ursprung in dem lebhaften Gefühle der Zusammengehörigkeit, der Sympathie. Dagegen entspringen aus dem Mangel, oder der Stumpfheit dieses Gefühles, in welcher das ärmliche Selbst zu einer Welt für sich aufschwillt, alle diejenigen Laster und Rohheiten, welche unter dem Begriffe der Gottlosigkeit und der Unmenschlichkeit zusammengefaßt sind. Denn Grausamkeit, Unbarmherzigkeit, Unversöhnlichkeit, Undankbarkeit, Fühllosigkeit, Geiz, sie alle sind die unmittelbar nothwendigen Eigenschaften eines Menschen, der mit seinesgleichen nicht sympathisirt, sondern nur nach den Gesetzen seines eigenen Selbst, seiner eigenen rohen Natur lebt.

Das Einsamstehen hat neben dem Unheimlichen auch seine furchtbare Seite. Wehmüthig bleibt es für den, der sich Eins fühlt mit den fernen Gliedern seines Hauses, seines Volkes — der Menschheit, aber entsetzlich wird der Mensch, der nichts Gemeinsames fühlt mit seinen Mitgeschöpfen. Der Verbrecher, der mit fühlloser Grausamkeit fremdes Leben für nichts achtet, bei fremden Leiden kalt bleibt, empört uns; aber der Unselige, der, wenn auch bei gleich schrecklichen Handlungen, dennoch dabei in irgend einer Weise eine menschliche Regung zeigt — wie sich der Sprachgebrauch treffend äußert, der erregt unser tiefstes Mitgefühl. Denn wir erkennen ihn uns zugehörig — dreimal unselig, aber als ein Glied unseres Geschlechtes.

Und dies Alles führt uns zu der Erkenntniß, daß das lebendige Gefühl der Wesensverwandtschaft mit einem Anderen, die Liebe, die größte aller göttlichen Regungen ist, deren unsere Natur fähig ist. Entsprungen aus der geheimen Wahrnehmungsfähigkeit des Gemüthes, welche die gegenseitige Wesensverwandtschaft erkennt, führt sie die Geister zu einander; und indem sie uns mit dem Urquell der Geister, wie uns unter einander verbindet, ist sie nicht nur die größte aller Regungen, vor Hoffnung und Glauben, sondern weil sie beruht auf der unveränderlichen Eigenthümlichkeit des ewigen wie des uns anerschaffenen Wesens, so ist sie auch ewig.

Die Liebe hört nimmer auf!

Herm. Heller.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 19. Juli 1878. Nr. 29.

Engels gegen Dühring.

Der Fortschrittscandidat im vierten Berliner Wahlbezirke (der Himmel erhalte ihn recht lange in dieser angenehmen Position!) Herr Zelle, hat von einem curiosen Ehrgeiz sich hinreißen lassen, für das Verfassungsleben im Allgemeinen und seine Partei im Besonderen das zu leisten, was der Dichter der „goldenen 110" für den deutschen Parnaß im Allgemeinen und das Berliner Kleidergeschäft im Besonderen leistet, nämlich die alte Jacke mit neuen Späßen zu verbrämen. So erzählte er in einer Versammlung am 10. Juli seinen Hörern, er habe sich Mühe gegeben, das Wesen der Socialdemokratie zu ergründen und also „ein dreibändiges Werk studirt, in welchem Schäffle die socialistische Wissenschaft klarlegt, namentlich nach dem, was Karl Marx in London bahnbrechend aufgestellt hat". Hätte Herr Zelle den drei „studirten" Bänden auch nur eine Viertelstunde gewidmet, hätte er im Laufe der letzten Jahre überhaupt nur einmal nach dem wissenschaftlichen Stande der Volkswirthschaftslehre in Deutschland sich umgethan, so würden ihm nicht in den paar Worten ebensoviel Irrthümer, als Zeilen, entschlüpft sein. „Da giebt es denn einen Satz" — fuhr er fort — „welcher die Summe der Weisheit enthält, obschon Schäffle erklärt, daß er selber nicht recht klug daraus geworden sei." Und nun verlas Herr Zelle einen Satz, den wir unsern Lesern nicht erst wiederzugeben brauchen, da sie (und Herr Zelle vielleicht auch?) ihn aus der vorletzten Nr. der „Wage" (S. 420 Z. 10 v. u.) bereits kennen. Die Wiederholung des „bereits arbeitstheilig gesellschaftlichen Productionsprocesses" wirkte nach Wunsch, ein brausendes Gelächter begrüßte das Citat und als Herr Zelle hinzufügte: „Verstehen Sie das, m. H.? Ich habe mir viel Mühe gegeben, aber ich weiß nur ungefähr, was damit gesagt werden soll," — so antwortete ihm die lebhafteste Zustimmung.

Wir wollen absehen von der Unrichtigkeit der Behauptung, Schäffle selbst sei aus dem Satze nicht klug geworden — offenbar hat Herr Zelle die folgenden Zeilen des Absatzes flüchtig „studirt" und deshalb mißverstanden; wir lassen auch die Gedankenlosigkeit passiren, Schäffle „nach dem, was Marx bahnbrechend aufgestellt" arbeiten zu lassen und gleichzeitig ihn gestehen zu hören, daß er aus der „Summe der Weisheit" eben dieses Marx nicht klug werden könne. Wie sollen wir aber die

Art bezeichnen, in solcher Weise einer Wählerversammlung den Richterspruch über den wissenschaftlichen Werth einer Lehre, welche die ernstesten Consequenzen in ihrem Schooße trägt, zu entlocken? Man hat über das Turnier Most gegen Mommsen weidlich gespottet, wahrlich! hier ist mehr, mehr an Bewußtsein des Thuns, mehr an bösem Willen. Wie leicht läßt sichs nach dieser Methode abschlachten! Lese Herr Zelle doch seinen Hörern ein paar Seiten nur von der Analyse der Werthform, aus dem ersten Kapitel des Marx'schen Werkes vor und sie werden einstimmig mit ihm sein, daß „daraus nicht klug zu werden" sei; er tractire sie mit einem Stück aus Hegel's Phänomenologie, und sie werden in „stürmischer Heiterkeit" aufflammen; er unterhalte sie, aber ohne den Autor zu nennen, mit der „ästhetischen Erziehung des Menschen" und sie werden Schluß! Schluß! rufen.

Aber ist das nicht gleich dem Allerärgsten, das der deutschen socialdemokratischen Partei in ihrer ärgsten Zeit vorzuwerfen war, ist das nicht der Cultus der Rohheit, des Banausenthums? „Das Beste ist für das Volk gut genug" — das ist eine der hübschen Phrasen, wie sie unser Volksaufklärerthum im Munde zu führen pflegt: nun, hätte Herr Zelle gewagt, mit einer solchen Art von Kritik auch nur — wir wollen nicht hoch greifen — im Kreise seiner Stadtrathscollegen Glück zu machen? Ja freilich, er hat den Finger damit in die Wunde gelegt, wider Willen ein Zeuge der Wahrheit: das ist die Weise, in der die liberalen Parteien in Preußen seit zwanzig Jahren, seit ihrem Wiedererwachen, das Volk, ihr Volk behandelt haben. Wie der Rattenfänger haben sie gepfiffen, bald spöttisch, bald lustig, und hinter der bewegten Luft im Rohr ist das junge Volk hergelaufen. Ahnte es denn Keiner von den Tausenden, die am 10. Juli ihrem Redner so begeistert Beifall spendeten, wie plump das Kunststück sei, mit dem er sie berücke, wie er — nicht einmal auf ihre schlechten Leidenschaften, er wäre dann doch Demagog — sondern nur auf ihre, vor ein paar ungefügen Wortverbindungen, wie vor dem „Kümmelblättchen" sich verblüffende Unkunde spekulirt habe? Anno 1847, in der Oberschlesischen Hungersnoth, ließ sich der Oberpräsident der Provinz herab, die vom Typhus heimgesuchten Gegenden auch seinerseits heimzusuchen. Feierlicher Empfang natürlich überall, und die Dirnen des Dorfes durften natürlich nicht fehlen. Da stierte er dann blöde nach den Waden und hüstelte: wo die Mädchen noch so drall, möge es mit dem Hunger noch nicht so arg sein. Und hier ist es eine schwülstige Redeweise, die den künftigen Berliner Bürgermeister zu der leichtherzigen Meinung bringt, aus der Geschichte sei einfach nicht „klug" zu werden.

Warum das zur Einleitung? Weil auch das Buch, das die Ueberschrift dieser Zeilen ankündigt, sicher sein kann, eine feste Phalanx sich gegenüber zu finden, die entschlossen ist daraus nicht klug zu werden. Diese guten Herren, die Träger und Wortführer unsrer Cultur, wissen zwar nicht, um was es sich bei dem Streite Engels gegen Dühring handelt: sie würden sonst das Ihrige dazu gethan haben, den Berliner Docenten der ihnen die Mühe abnahm, die wissenschaftliche Leistung des deutschen Socialismus zu kritisiren und jedenfalls dabei mit dem „nicht klug werden" es klüger anstellte, zu halten, zu fördern, mit dem Bestehenden auf besten Fuß zu stellen. Für sie reicht es hin, daß

Fr. Engels der Verfasser ist, der Freund und verständnißvolle Verkünder von Marx, um sofort von dem bewußten Ohrenkatarrh befallen zu werden. Später wird sich hoffentlich die in den Wahlreden heute schon so bedeutungsvoll prophezeihte „Lücke in der Gesetzgebung" finden, mittels deren man solche inopportune Bücher überhaupt vom deutschen Markte fernhalten kann.

Der Titel: „Hrn. Eugen Dühring's Umwälzung der Wissenschaft. Philosophie. — Politische Oekonomie. — Socialismus. Von Friedrich Engels*)" bezeichnet genügend den Inhalt: es ist eine Streitschrift, nicht nur gegen den Oekonomisten Dühring, sondern auch gegen den Philosophen sich wendend.

Der Vf. begnügt sich nicht mit der negativen Kritik, er stellt im Gegensatze seine eignen Auffassungen der streitigen Punkte positiv hin und das giebt dem Buche seinen bleibendsten Werth. Da wir hier nur darauf hinzuweisen, nur den Bann des Todtschweigens zu durchbrechen wünschen für diese, wie mit Recht gesagt worden ist, seit dem „Kapital" von Marx bedeutendste wissenschaftliche Leistung des Socialismus, so möge das Einleitungskapital hier seine Stelle finden:

Der moderne Sozialismus ist seinem Inhalte nach zunächst das Erzeugniß der Anschauung, einerseits der in der modernen Gesellschaft herrschenden Klassengegensätze von Besitzenden und Besitzlosen, Lohnarbeitern und Bourgeois, andererseits der in der Production herrschenden Anarchie. Aber seiner theoretischen Form nach erscheint er anfänglich als eine weitergetriebene, angeblich konsequentere Fortführung der von den großen französischen Aufklärern des 18. Jahrhunderts aufgestellten Grundsätze. Wie jede neue Theorie, mußte er zunächst anknüpfen an das vorgefundene Gedankenmaterial, so sehr auch seine Wurzel in den materiellen ökonomischen Thatsachen lag.

Die großen Männer, die in Frankreich die Köpfe für die kommende Revolution klärten, traten selbst äußerst revolutionär auf. Sie erkannten keine äußere Autorität an, welcher Art sie auch sei. Religion, Naturanschauung, Gesellschaft, Staatsordnung, Alles wurde der schonungslosesten Kritik unterworfen; Alles sollte seine Existenz vor dem Richterstuhl der Vernunft rechtfertigen oder auf die Existenz verzichten. Der denkende Verstand wurde als alleiniger Maßstab an Alles angelegt. Es war die Zeit wo, wie Hegel sagt, die Welt auf den Kopf gestellt wurde, zuerst in dem Sinn, daß der menschliche Kopf und die durch sein Denken gefundenen Sätze den Anspruch machten, als Grundlage aller menschlichen Handlung und Vergesellschaftung zu gelten; dann aber später auch in dem weiteren Sinn, daß die Wirklichkeit, die diesen Sätzen widersprach, in der That von oben bis unten umgekehrt wurde. Alle bisherigen Gesellschafts- und Staatsformen, alle altüberlieferten Vorstellungen wurden als unvernünftig in die Rumpelkammer geworfen; die Welt hatte sich bisher lediglich von Vorurtheilen leiten lassen; alles Vergangene verdiente nur Mitleid und Verachtung. Jetzt erst brach das Tageslicht, das Reich der Vernunft an; von nun an sollte der Aberglaube, das Unrecht, das Privilegium und die Unterdrückung verdrängt werden durch die ewige Wahrheit, die ewige Gerechtigkeit, die in der Natur begründete Gleichheit und die unveräußerlichen Menschenrechte.

Wir wissen jetzt, daß dies Reich der Vernunft weiter nichts war, als das idealisirte Reich der Bourgeoisie; daß die ewige Gerechtigkeit ihre Verwirklichung fand in der Bourgeoisjustiz; daß die Gleichheit hinauslief auf die bürgerliche Gleichheit vor dem Gesetz; daß als eins der wesentlichsten Menschenrechte proklamirt wurde — das bürgerliche Eigenthum; und daß der Vernunft-

*) Leipzig, Genossenschafts-Buchdruckerei. 274 S. Preis 3 Mark.

staat, der Rousseau'sche Gesellschaftsvertrag in's Leben trat und nur in's Leben treten konnte als bürgerliche, demokratische Republik. So wenig wie alle ihre Vorgänger konnten die großen Denker des 18. Jahrhunderts über die Schranken hinaus, die ihnen ihre eigne Epoche gesetzt hatte.

Aber neben dem Gegensatz von Feudaladel und Bürgerthum bestand der allgemeine Gegensatz von Ausbeutern und Ausgebeuteten, von reichen Müßiggängern und arbeitenden Armen. War es doch gerade dieser Umstand, der es den Vertretern der Bourgeoisie möglich machte, sich als Vertreter, nicht einer besonderen Klasse, sondern der ganzen leidenden Menschheit hinzustellen. Noch mehr. Von ihrem Ursprung an war die Bourgeoisie behaftet mit ihrem Gegensatz: Kapitalisten können nicht bestehn ohne Lohnarbeiter, und im selben Verhältniß wie der mittelalterliche Zunftbürger sich zum modernen Bourgeois, im selben Verhältniß entwickelte sich auch der Zunftgeselle und nichtzünftige Tagelöhner zum Proletarier. Und wenn auch im Ganzen und Großen das Bürgerthum beanspruchen durfte, im Kampf mit dem Adel gleichzeitig die Interessen der verschiedenen arbeitenden Klassen jener Zeit mit zu vertreten, so brachen doch bei jeder großen bürgerlichen Bewegung selbständige Regungen derjenigen Klasse hervor, die die mehr oder weniger entwickelte Vorgängerin des modernen Proletariats war. So in der deutschen Reformations- und Bauernkriegszeit die Thomas Münzer'sche Richtung; in der großen englischen Revolution die Leveller's; in der großen französischen Revolution Babeuf. Neben diesen revolutionären Schilderhebungen einer noch unfertigen Klasse gingen entsprechende, theoretische Manifestationen her; im 16. und 17. Jahrhundert utopische Schilderungen idealer Gesellschaftszustände, im 18. schon direkt kommunistische Theorien (Morelly und Mably). Die Forderung der Gleichheit wurde nicht mehr auf die politischen Rechte beschränkt, sie sollte sich auch auf die gesellschaftliche Lage der Einzelnen erstrecken; nicht blos die Klassenprivilegien sollten aufgehoben werden, sondern die Klassenunterschiede selbst. Ein ascetischer an Sparta anknüpfender Kommunismus war so die erste Erscheinungsform der neuen Lehre. Dann folgten die drei großen Utopisten: Saint Simon, bei dem die bürgerliche Richtung noch neben der proletarischen eine gewisse Geltung behielt; Fourier, und Owen, der, im Lande der entwickeltsten kapitalistischen Produktion und unter dem Eindruck der durch diese erzeugten Gegensätze, seine Vorschläge zur Beseitigung der Klassenunterschiede in direkter Anknüpfung an den französischen Materialismus systematisch entwickelte.

Allen Dreien ist gemeinsam, daß sie nicht als Vertreter der Interessen des inzwischen historisch erzeugten Proletariats auftreten. Wie die Aufklärer, wollen sie nicht eine bestimmte Klasse, sondern die ganze Menschheit befreien. Wie jene wollen sie das Reich der Vernunft und der ewigen Gerechtigkeit einführen; aber ihr Reich ist himmelweit verschieden von dem der Aufklärer. Auch die nach den Grundsätzen dieser Aufklärer eingerichtete bürgerliche Welt ist unvernünftig und ungerecht, und wandert daher ebensogut in den Topf des Verwerflichen wie der Feudalismus und alle früheren Gesellschaftszustände. Daß die wirkliche Vernunft und Gerechtigkeit bisher nicht in der Welt geherrscht haben, kommt nur daher, daß man sie bisher nicht richtig erkannt hatte. Es fehlte eben der geniale einzelne Mann, der jetzt aufgetreten, und der die Wahrheit erkannt hat; daß er jetzt aufgetreten, daß die Wahrheit gerade jetzt erkannt worden, ist nicht ein aus dem Zusammenhang der geschichtlichen Entwicklung mit Nothwendigkeit folgendes, unvermeidliches Ereigniß, sondern ein reiner Glücksfall. Er hätte ebensogut 500 Jahre früher geboren werden können, und hätte dann der Menschheit 500 Jahre Irrthum, Kämpfe und Leiden erspart.

Diese Anschauungsweise ist wesentlich die aller englischen und französischen und der ersten deutschen Sozialisten, Weitling einbegriffen. Der Sozialismus ist der Ausdruck der absoluten Wahrheit, Vernunft und Gerechtigkeit, und braucht nur entdeckt zu werden, um durch eigene Kraft die Welt zu erobern;

da die absolute Wahrheit unabhängig von Zeit und Raum menschlicher geschichtlicher Entwicklung ist, so ist es bloßer Zufall, wann und wo sie entdeckt wird. Dabei ist dann die absolute Wahrheit, Vernunft und Gerechtigkeit wieder bei jedem Schulstifter verschieden; und da bei einem Jeden die besondere Art der absoluten Wahrheit, Vernunft und Gerechtigkeit wieder bedingt ist durch seinen subjektiven Verstand, seine Lebensbedingungen, sein Maß von Kenntnissen und Denkschulung, so ist in diesem Konflikt absoluter Wahrheiten keine andre Lösung möglich, als daß sie sich an einander abschleißen. Dabei konnte dann nichts andres herauskommen, als eine Art von eklektischem Durchschnittssozialismus, wie er in der That bis heute in den Köpfen der meisten sozialistischen Arbeiter in Frankreich und England herrscht, eine, äußerst mannigfaltige Schattirungen zulassende, Mischung aus den weniger auffälligen kritischen Auslassungen, ökonomischen Lehrsätzen und gesellschaftlichen Zukunftsvorstellungen der verschiedenen Sektenstifter, eine Mischung, die sich um so leichter bewerkstelligt, je mehr den einzelnen Bestandtheilen im Strom der Debatte die scharfen Ecken der Bestimmtheit abgeschliffen sind, wie runden Kieseln im Bach. Um aus dem Sozialismus eine Wissenschaft zu machen, mußte er erst auf einen realen Boden gestellt werden.

Inzwischen war neben und nach der französischen Philosophie des 18. Jahrhunderts die neuere deutsche Philosophie entstanden und hatte in Hegel ihren Abschluß gefunden. Ihr größtes Verdienst war die Wiederaufnahme der Dialektik, als der höchsten Form des Denkens. Die alten griechischen Philosophen waren alle geborne, naturwüchsige Dialektiker, und der universellste Kopf unter ihnen, Aristoteles, hat auch bereits die wesentlichsten Formen des dialektischen Denkens untersucht. Die neuere Philosophie dagegen, obwohl auch in ihr die Dialektik glänzende Vertreter hatte (z. B. Descartes und Spinoza), war besonders durch englischen Einfluß mehr und mehr in der sog. metaphysischen Denkweise festgefahren, von der auch die Franzosen des 18. Jahrhunderts, wenigstens in ihren speciell philosophischen Arbeiten, fast ausschließlich beherrscht wurden. Außerhalb der eigentlichen Philosophie waren sie ebenfalls im Stande, Meisterwerke der Dialektik zu liefern; wir erinnern nur an Rameau's Neffen von Diderot und die Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen von Rousseau. — Wir geben hier kurz das Wesentliche beider Denkmethoden an; wir werden noch ausführlicher darauf zurückzukommen haben.

Wenn wir die Natur, oder die Menschengeschichte oder unsere eigne geistige Thätigkeit der denkenden Betrachtung unterwerfen, so bietet sich uns zunächst dar das Bild einer unendlichen Verschlingung von Zusammenhängen und Wechselwirkungen, in der Nichts bleibt was, wo und wie es war, sondern Alles sich bewegt, sich verändert, wird und vergeht. Diese ursprüngliche, naive, aber der Sache nach richtige Anschauung von der Welt ist die der alten griechischen Philosophie und ist zuerst klar ausgesprochen von Heraklit: Alles ist und ist auch nicht, denn Alles fließt, ist in steter Veränderung, in stetem Werden und Vergehen begriffen. Aber diese Anschauung, so richtig sie auch den allgemeinen Charakter des Gesammtbildes der Erscheinungen erfaßt, genügt doch nicht, die Einzelnheiten zu erklären, aus denen sich dies Gesammtbild zusammensetzt; und so lange wir dies nicht können, sind wir auch über das Gesammtbild nicht klar. Um diese Einzelnheiten zu erkennen, müssen wir sie aus ihrem natürlichen oder geschichtlichen Zusammenhang herausnehmen und sie, jede für sich, nach ihrer Beschaffenheit, ihren besondern Ursachen und Wirkungen ꝛc. untersuchen. Dies ist zunächst die Aufgabe der Naturwissenschaft und Geschichtsforschung; Untersuchungszweige, die aus sehr guten Gründen bei den Griechen der klassischen Zeit einen nur untergeordneten Rang einnahmen, weil diese vor Allem erst das Material zusammenschleppen mußten. Die Anfänge der exakten Naturforschung werden erst bei den Griechen der alexandrinischen Periode und später, im Mittelalter, von den Arabern, weiter entwickelt; eine wirkliche Naturwissenschaft datirt indeß

erst von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, und von da an hat sie mit stets wachsender Geschwindigkeit Fortschritte gemacht. Die Zerlegung der Natur in ihre einzelnen Theile, die Sonderung der verschiedenen Naturvorgänge und Naturgegenstände in bestimmte Klassen, die Untersuchung des Innern der organischen Körper nach ihren mannigfachen anatomischen Gestaltungen, war die Grundbedingung der Riesenfortschritte, die die letzten vierhundert Jahre uns in der Erkenntniß der Natur gebracht. Aber sie hat uns ebenfalls die Gewohnheit hinterlassen, die Naturdinge und Naturvorgänge in ihrer Vereinzelung, außerhalb des großen Gesammtzusammenhangs aufzufassen; daher nicht in ihrer Bewegung, sondern in ihrem Stillstand, nicht als wesentlich veränderliche, sondern als feste Bestände, nicht in ihrem Leben, sondern in ihrem Tod. Und indem, wie dies durch Bacon und Locke geschah, diese Anschauungsweise aus der Naturwissenschaft sich in die Philosophie übertrug, schuf sie die spezifische Bornirtheit der letzten Jahrhunderte, die metaphysische Denkweise.

Für den Metaphysiker sind die Dinge und ihre Gedanken-Abbilder, die Begriffe, vereinzelte, eins nach dem andern und ohne das andere zu betrachtende, feste, starre, ein für allemal gegebene Gegenstände der Untersuchung. Er denkt in lauter unvermittelten Gegensätzen: seine Rede ist Ja, ja, Nein, nein, was darüber ist, ist vom Uebel. Für ihn existirt ein Ding entweder, oder es existirt nicht: ein Ding kann ebensowenig zugleich es selbst und ein Anderes sein. Positiv und negativ schließen einander absolut aus; Ursache und Wirkung stehen ebenso in starrem Gegensatz zu einander. Diese Denkweise erscheint uns auf den ersten Blick deswegen äußerst plausibel, weil sie diejenige des sog. gesunden Menschenverstandes ist. Allein der gesunde Menschenverstand, ein so respektabler Geselle er auch in dem hausbackenen Gebiet seiner vier Wände ist, erlebt ganz wunderbare Abenteuer, sobald er sich in die weite Welt der Forschung wagt; und die metaphysische Anschauungsweise, auf so weiten, je nach der Natur des Gegenstandes ausgedehnten Gebieten sie auch berechtigt und sogar nothwendig ist, stößt doch jedesmal früher oder später auf eine Schranke, jenseits welcher sie einseitig, bornirt, abstract wird und sich in unlösliche Widersprüche verirrt, weil sie über den einzelnen Dingen deren Zusammenhang, über ihrem Sein ihr Werden und Vergehen, über ihrer Ruhe ihre Bewegung vergißt, weil sie vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht. Für alltägliche Fälle wissen wir z. B. und können mit Bestimmtheit sagen, ob ein Thier existirt oder nicht; bei genauerer Untersuchung finden wir aber, daß dies manchmal eine höchst verwickelte Sache ist, wie das die Juristen sehr gut wissen, die sich umsonst abgeplagt haben eine rationelle Gränze zu entdecken, von der an die Tödtung des Kindes im Mutterleibe Mord ist; und ebenso unmöglich ist es, den Moment des Todes festzustellen, indem die Physiologie nachweist, daß der Tod nicht ein einmaliges, augenblickliches Ereigniß, sondern ein sehr langwieriger Vorgang ist. Ebenso ist jedes organische Wesen in jedem Augenblick dasselbe und nicht dasselbe; in jedem Augenblick verarbeitet es von Außen zugeführte Stoffe nnd scheidet andere aus, in jedem Augenblick sterben Zellen seines Körpers ab und bilden sich neue; je nach einer längeren oder kürzeren Zeit ist der Stoff dieses Körpers vollständig erneuert, durch andere Stoffatome ersetzt worden, sodaß jedes organisirte Wesen stets dasselbe und doch ein anderes ist. Auch finden wir bei genauerer Betrachtung, daß die beiden Pole eines Gegensatzes, wie positiv und negativ, ebenso untrennbar von einander wie entgegengesetzt sind, und daß sie trotz aller Gegensätzlichkeit sich gegenseitig durchdringen; ebenso, daß Ursache und Wirkung Vorstellungen sind, die nur in der Anwendung auf den einzelnen Fall als solche Gültigkeit haben, daß sie aber, sowie wir den einzelnen Fall in seinem allgemeinen Zusammenhang mit dem Weltganzen betrachten, zusammengehn, sich auflösen in der Anschauung der universellen Wechselwirkung, wo Ursachen und Wirkungen fortwährend ihre Stelle wechseln, das was jetzt oder hier Wirkung, dort oder dann Ursache wird und umgekehrt.

Alle diese Vorgänge und Denkmethoden passen nicht in den Rahmen des

metaphysischen Denkens hinein. Für die Dialektik dagegen, die die Dinge und ihre begrifflichen Abbilder wesentlich in ihrem Zusammenhang, ihrer Verkettung, ihrer Bewegung, ihrem Entstehn und Vergehn auffaßt, sind Vorgänge wie die obigen, ebensoviel Bestätigungen ihrer eigenen Verfahrungsweise. Die Natur ist die Probe auf die Dialektik, und wir müssen es der modernen Naturwissenschaft nachsagen, daß sie für diese Probe ein äußerst reichliches, sich täglich häufendes Material geliefert und damit bewiesen hat, daß es in der Natur, in letzter Instanz, dialektisch und nicht metaphysisch hergeht. Da aber die Naturforscher bis jetzt zu zählen sind, die dialektisch zu denken gelernt haben, so erklärt sich aus diesem Konflikt der entdeckten Resultate mit der hergebrachten Denkweise die grenzenlose Verwirrung, die jetzt in der theoretischen Naturwissenschaft herrscht, und die Lehrer wie Schüler, Schriftsteller wie Leser zur Verzweifelung bringt.

Eine exakte Darstellung des Weltganzen, seiner Entwicklung und der der Menschheit, sowie des Spiegelbildes dieser Entwicklung in den Köpfen der Menschen, kann also nur auf dialektischem Wege, mit steter Beachtung der allgemeinen Wechselwirkungen des Werdens und Vergehens, der fort- oder rückschreitenden Aenderungen zu Stande kommen. Und in diesem Sinn trat die neuere deutsche Philosophie auch sofort auf. Kant eröffnete seine Laufbahn damit, daß er das stabile newton'sche Sonnensystem und seine — nachdem der famose erste Anstoß einmal gegeben — ewige Dauer auflöste in einen geschichtlichen Vorgang: in die Entstehung der Sonne und aller Planeten aus einer rotirenden Nebelmasse. Dabei zog er bereits die Folgerung, daß mit dieser Entstehung ebenfalls der künftige Untergang des Sonnensystems nothwendig gegeben sei. Seine Ansicht wurde ein halbes Jahrhundert später durch Laplace mathematisch begründet und noch ein halbes Jahrhundert später wies das Spektroskop die Existenz solcher glühenden Gasmassen, in verschiedenen Stufen der Verdichtung, im Weltraum nach.

Ihren Abschluß fand diese neuere deutsche Philosophie im Hegel'schen System, worin zum ersten Mal — und das ist sein großes Verdienst — die ganze natürliche, geschichtliche und geistige Welt als ein Prozeß, d. h. als in steter Bewegung, Veränderung, Umbildung und Entwicklung begriffen dargestellt und der Versuch gemacht wurde, den inneren Zusammenhang in dieser Bewegung und Entwicklung nachzuweisen. Von diesem Gesichtspunkt aus erschien die Geschichte der Menschheit nicht mehr als ein wüstes Gewirr sinnloser Gewaltthätigkeiten, die vor dem Richterstuhl der jetzt gereiften Philosophenvernunft alle gleich verwerflich sind, und die man am besten so rasch wie möglich vergißt, sondern als der Entwicklungsprozeß der Menschen selbst, dessen allmählichen Stufengang durch alle Irrwege zu verfolgen, und dessen innere Gesetzmäßigkeit durch alle scheinbaren Zufälligkeiten hindurch nachzuweisen, jetzt die Aufgabe des Denkens wurde.

Daß Hegel diese Aufgabe nicht löste, ist hier gleichgültig. Sein epochemachendes Verdienst war, sie gestellt zu haben. Es ist eben eine Aufgabe, die kein einzelner je wird lösen können. Obwohl Hegel — nebst Saint-Simon — der universellste Kopf seiner Zeit war, so war er doch beschränkt erstens durch den nothwendig begrenzten Umfang seiner eigenen Kenntnisse, und zweitens durch die, ebenfalls nach Umfang und Tiefe begrenzten Kenntnisse und Anschauungen seiner Epoche. Dazu kam aber noch ein Drittes. Hegel war Idealist, d. h. ihm galten die Gedanken seines Kopfes nicht als die mehr oder weniger abstrakten Abbilder der wirklichen Dinge und Vorgänge, sondern umgekehrt galten ihm die Dinge und ihre Entwicklung nur als die verwirklichten Abbilder der irgendwo schon vor der Welt existirenden „Idee". Damit war Alles auf den Kopf gestellt und der wirkliche Zusammenhang der Welt vollständig umgekehrt. Und so richtig und genial auch manche Einzel-Zusammenhänge von Hegel aufgefaßt worden, so mußte doch aus den angegebenen Gründen auch im Detail Vieles geflickt, gekünstelt, konstruirt, kurz verkehrt ausfallen. Das Hegel'sche System als solches war eine kolossale Fehlgeburt — aber auch

die letzte ihrer Art. Es litt nämlich noch an einem unheilbaren inneren Widerspruch: einerseits hatte es zur wesentlichen Voraussetzung die historische Anschauung, wonach die menschliche Geschichte ein Entwicklungsprozeß ist, der seiner Natur nach nicht durch die Entdeckung einer sogenannten absoluten Wahrheit seinen intellektuellen Abschluß finden kann; andrerseits aber behauptet es der Inbegriff eben dieser absoluten Wahrheit zu sein. Ein allumfassendes, ein für allemal abschließendes System der Erkenntniß von Natur und Geschichte steht im Widerspruch mit den Grundgesetzen des dialektischen Denkens; was indeß keineswegs ausschließt, sondern im Gegentheil einschließt, daß die systematische Erkenntniß der gesammten äußeren Welt von Geschlecht zu Geschlecht Riesenschritte machen kann.

Die Einsicht in die totale Verkehrtheit des bisherigen deutschen Idealismus führte nothwendig zum Materialismus, aber wohlgemerkt, nicht zum blos metaphysischen, ausschließlich mechanischen Materialismus des 18. Jahrhunderts. Gegenüber der naiv-revolutionären, einfachen Verwerfung aller früheren Geschichte, sieht der moderne Materialismus in der Geschichte den Entwicklungsprozeß der Menschheit, dessen Bewegungsgesetze zu entdecken seine Aufgabe ist. Gegenüber der sowohl bei den Franzosen des 18. Jahrhunderts wie bei Hegel herrschenden Vorstellung von der Natur als eines sich in engen Kreisläufen bewegenden, sich gleich bleibenden Ganzen mit ewigen Weltkörpern, wie sie Newton, und unveränderlichen Arten von organischen Wesen, wie sie Linné gelehrt hatte, faßt er die neueren Fortschritte der Naturwissenschaften zusammen, wonach die Natur ebenfalls ihre Geschichte in der Zeit hat, die Weltkörper wie die Artungen der Organismen, von denen sie unter günstigen Umständen bewohnt werden, entstehen und vergehen, und die Kreisläufe, soweit sie überhaupt zulässig sind, unendlich großartigere Dimensionen annehmen. In beiden Fällen ist er wesentlich dialektisch und braucht keine über den andern Wissenschaften stehende Philosophie mehr. Sobald an jede einzelne Wissenschaft die Forderung herantritt, über ihre Stellung im Gesammtzusammenhang der Dinge und der Kenntniß von den Dingen sich klar zu werden, ist jede besondere Wissenschaft vom Gesammtzusammenhang überflüssig. Was von der ganzen bisherigen Philosophie dann noch selbstständig bestehen bleibt, ist die Lehre vom Denken und seinen Gesetzen — die formelle Logik und die Dialektik. Alles andere geht auf in die positive Wissenschaft von Natur und Geschichte.

Während jedoch der Umschwung in der Naturanschauung nur in dem Maß sich vollziehen konnte als die Forschung den entsprechenden positiven Erkenntnißstoff lieferte, hatten sich schon viel früher historische Thatsachen geltend gemacht, die für die Geschichtsauffassung eine entscheidende Wendung herbeiführten. 1834 hatte in Lyon der erste Arbeiteraufstand stattgefunden; 1838 bis 1842 erreichte die erste nationale Arbeiterbewegung, die der englischen Chartisten, ihren Höhepunkt. Der Klassenkampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie trat in den Vordergrund der Geschichte der fortgeschrittensten Länder Europas, in demselben Maß wie sich dort einerseits die große Industrie, andererseits die neueroberte Herrschaft der Bourgeoisie entwickelte. Die Lehren der bürgerlichen Oeconomie von der Identität der Interessen von Kapital und Arbeit, von der allgemeinen Harmonie und dem allgemeinen Volkswohlstand als Folge der freien Konkurrenz, wurden immer schlagender von den Thatsachen Lügen gestraft. Alle diese Dinge waren nicht mehr abzuweisen, ebensowenig wie der französische und englische Socialismus, der ihr theoretischer, wenn auch höchst unvollkommener Ausdruck war. Aber die alte idealistische Geschichtsauffassung, die noch nicht verdrängt war, kannte keine auf materiellen Interessen beruhenden Klassenkämpfe, überhaupt keine materiellen Interessen; die Production wie alle öconomischen Verhältnisse kamen in ihr nur so nebenbei, als untergeordnete Elemente der „Culturgeschichte" vor. Die neuen Thatsachen zwangen dazu, die ganze bisherige Geschichte einer neuen Untersuchung zu unterwerfen, und da zeigte sich, daß alle bisherige Geschichte die Geschichte

von Klassenkämpfen war, daß diese einander bekämpfenden Klassen der Gesellschaft jedesmal Erzeugnisse sind der Produktions- und Verkehrsverhältnisse, mit Einem Wort der ökonomischen Verhältnisse ihrer Epoche; daß also die jedesmalige ökonomische Struktur der Gesellschaft die reale Grundlage bildet, aus der der gesammte Ueberbau der rechtlichen und politischen Einrichtungen, sowie der religiösen, philosophischen und sonstigen Vorstellungsweise eines jeden geschichtlichen Zeitabschnitts in letzter Instanz zu erklären sind. Hiermit war der Idealismus aus seinem letzten Zufluchtsort, aus der Geschichtsauffassung, vertrieben, eine materialistische Geschichtsauffassung gegeben, und der Weg gefunden, um das Bewußtsein der Menschen aus ihrem Sinn, statt wie bisher ihr Sein aus ihrem Bewußtsein zu erklären.

Mit dieser materialistischen Geschichtsauffassung war aber der bisherige Sozialismus ebenso unverträglich wie die Naturauffassung des französischen Materialismus mit der Dialektik und der neueren Naturwissenschaft. Der bisherige Sozialismus kritisirte zwar die bestehende kapitalistische Produktionsweise und ihre Folgen, konnte sie aber nicht erklären, also auch nicht mit ihr fertig werden; er aber konnte sie nur einfach als schlecht verwerfen. Es handelte sich aber darum, diese kapitalistische Produktionsweise einerseits in ihrem geschichtlichen Zusammenhang und ihrer Nothwendigkeit für einen bestimmten geschichtlichen Zeitabschnitt, also auch die Nothwendigkeit ihres Unterganges, darzustellen, andrerseits aber auch ihren inneren Charakter zu enthüllen, der noch immer verborgen war, da die bisherige Kritik sich mehr auf die üblen Folgen als auf den Gang der Sache selbst geworfen hatte. Dies geschah durch die Entdeckung des Mehrwerths. Es wurde bewiesen, daß die Aneignung unbezahlter Arbeit die Grundform der kapitalistischen Produktionsweise und der durch sie vollzogenen Ausbeutung des Arbeiters ist; daß der Kapitalist, selbst wenn er die Arbeitskraft seines Arbeiters zum vollen Werth kauft, den sie als Waare auf dem Waarenmarkt hat, dennoch mehr Werth aus ihr herausschlägt, als er für sie bezahlt hat; und daß dieser Mehrwerth in letzter Instanz die Werthsumme bildet, aus der sich die stets wachsende Kapitalmasse in den Händen der besitzenden Klassen aufhäuft. Der Hergang sowohl der kapitalistischen Produktion wie der Produktion von Kapital war erklärt.

Diese beiden großen Entdeckungen: die materialistische Geschichtsauffassung und die Enthüllung des Geheimnisses der kapitalistischen Produktion vermittelst des Mehrwerths, verdanken wir Marx. Mit ihnen wurde der Sozialismus eine Wissenschaft, die es sich nun zunächst darum handelt, in allen ihren Einzelnheiten und Zusammenhängen weiter auszuarbeiten. —

So etwa standen die Sachen auf dem Gebiete des theoretischen Sozialismus und der verstorbenen Philosophie, als Herr Eugen Dühring nicht ohne beträchtliches Gepolter auf die Bühne sprang und eine durch ihn vollzogene, totale Umwälzung der Philosophie, der politischen Oekonomie und des Sozialismus ankündigte.

Sehen wir zu, was Herr Dühring uns verspricht und — was er hält.

Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera.

VI.

Die revolutionäre Parthie der Regierung Friedrich Wilhelm's II. als Pendant zur neueren Aera.

Wir beginnen diesen Abschnitt mit dem Ausspruch eines Geschichtschreibers, der in der tiefsten Erschöpfung Preußens unter Friedrich Wilhelm II. und in dem Rückzug der preußischen Armee hinter die Demarcationslinie des Jahres

1795 schon das Vorbild des künftigen „deutschen Kaiserthums unter preußischer Spitze" sah.

Dieser Mann ist Ludwig Häusser, Genosse Sybel's in der Geschichtschreibung und auf der parlamentarischen Tribüne Erfurts. Wie dieser ein Anhänger des Gagern'schen Programm's, wirkte er für dasselbe in seiner 1854 erschienenen „deutschen Geschichte vom Tode Friedrich's II. bis zur Stiftung des deutschen Bundes" und von 1858 bis 1865 in der zweiten badischen Kammer. Er erlebte noch einige Monate vor seinem am 17. März 1867 erfolgten Tode das Werk der Nikolsburger Abmachungen, welches seine Deutung vom Sinn der Demarcationslinie des Baseler Friedens in der Mainlinie bestätigte. Indessen war er einmal in der Zwischenzeit unsicher geworden. Jene, zur Zeit des aufsteigenden National-Vereins in der zweiten Ausgabe seines Werkes (1859) aufgestellte Deutung hat er in der dritten Ausgabe (1861) wieder gestrichen; vielleicht schien es ihm etwas indiscret, auch wohl etwas gewagt, daß er sie als geheimen Gedanken in die Brust der preußischen Staatsmänner verlegt hatte.

Wir nehmen aber seine Deutung wieder auf und gedenken die Festsetzungen des Baseler Friedens als Zeugniß für eine Bestimmung Preußens zu benutzen, die auch durch die unglücklichste Regierung eines seiner Fürsten nicht verdorben werden konnte.

Erwägen wir zunächst, wie Friedrich Wilhelm in den ersten fünf revolutionären Jahren seiner Regierung Europa in Verwirrung bringt und Fürsten und Völker zur Beschlagnahme durch die französischen Armeen reif macht. Sehen wir ihn dann in der zweiten Hälfte seiner Regierung vor den ungeübten Truppen Frankreichs bei Valmy scheu zurückweichen und seine Soldaten 1793 und 1794 bei Pirmasens und Kaiserlautern nur taktische Erfolge davontragen, während die Armeen des Pariser Convents in der Kunst der Strategie vorwärtsschreiten. Folgen wir ihm 1794 auf seinem Marsch nach dem aufständischen Polen, wo er im September die von ihm selbst geleitete Belagerung von Warschau aufgeben muß und seine in Polen zerstreuten Truppen nichts ausrichteten. Beachten wir endlich, wie er nach allen diesen Niederlagen und Beschämungen im Baseler Frieden mit der Schutzherrlichkeit über die deutschen Stände diesseits des Mains ein Pfand für die Zukunft seines Landes empfängt, dann muß Wachsthum und Machtzunahme an die Lage dieses Landes unzertrennlich geknüpft sein.

Friedrich II. hat diese Lage richtig gedeutet, wenn er Preußen das moderne Schweden und ein Bedürfniß Frankreichs und jedes Feindes der österreichischen Monarchie nannte. In diesem Sinne hat also Karl XII. „für den König von Preußen gearbeitet", als er die Kräfte Schwedens in Polen und Rußland verzettelte. Er hat auf seinen Irrfahrten das neue Preußen geschaffen, während der Großvater Friedrich's II. demselben die Königskrone aufsetzte.

Friedrich II. hatte als lachender Beerber Schwedens zunächst Frankreich im Auge und machte sich in den Unterhandlungen mit dessen Vertretern vor den beiden ersten schlesischen Kriegen ausdrücklich als Ersatzmann der früheren nordischen Großmacht geltend. In den Unterhandlungen mit Frankreich zu dem zweiten dieser Kriege nahm er bei der beabsichtigten Theilung Oestreichs schon Böhmen in Anspruch, sei es für sich, sei es zur Entschädigung für Sachsen, dessen Besitz ihm für Preußen nothwendig schien.

Im Beginn des siebenjährigen Kriegs ging der Flug des Adlers noch weiter und vor der abkühlenden und den König auf die Defensive beschränkenden Schlacht bei Kollin trug sich sein General Winterfeld mit dem Plan, ein Corps nach Ungarn zu werfen, die dortigen Protestanten und Unzufriedenen zum Abfall von Oestreich zu bewegen und seinem König die Kaiserkrone zu verschaffen.

Bald darauf machte Friedrich die Entdeckung, daß es außer Frankreich noch eine andere Macht gab, die einen Ersatz für Schweden brauchte. Diese Macht war Rußland, welches während der Winter des siebenjährigen Kriegs

Polen zu seiner ständigen Caserne gemacht und die Theilung des Landes vorbereitet hatte. Von Preußen hatte es weder eine eigne polnische Politik, noch Kreuzzüge nach Pultava, noch eine eigne nachhaltig feindliche orientalische Politik zu befürchten. Es führte daher dieses ungefährliche Schweden in die polnischen Angelegenheiten ein; — für den Nothfall hatte es an dem andern Genossen der Theilung, Oestreich, einen Rückhalt.

Nach dem Tode Friedrich's sahen sich die Berliner Staatsmänner im Besitz eines so großen Capitals von Ruhm und Macht, daß sie nur über die Nähe oder Ferne des Zeitpunkts stritten, wann Preußen nach der ihm unentbehrlichen Ergänzung greifen könne. „Preußen muß eine Gränze haben, Deutschland seine endliche Form bekommen", war das damalige Berliner Schlagwort. Zu Mirabeau, welcher in jenen Monaten mit den hohen Politikern der Hauptstadt verkehrte, sprach Prinz Heinrich, Bruder des verstorbenen Königs, sein Bedauern darüber aus, daß Frankreich den Fürstenbund zugelassen, selbst begünstigt und somit das Hilfsmittel der Säcularisationen den Händen der preußischen Regierung entzogen habe; womit anders, rief er, kann man Sachsen (welches also einen andern Platz erhalten mußte) richtig stellen? Auch der Herzog von Braunschweig suchte nach einem Aequivalent für Sachsen und vertröstete sich, der als Agent des Fürstenbundes, dieser angeblichen Garantie der deutschen Freiheit, also auch des geistlichen Fürsten, die Ruhe der Letzteren augenblicklich nicht stören durfte, daß er beim Tode des Kurfürsten von Mainz den geistlichen Herren für einige Modificationen des deutschen Bundes „Vernunft beibringen" könne.

In Mitten dieser hochgehenden Stimmung Berlins sollte sich nun Friedrich Wilhelm entscheiden. Er hatte von seinem Vater, dem Prinzen von Preußen, Wilhelm, eine weiche, dem Gefühl der Sympathie zugängliche und empfindsame Natur geerbt. Die Erinnerung an diesen Vater, welcher sich durch Zartgefühl und liebenswürdige Menschenfreundlichkeit die allgemeine Zuneigung erworben hatte, war mit dem Gedanken an die Melancholie verbunden, die denselben in ein frühes Grab stürzte, nachdem ihn der Bruder, Friedrich II., wegen seiner Führung einer Armeeabtheilung auf dem Rückzuge von Kollin in Gegenwart von Generalen und Fürsten mit ungerechten Vorwürfen überhäuft hatte. Er selbst, den 27. September 1744 geboren, war von seinem Oheim hart und rauh behandelt worden und kam mit dem Vorsatz zum Thron, im Gegensatz gegen dessen strenges und verschlossenes Regiment eine Aera der Gütigkeit, Milde und der Förderung alles Dessen, was er für recht und billig hielt, zu eröffnen.

Obwohl ihn Friedrich von jeder Theilnahme an der Politik fern gehalten hatte, so konnte ihm doch die gedrückte Lage, in welcher sich der verstorbene Herrscher Rußland gegenüber befand, kein Geheimniß bleiben. Er selbst war von Letzterem nach Petersburg geschickt worden und die autokratische Haltung, welche Katharina an ihrem orientalische Pracht und dictatorisches Selbstgefühl verbindenden Hofe gegen ihn behauptet hatte, konnte ihn in seiner Antipathie gegen die Czarin nur bestärken. Er beschloß, die angebliche Schwäche, welcher Friedrich II. gegenüber den Ansprüchen und Geboten Rußlands erlag, zu heilen und im Bereich des deutschen Fürstenbundes wollte er die Stände durch Ueberredung und vertrauliche Verhandlung an sich ziehen.

Die Vorstellung, daß er in seiner Politik unselbstständig war, ist übertrieben. Er wollte selbst entschließen und handeln. Ich habe allein gelitten, sagte er, als man ihm nach seinem Regierungsantritt vom Unglauben der Welt an seine Selbstständigkeit berichtete, und werde auch allein regieren. Die schnellen Wechsel im Laufe seiner Politik entsprangen sowohl aus seiner sanguinischen, sich bald erschöpfenden und ermattenden Natur, als aus der innern Unhaltbarkeit seiner Unternehmungen. Seine zahlreichen von Schlieffen (in seinen „Erlebungen", Berlin 1840) uns erhaltenen Schreiben und Instructionen in den

Lütticher und Belgischen Angelegenheiten beweisen, daß er die Details derselben genau kannte und, auch neben Hertzberg, leitete.

Im ersten Jahr seiner Regierung stritten sich, wie Mirabeau in seinen Berliner Briefen richtig schildert, die verschiedenen Richtungen vergebens um Oberhand und Einfluß. Er stellte ihnen Neutralität und Passivität entgegen. Gegen Ende dieses Jahres kam jedoch Hertzberg obenauf. Dieser Minister, der unter Friedrich nur der subalterne Bearbeiter der Königlichen Anweisungen war, wollte Preußen über das fridericianische Niveau erheben, in Deutschland zum Schiedsrichter, in Europa zum Dictator machen, im Westen England zur Demüthigung Frankreichs an Deutschland ketten, im Osten Rußland niederhalten und womöglich in die Steppen der Wolga zurückwerfen. Solche hochfahrenden Pläne kamen dem Verlangen des Königs nach einer großen Stellung Preußens entgegen. Die Verbissenheit, welche der Minister mit dem Anschein der Festigkeit bekleidete, versprach dem Fürsten Ausdauer und Standhaftigkeit. Seine Heftigkeit machte den Eindruck des Durchschneidenden und des Kraftgefühls. Reich an Ränken und nicht wählerisch im Punkt der listigen Ueberrumpelungen, schien er der rechte Mann dazu, die hohen Absichten des Monarchen geschickt durchzuführen.

Der erste Meisterstreich Hertzberg's war die Katastrophe, die er in Holland in Verbindung mit dem dortigen englischen Gesandten herbeiführte. Wie Friedrich II hatte dessen Nachfolger den Streit des unfähigen und herrschsüchtigen Erbstatthalters, Wilhelms V, mit der bürgerlichen Aristokratie und den republikanischen Patrioten sich selbst überlassen. Als aber die Patrioten die, vom Berliner Minister und jenem Gesandten bestellte Reise der Gemahlin des Statthalters, Schwester Friedrich Wilhelms und der eigentlichen Directrice des holländischen Streits, vom Schlosse Loo nach dem Haag unterbrachen, ließ der König, im Herbst 1787, den Herzog von Braunschweig mit 20,000 Preußen Holland überziehen. Dieser bis auf ein leichtes Zusammentreffen bei Amsterdam unblutige Siegeslauf des Herzogs blendete alle Welt als ein Erfolg über Frankreich, welches, damals mit der innern Reform beschäftigt, nicht einen Mann im Lager von Givet aufgestellt hatte. Aber er war unheilsschwanger für Preußen und den herzoglichen Triumphator. Dieser war, wie er in einem spätern Schreiben an Schlieffen aussprach, davon überzeugt, daß die Macht Frankreichs aus der Armeeliste Europa's gestrichen sei, und nur dieser Glaube verleitete ihn 1792 zu dem strategischen Unding, seine ihm knapp zugemessene Armee ohne irgend eine militärische Basis wie einen Zwirnfaden durch das Loch der Ardennen in Frankreich einzufädeln und der Gefahr der Vernichtung oder Gefangennahme auszusetzen.

Auch der andre Erfolg des holländischen Feldzugs, die von Hertzberg gesuchte und im Jahr darauf geschlossene Allianz mit England, trug nicht die Früchte, die man sich von ihr in Berlin versprach. Zwar vereinigten sich beide Mächte zur Unterstützung Schwedens gegen Rußland, welches damals im Bunde mit Oestreich den Krieg gegen die Türkei begann. Gustav, mit Londoner, Berliner und türkischem Golde unterstützt, hielt auch die russische Flotte, die nach dem Archipelagus segeln wollte, in der Ostsee zurück und erschreckte Katharinen mit seinen Kanonen vor den Mauern von Petersburg. Allein England und Preußen ließen ihn sich mit den nachhaltigeren Kräften Rußlands und dessen Umtrieben unter seinen Unterthanen verbluten und mußten zusehen, wie er sich endlich im Jahr 1790 zum Frieden mit der Zarin verstand.

Ihrem Höhepunkt näherte sich die neue Politik Friedrich Wilhelm's in den Lütticher Unruhen, zeigte aber auch dabei alle Schwächen und Halbheiten, welche das zwitterhafte, Deutschthum und Preußenthum mit einander mengende und beides noch durch ein starkes europäisches Machtgefühl in Unruhe versetzende Wesen des damaligen Preußens mit sich brachte.

Friedrich Wilhelm war als Herzog von Cleve in Gemeinschaft mit dem Herzog von Jülich (Pfalz-Bayern) und dem Bischof von Münster (damals Kurfürst von Köln) vom Reichskammergericht mit der Ausführung eines Executions-Mandates beauftragt worden. Es galt der Zurückführung des Landfriedens, welchen die Bürger von Lüttich am 17. August 1789 durch Absetzung des alten Magistrats und Einsetzung einer neuen Verwaltung gebrochen hatten. Sie hatten der nicht gerade abschläglichen Antwort des Fürstbischofs auf ihre Bitte um Beseitigung des ihrer früheren Wahlfreiheit entgegengesetzten Reglements vom Jahre 1684 zu schnell die bewaffnete Vollziehung folgen lassen. Friedrich Wilhelm schickte den Generallieutenant Grafen Martin Ernst von Schlieffen, Gouverneur von Wesel, soeben erst aus Casselschen Diensten in die preußische Armee getreten, mit 4000 Mann als seinen Vertreter nach Lüttich.

Der König hatte in dieser Angelegenheit die erste große Probe abzulegen wie er die ihm von seinem Oheim hinterlassene Stellung als Haupt des Fürstenbundes einzunehmen gedenke. Dieser Bund, zum Schutz der „deutschen Freiheit" gegen die kaiserliche Macht gestiftet, verpflichtete ihn zur Vertheidigung der fürstlichen Kronenrechte, somit auch zur Wiedereinsetzung des Fürstbischofs von Lüttich in seine landesherrlichen Gerechtsame. Die Anweisungen, welche Schlieffen sowohl vom König wie von Hertzberg erhielt, zeigten jedoch, daß die Schutzherrlichkeit, welche Friedrich II. nach dem Vorbilde Richelieu's und Oxenstierna's sich über die Reichsstände beigelegt hatte, in der Hand eines deutschen Fürsten noch viel von ihrem auswärtigen Charakter beibehalten hatte. Ferner widersprach es der halb deutschen und halb europäischen Position des Königs, sich streng an das Gebot der Reichsbehörde zu halten, wonach er im Verein und unter Mitwirkung der ihm beigesellten Genossen das Urtheil des Reichsgerichts zur Vollziehung zu bringen hatte. Seiner Würde und dem französisch-schwedischen Charakter seines neuen Protectorats hielt er es vielmehr für angemessen, von vorn herein als Vermittler und Schiedsrichter in die Lüttich'schen Händel einzugreifen und nach der höheren Rolle des Garanten eines von ihm allein bewirkten Arrangements zu trachten.

Aus dieser Mischung von Reichscharakter und auswärtiger Hoheit entstanden nun die Widersprüche und Halbheiten, welche die Anweisung Schlieffens durchzogen. Der General sollte das Kunststück ausrichten, das Wetzlarer Mandat zu vollziehen, aber nicht dem Buchstaben, sondern dem Geiste nach und im richtig verstandenen Interesse der Lüttícher. Er war ferner angewiesen, nicht offen gegen die Collegen des Herzogs von Cleve aufzutreten, aber unter dem Mantel einer reichsverfassungsmäßigen Execution und mit Beihilfe seines Civil-Adlatus, des preußischen Geheimenraths Dohm, eine Constitution des Lütticher Landes zu Stande zu bringen, bei alle dem aber nicht den Argwohn der souveränen Fürstenbunds-Genossen zu erwecken. Vor Allem aber sollte Schlieffen bei den Lüttichern nicht den Glauben aufkommen lassen, daß die preußischen Truppen gekommen wären, um ihre Freiheitsbestrebungen zu unterdrücken, und die Begünstigung ihrer Erhebung so leiten, daß sein königlicher Auftraggeber nicht als Beschützer von Aufwieglern „verschrieen" werden könne.

Zu gleicher Zeit hatte Preußen in dem aufständischen Belgien die Rolle übernommen, welche die Pariser Regierung, damals durch die innere Revolution in Anspruch genommen, im Sinne der alten französischen Ueberlieferung auch nicht einmal als Vermittler hatte durchführen können. Friedrich Wilhelm war an ihre Stelle getreten und fand in dem Reichsauftrag gegen die Lütticher die passende Gelegenheit, auf die Brabanter Unruhen, zu Ungunsten Oesterreichs einzuwirken. Zunächst wurde Schlieffen, auch in dem königlichen Schreiben vom 19. October 1789, gemahnt, jeden Schein zu vermeiden, als seien die preußischen Truppen im Einverständniß mit Oesterreich nach Lüttich gekommen, um mittelbar die Brabanter Unruhen einzudämmen. Namentlich ward in seiner Instruction hervorgehoben, daß bei einem klugen Benehmen seinerseits die Bra-

banter, die soeben aus ihren militärischen Sammelplätzen im Lüttichschen durch die Kaiserlichen vertrieben waren, wieder Muth fassen und unter preußischen Auspicien im Lande des Fürstbischofs neue Ansammlungen veranstalten könnten.

Der König selbst faßte die belgische Angelegenheit so sanguinisch auf, daß er sogar, wie Hertzberg am 11. December 1789 an Schlieffen meldete, daran dachte, aus Belgien eine unabhängige Republik zu machen. Hertzberg wollte sich zwar, weil England schwerlich auf diesen Plan eingehen würde, damit begnügen, dem Kaiser seine Provinz mit einer von Preußen garantirten Constitution zurückzugeben. Die Erfolge der Aufständischen über die kaiserlichen Truppen befeuerten indessen die Stimmung in Berlin in dem Grade, daß Hertzberg am 23. Februar 1790 an Schlieffen schreiben konnte, man erwarte für nächstens die Unabhängigkeits-Erklärung der neuen Republik und der König sei bereit, sie anzuerkennen und für sie einzutreten.

In der That caressirte nun Friedrich Wilhelm den ultramontanen Klerus, welcher die neue Ständeversammlung in Brüssel und den executiven Congreß beherrschte. Er ward der Verbündete einer Geistlichkeit, die aus der Republik eine Theokratie machen wollte, und verließ sich auf ihr Versprechen, daß sie ihm die Kräfte Belgiens gegen Oesterreich zur Verfügung stellen werde. Ihrerseits verehrten die Klerikalen Belgiens Preußen als ihr Idol und bewarben sich, da sie den Häuptern der erlauchtesten Häuser ihres Landes mißtrauten, um den Eintritt preußischer Officiere in ihren Dienst. Schlieffen hatte ihnen schon den Hessel-Casselschen Generalmajor Schönfeld, der später in der preußischen Armee erscheint, verschafft; Hertzberg schickte ihnen, unter passender Larve, seinen Privatsecretär Brockhausen und auch der wandernde Diplomat des preußischen Hofs, Benjamin Veitel Ephraim, der Sohn des Fridericianischen Münzfactors, tauchte (wie er in seiner Schrift: „über meine Verhaftung", Berlin, 1807, erzählt) in diesem Wirrwarr als militärisch-diplomatischer Agent auf.

Hertzberg übersah in seiner brodelnden Geschäftigkeit, daß sowohl die innere Uneinigkeit des hohen Adels wie die Zurücksetzung seiner mächtigen Häupter und die im Aufstand erstarkte patriotische Parthei der revolutionären Theokratie keine Dauer versprachen. Stolz aber auf seine scheinbar beherrschende Stellung in Belgien und Lüttich benutzte er noch dazu die Unruhen in Galizien und Ungarn, um die österreichische Monarchie auch in ihrem Hauptkörper zu erschüttern. Den Unzufriedenen der ersteren Provinz, welche die Wiedervereinigung mit Polen suchten, betheuerte er, daß die Heilung des an ihnen bei der Theilung ihres Vaterlandes begangenen Unrechts das Pivot seiner Politik sei; den Unruhigen Ungarns versprach er die preußische Garantie ihrer Verfassung. Der Verkehr Berlins mit beiden gährenden Ländern war ein lebhafter und die Vorzimmer Hertzbergs und der anderen Minister sahen einen beständigen Zustrom von galizischen und ungarischen Deputationen.

Polen selbst war für eine gemeinschaftliche Action mit Preußen gestimmt. Die dringliche und herrische Manier, mit welcher der diplomatische Agent Hertzberg's in Warschau auftrat, stärkte jedoch, obwohl er die Räumung Polens durch die Russen und den Abschluß der polnisch-russischen Allianz im März 1790 durchsetzte, die Parthei, welche die Kräfte des Zarenreichs ruhiger beurtheilte, und Hertzberg kränkte seinen polnischen Anhang selbst durch die Marotte, welche den angeblichen Pivot seiner Politik bildete, — durch seine Werbung um Thorn und Danzig.

Es gab damals schon eine officiöse Presse, welche sich der Verherrlichung der preußischen Politik widmete. Ihr zufolge hatte Preußen im holländischen Feldzug und mit seiner Unterstützung Belgiens den größten Monarchien, Frankreich und Oestreich seine Kraft gezeigt. Mit seiner Unterstützung Schwedens und mit der Stärkung Polens hatte es sich zum Centrum der europäischen Angelegenheiten gemacht. Endlich kam die Convention von Reichenbach

(im Juli 1790), in welcher Kaiser Leopold auf die Eroberungen in der Türkei verzichtete und gegen die Zusicherung, Belgien seine alten Rechte zu erhalten, diesem Lande die Hoffnung auf preußische militärische Hilfe entzog. Jetzt hatte, nach dem Ausdruck jener Presse: „das preußische Haus die ihm eigenthümliche, große Rolle, — die des Vermittlers und Friedensstifters erfolgreich durchgeführt und die Pacificationslinie, die sich von Gothenburg (Schweden) bis Amsterdam erstreckte, über Brüssel und Lüttich bis nach Constantinopel gezogen."

In Wirklichkeit sah die Sache anders aus. Die ganze Linie, auf welcher sich die preußische Intervention bewegte, war mit Ruinen bezeichnet.

Der feine, angeblich gemäßigte Herzog von Braunschweig hatte in Holland gezeigt, wessen er im Fall eines militärischen Erfolgs in Frankreich fähig gewesen wäre. Er hatte die Häupter der Patrioten verfolgen und ihre Güter einziehen lassen; seinen eignen Truppen hatte er Plünderungen nachgesehen und dem städtischen Pöbel, der Leibgarde des Statthalter-Regiments, freies Feld für Mord und Verwüstung verschafft. Die Kaufleute und Geschäftsleute wanderten mit ihren Capitalien, besonders nach Hamburg, aus und die Patriotenhaufen waren für den Empfang der spätern französischen Eroberer vorbereitet. In dem zerrütteten Belgien und in Lüttich zogen bald darauf die republikanischen Heere Frankreichs die Erndte ein, welche die wühlende und zweideutige Politik Hertzberg's zur Reife gebracht hatte. Das von England und Preußen in Stich gelassene Schweden verblutete sich im Kampf mit Rußland und ward seitdem die Beute des nordischen Kaiserstaats; die Einführung einer preußischen Parthei in Polen beschleunigte daselbst die letzte Katastrophe.

England hatte von des Braunschweigers Siegeszug in Holland den Gewinn, daß es seines seit Cromwell vorbereiteten Triumphs über diesen Nebenbuhler seiner Seemacht eine Zeit lang genießen konnte. Obwohl Alliirter Preußens, sah es Oesterreich, seinen Wächter gegen Frankreich, in Belgien lieber als Hertzbergs Wühlereien und es hatte, um sich die Kaisermacht an der Nordsee zu erhalten, die Krisis von Reichenbach herbeigeführt und geleitet.

Trotz dieser prekären Lage beschloß Friedrich Wilhelm, Rußland dafür zu züchtigen, daß es nicht das gleiche Bedürfniß und dieselbe Eile wie Oesterreich hatte, mit der Pforte Frieden zu schließen. Ein großer Theil der preußischen Truppen, die vor der Reichenbacher Zusammenkunft gegen Oesterreich aufgestellt waren, blieb auf dem Feldetat stehen und sammelte sich in Ostpreußen, um im Frühjahr 1791 nach der Düna zu marschiren und unter Leitung Tempelhofs Riga zu belagern. Möllendorf war die Ehre zugedacht, unter der persönlichen Oberleitung des Königs das Heer gegen Rußland zu führen. Friedrich Wilhelm schickte sich zu dem Feldzug mit einer Heiterkeit an, als ob es auf irgend ein Lustlager ginge. Sein Gepäck, seine Handpferde waren schon nach der russischen Gränze vorausgeschafft, als wiederum England der preußischen Kriegslust Zügel anlegte. Dießmal war Pitt durch die Interessen des englischen Handels und durch Fox'ens russenfreundliche Opposition im Unterhaus gezwungen, die Friedensfahne für den Orient aufzuziehen.

Jetzt endigte die revolutionäre Periode der Regierung Friedrich Wilhelms und bald darauf, im August 1791, eröffnete der König zu Pillnitz seine contrerevolutionäre Laufbahn. Die Enttäuschungen und Niederlagen, die er bisher erlitten hatte, dienten ihm nicht zur Warnung vor einem gleich übereilten Sturmlauf gegen den Heerd der neuen Ideen und wiederum kam daher ein plötzlicher Wechsel. Ein Paar Tage nach der ersten Niederlage, die er auf dem glühenden Boden Frankreichs erlitt, sann er auf einen Ersatz an dem getäuschten Polen und holte sich daselbst die Ketten, die ihn schließlich an Rußland fesselten.

B. Bauer.

Für Diejenigen unserer geehrten Leser, welche sich den Jahrgang 1877 der „Wage" completiren möchten, bemerken wir, daß wir gern, soweit unser Vorrath reicht, kostenlos die Ergänzung bewirken, wenn uns nur durch Postkarte die fehlenden Nummern angegeben werden.

Die Expedition der „Wage."

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 26. Juli 1878. Nr. 30.

Vor den Wahlen.

Die Thatsachen haben uns eine harte Lehre gegeben. Was ist seit den Attentaten, durch die Attentate aus dem deutschen Volke geworden? Die menschliche Erregung, in die es durch die erschütternd schnelle Folge von Mordversuchen versetzt wurde, gereicht ihm zur Ehre, der Russe würde ein gleiches Maaß sittlicher Bildung nicht aufzuweisen haben. Daß ein monarchischer Patriotismus zugleich, und natürlicherweise in Preußen am lebhaftesten, hervortrat, das ist unumwunden einzuräumen, das Beispiel des Engländers lehrt uns, daß sich damit sehr wohl ein stolzes Unabhängigkeitsgefühl verbinden läßt. Aber damit hört auf, was sich anerkennen läßt; darüber hinaus beginnt ein Wirrwarr von Gefühlen und Gedanken, wie er nicht niederschlagender sein kann.

Zuerst die Denuncirsucht. Wir sehen ab von den Fällen, in denen Rachsucht oder andere Niedertracht zu falscher Angeberei führte, wir habens nur mit denen zu thun, wo in der That ein frivoles, rohes Wort laut geworden war. Welch' traurige Hilflosigkeit, wenn statt der kurzentschlossenen eignen Abwehr und Zurechtweisung jetzt überall nach Polizei und Staatsanwaltschaft gerufen wird — welche Regierungsbedürftigkeit! — Daneben der Ruf nach Ausnahmemaßregeln! Nach welchen? Keiner weiß es zu sagen, Keiner vermag zu leugnen, daß Preß- und Vereinsgesetzgebung in Deutschland bereits das Möglichste an Beaufsichtigung und Beschränkung leisten. Aber der Streit geht bei denen, die sich liberal nennen, nur noch darum, ob die Verschärfungen nur gegen Einzelne oder gegen die Gesammtheit sich richten sollen: daß Zügel und Zaum in Deutschland schärfer angezogen werden müsse, das steht vorweg über jedem Zweifel. Und wenn das nur Einzelnen gelten soll, wem denn? Der Socialdemokratie. Aber wen meint man damit? Die Einen, die bescheidensten meinen, es reiche hin, den sogenannten „Verführern", den „Agitatoren" das Handwerk zu legen. Aber das sind ein paar Dutzend

Männer — ist das glorreiche, das siegesmächtige Deutschland denn so schwach, so krank, sich durch diese kleine Schaar in solchen Schrecken versetzen zu lassen? Worauf die Klügeren, die Muthigeren auch mit der Antwort bei der Hand sind: Keineswegs, das Uebel sitzt auch tiefer und ist nicht nach dem in die Augen fallendsten Symptome zu beurtheilen: der gesammte Socialismus vielmehr ist der böse Feind, trete er nun im Volke auf als Socialdemokratie, oder von der Kirche ausgehend als christlicher Socialismus oder auf der Wissenschaft beruhend als Kathedersocialismus. „Verächtlicher als die offenen Feinde der Gesellschaft sind die auf die besten Lehrstühle berufenen Wühler", so denuncirte neulich das als Hort der freien Lehre allzeit bewährte Hauptorgan der Fortschrittspartei in der Reichshauptstadt. So stieg auch einst die Verfolgung von Sand, dem Mörder Kotzebue's, bis zu de Wette, dem freisinnigen Theologen, und bis zu den Universitäten hinauf. Die Tendenz also ist es, die strafbar macht. Und welche? Seit alten Zeiten sind in solcher Lage die Begriffe sehr weit geworden. Man lese doch nur die Aktenstücke des deutschen Bundes, von jener berühmten Sitzung des 20. September 1819 an durch all die Verbote von Zeitungen und Büchern hindurch, die mit stets weiter ausgreifenden Motivirungen versehen sind, von den Zeiten der Burschenschaft bis zu den Zeiten des jungen Deutschland, bis zu jener als Musterstück für alle solche Anklagen dienenden Eröffnungsrede des Fürsten Metternich bei den Wiener Geheimconferenzen von 1834:

„Aus den Stürmen der Zeit ist eine Partei entsprossen, deren Kühnheit, wenn auch nicht durch Entgegenkommen, so doch durch Nachgiebigkeit, bis zum Uebermuth gesteigert ist. Jede Autorität anfeindend, weil sie selbst sich zur Herrschaft berufen wähnt, unterhält sie mitten im allgemeinen politischen Frieden einen innern Krieg, vergiftet den Geist und das Gemüth des Volkes, verführt die Jugend, bethört selbst das reifere Alter, trübt und verstimmt alle öffentlichen und Privatverhältnisse, stachelt mit voller Ueberlegung die Völker zu systematischem Mißtrauen gegen ihre rechtmäßigen Herrscher auf, und predigt Zerstörung und Vernichtung gegen Alles, was besteht."

Ist da nicht das Schema bereits gegeben, nach dem auch heute wieder die Anklagen geschleudert werden? Aber freilich, ein Unterschied waltet ob, ein großer und schwerer. Damals waren es nur die Fürsten und ihre Minister, die sich so in Gegensatz stellten zu der Bewegung im Volke und heute ist es ein Theil dieses Volkes selber, und zumeist der durch Beruf und Besitz bevorzugte, der sich erhebt gegen den Andern und in der Staatsgemeinschaft nicht mehr mit ihm leben zu können meint unter gleichem Rechte und gleicher gesetzlicher Freiheit! Und dieser Schrei nach Staatshilfe geht gerade von denen aus, denen bisher als beste

Freiheit im Staate die Freiheit vom Staate galt, von den Männern des laissez faire et laissez passer! Bedeutet das nun eine große Umkehr, bedeutet es, daß das deutsche Volk, matt geworden an der Fruchtlosigkeit des nunmehr dreißigjährigen Krieges um die Freiheit, sich nun wieder strecken und fügen will unter die Hut des Polizeistaates, zufrieden mit dem, was die Weisheit der Regierenden etwa an Bewegungs- und Entwickelungsfreiheit dem Einzelnen wie dem Ganzen gestatten möchte? Sind wir durch einen Atavismus, durch einen Rückschlag, wie er auch im Leben der Völker wohl vorkommt, zurückverschlagen in jene Generation der Zwanziger und Dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts, in denen die Komödie und der neue Roman das öffentliche Leben darstellten und ausfüllten, in denen wir für die Leiden der fremden Völker Lieder hatten, für die eigenen aber nicht einmal diese? In denen wir froh waren, in englischen und französischen Blättern davon lesen zu dürfen, was die Welt bewegte, etwa so wie wir heute froh sind, aus der Times erfahren zu können, was in Berlin abgemacht worden ist? Ist es ein richtiges Vorgefühl gewesen, als Virchow im vorigen Jahre die Wissenschaft warnte, anders als in schwerem Panzer auszureiten, als Forckenbeck den Liberalen sein: Zurück auf die Schanzen! zurief, ein Aufruf freilich, allzeit verhallend für die Ausreißer?

Oder dürfen wir den Muth haben zu sagen: Wie die einstige Reaction nur das böse Gewissen war des Absolutismus, der seiner in der Noth gegebnen Verheißungen ledig sein wollte, so ist heute der sinnlose Schreckensruf im Volke nur das böse Gewissen einer weit und hoch verzweigten Verkehrs- und Erwerbscorruption, die ihre Künste nun am Ende sieht? Die nächsten Monate, die Gestaltung der Dinge im Reichstage müssen uns darüber den Entscheid bringen. Unsre Pflicht bleibt in beiden Fällen dieselbe: die Reform von Grund aus!

Die Volkspartei — wir würden sie lieber: die demokratische Partei nennen, sowol wegen der größeren Bestimmtheit des Sinnes wie wegen des guten alten Klanges den das Wort, in Norddeutschland wenigstens, hat — ist zur rechten Zeit auf dem Kampfplatze erschienen. Die Lehre, die dem römischen Könige einst die Sybille gab, ist noch heute in Kraft: wie die Weigerung steigt, so steigt die Forderung. Durch den schnellen Lauf der Dinge in den letzten Wochen ist die Partei verhindert worden, ihre Verbreitung so zu suchen und zu finden, daß sie bereits in allen Theilen Deutschlands den Wahlkampf versuchen könnte, aber da sie ihr Arbeitsfeld mehr im Volke als im Parlamente sieht, so werden Mißerfolge der Wahl sie nicht entmuthigen; gelingt es ihr auch nur, den einen oder andern Vertreter in den Reichstag zu entsenden, so wird es auch an Gelegenheit nicht fehlen, von dieser Tribüne herab — der einzigen, die gegenwärtig noch einigen Raum für die freie Gedanken-

entwicklung gewährt — zum Fenster hinaus — wie das alle echten Parlamentsreden thun sollten — das Volk an seine Pflicht gegen sich selber zu erinnern. Ueber das, was ihr zunächst zu thun obliegt, hat sich das dem Leser dieser Zeilen bekannte Programm in kurzen, klaren Worten ausgesprochen: es ist das „deutliche unbeugsame Nein", das wir wollen nicht mitthun bei dem, was einem unklar erregten Volksgefühle abgewonnen werden soll, wir glauben nicht an die Krankheit der Nation, von der man in allen Gassen schreit, wir wollen drum auch nicht kuriren, weder mit Eisen und Blut, noch mit Besprechen. Ist einstmalen das Ja „der schönste Laut" für einen König genannt worden, so nennen wir heute dies unser Nein den besten Laut für das Volk.

Mit Recht ist zum Fundamente dieser negativen Forderungen das allgemeine gleiche directe Wahlrecht und das Verlangen, daß es unverletzt bleibe, gewählt worden. Die Gegner sprechen am wenigsten davon, aber sicherlich denken sie am meisten daran. Fürst Bismarck hat es geschaffen, und so will man auch höflicherweise ihm den Vortritt überlassen bei dem Gange, der es wieder hinausführt aus der Reihe der Existenzen. Und er wird voranschreiten, denn das allgemeine Wahlrecht hat seine Schuldigkeit gethan dem Particularismus wie der Bourgeoisie gegenüber und so kann es, wie Muley Hassan, gehn! Und die Fortschrittspartei wenigstens, die Jahre lang um das „direct" schwächlich sich gewunden hat, wird heute am wenigsten Muth haben, ihren frühern Besorgnissen und Scrupeln Valet zu sagen und für das ganze, das volle Recht einzustehn. Die clericale Partei wird es vielleicht halten wollen, hat sie doch ohnehin in ihrer großen festen Organisation stets das Mittel, auch das directe Recht zu einen indirecten, also leichter zu handhabenden zu machen: aber um der Freiheit willen soll das erste Grundrecht der Freiheit geschirmt werden und so ist die demokratische Partei der berufenste Schildhalter. Von allen andern Seiten ist, wenn nur erst das Signal gegeben, die offne Feindseligkeit zu erwarten. In Presse und Vereinen, das wissen sie ja, ist schon auf Grund der bestehenden Gesetzgebung jede Opposition genügend zu unterdrücken, aber wie soll in der Agitation bei bevorstehenden Wahlen der Unterschied immer richtig und wirksam gefunden werden zwischen Reichsfreund und Reichsfeind? Und für die Abgeordneten einer zum Tode verurtheilten Partei läßt sich doch keine Ausnahmebestimmung in die Geschäftsordnung des Parlamentes bringen. Valentin, der Schlußmacher, ist bisweilen auch andern Parteien lästig geworden, außerdem ist er jetzt, von der Lächerlichkeit erdrückt, zurückgetreten und wird nicht so leicht einen Nachfolger finden, der für die nothwendige eigene Schweigsamkeit Garantien böte. Man muß den Comment des Reichstages kennen, um zu wissen, wie lästig

dabei schon ein Dutzend Fremdlinge, die auf dem Platze sind, werden können — und deshalb: Verkürzung, Verkümmerung des Wahlrechts!

Es ist ferner wohlangebracht, daß in dem Programm der Volkspartei offen ausgesprochen ist: keine Abänderung der Straf-, Preß- oder Vereinsgesetze in freiheitsfeindlicher Richtung. Es giebt nach dieser Richtung keine „Lücke in der Gesetzgebung", von der die Programme und Wahlreden der liberalen Parteien reden und in die sie verschämt ihre Kukuksеier legen möchten. Heraus mit der Sprache! Wo fühlt Ihr Euch noch zu frei, wo platzt Euer Bindungsbedürfniß heraus? Die deutschen Vereinsgesetze stammen fast sämmtlich aus der Zeit der ersten großen Reaction nach 1848: gehören Hr. v. Manteuffel und seine damaligen deutschen Collegen heute auch schon zu jener autoritätsfeindlichen Partei — beiläufig der vormärzlich constitutionellen —, welche Fürst Metternich in den Bann gethan hat? Will man jenen § 20 des deutschen Preßgesetzentwurfes nachträglich annehmen, durch den Fürst Bismarck Familie, Ehe, Eigenthum retten wollte und der damals so glänzend durchfiel? Welche Freude wird dann im Himmel sein über die bußfertigen Sünder, die in Schaaren, bis tief in die Reihen der Conservativen hinein, sich dann melden müssen! Oder will man im Strafgesetze die janua vitae, die Pforte zum ewigen Leben — wie Fürst Bismarck einst salbungsvoll die Todesstrafe bezeichnete — breiter aufsperren und soll der Reichstag deutscher Nation etwa dem Gelüste einiger Berliner Sensationsblätter, die gern über Hödel's Hinrichtung erbauliche Extrablätter mit Illustrationen verfassen möchten, zum Mundstück dienen? Oder welche andere Lücke hat man im Sinn?

Die jährliche Feststellung des Militäretat — nun, wir wissen, wie schon jetzt hervorragende Führer der liberalen Parteien sie preisgeben. Früher hielt man solche Geneigtheiten fürsichtig in petto, in der freilich stets getäuschten Hoffnung, schließlich daraufhin mit der Regierung einen einträglichen Tauschhandel abschließen zu können. Aber, ach! heute versagt selbst die Lust zu solchen kleinen Kunststücken und wenn ein bescheidenes Maaß von Jahren vereinbart wird, so wird es die Regierung sein, die nicht mehr Jahre verlangt aus der Sorge, ob sie nicht inzwischen mehr Geld und mehr Leute werde verlangen müssen.

„Keine Erhöhung der indirecten Steuern" — das ist die einzig correcte Antwort auf die Steuerfrage. Man weiß, wie die Lockspeise ausgelegt worden ist, die Ueberschüsse solcher Steuererhöhungen, nachdem sie Ersatz für die Matricularumlagen geleistet, sollten zur Entlastung der Communen dienen. Aber war denn die Matricularumlage etwas anderes, als der unbestimmte wechselnde Ausdruck des Deficit im Bundeshaushalt und welche Bürgschaft gäbe es dafür, daß dann überhaupt Ueberschüsse sich einfinden würden? Glaubt man etwa, die schüchterne

Bitte der Communen werde da auf Erhörung rechnen können, wo die Forderungen aller großen Ministerialressorts vor den hehren Nothwendigkeiten des Kriegsfiscus verstummen müssen?

Für diese Mehrzahl der von unserem Programme gestellten Aufgaben wird im Reichstage keine andere Bethätigung möglich sein, als das einstweilen vergebliche Nein. Aber etwas Dringenderes, etwas Wirksameres bleibt dem oder den Vertretern der demokratischen Partei im Reichstage zu thun übrig, ein Wort das eine That sein würde. Von den der Regierung untergebenen Blättern ist dem Volke, dem sieg- und ruhmreichen deutschen Volke, bald grob bald milde der Vorwurf in's Gesicht geschleudert worden, es wisse nicht Zucht und Ordnung zu halten im eignen Hause. Nun wohlan, die Antwort darauf sei der in aller Ehrerbietung ausgesprochene Wunsch: es möge, sobald der Fürst Reichskanzler im wiederkehrenden Gefühle körperlicher Unfähigkeit die oft geplante und auch gestellte Bitte um Entlassung wiederholen muß, derselben auch Gewährung werden.

Möge er von Ehren überhäuft scheiden! Möge der Lorbeer, den die Welt seiner Leitung auswärtiger Geschäfte gewidmet hat, hier unberührt und unbezweifelt sein; aber um dieses Lorbeers willen möge er jetzt, wo Deutschland seine Einheit, seine Weltmachtgröße erst in seinem Innern zu erobern und zu stabiliren hat, sich der Ruhe, der wohlverdienten hingeben! Denn auch das Land bedarf ihrer. Die Tugenden, die den Diplomaten auszeichnen, die Gewandtheit im Schaffen und Lösen von Combinationen, die Unberechenbarkeit kluger Ehrlichkeit, die abwechselnde Kunst des Ueberraschens oder Wartens: sie alle sind das grade Widerspiel dessen, wodurch das Wirken des Staatsmannes im Innern groß und gesegnet wird. Hier bedarf es der Stätigkeit, des geduldigen Vertrauens auf langsame Wirkungen, der offnen Berechenbarkeit. Eine so ganze Natur, wie Fürst Bismarck, vermag nicht sich in zwei Charaktere zu spalten. Der schnelle Wechsel in seinen Gesandten und Botschaftern mag ihm ein Hilfsmittel auswärtiger Politik sein; die überraschenden Veränderungen im Personal des innern Reichsdienstes sind ein absolutes Hinderniß, die Richtung der innern Entwicklung und die Gesetze ihrer Bewegung zu erkennen und ihnen zu vertrauen. An dieser Aufgabe zersplittern die liberalen Parteien, an ihr scheitert jede Consolidation der conservation Elemente. Das System, das dabei waltet, ist noch Keinem kund geworden, eine Schule, für die ja so willige Schüler sich fänden, läßt sich nicht gründen. Dabei wachsen die Bedürfnisse der Organisation im Reiche, wie in Preußen, immer gebieterischer heran, der Organisation, die nur auf klare und sichere Principien sich gründen läßt. Mit dem Rufe: à l'inconnu, mit dem einst Girardin den Prätendenten von Straßburg und Boulogne empfahl, läßt sich die Phantasmagorie eines Empire er-

richten; von soliderem Bau soll der Grundriß vorher den Werkleuten bekannt sein.

Die Schwierigkeiten unserer innern Lage und der Knotenpunkt in dem sie zusammenlaufen: im Reichstage wie jetzt außerhalb dessen in den Wahlreden sind sie oft genug dargelegt worden: warum will man sich das Wort der Lösung nicht klar machen, warum es nicht aussprechen? Nicht um Resolutionen, nicht um Adressen handelt es sich dabei, sondern nur um ein maßvolles Aussprechen vor der Volksvertretung — um des Gewissens willen und zum Nachdenken im Lande.

Ihre bedeutsamere Wirksamkeit, sagten wir Anfangs, hat die Volkspartei im Volke selbst zu üben. Es bedarf nicht des Hinweises, wie von allen andern Parteien, mit Ausnahme vielleicht der clericalen, in dieser Beziehung gesündigt worden ist, sie büßen heute, in ihrem tragikomischen Candidireifer und dessen Enttäuschungen, hart genug dafür. Das sei uns bei Beginn des Weges eine Warnung. Und auch das Programm wird bei dieser Thätigkeit, wohl oder übel, eine Entwickelung erfahren müssen. Keine Demokratie, die nicht zugleich social wäre, das liegt im Wortsinn wie im Begriff: das Volk, das über sich selbst Herr sein soll, muß dafür auch reif sein. Und damit der Einzelne heranreife zum Menschen, in dessen voller Bedeutung, dazu bedarf er (wie verspottet und verhaßt auch dieser Ausdruck sei) des menschenwürdigen Daseins. Dahin zielen die Forderungen in dem letzten Satze des jetzt aufgestellten Campagne-Programms vom 23. Juni d. J., das sprechen in noch schärferer Weise, in noch weitergehender Consequenz die Sätze des Grundprogrammes, das am 12. October 1873 vereinbart wurde, aus. Sie lauten:

Die Partei erkennt an, daß die staatlichen und gesellschaftlichen Fragen untrennbar sind und daß sich namentlich die ökonomische Befreiung der arbeitenden Klassen und die Verwirklichung der politischen Freiheit gegenseitig bedingen. In Anwendung dieser Grundsätze spricht sich die Partei für Förderung des Genossenschaftswesens, namentlich der Gewerkvereine und der Productivgenossenschaften aus. Sie erstrebt auf dem Wege der Gesetzgebung zunächst Hebung des gesammten Schulwesens; Unentgeltlichkeit des Unterrichts an allen Lehranstalten des Staates und der Gemeinden; Errichtung von Fortbildungsschulen; Verbot der gewerbsmäßigen Kinderarbeit; Aufhebung aller zum Nachtheil einzelner Gesellschaftsklassen noch bestehenden Ausnahmegesetze; Aufhebung aller Privilegien und Monopole; ausreichende Bestimmungen wider den Mißbrauch des großen Kapital- und Grundbesitzes; ausgedehnte Haftpflicht der Unternehmer gegenüber den unverschuldet im Geschäftsbetriebe beschädigten Personen; unbeschränkte Coalitionsfreiheit und endlich Beseitigung der indirekten Steuern durch Einführung eines einheitlichen Systems directer Steuern mit Progressivsätzen.

Diese Sätze zu erläutern und in das Verständniß des Volkes überzuführen, die Ausführbarkeit und den Gemeinnutzen des hier Geforderten theoretisch sicher zu stellen und da, wo praktische Versuche, zumal auf dem Gebiete der Association, bereits thunlich sind, diese in Angriff zu nehmen: das giebt vorläufig, auch ohne die „gesetzgeberische" Förderung, Arbeit genug. Wir werden dabei häufig den Bestrebungen der socialdemokratischen Partei begegnen, wir werden sie am Werke sehn,

ihre Sätze prüfen und erkennen, wo wir zusammengehn, wo wir abweichen. Das soll unser Antheil an dem Kampfe sein, zu dem jetzt das ganze Land aufgerufen ist und es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, sollten wir nicht, sobald wir nur dem rothen Gespenst unbefangen ins Gesicht sehen, die menschlichen Züge darin erkennen. Die kleinen italienischen Städterepubliken halfen sich, wie es heißt, bisweilen, wenn ihnen der Uebermuth ihrer Adelsgeschlechter unbequem wurde, damit, daß sie ihre gesammte Bürgerschaft in Bausch und Bogen in den Adelsstand erhoben. Nun, sorgen wir dafür, daß die Demokratie insgesammt eine sociale werde und die Socialdemokratie wird ihre eingebildeten Schrecken mit Einem Schlage verloren haben.

Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera.

VII.

Sybel über die Revolution und Stellung des neuen Reichs zu derselben.

Friedrich Wilhelm II., der erste und einzige König von Preußen, welcher die Grundzüge der heutigen deutschen Aera in großem Maaßstab in voraus entworfen hat, tritt, nachdem die erste revolutionäre Periode seiner Regierung zum Abschluß gekommen war, seinen Kreuzzug gegen die französische Revolution an. Wir werden zunächst seinen Gegner ins Auge fassen und, wie im vorhergehenden Artikel, an Sybel's Auffassung des fraglichen Gegenstandes anknüpfen.

Die allgemeinen Bemerkungen, welche dieser Historiker in einem, der „Uebersicht" gewidmeten Abschnitt vom zweiten Band seines Werks zur Deutung der Revolution aufstellt, gleichen zu sehr jenen Aufgaben zu Schulaufsätzen, von denen uns auf der Tribüne des preußischen Abgeordnetenhauses eine Probe mitgetheilt ward, als daß sie uns ernstlich beschäftigen könnten. Die Frage, ob der „entsetzliche Sturz", der auf die enthusiastische Hoffnungszeit der Revolution folgte, in der ersten Begeisterung schon vorbereitet war, — ob diese Hoffnung selbst schon das „Verderben" in sich trug, ähnelt jenen alten Untersuchungen, ob die Revolution ohne Revolution hätte ausgeführt werden können. Den Satz, daß am Ende der „Freiheitskampf von 1789 nur das Signal zu Knechtschaft und Despotismus zu sein scheint," hätte der Historiker gar nicht aufstellen können, wenn er dahinter gekommen wäre, daß die Stimmung jenes Jahres ausdrücklich auf Centralisation der Gewalt, Besitz der Souveränetät, also auf Absolutismus ausging. Das Zugeständniß ferner, daß die Revolution in der Linie jenes Ziels liegt, welchem eine dreihundertjährige Bewegung Europa's zustrebte, — der Beseitigung aller eingebildeter Autoritäten, der Lösung aller willkührlichen Banden, ziemt sich nicht für den Historiker, da die angeblich erklärenden Beiwörter nur Waffen der ersten Vorkämpfer, z. B. Calonne's, und in deren Munde von historischer Bedeutung sind.

Dagegen halten wir uns an Einen Satz, der uns den Uebergang zur rechten Auseinandersetzung bereiten wird. Es ist eine jener schönen Stellen, welche Sybel gewöhnlich mit Glockengeläute accompagnirt. Er schreibt: „die Welt wiederholte das alte heilige Wort: du sollst keinen Götzen dienen, *die von Menschenhänden* gemacht sind. Sie hatte aber bis dahin auf jedem Be-

bensgebiete solchen Dienst getrieben, denn sie hatte allen Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft himmlischen Ursprung und göttliche Weihe beigelegt". Ohne den Leser mit einer Analyse dieses schielenden Satzes und seiner Anhäufung von „Allem und Jedem" zu belästigen, stellen wir dem unsichern Tasten unsers Historikers die wirkliche Thatsache entgegen, daß es sich in der Revolution um die Beseitigung der theokratischen Elemente handelte, die sich aus der Urzeit der Menschheit und der Völker im corporativen Rechtsstaat erhalten hatten und mit diesen theokratischen Ueberbleibseln um den Rechtsstaat und dessen Ruinen selber.

Das Schicksal dieser Rechtsstaats-Trümmer und der ihnen noch anhaftenden theokratischen Weihen vollzog sich in der Revolution folgendermaaßen.

Die Ausgaben der Krone Frankreich für die Unterstützung der englischen Kolonien Nordamerikas in ihrem Aufstand gegen das Mutterland hatten das Prekäre ihrer Machtstellung aufgedeckt. Sie standen mit der Steuerordnung des Landes in Widerspruch und die Behauptung der Kronmacht war endlich nur durch ein extraordinäres Budget möglich, welches ein ständiges Deficit zum Begleiter hatte und den Bankerott in sichre Aussicht stellte.

Steuerdruck, unverhältnißmäßige Anstrengung der zahlenden Classe, neben welcher reiche Corporationen mit Immunitäten geschützt waren, die Künste der List und Täuschung, Börsenmanövres, endlich die Zuflucht hinter die Beihilfe der Privat-Financiers, an deren Betriebsamkeit und Härte die Steuerquelle verpachtet war, waren trügerische Mittel, welche die Krone zur Behauptung ihrer auswärtigen Machtstellung anwandte. Im Innern mußten sie die Quelle, aus der man schöpfte, endlich austrocknen; nach außen hin boten sie ein schlechtes Unterpfand, wenn man den Staatscredit anspannen wollte.

Nur die gründlichste Umänderung der Steuerverhältnisse konnte die Krone aus dieser Verarmung retten, die Umbildung der Steuerordnung war aber nur durch eine tiefgreifende Erneuerung der Verfassung möglich. Die Krone hatte sich im Lauf der Jahrhunderte zum Reifen gemacht, welcher die einzelnen, der Behauptung ihrer Selbstständigkeit nicht mehr fähigen Territorien zusammenfaßte, aber die Stärke, die sie durch diese Unterwerfung der Schwachen und durch die verstärkte Heeresfolge nach außen hin gewonnen hatte, konnte sie im Innern nicht geltend machen, da die neuen Glieder noch das Recht hatten, ihre ständischen und Eigenthums-Verhältnisse gegen das etwaige Eindringen einer Centralseele zu behaupten. Bei der Uebernahme der Schwachen hatte die Krone nur deren Schwäche für die innere Verwaltung in sich aufgenommen. Sie war ein Centrum mit erstarrten Gliedern.

Calonne's kühner, von Ludwig XVI. gebilligter Plan, die Glieder mit der Centralseele zu durchdringen, also die alten Verfassungen zu vernichten (1787) — seines Nachfolgers, Brienne, fernerer Plan (1788) an die Stelle der Parlamente, dieser halb politischen, halb richterlichen Corporationen königliche Gerichte einzuführen und diese königliche, d. h. zugleich rein civile Justizordnung im ganzen Lande einzuführen — Beides scheiterte.

Diese königliche Revolution — (denn königlich war diese ganze Grundlegung für die folgende nationale Revolution) — blieb ein erfolgloser Anlauf, weil sie zunächst nur den Widerstand der alten Corporationen hervorrief und der Regierung das Mittel zum Siege fehlte. Dieses Mittel, die Souveränetät, war nur der Preis des Sieges und der Nerv der Kriegsführung, das Geld war auch nicht zu erschwingen, da die Beisteuer der Glieder zur Stärkung der Regierung erst durch den Sieg gewonnen werden konnte.

Ehe wir aber mit dieser königlichen Revolution (1789) in den Saal der Nationalversammlung gelangen, mit dessen Eröffnung für Sybel die Revolution beginnt, haben wir eine ganze Reihe von Schritten mitzumachen, welche das königliche Werk bis dahin zurücklegt.

Wir müssen erstlich anhören, wie Calonne durch den König ermächtigt wird, die bestehenden Corporationen, deren constitutionelle Befugnisse und

Eigenthumsrechte als Mißbräuche zu bezeichnen, die im Eigennutz und in den vom Reichthum und einem aus ehrerbietiger Scheu nur zu lange geschonten Ansehn gepflegten Vorurtheilen ihre Wurzel haben.

Wir müssen sehen, wie er den bestehenden Rechten und Gesetzen das allgemeine Beste, das Staatswohl, die wahren und gerechten Gesetze, also eine ideale und noch fragliche Größe entgegensetzt, deren Recht, Kraft und Gewalt sich erst zu bewähren hat.

Wir müssen dem Schauspiel beiwohnen, wie der leitende Minister unter der Hülle von administrativen Operationen ein neues Staatsgrundgesetz aufstellt, durch welches die überlieferte Monarchie bis auf den Grund aufgehoben wird.

Calonne eröffnet uns ferner das Schauspiel, wie er gleichfalls mit ausdrücklicher königlicher Ermächtigung seine ideale Schöpfung der Presse zur Erörterung vorlegt und damit den Lärm vorbereitet, den Brienne über das ganze Land verbreitet, indem derselbe durch ein königliches Decret vom 5. Juli 1788 alle Gelehrte und unterrichtete Personen des Königreichs zur Einsendung von Aufklärungen und Instructionen über die schwebende Staatsreform auffordert und durch die gleichzeitige Freigebung der Presse die literarische Agitation unter das Volk wirft.

Das Schauspiel wird aber noch belebter. Gegenüber dem revolutionären Tribunal, vor welchem die Regierung die Stände und Corporationen im Namen des Staatswohls verklagt, errichten die Parlamente ein noch gesteigertes Gegentribunal. Auf den Versuch, sie in den Lits de justice zur Anerkennung des von der Calonne'schen Reichsordnung und Steuerreform gestärkten königlichen Absolutismus zu zwingen, antworten sie mit der Berufung auf das in der eignen Brust wohnende Recht, auf die Menschenrechte und auf die Stimme der Vernunft, wonach nur das Volk seine Ausgaben vermehren darf. In demselben Sinne suchten sie bei den Grundsätzen, welche den Urvätern und der Regierung im Abschluß des Gesellschafts-Vertrags als Richtschnur dienten, ihre Hilfe.

Ehe der Vorhang vor der eigentlichen Sybel'schen Revolution am 5. Mai 1789 aufgeht, war noch eine wichtige Thatsache eingetreten. Die Grundelemente der bestehenden Rechtsordnung, Königthum, Stände, Parlamente, fühlten sich so zermürbt und waren durch die von ihnen angerufenen allgemeinen Grundsätze innerlich so unterhöhlt, daß sie alle vor einer ernstlichen Entscheidung zurückwichen. Sie gaben den Kampf auf, ehe sie das Aeußerste gewagt hatten. Alle diese streitenden Partheien waren ihrer Competenz so wenig sicher, daß sie die Entscheidung den früheren Generalständen auf die Schultern schoben. Sowohl ein Paar Canzleien der Notablen, dieser aus Königlicher Wahl hervorgegangenen Ständeversammlung, als auch die Parlamente verbargen ihre Rathlosigkeit in diesem Rufe nach der alten Reichsvertretung und als die Regierung diesem allgemeinen Wunsch nicht nur entgegenkam, sondern auch den Zeitpunkt der Erfüllung immer näher rückte, dazu noch die von Brienne hervorgerufene literarische Agitation kam, geriethen Stände und Parlamente in Vergessenheit. Die Erinnerung an irgend eine Zwischengewalt ward von den Massen verpönt und der allgemeine Ruf war: „die Nation und der König!" d. h. die demokratische Monarchie oder die monarchische Demokratie.

Hier, wo der Vorhang vor dem Drama der Nationalversammlung aufgeht, verlassen wir Sybel. Das Schicksal des Königthums war schon entschieden. Die Katastrophe war in seiner Täuschung begründet, daß er in den Reichsständen die alten privilegirten Stände wiederzufinden und mit ihnen und neben, im Nothfall auch gegenüber den Vertretern des Bürgerthums den alten feudalen Zusammenhang erhalten zu können glaubte. Die Kraft der Provinzen war längst verzehrt, konnte also ihren Vertretern kein Gewicht mehr mittheilen. Die Vorfahren Ludwig's XVI. hatten auch deshalb mit dem Ergreifen der vollen Souveränetät nicht Ernst machen können, weil sie nach

der Unterwerfung der Feudalherren und selbst, nachdem sie dieselben zur politischen Nullität heruntergebracht hatten, vom Mitgefühl, selbst Mitleid mit dem gedemüthigten Adel ergriffen wurden und in ihm das verwandte Erobererblut, wie das ihrem königlichen Rechte entsprechende Erobererrecht anzugreifen Bedenken trugen.

Ludwig XVI. ging an der Täuschung zu Grunde, daß er es für möglich hielt, mit den privilegirten Ständen einen Staatsstreich gegen die Nationalversammlung zu unternehmen. Ebenso wenig, wie ihm die Intriguen gelingen konnten, auf die er sich gegen die active Parthei einließ, war er im Stande mit der Letzteren den Staatsstreich gegen die Reste der alten Stände durchzuführen. Zuletzt ruinirte ihn das mit dem feindlichen Ausland eingegangene Einverständniß und die Souveränetät, um deren Besitz der Kampf der constituirenden und legislativen Versammlung geschwankt hatte, fiel dem Convent anheim.

Wir werden nun, mit Hinblicken auf die Deutschen und deren neues Reich untersuchen, in welcher besondern Begabung des französischen Volks die Anstrengungen dieses Kampfes wie dessen siegreicher Ausgang begründet sind. (Dazwischen wird indeß der Unterzeichnete unsere eifernden Historiker noch beiläufig auf die mit Meisterhand gezeichnete Geschichte der königlichen Revolution aufmerksam machen, die sein, in allzufrüher Jugend, 1848, verstorbener Freund und Mitarbeiter Ernst Jungnitz, in der Schrift: „Geschichte der französischen Revolution von 1787 und 1788", Charlottenburg 1846, in zwei Bänden veröffentlicht hat.)

Es giebt eine ansehnliche Literatur, die uns über die Gemüths- und Herzensstimmung unterrichtet, aus welcher die gewaltige und andauernde Anstrengung der französischen Revolution hervorgegangen ist. Mehrere deutsche Schriften, die einer völligen Vergessenheit anheimgefallen sind, gehören zu diesen zahlreichen Documenten. Aus der Zeit, welche die höchste Steigerung des Schreckens erlebte, sind uns herrliche Zeugnisse von Deutschen erhalten, die im Gefolge der alliirten Heere, oder als Gefangene der französischen Sieger, auch wohl aus eigener Lust an Abenteuern zu jener Zeit nach Frankreich gekommen waren. Die Stimmung in Frankreich zur Zeit, als die Directorial-Regierung dem Staatsstreich Bonaparte's entgegensank, hat uns Ernst Moritz Arndt in seinem, hoch über Göthe's „italienischer Reise" stehenden Meisterwerke: „Reisen durch einen Theil Deutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs" (vier Theile, zweite Auflage, Leipzig 1804) geschildert. Die Spitze dieser Literatur bildet aber die Schrift D. F. Wehrhan's: „Familienreise nach Frankreich" (Liegnitz 1834). Der Verfasser, als er diese Reise unternahm, Pastor zu Kunitz bei Liegnitz, wenige Jahre darauf ein Opfer des preußischen Agendenstreits und evangelischen Unionsgeschäfts, war als Soldat des preußischen Reservecorps am 1. März 1814 bei Rabais gefangen genommen und gedenkt nun in jener Schrift der vielen Beweise von Gütigkeit, die er als Gefangener bei hoch und niedrig erhalten hatte. Er sagt, den Strich längs der Loire, wo er sammt den Genossen seiner Gefangenschaft das Volk besonders menschenfreundlich fand, habe er hernach oft scherzweise das Land der guten Leute genannt; in jener Schrift vom Jahr 1834 faßt er aber seine Erfahrungen vom Charakter der Franzosen in folgendem Satz zusammen: „ich halte sie im Ganzen für ein gutes Volk, denn als solche habe ich sie sowohl im Kriege als auch wieder auf dieser Reise kennen lernen, und ob ich zwar auch einige Beispiele von Rohheit, Härte, Stolz und Schlechtigkeit anführen könnte, so überleuchten doch die vielen Beweise von Edelmuth, Milde, Uneigennützigkeit und Herzensgüte, die ich unter ihnen erfahren, diese Schattenseiten so weit, daß ich nicht nur sehr undankbar, sondern auch sehr falsch seyn würde, wenn ich mich in meinem Gesammturtheil durch jene bestimmen ließe".

Nun, — diese natürliche Herzensgüte, welche der deutsche Gefangene und Reisende in Frankreich durchweg und in den rührendsten Beweisen zu bemerken Gelegenheit hatte, ist es, was den Franzosen von seinen Nachbaren unterscheidet und zum schöpferischen Organ der Revolution gemacht hat.

Edelmuth, Gütigkeit, Theilnahme für das Wohl des Nächsten sind auch dem Engländer und dem Deutschen eigen, aber sie liegen bei diesen Völkern nicht so bereit und so zu Tage wie bei dem Franzosen; damit sie sich äußern, muß der Engländer erst die Schroffheit, mit der er sich gegen die Welt isolirt, aufgeben und der Deutsche aus der Unschlüssigkeit und Trägheit, der er sich nur zu leicht hingiebt, sich aufraffen. Bei dem Franzosen sind jene Aeußerungen der innern Güte unmittelbare Erscheinungen seiner reichbegabten Natur; bei dem Engländer und Deutschen brechen diese Blüthen der menschlichen Natur erst hervor, nachdem die Gemüthsrinde des Ersteren gelöst und die Zerflossenheit des Andern zum Entschluß zusammengeballt ist.

Der Franzose fühlt sich von dem Verwandten, das ihm begegnet, schnell ergriffen und hegt und pflegt es alsbald mit hingebender Geschäftigkeit, der Engländer prüft erst und der Deutsche beschäftigt sich mit allerlei Bedenken, ehe den Regungen der Theilnahme freier Lauf gelassen wird. Der Franzose folgt unbedenklich den Eingebungen des Herzens und freut sich dieser Wegweiser, die ihm die Gelegenheit zu einer erfreuenden That verschaffen; der blöde, unbeholfene Engländer mißtrauet dagegen der Natur und der Stimme des natürlichen Herzens und zieht, ehe er sich für einen Entschluß entscheidet, alle möglichen moralischen und conventionellen Rücksichten zu Rathe, während der Deutsche, ehe er seiner Bedenklichkeit ein Ende macht, sehr oft lieber die Aufmerksamkeiten unterläßt, mit denen der Franzose des Nächsten Herz erfreut.

Ebenso leicht, wie sich der Franzose zu einer guten Handlung entscheidet, entbrennt er auch gegen Alles, was seinem Herzen als Unrecht erscheint und enthusiasmirt er sich für den Kampf gegen die Leiden und Unterdrückungen, die nach seiner Ueberzeugung dem Menschen in dieser Welt das Leben schwer machen; der Engländer bespricht sich dagegen lange mit seinem Gewissen, ehe er eine störende Zugabe zu seinem Leben für ein Unrecht erklärt, hält es dann aber auch für ein Gebot seiner persönlichen Ehre, dies Unrecht auf Tod und Leben zu bekämpfen, während der Deutsche mit seinen Erwägungen der Frage, ob das störende und lästige Ding, das man als ein Unrecht verklagt, nicht auch seine guten Seiten habe, oftmals, ja gewöhnlich nicht zu Ende kommt.

Freudigkeit, — etwas ganz Anderes als Freundlichkeit, da Letzteres sich oft nur auf das äußerliche Mienenspiel beschränkt, während Ersteres im Quell des Gemüths seine Heimath hat, characterisirt den Franzosen. Den freudigen Regungen seines Innern entspringt das Ideal, nach dem er seine Umgebung gestalten will, — freudig unterzieht er sich dem Kampf mit dem Widerstand, den er bei seinem Werke findet — freudig geht er dafür in den Tod. Der Engländer macht sich unverdrossen an das Werk, wenn er seine Gewissensscrupel geprüft und sich für das, was sich ihm als das Rechte bewährt, entschieden hat. Verdrossenheit und Unfreudigkeit überfällt den Deutschen, sobald ihn ein Fehlschlag trifft. Für Calamitäten, deren Verschuldung oft nur seine Verdrießlichkeit und Unbehilflichkeit trägt, liebt er es, irgend einen Minister, Staatsmann oder Gewalthaber allein verantwortlich zu machen. Die Metternich-Anklage ist ein bezeichnendes Charakteristicum der deutschen passiven und nach Sündenträgern suchenden Natur. Sybel's Geschichtschreibung treibt die Sache in's Große und ist eine permanente Anklage Oesterreichs; in seiner Geschichte des Revolutionszeitalters hat er den geistreichen Gedanken, die „Demoralisation", die durch das Beispiel des französischen Hofes von Franz I. bis auf Ludwig XV. über die höheren Stände gekommen sei, für die „Ausartungen" der Revolution verantwortlich zu machen.

Wir haben zahlreiche Ausführungen deutscher Zeitgenossen und Augenzeugen der französischen Schreckenzeit, die alle in dem Satz zusammentreffen, daß dem Deutschen sowohl die ideale und theoretische Schwungkraft zur nachhaltigen und jahrelangen Begeisterung nnd Mitwirkung für eine Erneuerung seiner öffentlichen Zustände fehlt, als auch das praktische Schick, sich, sei es als Anhänger, sei es als Gegner der Neuerung, in die durch dieselbe bewirkte Nothlage zu finden um sich allenfalls eine eigene, selbstständige Position zu schaffen.

Dieser Satz erhält durch die Unentschlossenheit der oberen Regionen und durch die Unbeholfenheit der Massen und Parteien in der jetzigen deutschen Nothlage eine schlagende Bestätigung. Das Bismarck'sche „Oeuvre" war wie das Calonne'sche Programm und die Leistung der Constituante ein Versuch, die corporative, den nationalen Bedürfnissen nicht mehr entsprechende Gliederung des Rechtsstaats zum Besten einer der allgemeinen Gerechtigkeit entsprechenden Centralisation aufzuheben. Es blieb jedoch nur ein Versuch. Während die im Mai 1789 zusammengetretenen Generalstände Frankreichs als Nationalversammlung nach dem Calonne'schen Programm die Departements- und Local-Vertretungen schufen, hat es das Bismarck'sche Werk nach jahrelangen Ansätzen noch nicht einmal in Preußen zu einer zusammenhängenden Gemeinde-, Kreis- und Provinzial-Vertretung gebracht. Eine moderne Steuerreform, wie sie die französische Nationalvertretung neben dem Assignatenwesen in's Leben rief, ist für das neue Reich noch nicht einmal im Entwurf zu erringen gewesen. Das Bismarck'sche Werk knarrte in allen Fugen schon in den ersten Jahren des norddeutschen Bundes, — es knarrte wieder alsbald nach der rettenden Episode des französischen Krieges und dem augenblicklichen unsichern Tasten der oberen Regionen entspricht die Verdrießlichkeit und Gedrücktheit eines Publicums, welches sich mit dem Ausrufen seiner Tausende von Vorschlägen und Forderungen den Kopf verwirrt.

Der Naturgüte des französischen Herzens, nicht nur der Nothwehr und der strategischen und politischen Verfolgung der ersten Siege entsprang seine Propaganda der Revolution. Derselben liegt auch etwas Genereuses, die Sympathie für die Welt zu Grunde. Durch ihr Unglück hat es die Welt verdient, daß sich der Revolutionist für ihre Freiheit todtschlagen lassen will. Sie ist leidend, krank und damit sie nicht unter der Last der Unfreiheit und Ungerechtigkeit erliegt, eilt er zu ihrem Beistand herbei. Und er glaubt an ihre Erlösung, wie er schon im Anfange, als die fremden Heere bei ihrem Einmarsch in das Land seine Hauptstadt mit einer gründlichen Zerstörung bedrohten, an dem endlichen Sieg nicht zweifelte, obwohl die einheimische Armee bei ihrem Verfall, bei dem Mangel an Anführern und bei der offenkundigen verrätherischen Gesinnung der gegenwärtigen Führer keine sichtbare Bürgschaft dafür bot.

Oesterreichs schlechtes Benehmen gegen Preußen auf der einen Seite, auf der andern die Ausschreitungen und „Ausartungen" der Revolution, die Firirung eines höchsten zulässigen Preises für die Lebensbedürfnisse, die Besoldung der unteren Klassen für politische öffentliche Dienste, die Entfaltung des communistischen Banners, die Beraubung der Eigenthümer, — das sind die Thema's, die Sybel in fliegender Hitze vor den Augen des Lesers vor sich her peitscht. Nirgends Ruhe und eine freudige Stimmung, — dazwischen beständige Aufregung über die Uebervortheilung und Beschädigung Preußens durch seinen deutschen Erbfeind.

Was den Communismus betrifft, so hätte sich Sybel schon in der Königlichen Revolution über diesen „Gräuel" sehr wohl orientiren können.

Die Calonne'sche, nachher von der Nationalversammlung durchgesetzte gleiche Besteuerung des Ertrags von allen Grundstücken des Landesterritoriums war schon eine Beraubung der Eigenthümer, die nach den Ordnungen des Rechtsstaats steuerfrei waren oder sich mit einem nach ihrem Belieben abgemessenen freiwilligen Geschenk an die Königliche Kasse abfinden konnten.

Die Calonne'schen und die wiederum von der Nationalversammlung zur Ausführung gebrachte Vollendung der Turgot'schen und d'Argenson'schen Entwürfe, wonach Rang und Ordnung in den Gemeinde-, Kreis und Provincialvertretungen nach dem Maaß des Besitzstandes und der Besteuerung desselben geregelt werden sollte, war eine Beraubung der Stände, die ihre Corporationsrechte und deren Unabhängigkeit von dem Werth oder der Steuerleistung ihrer Grundstücke dem Wohl des Ganzen opfern mußten.

Die Umwendung, welche das Eigenthum in Fluß und um seine Stabilität brachte und das von Stand, Geburt und Vorrecht beschützte Eigenthum der

Gewalt des Capitals und den wechselnden Conjuncturen der Speculation übergab, war ein Kampf gegen die bisherige politische Organisation des Eigenthums. Und wenn nun solche von der Staatsraison bewirkte Besitzänderung die Kluft zwischen den obern und ärmeren Klassen sichtbar und fühlbar macht und eine Ausgleichung gesucht wird, dann ist die Ereiferung über solche Versuche wenigstens keine historische Leistung.

Ein Rückblick auf Griechenland und Rom hätte den Geschichtschreiber der Revolutionszeit darüber belehren können, daß das Zeitalter zwischen der finanziellen Auflösung des Rechtsstaats und dem Sieg des Imperialismus mit socialistischen Unruhen und Versuchen zu ihrer Stillung ausgefüllt war, bis das Christenthum die letzte Anstrengung des Alterthums für die Lösung des socialen Problems machte und die Ausführung in die Zukunft verlegte.

Athen z. B. hatte es seit Perikles mit unentgeltlichem Unterricht (freiem Entrée in die Bildungsanstalt des Theaters) und mit Besoldung der Bürger für den Besuch der Volksversammlungen, wie für den Beisitz in den Gerichten versucht; es brachte ferner die Armen in dem wachsenden Heer und dessen lohnenden Posten unter, oder es schickte sie als Beamte zu den Bundesgenossen, selbst zur Plünderung in die Provinzen.

Wir, in dem neuen Reich, sehen noch vergeblich einem, der Auflösung des verfallenen Rechtsstaats entsprechenden Steuersystem entgegen und doch schwebt schon am Horizont das Bild einer socialistischen Unterbringung der Massen in centralisirten Beamten- und Arbeiteranstalten der vereinigten Eisenbahnen und von der Regierung monopolisirter Industriezweige. Sybel selbst hat mit seinem „deutschen Verein" für die Ausbreitung eines Schreckens gesorgt, der sich mit demjenigen der französischen Revolution recht wohl messen kann und die Reichsbeamten und deren Familien mit dem Gespenst der Spionage und Denunciation in beständiger Angst erhält.

Zunächst (denn gelegentlich werden wir noch manchmal auf seine Auffassung der preußischen Politik zurückkommen) interessirt uns an seinem Geschichtswerk nur noch der Schauder, mit dem er das Zusammentreffen des französischen Vorschreitens und der „gleich revolutionären" Politik Rußlands betrachtet. Demnach wird der folgende Schlußartikel den geneigten Leser nach Warschau und Petersburg führen und ihm das Bild entrollen, wie im Brande, der Polen verzehrte, die Burg der russisch-preußischen Freundschaft in die Höhe wuchs. B. Bauer.

Der Unterricht in der Kunstgeschichte und der Religionsunterricht auf dem Gymnasium.

In der Nummer 35 des fünften Jahrgangs dieses Blattes befindet sich ein Aufsatz über die Kunstgeschichte auf dem Gymnasium, den jeder Schulmann der ungeschminkten Aufrichtigkeit wegen, mit der er einige Wahrheiten, die man bisher gern sich selbst und Andern verhalten hätte, ausspricht, mit Interesse gelesen hat. Wer gäbe es dem Verfasser nicht gerne zu, daß ein Geschichtsunterricht, der mit Krieg anfängt, von Kanonendonner widerhallt und mit Krieg endet, unter keinen Umständen den Glauben an das ideale Wesen der Menschheit entzünden, noch die Tugend der Demuth oder etwa die des Gefühls der Selbstverantwortlichkeit wecken könne! Mit Freuden würden wir die Ausführung des praktischen Rathschlages, den der Verfasser zur Hebung des historischen Unterrichts macht, begrüßen: nämlich seine Verbindung mit der Kunstgeschichte. Ist doch der Kunst die hohe Macht gegeben, das Reich des Sinnlichen zu verklären, das menschliche Gemüth zur freien, selbstlosen Betrachtung der Erscheinungswelt heranzubilden und endlich die mühevolle Reise des Lebens durch munteres Spiel zu verkürzen.

Aber — und bis hierher konnten wir den Ausführungen des Herrn Heller nur folgen — die Kunst führt uns eben „unter Freude und Scherz **bis** an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis **zur Erkenntniß der Wahrheit und Ausübung der Pflicht**" (Schiller). Herr H. der mit großer Aufrichtigkeit — sie wäre manchem Religionslehrer zu wünschen — erklärt, daß der Religionsunterricht auf dem Gymnasium nur als ein lächerlicher Zwang oder als eine lästige Formalität angesehen wird, scheint nun den Unterricht in der Geschichte, beziehungsweise Kunstgeschichte, an dessen Stelle treten lassen zu wollen, d. h. er müßte ihn nebenher eben jener Form wegen wohl bestehen lassen, doch wünscht er die Ziele, die der eine haben sollte, dem andern beizulegen, „da ja doch die aesthetische Empfindung hart an die religiöse heranstreift und mit ihr in Wechselbeziehung steht." Das hieße an einem Gebäude abwechselnd aufbauen und zerstören, um — schließlich einen Trümmerhaufen zu gestalten.

Die Art unsres Religionsunterrichtes im Großen und Ganzen zerstört eben jegliche Empfindung für das Schöne und Erhabene so, daß der begeistertste Kunsthistoriker sie nur schwer wecken könnte. Er veranlaßt die Jugend mit den nun einmal nicht zu verstehenden Dogmen zugleich alles, was Religion heißt, über Bord zu werfen. Wenn heute die Zahl der Theologie Studierenden stetig abnimmt, so ist es nicht allein die Stellung der Orthodoxie und die Aussicht auf Kämpfe mit derselben (die die Jugend übrigens doch nur von Hörensagen kennt), die den Jünglingen dies Studium verleidet, sondern es ist zunächst die Art des Religionsunterrichts auf dem Gymnasium, die diese Abneigung hervorruft. Es fehlt den Lehrern nicht bloß an Empfindungsfrische und unmittelbarem Schwunge, wie Herr Heller meint, es fehlt ihnen vor Allem Wahrheitsliebe und der Muth der Ueberzeugung, der einzig Ehrfurcht vor der Sache einflößen kann. Es wird eben auch hier in dem bestimmten Geleise der Thätigkeit weiter gearbeitet, unbekümmert, ob das jugendliche Gemüth dabei untergehe.

Bei solchen Lehrern, solchem Unterrichtsstoff und solcher Lehrmethode kann dem Schüler nicht die moralische Kraft erweckt und gereift werden, die ihn fähig macht (um auch mit Schiller zu sprechen), wenn ihm die bange Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden entgegentritt, sich noch die Freiheit auch in des Todes Reichen zu bewahren. — Der Lehrer, der wahres Interesse für das geistige Gedeihen der ihm anvertrauten Jugend hat, der es sich klar macht, daß diese Jugend es ist, auf die das Vaterland harrt zur Erneuerung seiner verrotteten Zustände, wird in freudiger Empfindung des guten Kampfes, den auch er mit dem Alten gekämpft, zunächst im Religionsunterrichte das Bewußtsein der sittlichen Würde des Menschen wecken wollen, dann die Urtheilskraft so üben, daß sie falsch und richtig, wahr und unwahr unterscheiden kann. Er wird den jungen Menschen davor warnen, alles Religiöse, erscheine es auch dem Bessergebildeten als Ausfluß des Aberglaubens, nach oberflächlicher Betrachtung mit der Lauge arroganten Spottes zu begießen. Und wenn er dann, frei von allem mythologischen Beiwerk die Person des Stifters unsrer Religion vorzuführen versucht, des Helden von Juda, „dessen Wirksamkeit auf Erden mit ihren äußern und innern Thaten wie ein Riesenhammer einschlägt und welche in ihrer Wirkung

und Nachschwingung entbunden von allen Schranken flüchtiger Existenz sich fortsetzt in der Welt, so lange nur etwas lebt auf Erden" (Keim): wie sollte es dann dem Jünglinge an einem Ideale zum Nacheifern fehlen oder an der Fähigkeit die unendlichen, ewigen, großen Gesetze, nach denen wir unsers Daseins Kreise vollenden, zu erkennen?

Aber in ästhetischen Vorträgen, im Anschauen auch der erhabensten Kunstwerke oder im Concertsaal, wie Strauß im alten und neuen Glauben vorschlägt, wird diese Fähigkeit, diese auf das Ideale gerichtete Kraft nicht erwachsen, denn der kategorische Imperativ: „handle so, daß die Maxime deines Wollens jederzeit als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte", hat nichts mit den Gesetzen der Schönheit zu thun. Im Gegentheil, das strenge „du sollst" mit den Kämpfen, die aus dem Streit der Sinnlichkeit mit dem unaustilgbaren Ideal des Guten in der Menschenbrust hervorgehen, läßt Unschönheit und Mißklang entstehen.

Die Vermischung der Aesthetik mit der Religion erzeugt aber jene Unklarheit, die der mit Kenntnissen überladenen, und damit sich brüstenden Jugend zu größtem Verderben gereicht und statt sittlicher Charaktere, aufgeblasene Halbwisser erzieht.

Gewiß aber ist es, daß derjenige, der eine warme Begeisterung für die Religion im Gemüth und Klarheit im Kopfe für die Religionsbegriffe trägt, auch der Kunst rechtes Interesse entgegenbringen wird. Ohne die Grundlage einer ernst religiösen Bildung wird aber die Beschäftigung mit der Kunst in der Schule zur Spielerei oder dient wohl gar nur der Ausbildung einer verfeinerten Sinnlichkeit.

Darum so anerkennenswerth das Bestreben ist, die Einführung der Kunstgeschichte in den Lehrplan des Gymnasiums zu befördern, so nothwendig ist es, den Zweck einer solchen Verbesserung klar zu erkennen. Vor allem ist zu wünschen, daß der Religionsunterricht dadurch nicht etwa noch mehr in den Hintergrund gedrängt und die dringende Reform desselben aufgeschoben werde; oder daß gar durch eine tief zu beklagende Unkenntniß des menschlichen Gemüthes im Namen der Schönheit Dinge gelehrt werden, die nun und nimmer den Keim echter Sittlichkeit und Menschenwürde hervorrufen können. Unsere Zeit verlangt Charaktere und nicht über-feingebildete Schöngeister. So kann man auch hier wohl das Eine thun, aber darf das Andere unter keiner Bedingung lassen.

C. Brettschneider.

Der Herr Verfasser täuscht sich, wie wir fürchten, in Bezug auf die allgemeine Anerkennung dessen, was er „Religion" nennt. Eine Lehre, wie er sie will, die von den Dogmen absieht oder sie auflöst, die in Christus den Held und Befreier feiert, mag als Geschichte der Entwicklung der Menschheit, als Moralphilosophie passiren, aber den Cultusminister im heutigen Europa müßte man erst erfinden, der eine solche Lehre als „Religionsstunde" auf unsern Schulen gelten ließe. Wozu also der Versuch, den Namen zu retten, wenn das Wesen, das concessionirte und approbirte Wesen doch preisgegeben wird? — Ernsthafter hätten wir uns, ließe es Aufgabe und Raum dieser Blätter zu, mit der Abneigung des Verf. gegen die „Sinnlichkeit" zu beschäftigen. Dringt er, und das mit Recht, für unsre Jugend auf Charakterbildung, so soll er nur getrost der gesunden Sinnlichkeit — und von ihr reden wir Beide nur — ihr Recht lassen, um in die Einheit und Aufrichtigkeit des jungen Wesens keinen Bruch zu bringen, der sich später unfehlbar zur Duckmäuserei und Heuchelei erweitern würde. — Red.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 2. August 1878. Nr. 31.

Häckel's neueste Streitschrift.

Als vorigen Spätherbst Virchow in seiner vielbesprochnen Münchener Rede die Wucht seines Angriffes gegen den berühmten Jenenser Morphologen richtete, war mit großer Sicherheit zu erwarten, daß die Antwort, da sie nach Lage der Dinge nicht sofort mündlich erfolgen konnte, alsbald im Federkampfe gegeben werden würde. Diese Erwartung stieg an Gewißheit, als Virchow's Rede gedruckt erschien. Aber Monat verrann auf Monat und es blieb still. Beiläufige Bemerkungen, welche Hr. Häckel in einer Tischrede zu Wien über den Streit verlautbart hatte, konnten weder nach Ort und Zeit, noch in ihrer nur auf Zeitungsberichten beruhenden Wiedergabe als eine der Bedeutung der Sache entsprechende Entgegnung gelten; sie zerstörten freilich auch den Glauben, daß Motive vornehmerer Art, etwa die Pietät gegen den ehemaligen Lehrer, die Zuversicht zu der stillwirkenden Macht der Wahrheit, oder gar vielleicht die Anerkennung, daß auf beiden Seiten etwas über das Ziel geschritten worden, diesem Schweigen zu Grunde lägen. Nun hat sich Hr. Häckel eines andern besonnen, seine Antwort liegt jetzt in Form einer 106 Seiten starken Brochüre vor. („Freie Wissenschaft und freie Lehre. Eine Entgegnung u. s. w. von Ernst Häckel. Stuttgart, Schweizerbart.") Das Vorwort sagt uns, daß allerdings die Pietät einerseits, das Vertrauen auf die überzeugende Kraft seiner Lehre andrerseits den Verfasser bisher von einer Aufnahme des Streites abgehalten hätten, aber es belehrt uns darüber nicht, warum diese Gründe jetzt nicht länger vorhalten konnten. Denn „die fortdauernde ergiebige Ausbeutung, welche Virchow's Rede seit drei Vierteljahren von Seiten aller clericalen und reactionären Organe zu Gunsten des geistigen Rückschritts erfährt" — sie wäre doch weit mehr für Virchow, als für Häckel ein Grund, sich solcher „Ausbeutung" zu widersetzen. Noch weniger zutreffend scheint uns zu sein, was in einiger Breite als zweites Motiv dieser späten Antwort vorgeführt wird. Nichts andres als auch hier Hödel-Nobiling! Virchow habe „denuncirt" die Descendenztheorie als „verantwortlich für die Gräuelthaten der Pariser Commune" und Häckel „als Bundesgenossen der Socialdemokratie an den Pranger gestellt". Vielfach sei im Folge dessen die Ansicht laut geworden, daß damit „wol nichts Geringeres beabsichtigt sei, als eine Entfernung aller Darwinisten

von ihren akademischen Lehrstühlen". Und natürlich sieht Hr. Häckel diese Gefahr als eine ihm bereits persönlich drohende an, er tröstet sich jedoch mit einem emphatischen Lobe der zu Jena allezeit (?) hochgehaltnen Lehrfreiheit. „Bei uns in Jena herrschen andre Vorstellungen über die „Freiheit der Wissenschaft im modernen Staate", als in der Reichshauptstadt Berlin. Was man in dieser „Metropole der Intelligenz" für akademische Lehrfreiheit hält, das hat der Fall Dühring noch kürzlich schlagend illustrirt. Bei uns würde es Niemand eingefallen sein, wegen seiner mißliebigen Aeußerungen Dühring die facultas docendi zu entziehen, selbst wenn er nicht das Unglück gehabt hätte, unbemittelt und blind zu sein! Auch gilt bei uns nicht der Berliner Studentenvers: „Wer die Wahrheit kennet und saget sie frei, Der kommt in Berlin auf die Stadtvogtei!" Vielmehr singen die Jenenser Studenten diesen Vers in seiner ursprünglichen Fassung: „Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht, Der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht!" Der Rector magnificentissmus der Universität Jena, der Großherzog von Sachsen, der bewährte Beschützer der Künste und Wissenschaften, hat außerdem weit liberalere Ansichten über die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und Lehre, als der berühmte Führer der Berliner Fortschrittspartei. Der erleuchtete und freisinnige Fürst in Weimar, unter dessen besonderem Schutze wir hier stehn, hat niemals für nöthig erachtet, die ungebundne Freiheit meiner Lehre und meiner Schriften irgendwie zu beschränken, selbst damals nicht, als 1866 die „Generelle Morphologie" und 1868 die „Natürliche Schöpfungsgeschichte" erschien und als von verschiednen Seiten der Versuch gemacht wurde, die darin enthaltenen jugendlichen Extravaganzen zur Grundlage einer schweren Anklage zu machen. Und was haben denn auch diese Extravaganzen, die ich jetzt aufrichtig beklage, weiter für Schaden angerichtet?"

Das geht noch ein Weilchen so fort: daß es uns besonders erbaute, wüßten wir nicht zu sagen. Wozu der Lärm? Klingt das nicht so, als habe Virchow bereits durch seinen Freund, den Reichskanzler, ein Handbillet nach Weimar ergehn lassen, er könne es nicht länger mit ansehn, wie der Professor Häckel in Jena über die Kalkschwämme philosophire und laufe das schnurstracks dem Art. 4 der Reichsverfassung zuwider, weshalb besagter Häckel schleunigst zu dimittiren sei? Was haben Blindheit und Vermögenslosigkeit des Herrn Dühring mit der Lehrfreiheitsfrage zu thun? Was soll der possirliche Hieb auf die Berliner Universität mit einem Studentenverse, überdies einem für den Zweck erst umgedichteten? Denn der Vers, lieber Herr Professor, ist kein Berliner, sondern veritables Jenenser Gewächs, zur Zeit der Burschenschaftsverfolgung in den dreißiger Jahren entstanden und also lautend: „.... der kommt nach Berlin in die Hausvogtei" zu Vater Dambach, worüber im Fritz Reuter das Nähere nachzulesen. — Was ist also des Pudels Kern?

Herr Häckel hatte die Frage angeregt, ob seine, d. h. Darwin's erweiterte und fortgeführte Lehre nicht in den Unterricht insgesammt einzuführen sei. Virchow protestirte dagegen, daß durch den Anspruch, Hypothesen, die über die wissenschaftliche Anfechtung noch keineswegs erhaben seien, zum Range von Dogmen zu erheben — denn auf Glauben beruht der Unterricht — die öffentliche Meinung, vielleicht auch die Staatsautorität, aufgereizt und mißtrauisch werde gegen die bisherige

Freiheit naturwissenschaftlicher Forschung. Man konnte — und das ist in diesen Blättern seinerzeit entschieden genug hervorgehoben worden — es beklagen, daß Virchow's Worte sich böswilliger Mißdeutung zu leicht böten: aber daß die Mißdeutung von Seiten der Professoren kommen könnte, das war nicht zu erwarten. Auch ist das in der That nicht geschehen, denn wenn, wie Herrn Häckel gern zu glauben ist, neun Zehntel der deutschen Professoren der Physiologie jetzt der Darwin'schen Lehre huldigen, so müßten doch an der deutschen Naturforscherversammlung wenigstens so viele von ihnen theilgenommen haben, daß in dem allgemeinen Beifall, den Virchow's Rede damals errang, einiger Dissensus bemerklich geworden wäre. Nun ist aber diese Rede auch keineswegs gegen den Darwinismus, sondern, wie die Hindeutung auf die Plastidulseelen deutlich genug bezeugte, nur gegen den Häckel'schen Ausbau desselben gerichtet gewesen, gegen Theorien, welche Herr Häckel möglicherweise in abermals zehn Jahren ebenso leichten Herzens zu den Todten wirft, wie jetzt seine „aufrichtig beklagten Extravaganzen" von 1868, die ja auch „weiter keinen Schaden" angerichtet haben — eine Phrase die uns, dem Laien, der aber meint, daß ein ernsthafter Mann von seinen Irrthümern selber ernsthafter reden muß, nicht sonderlich behagt.

Der Universitätsunterricht also konnte in Virchow's Aeußerungen bei einer billigen vernünftigen Auslegung nicht getroffen sein: was bleibt sonst in der Häckel'schen Entgegnung übrig was zur Sache gehört? Vergebens suchen wir nach einem Beweise, daß und wie in den Primärschulen der Unterricht in der Naturkunde anders eingerichtet werden könnte. Da war ja wirklich ein großes Verdienst zu erwerben, da war Virchow in die Enge zu treiben, da war eine mächtige Vorarbeit für das „Unterrichtsgesetz", um das Hr. Häckel so ernste Sorge trägt, zu leisten. Freilich mußte das anders anheben, als die Einleitung der Häckel'schen Schrift selbst. Wenn diese als entscheidende Alternative hinstellt: Entweder haben sich die Organismen natürlich entwickelt und dann müssen sie alle von einfachsten gemeinsamen Stammformen abstammen — oder das ist nicht der Fall, die einzelnen Arten der Organismen sind unabhängig von einander entstanden, und dann können sie nur auf übernatürlichem Wege, durch ein Wunder, erschaffen sein. Natürliche Entwickelung oder übernatürliche Schöpfung der Arten — zwischen diesen beiden Möglichkeiten ist zu wählen, ein Drittes giebt es nicht!" — so ist diese Art von Fragestellung wahrhaftig nicht viel mehr werth als der Streit darüber, ob Gott durch Einen Willensakt die Welt habe schaffen können, oder ob er sieben Tage dazu bedurft habe? Hr. Häckel leugnet in der That nur die folgenden sechs Tage, er findet, als guter Manchestermann, der die Zwischenhändler leben lassen will, es verabscheuenswerth, wenn der Großfabrikant zugleich einen Detailverkauf etabliren will. Denn die Schöpfungsfrage selber hat doch, wie er auch mit Entweder und Oder wettere, gar nichts damit zu thun, ob wir von „einfachen gemeinsamen Stammformen" oder von „Arten" zu rechnen beginnen: mag er in den schleimigsten Bathybius versinken oder in die dimensionsloseste Monere sich verflüchtigen, ja, „nähme er Flügel der Morgenröthe" — durch die eiserne Wand des „Woher?" preßt er damit die Daseinsfrage, mag er sie noch so sehr vergasen, nicht hindurch. Woher läßt Hr. Häckel seine „einfachen Stammformen" entstehen? Wahr-

scheinlich aus der ewigen Materie. Und woher und warum differenzirte sich diese aus ihrer Ewigkeit zu der Knechtschaft des Entstehens und Vergehens, zur Entwickelung und deren Gesetz? Da haben wir den Sündenfall und Hr. Häckel dichtet uns die Erlösung dazu.

Gegen solche Zweifel hat er aber noch einen gewaltigen Drudenfuß: er stülpt uns ein neu erfundenes Wort vor die Nase. Vielleicht beruht darin ein Stück seiner Sympathie für Dühring, der ja bekanntlich gleicher Leidenschaft fröhnt: wenigstens kann neben des Letzteren „socialitär“ sich guten Gewissens des Hrn. Häckel „Kreatismus“ stellen, mit welchem Worte der grausame Meister den Schöpfungsglauben bezeichnet und brandmarkt. Daß „ .... ismus“ eine griechische Endung ist, daß man also das Recht hat, die ersten zwei Silben des neuen Wortes ebenfalls griechisch (Kreas = Fleisch) zu lesen, daß also der Kreatist etwa das Gegentheil des Vegetarianers darstellen könnte, das sei mit schüchterner Pedanterie nur nebenbei bemerkt, um der ernsthafteren Frage Platz zu machen, ob es nicht sehr an der Zeit wäre, auch in der wissenschaftlichen Republik Deutschland ein Patentamt zu errichten, das dem Mißbrauche steuerte, längst bekannte Dinge unter stets wechselndem neuem Namen wieder auf den Markt zu bringen. Wir wollen Hrn. Häckel nicht seine „....genien“ vorwerfen, denn diese Liebhaberei reicht in Deutschland schon viel weiter hinauf, wir haben vom Anfang des Jahrhunderts schon „Pathogenien“, aber wenn er für nothwendig findet, der „Descendenztheorie“, einem leidlich feststehenden und couranten Begriffe, nun einen „Transformismus“ unterzuschieben und für elegantere Fälle einen „Lamarckismus“ anzuempfehlen, so mag es dem verarmten Edelmanne durchgehen, wenn er seinen Johann früh in blauer Jacke als Hausknecht, Mittags im Bortenrock als Tafeldecker und Abends im grünen Frack als Leibjäger figuriren läßt: der deutsche Professor sollte sich und Andern diesen unbequemen prahlerischen Luxus ersparen.

Bei diesen Einleitungen haben wir uns länger aufgehalten, als nöthig war, hoffentlich haben wir uns damit den Raum versperrt in gleicher Ausführlichkeit auch die Schrift selbst zu behandeln. Hr. Häckel versprach im Vorworte, sich „auf eine möglichst objective und sachliche Widerlegung seiner (Virchow's) Behauptungen zu beschränken“ und hat im weiteren Verlaufe dies Versprechen ganz gründlich vergessen. Man muß eine Reihe nicht gerader höflicher, aber auch nicht gerade geschickter Ausfälle gegen Hrn. Bastian, Hrn. Dubois und Hrn. Reichert, über die Berliner Universität, über den Simplicissimus und Virchow's Thätigkeit als Berliner Stadtverordneter u. dgl. durcharbeiten, ehe man zu den Sätzen der eigentlichen Vertheidigung gelangt. Und diese besteht wesentlich in dem wiederkehrenden Schluß: Virchow versteht nichts von der Morphologie, er versteht nichts vom Darwinimus, er versteht nichts von Schädeluntersuchung, er ist auf der „Umkehr“, er ist Mystiker, er ist reaktionair! Mit dem Beweise für diese Anschuldigungen geht es etwas flüchtig, wahrscheinlich sind sie auch nur, um mit Häckel zu reden, „heuristische Hypothesen“, d. h. sie enthüllen die Wahrheit der Häckel'schen Lehren, indem sie jeden Widerspruch gegen diese für Ignoranz erklären. Ehrlich gesagt, wenn er keine größeren Kanonen aufzufahren hatte, so konnte er das Pulver ersparen: zum Polemiker ist in Hrn. Häckel auch die „einfachste Grundform“ noch nicht vorhanden.

Wir führten schon oben an, daß der eigentliche Zweck der Schrift der Protest gegen jede Vermengung des Darwinismus mit der Socialdemokratie sei. Für die bevorstehende Naturforscherversammlung hat Oskar Schmidt einen Vortrag über das gleiche Thema angekündigt und daß er auch in gleich abwehrendem Sinne gehalten sein werde, dafür spricht ein Artikel des „Ausland“ vom vor. November, in welchem der Strasburger Gelehrte bereits sehr entschieden für Häckel gegen Virchow eintrat. In Erwartung der Dinge, die da kommen werden, mag es also nicht ohne Werth sein, schon jetzt die Ausführungen kennen zu lernen, welche unser Autor dieser Frage widmet. Häckel schreibt:

„Jede große und umfassende Theorie, welche die Grundlagen menschlicher Wissenschaft berührt und somit die philosophischen Systeme beeinflußt, wird zwar zunächst nur die Theorie der Weltanschauung fördern, aber weiterhin sicher auch eine Rückwirkung auf die praktische Philosophie, die Ethik, und die damit zusammenhängenden Gebiete der Religion und der Politik ausüben. Welche segensreichen Folgen nach meiner Ueberzeugung unsere heutige Entwickelungslehre in dieser Beziehung nach sich ziehen wird, indem die wahre, auf Vernunft gegründete Naturreligion an die Stelle der dogmatischen Kirchen-Religion tritt, und deren Grundlage, das menschliche Pflichtgefühl aus den socialen Instincten der Thiere historisch ableitet, das hatte ich in meinem Münchener Vortrage nur kurz angedeutet.

Die Beziehung auf die „socialen Instincte“, die ich gleich Darwin und vielen Anderen für die eigentlichen Urquellen der sittlichen Entwickelung halte, scheinen nun für Virchow Veranlassung gegeben zu haben, in seiner Gegenrede die Descendenzlehre für eine „socialistische Theorie“ zu erklären und ihr somit den gefährlichsten und verwerflichsten Charakter beizulegen, den gerade in der Gegenwart eine politische Theorie haben kann. Die betreffenden erstaunlichen Denunciationen haben übrigens gleich nach ihrem Bekanntwerden solche gerechte Entrüstung und so eingehende Widerlegung hervorgerufen, daß ich hier füglich darüber hinweggehen könnte. Doch wollen wir sie wenigstens insoweit kurz beleuchten, als sie einen neuen Beweis dafür liefern, daß Virchow mit den wichtigsten Grundsätzen der heutigen Entwickelungslehre unbekannt und daher zu ihrer Beurtheilung incompetent ist. Uebrigens legte Virchow als Politiker offenbar gerade auf diese politische Nutzanwendung seiner Rede besonderes Gewicht, indem er ihr den sonst wenig passenden Titel gab: „Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staate“. Leider hat er nur vergessen, diesem Titel die zwei Worte hinzuzufügen, in denen die eigentliche Tendenz seines Vortrags gipfelt, die zwei inhaltsschweren Worte: „muß aufhören“!

Die überraschenden Enthüllungen, in denen Virchow die heutige Entwickelungslehre, und speciell die Abstammungslehre, als gemeingefährliche socialistische Theorien denuncirt, lauten folgendermaßen: „Nun stellen Sie sich einmal vor, wie sich die Descendenz-Theorie heute schon im Kopfe eines Socialisten darstellt! Ja, meine Herren, das mag Manchem lächerlich erscheinen, aber es ist sehr ernst, und ich will hoffen, daß die Descendenz-Theorie für uns nicht alle die Schrecken bringen möge, die ähnliche Theorien wirklich im Nachbarlande angerichtet haben. Immerhin hat auch diese Theorie, wenn sie consequent durchgeführt

wird, eine ungemein bedenkliche Seite, und daß der Socialismus mit ihr Fühlung gewonnen hat, wird Ihnen hoffentlich nicht entgangen sein. Wir müssen uns das ganz klar machen!"

Erstaunt frage ich mich beim Lesen dieser Sätze, die der Berliner „Kreuzzeitung" oder dem Wiener „Vaterland" entnommen zu sein scheinen: Was in aller Welt hat die Descendenz-Theorie mit dem Socialismus zu thun? Schon vielfach, von verschiedenen Seiten und seit langer Zeit ist darauf hingewiesen worden, daß diese beiden Theorien sich vertragen wie Feuer und Wasser. Mit Recht konnte Oscar Schmidt entgegnen: „Wenn die Socialisten klar denken würden, so müßten sie Alles thun, um die Descendenzlehre zu verheimlichen; denn sie predigt überaus deutlich, daß die socialistischen Ideen unausführbar sind." Und er fügt weiter hinzu: „Aber warum hat Virchow nicht die milden Lehren des Christenthums für die Ausschreitungen des Socialismus verantwortlich gemacht? Das hätte noch einen Sinn! Seine in's große Publicum geworfene Denunciation, so mysteriös, so zuversichtlich, als handelte es sich um „eine sicher beglaubigte wissenschaftliche Wahrheit", und doch so hohl, vermag ich mit der Würde der Wissenschaft nicht in Einklang zu bringen."

Bei diesen leeren Beschuldigungen wie bei allen den hohlen Vorwürfen und grundlosen Einwendungen, welche Virchow der Entwickelungslehre macht, hütet er sich wohl, irgendwie auf den Kern der Sache einzugehen. Wie wäre das auch möglich, ohne zu ganz entgegengesetzten, als zu den von ihm proclamirten Consequenzen zu gelangen? Deutlicher als jede andere wissenschaftliche Theorie predigt gerade die Descendenz-Theorie, daß die vom Socialismus erstrebte Gleichheit der Individuen eine Unmöglichkeit ist, daß sie mit der thatsächlich überall bestehenden und nothwendigen Ungleichheit der Individuen in unlöslichem Widerspruch steht. Der Socialismus fordert für alle Staatsbürger gleiche Rechte, gleiche Pflichten, gleiche Güter, gleiche Genüsse; die Descendenz-Theorie gerade umgekehrt beweist, daß die Verwirklichung dieser Forderung eine baare Unmöglichkeit ist, daß in den staatlichen Organisations-Verbänden der Menschen wie der Thiere weder die Rechte und Pflichten, noch die Güter und Genüsse aller Staatsglieder jemals gleich sein werden, noch jemals gleich sein können. Das große Gesetz der Sonderung oder Differenzirung lehrt ebenso in der allgemeinen Entwickelungs-Theorie, wie in deren biologischem Theile, der Descendenz-Theorie, daß die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen aus der ursprünglichen Einheit, die Verschiedenheit der Leistungen aus der ursprünglichen Gleichheit, die zusammengesetzte Organisation aus der ursprünglichen Einfachheit sich entwickelt. Die Existenz-Bedingungen sind für alle Individuen von Anfang ihrer Existenz an ungleiche, sogar auch die ererbten Eigenschaften, die „Anlagen", sind mehr oder minder ungleich, wie können da die Lebens-Aufgaben und deren Ergebnisse überall gleiche sein? Je höher das Staatsleben entwickelt ist, desto mehr tritt das große Princip der Arbeitstheilung in den Vordergrund, desto mehr verlangt der Bestand des ganzen Staats, daß seine Glieder sich in die mannigfaltigen Aufgaben des Lebens vielfach theilen; und wie die von den Einzelnen zu leistende Arbeit und der damit verbundene Aufwand von Kraft, Geschick, Vermögen u. s. w. höchst verschiedenartig ist, so muß naturgemäß auch

der Lohn dieser Arbeit höchst verschieden sein. Das sind so einfache und handgreifliche Thatsachen, daß man meinen sollte, jeder vernünftige und vorurtheilsfreie Politiker sollte die Descendenz-Theorie, wie überhaupt die Entwickelungslehre, als bestes Gegengift gegen den bodenlosen Widersinn der socialistischen Gleichmacherei empfehlen!

Vollends der Darwinismus, die Selections-Theorie, den Virchow bei seiner Denunciation wohl eigentlich mehr im Auge gehabt hat, als den stets damit verwechselten Transformismus, die Descendenz-Theorie! Der Darwinismus ist alles Andere eher als socialistisch! Will man dieser englischen Theorie eine bestimmte politische Tendenz beimessen, — was allerdings möglich ist —, so kann diese Tendenz nur eine aristokratische sein, durchaus keine demokratische, und am wenigsten eine socialistische! Die Selections-Theorie lehrt, daß im Menschen-Leben wie im Thier- und Pflanzen-Leben überall und jederzeit nur eine kleine bevorzugte Minderzahl existiren und blühen kann, während die übergroße Mehrzahl darbt und mehr oder minder frühzeitig elend zu Grunde geht. Zahllos sind die Keime jeder Thier- und Pflanzenart, und die jungen Individuen, die aus diesen Keimen hervorgehen. Unverhältnißmäßig gering ist dagegen die Zahl der glücklichen Individuen unter jenen, die sich bis zur vollen Reife entwickeln und ihr erstrebtes Lebensziel wirklich erreichen. Der grausame und schonungslose „Kampf um's Dasein", der überall in der lebendigen Natur wüthet, und naturgemäß wüthen muß, diese unaufhörliche und unerbittliche Concurrenz alles Lebendigen, ist eine unleugbare Thatsache; nur die auserlesene Minderzahl der bevorzugten Tüchtigen ist im Stande, diese Concurrenz glücklich zu bestehen, während die große Mehrzahl der Concurrenten nothwendig elend verderben muß! Man kann diese tragische Thatsache tief beklagen, aber man kann sie weder wegleugnen noch ändern. Alle sind berufen, aber Wenige sind auserwählet! Die Selection, die „Auslese" dieser „Auserwählten" ist eben nothwendig mit dem Verkümmern und Untergang der übrig bleibenden Mehrzahl verknüpft. Ein anderer englischer Forscher bezeichnet daher auch den Kern des Darwinismus geradezu als das „Ueberleben des Passendsten", als den „Sieg des Besten". Jedenfalls ist dieses Selections-Princip nichts weniger als demokratisch, sondern im Gegentheil aristokratisch im eigentlichsten Sinne des Worts! Wenn daher der Darwinismus nach Virchow, consequent durchgeführt, für den Politiker eine „ungemein bedenkliche Seite" hat, so kann diese nur darin gefunden werden, daß sie aristokratischen Bestrebungen Vorschub leistet. Wie aber der heutige Socialismus an diesen Bestrebungen seine Freude haben soll, und wie die Schrecken der Pariser Commune darauf zurückzuführen sind, das ist mir, offen gestanden, absolut unbegreiflich!

Uebrigens möchten wir bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen darauf hinzuweisen, wie gefährlich eine derartige unmittelbare Uebertragung naturwissenschaftlicher Theorien auf das Gebiet der praktischen Politik ist. Die höchst verwickelten Verhältnisse unseres heutigen Culturlebens erfordern von dem praktischen Politiker eine so umsichtige und unbefangene Berücksichtigung, eine so gründliche historische Vorbildung und kritische Vergleichung, daß derselbe immer nur mit größter Vorsicht und Zurückhaltung eine derartige Nutzanwendung eines „Naturgesetzes" auf die Praxis des Culturlebens wagen wird. Wie ist es nun möglich,

daß Virchow, der erfahrene und gewiegte Politiker, der selbst überall Vorsicht und Zurückhaltung in der Theorie predigt, mit einem Male eine solche Anwendung vom Transformismus und Darwinismus macht, eine so grundverkehrte Anwendung, daß sie dem eigentlichen Grundgedanken dieser Lehren geradezu in's Gesicht schlägt?

Ich selbst bin nichts weniger als Politiker. Mir fehlt dazu, im Gegensatze zu Virchow, ebenso das Talent und die Vorbildung, wie die Neigung und der Beruf. Ich werde daher weder in Zukunft eine politische Rolle spielen, noch habe ich früher jemals einen Versuch dazu gemacht. Wenn ich hier und da gelegentlich eine politische Aeußerung gethan oder eine politische Nutzanwendung naturwissenschaftlicher Theorien gegeben habe, so haben diese subjectiven Meinungen keinen objectiven Werth. Im Grunde genommen habe ich damit ebenso das Gebiet meiner Competenz überschritten, wie Virchow, wenn er sich auf zoologische Fragen und namentlich auf den Transformismus der Affen einläßt. Ich bin in der politischen Praxis ebenso Laie, wie Virchow im Gebiete der zoologischen Theorie. Uebrigens machen mich auch die Erfolge, welche Virchow während seiner zwanzigjährigen mühseligen, unerquicklichen und aufreibenden Thätigkeit als Politiker erzielt hat, wahrlich nach solchen Lorbeern nicht lüstern.

Das aber darf ich als theoretischer Naturforscher von den praktischen Politikern wohl verlangen, daß sie bei politischer Verwerthung unserer Theorien sich zuvor mit denselben genau bekannt machen. Sie werden es dann in Zukunft wohl unterlassen, gerade das Gegentheil von demjenigen daraus zu schließen, was vernunftgemäß daraus erschlossen werden muß. Mißverständnisse werden niemals dabei ganz ausbleiben; aber welche Lehre ist denn überhaupt vor „Mißverständnissen" sicher? Und aus welcher gesunden und wahren Theorie können nicht die ungesundesten und wahnwitzigsten Folgerungen abgeleitet werden?

Wie wenig Theorie und Praxis im Menschenleben übereinstimmen, wie wenig gerade die berufenen Vertreter herrschender Lehren sich befleißigen, die natürlichen Folgen derselben für das practische Leben zu ziehen, das zeigt vielleicht Nichts so auffallend, als die *Geschichte des Christenthums*. Sicher enthält die christliche Religion, ebenso wie die buddhistische, von allem dogmatischen Fabelkram entkleidet, einen vortrefflichen humanen Kern; und gerade jener humane, im besten Sinne „*social-demokratische*" Theil der christlichen Lehren, der die Gleichheit aller Menschen vor Gott predigt, das „Liebe deinen Nächsten als dich selbst", überhaupt die „Liebe" im edelsten Sinne, das Mitgefühl mit den Armen und Elenden u. s. w., gerade diese wahrhaft humanen Seiten der Christenlehre sind so naturgemäß, so edel, so rein, daß wir sie unbedenklich auch in die Sittenlehre unserer monistischen Naturreligion aufnehmen. Ja die „*socialen Instincte*" der höheren Thiere, auf welche wir letztere gründen (z. B. das bewunderungswürdige *Pflichtgefühl* der Ameisen u. s. w.), sind in diesem besten Sinne geradezu „*christlich*"!

Und was, fragen wir, was haben nun die berufenen Vertreter, ihre „gottgelehrten" Priester aus dieser „Religion der Liebe" gemacht? Mit blutigen Lettern steht es seit 1800 Jahren in der Culturgeschichte der Menschheit eingeschrieben! Alles was sonst noch verschiedene Kirchen-

Religionen für gewaltsame Ausbreitung ihrer Lehren und für Ausrottung der andersgläubigen Ketzer geleistet haben, Alles was die Juden gegen die Heiden, die römischen Kaiser gegen die Christen, Muhamedaner gegen Christen- und Judenthum verbrochen haben, Alles das wird übertroffen durch die Hekatomben von Menschen-Opfern, welche das Christenthum für die Verbreitung seiner Lehre gefordert hat! Und zwar Christen gegen Christen! Rechtgläubige Christen gegen nichtrechtgläubige Christen! Man denke nur an die Inquisition im Mittelalter, an die unerhörten und unmenschlichen Grausamkeiten, welche die „allerchristlichsten Könige“ in Spanien, ihre werthen Collegen in Frankreich, in Italien u. s. w. begingen. Hunderttausende starben den Flammentod, blos weil sie ihre Vernunft nicht unter das Joch des krassesten Aberglaubens beugten, und weil ihre pflichttreue Ueberzeugung ihnen verbot, die klar erkannte natürliche Wahrheit zu verleugnen! Keine scheußliche, niederträchtige und unmenschliche Handlung giebt es, die damals und bis heute nicht im Namen und auf Rechnung des „wahren Christenthums“ begangen wurde!

Und wie steht es vollends mit der Moral der Priester, die sich als Diener von Gottes Wort ausgeben und die doch zunächst die Pflicht hätten, in ihrem eigenen Leben die Heilslehren des Christenthums zu bethätigen? Die lange, ununterbrochene und grauenvolle Kette von Verbrechen aller Art, welche die Geschichte der römischen Päpste bezeichnen, giebt darauf die beste Antwort. Und wie diese „Stellvertreter Gottes auf Erden“, so haben auch ihre untergeordneten Helfer und Helfershelfer, so haben auch die „rechtgläubigen“ Priester anderer Confessionen nicht ermangelt, die Praxis ihres eigenen Lebenswandels in möglichst schroffen Contrast zu den edlen Lehren der christlichen Liebe zu setzen, die sie beständig im Munde führen!

Wie mit dem Christenthum, so geht's aber auch mit allen andern Religionslehren und Sittenlehren, so geht es mit allen Lehren, die in dem weiten Gebiete der praktischen Philosophie, in der Erziehung der Jugend, in der Bildung des Volkes ihre Kraft bewähren sollen. Der theoretische Kern dieser Lehren kann stets und überall, der widerspruchsvollen Natur des Menschen entsprechend, mit seiner praktischen Ausbeutung in grellstem Widerspruch stehen. Was geht das Alles aber den wissenschaftlichen Forscher an? Dieser hat einzig und allein die Aufgabe, nach Wahrheit zu forschen, und das was er als Wahrheit erkannt hat, zu lehren, unbekümmert darum, welche Folgerungen etwa die verschiedenen Parteien in Staat und Kirche daraus ziehen mögen“.

Wir haben diesen Ausführungen Häckel's wenig hinzuzufügen, da wir schon früher bei verwandter Gelegenheit darüber uns geäußert haben. Es ist durchaus richtig; der Socialismus ist der volle Widerpart des Darwinismus, sobald dieser, gegen seine Natur und Aufgabe und gegen den Sinn seines Schöpfers, von dem physischen auf das ethische Gebiet übertragen wird, wie das neuerdings wiederholt versucht wird. Denn von alle dem, was das Leben des Menschen veredelt und die menschliche Gesellschaft verklärt, von der Selbstlosigkeit und Rücksicht des Einzelnen gegen seine Mitgenossen, von der Sorge der Gemeinschaft, die Verschiedenheit der Naturanlagen auszugleichen und dem Schwächeren eine Solidarität mit dem Stärkeren zu sichern; von alledem ist im Bereiche des Darwin'schen Gesetzes nur das baare Gegentheil zu merken. Führe Hr. Häckel uns nicht seine Ameisencolonien in's Gefecht, so lange nur

die Beobachtung, nicht das Experiment von ihnen zu reden weiß, sind sie nur „heuristisch" zu verwerthen. Mag das Menschengeschlecht in den frühern Stadien seiner Entwickelung — jenseits oder auch schon diesseits Lemuriens — dem Bann des Kampfes um das Dasein in dessen ganzem thierischen Wesen unterworfen gewesen sein: heute ist die stetig vorschreitende Emancipation von der Lebensregel der Bestie die Aufgabe und Bedingung seines Gedeihens. Arger Unfug ist mit solchem an-geblichen Realismus, der in der Geschichte der Menschheit nur die eines Rudels Wölfe sehen möchte, getrieben worden, der Freund des Hrn. Häckel, Hr. v. Hellwald, mit seiner „Culturgeschichte" ist ein abschrecken-des Beispiel dafür. Wo das geistige Leben des Einzelnen, wo das sitt-liche Leben einer Gemeinschaft beginnt, da muß zugleich naturnothwendig die Verneinung des Darwin'schen Lebensgesetzes beginnen, die bewußte Ueberwindung der aus ihm stammenden, von der Primatenzeit her uns noch im Blute steckenden eigensüchtigen Triebe. Im Zugeständniß der Schwierigkeiten dieser Aufgabe sind wir deshalb auch durchaus miß-trauisch gegen die phantasievolle Hoffnung des Jenenser Professors, aus den „socialen Instincten" der Thierwelt eine auch für uns mundrechte Ethik herausdestilliren zu können. Ehre und Achtung dem Darwinismus, so lange er nur dem Berufe folgt, Interpret des thierischen Daseins zu werden; Kampf gegen ihn, sobald er es versucht, sich als brauchbare Grundlage einer Sittenlehre für das Menschengeschlecht zu empfehlen, d. h. es wieder zu bestialisiren! Sei darum unser Autor unverzagt, kein irgend wie Einsichtiger wird die deutschen Morphologen je verantwortlich machen für den „Transformismus", der im März 1871 zu Paris sich vollzog und von dessen Schrecknissen — das müssen wir Hrn. Häckel zugestehn — Hr. Virchow in wahrhaft unheimlicher Weise sich auf Weg und Steg verfolgt sieht.

Wie das gewöhnlich bei solchen Generalwäschen zu geschehen pflegt, so ist es auch hier, nachdem die Kampfeslust genugsam gestillt, die Presse die den letzten Schlag erhält. Die Berliner Zeitungen, so vermuthet Herr Häckel, seien unter dem Einflusse der Autorität von Virchow feind-selig gegen die Entwicklungslehre. Seltsamster aller Einfälle und — Herr Häckel glaube das einem Bewanderten — auch nicht in einem Hauche thatsächlich! Woher die Thränen? — Indessen kann man den Schlußworten wenigstens ohne Bedenken zustimmen. So sehr diese Strömung, heißt es da, „in diesen und andern intelligenten Kreisen Berlins zu beklagen ist, so müssen wir doch andrerseits hervorheben, daß wir durch dieses Uebel vor einem viel größern sicher bewahrt wer-den. Dieses größere, ja das größte Uebel das die deutsche Wissenschaft treffen könnte, wäre ein Berliner „Monopol der Erkenntniß", die Cen-tralisation der Wissenschaft! Welche höchst verderblichen Früchte diese Centralisation, z. B. in Frankreich getragen hat, wie das Pariser „Monopol der Erkenntniß" eine fortdauernde Degradation der französi-schen Wissenschaft bewirkt und sie von den höchsten Höhen seit einem halben Jahrhundert beständig bergab geführt hat, das ist allbekannt. Vor einer solchen Centralisation der deutschen Wissenschaft, die grade in der Reichshauptstadt Berlin ganz besonders gefährlich sein würde, be-wahrt uns hoffentlich zunächst die vielfache Differenzirung und die viel-seitige Individualität des deutschen Nationalgeistes, der vielgeschmähte deutsche Particularismus".

Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera.

VIII. (Schlußartikel) Das preußisch-russische Verhältniß.

Im Mai 1859 begannen die Unterredungen Bismarck's mit dem russischen Reichskanzler Gortschakoff; im Juni 1878 traf der russische Staatsmann in Berlin ein, um in dem von Bismarck als deutschem Reichskanzler geleiteten Congreß das Zarenreich zu vertreten. Die zwanzig Jahre, welche zwischen diesen beiden Daten liegen, haben die Aussaat jener Petersburger Zwiegespräche allmälig sich zur Frucht entwickeln sehen und am Schluß jenes Zeitraums kam Gortschakoff zur Ernte nach Berlin.

Wir kennen den Styl der häuslichen Beredsamkeit Bismarck's aus den Zeitungsberichten über seine Ansprache an die Commission des preußischen Abgeordnetenhauses nach seiner Ernennung zum Premierminister und über seine Sonnabend-Scherze im Kreis der Nationalliberalen, ferner aus der geschichtlichen Denkschrift Benedetti's und aus den Mittheilungen Lamarmora's über Bismarck's Verhandlungen mit Govone.

Seinen Redefluß richtete er je nach der Natur seines Publicums ein. Jene Commission des Abgeordnetenhauses wollte er durch die höfische und flüchtige Behendigkeit blenden, mit der er ihr die kaleidoskopischen Bilder von Preußens militärischer Bestimmung und Erhabenheit über die Spiele des Constitutionalismus vorführte und durcheinanderschüttelte. Die Nationalliberalen der Sonnabends-Erholungen speiste er als Kinder mit Anekdoten innerer Politik und mit geflügelten Worten über auswärtige Dinge ab. Benedetti sollte ihn als den künftigen Aeolus und Bändiger des deutschen Parlamentssturms kennen lernen, Govone dem Hofe von Florenz melden, wie er die Strömungen des preußischen Hofes beherrschte und mit dem Kaiser der Franzosen Alles bis auf die spätern Beweise der verheißenen Erkenntlichkeit abgemacht hatte. Für die Biarritzer-Phantasiespiele mit Napoleon hatte er die Larve des politischen Wagehalses angelegt, um dem Kaiser das Zimmerwerk für eigne Luftbauten zu liefern und sich selbst als einen brauchbaren Gesellen für diese Phantasien zu empfehlen.

Diese Stylarten waren im Geheimniß des Gortschakoff'schen Arbeitszimmers nicht angebracht. Hier stand die Aussicht auf alle Cabinette Europa's von Konstantinopel an bis auf London beständig offen und reichte das Spiel mit einem einzelnen Machthaber und Ministerium nicht aus. Am wenigsten war mit einer Regierung, die sich nach den Einbußen des Krimkriegs wieder zum Centrum der europäischen Politik machen wollte, die Sache leicht zu nehmen. Zuweilen wohl mochte der preußische Gesandte seinem Selbstgefühl in humoristischen oder gewagten Bildern der Cabinette Luft machen und den russischen Kanzler ergötzen, aber das Geschäft blieb die Hauptsache. Für Bismarck hieß dasselbe die Freundschaft Rußland's als Rückhalt für die Gefahren, welche der österreichische Krieg, im Fall des Siegs die Herauswicklung aus den mit Frankreich eingegangenen Verpflichtungen und ein französischer Krieg mit sich bringen könnte. Unmittelbar und ernstlich ging sodann das Geschäft auf die Gegendienste aus, welche Rußland zu erwarten hatte. Diese Gegendienste lauteten: Befreiung aus den Fesseln des Pariser Friedens von 1856 und Freilassung der Straße nach Konstantinopel.

Frankreich ist aus dem Berliner Congreß in der gedrückten Lage herausgekommen, wie es sich die beiden Staatsmänner im Petersburger Amtszimmer dachten und besprachen. Nur in der Berechnung von Englands Nerven haben sie sich getäuscht.

Frankreich ist wieder so schwach geworden und auf sich selbst zurückgewiesen, wie nach den europäischen Erschütterungen des siebenjährigen Kriegs und der großen Mutter desselben, der englisch-französischen Rivalität in Nordamerika und Ostindien und wie nach dem Fall Napoleon's I. In diesen Tagen mußte es sogar, von Disraeli in der Oberhaussitzung von 18. Juli hören, daß

seine Interessen in Aegypten (mit seiner Schöpfung des Suezcanals) und in Syrien mehr Gemüthssache als von substantiellem Gehalte seien.

England geht aus dem Berliner Congreß wiederum wie aus den genannten beiden Weltkriegen als Sieger hervor und zwar als Sieger, der einen gleichen Gewinn wie Rußland in den beiden früheren Fällen davon trägt. Es ist wie nach den Pariser Präliminarien von 1762 und nach dem Pariser Frieden von 1815 die Macht, die mit dem großen Nordreich einen der Mittelpunkte bildet, um welche sich die elliptische Bahn der europäischen Politik bewegt.

Jene beiden früheren Kriege, welche Frankreich schwächten und das politische System Europa's auf den Gegensatz von England und Rußland beschränkten, waren zugleich für die Ausbildung des preußisch-russischen Verhältnisses wichtig. Der siebenjährige Krieg gebar dieses Verhältniß und erzog Preußen für die russische Freundschaft, welche das Jahr 1815 für die Könige Friedrich Wilhelm III. und IV. zum Grundgesetz ihrer Politik machte. In dieser Beziehung hat also Bismarck nichts Neues und Originales geschaffen.

Die Erziehung Preußens für russische Zwecke begann im siebenjährigen Krieg schon unter Elisabeth. Diese Kaiserin, keineswegs die kleinliche und weibische Feindin Friedrich's, als welche sie der Ueberlieferung gilt und als die sie der König selbst in seinen Briefen und Unterhaltungen darzustellen liebte, hatte eben so wenig wie der Versailler Hof Lust dazu, durch eine große strategische Kriegsführung Oestreich zur Herrschaft in Deutschland zu erheben. Sie wollte den Feind, gegen den sie sich mit Maria Theresia verbunden hatte, nur so weit durch militärische Schaustellungen und, wenn es noth that, durch fühlbare Treffer bearbeiten, daß er für das Vorschreiten der russischen Politik ungefährlich, gefügig und womöglich brauchbar ward. Alle ihre Generale von Apraxin, dem Sieger bei Großjägerndorf, an rückten langsam und nur zögernd in die preußischen Lande ein. Alle von Fermor (1758) an benahmen sich im militärisch-diplomatischen Verkehr mit den österreichischen und französischen Geschäftsträgern verschlossen wie Apraxin, behandelten die Vertreter der Verbündeten wie lästige, aufgedrungene Spione, schwiegen gegen sie über ihre Pläne oder hielten sie mit Entwürfen hin, denen man es ansah, daß es ihnen mit denselben nicht Ernst war. Soltikow war nach dem vernichtenden Sieg bei Kunersdorf (1759) nicht dazu zu bewegen, den Sieg zu verfolgen. Butturlin (1761) begnügte sich damit, unthätig vor Friedrich's Lager von Buntzelwitz liegen zu bleiben; wenn Loudon ins russische Hauptquartier kam, um zu einem Beschluß zu treiben, bewies ihm Jeder die größte Achtung, that Jeder, als ob er seiner Meinung sei, noch ehe sie ausgesprochen war, allein keiner der vereinbarten Beschlüsse ward ausgeführt. Die großen Worte der Geschichtsbücher über den Schrecken, welchen den Russen ihre eignen Siege oder die Verschanzungen jenes Lagers einflößten, sind sehr übel angebracht und auf preußischer Seite unbillig. Alle jene Generale von Fermor an bekamen im Sommer Befehle zu einer lebhaften und kräftigen Kriegführung oder, unter Androhung des kaiserlichen Unwillens, die Anweisung, sich mit den verbündeten Mächten in Einvernehmen zu setzen und durch energische Maaßregeln den Klagen derselben für die Zukunft vorzubeugen. Kaum aber waren sie nach Polen, wo sie ihre Winterquartiere bezogen, zurückgekehrt, als sie kaiserliche Belobungsschreiben für die Schonung der Truppen und hohe Orden erhielten.

Polen hatte Elisabeth im Auge, hier wollte sie Rußland heimisch machen und zugleich den Einfluß Friedrichs beseitigen. Als die Aggression Friedrich's mit der Schlacht bei Prag (6. Mai 1757) den Höhepunkt erreichte, fürchtete man bereits in Versailles den Abfall der deutschen Reichsfürsten von ihrem Kaiserlichen Oberhaupt und die Schilderhebung für Friedrich, so wie die Erklärung der Polen für den Letzteren. Dieser Wendung wollte Elisabeth entgegenarbeiten und ihren Plan nahm auch Katharina wieder auf, jedoch mit dem Zusatz, daß sie ihn nach dem Sturz ihres Gemahls, Peter's III., mit der freundschaftlichen Stellung zu Friedrich vereinigte und diesen an ihrer Hand und unter ihrer Leitung in die polnischen Angelegenheiten einführen wollte.

In diesem Sinne machte sie Friedrich II. im Jahr 1764 zum Mitgaranten der polnischen Anarchie und verpflichtete ihn, in Gemeinschaft mit ihr die Umwandlung der Wahlmonarchie in ein erbliches Königthum zu verhindern. Zwar hatte der König bald darauf Anlaß, über den Druck der Kaiserlichen Hand zu seufzen, dennoch ließ er sich dazu verleiten, auch noch an dem russischen Druck auf die polnischen Autoritäten zu Gunsten der Dissidenten Theil zu nehmen. Und als nach der polnischen Theilung von 1772 die Erfolge Rußlands in der Türkei und deren Bestätigung durch den Frieden von Kutschuk-Kainardsche kamen, sah Friedrich mit Schrecken, daß der Gewinn des siebenjährigen Kriegs für Rußland eben so weit reichend war wie die durch die Festnagelung der französischen Armee im westdeutschen Theater desselben Kriegs gesicherten Triumphe Englands über Frankreich in Nordamerika und Ostindien.

Friedrich stöhnte über den Druck seiner mächtigen Gebieterin und verdeckte seine geheimen Schmerzen mit Mühe unter den Galanterien in den Schreiben an dieselbe, dennoch führte er sie durch seinen Gesandten Görtz auch noch in die innere Leitung der deutschen Angelegenheiten ein. Katharina leuchtete es sofort ein, welchen Einfluß ihr im deutschen Reich und dadurch auch in ganz Europa die von Görtz im Namen seines Souveräns ihrem hochstrebenden Sinn angebotene Stellung verschaffen würde. Friedrich hoffte ihr persönlich das Verhältniß zu Preußen angenehm zu machen, indem er ihr als Garantin des vom Teschner angerufenen westphälischen Friedens im September 1781 das Gesuch vortragen ließ, außer ihrem bisherigen Vertreter am Regensburger Reichstage, „damit sie die Wünsche und Bitten beurtheilen könne, welche die deutschen Fürsten ihrer Beschützerin" vorlegen möchten, auch im Mittelpunkt Deutschlands einen russischen Minister bei den Kurfürsten und Fürsten zu accreditiren. Die Sache kam zur Ausführung und Friedrich mußte bald darauf die Erfahrung machen, daß seine Erfindung auch gegen ihn gekehrt werden konnte.

Für diese Demüthigung des Oheims war es nun, daß Friedrich Wilhelm II. eine Genugthuung suchte.

Wie ein diplomatisch-militärischer Hüne fiel dieser König in die Wirthschaften rings um sein Land herum ein, zerschlug als Helfer einer Hauspartei das Geschirr und brachte das ganze Hauswesen in Unordnung; Alles nur um Rußland und Oesterreich bei ihrem Unternehmen gegen die Türken entgegenzutreten. So half er in Holland, Belgien und Lüttich, so unterstützte er Schweden zu dessen eigenem Ruin, so unterstützte er die Aufständischen in Galizien und Ungarn. Hertzberg, der allen diesen Lärm mit seiner diplomatischen Musik begleitete, hatte indessen noch eine Formel erfunden, die er bei jeder Wendung des Gepolters gellend in die Welt rief. Diese Formel hieß: Danzig und Thorn.

Er hatte sie im Stolz über seinen holländischen Erfolg vom Jahre 1787 erfunden, sie dem preußischen Gesandten in Konstantinopel, von Diez, mitgetheilt, von diesem umgießen lassen und dann auch dem König annehmbar gemacht. Es sollte den ewigen Nachruhm seines Ministeriums bilden, daß er den Gewinn, welchen Friedrich II. bei der Theilung Polens nicht hatte durchsetzen können, einzog und Preußen zum Herrn der untern Weichsel machte. Die Sache kam darauf hinaus, daß die Pforte zum Dank für ein preußisches Bündniß Oesterreich mit der Moldau und Walachei ein Geschenk zu machen hätte, Oesterreich dafür Polen durch die Zurückerstattung Galiziens glücklich machen würde und die Polen nicht verfehlen könnten, Preußen, den sinnreichen Urheber dieses unblutigen Besitzwechsels, an der untern Weichsel zu arrondiren und sich selbst den Ausgang zur See vollends zu versperren.

Der König, welcher Schlieffen, wenige Monate nach dessen Ernennung zum Commandanten von Wesel, im Juli 1789, nach London schickte, damit er sich im Verkehr mit dem dortigen Cabinet über dessen Absichten in Betracht der belgischen, östreichischen und orientalischen Angelegenheit unterrichte, hatte ihm namentlich auch aufgetragen, Pitt von der Nothwendigkeit jenes Gewinns für Preußen zu unterrichten. Der englische Premierminister erwiderte aber diesem Abgesandten, seine Wünsche für Preußens Bestes seien so bescheiden, daß ihre

Förderung bei ihm gar keine Schwierigkeiten finden würde, wenn es ohne Krieg geschehen könne.

Hertzberg selbst schwebte, während der Türkenkrieg an der Donau hin und her wogte, in einer beständigen Angst und knetete, je nachdem die türkischen oder russisch-österreichischen Waffen die Oberhand erhielten, das Moldau-Walachei-Project von Monat zu Monat um. Zuletzt, während er die Polen mit seiner Werbung um die beiden Weichselstädte belästigte und beunruhigte, gedachte er aus Belgien eine Vergütigung herauszuschlagen, die er Oesterreich für Galizien bieten könnte. Endlich machten die Vertreter Englands auf der Reichenbacher Zusammenkunft (im Juli 1790) einem Handelsgeschäft, welches ganz Europa zur Qual wurde, mit ihrer Erklärung ein Ende, daß sie zu dem Hertzberg'schen Entschädigungsplan ihre Theilnahme versagen müßten.

Bisher hatten Preußens Freunde, die Polen und die Türkei, erfahren, welchen Lohn es für seine Fürsprache in Anspruch nehme; jetzt sahen sie, daß seine Gegner bei einiger Herzhaftigkeit und geschäftlicher Gewandtheit besser als seine Schützlinge davon kamen.

Der König war nicht weniger verstimmt wie die Polen; er konnte die Kälte, welche sie seinem, so lange Oesterreich und die Türkei die rechte Unterlage noch nicht herbeigeschafft hatten, bodenlosen Tauschverlangen entgegenbrachten, nicht verschmerzen und die Erinnerung an diese „Undankbarkeit“ gab der Freundlichkeit, mit der er dem Churfürsten von Sachsen, dem erkornen Träger der von der Constitution des 3. Mai 1791 geschaffenen erblichen Krone Polens Glück wünschte, den Beigeschmack einer frostigen Höflichkeit. Die unglückliche Republik ward für ihn der Gegenstand einer kühlen Erwägung und politischen Berechnung.

So wurde es Katharinen leicht, die Fäden ihrer überlegnen Berechnung nach ihm auszuwerfen und ihn zu umgarnen, und es begann das Spiel jener Kunst, deren machiavellistischen Charakter die neueren deutsch-nationalen Historiker nicht lebhaft genug beklagen und endlich verdammen können.

Der König hatte das kalte Liebeswerk, aus welchem das erneuerte und angeblich verstärkte Polen hervorging, gegen Rußland selbst gerichtet; — ist es also bösartige Intrigue, wenn sie ihn diesem Erzeugniß einer oberflächlichen, von Amsterdam und Brüssel bis Konstantinopel sich ausbreitenden Vielthätigkeit allmälig abspenstig machte? War es Arglist, wenn sie Preußens Interesse besser als dieses selbst verstand und ihren Nachbar darüber aufklärte, daß die fernere und durch Hertzbergs gellende Formel selbst zum europäischen Gespräch erhobene Theilung Polens ihm vortheilhafter wäre als der ungewisse Versuch, es durch einen Churfürsten des römischen Reichs zu stärken?

War es ein infernales Spiel, daß Katharina, während nach dem Jassyer Frieden vom 9. Januar 1792 ihre Heere von der Donau sich nach Polen in Bewegung setzten, um der neuen polnischen Verfassung ein Ende zu machen, in Berlin durch das Versprechen einer Theilung die Ueberzeugung erweckte, daß die Verfügung Rußlands über Polen für Preußen lohnender sei als die unfruchtbare Werbung um ein Paar Weichselstädte.

Man war in Berlin froh, die polnische Allianz los zu sein, ließ Rußland in Polen schalten und walten, hütete sich auch, durch Oesterreichs schwache Bemühungen für die Erhaltung der Republik sich irre machen zu lassen, und fand es bequemer, mit der Zarin ein gutes Einvernehmen zu pflegen.

Jedoch mußte für den ersten ernstlichen Schritt auch die Zustimmung des alliirten Oesterreichs gesucht werden und Preußen konnte für diese Anregung der Frage keinen ungünstigeren Augenblick auffinden, als derjenige war, den es in seiner mißlichen Lage endlich wählte. Es war nach dem Schluß eines ohne alle strategischen Rücksichten angelegten Feldzugs, nach dem Rückzug der entmuthigten und so gut wie aufgelösten preußischen Armee aus der Champagne, in dem ersten deutschen Ort, den man bei Luxemburg wieder berührte, daß die preußische Diplomatie für die kriegerischen Opfer und Anstrengungen ihres Landes eine Entschädigung in Polen verlangte. Sie wollte, ehe sich Preußen zu neuen Anstrengungen für den Krieg im Westen entschlösse, von

Oesterreich und Rußland eines reichlichen Antheils von Polen zur sofortigen Besitznahme versichert sein.

So eröffnete Preußen das Schauspiel, welches die beiden gegen einander mißtrauischen und aufgebrachten deutschen Mächte mit ihrem Buhlen um die Gunst der Zarin darbieten, die sie beide mit ihrem Wetteifer zur Schiedsrichterin über ihre Ansprüche auf die letzten Stücke der polnischen Beute erhoben. Für Preußen insbesondere war es demüthigend, daß der Donner vor den Wällen von Praga den „Anstrengungen" seiner Armee am Rhein, wo die Blicke der Anführer immer auf Polen gerichtet waren, ein Ende und die Bemühungen seiner Generale in Polen überflüssig machte. Suwarow's Schreiben vom 5. Nov. 1794 an Friedrich Wilhelm II: „Praga raucht, Warschau zittert. Auf den Wällen von Praga. Suwarow," wirkte in Berlin wie ein Donnerschlag.

Die revolutionäre Laufbahn Friedrich Wilhelm's war längst beendet; dafür hatte sie Katharina betreten, indem sie eine aristokratische Republik niederwarf und, geschickter, geduldiger und nachhaltiger wirkend als der französische Wohlfahrtsausschuß, auch große Monarchien in dieses Werk hineinzuziehen verstand und dieselben zugleich zu ihren Dienern machte.

Der Spott der deutsch-nationalen Geschichtsschreiber über jene 15,000 Mann Hilfstruppen, welche Katharina den deutschen Mächten versprach, als sie dieselben in den Krieg mit Frankreich zu treiben versuchte, ist sehr voreilig. Statt jenen Paartausend Mann kamen noch große Heere. Suwarow's Siegeszug in Italien (1799), die Schlacht bei Austerlitz (1805), die Schlachten bei Eylau und Friedland (1807), die Schlacht bei Borodino und der Brand Moskau's (1812), das Einrücken der russischen Armee in Deutschland führten das Werk der Zarin zu Ende und gaben ihrem Enkel 1815 eine europäische Stellung, wie sie der Wohlfahrtsausschuß und dessen Erbe, Bonaparte, nicht hatten behaupten können.

Die lange Reihe jener Feldzüge ist zwar wie die entsprechenden Anstrengungen Oesterreichs durch Niederlagen und militärische Nothzustände bezeichnet, allein der rechte Kriegsmann zeigt sich erst in der Erhebung aus Nothlagen als Meister. Das äußere Schauspiel der Napoleonischen Kriege schildert Victor Hugo in seinen „Elenden" vollkommen richtig als ein „Erscheinen und Herrschen, Marschiren und Triumphiren, Niederschmettern der Völker und Dynastieen, ein Umgestalten Europa's im Sturmschritt, Verkünden einer gewonnenen Schlacht bei jeder Morgenröthe und Ausschleudern von unsterblichen Lichtworten". Bei alle diesem Lichtglanz befand sich der siegreiche Imperator in derselben Nothlage wie seine gedemüthigten Gegner. Er konnte wie diese auch nicht mehr als einen kurzen Feldzug, nur die Wechselfälle einer Schlacht aushalten. Wie die Gegner nach einer verlorenen Schlacht sich sofort auf Friedensunterhandlungen einließen, so war er selbst von dem Bewußtsein gepeinigt, daß er siegen müsse und ohne den Sieg verloren sei. Die Guillotine des Wohlfahrtsausschusses stand nicht mehr hinter ihm, dafür quälte ihn die Angst, daß es mit dem Zauber seines Namens vorbei sei, wenn er sich einmal auch nur zurückziehe. Die Ehre und der Ruhm, den Reichthum des Genies auch auf einem militärischen Rückzug zu zeigen, waren ihm versagt. Seiner Glorie war er es schuldig, sich auch auf keine Unterhandlungen zur Vereinbarung mit den Interessen der Völker und Fürsten einzulassen. Er mußte behaupten, was er schnell durch Ueberraschung ergriffen hatte, und diesen eiligen Gewinn durch immer weiteres Vorgehen sicher stellen. Diese innere Unsicherheit jagte ihm den Hunger nach Allem ein und trieb ihn in die Eisfelder Rußlands. Sobald er, wie gegenüber dem spanisch-englischen Heer Ausdauer und Unermüdetheit und in Rußland das neue Schauspiel fand, daß ein Heer auch auf dem Rückzuge focht und daß ein Fürst trotz der feindlichen Besetzung seiner Hauptstadt sich zum Frieden nicht herabließ, war er verloren.

Sein schnell und flüchtig zusammengeschweißtes Reich fiel eben so schnell wie er selbst zusammen, weil er es zum Gut nur Einer nationalen Hoheit und zu einem bonapartischen Familienbesitz hatte machen wollen. Weder jener Name,

noch die französische Nationalität konnten einer solchen Ueberspanntheit die Dauer verleihen.

Rußland hatte es dagegen verstanden, auf seinem Vorschreiten nach dem Westen zwei Mächte, Preußen und Oestreich in sein Interesse zu ziehen und dieselben sich durch ihren Antheil an der polnischen Beute zu verpflichten; außerdem kamen ihm im Westen und Süden die verwandten slavischen Stämme entgegen. Frankreich war bei seiner romanischen Ueberhebung jener Politik nicht fähig gewesen und konnte jenseits des Rheins an keine verwandten Elemente anknüpfen.

Bekanntlich führte Kaiser Alexander I. nach dem Fall Napoleon's I. die Idee, welche Friedrich II. bei Katharinen angeregt hatte, in großem Maaßstabe aus. Die Vertreter Rußlands bei mehreren deutschen Höfen waren seitdem, nach dem Zeugniß der Geschichte und nach der theoretischen Zurechtlegung der im Urquhartschen Portfolio veröffentlichen Denkschrift des Pentarchisten, dazu bestimmt, den Einfluß Rußlands auf die deutschen Verhältnisse und den Glauben an seine schiedsrichterliche Stellung zwischen den beiden deutschen Großmächten und zwischen diesen und den deutschen Mittelstaaten zu erhalten.

Die Erfahrung, welche der König von Hannover mit seinem Gesuch beim Kaiser Alexander II. nach den Nikolsburger Festsetzungen machte, beweist, daß Bismarck seit seinem Auftreten im Gortschakoff'schen Studienzimmer dieses Eingreifen Rußlands in die deutschen Verhältnisse beseitigt hat. Seine Entschlossenheit und Entschiedenheit, sein Anspruch auf die Dictatur in deutschen Sachen verbaten sich ein sichtbares Hervortreten jenes früheren fremden Einflusses; außerdem erschien ein solches Eingreifen gegenüber den gegenwärtigen größeren Verhältnissen kleinlich und überflüssig. Preußen leistete jetzt Rußland für die Ablösung jener veralteten Diplomatie einen umfassenderen Dienst, indem es mit Hilfe der deutschen Kräfte Oesterreich überwachte und einengte und an Frankreich das Werk von Waterloo vollendete. Sein Culturkampf gegen Rom ist auch eine große Hilfsleistung für Rußlands innern Krieg gegen seine eigenen Katholiken und, was Alles aufwiegt, schon durch seine Petersburger Verpflichtungen für Rußlands Wiederaufkommen an der untern Donau hatte sich Bismarck die Ueberlassung Deutschlands an seine Dictatur erworben.

Bei der Eröffnung des Berliner Congresses ging das Gerücht, die Vertreter Deutschlands und Rußlands hätten den Gedanken gehabt, die Anwesenheit tüchtiger Kräfte für eine europäische Vereinbarung gegen die wachsende Socialdemokratie zu benutzen. Beide Reichskanzler werden sich indessen bald überzeugt haben, daß eine Einmischung des Congresses in die Hauspolitik der einzelnen Länder eine Ueberbürdung der versammelten Väter herbeigeführt und schwerlich einen allgemeinen Beschluß zur Folge gehabt haben würde. Außerdem stand der deutsche Reichstag bevor und man konnte ruhig abwarten, welches leuchtende Vorbild derselbe für die Behandlung der socialistischen Gefahren zu Stande bringen würde. Es ist daher wahrscheinlich, daß sich die befreundeten Kanzler mit einer Verständigung über die Pflege der conservativen Interessen, also mit einer umfassenden Rubrik begnügten, die auf bequemere Weise und allmälig mit zeitgemäßen Einzelheiten angefüllt werden könnte.

Bismarck hat die Politik des Großvaters seines Königs in gemessenerer Form wieder aufgenommen und der Ausführung im neuen Reich einen geordneteren Kern gegeben. Aber dieser aufgeregte Abschnitt seines Werks scheint nun abgeschlossen zu sein und es ist schwerlich ohne Absicht und tieferen Grund, wenn die officiösen Blätter dem Liberalismus ihr drohendes „zum Schluß!" zurufen. Wir haben demnach den Versuch eines conservativen Imperialismus zu erwarten, der in den Experimenten einer Steuerreform seine Stärkung suchen wird.

B. Bauer.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. | Berlin, 9. August 1878. | Nr. 32.

Die Wahlresultate.

Die Frage war unklar gestellt, so ist auch die Antwort eine nicht klare. Offiziell hatte die Regierung an das „Gewissen der Nation" nur die Frage gerichtet, ob sie der socialdemokratischen Partei das Recht staatlicher Existenz zugestehn wolle, aber beflissene Diener, freiwillig wie amtlich Gouvernementale, hatten nebenbei gehorcht und waren der Meinung, daß eine Regierung bisweilen sich deutlicher in Bonmots, als in hochamtlichen Erlassen ausspreche und so kamen sie denn zu der anderwärts längst erprobten Weisheit daß, wenn es gelte Einem die Lust am berauschenden Getränk zu benehmen, es weit zuverlässiger sei, ihm nicht die Mäßigkeit, sondern die volle Enthaltsamkeit aufzuerlegen. War die Freiheit dies berauschende Getränk, so mußten auch die Apostel ihres mäßigen, ja des sehr mäßigen Genusses niedergerannt werden: fort also mit Fortschritt, fort auch mit den Nationalliberalen!

Das wäre vielleicht ein schwerer Kampf gewesen, wenn das Volk, den alten Streit bei Seite schiebend, einmüthig Front gegen den neuen Angriff gemacht hätte; aber inzwischen hatte sich, was man theoretisch immer noch voll Eifers bestritt, praktisch vollzogen: der dritte Stand hatte sich abgegrenzt gegen einen im Entstehn begriffenen vierten. Das bewußte Proletariat auf der einen Seite, die Masse der Neu- und Alt-, Deutsch- und Frei-Reactionäre auf der andern: da waren die beiden Mühlsteine einander gegenüber und Hans Gerstenkorn mitten zwischen ihnen.

Sie sind garstig abgeschält worden, die liberalen Parteien, und das Schlimmere folgt noch nach. Von einem Zusammengehn der nationalliberalen mit der Fortschrittspartei über die Zeiten des Wahlkampfes hinaus ist vorweg nicht die Rede gewesen, aber auch innerhalb der erstern Partei wird sich die in den letzten Zeiten nur mühsam noch zusammengeflickte Einigkeit nicht länger erhalten lassen. Der durchschlagende Grund, daß durch diese Einigkeit die das Haus beherrschende Majorität hergestellt werde, ist nun hinfällig geworden, diese Rolle ist jetzt dem Centrum zugefallen und so wird die Anziehungskraft, die unter den heutigen Conjuncturen die Vielgestaltigkeit der Rechten ausübt, gar bald wirksam werden und die Absplitterung vollenden.

Der Abfall des Volkes von den Liberalen ist bisweilen so gruppenweise geschehen, daß da neben den allgemeinen noch besondere Gründe

obgewaltet haben müssen. Für die plötzliche und große Wendung in Ost- und Westpreußen ist aus der Mitte der betroffenen Partei selbst in löblicher Offenheit der niedere Bildungsgrad der Bevölkerung als Grund angegeben worden. Die Polen, die Katholiken verstehen es freilich, auch in solchem Boden ihre Samenkörner aufgehen zu lassen, und von der Socialdemokratie wird ja überhaupt gesagt, daß die Bildungslosigkeit der Massen die Quelle ihrer Macht sei. Auch ist die Bildungslosigkeit als solche, in ihrem officiellen Begriff, also der geringe Erfolg der Elementarschulbildung, keineswegs, nach alter geschichtlicher Erfahrung, unverträglich mit einem starken zähen Freiheitstriebe, es müssen nur eben Männer dasein, die ihn in eine verständliche Form auszuprägen, ihm populäre Schlagworte zu geben verstehn und an solchen Männern oder, falls sie da waren, an deren Arbeitslust fehlt es offenbar in den beiden Provinzen.

Natürlicher und gewissermaßen gesünder scheint der Abfall, den die nationalliberale Partei in Hannover, ihrem eigentlichen Stammsitze, erlebt hat. Es entsprach dem Wesen dieser alten, fest und langsam schreitenden Stämme keineswegs, als sie 1866 sofort in das Lager der Sieger hüpften. Die Mittel, mit denen diese scheinbaren Erfolge hergestellt wurden, haben denn auch nicht länger vorhalten wollen, die particularistische Unterströmung kommt wieder herauf und zu ihrem Rechte. Denn hier sowohl wie in den außerpreußischen Ländern des Reichs sehe man wohl zu, wenn von sogenannt conservativen Wahlsiegen die Rede ist: der bedingungslos Bismarck'schen Partei werden sie nur selten zu Gute kommen. Eine deutsche conservative Partei, wie auch der Namen usurpirt werde, giebt es noch nicht in Deutschland, kann es noch nicht geben, sondern die bairischen, die württembergischen u. s. w. Conservativen werden gelegnenfalles sich äußerst deutlich als bairische, als württembergische Particularisten entpuppen und sich dann selber durch den Ehrentitel von Reichsfeinden nicht anfechten lassen. Ehe an die Bildung einer solchen Partei gedacht werden kann, bedarf es nicht nur einer sichern, nicht blos auf zwei Augen stehenden deutschen Regierung (natürlich ist damit nur ein deutsches Ministerium gemeint), sondern das Reich selbst muß auch in seiner innern Constitution, im Verhältniß seines Kaisers zu den Landesfürsten, seiner Centralvertretung zu den Landesvertretungen, seines Reichstages zu seinem Bundesrathe weit fertiger sein, als das bis jetzt der Fall ist. Einstweilen hat Hannover einen naturgemäßen Rückschritt zu sich selber gemacht, Württemberg zeigt wenigstens den Ansatz dazu, Baden, die Pfalz und die Hessen werden nachfolgen und wenn in Baiern die Entwicklung eine complicirtere ist, so liegt das an dem Dazwischentreten des mächtigen clericalen Factors, der das bairische Particularinteresse großentheils in sich aufnimmt. Hier überall wird sich für die „Volkspartei" mit ihrer anticentralistischen Tendenz in den nächsten Jahren ein fruchtbares Feld der Entwickelung eröffnen.

Eine Ausnahmestellung bei der Beurtheilung der Wahlresultate nimmt die Socialdemokratie ein. Es wäre ungerecht und blind, wollte man hier daraus, daß sie vorläufig auf drei Wahlsiege beschränkt ist, folgern, daß der Bestand der Partei auch auf ein Viertel oder Fünftel reducirt sei. Bei ihr vielmehr, weit stärker als bei jeder andern Partei, ist nicht die Zahl der Abgeordneten, sondern die der Wähler in Betracht

zu ziehn. Denn die Maßregelungen der Großindustriellen, die Beschränkungen in Preß-, Vereins- und Versammlungsrecht gingen offenbar nicht blos darauf hinaus, diese Partei aus dem Reichstage zu verdrängen, sondern sie wollten sie in ihrem ganzen Bestande erschüttern, sie richteten sich gegen die Wähler selbst. Wie diese trotz alledem in verstärkten Ziffern zur Wahlurne gekommen sind, ist bekannt. Denen dieser Kampf also die Hauptsache war, den Liberalen, wird nun einleuchten, daß sie auch hierin unglücklich waren; sie werden vielleicht, verblendet sie ihr Eifer nicht gar zu sehr, aus dieser Erscheinung Einiges in Bezug auf die verheißene Ausnahmegesetzgebung gelernt haben. Wenn alle jene Maßregeln und Maßregelungen, wie sie in den letzten Wochen in vollem frischen Eifer und unter freiwilliger Mitarbeit auch der sonst Apathischen ins Werk gesetzt wurden, eine ihren Zwecken stark entgegengesetzte Wirkung gehabt haben, so ist von ihnen, sobald sie chronisch werden und den gelassenen Gang annehmen, in den eine Sache so leicht verfällt, der die öffentliche Meinung ihr gespanntes Interesse nicht mehr zuwendet, noch weit weniger zu erwarten. Und wie viel Schlimmeres und Strengeres eigentlich noch kommen könnte, als in der letzten Zeit der Socialdemokratie widerfahren, das ist schwer abzusehen.

Nun tröstet man sich freilich damit, daß in den für die socialdemokratischen Candidaten abgegebenen Ziffern kein Zuwachs der Partei stecke, sondern daß dieser Zuwachs hauptsächlich durch Solche hervorgebracht sei, die aus allgemeiner Unzufriedenheit mit den Dingen für die extremste Partei gestimmt hätten. Das ist eine seltsame Art von Trost. Dieser extremen Partei, deren Programm bekannt ist, konnte man versuchen durch sociale Reformen den Boden abzugewinnen, man konnte hoffen die Partei zu ruiniren, indem man ihre Mitgliedschaft mit Verboten und Verfolgungen belegte: was aber mit diesen ganz unerkennbaren, ganz introuvabeln Massen anfangen, die in der Luft, gleich den Keimen einer Seuche, schweben und alles gesunde Leben im Staate vergiften!

Mit einem fast imponirenden Gleichmaaß ist nur Eine Partei aus dem Kampfe hervorgegangen: das Centrum. Durch die Verschiebung von links nach rechts ist sie in die ihrem Namen entsprechende Mitte gerückt, sie regiert fortan der Wage Zünglein. Von den Hoffnungen und Befürchtungen aber, die man an die Kissinger Zusammenkunft der letzten Tage knüpft, wird man sich vorläufig freihalten dürfen. Ginge selbst Rom auf einen modus vivendi betreffs der Maigesetze ein, so liegt in der auswärtigen Politik des Reichskanzlers und deren Folgen für das päpstliche Regiment Grund genug für die Curie, dem Centrum in Bezug auf die Fragen der gesammten inneren Politik keinen Wechsel der Haltung anzumuthen. Herr Windthorst würde in seinen jüngsten rheinischen Reden nicht so freiwillig seine oppositionellen Meinungen zum Besten gegeben haben, fürchtete er von einer Wendung der Lage ein Dementi.

Eine Probe auf diese oppositionelle Festigkeit wird das Centrum, wie zu hoffen ist, bald zu bestehen haben. Das Land erwartet in seiner immer noch großen Mehrheit von seinen ausgewählten Vertretern in allererster Linie eine Beruhigung darüber, daß sein freies Wahlrecht respectirt bleibe. Mögen die Parteien mit allen Mitteln, die ihnen Ehrgefühl und Gesetz gestatten, um den Sieg streiten: der Staat selber und

seine Organe dürfen in den Staub dieser Arena nicht hinabsteigen. Wie es in dieser Beziehung bei den jetzigen Wahlen im Lande, zumal in Preußen, hergegangen ist, das wird der Reichstag, angesichts der darüber verbreiteten Nachrichten, in schleuniger und scharfer Untersuchung festzustellen haben. Die Aufgaben, um deren willen er zusammenberufen ist, sind so ernster Natur, daß die volle Legitimation jeder Stimme, die in diesen Fragen für oder gegen fällt, zu fordern ist. Wir wissen, wie der Conflict sich einst zum Aeußersten zuspitzte, als das preußische Abgeordnetenhaus einmal Ernst mit den Wahlprüfungen machen wollte — aber diese Erinnerung sollte ermuthigen, nicht abschrecken, denn das Mittel, das damals den Conflict schlichtete, steht nicht jederzeit zur Verfügung und ist in seiner Wirkung nicht immer sicher. In dem Eifer, mit dem der Reichstag an seine Wahlprüfungen geht, wird sich das gute Gewissen zeigen, mit dem er die von der Regierung ihm zugedachte Arbeit angreift.

Der deutsche Parlamentarismus.*)

Eine anatomische Studie.

— Zum 30. Juli 1878. —

„Die Dinge so betrachten, hieße sie allzu genau betrachten" meint der philisterhaft-bedächtige Vertraute des genial-abschweifenden Dänenprinzen, als dieser auf dem Kirchhofe Alexanders Asche bis zu dem Momente verfolgt, wo sie ihre „schnöde Bestimmung" als Spund eines Bierfasses erfüllt. Giebt es wirklich eine Art, Das, was um uns vorgeht, allzu scharf aufzufassen? Mag dies dahin gestellt bleiben. Thatsache ist, daß im Allgemeinen viel mehr und viel einschneidender nach anderer Richtung gesündigt wird. Wir, die Kinder des Jahrhunderts, welches Skepsis auf allen Gebieten zu seiner wesentlichen Signatur gemacht hat, wir, die wir uns Viel damit wissen, so wenig wie möglich auf das Zeugniß Anderer für wahr zu halten, d. h. zu glauben, wir nehmen im Drängen und Wirren des Tageslebens ohne Untersuchung den ärgsten Trug als feststehendes Dogma hin, lassen uns von der äußerlichsten Convention selbst da täuschen, wo dem Irrthum zu wehren nur geringe Anstrengung kostete. Namentlich ist dies der Fall bei Beurtheilung unserer öffentlichen Institutionen. Nicht was sie wirklich sind, sondern was sie sein sollten, nicht was sie leisten, sondern, was sie zu leisten behaupten, ist für die Anschauungen weitester Kreise maßgebend.

Eine treffliche Illustration für diese Behauptung bieten die gäng und geben Ansichten über den modernen deutschen Parlamentarismus, den Parlamentarismus des neuen Reiches. Auf ihn lenken die bevorstehenden Wahlen alle Blicke; schärfer denn je ist die Aufmerksamkeit einer Einrichtung zugewendet, welche für unser Gesammtvaterland das

*) Wir entnehmen diese Skizze der in Frankfurt a. M. seit einigen Wochen erscheinenden, von Dr. Ludwig Holthof herausgegebnen Wochenschrift „Die kleine Chronik", die bei diesem Anlaß mit besten Wünschen collegialisch begrüßt sei.

Product eines langen und complicirten geschichtlichen Prozesses ist. Wenn gerade in diesen Blättern der Versuch gemacht werden soll, einen von jedem Parteistandpunkte absehenden Beitrag zu der Naturgeschichte des modernen deutschen Volksvertreterthums zu geben, so hat dies einen doppelten Grund. Einmal widmen sie allen hervorragenden geistigen Tagesinteressen rege Theilnahme, dürfen also die gegenwärtige Bewegung gewiß nicht unberührt vorübergehen lassen, dann aber sind gewisse Dinge überhaupt in eigentlich politischen Tagesblättern gar nicht auszusprechen. Die gesammte politische Welt ohne Unterschied der Parteifarbe wird von einer Art unbewußten Freimaurerthums umfaßt, das nicht gestattet über den wirklichen Character, die wirkliche Bedeutung gewisser Erscheinungen volles Licht zu verbreiten. Nur „Brüder", die „gedeckt" haben, mögen hie und da den Schleier der eleusinischen Geheimnisse etwas zu lüften wagen und sind dann selbstverständlich auf nicht-politische Zeitschriften angewiesen. Oder glaubt man etwa, ein freimaurerisches Blatt würde Heine's epochemachende Entdeckung, daß die vielberufenen mystisch-feierlichen „Logen-Arbeiten" eigentlich in Kaffetrinken, Dominospielen und Aehnlichem bestehe, ohne Weiteres aufzunehmen und zu verbreiten geneigt gewesen sein.

Der Parlamentarismus des deutschen Reichs, wie er sich seit Gewährung des allgemeinen und directen Wahlrechts herausgebildet hat, darf den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, eine der räthselreichsten und widerspruchsvollsten Hervorbringungen des modernen Culturlebens zu sein. Um das vollauf und unwiderleglich bestätigt zu finden, hat man sich einfach Das, was die nächsten Wochen und Monate bringen werden, nach den feststehenden Erfahrungen der Vergangenheit zu vergegenwärtigen. Die Wahlbewegung ist aus hinlänglich bekannten Gründen eine ungewöhnlich tiefgehende; viele Hunderttausende von deutschen Männern sind bis zum 30. Juli in so ungemeiner Aufregung, daß alle anderen öffentlichen Interessen für sie vor dem Bestreben in den Hintergrund treten, Hunderte von Candidaten aller Parteischattirungen de omnibus rebus et quibusdam aliis peinlich zu verhören und auf Pogramme aller Art förmlich einzuschwören. Und wenn am 30. Juli in später Abendstunde in dem schwülen Wirths-Locale das Resultat der betreffenden Wahl bekannt geworden? Dann folgt bei dem ganz überwiegenden Theile des deutschen Volkes dem leidenschaftlichen Interesse urplötzlich und ohne merkbaren Uebergang apathische Indifferenz. Wenn eine Statistik darüber möglich wäre, wie viele von Denen, die sich bei den Wahlvorbereitungen am eifrigsten betheiligt haben, es nach der Wahl für der Mühe werth erachten, sich auch nur halbwegs um Das zu kümmern, was das Resultat ihrer Anstrengungen gewesen, sie würde merkwürdige Minimalziffern ergeben, obwohl die Socialdemokraten in dem letzten Jahrzehnt nach Kräften dafür gesorgt haben, die Zahl Derjenigen ansehnlich zu vermehren, welche sich auch außerhalb der Wahlzeit ernstlicher als durch bloße Lectüre des hergebrachten Zeitungsblattes und durch gevatterhafte Kannegießereien auf der Bierbank mit Dem beschäftigen, was man gewohnheitsmäßig „Politik" nennt. Selbst die bei jeden Wahlen als obligates Schreckmittel verwendete „unausgesetzte Controle der Wählerschaft" erweist sich bei näherer Betrachtung als inhaltslose Fiktion, über die der Candidat nach den ersten vierzehn Tagen seiner ersten Session

blos noch lächelt. Denn wenn er in das innere Getriebe unseres Parlamentarismus auch nur einen Blick geworfen, muß ihm klar geworden sein, daß er sich eigentlich bei Licht besehen einer unverantwortlichen Unverantwortlichkeit zu erfreuen hat. Mit dem Augenblicke, wo der neu gewählte Abgeordnete zum ersten Male mit Herablassung von dem wachhaltenden Schutzmann begrüßt und mit unverfälschter Herzlichkeit (im Hinblick auf das übliche Charitativum am Ende der Session) von dem silber-bordirten Portier empfangen, das Atrium der ehemaligen Porzellan-Manufaktur in der Leipziger Straße No. 4 betritt, mit dem Momente, wo sein Auge auf die in der linken Ecke desselben stehende schwarze Tafel fällt, auf der alle Plenar-, Commissions-, Fraktions- und Gruppensitzungen angekündigt werden, legt sich wie eine schützende Wolke die Atmosphäre dessen um ihn, was Wesen und Fluch des heutigen Parlamentarismus ausmacht. Die allmächtige Fraktionsschablone deckt ihn gegen jede Einwendung seiner Wählerschaft, ja gegen jede Erinnerung an seine Wahlversprechungen. Das erste Glas, das er sich aus einer „offiziellen Wasser-Caraffe des Hauses" einschenkt, ist ihm — Lethe. Denn es sind nur zwei Fälle denkbar: entweder ist er gewillt und im Stande „wild" zu bleiben, dann wird er, wenn überhaupt das Vermögen zu denken und der Wille, wenigstens sich selbst nicht zu belügen, vorhanden ist, darüber bald im Klaren sein, daß seine „schnöde Bestimmung" im parlamentarischen Drama nur die sein kann — einen vollständig unschädlichen Statisten zu agiren, sich wohl oder übel mit der Rolle einer „stummen Person" zu begnügen. Die andere Eventualität ist die, daß der neu Eintretende auf den Namen einer bestimmten Fraktion gewählt ist (und dabei ist zu erinnern, daß eine Fraktion nur dann als vorhanden betrachtet wird, wenn mindestens zwölf Mitglieder für sie vorhanden sind). Dann ist er mit dem Eintritte in das Haus überhaupt nicht mehr Herr seines politischen Willens, nicht mehr der „Thäter seiner Thaten"; der Fraktionsvorstand oder besser die Fraktionsleitung trägt in Wirklichkeit die Verantwortlichkeit für das, was von ihm geleistet oder unterlassen wird. Wenn dies einfache und klare Verantwortlichkeitsverhältniß in den Rechenschaftsberichten der verschiedenen Herren Abgeordneten, soweit sie nicht zu den verschwindend wenigen „Machern" gehören, niemals klar genug hervortritt, so hat dies seinen Grnnd in der übertrieben nachsichtigen Liebenswürdigkeit, mit der man hergebrachtermaßen sein eigenes Ich zu behandeln pflegt. Kann man den in ihrem localen Kreise so berühmten und einflußreichen Abgeordneten Titius und Sempronius, kann man ihnen zumuthen offen zu bekennen, daß die Abgeordneten Titius und Sempronius in Berlin zu den unzähligen fünften Rädern am Parlamentswagen gehören? Gewiß nicht. Herr Titius träumt sich bei jeder Eisenbahnstation, die er — natürlich im Schlafwagen — von des Reiches Hauptstadt weggeführt wird, zu immer höheren Stadien parlamentarischen Einflusses hinnauf und erwacht in der Heimath mit dem wirklichen und ehrlichen Bewußtsein, einer der spiritus rectores des Reichstags zu sein. Herr Sempronius hat sich das heimathlich-stolze Gefühl, ein „Schieber" zu sein, durch das unablässige Geschobenwerden innerhalb der Fraktionen überhaupt nicht trüben lassen und so erfahren die Wähler wohl, was die beiden Herren in parlamentarischer Beziehung von sich denken, nicht aber was sie in dieser Richtung wirklich gelten.

Darin besteht der in unbewußter Freimaurerei allseitig gepflegte, auf einer durchaus falschen, weil oberflächlichen und völlig ungenauen Betrachtungsweise basirende Grundirrthum hinsichtlich der Reichsvertretungs-Verhältnisse, daß man annimmt, jeder der dreihundertundachtundneunzig Vertreter des deutschen Volkes hätte in Wirklichkeit, wie Logik und Verfassung dies erheischen und die Wählerschaft das präsumirt, einen materiell und formell gleichen Einfluß bei Entscheidung der Fragen, welche dem Parlamente unterbreitet werden, daß man annimmt, die Voten des Reichstags seien in Wirklichkeit und nicht blos dem äußeren Scheine nach Mehrheitsbeschlüsse der gesammten Abgeordnetenschaft. Der Beweis dafür ist leicht zu erbringen. Die Beschlüsse der Fraktionen sind es welche für die Plenarbeschlüsse den Ausschlag geben, Fraktionsbeschlüsse aber beruhen, wie heute die Zeiten sind, in keiner Weise auf wirklichen Wahrheitsentscheidungen innerhalb der einzelnen Parteigruppen. So lange die Leiter der Fraktionen unter sich einig sind, ist es allein ihre relativ sehr geringe Anzahl, welche in Wirklichkeit und Wahrheit, nicht dem formalen conventionellen Scheine nach, das Loos der dem Parlamente gemachten Vorlagen bestimmt. Der beharrlich geleugnete geistige Zwang, der „Terrorismus“, welcher von den Leitern der constituirten parlamentarischen Parteien, gleich viel ob es sich um Nationalliberale, Ultramontane, Fortschrittsleute, deutsche Reichsparteiler oder Conservative handelt, besteht, er ist ein Faktor, der bei Beurtheilung des Parlamentarismus berücksichtigt werden muß. Die Polen-Fraktion und die Socialdemokraten bedürfen hier keiner Erwähnung. Erstere weil sie keine eigentliche politische Partei zur Grundlage hat und in allgemeinen Fragen nur als Anhängsel des Centrums zu betrachten ist, letztere weil sie bisher nicht als constituirte Fraktion zu handeln verstanden und behandelt wurden. Das in der Regel unbedingten Ausschlag gebende Uebergewicht, welches die Fraktionsleiter besitzen, basirt nur zum allergeringsten Theil auf wirklich hervorragender parlamentarischer Befähigung, ist vielmehr zum größten Theil Produkt des bloßen Zeitablaufes, Resultat einer feststehenden Tradition, Erzeugniß eines parlamentarischen „Pennalismus“, dem zufolge der „Fuchs“ dem „Burschen“ unbedingt zu gehorchen verpflichtet ist. Dies erklärt es, warum die Leitung der Fraktionen zumeist in norddeutschen, ja in spezifisch preußischen Händen ruht, soweit man nicht zur Wahrung der Dehors eine absichtliche Ausnahme gemacht hat. Die absolut nichtssagende Rolle, welche den Mittel- und Süddeutschen, auch bei ausnahmsweiser Begabung für das politische Handwerk zufällt, ist gewiß eine beachtenswerthe und vor allem nicht abzuleugnende Erscheinung. Sehe man doch nur, welche einflußlose Stellung die Präsidenten mittel- und süddeutscher Landesvertretungen innerhalb der Fraktion besitzen, der sie angehören! Obwohl von allen Fraktionsvorständen den Mitgliedern eingeschärft ist,

Nicht laut und nicht leise
Auf keinerlei Weise
Zu nennen das verpönte Wort —

das verpönte Wort Fraktionszwang nämlich, ist es ein ergötzliches Studium, den verschiedenen Ausdruck süddeutschen Unwillens reichstreuer Herzen über das Unerhörte zu verfolgen, was ihnen in dieser Beziehung zugemuthet werde. Des Abends in verschwiegener Zelle, wenn der Wein,

„der nicht erfindet, sondern nur ausschwatzt", die Zungen löst, kann man darüber manch trübselig Liedlein singen hören.

Die Wenigen nun, welche auf dem Wege der Ueberlieferung und Anciennität zu Lenkern der parlamentarischen Geschicke des deutschen Volkes gediehen sind, die einzelnen Fraktionsfaiseurs haben aus ihrer Mitte zur Befestigung und Erhaltung ihrer Herrschaft einen Ausschuß niedergesetzt, den sogenannten „Senioren-Convent", von dem thatsächlich auf dem Wege des Compromisses alles Das entschieden und dem Reichstage oktroyirt wird, was nach Außen als Ergebniß freiester Willensthätigkeit erscheint. Namentlich werden von ihm alle sogenannten „Wahlen" für Präsidium, Bureau, Abtheilungsvorstandschaft, Commissionen, Deputationen u. s. w. gemacht. Ein wirkliches Wählen, ein Bestimmen der einzelnen Persönlichkeiten nach eigenem persönlichem Ermessen der Mehrheit des Reichstags oder der Reichstags-Abtheilungen findet **niemals** statt und ist der betreffende Akt, wenn er vorgenommen wird, nichts weiter als eine inhaltlose Comödie, die, nachdem der Senioren-Convent Beschluß gefaßt, ebensogut durch dessen Erklärung ersetzt werden könnte: „Herr Cajus ist Präsident des Reichstags", oder: „Herr Cujacius Mitglied der Xten Commission." Ehrlicher wäre es schon und die Wähler würden dann allerorts eine bessere Einsicht in die innere Wesenheit des deutschen Parlamentarismus erlangen, d. h. da nicht an Mehrheitsbeschlüsse glauben, wo lediglich von Diktaten einer Minderheit die Rede sein kann. Keine Einrichtung zeigt prägnanter, daß das Pfropfreis des **neudeutschen** Parlamentarismus auf **preußischem** Stamme erwachsen ist,*) als das Herübernehmen einer Einrichtung des Berliner Abgeordnetenhauses, welche dort zur Unterlage das junkerliche Treiben alter Corpsstudenten hatte. Der „Senioren-Convent", dessen Mitglieder sich möglichst in den Mantel des Geheimnisses hüllen, ist charakteristischer, als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt sein dürfte. Deshalb muß gerade sein Wirken in einer Skizze erwähnt werden, die sich Offenlegen des inneren Räderwerkes einer Einrichtung zum Zwecke setzt, welche man bisher daraufhin „allzu genau" weder betrachten wollte, noch auch

---

*) Hierin irrt nun der Herr Verfasser — expertiori credat — ganz entschieden. Das preußische Abgeordnetenhaus hat länger als drei Lustren unter oft recht schwierigen Verhältnissen, bei erdrückenden Majoritäten, bald der Rechten bald der Linken, getagt, ohne seine schwerfällige, aber eben darum der Ausbeutung in Parteiinteresse sich widersetzende Geschäftsordnung anzutasten oder antasten zu lassen. Es hat bei oft viel kleineren Centrumsfractionen seine ebenso langen katholischen Debatten gehabt, wie nur der Reichstag, es hat den Polenklagen in achtungsvoller Geduld weit größere Ausdehnung gestattet, als nur je der Reichstag, es hat in seinen Adreßdebatten der Kritik über die allgemeine innere und über die auswärtige Politik der Ministerien eine Freiheit zugestanden, die der Reichstag nicht kennt, und hat trotz alledem noch Zeit gefunden, dem Petitionsrechte des Landes den schuldigen Respect zu erweisen und die Petenten, wenn sie abgewiesen wurden, wenigstens wissen zu lassen, warum das geschah. Schlußmacher gabs auch damals, aber sie begnügten sich damit, dem allzuweitschweifig werdenden Redner von Weitem die Uhr vorzuweisen, und das that Hr. v. Forstner gelegentlich auch dem allmächtigen Hrn. v. Vincke, aber der Antrag auf Schluß wurde sicher nicht gestellt oder nicht angenommen, so lange noch ein irgend bedeutender Name aus der Rednerliste hervorklang. Die Reformen der Geschäftsordnung und damit die Entartung der Parlamentsorganismen sind **eine Morgengabe der Annexion** von 1866, Vorstudien dazu waren in der Leitung des **Nationalvereins** gemacht worden und diese lag wesentlich in damals noch **nichtpreußischen** Händen.

in weiteren Kreisen betrachten konnte. Daß man das Recht aller Minoritäten, die es nicht bis zur Ziffer 12 zu bringen vermögen, auch dann einfach ignorirt, wenn sie in ihrer Gesammtheit einen ganz stattlichen Bruchtheil der Versammlung darstellen und über die Stärke einzelner Fraktionen hinausgehen, ist gewiß bezeichnend. Und dies geschieht bis zu den geringsten Aeußerlichkeiten herab. Wenn man des großen Andranges wegen es für nöthig erachtet, den Eintritt zur Abgeordneten-Tribüne durch Ausgabe von Eintrittskarten zu beschränken, werden dieselben natürlich an die Fraktionen vertheilt, die Fortschrittspartei mit 31 Mann erhält, was ihr zukommt, die 35 Wilde — können sehen, wie sie zurecht kommen, sie erhalten — nichts. Sapienti sat.

Bei jeder parlamentarischen Versammlung liegt die Garantie für ihre technische und politische Leistungsfähigkeit in der Art und Weise, wie sie sich die Organe ihrer Wirksamkeit beschafft. Arbeits-Instrumente einer Volksvertretung sind lediglich die Commissionen. Gewählt werden diese gegenwärtig von den Abtheilungen, in welche der Reichstag sofort nach seinem Zusammentritt auf dem Wege der Verloosung zerlegt wird. Es sind deren sieben. Die Wahl der Commissionen soll nun in der Weise erfolgen, daß jede der Abtheilungen eines, zwei, drei oder vier Mitglieder in den betreffenden Ausschuß wählt. Dadurch, daß man dem reinen Zufalle die Zusammensetzung der Abtheilungen überließ, zeigte man deutlich, daß einseitige Berücksichtigung des Partei- oder Fraktionsstandpunktes bei Zusammensetzung der Ausschüsse ausgeschlossen und mehr die parlamentarische Arbeitsfähigkeit in Betracht gezogen werden sollte. Diesen gesunden und vernünftigen Gedanken der Geschäftsordnung weiß man durch die Einrichtung des Senioren-Conventes künstlich in sein volles Gegentheil zu verkehren. Diese „unbekannten Obern" bestimmen im Voraus die Mitglieder, welche in die Commissionen zu wählen sind und erkennen dabei, wie das bei der Zusammensetzung und dem Wesen selbstverständlich ist, in erster Linie als Richtschnur so ausschließlich nur die Fraktionsschablone an, daß mit lächerlich-peinlicher Sorgfalt nach halben, viertels und achtels Abgeordneten gerechnet wird. Um das Mißständige nicht zu schreiend werden zu lassen, sieht man bei Ausschüssen, welche technische Fragen zu entscheiden haben, ausnahmsweise von dem Parteistandpunkte ab. Durch die Ausnahme wird aber die Regel nur evidenter gemacht. Die Wirkung einer solchen Wahlart auf die Arbeitsfähigkeit der Commissionen zu untersuchen, liegt außerhalb der Aufgabe dieser Zeilen. Aufmerksame Beobachter unserer parlamentarischen Zustände, die den Vorwurf nicht kennen, „die Dinge allzugenau zu betrachten", werden nicht leugnen dürfen, daß in diesen Verhältnissen ein Grund für die Behauptung gesucht werden kann, daß unsere Zeit zur Gesetzgebung keinen Beruf habe.

Der schlimmste Erfolg, den die rückhaltlose Handhabung der schablonenhaften Fraktionspolitik herbeigeführt hat, ist darin zu finden, daß der Reichstag an das ihm anvertraute Palladium der geistigen Wohlfahrt des deutschen Volkes — an die Redefreiheit hat tasten lassen. Die Geschäftsleitung ist seit geraumer Zeit hinsichtlich der Redeordnung keine unparteiische. Das ist eine Thatsache, die von allen Vorurtheilslosen anerkannt wird.

Die von den liberalen Parteien herbeigeführte und geduldete Abschaffung der Rednerliste ermöglicht eine Willkür bei der Wortverleihung,

die im Vereine mit den bekannten Anträgen auf Schluß der Debatte dem Mundtodtmachen jeder Minorität gleichkommt. Wenn diese Praxis, mit welcher besonders der Name Valentin in den Annalen unseres Parlamentarismus auf immer in sehr unliebsamer Weise verbunden bleiben wird, vorzüglich gegen die Socialdemokratie gerichtet war, von der (nach dem „Kladderadatsch") mit gutem Fuge auch auf diesem Gebiete „Weniger Geschrei und mehr Wolle" verlangt werden kann, so vermag das an der absoluten Verwerflichkeit einer so unerhörten Uebung nichts zu ändern. Ist nur die Fraktionsangehörigkeit, wie das von maßgebender Stelle ausdrücklich ausgesprochen wurde, maßgebend für die Locirung der angemeldeten Redner bei der Reihenfolge, in welcher sie zum Worte zugelassen werden, so bezeichnet das einen Höhepunkt des Mißbrauchs, der allerwärts zum Nachdenken führen sollte. Eine Abkürzung der Debatte, was man heuchlerisch als Zweck anführte, ist durch alle diese Mittel nicht erreicht worden. Wohl aber hat sich der Reichstag durch Beschränkung der Redefreiheit die Quelle moralischer Macht und dadurch die unerläßlichste Vorbedingung realer Wirksamkeit selbst abgegraben. Wenn er im gegenwärtigen Moment ohnmächtiger denn je dasteht, so sind daran nicht blos die äußeren Verhältnisse, so ist vielmehr vor allem auch der innere Mechanismus einer Legislative schuld, die in ihrer Zerfahrenheit und Zersplitterung ein würdiges Gegenbild der Executive ist, in die gewisse parlamentarische „Confessions" während der beiden letzten Sessionen einen so lehrreichen Einblick gewährten. Bei der Regierung soll „Umkehr" und Consolidation eingetreten sein. Bei dem Reichstage wird es wohl noch lange dauern, ehe die harte Lehrmeisterin Nothwendigkeit es dahin gebracht hat, daß der einheitlichen Reactionspartei eine einheitliche und *wirkliche* Oppositionspartei gegenübertritt, welche alle Elemente in sich schließt, die bis zu bestimmten Marksteinen politischer Entwickelung zusammengehen können, die vor der Hand und auf lange Zeit hinaus genau dasselbe erstreben *müssen*. Bis zu diesem gesegneten Zeitpunkte mag der „wilde" Abgeordnete Titius sein trübseliges Statistenthum so gut wie möglich verbergen und seinen staunenden Wählern emphatisch von dem vorzählen können, was er parlamentarisch „geleistet" habe, soll der „fraktionshörige" Abgeordnete Sempronius sich gegen Vorwürfe vertheidigen müssen, die nicht ihn, sondern lediglich und allein die ihn dirigirenden Macher und Leiter treffen können.

Haben wir in vorstehender Skizze die Dinge „allzugenau" angesehen? Gewiß nicht! Wir sind uns vielmehr bewußt, auch hier eher noch immer durch das Gegentheil gefehlt zu haben. Denn wenn gewisse Vorgänge in unserem öffentlichen Leben unerklärlich sind, so lange man nicht Einblick in das „Fraktiönli"-Treiben besitzt, so hat es andere und politisch überaus bedeutsame gegeben und giebt es deren gegenwärtig noch, die sich nur dann begreifen lassen, wenn man die Parlamentarier noch genauer, d. h. auch in Bezug auf rein private Verhältnisse unter die Loupe des literarischen Mikroscopes bringt. Uns schwebt z. B. die fragwürdige Vorgeschichte des deutschen Preßgesetzes vor, über die man in parlamentarischen Kreisen Wunderbares hinsichtlich der Einwirkung rein privativer Angelegenheiten auf die Entscheidung öffentlicher Fragen hören kann. Doch schweigen wir davon bis einst neben einer officiellen Prokopischen Parlaments-Geschichte auch „Anekdota" erscheinen.

Rupertus.

Die Haftpflicht des Unternehmers

nach dem Gesetze vom 7. Juni 1871 im Vergleich zum französischen Rechte.

Die Unbefangeneren unter unseren Liberalen haben, in der Presse wie in Wahlreden, in den letzten Wochen es oft ausgesprochen, daß unter den Forderungen der Socialisten sich viel Berechtigtes finde. Da sie zu gleicher Zeit das Möglichste dazu gethan haben, die Socialisten von der Volksvertretung fortan fernzuhalten, so wird der Schluß nicht zu kühn erscheinen, daß selbige liberale Wahlcandidaten nun ihrerseits gewillt seien, im Reichstage jene berechtigten Forderungen geltend zu machen. Dazu beut sich ihnen in der nachfolgenden (zuerst in der „Gewerbl. Zeitschr. für Rheinl. und Westf." erschienenen) Arbeit eine Hand. Der Verfasser, Advokat-Anwalt Welter zu Köln, früher selbst Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses und der Fortschrittsfraction, weist nach, wie die Ausdehnung der Haftpflicht, ein Verlangen, das täglich dringlicher wird, im rheinischen Rechte schon längst besteht, daß also die bisweilen vorgeschobene Besorgniß, der „Unternehmungsgeist" könnte unter einer weitergehenden Verantwortlichkeit leiden, hier durch die Erfahrung widerlegt wird, daß vielmehr die Rechtsgleichheit, die ja unter den Segnungen des deutschen Reiches so besonders laut gepriesen wird, es verlangt, die Haftpflicht in Deutschland mit der im Rheinlande geltenden auf gleichen Fuß zu bringen. Hr. Welter schreibt:

I.

Kaum sieben Jahre sind verflossen, seit das Haftpflichtgesetz in Wirksamkeit getreten ist und schon haben sich dessen Folgen weit über die engen Kreise der speciell mit der Rechtsanwendung Befaßten im ganzen gewerblichen Leben geltend gemacht. Eine eigene Industrie, die der Unfallversicherungs-Gesellschaften, ist an demselben emporgewachsen, und die Zahl der Schadensprozesse mehrt sich mit jedem Tage, ohne daß sich nach den bisherigen Erfahrungen die pecuniäre Tragweite weder für die zunächst betheiligte Industrie, noch auch für die Versicherungs-Gesellschaften auch nur annähernd berechnen ließe. Die zumeist in der Form von Renten zugesprochenen Entschädigungen sind noch in den ersten Anfängen ihres Laufes und fortwährend treten neue hinzu, so daß erst nach einigen Decennien, wie eine Unfallstatistik, so auch eine Unfallschädenstatistik sich bilden kann.

Bei dieser einschneidenden Wirkung ist es kein Wunder, daß der Streit der Meinungen über die Principien der Haftpflicht auf das Lebhafteste entfacht, und bei der Halbheit und eigentlichen Principienlosigkeit des deutschen Gesetzes noch lange nicht ausgetragen ist. Das Gesetz, in der jetzt so beliebten und doch verwerflichen Form eines Special- und Nothgesetzes erlassen, soll nach der einen Ansicht eine ganz ungerechte Belastung der Industrie enthalten, nach der anderen aber die berechtigten Interessen der Arbeiter in ganz ungenügender Weise schützen.

Wenn man von der eigenthümlichen Haftpflicht der Eisenbahnen absieht, die in dem Preußischen Eisenbahngesetz vom Jahre 1838 ihre Quelle findet, so sind die Prinzipien der Haftpflicht des Fabrikanten 2c. dem französischen Recht entlehnt. Die vielfach in industriellen Kreisen verbreitete Meinung, als ob auch in den deutschen Ländern des französischen Rechts die Verantwortlichkeit des Unternehmers durch das Haft-

pflichtgesetz wie begründet, so auch auf dessen Bestimmungen und Voraussetzungen beschränkt sei, ist eine irrige.

Diese Haftpflicht hat am Rheine seit mehr als 60 Jahren in weit größerem Umfange bestanden, als sie das deutsche Gesetz vom 7. Juni 1871 festgestellt, und besteht auch heute noch trotz des Haftpflichtgesetzes in dem gleichen Umfange fort.

Eigenthümlich ist dabei nur die Thatsache, daß auch am Rhein erst seit 1871 die Unfallprozesse in erheblicher Zahl aufgetreten sind und seither in auffallender Weise zugenommen haben.

Diese Zunahme läßt sich nicht durch die von der Ausdehnung der Industrie in weitere Gebiete, der Vermehrung und Komplikation der Maschinenarbeit bedingte Vermehrung der Unfälle erklären: Die Unfälle sind in gleicher Weise und verhältnißmäßig gleicher Zahl gewiß auch vor 1871 vorgekommen. Die nicht wegzuleugnende Vermehrung der Unfallprozesse findet ihren Grund einmal in dem Princip der Versicherungsgesellschaften, jeden Unfall im Rechtsweg auszumachen, dann aber auch in der allerdings durch das Haftpflichtgesetz im Volke verbreiteten Kenntniß von der Verantwortlichkeit des Unternehmers. In größeren Städten haben sich förmliche Bureaux für die Geltendmachung von Schadenersatzansprüchen aus Unfällen gebildet, deren Mittelpunkt gewöhnlich ein Verunglückter ist, der eine genügende Entschädigung erstritten hat und nun etwaigen Leidensgefährten die richtigen Wege weist.

Bei dem Streite über Beschränkung oder wenigstens Nichtausdehnung einerseits, andererseits Erweiterung der Haftpflicht dürfte eine kurze Zusammenstellung der Grundsätze des französischen Rechts, namentlich auch zur Beseitigung des oben angeführten Irrthums und zur Aufklärung über die bestehende Verantwortlichkeit des rheinischen Fabrikanten, nicht ohne Interesse sein.

Daß der Unternehmer für die, durch seine eigene Schuld herbeigeführten Unfälle haftet, ist ein allgemein geltender Rechtssatz. Das Gesetz vom 7. Juni 1871 berührt diese Fälle gar nicht und beläßt es dafür bei dem geltenden Landesrecht. Während aber die übrigen Landesgesetze vielfach, sowohl was die Voraussetzungen als den Umfang der Ersatzpflicht angeht, ungenügend und mangelhaft sind, verpflichtet das französische Recht in der weitgehendsten Weise einen Jeden zum Ersatz des vollen, durch schuldhafte Handlungen oder Unterlassungen verursachten Schaden. Jedes, auch das geringste Verschulden des Fabrikanten macht ihn für den, auf dies Verschulden zurückzuführenden Unfall haftpflichtig.

Der Fabrikant hat die zur Sicherheit der Arbeiter erforderlichen Vorkehrungen in seinem Betriebe zu schaffen.

Er ist also verantwortlich, ganz abgesehen von den selbstverständlichen Fällen einer Verletzung oder Nichtbeachtung sicherheitspolizeilicher Vorschriften, schon dann:

wenn Maschinen nicht mit den bekannten, anderswo angewendeten Sicherheitsmaßregeln versehen sind, auch wenn dafür specielle Vorschriften nicht bestehen;

wenn Maschinen nicht in ordnungsmäßigem Zustand sich befinden, wenn die Aufstellung und Vertheilung mangelhaft und die Maschinenräume fehlerhaft eingerichtet, gehalten, oder beleuchtet sind;

wenn Arbeiter nicht mit den Gefahren und der Bedienung der Maschine ordentlich bekannt und mit den erforderlichen Hülfswerkzeugen versehen worden sind;

wenn die nöthige Beaufsichtigung nicht angeordnet, und die erforderliche Zahl der Arbeiter nicht angestellt ist.

Wer jugendliche Arbeiter und Kinder beschäftigt, ist sogar für die, durch eigenes Verschulden derselben veranlaßten Unfälle verantwortlich, wenn die Arbeit wegen der dabei zu beobachtenden Vorsicht für ein solches Alter nicht passend war, oder die bei der Jugend nöthige, besondere Aufsicht nicht gehandhabt wurde.

Während der Arbeitszeit hat ein Junge im Streit oder aus Muthwillen dem anderen mit einem Steinwurf das Auge beschädigt — der Unternehmer ist haftbar erklärt worden, weil bei gehöriger Aufsicht die Jungen sich nicht mit Steinen werfen durften und konnten. Immer freilich muß bewiesen werden ein Verschulden des Unternehmers, wenn auch das kleinste, welches den Unfall allein herbeigeführt, oder wenigstens bei concurrirendem Verschulden des Arbeiters denselben wesentlich vergrößert hat.

Ist das Unglück dagegen durch einen unabwendbaren oder unaufgeklärten Zufall oder durch höhere Gewalt entstanden — und Mangels Beweises eines Verschuldens ist das anzunehmen — so hört die Verantwortlichkeit des Unternehmers auf.

Als Beispiel seien nur die häufigen Pulver- und Dynamit-Explosionen erwähnt, bei denen meist ein Augenzeuge den Unfall nicht überlebt. Man hat nun dabei aufstellen wollen:

daß der Unternehmer ohne Weiteres haftbar sei, weil bei ordnungsmäßiger Behandlung eine Explosion nicht vorkommen könne, und eine solche daher immer irgend ein Verschulden, irgend einen Fehler, sei es des Fabrikanten oder der Arbeiter voraussetze;

dann aber, weil ein Jeder auch für die, durch in seinem Gewahrsam befindliche Sachen, also durch das Pulver, durch den Dynamit verursachten Schäden, selbst ohne eigenes Verschulden, haftbar sei.

Dem entgegen haben aber die Gerichte den Grundsatz angenommen, daß die Verantwortlichkeit unter allen Umständen den Nachweis eines, den Unfall **bedingenden** Verschuldens, sei es in der Anlage und Einrichtung der Fabrik oder in der Aufbewahrung der Sprengstoffe voraussetze, und daß, wenn ein Verschulden nicht bewiesen, vielmehr die Möglichkeit eines Zufalles (Selbstzersetzung des Dynamits) gegeben sei, die Verantwortlichkeit aufhöre.

Soviel über die Haftpflicht für das eigene Verschulden.

II.

Das französische Recht stellt den allgemeinen Grundsatz auf:

daß der Auftraggeber für jedes wie immer geartete Verschulden jedes Beauftragten bei Ausführung des Auftrags haftet im offenen Gegensatz zum gemeinen Deutschen und Römischen Recht, welches nur dann für das Verschulden des Bevollmächtigten den Auftraggeber verantwortlich macht, wenn ihn bei der Auswahl ein Verschulden trifft, wenn er also einer unqualificirten Person den Auftrag ertheilt hat. Diese Haftpflicht hatte das Preußische Landrecht dann noch

dahin beschränkt, daß den Auftraggeber überhaupt nur eine subsidiäre Haftpflicht traf.

In die Kritik der entgegenstehenden Grundsätze vom Standpunkte des Gesetzgebers einzugehen, ist hier nicht der Platz — in kleinen, unentwickelten, wesentlich auf den Ackerbau basirten Verhältnissen, wo das eigene Handeln und Leiten des Unternehmers die Regel, die Vertretung durch Bevollmächtigte die Ausnahme war, mochte man ohne besondere Unzuträglichkeiten auch hier mit dem römischen Rechte auskommen; es paßte aber entschieden nicht auf die Verhältnisse, wie sie die moderne Großindustrie geschaffen hat. Selbst da, wo der Unternehmer in Person noch der Arbeit vorsteht, geht seine Thätigkeit nicht über die allgemeine Thätigkeit hinaus, und er bedarf für die Leitung und Beaufsichtigung der einzelnen Arbeitszweige einer Reihe von Repräsentanten, Beamten, Aufsehern u. s. w. Sehr häufig, wie bei den Actienunternehmungen, verschwindet die Person des Unternehmers ganz: es ist das von den Personen ganz losgetrennte Kapital, welches als der Betriebsunternehmer erscheint und lediglich durch Beamte den Betrieb führt.

Diese Beamten sind mit ihrem Vermögen natürlich nicht den aus Unfällen entspringenden Ersatzansprüchen gewachsen; es wäre zudem auch ungerecht, diese auf bestimmte Lohn- und Gehaltssätze angewiesenen Personen vollaus für solche Schäden heranzuziehen, während der eigentliche Gewinn, der nicht selten gerade durch gewagte, möglichst wenig kostende und daher gefährliche Arbeitsleistung erzielt wird, dem Unternehmer zufällt. Vom Standpunkte des Arbeiters betrachtet, ist er auch nicht mit Rücksicht auf die Qualification der Beamten und in deren Dienst eingetreten; er hat die Auswahl des Arbeitszweiges und Arbeitgebers, niemals aber die Auswahl der Beamten.

Einige große Unglücksfälle in Neu-Iserlohn, in Lugau im Plauenschen Grund zeigten in handgreiflicher Weise die Unzuträglichkeiten des bisherigen Systems.

Sie gaben den Anstoß zu dem Haftpflichtgesetz, das aber statt principieller Regelung der Verantwortlichkeit für fremdes Verschulden nur einzelne, nicht einmal glücklich herausgegriffene Fälle regelt. Dabei blieben drei wesentliche durchgreifende Verschiedenheiten von dem am Rhein noch neben dem Haftpflichtgesetz und über dasselbe hinaus geltenden französischen Rechte bestehen.

1) Das Haftpflichtgesetz bezieht sich, von den Eisenbahnen abgesehen, nur auf den Betrieb eines Bergwerks, eines Steinbruchs, einer Gräberei (Grube) oder Fabrik, es schließt also den ganzen landwirthschaftlichen Betrieb, obwohl derselbe jetzt kaum weniger und nicht minder gefahrvolle Maschinenarbeit verwendet, das ganze Baugeschäft, bei dem Unfälle ebenso häufig vorkommen wie bei Fabriken, vollständig aus.

Das französische Recht statuirt dagegen die Verantwortlichkeit des Auftraggebers und Unternehmers nicht blos in den beiden wichtigen, zuletzt genannten Geschäftszweigen, sondern überhaupt in jedem wie immer gearteten Fall, daß Jemand ein Geschäft durch andere Personen ausführen läßt und diese dabei einen Schaden verursachen.

Der Bauer haftet für alle schuldbaren Handlungen seiner Knechte so gut wie der Handwerker für seine Gesellen und Lehrlinge, der Fuhrunternehmer für seine Kutscher; der Staat, die einzelnen Verwaltungs-

zweige, die Kreise und Communen sind ebenso verantwortlich für die Handlungen ihrer Angestellten und Bevollmächtigten.

2) Das Gesetz vom 7. Juni 1871 beschränkt die Verantwortlichkeit des Unternehmers auf das Verschulden solcher Personen, welchen die Leitung der Arbeit oder eines Theiles derselben übertragen ist.

Ausgeschlossen ist also die Haftpflicht für die durch Verschulden eines einzelnen Arbeiters seinen Mitarbeitern oder Dritten zugefügten Schäden, während das französische Recht auch in diesem Falle eine direkte Klage gegen den Auftraggeber gewährt.

Der einzelne Arbeiter ist so gut ein préposé des Unternehmers, ein von ihm mittelbar oder unmittelbar für eine bestimmte Arbeit angestellte Person, als der mit der Leitung des Betriebes beauftragte Beamte oder Aufseher.

Diese Verantwortlichkeit findet jedoch ihre Grenze darin, daß die schuldhafte Handlung im Zusammenhange mit den übertragenen dienstlichen Verrichtungen stehen muß. Selbstständige Mißhandlungen, Schlägereien untereinander während des Dienstes oder in der Arbeitspause begründen keine Klage gegen den Geschäftsherrn, insofern nicht aus mangelnder Aufsicht während des Dienstes ein eignes Verschulden desselben hergeleitet werden kann.

Sie fällt ebenso weg, wenn Jemand ein dem eignen Geschäft oder Beruf fremdes Unternehmen selbstständig einem Sachverständigen überträgt und dieser die Ausführung allein oder mit Hülfe fremder von ihm engagirter und bezahlter Arbeiter vornimmt. Dieser ist dann für alle dabei vorkommenden Unfälle der selbstständig verantwortliche Auftraggeber. Wenn also ein Privatmann einem Baumeister die Errichtung eines Gebäudes verdingt und dieser mit seinen Arbeitern den Bau herstellt, so ist nicht der Bauherr, sondern der Baumeister für etwaige Unfälle verantwortlich. Behält aber der Bauherr seinerseits die Leitung des Baues, das Engagement und die Zahlung der Arbeiter, so bleibt er verantwortlich, auch wenn er im Uebrigen einen Sachverständigen zur Seite hat.

3) Das französische Recht verpflichtet den Unternehmer zum vollen Schadenersatz, dessen Würdigung und Abwägung dem freien Ermessen des erkennenden Richters anheimgegeben ist, und zwar sowohl dem Verletzten als auch selbstständig jedem Dritten gegenüber, der durch das schadenbringende Factum einen directen Nachtheil erlitten hat.

Der Verletzte ist daher nicht auf den Ersatzanspruch für den aus der zeitweisen, oder dauernden, völligen oder theilweisen Erwerbsunfähigkeit hervorgehenden Vermögensnachtheil nach dem Gesetze vom 7. Juni 1871 beschränkt, der Richter hat ebensowohl die durch den Unfall etwa verkürzte Lebensdauer, den verringerten Lebensgenuß nach dem Stande und der Stellung des Verletzten, ohne an dessen bisherige Erwerbsthätigkeit oder Fähigkeit irgendwie gebunden zu sein, in Anschlag zu bringen. Eine Capitalentschädigung neben oder statt einer Rente wird daher immer da stattfinden, wo der Verletzte den Unfall zwar überlebt, aber mit so zerrütteter Gesundheit, daß sein Tod zufolge des Unfalles voraussichtlich früher eintreten wird, als es ohne den Unfall geschehen sein würde.

Das deutsche Recht gewährt nur im Fall des durch den Unfall herbeigeführten Todes des Verletzten dritten Personen und zwar nur denjenigen, welchen der Verletzte zur Zeit seines Todes Unterhalt zu leisten verpflichtet war, insoweit der Unterhalt durch den Tod entzogen worden ist, einen Ersatzanspruch.

Nach französischem Recht haben auch beim Ueberleben des Verletzten die Mitglieder der Familie, welcher durch den Unfall ein directer Vermögensnachtheil zugefügt wurde, eine selbstständige Klage außer und neben der Klage des Verletzten.

Stirbt der Verletzte, so ist die Schadensklage nicht auf die Alimentationsberechtigten beschränkt, sie steht dem Ehegatten, den Eltern, den Kindern und den Geschwistern offen: sie geht, insoweit sie der Verletzte geltend machen konnte, auf seine Erben über, und ist auch den Gläubigern gegeben, welchen durch den vorzeitigen Tod ihres Schuldners die Mittel zur Deckung ihrer Forderungen entzogen worden sind.

In allen Fällen hat der Richter das Maaß des wirklichen Schadens in einem Geldbetrag nach freiem Ermessen festzustellen, auch wenn eine eigentliche pecuniäre Einbuße nicht vorhanden ist.

Wie man sieht, geht also das französische Recht in der Haftpflicht bedeutend weiter als das Deutsche Gesetz vom 7. Juni 1871. Es verlangt den unbedingten Nachweis entweder des eigenen Verschuldens des Unternehmers oder eines beliebigen von ihm Beauftragten: die Vermuthung des Verschuldens bis zum Beweise des Gegentheils, wie sie bei uns den Eisenbahnen gegenüber gilt, wie sie das neue schweizerische Fabrikgesetz auch den Fabrikanten gegenüber statuirt, ist ihm durchaus fremd.

Ist aber einmal ein Verschulden irgend welcher Art nachgewiesen, so muß dem Verletzten so gut wie jedem anderen Benachtheiligten voller Schadenersatz geleistet werden. Die Ausdehnung des Haftpflichtgesetzes auf das Baugeschäft, den landwirthschaftlichen Betrieb und hoffentlich grundsätzlich auf jeden Fall der Bevollmächtigung analog dem französischen Rechte dürfte nur eine Frage der Zeit sein; dagegen werden die Meinungen noch weit auseinander gehen darüber, in welchem Umfange die Schadensersatzpflicht zu reguliren ist und namentlich, ob, wie bei den Eisenbahnen, auch der Bergwerkseigenthümer und Fabrikant für jeden Unfall verantwortlich sein soll, wenn er nicht höhere Gewalt oder eigenes Verschulden des Verletzten beweist. Darüber vielleicht ein anderes Mal.

Für Diejenigen unserer geehrten Leser, welche sich den Jahrgang 1877 der „Wage" completiren möchten, bemerken wir, daß wir gern, soweit unser Vorrath reicht, kostenlos die Ergänzung bewirken, wenn uns nur durch Postkarte die fehlenden Nummern angegeben werden.

Die Expedition der „Wage."

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Postanstalt, für Berlin
durch C. Mecklenburg,
SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
4,50 Mark.
Insertionspreis 20 Pf.
für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben
von
Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. | Berlin, 16. August 1878. | Nr. 33.

Ruhm und Hunger.

Unter den großen Worten, mit denen der Beginn der neuen Aera, die Schlacht bei Königgrätz, begrüßt wurde, befand sich auch die Eloge für das preußische Volk, daß es sich seine Größe „erhungert" habe. Das Wort machte Eindruck und kam ohne Prüfung in Umlauf. Diejenigen, die soeben aus der Conflictszeit kamen und die königliche und ministerielle Schöpfung der Armee, dieses Werkzeugs von Königgrätz, bekämpft hatten, ließen das Wort passiren. Sie hatten sich dem Sieger unterworfen und dachten nicht mehr gern daran, daß ihre Freunde und Wähler, große bürgerliche Körperschaften, noch in den letzten Augenblicken vor dem Kriege in dringlichen Gesuchen um Erhaltung des Friedens eingekommen waren. Aus Streitern in Helfer und Verehrer der Macht verwandelt, vergaßen sie, daß die Erhöhung der Steuern gegen ihren Einspruch dem Volke aufgelegt und die Entsagung des Letzteren auf Alles, was über den nothwendigen Lebensunterhalt hinausging, keine freiwillige, noch patriotisch-verdienstliche war.

Nur Ludwig Bamberger erlaubte sich später, in seiner Schrift vom Jahre 1868, das Bedauern darüber auszusprechen, daß die „Wiedergeburt Deutschlands unter den Auspicien des persönlichen Königthums anheben mußte", gab aber diesem Gedanken keine weitere Folgen und entschuldigte das „Bedauernswerthe" mit der „Zerrissenheit" Deutschlands, welches jene Dazwischenkunft nothwendig gemacht habe. Dagegen artete die Vergeßlichkeit der zur Herrschaft gelangten Partei allmälig in völlige Herzenshärtigkeit aus und als der Nothstand nach den Erfolgen des französischen Krieges ein öffentliches und aller Welt fühlbares Leiden geworden war, ließ sie den letztvergangenen Finanzminister denselben, ohne Widerspruch einzulegen, geradezu ableugnen; einer ihrer Hauptredner hatte sogar den Muth dazu, es „nicht edel" zu nennen, daß ein „Reichsfeind" sich unterstand, an die allgemeine Noth zu erinnern.

Wir finden eine ähnliche Betrachtung über die deutsche Geschichte, wie sie dem an der Spitze dieses Aufsatzes stehenden Ausdruck zu Grunde liegt, in dem Werk eines Mannes vom vorigen Jahrhundert, aber inmitten der Eingebungen eines feurigen Gefühls für Recht und Gerechtigkeit und in der kernigen und nachdrücklichen Sprache, die uns in den vom Publikum vergessenen Werken jenes Jahrhunderts nach der unumgänglichen Beschäftigung mit dem schielenden Deutsch der heutigen Dienstmänner eine Erfrischung darbietet.

Wir meinen Ludwig von Baczko's „preußische Geschichte" und der geneigte Leser wird uns im Laufe der gegenwärtigen Erörterung Recht geben, wenn wir an einige Sätze derselben anknüpfen. Der Verfasser, geboren den 18. Juni 1756 zu Lyk in Ostpreußen, gestorben zu Königsberg den 27. März

1823, war schon in früher Jugend erblindet, erwarb sich jedoch als Lehrer, zuletzt als Professor der Geschichte an der Artillerie-Akademie zu Königsberg, als Schriftsteller wie als Patriot allgemeine Achtung. Sein Vater zeichnete sich im siebenjährigen Krieg, zuletzt unter Ferdinand von Braunschweig auf dem westlichen Kriegsschauplatz als Commandeur von drei Schwadronen der schwarzen Husaren aus. Enthusiasmus für Friedrich II. und für den preußischen Dienst bewogen ihn, auf das Anerbieten des Lord Gramby, der ihm in England sein Glück versprach, wenn er daselbst für die Entwickelung einer leichten Cavallerie thätig sein wolle, nicht einzugehen. Sein Sohn Ludwig selbst gehörte später zu den Männern, die nach der Schlacht bei Jena an der Zukunft Preußens nicht verzweifelten, und verkehrte viel mit den hohen Staatsbeamten, welche dem Hof nach jener Stadt gefolgt waren und über die Reformgesetzgebung zur Erneuerung des Staats beriethen. Er war einer der Begründer des Tugendbundes und die Kühnheit, mit welcher er sich am Schluß seines Geschichtswerkes über die drei letzten Regenten, die er in seiner Schrift schildert, vom Churfürsten Friedrich Wilhelm bis zum König Friedrich Wilhelm I. ausgesprochen hatte, verhinderte es auch nicht, daß er zu dem Kreise hinzugezogen wurde, welchen die Königin Luise um sich versammelte.

In diesem letzten, dem sechsten, zu Königsberg 1800 erschienenen Bande seines durch archivalische Studien und allgemeine Culturbilder ausgezeichneten Werkes sind es nun ein Paar Stellen, die uns zum Uebergang auf die Gegenwart als Führer dienen werden.

Ueber die zweite Hälfte der Regierung des genannten Churfürsten, die nach der Befreiung des Herzogthums Preußen von der polnischen Oberlehnsherrlichkeit begann, schreibt er: „Seine alten Räthe, bekannt mit den wechselseitigen Verpflichtungen des Landes und des Fürsten, verließen ihn oder starben. Neue Menschen, aufgewachsen in der Denkungsart ihres Fürsten, wurden einseitige Rathgeber. Sie unterschieden den Fürsten vom Staat und glaubten, indem sie den Unterthanen den Antheil an der Gesetzgebung und dem Besteuerungsrechte raubten und hierdurch zugleich die Hauptquelle des Patriotismus ableiteten, mit der Alleinherrschaft des Fürsten die Macht des Staats unbezweifelt zu mehren.“

„Ueberzeugt, viel ausgerichtet zu haben, wähnte der Churfürst jetzt Alles ausrichten zu können. Nicht zufrieden mit der einmal erlangten Größe, wollte er überall glänzen, gleich den größten Fürsten Europa's überall Antheil nehmen und gleich einem Ludwig XIV. neuen Zuwachs an Macht gründen. Daher jene Menge von Gesandtschaften ohne Zweck; Bündnisse, von deren Unnützlichkeit ihn selbst nicht einmal wiederholte Täuschungen überzeugten; ein Militär, das mit seinem Einkommen und der Bevölkerung seiner Staaten in keinem Verhältniß stand; hohe Chargen in Civil und Militär und kostbare Seeunternehmungen zur Beförderung des äußeren Glanzes; und weil es hierzu beständig an Geld gebrach, Ergreifung auch des zweckwidrigsten Mittels, um solches herbeizuschaffen.“

„Bei der Idee von der Größe seiner Pläne, betrachtete er die Menschen nur als Hilfsmittel seiner Absichten; lernte sie allmälig geringschätzen; opferte sie unnützen Kriegen auf; ließ sich Menschenblut durch Subsidien bezahlen und wurde gegen ihr Elend und ihre Klagen so gleichgiltig wie gegen ihr Urtheil. Er verminderte in den letzten Jahren seines Lebens die Achtung der Nachwelt und zugleich die Liebe und den Wohlstand seiner Unterthanen nach dem Verhältniß, wie er seine Kriegsmacht und seine eigene Macht vermehrte. Daß ohne dieß Letztere Preußen minder groß geworden wäre, ist gewiß, ob es minder glücklich geblieben wäre, freilich unentschieden. Aber wenn wir auf das Schicksal Polens zurückblicken, so scheint die veränderte Staatsverfassung, der wir bei innerer Stärke auch innere Ruhe verdanken, unser heutiges Glück befördert zu haben, wenngleich sie unseren Vorfahren unter anderen Staatsverhältnissen höchst unwillkommen war.“

Mit einer ähnlichen Reflexion über die Opfer und Entbehrungen, welchen die Vorfahren sich zum Besten der Nachkommen unterziehen mußten, schließt Baczko seine Schilderung des von Friedrich Wilhelm I. gegründeten Militärstaats. Nachdem er die Zwei und ein Viertel Millionen Unterthanen dieses Fürsten, die eine Armee von 78,000 Mann unterhalten mußten, mit einer „Brüdergemeinde“ verglichen, „bei welcher Fleiß, Unterwürfigkeit und stille Schwermuth die herrschenden Charakterzüge sind“, bemerkt er wieder, daß die Größe des preußischen Staates und die Sicherheit der Nachkommen „auf eine Weise gegründet wurde, die Manchen unserer Voreltern schwer und schmerzlich wurde“. Bei alledem hält er es aber für nothwendig, daß „wie das Gute, so auch das Böse zum warnenden Beispiel für Gegenwart und Zukunft offen da liegen möge.“

Das Böse, schreibt er — „es mag bei der Reizbarkeit unseres Zeitalters die Unzufriedenen belehren, daß nicht ohne beigemischte Bitterkeit bei unseren Vorfahren das Gute gebildet ward, dessen sich jetzt die Enkel erfreuen, und auf der anderen Seite den Gedanken erwecken, daß vor dem Richterstuhl der Nachwelt nachtheilige Mittel zur Erreichung eines guten Zweckes niemals übersehen oder vergessen werden können.“

War denn aber, fragen wir, indem wir an diese bedeutungsvollen Sätze anknüpfen, nun endlich einmal der Augenblick gekommen, wo die Enkel die mit den Entbehrungen und Opfern der Vorfahren erkaufte Größe „ohne Bitterkeit“ genießen, zum Athemholen und zur Gründung eines sicheren Wohlstandes gelangen können?

Mußte nicht vielmehr Friedrich II. das in vernichtenden Schlachten zerschmolzene Heer seiner Landeskinder mehrere Male mit unerwachsenen und für die Mühen des Krieges noch unreifen Knaben ergänzen? Mußte er nicht in der folgenden Friedenszeit, um sich unter den europäischen Großmächten als Gleicher zu erhalten, für die Bezahlung einer starken Armee und für die neue Sammlung eines Kriegsschatzes zur Verwaltung der Accise durch Franzosen und zur Einführung von Monopolen seine Zuflucht nehmen und sich in den letzten Jahrzehnten seiner Regierung verhaßt machen?

Die Fruchtbarkeit des Landes stand zu derjenigen des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten unter Hertzberg und Haugwitz so sehr außer Verhältniß, daß die preußischen Unterthanen Friedrich Wilhelm's II. nur für die Bedürfnisse der Armee arbeiten mußten und von der prassenden, mit der polnischen Beute wuchernden Hauptstadt abgesehen, auf eigenen Wohlstand Verzicht leisten mußten. In der Zeit, als im Uebergang von dem Jahre 1794 zu 1795 in Basel über den Frieden mit Frankreich verhandelt wurde, schrieb der Verfasser der Schrift: „Ueber die politische Lage und das Staatsinteresse Preußens“: „Dadurch, daß wir uns überall einen höheren Rang in Europa anmaßen, als wir haben sollten, uns in alle europäische Händel mischen, große Reiche theilen, anderen großen Reichen Regierungsverfassungen vorschreiben, setzen wir uns in die Nothwendigkeit nie herabspannen zu können und gleichen wir immer den Leuten, die, um mit vier Pferden fahren zu können, zu Hause mit Weib und Kindern von Kartoffeln leben.“

Ludwig von Baczko sagte von der stillen und schwermüthigen Brüdergemeinde, unter deren Bilde er uns die Unterthanen Friedrich Wilhelm's I. vorführt, daß „es ihr beim Mangel an eigenem Willen auch an eigener Kraft gebrach.“ Die fleißigen und betriebsamen Unterthanen der Könige Friedrich Wilhelm III. und IV. (in den ersten Regierungsjahren des Letzteren) hatten es unter den Anregungen besonders der dreißiger Jahre an eigenen Unternehmungen nicht fehlen lassen, dennoch wurden sie an die Grenzen des Unterthanenverstandes und an ihre Incompetenz zu einem Urtheil über ihre wichtigsten Angelegenheiten erinnert.

Und nachdem die karge Uebertragung der französischen Anregung in der Stein'schen Städteordnung und die spätere Entwicklung derselben Anregungen

zu geheimen Provinzialtagen, seit dem Jahre 1848 zu einem preußischen Landtag, endlich seit Königgrätz zu einem deutschen Reichstag ausgedehnt wurde, setzte die nationalliberale Parthei ihren Ruhm darein, durch einen eisernen Militäretat den Unterthanenstand wiederum in seine Grenzen einzuschließen und die Nation dem Ideal einer stillen Brüdergemeinde nahe zu bringen.

Man nennt die französischen Revolutionäre die Erfinder der Conscription, der allgemeinen Wehrpflicht, des Volks in Waffen. Der Ruhm der Entdeckung gehört jedoch dem König Friedrich Wilhelm I. an, welcher die Idee zuerst mit Meistergriff erfaßt und bis ins äußerste Detail durchgeführt hat. In den ersten zwanzig Jahren seiner Regierung überließ er es den Commandeuren seiner Regimenter und deren Sendboten, das Land wie einen Jagdgrund zu durchziehen und mit List, Geschick oder Gewalt sich einander die Recruten abzufangen; das Cantonreglement vom 18. Mai 1733 brachte aber in die Ausführung des Grundsatzes, daß jeder männliche Einwohner des Landes ohne Rücksicht auf den Stand seiner Eltern zum Soldaten geboren und ihm zum Dienst verpflichtet ist, Methode. Jedem Infanterieregiment wurden 5000, jedem Cavallerieregiment 1800 Feuerstellen als Bezugsquelle für ihre Ergänzungen und jeder Compagnie in diesem Gehege ihr eigner Antheil zugewiesen.

So gehörte nun jedes Haus im Lande einer bestimmten Compagnie an; die in demselben geborenen Knaben wurden in die Compagnie-Rolle eingetragen und die Eltern erhielten zur Erinnerung an die Verpflichtung ihres Neugeborenen eine rothe Binde. Beim Heranwachsen wurden die Knaben öfters gemessen; von der Confirmation an, wo sie den Soldateneid zu leisten hatten, waren sie der Aufsicht ihrer bürgerlichen Obrigkeit entzogen und nur der Gerichtsbarkeit ihres Regiments unterworfen. Ohne Erlaubniß ihres militärischen Obern durften sie sich nicht von ihrem Ort entfernen, kein Gewerbe anfangen, nicht heirathen, keinen Haushalt einrichten; wer sich dem Dienst durch Flucht ins Ausland entzog, dessen Erbtheil wurde eingezogen und die Eltern kamen noch in besondre Strafe. In der Reife des Alters wurden die Enrollirten eingestellt, auf unbestimmte Zeit, so lange sie der Befehlshaber brauchte, verpflichtet und Niemand, der das Maaß hatte blieb verschont.

So lästig und störend die frühe eximirte Stellung der Enrollirten und ihre Unterordung unter einen fremdem Gerichtsstand für die bürgerliche Gesellschaft war, so übermüthig machten sich die jungen Leute jene Stellung zu Nutze, ließen es von ihrer Confirmation an wie die Beurlaubten beim Besuch ihrer Angehörigen Jedermann fühlen, daß sie unter dem Gericht ihres oft fernen Regiments standen und wurden die Geißel ihrer Mitbürger. Die Strapazen des Dienstes bekamen auch eine Linderung durch die Entwickelung des Corpsgeistes, wonach die Eingestellten es bald lernten, mit Stolz, ja, mit Hochmuth auf ihre bürgerliche Umgebung herabzusehen. Dazu strengte der in allem Andern auf Kargen und Sparen bedachte Kriegsherr seine Phantasie an, um den Liebling seines Herzens bunt und auszeichnend zu kleiden. Die Uniform war eine Staatsangelegenheit und der Soldat fand noch mehr Wohlgefallen an seiner eximirten Stellung. Daß er zur Belebung des Dienstes auch mit Stock und Spießruthe regalirt wurde, nahm er als Zugabe seiner eigenen Gerichtsbarkeit hin; auch wurde die Disciplin innerhalb der brüderlichen Schranken seines Regiments gegen ihn geübt. Er gehörte einer geschlossenen und geheimen Gesellschaft an.

Als Friedrich Wilhelm I. sein Werk fertig sah, kamen als Gegenstück zu demselben andere geheime Gesellschaften aus Frankreich und England nach Deutschland. Friedrich II. hatte sich als Kronprinz an der Uebersiedelung derselben betheiligt. Die Klöster mit ihrer eigenen Disciplin wurden jetzt überflüssig und reif zur Auflösung.

Dieser Rückblick auf die specifisch preußischen Armee hat uns nicht weit von der Gegenwart entfernt. Die Stiftung des Soldaten-Königs steht heute noch in ihrer Grundform unverändert da; nur in einem Punkte ist eine Steigerung eingetreten, in der Absonderung der militärischen Bruderschaft von den

bürgerlichen Kreisen. Diese Vollendung ist in den letzten Tagen des norddeutschen Bundes eingetreten und macht sich seit dem in zahlreichen riesenhaften Kasernenbauten sichtbar. Die festungsartigen Umgebungsmauern derselben sind auf der parlamentarischen Tribüne von Fachleuten, z. B. dem Grafen Moltke, als Mittel zur Absonderung des Militärs von den andern Kreisen des Volks und zur Reinhaltung seiner Erziehung gedeutet worden.

Wir haben nun, ehe wir zur Erklärung des jetzigen Nothstandes und der bürgerlichen Klagen kommen noch einen wichtigen Umstand zu berühren. Er ist die Mitschuld der bürgerlichen Kreise.

Jene Landleute und städtischen Handwerker, welche Friedrich Wilhelm I. enrolliren ließ, haben sich, um jenen Königgrätzer Ausdruck zu gebrauchen, die Ehre, einer Armee anzugehören, in deren Angebinde eine Reihe künftiger Siege lag, nicht erhungert. Im harten Kampf mit ihrem undankbaren Boden konnten sie keinen Sparpfennig für künftige Wagnisse und Abenteuer zurücklegen und sich nur für ihren Hausgebrauch zu hartnäckigen und ausdauernden Werkleuten ausbilden. Nur Friedrich Wilhelm erkannte die Brauchbarkeit dieses Materials für seine Königszwecke, faßte die Jugend bis auf den letzten Mann zusammen und ließ die Alten dann für die Erhaltung derselben arbeiten.

Mit Friedrich II., dem Erben der kriegsbereiten Stiftung seines Vaters, kam indessen ein anderer Hunger, — der des Geistes und der Imagination auf den Thron. Dieser König stellte schon in seinen ersten Schriften den Satz auf, daß Preußen seine natürlichen Grenzen noch fehlen und erst zu gewinnen seien, und handelte danach. Er beackerte mit dem Schwerdt den Boden seiner Nachbarn und düngte ihn mit dem Blut seiner Unterthanen. Auf seinen Schlachtfeldern, hoffte er, sollten die Nachkommen, so weit er das Werk nicht selbst vollenden konnte, die Pfähle für die natürlichen Grenzen Preußens einschlagen.

Wir haben in einigen der vorhergehenden Aufsätze über die Bismarck'sche Aera den Taumel geschildert, in welchen der Ruhm Friedrich's den Hof und die Rathgeber seines Nachfolgers versetzte. Die, gegenüber der steigenden Macht Frankreichs gelähmte Regierung Friedrich Wilhelm's III. übte sich immer noch in der Ausmalung der natürlichen Gränzen der Monarchie. Massenbach z. B. (siehe den dritten Band von dessen „Memoiren zur Geschichte des preußischen Staats") legte dem König im Jahr 1800 eine Denkschrift vor, in welcher er die „Acquisition" der beiden Lausitze und desjenigen Theils von Böhmen, welcher auf dem rechten Elbufer liegt, für die Erhaltung des Staates als nothwendig bezeichnete. Und ganz im militärischen Geiste jenes späteren Feldprobstes Offelsmeier, der demselben König in der Betreibung der evangelischen Union das Auftreten mit schwer-beschlagenen Stulpenstiefeln anrieth, unterzog sich der Feldprobst des Jahres 1800, Kletschke, der Empfehlung von Massenbach's Aufsatz, verlangte aber die Einziehung aller Lande zwischen Elbe und Weichsel von deren Ursprung an bis zu ihrem Ausfluß in's Meer, die Versetzung der dazwischen liegenden weltlichen Fürstenhäuser in's westliche Deutschland und Oesterreichs Entschädigung auf Kosten der hohen Pforte.

Allmälig verbreiteten sich die Zukunftsideen des Hofes durch den Beamtenstand auch im Publicum. Der Ruhm der Zeit Friedrich's II., welcher die Regierung in das Wagniß und Unglück von Jena stürzte, blähte auch den Stolz der Nation ins Maaßlose auf. Wie die Königin Louise zu Tilsit auf die Frage Napoleon's: „Aber wie konnten Sie es wagen, mit mir, der schon so mächtige Nationen besiegte, Krieg anzufangen"? statt des schweigenden Gemahls antwortete: „Sire, dem Ruhm Friedrich's des Großen war es wohl erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen", — so galt auch der Nation der Ruhm jenes Königs als Bürgschaft für die Ausdehnung ihrer Grenzen in Deutschland.

Die magern Kernlande der Monarchie waren ringsherum im Westen und Süden von alten Culturstätten umgeben, denen sie außer ihren ordonnanzmäßig

erbauten und auf Commando entstandenen Residenzen nichts Aehnliches an die Seite stellen konnten. Dieser Gürtel von bürgerlichen Gemeinwesen oder fürstlichen Stiftungen machte auf die Zöglinge des Militärstaats den Eindruck von etwas Fremdartigem und Feenhaftem, welches ihren an Ordonnanz gewöhnten Begriffen widersprach und kaum noch existenz-berechtigt schien. Als diese reichen Fluren durch den Glückszufall des Luneviller Friedens der Monarchie zugewiesen wurden und während sie die Regierung zur Anlegung einer höhern Steuerrolle dem Kataster unterwarf, dachten die Bürger der alten Lande: Es ist ihnen schon recht, daß sie nun auch erfahren, was Steuerzahlen heißt, was wollten sie aber auch etwas Besonderes sein?

Der alten Bürgerschaft eröffneten endlich die Friedensschlüsse von 1814 und 15 ein großes Arbeitsfeld. Preußens Theilnahme an dem Entscheidungskampfe, den ein zwanzigjähriges Ringen Englands und Oesterreichs, ein viermaliges Auftreten Rußlands gegen Frankreich vorbereitet hatten, wurde mit den Rheinlanden, deren Cultursitzen, Naturschätzen und unter der Napoleonischen Herrschaft hergestellten reichen Communicationsmitteln belohnt. Jetzt konnten die alten Lande in den folgenden funfzig Friedensjahren zeigen, was sie zu erarbeiten verstehen, mit der Cultur der Rheinlande in Verkehr treten und, was ihren an Verbindungswegen und Chausséen noch sehr armen Strecken fehlte, herstellen. Es wurde auch fleißig gearbeitet, dabei mit Mäßigkeit und Zufriedenheit genossen, der Wohlstand nahm zu und das Capital wuchs.

Aber noch nicht hinreichend, um die Strapazen, denen man sich zuletzt unterzog zu tragen.

Das ist die ganze Calamität, unter welcher besonders die alten Lande der Monarchie seitdem leiden.

Die Stockung begann schon während der Confliktszeit der Sechziger Jahre. Einige Anzeichen des Nothstandes nach dem österreichischen Krieg wurden noch nicht als Symptome eines allgemeineren Leidens erwogen. Bei dem Zufluß der französischen Milliarden ernüchterte Niemand den nationalen Jubel durch die Erinnerung an den Einfluß, welchen die von den römischen Triumvirn nach der Hauptstadt zusammengeschleppten Millionen auf die Steigerung aller Preise und den Nachlaß der Arbeit hatten. Und inmitten dieser Verwirrung der Preis- und Arbeitsverhältnisse trugen noch die kleineren und mittleren Capitalisten ihre Ersparniß vieler Jahre zu den Gründungen, um sie sich verdoppeln zu lassen und gänzlich zu verlieren.

Indessen hatte sich das Publikum der alten Lande mit den Bismarck'schen Erfolgen solidarisch verbunden erklärt. Die Berliner Blätter strömten seit dem September 1866 von Ergüssen gegen die zur Annexion bestimmten Länder über; dem Anscheine nach waren diese leidenschaftlichen Berichte, besonders aus Hannover und Sachsen gegen die sogenannten Legitimitätsphantasien ihrer Fürsten und deren Selbstständigkeitsdünkel gerichtet; in der That galt es den Volksstämmen und deren Abneigung, sich unter der preußischen Führung vollständig aufzugeben.

In der Stiftung des Norddeutschen Bundes sah das Publikum seine Berufung zur Polizeimacht über die annectirten und noch verschont gebliebenen Länder; die Gründung des deutschen Reichs fügte zu dieser polizeilichen Domäne noch Bayern und Württemberg hinzu. Die kleinste Regung eines selbst noch zaghaften Selbstgefühls wurde mit einem Kriegsgeschrei beantwortet; die nationalliberalen Blätter schürten das Feuer und denuncirten auch in Berichten aus Paris, Florenz und Madrid jede Bewegung, die von der rechten Linie des von ihnen geförderten Culturkampfes etwas abwich. Der Bürger fühlte sich nur in einer drückenden Kriegsatmosphäre wohl und ließ die Arbeit entweder liegen oder lieferte sie mangelhaft. Die fortgehende Verstärkung der Armee entsprach der Ueberspanntheit, der er sich selbst ergeben hatte.

Die bisher mächtige Parthei, welche den innern Kriegssturm geleitet hatte, erschrak plötzlich, als die Regierung in Folge eines Familienzwistes in den

Tagen des letzten Wahlkampfes den Bund mit ihr gekündigt hatte, und beschuldigte dieselbe, daß sie durch das Auftreten gegen ihr treuestes Gefolge „die nationale Entwicklung des Reichs geschädigt, alle zersetzenden Elemente entfesselt, den nationalen Gedanken verdunkelt und Sonderinteressen, welche alle schlimmen Leidenschaften wachrufen,“ freien Raum gegeben habe.

Allein in ihrem Kampf gegen die angeblichen Sonderinteressen hatte die Parthei ein sehr allgemeines Interesse, den Nothstand übersehen, es sogar geleugnet, und wenn sie nun, wie Ludwig Bamberger in seiner Alzeyer Rede vom 21. Juli, gegen ein Symptom desselben, die socialistische Bewegung, ihr dreizehnjähriges Unterdrückungssystem als Heilmittel vorschlägt, so bedenkt sie nicht, daß sie bisher gegen alle zersetzenden Elemente ihre Kriegsfurie vergebens entfesselt hat. Die von Bamberger statt eines Ausnahmegesetzes, verlangte „allgemeine Herabstimmung des gemeinen Rechts“ (also der Versammlungs- und Redefreiheit) wird weder, wie er hofft, „den Schaden der Socialdemokratie“, noch den Urstoff, aus welchem derselbe entsprossen ist, den Nothstand, die allgemeine Verstimmung und das Gefühl des Unbehagens „aus dem deutschen Volkskörper ausscheiden.“ Gewiß aber ist es, daß eine solche Herabstimmung des Rechts endlich den letzten Quell der Freiheit, des Edelmuths, das Zusammenarbeitens, also auch des Muths zur Hebung des Nothstandes austrocknen wird.

Allerdings liegen die Sachen augenblicklich so verzweifelt, daß ein fernerer Vorschlag Ludwig Bambergers in derselben Rede, (den er übrigens schon in der Ansprache an seine rheinischen Wähler im Laufe des vergangenen Winters vorgetragen hat,) „den deutschen Kaiser als Hort gegen die zersetzenden Elemente mit besonderer höchster Macht als Oberhaupt des Reichs“ zu bekleiden, nicht ganz aussichtslos ist.

Wenigstens hat die Regierung, während sie im Kriegszustand der letzten dreizehn Jahre ihre Augen nur auf die Reichsfeinde draußen und drinnen gerichtet hielt, so wenig gründlich an eine financielle Reform gedacht, daß ihr für die Verlegenheit des Augenblicks kaum etwas übrig bleibt, als die Quellen angeblich reicher Erträge in ihrer Hand zu centralisiren und zu monopolisiren. Die natürliche Folge dieses Hilfsmittels wird die Errichtung colossaler Arbeitswerkstätten und die Centralisirung künftiger Wahlkämpfe unter der Führung und Aufsicht der Arbeiter-Factoren und Inspectoren sein.

Möge sich Ludwig Bamberger für die Krisis, die aus dieser Einschließung der Nationalarbeit hervorgehen wird, auf eine gediegene Wahlrede vorbereiten.

B. Bauer.

Das Gefängnißwesen in Preußen.

Der Zufall hat uns ein kleines Buch in die Hände gespielt, das, als im Selbstverlage des Verfassers, und überdem „Molkenmarkt Nr. 1“ erschienen, kaum den Weg auf den großen Büchermarkt finden wird. Es führt den oben überschriebenen Titel und rührt von dem K. Polizeiinspector an der Stadtvoigtei, Hrn. v. Hülsen, her. Es ist in manchen Einzelheiten von Interesse und als wir bald darauf lasen, der Verfasser sei von Berlin in die Provinz versetzt, so schlossen wir daraus, auch die vorgesetzte Behörde habe ein Interesse an dem Buche gefunden, und so meinten wir, auch dem Leser etwas daraus erzählen zu sollen.

Der Vf. ist, wie sich wohl von selbst versteht, ein sehr loyaler, patriotischer, religiös gesinnter Mann, von einer hausbacknen Humanität, der sich sehr wohl zu hüten weiß vor Allem was ihm Sentimentalität erscheint und im Eifer für seine Vorschläge oft gar sehr ehrlich. Wir haben nicht die Absicht, über die Ansichten, in denen wir von ihm abweichen, hier einen Disput

zu eröffnen, zumal fast durchweg diese Ansichten, relativ, als durch seine Stellung erklärlich und berechtigt anzuerkennen sind: uns liegt mehr daran, aus dem Munde eines competenten Beobachters manche kritische Bemerkungen zu hören, welche bei der bevorstehenden Erörterung eines Gesetzentwurfes betr. den Strafvollzug, beachtet zu werden verdienen. Wir sammeln sie in loser Folge, wie wir die Stellen uns notirt.

Der Vf. beginnt mit dem Gefängnißaufseher. Bis vor Kurzem, klagt er, war es schwer aus den versorgungsberechtigten Militärs geeignete Candidaten für dies Amt zu finden, da die Intelligentesten es vorzogen, sich um einen fetteren Posten bei industriellen Unternehmungen zu bewerben. Eine besondere Vorbildungsschule für dies Amt einzurichten, wäre sehr kostspielig und würde in der Praxis auf Schwierigkeiten stoßen; die Brüder des rauhen Hauses in stärkerem Maaße heranzuziehen, hält Vf. nicht für „opportun". „Der Erziehung" — sagt er — „welche die Zöglinge in genannter Anstalt genießen, liegt ein tief religiöser Sinn zu Grunde, welcher sich bei den Meisten derselben in religiöser Schwärmerei äußert, die in den Strafanstalten entweder gar keinen Boden oder aber schlau berechnende Verbrecher finden dürfte, welche daraus Kapital schlagen, sich dem Pietismus, der Heuchelei, geradezu gesagt der Schauspielerei zuwenden, in der Aussicht irgend welchen momentanen, materiellen Vortheil während ihres Anstalts-Aufenthaltes zu erlangen." „Ein Ueberfüttern mit Religion, ein Ueberschütten mit Traktätchen aller Art, die noch dazu den meisten unverdaulich, unverständlich, führt zur Uebersättigung und schließlich zur — Verspottung der Religion, dem schlimmsten Feinde der Besserung der Haftaten, auf welche doch hinzuwirken ist." — Als bestes Mittel, geeignete Kräfte heranzuziehen, empfiehlt er Aufbesserung der Gehälter (für 14 Stunden täglichen Dienstes, der als Mitgefangenschaft zu betrachten ist, erhält der gewöhnlich mit Familie gesegnete Mann 900 Mk. jährlich, die langsam sich zu dem Maximum von 1200 Mk. erheben), dann aber auch Abschaffung der Accidentien. „In früheren Zeiten war es sowohl den Ober- als auch den Unterbeamten gestattet, Möbel und Hausgeräthe aller Art für den Familienbedarf in der Anstalt fertigen zu lassen; nachdem mit dieser Prärogative die größten Mißbräuche getrieben, wurde diese Erlaubniß auf die Schumacher- und Schneiderarbeit beschränkt; im Interesse der Aufrechterhaltung der Anstaltsdisciplin aber wäre es äußerst erwünscht, daß auch diese Vergünstigung gänzlich gestrichen würde, da mit derselben mehr oder minder der Corruption der Beamten Vorschub geleistet wird." Der Aufseher sieht dem für ihn beschäftigten Gefangenen durch die Finger, steckt ihm verbotene Genußgegenstände zu, verlangt dann aber Gegenleistungen des Letztern, „die darin bestehen, daß er zum mindesten einen Theil des zur Arbeit für den Aufseher benöthigten Materials aus Anstaltsbeständen oder von minder beliebten Aufsehern entnimmt."

Bei dem Kapitel „Anstaltssecretär" erklärt sich Vf. gegen die Sitte, aus der Zahl der Strafgefangenen die dem Secretär untergebenen Schreiber zu rekrutiren. „Der Hauptbeweggrund, welcher die hohen Behörden dazu bewog, das in den Strafanstalten im Allgemeinen sehr umfangreiche Schreibwerk durch die Strafgefangenen selbst bewirken zu lassen, ist wol darin zu suchen, daß man den Strafgefangenen selbst Einblick in die Verwaltung der Strafanstalt verschaffen, daß man ihnen durch ihre Mitgefangenen selbst insbesondere über die Verwendung der Arbeitsverdienste u. s. w. einen klaren Aufschluß gewähren wollte; als nicht zu craß auch möchte ich wohl die Behauptung hinstellen, es sollen die Gefangenen als Schreiber, welche als solche in innigem Connex mit den Oberbeamten stehen, eine Art Controle auch für diese selbst ausüben, indem letztere vielleicht bei einem Anfluge von unreeller Regung aus Scheu vor der Mitwissenschaft ihrer Gefangenen-Schreiber auf den Weg Rechtens zurückkehren!" Diesen Schreibern wird zumeist bessere Kost und Kleidung, Erleichterung im Verkehr mit den Angehörigen u. dgl. gewährt und daraus entwickelt sich allerlei Unzuträgliches. „In Folge der bessern Bildung, welche den meisten

Schreibern eigen ist, besitzen sie den Aufsehern gegenüber ein gewisses moralisches Uebergewicht, welches sich sogar sehr häufig in dem allercordialsten Umgange zwischen beiden äußert. Dieser, Seitens der Schreiber fleißig gehegte und gepflegte Umgang, wozu wird er gar bald in umfassendster Weise verwerthet? Zur allerfleißigsten Verbindung aller Art zwischen der Außenwelt und den Haftaten, die zunächst z. B. mit der Herbeischaffung einer unschuldigen Prise oder einer Rolle Kautabak beginnt, um sehr schnell in Besorgung von allerlei Correspondance und verbotener Lebensmittel überzugehen."

Die Beköstigung der Gefangenen wurde früher auf dem Licitationswege in Pausch und Bogen dem Mindestfordernden übertragen und das besteht in einigen Anstalten heute noch. Das sei nun freilich die billigste Art, aber die Controle über die Ausführung sei, wenn der Oekonomie-Inspector der Anstalt sich „von dem Lieferanten finden lasse", durchaus illusorisch. Freilich sei auch bei der Selbstverpflegung Unterschleif möglich, aber nur in geringerem Maaße. Und hierbei kommt der Vf. auf die Frage: Wer controlirt im preußischen Staat die Strafanstalten? — „Die Königl. Regierungen, in deren Bezirken die resp. Anstalten liegen" ist die Antwort darauf, aber der Vf. knüpft die fernere Frage daran: Sind denn die Herren Regierungsräthe, welche zu diesem Behuf vom grünen Tisch aus zu den Controlen committirt werden, eingeweiht genug in das Strafanstaltswesen, um eine wirkliche Controle vorzunehmen, nicht blos eine solche pro forma?

Nach dem, was wir eben in kurzen Umrissen von dem Geschäftsgange in den Gefängnissen gehört, ist diese Zumuthung des „eingeweiht sein" allerdings eine eigenthümlich schwierige. Ja, construirt man sich die preußische Gefangenanstalt nach dem Bilde, das uns der Hr. Verfasser da gezeichnet, so ist eine solche Controle auch den Oberbeamten kaum mehr durchführbar. Haben sie mit Oekonomie-Inspectoren zu thun, die „sich finden lassen", mit Aufsehern die aus dem Leder ihrer Collegen sich die eignen Schuhe schneiden lassen, mit Gefangnen endlich, welche als Tugendwächter neben die Oberbeamten gestellt sind: so wäre die verkehrte Welt ziemlich genau hergestellt und es handelte sich nur darum, was bisher innerhalb der Zelle war, hinauszuversetzen und umgekehrt.

Hr. v. Hülsen ist vielleicht in seinem Eifer zu schwarzseherisch geworden, aber er betont, daß er seine Erfahrungen nicht aus dem Studium einer einzelnen Anstalt geschöpft und jedenfalls weist er nach daß, wenn böser Wille und Unredlichkeit erst da sind, es bei den gegenwärtigen Zuständen auch an Gelegenheit zu ihrer Bethätigung, ja an Verlockung dazu nicht fehlt. Das wird zu beachten sein, wenn es sich bei der bevorstehenden Gesetzgebung nur um Abänderungen innerhalb des Rahmens des Bestehenden handelt.

Einer radicaleren Betrachtung der Dinge freilich wird das einzige Heilmittel, das der Verf. vorzuschlagen hat, nämlich die Erhöhung der Gehälter, für bedeutungslos gelten, denn so stark könnte diese Erhöhung doch niemals sein, daß sie allein jedes Gelüst nach unrechtem Gewinn unterdrückte, da könnte nur eine Erhöhung des innern Gehaltes dieser Aemter helfen, eine Erhöhung der sittlichen Aufgabe, der sie dienen sollen. Im Streite um den eigentlichen Zweck der Strafe ist es diesem allmälig ergangen, wie dem Alten in Lafontaine's Fabel: die junge Freundin zupfte ihm die weißen, die alte Freundin die schwarzen Haare aus, übrig blieb der Kahlkopf. Abschrecker und Besserer haben in der Strafe und ihrer Vollstreckung ein Compromißsystem zustandegebracht, das weder dem Einen noch dem Andern dient. In dieser Frage muß man sich entscheiden, von ihr aus muß die Reorganisation beginnen. Aber das führt weitab, hier lag uns nur ob, aus dem Büchlein des Hrn. v. Hülsen etwas zu erzählen.

Die Zukunft der socialpolitischen Parteien.

Schon Anfangs dieses Jahres — und das ist inzwischen zu sehr langer Zeit herangewachsen — beschäftigte sich aus, Anlaß einer kleinen Schrift über das Erbrecht, dieses Blatt mit Hrn. von Scheel, dem bekannten früheren Professor und jetzigen Mitarbeiter im statistischen Amte des Reiches. Die Tugenden, die damals die „Wage" an ihm zu rühmen hatte, sind inzwischen noch zeitgemäßer geworden, was sich damals nur rauh anfühlte, das ist heute starrstachlich und es bedarf der solidesten Sammethandschuhe, um gewisse Themata noch anrühren zu dürfen, welche in den Studienbereich des Hrn. v. Scheel gehören. Um so willkommener, wenn er es versucht. Es handelt sich diesmal um Fragen, die bei der Wahlbewegung wieder an die Oberfläche gerathen und hin und her geworfen sind, ohne daß sie irgendwo eine nennenswerthe Klärung gewonnen hätten. Es mag zum Theil aus Heuchelei geschehen sein, großentheils aber war es ehrliche Unkunde, wenn die Redner unsrer liberalen Parteien sich in ihren wirthschaftlichen Auseinandersetzungen auf die landläufigen Stich- und Schlagworte gegen die Socialdemokratie beschränkten, über ihre eigne positive Stellung zu diesen Dingen aber sich ausschwiegen. Bei ihnen ist es auch nicht angebracht, sie darauf hinzuweisen, wie sie auf dem Wege leichter, den Kopf nicht besonders anstrengender und ihre Gefühle nicht aufreizender Lectüre es doch zu einem kleinen Ueberblick über das, was sie von andern Parteien scheidet, bringen könnten: sie haben ihr Programm und je zerlöcherter das bereits ist, desto bequemer sitzt es. Vielleicht findet sich aber unter den Wählern der Eine oder Andre der, nachdem er seine Pflicht als Vertrauensmann und Einpeitscher am 30. Juli gethan, von dem bekannten deutschen Treppengeiste beim Heruntersteigen mit der zudringlichen Frage angefallen wird, weshalb er nun wol so gegen die Andersgläubigen gewüthet habe? Will der nun auf einen Freund hören der, wie gesagt, auf seinen gereizten Gemüthszustand Rücksicht nimmt, mit den Vorurtheilen, die er auf seinem Wege erwartet, sehr säuberlich umgeht und, vor Allem, den Leser nicht zu einem Glauben, sondern nur zum unbefangnen Urtheilen bekehren will: der nehme sich des Hrn. v. Scheel neueste Brochüre: „Unsre socialpolitischen Parteien" (Leipzig, Brockhaus. 173 S. — Mk. 2,80) zur Hand.

Er wird hier in einer sanften, nach unserem Geschmack sogar viel zu schüchternen Weise dargelegt finden, warum die Fortschrittspartei einer ernsthaften socialen Reform abhold bleiben muß und wie das Universalheilmittel, das sie in Vertrieb genommen hat, die nach Schultze-Delitzsch genannten Institutionen, so bald seine Kraft versagt, ja wie die weitergehenden Experimente, die ihrem „schrecklichen Kinde," Hrn. Max Hirsch zur Last gelegt werden, von ihr mit Recht nur mißtrauisch aufgenommen sind. Er wird eine Darstellung der socialistischen Lehren, soweit sie für Deutschland actuelles Interesse haben, finden und in ihr, was besonders wohlthuend wirkt, die wissenschaftlich allein anständige Abwendung von den Mittheilungen der „Eingeweihten", die aus den Persönlichkeiten ihr Urtheil von der Sache schöpfen. Er wird endlich eine, von den Umständen des Inslebentretens gleich unbefangene Darstellung der Agrarier und der Christlich-Socialen finden und mit alledem ein viel lebensvolleres, viel wahrhaftigeres Bild dessen, was eigentlich, im Untergrunde

der reinpolitischen Schablonen, die Strömung im Staate und in der Gesellschaft ausmacht, erhalten haben, als sonst in der chemischreinen Atmosphäre seines Parteilebens ihm geboten wird. Zur Probe entnehmen wir dem letzten Kapitel, das im Resümé der vorangegangenen Erörterungen die Aussichten zeichnet, die den socialpolitischen Parteien im gegenwärtigen deutschen Staate blühen, folgende Stelle:

„Die socialen Dinge sind in fortwährendem Fluß begriffen; die Entwickelung des wirthschaftlichen Lebens erzeugt neue Formen und Bedürfnisse; dadurch ändern sich allmählig die Anschauungen, und zwar sehr langsam, aber nach und nach verändert sich auch der Inhalt der gesellschaftlichen Grundeinrichtung: Familie und Eigenthum.

Es hat aber mit diesen Veränderungen eine andere Bewandtniß wie mit denen der Naturkörper, sie sind nicht ein unbewußtes und unwillkürliches Entstehen und Vergehen, Zusammenballen und Abbröckeln, sondern sind das Ergebniß der menschlichen Willkür, bewußter Thätigkeit, die um so besser und wirksamer ist, je klarer sie sich der Grundlagen bewußt ist, von denen sie ausgeht, und der Ziele, auf welche sie hinstrebt.

Socialpolitische Parteien müssen natürlich dieser Natur der socialen Dinge Rechnung tragen, ohne daß sie sich deswegen charakterlosem Schwanken hinzugeben brauchen. Es giebt zu jeder Zeit gewisse ideelle Grundlagen, von denen man sagen kann, daß sie als maßgebende für die Entwickelung anzusehen seien. Dieselben werden von den Zeitgenossen als natürliche, naturrechtliche Prinzipien angesehen, — obgleich sie im Grunde keineswegs natürliche, sondern eben social-historische sind —, die an sich unverrückbar seien und die man zu verwirklichen, auszubauen habe.

Solche Zeit-Ideen sind für uns heute in den Worten Freiheit und Gleichheit enthalten, die uns die liberale naturrechtliche Philosophie auf Grund der vorhergegangenen materiellen und geistigen Entwickelung unserer Culturvölker als erstrebenswerthe Ideale hingestellt hat. Sie gelten sowohl für das politische wie das wirthschaftliche Leben, und wir kommen von ihnen nicht los, sondern müssen sie „zeitgemäß" zu fassen und zu gestalten suchen. Wir können und müssen über die ursprüngliche, erste Formulirung, welche unter dem Eindrucke der damaligen geschichtlichen Zustände geschah, hinausgehen, aber die Ideen selbst walten für uns mit „naturgesetzlicher" Kraft, und über jeden, der sie verleugnen will, wird schließlich zur Tagesordnung übergegangen.

Die erste Formulirung der „Freiheit", welche für das liberale Gesetzgebungswerk maßgebend war, lautete dahin, daß die Befugnisse des Individuums schroff abzugrenzen und zum Zweck der möglich größten Bethätigung des Eigeninteresses ausgiebig zu schützen seien; namentlich auf die strenge Ausbildung und Abgrenzung der wirthschaftlichen Machtsphäre — des Eigenthums — wurde in dieser Richtung die größte Sorgfalt verwendet.

Die erste Formulirung der „Gleichheit" war die, daß es gelte, allen Personen die formell, gesetzlich gleiche Grundlage für die Bethätigung der Freiheit in jenem Sinne zu sichern.

Das Prinzip der Gleichheit in dieser Auffassung hat nun aber, wie man sofort ersieht, eigentlich keinen selbständigen Bestand, sondern kommt wieder auf das der Freiheit hinaus; ergänzt dasselbe nur im Sinne: der gleichen Freiheit für alle, und wurde praktisch als Gleichheit

vor dem Gesetz — nicht auch materiell in den wirthschaftlichen und socialen Verhältnissen — durchgeführt.

Die besitzenden Klassen, von denen die revolutionäre Gesetzgebung ausging, konnten auch an der Gleichheit in anderm, sachlichem Sinne kein tieferes Interesse haben; und für sie, die socialpolitisch Conservativen bildet heute die wesentlichste Grundlage ihres socialpolitischen Denkens und Handelns das Prinzip der Freiheit in dieser hier gekennzeichneten Auffassung.

Für die oppositionellen, radicalen Parteien hingegen ist die Gleichheit das hauptsächlich bewegende Problem, das sich ihnen folgendermaßen darstellt; sie sagen: Wir erkennen die Forderung der Freiheit und Gleichheit durchaus berechtigt an, aber in der liberalen Formulirung sind beide nicht mit einander verträglich. Die gleiche Freiheit arbeitet der Gleichheit entgegen. Für die wirkliche sociale Freiheit kommt es nicht allein darauf an, daß sie als möglich größte Selbstbethätigung, Willkür aufgefaßt werde, sondern darauf, daß ein solches Maß der Freiheit ermittelt und festgestellt, als Bedürfniß dem Einzelnen anerzogen und garantirt werde, welches nothwendig ist und hinleitet zum Zusammenwirken zu einem Zustande allgemeinen gleichen Wohlbefindens in geistiger und materieller Beziehung; d. h. soweit die natürlichen Anlagen und Verhältnisse es gestatten und dasselbe nicht durch eigene Verschuldung verscherzt wird. Diese Gleichheit aber mit jener Freiheit, wie sie die Conservativen fassen, zu erreichen, ist deshalb unmöglich, weil diese letztere dahin führen muß, die aus früherer Zeit überkommenen und heute bestehenden Ungleichheiten in der socialen Lage der Volksschichten, im Besitz und in Folge dessen auch in der Fähigkeit zum Erwerben, zu verstärken, statt auszugleichen; weil der Stärkere bei gleicher Freiheit den Schwächeren verdrängt, ihn wirthschaftlich vernichtet und aufsaugt. Ein Zustand zunehmender Ungleichheit ist aber auch nicht mit der Freiheit verträglich, macht diese illusorisch. Vor allem kommt es also darauf an, die Gleichheit herzustellen; und zu diesem Zweck kann man nicht wie der Liberalismus vom Individuum ausgehen und dessen Eigeninteresse mit Garantieen zu umgeben suchen, sondern man muß vom Ganzen, von der Gesellschaft, von deren Organ: dem Staate ausgehen, der das Individuum beschränken, den Inhalt seiner Freiheit feststellen, auf die Gleichheit hinwirken muß. Unmöglich vom Individualismus aus, nur vom Socialismus aus kann man zur Gleichheit kommen.

Das sind also die grundsätzlichen Gegensätze, die wir bei den Conservativen und den Radicalen gefunden haben, die sich aber bei den letzteren gegenwärtig noch zu einer besonderen communistischen Formulirung zuspitzen.

Die socialreformatorischen Parteien und Richtungen in der Mitte suchen nach Vermittelung dieser Gegensätze. Auch sie halten an der Zeitidee: Freiheit und Gleichheit, fest, sie möchten die Freiheit in dem liberalen Sinne conserviren, aber die Gleichheit mehr im socialistischen Sinne, von unten herauf, zu Gunsten der wirthschaftlich Schwächeren, fördern, ohne auf jenes Ideal völliger Gleichheit einzugehen. Wie man aber für diesen Zweck das Princip der Freiheit und Gleichheit formuliren müsse, damit sind die Reformparteien und Richtungen offenbar noch nicht fertig: und in diesem Mangel eines festen grundsätzlichen Stand-

punktes, von dem aus man mit dem klaren Bewußtsein, wie weit man gehen darf und was man will, operiren kann, beruht ihre Schwäche. Sie heben zwar die Schattenseiten des liberalen Princips hervor, sie erkennen die Nothwendigkeit an, durch reformatorische Maßregeln dem Socialismus entgegenzutreten, bezw. bis zu einem gewissen Grade entgegenzukommen, um die liberale Gesammtidee zu conserviren und zu schützen, sie empfehlen einzelne Mittel, sie machen der Opposition mehr oder weniger Concessionen — aber es fehlt die sichere Grundlage, die principielle Klarheit, um nach beiden Seiten hin zu imponiren, und damit den Zweck: friedliche Weiterentwickelung der gesellschaftlichen Zustände, zu erreichen.

In den großen socialpolitischen Fragen, welche die gesammte Eigenthums- und Erwerbsordnung berühren, kann man aber gewiß noch weniger wie in den andern engern Gebieten des öffentlichen Lebens mit der Zuversicht des Erfolges vorgehen, wenn man nicht, — nennen wir es ruhig mit dem heute etwas verpönten Wort: Ideale vor sich hat, die man ins Leben treten lassen will. Es kommt dabei nicht so sehr darauf an, daß diese Ideale gegen jeden Einwand correct formulirt seien, als darauf, daß sie in der allgemeinen Richtung, die als die berechtigte vorschwebt, genügende Begrenzung und Festigkeit des Handelns geben. Verzichtet man aber auf solche Formulirung von Idealen und begnügt sich damit, nur einzelne Punkte im Reformprogramm hinzustellen, so gibt es keine Vertheidigung gegen die Vorwürfe von rechts, daß man zu weit gehe, und von links, daß man zu wenig biete. Unter dieser Unsicherheit leiden dann die reformatorischen Bestrebungen, gehen am Mangel an idealer Kraft zu Grunde oder werden abgeschwächt, und lassen das Feld zum Kampfe für die schroffen Parteien frei; während eine zielbewußte Reformpartei und eine sichere Leitung, mit vielleicht nur wenig weittragenden Reformen, Bedeutendes für längere Zeit hinaus leisten kann.

Die Entwickelung der socialen Verhältnisse und Anschauungen geht nun heute ungleich rascher wie in früheren Zeiten, und darum ist auch das Reformbedürfniß drängender. Die rasche Folge der technischen Erfindungen, der Stand des Verkehrswesens, die Ausbreitung der Presse leisten, in wachsender Geschwindigkeit, hierin jetzt im Verlaufe weniger Jahre das, wozu früher ein Jahrhundert und mehr nöthig war. Dies erleichtert die socialpolitische Action sowol in friedlicher wie in kriegerischer Hinsicht. Man hat Lassalle vom hohen „historischen" Standpunkte aus oft mitleidig belächelt über seine geschichtsphilosophische Auffassung, mit der er seine Forderungen zu stützen sucht, daß nämlich nach der „Weltwende", die sich mit der Französischen Revolution vollzog, nachdem die vorhergehende Epoche eine Reihe von Jahrhunderten eingenommen hatte, nun um die Mitte dieses Jahrhunderts schon wieder eine „Weltwende" eingetreten sei, oder eintreten solle, welche ganz neue Formen der Erwerbsordnung erlange. Das mag von Lassalle so nicht richtig hingestellt sein, aber zugeben müssen wir ihm doch, daß man heute mit ausnehmend viel kürzeren socialen Zeiträumen zu rechnen hat, und die socialen „Weltwenden" sich viel, viel rascher vollziehen, als vor der Weltwende der Französischen Revolution. Die blos Conservativen nutzen sich heute viel schneller ab, die Reformparteien, welche in Ermangelung eines festen

Standpunktes zu keiner Thätigkeit kommen, sind bald überholt, und die Parteien des Widerstandes, die keinen Boden für positives Wirken finden, treiben immer rascher dem Extrem und der Revolution zu.

Das einfache Gehenlassen erscheint also heutzutage doppelt gefährlich, sowie es festgestellt ist, daß in der Gesellschaft Zustände vorhanden sind, die oppositionellen Bestrebungen wirklich Boden geben. Letztere blos äußerlich durch Polizeimittel zu unterdrücken ist aber natürlich in jedem Falle unklug; denn entweder haben sie eben Boden, also eine gewisse innere Berechtigung, und dann kann die äußere Zurückdrängung die Opposition im Innern nur steigern, oder sie entbehren der Berechtigung, wurzeln nicht in wirklichen Zuständen der Gesellschaft, dann wird diese nicht dadurch angegriffen und wird aus sich selbst dagegen reagiren. Es handelt sich ja in diesen socialen Dingen nicht um äußere Institutionen, die durch äußere Mittel geschützt werden können, sondern um die Lebensordnung selbst, die in ihrer innern Gesundheit den natürlichen und besten Schutz hat, deren Mängel aber nicht durch die Polizei, sondern nur durch die Politik, eine zielbewußte Socialpolitik, beseitigt werden können.

Wenn wir nun heute unsere socialpolitische Opposition ansehen, so haben wir schon anerkennen müssen, daß dieselbe ihre Nahrung zieht aus der wirthschaftlichen Unsicherheit und Unselbständigkeit eines Theiles der Bevölkerung, und ihren Boden findet in der neuen großen Schicht der Lohnarbeiter, die in die moderne Gesellschaft vollständiger und zweckmäßiger als gleichberechtigtes Glied eingefügt werden will. Wir dürfen, ja müssen auch zugeben, daß Freiheit und Gleichheit in der Formulirung des liberalen Systems den Besitzlosen nicht in gleichem, vollem Maße zugute kommt wie den Besitzenden, und daß dieserhalb eine veränderte Formulirung des Zeitideals zu suchen sein wird, welche zu ergründen eben die Aufgabe der Wissenschaft und der Reformparteien ist.

In diesem Sinne ist also eine oppositionelle Partei lebensfähig und entwickelungsfähig. Dies gilt aber nicht ohne weiteres von der heutigen socialdemokratischen Partei. Die Grundidee der Socialdemokratie als socialistischer Partei: politischen Einfluß zu gewinnen, um sociale Reformen in jener vorhin dargelegten Tendenz nach Gleichheit herbeizuführen, — diese Idee kann man vom conservativen Standpunkte aus verwerfen, aber man wird zugeben müssen, daß sie an und für sich, nach Lage der Dinge, eine lebensfähige Partei zu schaffen und zu erhalten wohl im Stande sei. Andererseits haben wir gesehen, daß der socialdemokratische Gedanke und die heutige Socialdemokratie nicht ein und dasselbe sind, wie vielmehr die heute zur allgemeinen socialdemokratischen Partei zusammengeschlossenen radicalen Parteien einem Ziele nachstreben, welches ihr größter Theoretiker Marx als ein noch sehr fernes ihnen hingestellt hat und hinstellen konnte, oder besser: einem Zustande, der von Marx als Resultat einer historischen Evolution dargestellt worden ist; und also vernünftigerweise als unmittelbare Grundlage einer Parteiagitation gar nicht gebraucht werden kann. Dieser Zustand ist weder ein sittliches Princip, ein Ideal, welches mit Begeisterung erfüllen kann, noch eine unmittelbar ins Werk zu setzende Maßregel, auf die sich die agitatorische Thätigkeit schon jetzt richten könnte. Eine Revolution, ausgeführt um jene „kapitalistische Spitze“ abzuschütteln und den com-

munistischen Betrieb ins Werk zu setzen, müßte jetzt zum Theil schon aus Mangel an zu beseitigenden „kapitalistischen Spitzen" unausgeführt bleiben, und wo sich solche vorfänden und die betreffenden Großbetriebe in communistische Genossenschaften umgewandelt werden könnten, würde die Sache mangels Vorbereitung scheitern.

Da nun aber für jetzt selbst von einem Versuch solcher Revolution statt der Evolution nicht die Rede ist und sein kann, so entbehrt die Socialdemokratie positiver für die Gegenwart brauchbarer Ideen, und bethätigt sich hauptsächlich in der Negative, in Angriffen auf das Bestehende. Dies muß entweder dazu führen, daß die dem socialdemokratischen Einfluß zugänglichen Elemente zu einer Revolution aufgereizt werden, welche, wie gesagt, mißglücken muß; oder daß die Socialdemokratie in ihrer jetzigen Gestalt einer andern oppositionellen, wenn auch gleichfalls socialdemokratischen Partei mit klarern Zielen und agitatorisch praktischern Ideen Platz macht. Der jetzige Ideengang der radicalen Parteien kann zu positivem Wirken nicht führen, sondern nur dazu, die unzufriedenen Elemente zu sammeln und aufzureizen. Die Partei kann deshalb wohl immer noch zunehmen, aber nicht mehr auf lange hinaus auf ihrer jetzigen Grundlage bleiben. Agitation und Presse, so geschickt, eifrig und opferwillig auch beide geleitet werden, müssen unter diesem Mangel erlahmen und leiden schon jetzt, trotz ihrer Blüte, dem Inhalte nach sichtlich darunter.

Trotzdem aber, wie schon nachdrücklich hervorgehoben, ist nicht daran zu denken, daß die Socialdemokratie als solche verschwinden werde, denn eine Partei des Strebens nach politischer Macht zum Zwecke socialer Reformen erhält sich so lange, als sie innere Berechtigung hat, resp. als ihr solche gegeben und gelassen wird, und bedarf nicht der Formulirung gerade der jetzigen Radicalen.

Man weist allerdings öfter auf eine Wahrnehmung hin, welche diese Behauptung von der Nothwendigkeit einer socialdemokratischen Partei bei dem jetzt noch vorhandenen Zustande der Gesellschaft zu widerlegen und diese Besorgniß zu zerstreuen geeignet scheint, nämlich daß es in England — dem classischen Lande des „Kapitalismus" — keine socialdemokratische Partei gebe, und daß mithin auch bei uns, wo die Zustände der Socialdemokratie weniger Angriffspunkte böten wie dort, eine solche Partei nicht nothwendig sei.

Wie allerdings unsere heutige Form der Socialdemokratie nicht nothwendig sei, haben wir selbst schon gezeigt; daß aber in England keine Partei existirt oder organisirt ist, welche politische Macht für sociale Ziele sucht, ist eben einfach darauf zurückzuführen, daß sie noch nicht existirt; wie dies durch die politischen und socialen Verhältnisse Englands sehr wohl erklärlich ist. England ist nicht so unmittelbar wie wir von der Französischen Revolution berührt worden, in die moderne Gesellschaft und Volkswirthschaft hinein haben sich dort noch ältere Anschauungen und Zustände verpflanzt, das allgemeine Stimmrecht ist noch nicht durchgeführt, die Volksbildung steht auf einer niedrigern Stufe, Denken und Charakter der Nation sind schwerfälliger, die Disciplinirung der untern durch die obern Klassen ist straffer und nachhaltiger, die wirthschaftlichen Hülfsmittel sind mächtiger und das Vertrauen auf sie ist größer, die Colonien geben Gelegenheit, viele unzufriedene und zweifel-

hafte Elemente abzuleiten — während unsere zersplitterte Auswanderung viel wirthschaftlich brauchbare Kräfte verloren gehen läßt und dem Vaterlande auch in socialpolitischer Beziehung nicht gehörig zugute kommt —; alles dies sind Umstände, welche einen langsamern, überhaupt einen andern Gang der Parteibildung in England veranlassen. Der Boden dafür ist aber dort im allgemeinen derselbe wie bei uns, an unzufriedenen und jetzt schon kämpfenden Elementen fehlt es nicht — man erinnere sich an die Gewerkvereine, die Union der Landarbeiter, die Agrarmorde, die Forderung von Arbeitercandidaten fürs Parlament, die sichtlich wachsende Betheiligung der dortigen Arbeiter an der Politik überhaupt —, und es ist gar nicht anders möglich, als daß auch dort das Streben, politische Macht für sociale Reformen zu gewinnen — die Socialdemokratie — wachsen und mehr Boden gewinnen wird, weil eben öffentlicher Einfluß die Vorbedingung für das Durchdringen mit socialpolitischen Forderungen ist. Das Exemplificiren mit englischen Verhältnissen, das nachgerade zum Ueberdruß und zum Schaden der Forschung in den heimischen Zuständen getrieben wird, kann also hier keine Anwendung finden. Unsere Socialdemokratie ist da und wir müssen mit ihr rechnen und sie nach eigenem Muster behandeln. Pactiren läßt sich allerdings, wie sie jetzt ist, mit ihr nicht, aber mit der Devise „kein Pactiren mit der Socialdemokratie“ ist auch weiter noch nichts gethan, wenn es soviel heißen soll, als sie ignoriren und „austoben“ lassen. Das ist eine Politik, die nur Unheil bringen kann, weil diese Partei sich eben nicht ohne Kämpfe austoben würde. Sie kommt daher gleich einer Kampfespolitik, die in socialen Dingen vom Uebel ist.

Eins freilich können und müssen wir von der Socialdemokratie verlangen, ehe von einem Pactiren die Rede sein kann, daß sie aus einer rein negirenden, radicalen Partei eine Reformpartei werde, die das Zeitideal der Freiheit und Gleichheit in einer friedlichern und gemäßigtern Weise ausbilden hilft, als sie jetzt beabsichtigt. Schwer muß ihr dies freilich werden, weil sie nach allen Seiten hin zu negativ geworden. Indeß darf man sich dabei durch das Beiwerk der socialdemokratischen Bewegung: das Materialistische und das Antinationale ebenso wenig schrecken lassen, wie man glauben mag, vom kirchlichen oder wissenschaftlichen Standpunkte gegen diese Lehren ankämpfen zu können. Die große Menge der dem socialdemokratischen Gedanken Zugänglichen ist gegen jenes Beiwerk mindestens indifferent, und auch gegen die jetzige Formulirung überhaupt gleichgültig; sie würde einem jeden Programm zustimmen, das ernstliche und nahe Besserung und Sicherung ihrer Lage verheißt.

Eine Reformpartei dieser Art, welche aus den Interessenten *selbst* hervorginge, mit positiven, jetzt erreichbaren Forderungen würde auch ein viel bedeutenderes Gewicht haben, wie unsere jetzigen Reformparteien, welche aus der „conservativen Masse“ hervorgehen und ohne tieferes eigenes Bedürfniß im Interesse der wirthschaftlich Schwächeren ihnen entgegenkommen wollen.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 18, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Postanstalt, für Berlin
durch E. Mecklenburg,
SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
4,50 Mark.
Insertionspreis 20 Pf.
für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben
von
Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 23. August 1878. Nr. 34.

Das Untergrabungsgesetz.

Der Oberbau wäre ja in der That mit recht gutem Bedacht — auf dem Papiere — ausgeführt, ließe sich nur erst das Fundament finden. Aber mit den „auf Untergrabung der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung gerichteten Bestrebungen" ist es doch zu einem gemeinsamen Verständniß nicht zu bringen. Was wollen die Schwierigkeiten, den juristischen Begriff des „Versuchs" stets sicher herzustellen, besagen gegen die aus jenen vieldeutigen Worten erwachsenden Unsicherheiten; was hat die einst so sorgsam cultivirte Unterscheidung von Vorsatz, Ueberlegung, ja sogar nur Bewußtsein ferner noch zu bedeuten! Denn das „Dienen" bereits, das bewußte oder unbewußte, ja (§. 9.) die „Annahme" schon, daß etwas den im Bann erklärten Bestrebungen „dienen werde", reicht fortan hin, die Untersagung, das Verbot, die Strafe heraufzubeschwören.

Aber das sind Juristenbedenken und freilich! der Jurist wird nichts mit diesem Gesetze zu thun haben. Denn daß drei bis fünf „etatsmäßig angestellte Richter" in dem durch dies Gesetz geschaffenen „Reichsamt" Beisitzer sein sollen, das kommt doch nicht in Betracht, wenn alle sonstige Garantien, welche in civilisirten Staaten dem in seinem Eigenthum oder seiner Freiheit Bedrohten zur Seite zu stehen pflegen, das Recht der Vertheidigung, die Oeffentlichkeit der Verhandlung, die Appellationsbefugniß, nun im Wegfall kommen. Ein Verwaltungsverfahren, in drei Instanzen übereinandergebaut, von denen die oberste eine Verantwortung nur vor dem Reichskanzler hat, — das soll und wird von jetzt ab auf unbestimmte Zeiten hin in empfindlicherer Weise über die Grundrechte des deutschen „Unterthan" schalten und walten, als es in seiner Durchschnittsthätigkeit der Richter thut. Und haben die Richter, zumal die preußischen, mit ihrer Thätigkeit der letzten Jahre gegen die Socialdemokraten, mit ihrem Eifer der letzten Monate gegen die Majestätsbeleidiger, es wohl verdient, daß nun die wichtigsten Kapitel aus dem Vereinsgesetze, aus dem Preßgesetze, aus dem Gewerbegesetze, man weiß noch gar nicht wie weit, ihrer Befugniß entzogen werden?

In Einem Punkte indessen darf man wohl anerkennen, daß die Wünsche der liberalen Parteien, soweit sie bisher zum Ausdrucke gelangt sind, billige Berücksichtigung gefunden haben: das Gesetz ist nicht einseitig gegen die socialdemokratische Partei gerichtet, es kämpft gegen eine allge-

meine Gefahr. Wäre von populären Agitationen, von auf die Massen berechneten Wirkungen die Rede darin, spräche es von Anreizung zu unmittelbarem Handeln, stellte es das Kriterium der „Gewaltthätigkeit“ auf und verlangte es die Tendenz des „Umsturz“, so könnte man meinen, es hätte nur die Socialdemokratie, wohlverstanden: die Socialdemokratie, wie sie sich in den Köpfen unsrer Bourgeoisie malt, im Auge; aber die „Untergrabung der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung“, das ist ein Begriff, der ganz andre Flügel breitet. Die Untergrabung, das heißt das langsame, das gar nicht unmittelbar auf sein Ziel gerichtete, das vielleicht nicht einmal seines spätern Erfolges bewußte Werk, es ist die Culturthat überhaupt, soweit sie „neues Leben aus den Ruinen“ blühen lassen will, es ist der Begriff der Entwicklung, die ja eben nur Ersatz der alten verbrauchten Formen durch lebensfähige junge ist. Das Alles ist bedroht, ist mit seiner Existenzberechtigung fortan auf das Temperament der Verwaltungsbehörde, auf die Temperatur des Tages angewiesen.

Denn das ist ja die nothwendige Folge der Unbestimmtheit und Weite, mit der in §. 1. die Gefahr bezeichnet ist, daß selbst eine feste Praxis — von Prinzipien gar nicht zu reden — in der Be- und Verfolgung sich nicht bilden kann. Je nach dem Zufall der Thatsachen kann bald die eine, bald die andre Säule der „Staats- oder Gesellschaftsordnung“ bedroht erscheinen, nach der Nichtbestätigung eines freigesinnten Geistlichen wird heute die öffentliche Meinung Sturm zu laufen scheinen gegen Religion und Kirche, während morgen vielleicht das wohlgegliederte Gefolge hinter dem Sarge eines Socialdemokraten die düstersten Befürchtungen erweckt wegen der Zuverlässigkeit und Superiorität des Soldatenheeres. Und so wird heute die Rede, der Artikel harmlos erscheinen, die morgen bereits diesem Gesetze verfallen sind.

Wir geriethen in das Scurrile, wollten wir im Einzelnen ausführen, was Alles hinfüro nicht mehr gesprochen, nicht mehr gedruckt werden kann: ein Gesetz darf, wenn es wirklich, wie von der liberalen Seite gerühmt wird, technisch gut gearbeitet ist, solche Ausdeutungen und Ausbeutungen nicht gestatten. Aber wahrscheinlich wird man uns auch sagen, daß es mit der Tragweite gar nicht so scharf gemeint sei, daß man in der That nur das treffen wolle, was „alle Welt“ für Extravaganzen halte. Es handelt sich — um ein ganz modernes Beispiel zu gebrauchen — nur darum, den Kopf auf den bewußten Klotz und unter die bewußte Lederkappe zu legen: die Gerechtigkeit pendelt in dem Schwerpunkte des Beiles, das — sehr polirt auf jeden Fall! — herabfahren wird auf den Hals, vielleicht auch nicht. Ein fröhliches Dasein!

Am wenigsten trauen wir der Voraussetzung, auf der die parlamentarische Action beruht, daß es gar nicht so schlimm gemeint sei, daß die Regierung und der Bundesrath von ihren Vorschlägen sich wol etwas abhandeln lassen würden. Thörichte Hoffnungen, unanständige Hoffnungen! Das Reichskanzleramt hat als es diesen Entwurf vorlegte, in voller Kenntniß dessen gehandelt, was sich diesem deutschen Staatenbund, seiner ganzen Natur nach, bieten lasse; der Fürst Reichskanzler weiß, was der Bundestagsgesandte Hr. v. Bismarck erlebt hat. Das aber nebenbei. Hier handelt es sich um eine gar ernsthafte Sache, es sind Weltanschauungen, die in diesen Gesetzentwurf, sich scheiden, ist es da wol an-

gebracht zu vermuthen, daß nun ein Handeln und Feilschen beginnen solle, als handle es sich um die Procente einer neu aufzulegenden Staatsanleihe? Das Ja, zu welchem Fürst Bismarck im Bundesrathe seine Rathsgenossen veranlaßt, bindet diese auch in ihrer Heimath, und schon deshalb würden sie sich hüten, eine Verantwortung für den ganzen, für den Brutto-Entwurf zu übernehmen, wenn sie zu argwöhnen hätten, daß im Parlamente auf Netto abgeschlossen würde und die Tara-Differenz nicht ihnen sondern dem „Makler" zu Gute käme.

So wird also das Gesetz im Großen und Ganzen so, wie es vorgelegt worden, auch seine Sanction erhalten. Natürlich wird es nicht fehlen an der Kleinarbeit, im Ganzen aber und im Großen wird die Unfähigkeit, diese Uebergangszeit in gesetzliche Formen zu fassen, und — das böse Gewissen dazu thun, um das Einverständniß herzustellen.

Sehr bescheidener Art wünschten wir nur Zweierlei, Eins, daß man uns das Volk nicht corrumpire, nicht direct zu Helfershelfern der schlimmsten Art mache. Das ist einmal schon probirt worden in der Paßverordnung welche, da sie das Conciergenwesen nicht ohne Weiteres nach den großen Städten Deutschlands verpflanzen kann, vorläufig die Hausbesitzer selbst zu Pipelet's machen wollte. Es ist diesmal wiederum — und damit wird die Vermuthung der Absicht stärker — versucht worden, indem man die Besitzer öffentlicher Lokalitäten, und zwar mit Ausschluß von Geldstrafen, die ihnen ja möglicher Weise erstattet werden könnten, verantwortlich macht für den Charakter der Versammlungen, die bei ihnen abgehalten werden. Das Vereinsrecht in Deutschland allererst unter die Willigkeit des Schenken zu stellen, das ist eine Rückkehr so mächtigen Schrittes, wie selber die Gesetzgeber dieser Tage ihn nicht wünschen können.

Das Zweite aber, das wir an dem Gesetzentwurfe geändert sehen möchten, ist der Zusatz, daß dem Reichstage alljährlich ein Bericht über die Erfolge seines Gesetzes vorgelegt und von ihm diskutirt werde. Man theile sich ehrlich in das Odium! Zugleich wäre damit die einzige Instanz geschaffen, in welcher der vorher dreimal Getödtete zwar nicht eine Wiederbelebung, aber doch eine sanfte Todtenklage erwarten kann.

Das ist aber auch Alles, was wir von dem Reichstage bei endgiltiger Feststellung dieses Gesetzes wünschten. Uebrigens geschehe uns, wie wir es verdienen! Dergleichen ist in diesem Jahrhundert schon mehrfach versucht worden — sehen wir zu, wofür es diesmal frommt. Die socialdemokratische Partei, das mag sein, erfährt dadurch zu ihren besten Gunsten eine Destillation, wie sie aus eignen Kräften sie gar nicht hätte herstellen können; das deutsche Volk im Allgemeinen fängt bei dieser Gelegenheit vielleicht an, das Recht der freien Meinungsäußerung, in Presse wie in Versammlung, sich zu erobern, das es bis jetzt nur Gnadens halber besaß, also nicht achtete. Das wird vorläufig Alles recht stille hergehn und stille werden auch die paar hundert Menschen versinken, welche, nach der erschrecklichsten Bestimmung dieses Gesetzes, durch einen Federstrich aus dem wohlerworbensten langjährigsten Besitze zum Asoten, zum Vagabonden gemacht werden können: aber in dieser tiefen Stille wird — so fürchten wir — dem jungen Fürsten, der mit diesem Gesetz und mit der Wiederbelebung des Beils seine Herrschaft eingeweiht hat, plötzlich klar werden, daß er übel berathen war.

Eine Erneuerung des französischen Volkscharakters als Pendant zu deutschen Stimmungen.

Die beiden Segur, Louis Philipp und August Philipp, Vater und Sohn, haben die Anfänge und den Schluß der großen ersten Revolution der Franzosen beschrieben. Der Jüngere hat in seinem Werk über Napoleons russischen Feldzug, welches mit seiner Schilderung der Seelenstimmung Napoleon's und seines Gefolges in dieser Ekstase des französischen Nationalitätsgefühls einen bleibenden Werth behaupten wird, dem Nibelungenlied ein weit überragendes Gegenstück zur Seite gestellt. Dem Vater haben wir ein schönes Gemälde der Stimmungen zu verdanken, in welchen der Kreis der höheren Gesellschaft sich am Vorgefühl einer nahenden Umwälzung ergötzte. Wir knüpfen für die folgenden Zeilen zunächst an das Bild an, welches er in seinen „Denkwürdigkeiten" der 1789 im Bürgerthum und unteren Volk eingetretenen Veränderung unterzieht.

Er hatte fünf Jahre hindurch als Gesandter in Petersburg seinem Posten vorgestanden und kam sich trotz der Briefe, die ihn seit dem Ausbruch der revolutionären Stürme mit dem Gang der Ereignisse bekannt gemacht hatten, bei seiner Rückkehr nach Frankreich (am Schluß des Jahres 1789) wie ein aus dem Schlaf erwachendender Epimenides vor. „Schon bei seinem Eintritt in sein Vaterland, schreibt er, ehe er sich mit Jemand unterhalten hatte, wurde er von einem unerwarteten Schauspiel überrascht. Die Bürger, Bauern, sogar die Frauen zeigten in Haltung, Bewegungen und Mienen etwas Lebhaftes, Stolzes, Unabhängiges und Beseeltes, was er an ihnen noch nicht gekannt hatte. Wenn er Leute aus den unteren Klassen um Etwas befragte, antworteten sie ihm dreist mit stolzem Blick und klarem Ton; überall sah er das Gepräge jener Gefühle von Freiheit und Gleichheit, welche damals die Leidenschaften entzündeten. Bei seiner Abreise aus Frankreich hatte er ein friedliches, durch Gewohnheit unter das Joch einer langen Unterwürfigkeit gebeugtes Volk verlassen und jetzt fand er es emporgerichtet und unabhängig wieder."

Diese große Veränderung der Franzosen in Charakter, Gemüth und Stimmung will uns gerade in dem Augenblick, wo wir **unter uns** ein dem Anschein nach früher mächtiges Regime sich in geistiger Mittellosigkeit und finanzieller Verlegenheit auflösen sehen, nicht aus dem Sinn kommen. Noch nie ist eine Aera in einer ähnlichen allgemeinen Stockung wie die **Bismarck'**sche versunken; es ist, als ob sie sich im Triebsand ihrer Rathlosigkeit verlieren solle.

Das **Nationalcapital**, welches den Bismarckschen Unternehmungen von vornherein nicht gewachsen war, ist seit 1863 für die steigenden Armeebedürfnisse draufgegangen, während Arbeit und Industrie hinter den gleichzeitigen gewerblichen Fortschritten Frankreichs, Nordamerikas und selbst der skandinavischen Länder zurückblieben. Das **geistige Capital**, mit welchem Bismarck seit 1866 wirthschaftete, — das ihm nöthige Ungestüm der **Nationalliberalen** gegen innere und auswärtige Reichsfeinde ist von ihm **aufgezehrt**, nachdem es endlich dem Publikum langweilig und für die productive Arbeit tödtlich geworden war.

Der leitende Minister kannte den geringen Umfang des geistigen Capitals, über welches die **conservative** Partei gebot, als er ihr im August 1866 nach ihren Diensten im Budgetkampf die Entlassung gab und mit dem nivellirenden Eifer der Nationalliberalen seinen Bund schloß. Jetzt, nachdem die Letzteren vollständig ausgenutzt sind, rief er seine alten Freunde aus der Conflictzeit wieder herbei, aber die Zahl, die sie in den Wahlen gewannen, war zu gering, um ihre geistige Armuth durch die Masse aufzuwiegen.

Mitten unter den schwankenden halbtodten Gestalten, die in den Reichstag einziehen werden, steht die katholische Fraction und wird sich als das Zünglein der Wage denjenigen zuneigen, welche dem in ihr verletzten Rechtsbewußtsein und Sinn für Gerechtigkeit Genugthuung verschaffen werden. Und die von den alten Parteien mit Stimmeneinhelligkeit der Vernichtung bestimmte socialistische Gruppe, in welcher die alle Anderen unterhöhlende Verstimmung als entschiedene Stimmung gegen den bisherigen Gang der Gesetzgebung zum Ausdruck gekommen ist, hat sich neben der katholischen zu einer Macht entwickelt, daß sie gleich dieser eine bisher unerhörte Menge von Stichwahlen bewirkt hat und wie die Vertreter des Centrums in denselben sich die Entscheidung errungen hat. Welche Wendung und welche Krisis über die neue Aera!

Ein folgender Artikel wird in den Werkstätten des deutschen Bürgerthums das Abbild und die Erklärung der jetzigen herrschenden Verstimmung aufstellen; zuvor wenden wir uns jedoch zu einer ansprechenderen und belebenderen Erscheinung, — der Erneuerung des französischen Volkscharakters seit dem Jahr 1789.

Wir haben bereits in No. 30 dieser Wochenschrift daran erinnert, wie der großen Schöpfung des genannten Jahres, der Nationalversammlung, eine Königliche Revolution voranging, welche die Grundzüge für die Arbeiten und Anstrengungen der folgenden Jahre in strengen und sicheren Linien entwarf. Im Namen und im Auftrage des Throns legten nach einander die leitenden Minister Calonne und Brienne einer aus königlicher Wahl hervorgegangenen Ständeversammlung die auf das Sorgfältigste ausgearbeiteten Umrisse eines Steuersystems, einer Kreis- und Provinzialordnung und einer Justizreform vor, welche die Kräfte des Reichs von den ständischen Schranken befreien und zur vollen Entwicklung bringen sollten. Indessen war die Jugend des hohen Adels von demselben Verlangen nach Neuerung, Reform, Freiheit und Gleichheit ergriffen worden, welches dem Königthum und den ministeriellen Gehilfen desselben ihre Vorlagen eingegeben hatte. Segur beschreibt in seinen „Denkwürdigkeiten“ sehr anschaulich, wie der Adel, von der Leidenschaft für das allgemeine Wohl ergriffen, sich zum „Krieg gegen die Vorurtheile“ rüstete und der Schüler einer Philosophie wurde, in welcher er mit jugendlicher Leidenschaft die Mittel aufsuchte, „sich der Menschheit nützlich und ihr Schicksal glücklicher zu machen.“ In den Siebziger Jahren des Jahrhunderts ging aus dieser „Trunkenheit von einer süßen Philosophie“ der Menschenliebe, wie sich Segur ausdrückt, und aus dem gleichen Interesse an Wissenschaft, Kunst und Literatur eine Vermischung der Klassen hervor, in der sich neue Unterscheidungen bildeten, wie die zwischen Tugend und Laster, Geist und Unwissenheit. Diese Fortschritte der Gleichheit, diese jeder Art von persönlichem Verdienst dargebrachte Huldigung — der Enthusiasmus für alle literarischen und philosophischen Neuerungen erweckte die Imagination und befeuerte die Dichter, Künstler und Gelehrten. Auch die Theater erklangen von den Meisterwerken einer neuen Musik. Ein späterer französischer Schriftsteller, Leclerc, sagt in diesem Sinne von Gluck's Einzug in Paris, daß die „Allmacht seiner Accorde die Nerven des Volks spannte und der Seele Festigkeit und Energie gab.“

Die Missionäre der Vorzeit, sagt Segur, konnten nicht mehr Feuer und Menschenliebe in ihrem Innern bergen als der damalige jugendliche Adel. Von Thatendrang erfüllt, folgten sie Lafayette's Beispiel und zogen nach Nordamerika, um für die Befreiung der dortigen Kolonien zu streiten. Segur war auch einer dieser Kreuzzügler und fand daselbst als Kameraden z. B. den Grafen Rochambeau, den 1788 verstorbenen Marquis Chastelux (Verfasser des Werkes: de la félicité publique), die beiden Lameths (Alexander und Karl), dem Baron Bozon de Talleyrand, Bruder des späteren Küsters und Diplomaten der Revolution, die Gebrüder Dillon (Theobald und Arthur), den Herzog von Lauzun, der später nach dem Tode seines älteren Bruders als Gontaut-Biron in der Revolution auftrat.

Der Genuß des ersten ersehnten Triumphes, welchen diese Adligen an der Seite Washington's davongetragen hatten, gab ihrem Freiheitsgefühl und ihrem Neuerungsdrang eine größere Sicherheit. Sie wurden mit ihren heimischen Standesgenossen die ersten Vorkämpfer der Reform in der constituirenden Versammlung oder militärische Führer beim Ausbruch des Krieges mit Oesterreich und Preußen. Wie der König das erste Zeichen der Revolution gegeben, gleichsam das Programm derselben aufgestellt hatte, so standen sie in den ersten Reihen der Opposition, als es galt, jenes Programm gegen die militärischen Reactionsversuche der Hofparthei zu vertheidigen.

Allein sie hielten nicht aus. Sie alle überdauerte das Volk, an welches schon der König in den Preßaufrufen Brienne's appellirt hatte. Von einem der glänzendsten dieser Gruppe, dem obengenannten Herzog von Lauzun, sagt Segur: er war „ein origineller, nach Unabhängigkeit strebender Geist, welcher die gute Gesellschaft mit ihrem Zwang als eine Fessel seiner Freiheit betrachtete. Sein Character bot eine Mischung von Tapferkeit und Weichlichkeit, von den Formen eines französischen Hofmanns und den unabhängigen Gewohnheiten eines Pairs von England; er war galant und wäre gern ein Heros der Geschichte geworden." Diese französisch-amerikanischen Ritter, die in der Freiheit die Mutter schimmernder Abenteuer sahen, erloschen nach einander wie Meteore des Augenblicks, theils ermüdet vom parlamentarischen Kampf und erschreckt von dessen ernstem Ausgang, wie z. B. die Gebrüder Lameth, theils, wie Arthur Dillon, als Verräther im Kriege an der Gränze, wo sie in den Verhandlungen mit den Generalen der fremden Fürsten es lernten, sich diesen selbst gefällig zu beweisen.

Auf dem Volk lastete die Verantwortlichkeit für die Aufrechterhaltung der Frage, welche der König im Zwist mit den Notablen und Parlamenten ungelöst lassen mußte. Es galt dem Sitz der Souveränetät, von welcher Ludwig XVI. so wenig besaß, daß er nach den Verhandlungen mit jenen Vertretern des alten Frankreich ermattet und verzweifelnd die Arme sinken ließ und der Zukunft die Arbeit übergab, die rettende Reichsreform von den ständischen Hemmnissen zu befreien. Das Volk, ausgeschlossen von jener Vertretung des Landes, leidend in ganz Frankreich, unbetheiligt an dem unfruchtbaren Zwist des Königs und der Stände war von Brienne zum Beistand gegen die Unlust der Letzteren, zur Reform des Ganzen mitzuwirken, aufgerufen. Der dritte Stand, dießmal für die Wahlen zu den Generalständen mit einer dem Adel und der Geistlichkeit an Zahl gleichen Vertretung bedacht, hatte durch diese Verdoppelung seiner Stimmen von vornherein die Aufgabe erhalten, gegen die beiden oberen Stände ein Gegengewicht zu bilden. Die Erfahrungen des Juni überzeugten ihn aber bald, daß er gegen den Interessenbund, welchen Königthum und Adel und Geistlichkeit geschlossen hatten, nur ein todtes Gewicht bleiben, noch weniger als Schiedsrichter in den ungelösten Streit der Notablenversammlungen eingreifen würde. Dazu blieben den Bevorrechteten die Millionen rechtsloser Frohnde- und Abgabenpflichtiger, die den oberen Ständen eine Macht, ein Einkommen und ein Uebergewicht verschafften, wogegen dem dritten Stand immer nur ein unsicheres und unwirksames Recht zu Reformanträgen bleiben würde.

Seit dem 14. Juli, dem Tage des Bastillensturmes, erhielt der Bürger und gleichzeitig mit ihm der bedrückte Landbauer die Waffen, mit denen sie den Proceß des Königthums und der Notablenversammlungen zu Ende führen konnten. Es waren die Pike und die Flinte; die Frage drehte sich um den Sitz der Souveränetät, welche das Recht und die Macht haben sollte, das Steuerwesen und die Kreis- und Provinzialordnung sammt der Reichsjustiz zu regeln. Ehe ein Jahr nach dem 14. Juli 1789 verging, war die neue Verfassung auf der Grundlage der allgemeinen Gleichheit und der von Lafayette wenige Tage vor dem Bastillensturm verkündigten Menschenrechte gezimmert; der Sitz der Souveränetät war in der Nation, der König der oberste Beamte,

die von ihm ernannten Minister wurden der Nationalversammlung verantantwortlich.

Das aufrechte Wesen und der stolze, sichere Blick, welcher den Grafen Segur bei seiner Rückkehr aus der Fremde, Ende des Jahres 1789, an Bürgern, Bauern und Frauen überraschte, kam aus dem Selbstgefühl, welches diese Leute in ihrer Arbeit und mit den Erfolgen derselben gewonnen hatten. Diese Erfolge haben sich in den Stürmen der Geschichte auch bis jetzt erhalten und befestigt. Die Stürme begannen zwar schon im Augenblick der ersten Entdeckung und Begründung des neuen Satzes; von Mirabeau an trat ein geheimer Freund des Hofes nach dem anderen auf und suchte nach dem leitenden Grundsatz, daß die Masse des Volks einfältig und schlecht ist und von überlegenen Geistern gezügelt und überlistet werden müsse, die Verfassung auf eine unbedeutende Reform der früheren ständischen Verhältnisse zurückzuführen. Allein sie scheiterten alle an jener aufgerichteten Haltung des Volks und gingen kläglich unter.

Wie jeder dieser geheimen oder offenen Anläufe der Hofpartei die Sache des Volkes nur stärkte, so bewirkte vollends der Ansturm der auswärtigen Feinde auf die Landesgrenze nur die Einigung und Kräftigung der Nation. Im Heerlager entwickelte sich die Sicherheit ihres Selbstgefühls, ihr wohlgemuthes Wesen und die Freudigkeit ihrer Natur in den glänzendsten Formen.

Als der Herzog von Braunschweig der Hauptstadt Paris für den Fall eines Widerstandes die völlige Vernichtung androhte und der Hof auf die Ankunft seiner Retter rechnete, zweifelte die patriotische Partei, obwohl ihr die Armee noch keine sichtbare Bürgschaft ihrer künftigen Größe bot, keinen Augenblick an ihrem Sieg und diese Ueberzeugung war die Hauptursache ihres Glücks. Die übermüthigen Proclamationen der Emigranten, die im Gefolge der preußischen Armee kamen und die Wiedereinführung der alten Herrenrechte ankündigten, zwangen jeden Einzelnen, sich zusammenzuraffen und für die eigene Zukunft zu sorgen, und erhöhten für ihn den Werth und die Bedeutung des Ganzen. Man kam zu allgemeinen Einsichten, ward selber Mann und Glied einer Nation.

Gegen alle Erwartungen der Preußen riefen selbst die Linientruppen im Gefecht bei Fontoi, wie Massenbach erzählt, statt den König hoch leben zu lassen: „Freiheit und Gleichheit", und die Gefallenen noch ihr „ça ira" mit sterbender Zunge. Die Garnison von Longwy, das ehemalige Regiment Angoulème, gab bei ihrem Ausmarsch sprechende Zeugnisse ihres geringen Royalismus; die Garnison von Verdun rief den Preußen beim Auszug zu: „Auf Wiedersehen auf der Ebene von Chalons!"

Als Massenbach am 14. September 1792 von dem schon perplex gewordenen Herzog von Braunschweig abgeschickt wurde, um Dumouriez zu einer Unterredung einzuladen und an der feindlichen Linie sechs Dragoner zum Geleit erhielt, lernte er in diesen schon den Geist der Freiwilligen kennen. Sie fragten ihn sehr naiv: „ob die Preußen denn wirklich glaubten, nach Paris zu kommen." Es waren aufgeweckte Leute, voll frohen Muthes, höflich und bescheiden. Plötzlich erkannten sie in dem Pferde Massenbach's an der eingebrannten Nr. 6 einen Kameraden und riefen aus: „Wahrhaftig! ein Kamerad, Kriegsgefangener, vom 6. Dragonerregiment." Der preußische Officier erklärte ihnen, wie er zu dem Gaul gekommen, und sie riefen wieder: „Das ist gut! wir werden auch welche von den Eurigen bekommen, das ist gut!"

Laukhard, der als verdorbener Student und Magister im Jahre 1783 sich zu Halle in ein preußisches Regiment anwerben ließ, den Feldzug in die Champagne mit machte, von Landau aus Frankreich als Ueberläufer durchzog und dann in den letzten Bänden seiner Autobiographie „Leben und Schicksale" (Leipzig 1796. 1797) seine Erfahrungen unter Preußen und Franzosen geschildert hat, sagt von den französischen Freiwilligen, daß ihnen der Proceß, in dem ihre Nation mit der Welt stand, „über Alles ging". „Ich habe niemals, schreibt

er ein andermal von den Gefangenen nach dem Treffen bei Trippstadt im Sommer 1793, offnere und festere Gesichter gesehen". Immer rühmt er das „erstaunlich frohe und muntere Wesen" des französischen Militärs, wie „sie außer dem Dienst stets guter Dinge, mittheilend und recht brüderlich sind."

In Landau, wo er sich nur nach der Verabredung mit den Oberofficieren des Blokadecorps und dem Kronprinzen (späteren Friedrich Wilhelm III.) als Ueberläufer gemeldet hatte, um seinen frühern Universitätscameraden den Convents-Commissär Dentzel zur Uebergabe der Festung zu bewegen, verkehrte er mit den aufgeweckten Freiwilligen, besuchte fleißig die Clubs der eingeschlossenen Bürger und gewann auch die Zuneigung des tapfern Commandanten Laubadère. Seine Erfahrungen in dieser Festung und in den andern Städten Frankreichs, die er später kennen lernte, faßt er in der schönen Schilderung zusammen: Ueberall fand ich „einen Ideen-Commerz, der mich oft in Erstaunen setzte, — einen Commerz, der selbst durch den Krieg gewonnen hat. Es giebt jetzt kein Kriegsheer, worin die Köpfe von jeder Art so complicirt und vereint wären als im französischen. Ueberall, im Lager und in den Städten ungehinderte Mittheilung der Grundsätze, Gedanken und Erfahrungen unter den vielen Hunderttausenden von den verschiedensten Gewerken, — Landleuten, Bürgern, Kaufleuten, Gelehrten, Künstlern! Das allgemeine Aufgebot war der Prometheus Frankreichs".

Die Gütigkeit, die im allgemeinen Verkehr herrschte, lernte der deutsche Magister von einer andern Seite kennen, als er nach der Aufhebung der Blokade Landau's mit achtzig Ueberläufern und 400 Kriegsgefangenen unter dem Geleite von 40 Freiwilligen nach Besançon geschafft wurde. Das Commando des Zugs hatte der Hauptmann Landrin. Dieser und der Magister lebten wie Vater und Sohn, nachdem Ersterer bemerkt hatte, daß Laukhard, als beider Sprachen mächtig, ihm Dienste und Gefallen leisten könne. Ihr Gespräch bewegte sich oft um die Grundsätze des neuen Frankreich. Einmal setzte der Hauptmann dem Deutschen auseinander, wie „in despotisch regierten Staaten nur die Tugend d. h. das innere Bewußtsein, Gutes gethan zu haben, und noch ferner Gutes thun zu wollen, die wenigen Weisen, die sich daselbst finden, beglücke, im Freistaat aber die Erfüllung der gesellschaftlichen Pflichten auch äußerlich glücklich, geehrt, beliebt, kurz, den Menschen so mache, wie er gern sein möchte". Der begeisterte Republikaner sprach die Ueberzeugung aus: „daß die künftige Generation in Frankreich besser sein werde als die gegenwärtige und daß man in hundert Jahren die Uebung der gesellschaftlichen Tugenden zum Wohl der Menschheit für ebenso nothwendig allgemein halten werde, als jetzt das Athemholen für das Leben."

Landrin war gegen die übrigen Deserteurs und Gefangenen eben so gütig und väterlich wie gegen seinen deutschen Gehülfen. Auf den 50 Meilen, auf welchen die bei Weißenburg gefangenen Deutschen nach Besançon gebracht wurden, starb mitten im Winter kein einziger, während die im Winter 1797 auf 98 nach Magdeburg transportirten Gefangenen unterwegs zu Hunderten starben und überhaupt inhuman behandelt wurden.

In Dijon, wo 5000 Ueberläufer und 6 bis 7000 Kriegsgefangene in den verlassenen Klöstern untergebracht waren, trat Laukhard bei einem Doctor Antoine in den Hospitaldienst und war ihm mit seiner Sprachkenntniß willkommen. Die Militärhospitäler, in denen es die Franzosen auch den Fremden nicht an Pflege und Arznei fehlen ließen, fand Laukhard in jeder Hinsicht in Bezug auf Medicin, ärztliche Pflege und Verwaltung, musterhaft eingerichtet und auf Kosten der Republik besorgt. Für einen großen Vorzug derselben erklärt er es, daß das Militär gar Nichts darin zu sagen hatte, während in den preußischen und österreichischen Hospitälern Officiere, Unterofficiere die Verwaltung unter sich hatten.

Die gute Behandlung, welche die Kriegsgefangenen genossen, giebt dem deutschen Abenteurer öfters Gelegenheit, auf die rauhe und harte Weise, wie

man in Deutschland gegen die französischen Gefangenen verfuhr, einen vergleichenden Blick zu werfen. Er selbst ruft einmal, als er sich auf einer vorgeschriebenen Etappentour nach dem südlichen Frankreich befand und, wenn er sich für einen Gefangenen ausgab, immer freundlich und theilnehmend aufgenommen wurde, fast wörtlich wie jener 1814 bei Rebais gefangen genommene, von uns früher erwähnte deutsche Landwehrmann aus: „ich fand sehr gute, wohlthätige Menschen."

Der Friedensrichter zu Dijon stellte zu Laukhard's Zeit einen andern Vergleich mit deutschen Verhältnissen an. Derselbe erfuhr, daß die Kaiserlichen Corporale noch in der Gefangenschaft, mit Billigung der Officiere den Stock wacker gebrauchten, verbot das Unwesen mit Hilfe der Municipalität und erklärte in einem Anschlage, daß in Frankreich solche Behandlung der Menschen nicht geduldet werden dürfe. Wollten sich die Leute prügeln lassen, so möchten sie warten, bis sie wieder in ihrer Heimath wären.

Die Anstrengungen der innern Kämpfe und des Kriegs an den Gränzen, fern davon, den Ackerbau und das Gewerbe zu beschädigen, trugen zu deren Förderung bei. Laukhard hörte von Lothringer Bauern, mit denen er sich auf dem Zuge nach Valmy unterhielt, daß sie durch die Revolution in jeder Hinsicht durchaus gewonnen hätten. Die schrecklichen Abgaben, sagten sie, wären jetzt heruntergesetzt; nun könnten sie auch an sich denken, bauen, Andern aushelfen, ihres Lebens wie ihrer Arbeit froh werden und einen Nothpfennig ersparen; die vielen Accisen hätten aufgehört, das große Wild verwüste ihre Aecker nicht mehr; kurz, sie fühlten, daß sie jetzt Menschen wären und nicht mehr Sklaven und Edelleute.

Reisende, auch Engländer, die zur Zeit des Directoriums Frankreich besuchten, um den Zustand des Landbaues kennen zu lernen, fanden, daß er durch die Unabhängigkeit der Bauern und durch die gleiche Vertheilung der Abgaben außerordentlich gewonnen hatte.

Der Bauer hatte bei dem beständigen Anblick der Armeen, die nach der Grenze zogen, der Freiwilligen-Trupps, die ihnen folgten oder voranzogen, sich als Glied einer aufsteigenden Nation gefühlt und, während jene draußen fochten, mit unverdrossener Beharrlichkeit fortgearbeitet und das Land in einem blühenden Zustand erhalten.

Die Industrie hatte gleichfalls so bedeutende Fortschritte gemacht, daß der Minister des Innern, François de Neufchateau unterm 26. August 1798 die Industriellen zur Beschickung einer Ausstellung einladen konnte. Dieselbe wurde am 19. September auf dem Champ de Mars eröffnet und lieferte den Beweis, daß sich in den Stürmen der Revolution in den Provinzen wie in der Hauptstadt viele neue Ateliers erhoben hatten. Der Aufschwung der exacten Wissenschaften und die Nothwendigkeit, in der man sich bei der Absperrung durch Krieg und durch die englische Seemacht befand, hatten die Erfindungskraft zur Entdeckung neuer Mittel und Methoden der industriellen Arbeit angesteuert und Frankreich konnte sich rühmen, daß es in einem zehnjährigen inneren und auswärtigen Kriege die Kraft gewonnen hatte, die Aera der großen Industrie-Ausstellungen zu eröffnen.

Nun haben wir noch ein Gebiet zu erwähnen, auf welchem die Franzosen ihre Unverdrossenheit und Erfindbarkeit bewährt haben. Die Zeitgenossen sind einstimmig in ihrer Bewunderung der Ausdauer, mit der sich die Emigranten nach dem Coblenzer, besonders von den königlichen Prinzen, z. B. von Artois, angeregten Taumel in ihrem Elend in der Fremde zu helfen wußten und ohne Klage sich mit der niedrigsten Arbeit und ärmlichsten Kost mit ihren Familien erhielten. Dutens schließt seine „Memoiren eines sich ausruhenden Reisenden" mit seinen Londoner Beobachtungen, wie Frauen vom höchsten Stande und angesehenstem Namen durch ihre Arbeiten sich Lebensunterhalt verschafften und Edelleute sich den verschiedensten Handarbeiten widmeten, ohne deshalb etwas von ihrer Haltung zu verlieren. Ernst Moritz Arndt, der sie auf seiner Reise in Italien hatte kennen lernen, widmet ihnen in seinem Reisewerk

(Leipzig 1804. Theil 2, pag. 186 flgd.) einen besonderen Abschnitt und sagt bei dieser Gelegenheit: „Kein Volk versteht wie die Franzosen Unglück zu ertragen. Wenn sie gewaltig und übermüthig im Genuß sind, so sind sie auch tapfer und großmüthig im Entbehren."

Aber besonders wichtig für uns und unsere deutsche Gegenwart ist der Blick, welchen Arndt bei dieser Gelegenheit auf die Deutschen wirft. Er schreibt: „Der Nordländer, besonders der Deutsche, hat nur für Ein Ding seinen Stachel und läßt ihn gewöhnlich, wenn er damit gestochen hat, und wie die Biene stirbt, wenn sie beim Stechen den ihrigen verloren hat, so geht es ihm. Ich möchte sehen, wie es unseren deutschen Baronen und Edelleuten ginge, wenn sie auswandern müßten oder nur in Masse aus ihrem alten Zustande geworfen würden. Ich will ihnen das nicht gönnen, aber ihr Schicksal steht mir in jenem Falle als das traurigste vor Augen."

Wir haben keinen Anlaß dazu, über das Schicksal der deutschen „Barone und Edelleute" in einem gedachten Falle nachzusinnen, da das wirkliche Leben der Gegenwart unserer Theilnahme schon eine Ueberfülle von Leiden und Elend darbietet. So kann z. B. nichts trauriger sein, als der Zustand und das Schicksal der heutigen deutschen Industrie und Gewerkarbeit und ihre Unbehilflichkeit seit einer Reihe von Jahren bestätigt auf das Schlagendste, was Arndt von der Rathlosigkeit der Deutschen in großen Calamitäten sagt. Hat sie ihren Stachel wirklich verloren, als sie in der Zeit des Milliardenregens tüchtig zustach? Will sie wie die Biene, wenn diese ihren Stachel gelassen hat, sterben, nachdem sich jener goldene Segen in einen Aschenregen verwandelt hat?

In dem folgenden Artikel werden wir auf diese Tagesfrage näher eingehen. B. Bauer.

Ueber die Wahrnehmung des Unendlichen.

Wider Max Müller.

Von Julius Duboc.

Der berühmte Gelehrte, gegen welchen sich der nachstehende Aufsatz wenden soll, hat in diesem Jahre in Folge einer Aufforderung des englischen Comités der Hibbert-Stiftung*) einen Cursus von Vorlesungen über freie Religionswissenschaft eröffnet, von denen die erste (im Maiheft der Rodenberg'schen „deutschen Rundschau" veröffentlicht) das in der Ueberschrift angedeutete Thema behandelt. Und zwar glaubt Max Müller das Thema so behandelt zu haben, daß seine Zuhörer, diejenigen, die ihn verstanden und begriffen haben, Eins wenigstens erobert und in Besitz genommen haben dürften, nämlich die Gewißheit einer „unmittelbaren Fühlung des Unendlichen, wie sie vom ersten Flügelschlage des menschlichen Bewußtseins jeder Wahrnehmung, jeder Einbildung, jedem Begriff, jedem Urtheil zu Grunde liegt". Mit diesen Worten schließt Müller seinen Aufsatz. Kühnlich stößt er die Fahnenstange in die Erde und ergreift Besitz von ihr, indem er die bis-

*) Robert Hibbert vermachte im Jahre 1847 ein Capital zur Beförderung eines umfassenden Studiums und gründlicher Forschung in Bezug auf Religion, wie sie sich dem Auge des Gelehrten und Philosophen darstellt, ohne alle Rücksicht auf die Interessen besonderer Kirchen und Secten. Sicher ein bemerkenswerthes Legat, dem in dem Stammsitz der philosophischen Religionsforschung, in Deutschland, unseres Wissens, keins an die Seite gestellt werden kann.

herigen Souveraine, die sogenannten positiven Philosophen hauptsächlich, durch die Stärke seiner Argumente entthront zu haben vermeint. Entthront ist vielleicht zu viel gesagt, denn Müller stimmt der positiven Philosophie in den meisten Fundamentalsätzen zu, aber doch eines Irrthums überwiesen, widerlegt und zwar in einem wesentlichsten Punkt. Ja wohl, einem sehr wesentlichen Punkt, der über die etwaige Differenz, ob der Begriff des Unendlichen ein bloßer negativer Abstractionsbegriff oder noch etwas mehr sei, noch weit hinaus reicht. Denn Müller will mit seiner Untersuchung gleichzeitig die Frage beantworten: wie kommt es, daß der Mensch Religion besitzt, — er will darlegen, was überhaupt unter Religion zu verstehen sei, will den Gegenstand tiefer oder minder einseitig angreifen, wie die bisherigen Erklärer und Denker, und im Vorbeigehen auch Strauß und Feuerbach, die er mit einigen Bemerkungen bedenkt, widerlegen. Da er diese religionswissenschaftliche Untersuchung in die stricteste und engste Beziehung zu dem „Unendlichen" bringt, so drängt sich sofort die Frage auf, die Müller selbst im weiteren Verlauf seiner Untersuchung aufwirft und bejahend beantwortet: ist das Unendliche denn überhaupt ein guter Ausdruck für alle Gegenstände des religiösen Bewußtseins? Wir werden diese Frage weiterhin zu prüfen und in Verbindung damit die Erläuterung, die Müller in Bezug auf das Unendliche giebt, auf ihren wesentlichen Gedankengehalt zu untersuchen haben. Vorerst liegt es mir am Herzen Strauß und Feuerbach mit wenigen Worten gegen Ausstellungen in Schutz zu nehmen, die auch nur in wenigen Worten ausgesprochen, mir gleichwohl recht viele Unrichtigkeiten zu enthalten scheinen. Ich bin dabei, wenigstens in Bezug auf Strauß, um so weniger in Versuchung den Standpunkt einer oratio pro domo einzunehmen, als ich selbst Strauß' Auseinandersetzung über die Frage: Haben wir noch Religion? für mangelhaft und ergänzungsbedürftig halte. Dies lag bei Strauß vor Allem, wie ich anderswo eingehend ausgeführt, daran, daß er das Moment der Ehrfurcht in der Religion gänzlich übersah und ungewürdigt ließ; aber gleichwohl — so oberflächlich, wie es bei Müller erscheint, ist seine Auseinandersetzung und Auffassung doch nicht gewesen, so grobfaserig war nicht der Gedankenfaden, den er spann. Nach Müller hätte Strauß, statt die Religion in ihrer psychologischen und historischen Entwicklung zu begreifen und zu definiren, lediglich die alte Definition Schleiermachers von der Abhängigkeit als Basis der Religion genommen und sie durch die Definition Feuerbach's, daß das Wesen der Religion der Wunsch sei, welcher Wunsch sich durch Beten, Opfern, Glauben äußere, supplirt. „Da nun dieses religiöse Element, das Gebet, Kreuzschlagen, Messehören, u. s. w. viel häufiger und ununterbrochener im Mittelalter zur Ansprache gekommen sei als jetzt, so folge — nach Strauß —, daß es jetzt nur noch wenig intensive Frömmigkeit oder Religion gäbe". „Ich habe", bemerkt Müller hier, „soviel als möglich die ipsissima verba von Strauß gegeben" und dann fügt er hinzu: „Wo hat denn aber Strauß bewiesen, daß wahre Religion nur im Gebet, Kreuzschlagen und Messehören bestehe? Liest man weiter, so möchte man fast glauben, daß Renan Recht hat, wenn er sagt, die Deutschen quälen sich ab Atheisten zu sein, sie können es aber nicht zu Wege bringen". Nun so abgeschmackt, wie es hiernach erscheint, hat Strauß, ein Forscher, auf den unsere Nation alle Ursache hat stolz zu sein, nie und nirgends

über Religion gedacht. Hätte Müller statt sich an einige ipsissima verba von Strauß zu klammern lieber dessen ipsissimum sensum in's Auge gefaßt, so wäre er davor behütet geblieben dem englischen Publikum ein Zerrbild der deutschen Gedankenarbeit vorzuführen, was doch selbst durch den Uebereifer, für seine eigene Definition reine Bahn zu schaffen, kaum entschuldigt wird. Allerdings sagt Strauß in dem Abschnitt: Haben wir noch Religion? seiner letzten Schrift (Ges. Schriften Bd. VI. p. 92.), indem er auf die „Frömmigkeit" des Mittelalters zu sprechen kommt und dann den Gegeneinwand, daß das Mittelalter nur einen reicheren Glaubensstoff als unsere Zeit gehabt habe, darum aber noch keineswegs intensiv frömmer gewesen sei, berücksichtigt: „Dies einen Augenblick zugegeben, so waren aber im Mittelalter nicht blos der Glaubensartikel, sondern auch der religiösen Momente im Leben der Menschen, der Gesellschaft und des Einzelnen, mehrere; im täglichen Treiben des mittelalterlichen Christen kam das religiöse Element, als Gebet, Kreuzschlagen, Messehören u. s. f. viel häufiger und ununterbrochener zur Ansprache als bei einem heutigen. Und damit geht doch auch das andere, das Intensive der Frömmigkeit, Hand in Hand. Weder so zahlreiche Virtuosen der Frömmigkeit, wie sie damals besonders in den Klöstern lebten, noch so hohe einzelne Meister darin, wie ein heiliger Bernhard, ein heiliger Franciscus und selbst später noch ein Luther sind jetzt noch zu finden; unsere Schleiermacher, unsere Neander machen neben jenen alten Meistern eine sehr weltliche Figur." Was hat denn aber Strauß damit gemeint und ausgesprochen? Er stellt ein „Intensives der Frömmigkeit" den im Leben des Einzelnen wirkenden „religiösen Momenten" als da im Mittelalter waren Gebet, Kreuzschlagen, Messehören u. s. f. gegenüber und meint, daß Eins mit dem Anderen „Hand in Hand" gehe, d. h. also, daß das Intensive der Frömmigkeit, wo es überhaupt vorhanden war, durch die häufigere Anregung, welche ihm die religiösen Gebräuche gewährten, eine größere Kraft, einen stärkeren, inneren Gehalt erlangt habe. Er meint, daß man diese Seite, welche dem Mittelalter zu Gute komme, nicht allzu gering anschlagen dürfe, wie es da geschieht, wo man alles Derartige dem Aberglauben zurechnet und er erläutert seine Meinung dann noch durch den Hinweis auf den heiligen Bernhard oder Luther, denen er Neander und Schleiermacher gegenüberstellt. Alle diese, will er sagen, hatten intensive Frömmigkeit, aber bei Luther oder dem heiligen Bernhard gewann dieselbe durch das ununterbrochener eingreifende religiöse Element des Cultus doch noch eine stärkere Vertiefung, so daß Schleiermacher und Neander neben ihnen eine weltliche Figur ausmachen. Strauß hat den Ausdruck: „intensive Frömmigkeit" nicht auf's Neue genauer definirt und erörtert, er hat ihm den Sinn der gewöhnlichen Sprechweise belassen und indem er extensive und intensive Frömmigkeit unterschied, mit letzterer nichts weiter ausdrücken wollen als was man unter „wahre Religiosität", unter Religion überhaupt, soweit sie Sache des innersten Gemüthslebens im Menschen ist, zu verstehen pflegt. Eben dieser mangelnden genaueren Definition wegen bleibt die ganze Behauptung auch discutabel und die Untersuchung des Verhältnisses wahrer Religiosität zwischen heute und vordem und dem Antheil, der dem häufigeren Einwirken der äußeren

religiösen Momente einzuräumen ist, greift bei Strauß nicht gerade sehr in die Tiefe, — allein das Eine ist doch klar: das, was Max Müller aus der Strauß'schen Ausführung herausliest, steht einfach nicht darin, ist freie Erfindung und wenn er die Frage aufwirft: wo Strauß bewiesen habe, daß wahre Religion nur in Gebet, Kreuzschlagen und Messehören bestehe, so könnte Strauß mit ungleich größerem Recht zurückfragen, wo er je Anlaß zu der Meinung gegeben habe, daß er eine so flache, äußerliche Auffassung der Religion als die seinige habe beweisen wollen?

Soviel über die Mißhandlung der ipsissima verba von Strauß.

Was Feuerbach betrifft, so gehört er zu denjenigen Philosophen, die nicht ohne alle eigene Schuld von allen denen, die den Denker nur stückweise oder obenhin kennen gelernt haben, regelmäßig falsch aufgefaßt und ausgelegt werden. Nicht ohne alle eigne Schuld, weil der sehr scharf zugespitzte und dabei bilderreiche Stil, den Feuerbach anzuwenden liebte, häufig zur Veranlassung ward, daß er gewisse Seiten seiner Auffassung mit epigrammatischer Kürze betont und in lebhaftester Weise ausgedrückt in den Vordergrund stellte, obwohl das Ganze seiner Meinung dadurch leicht in die Gefahr, entstellt zu werden, gerieth. Dieser Gefahr ist er auch in den wenigen Bemerkungen, die Müller ihm widmet, nicht entgangen. Schon das ist falsch, daß Strauß die Schleiermacher'sche Definition der Religion durch die Feuerbach'sche ergänzt habe. Strauß hatte das durchaus nicht nöthig, da Feuerbach diese Ergänzung bereits selbst besorgt hatte. Er bezeichnet ebenfalls in den Vorlesungen „über das Wesen der Religion" das Abhängigkeitsgefühl als den Grund der Religion und fügt nur erläuternd hinzu, an und für sich würde das Abhängigkeitsgefühl zu gar nichts führen, wenn nicht das, was ich von irgend etwas abhängig wüßte, für mich von hohem Werth, also der Gegenstand meiner darauf zielenden W ü n s c h e wäre. Seinem allgemeinsten Inhalt nach sei das aber das L e b e n. Daher der Satz (in dem Aufsatz: Merkwürdige Aeußerungen Luthers nebst Glossen): „In der That ist der T o d — als der empfindlichste Ausdruck unserer Endlichkeit und Abhängigkeit von einem Wesen außer uns, nämlich der Natur — der einzige letzte Grund der Religion; die Aufhebung des Todes, die Unsterblichkeit, der einzige letzte Zweck der Religion, w e n i g s t e n s d e r c h r i s t l i c h e n, und das Mittel dieser Aufhebung eben Gott." Weiterhin bemerkt Müller: Die Ansicht über den Ursprung der Religion, die Feuerbach im Wesen des Christenthums ausgesprochen, klinge „wie ein Schrei moderner Verzweifelung." Wir möchten entgegenfragen, welche Ohren dazu gehören, um diesen Verzweiflungsschrei, von dem in dem ganzen, höchst unpessimistischen Feuerbach gar nichts zu finden ist, aus Auseinandersetzungen herauszuhören, die doch gar nichts weiter als den Nachweis bezweckten, daß die Mysterien der Religion „nicht das sind, was sie in der Illusion der Theologie sind, — nicht ausländische, sondern e i n h e i m i s c h e Mysterien, die Mysterien der menschlichen Natur", wie es in dem Vorwort zum „Wesen des Christenthums" heißt. Wenn man freilich dann noch bei Müller auf die folgende Stelle über unseren Philosophen stößt: „Man kann nicht leugnen, daß man zuweilen nicht nur beredte, sondern auch ergreifende und erhebende Stellen in Comte's Schriften findet, in denen er und seine Schüler die Religion der Menschheit predigen. F e u e r b a c h a b e r z e r s t ö r t s e l b s t d i e s

letzte Götzenbild, den Menschen. Er kennt den Menschen zu gut, um Vertrauen in seine Hingebung an die Menschheit zu haben. Selbstsucht ist nach ihm das einzige natürliche Motiv aller menschlichen Handlungen", so hört das Verwundern im Einzelnen gewissermaßen auf, da sich aus einem so totalen Mißverstand der Stellung und Grundanschauung Feuerbachs jedes einzelne Mißverständniß leicht erklären läßt. Den absoluten Idealismus des Egoismus vertrat s. Z. d. h. vor einigen 30 Jahren Max Stirner, in der Schrift: „Der Einzige und sein Eigenthum". Wenn Max Müller sich auf dem kürzesten Weg darüber unterrichten will, wie gänzlich er sich mit seiner Beurtheilung Feuerbachs auf dem Holzweg befindet, so braucht er nur den kleinen Aufsatz Feuerbachs: Ueber das „Wesen des Christenthums" in Beziehung auf den „Einzigen und sein Eigenthum" (Ges. W. Bd. I. p. 342.) zu lesen. Dieser Aufsatz enthält u. A. die folgende Stelle: „Der Mann ist die Vorsehung des Weibes, das Weib die Vorsehung des Mannes, der Wohlthäter die Vorsehung des Nothleidenden, der Vater die Vorsehung des Kindes u. s. w. . . . So ist der Mensch der Gott des Menschen! Und nur durch diesen menschlichen Gott kannst du den un- und außermenschlichen überflüssig machen. Nur die Gattung ist im Stande, die Gottheit, die Religion aufzuheben zugleich und zu ersetzen. Keine Religion haben heißt: nur an sich selbst denken; Religion haben an Andere denken. Und diese Religion ist die allein bleibende, wenigstens so lange als nicht ein „einziger" Mensch nur auf Erden ist; denn so wie wir nur zwei Menschen, wie Mann und Weib haben, so haben wir auch schon Religion." Schon aus dieser Stelle sollte es dem Beurtheiler Feuerbach's dämmern, daß das, was dieser unter „Selbstsucht" verstand, von dem Egoismus im gemeinen Wortverstand sehr weit unterschieden ist und ferner, daß es im Innersten falsch ist, von „einem Haß gegen alle Religion" zu reden, „der sich in den Schriften Feuerbachs zeigt." Vor solchen Angriffen, nicht der Böswilligkeit, aber der Unkenntniß sollte uns die Ehre der Wissenschaft behüten!

Ich folge nach dieser nothgedrungenen Zurückweisung dem Verfasser weiter, ohne mich indessen bei dessen nächsten Ausführungen, die immer den eigentlichen Kernpunkt noch nicht berühren, lange aufzuhalten. Es ist manches Anfechtbare, auch einiges Unanfechtbare darunter. Sehr anfechtbar ist der Satz: „Religion ist keine neue Erfindung." Auch daß die Religionswissenschaft nicht „erst von heute oder gestern datirt", dürfte so wenig zu bestreiten sein, daß ich selbst zu dem parenthetischen „wie man meint" mir ein Fragezeichen erlauben möchte. Wer vertritt denn eigentlich solche Meinung? Die Berufung auf den angeblichen Ausspruch des Herakleitos: „Der Glaube ist eine Krankheit — aber eine heilige Krankheit" scheint mir freilich hier wiederum ganz an der unrechten Stelle zu stehen. Nicht weil Herakleitos sich in einem vorbehaltlosen Sinn die Frage zur Beantwortung gestellt hätte: woher kommt Religion? — das wäre der Standtpunkt der Religionswissenschaft im modernen, in unserem Sinn — that er jenen Ausspruch, sondern umgekehrt, weil ihm die Existenz der unsterblichen Götter oder des Einen Göttlichen in einem geläuterten Sinn außer aller Frage zu stehen, selbstverständlich gewiß zu sein schien, bezeichnete er das Verfahren der Menschen, die zu Götzen-

bildern beteten und sich von fahrenden Sängern über sie berichten ließen als Wahn oder Krankheit. Hier ist also ein Wesensunterschied, der festzuhalten ist. Fragen und fragen ist zweierlei. Wer nach dem Stammbaum eines adligen Geschlechts fragt und forscht, kann dies unter der festen Vorausaussetzung und zu dem Zweck thun, durch seine Arbeit den Adel seines Geschlechts, dessen glänzende Ahnenreihe erst in's hellste Licht zu setzen, er kann es aber auch in dem vorbehaltlosen, wissenschaftlichen Forschergeist thun, der keine Einwendung dagegen hat, wenn durch das Ergebniß seiner Arbeit der Stammbaum seinen bisher festgehaltenen Adel einbüßt. Und erst von hier beginnt, das Vorstehende auf's religiöse Gebiet angewendet, die Religionswissenschaft, die daher allerdings nicht grade von heute und gestern, aber doch auch nicht von den Zeiten des Herakleitos datirt.

Ehe Max Müller zu seiner eigenen Definition der Religion kommt, macht er sich das Vergnügen eine ganze Reihe früherer Definitionen zusammenzustellen. Es kommt dabei das nicht grade überraschende Resultat der größten Verschiedenartigkeit dieser Formulirungen heraus. Nicht grade überraschend, denn da bei solchen Versuchen die einheitliche Auffassung des zu formulirenden Objects regelmäßig fehlt, da der Eine bei der Religion, indem er eine erschöpfende Definition derselben zu geben sich vorsetzt, an Religion im historischen Sinn d. h. an Alles, was als Religionsform geschichtliche Erscheinung und Gestaltung und zwar von den primitivesten Anfängen an genommen hat denkt, der Andere dagegen das, was Religion genannt zu werden werth ist, was sie sein sollte, ins Auge faßt, so ergiebt sich schon hieraus, daß von einer Uebereinstimmung auf diesem Wege nicht die Rede sein kann. Vielmehr spaltet sich derselbe in eine um so größere Anzahl Zweige, je mehr die Möglichkeit gegeben ist sowohl bei der einseitig historischen wie bei der einseitig sittlichen Betrachtung der Religion eine große Mannigfaltigkeit der Auffassungen walten zu lassen. Anders ist es dagegen, wenn man die Formulirung dessen versucht, was innerhalb der historisch bestandenen und bestehenden Religionen den werthvollsten Antheil derselben ausmacht, wenn man also den historischen und sittlichen Standpunkt nicht auseinander fallen läßt, sondern vielmehr zu verbinden sucht; hier läßt sich wohl zu einem übereinstimmenden Resultat kommen. Indessen ich habe diesen Punkt hier nicht weiter zu erörtern. Was Müller aus der großen Anzahl sich widersprechender Definitionen folgert, ist, daß man „Religion so wenig als Civilisation, Sittlichkeit oder Freiheit werde definiren können", was man dagegen könne, sei: „ein specifisches Merkmal finden, welches die Gegenstände des religiösen Bewußtseins von allen anderen Gegenständen trennt, und welches zu gleicher Zeit unser Bewußtsein, wie es gegen diese religiösen Gegenstände reagirt, von unserm Bewußtsein unterscheidet, wie es sich in Bezug auf Dinge verhält, welche die Sinne und der Verstand uns entgegen bringen." Folgen wir dem Verfasser also auf diesem Wege! Es schließt sich hieran zunächst folgende Definition der subjectiven Seite der Religion, die Müller in seiner „Einleitung in die Religionswissenschaft" (Straßburg, Trübner) aufgestellt hat und deren Kern er auch noch gegenwärtig für „gesund" hält: „Religion ist eine geistige Anlage, welche den Menschen in den Stand setzt, das Unendliche unter den verschiedensten Namen und

wechselnden Formen zu erfassen, eine Anlage, die nicht nur unabhängig von Sinn und Verstand ist, sondern ihrer Natur nach im schroffsten Gegensatz zu Sinn und Verstand steht": Statt des Ausdrucks Anlage (englisch: faculty) gegen den seiner Zweideutigkeit wegen mancherlei Einwendungen erhaben worden sind, ist Müller auch bereit „potentielle Energie" zu sagen, wonach denn die subjective Seite der Religion in der potentiellen Energie, das Unendliche zu erfassen, bestehen würde. Immer bleibt die Hauptsache und das eigentlich Charakteristische an der ganzen Auseinandersetzung die festgehaltene Beziehung zu dem Unendlichen. Es drängt sich, wie schon vorher bemerkt, hierbei die Frage auf: ist das Unendliche ein guter Ausdruck für alle Gegenstände des religiösen Bewußtseins? Wir werden aber, um diese Frage und ihre Beantwortung genauer würdigen zu können, uns zunächst das anzusehen haben, was von Müller in Bezug auf seine Auffassung des Unendlichen vorgebracht wird. Es handelt sich für ihn dabei um einen Waffengang mit demjenigen philosophischen Standpunkt, der sich etwa in folgendem Raisonnement ausspricht: „Alles, was die Sinne uns bieten, ist seiner Natur nach beschränkt und endlich, muß es sein. Alles, was diese Schranken zu überschreiten scheint, ist also ein bloßer Wahn. Das Wort Unendlich ist eine Mißgeburt, indem man einem Körper einen Kopf gegeben, der nicht zu ihm paßt, d. h. indem man dem Objectiv Endlich die negative Partikel vorgesetzt, die aber mit einem absoluten und exclusiven Begriff wie Endlich ganz unvereinbar ist. Die Sinne geben uns nichts als was endlich ist, der Verstand hat nichts als was die Sinne ihm liefern, wer hat also ein Recht von Unendlichem zu sprechen!" Dem stimmt Müller soweit zu, daß er ebenfalls annimmt: all unser Wissen beginnt mit sinnlicher Wahrnehmung, mit dem, was wir fühlen, hören und sehen. Daraus arbeiten wir unser begriffliches Wissen heraus, welches sich vom sinnlichen nicht dem Inhalt, sondern nur der Form nach unterscheidet. In Bezug auf Inhalt bleibt es dabei, daß nichts im Verstande existirt, das nicht vorher in den Sinnen existirt hat. Dann aber erhebt er seinen Einwand, der sich im Wesentlichen so präcisirt: „ich behaupte, daß Religion, (als Erfassung oder Fühlung des Unendlichen) anstatt unmöglich zu sein, vielmehr unvermeidlich ist, wenn man uns nur unsere Sinne läßt, so wie sie wirklich sind, nicht so wie man sie für uns definirt hat"? Auch Müller verlangt keine besondere Gabe für Erfassung des Religiösen, keine übernatürliche Offenbarung. Er fußt auf der sinnlichen Wahrnehmung und behauptet nur, „daß der Keim oder das Noch-nicht dieser Idee (des Unendlichen) in den frühesten sinnlichen Eindrücken eingeschlossen liegt und daß, so wie der Verstand auf der einen Seite sich an den endlichen Eindrücken der Sinne entwickelt, so der Glaube — oder sollen wir es Vernunft nennen*) — sich an dem, was in unseren sinnlichen Eindrücken unendlich ist, herausbildet."

(Schluß folgt.)

---

*) Ich werde weiterhin Veranlassung haben hierauf zurückzukommen.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 18, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Postanstalt, für Berlin
durch E. Mecklenburg,
SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
4,50 Mark.
Insertionspreis 20 Pf.
für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben
von
Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 30. August 1878. Nr. 35.

Nr. 34 der „Wage“ ist auf Beschluß der Rathskammer des hiesigen K. Stadtgerichtes mit Beschlag belegt worden. Da die Maßregel erst nach fast 48 Stunden (der betreffende Artikel war inzwischen von der „Berliner Freien Presse“ wiedergegeben worden, die deshalb ebenfalls eine Confiscation erlitt) ins Werk gesetzt wurde, so werden die Abonnenten sämmtlich die Nummer erhalten haben. Der Aufsatz über „das Untergrabungsgesetz“, der gegen § 97 des Strafgesetzbuches verstoßen soll (derselbe handelt von der Beleidigung eines Mitgliedes des landesherrlichen Hauses — die also wohl nur in den letzten Zeilen des Aufsatzes gefunden werden soll) ist als Anlaß der Beschlagnahme bezeichnet. Da dieser Proceß die von der „Nationalztg.“ jüngst aufgeworfene Frage, wie weit man mit der bestehenden Gesetzgebung reiche, zu illustriren geeignet scheint, so werden wir von seinem Fortgange, so weit es das Gesetz erlaubt, den Leser in Kenntniß halten.

Ueber die Wahrnehmung des Unendlichen.

Wider Max Müller.

Von Julius Duboc.

(Schluß.)

Diese Auffassung, dieser Ausspruch scheint mir an sich nicht so sehr bedenklich, aber er wird es durch die Erläuterungen die nun folgen und die Müller's eigentliche Meinung erst genauer entwickeln. Unbedenklich erschiene mir eine Meinung, die sich etwa so ausspräche: Da all' unser Wissen, überhaupt Alles, was wir in unserm Bewußtsein vorfinden, aus dem Sinnenleben stammt, so muß auch das Unendliche als etwas, das gar nicht aus unserem Bewußtsein herauszustreichen ist, aus dem Sinnenleben stammen, so wenig wir auch die Verbindungsgliederung vom Sinneseindruck zur Idee und grade zu dieser Idee klar zu übersehen im Sande sind. Gegenüber derjenigen, namentlich in England so einflußreichen Schule der Philosophie, die ein für allemal den Gegenstand mit dem Argument erschöpft zu haben vermeint, daß das Unendliche nie Gegenstand des menschlichen Bewußtseins sein könne, da unsere Sinne, welche den einzigen Zugang zu dem ganzen Gehöft unseres Be-

wußtseins bilden, immer nur mit dem Begrenzten, mit dem Wahrnehmen der Begrenzung zu thun haben, vertritt mir dieser Standpunkt ein höheres Recht, weil er an der unverrückbaren Thatsache festhält, daß die Idee des Unendlichen nicht aus unserem Bewußtsein herauszustreichen ist. „Die Idee des Unendlichen" — ich accommodire mich hier einstweilen der gewöhnlichen Sprechweise, mit dem Vorbehalt weiterhin diesem Ausdruck noch etwas genauer ins Angesicht zu sehen. Alleiu wenn ich dieser allgemeinsten Tendenz nach mit Müller übereinstimme, so thue ich es doch um so weniger mit den Argumenten, die ihm alsdann als Stützpunkte für eine unmittelbare Fühlung des Unendlichen dienen sollen. Hier läuft, wie mir scheint, Alles auf eine duftige und in allerlei Ausdrucks-Nuancen geistreich schillernde Wortspielerei, aber doch eben nur auf eine solche, ohne die Präcision des wissenschaftlichen Ausdrucks, hinaus. „Der Mensch sieht" — sagt Müller u. A. — „aber er sieht immer nur bis auf einen gewissen Punkt. Da bricht seine Sehkraft zusammen. Aber eben auf dem Punkt, wo seine Sehkraft zusammenbricht, eben da spürt er, mag er es wollen oder nicht, zum ersten Male den Druck des Unendlichen. Dieser Druck ist etwas sinnlich Wahrnehmbares . . . der Mensch leidet vom Unsichtbaren und dieses Unsichtbare ist eben nur ein besonderer Name für das Unendliche, mit dem der Naturmensch seine erste Fühlung gewinnt. Was also die bloße Entfernung betrifft, so kann der Positivste der Positivisten nicht leugnen, daß das Auge durch denselben Act, durch welchen es das Endliche erfaßt, zugleich das Unendliche mitfühlt. Lange ehe er es weiß, nimmt der Wilde das Unendliche wahr, es ist dieses das noch unbewußte d. h. ungenannte Unendliche . . . Wir müssen uns einen Menschen vorstellen auf hohen Bergen oder in einer unübersehbaren Wüste oder auf einer einsamen Koralleninsel ohne Hügel und ohne Bäche, auf allen Seiten vom endlosen Gewoge des Meeres umgeben und über seinem Haupte vom unergründlichen Blau des Himmels überschattet und wir werden dann leicht begreifen, wie sich aus den Bildern, die sein Bewußtsein ausfüllen, ein Begriff des Unendlichen weit früher abhebt, als der des Endlichen. . . . Dies langsam erwachende Bewußtsein des Unendlichen — ich hätte es nachweisen können in dem Staunen, mit welchem der Polynesische Schiffer auf den unendlichen Kreis des Meeres hinblickt, in dem frohen Jubel, mit welchem der Arische Kuhhirt den Glanz des Morgenroths begrüßt und in der athemlosen Stille des einsamen Wanderers in der Wüste beim Scheiden des letzten Sonnenstrahls, der seine müden Augen in Schlummer zaubert und seine Gedanken träumend in eine andere Heimath hinüberzieht."

Halten wir hier einen Augenblick still und schöpfen wir Athem! Wovon spricht Müller denn eigentlich? Vom Unendlichen? Ja, in aller Welt in welcher Bedeutung des Wortes denn? Man sollte denken das Wort erläuterte sich selbst: unendlich: was ohne Ende ist. Sind wir im Stande daraus eine klare, deutliche Vorstellung zu bilden, es zu einem Begriff mit positivem Inhalt zu erheben? Unmöglich, der äußerste Versuch führt uns nur bis zum Unübersehbaren d. h. also bis zu einem Auffassungsverhältniß, das uns in beliebiger Steigerung doch nichts weiter giebt als die Vorstellung eines Ausgedehnten, dessen Ende, dessen Begrenzung der Perception unserer Organe sich entzieht. Von einer

absoluten Verneinung des Endes, der Begrenzung ist dabei ja keine Rede. Man hat sich gewöhnt von einer „Idee", einem „Begriff" des Unendlichen zu sprechen und der Kürze halber mag dagegen nicht viel einzuwenden sein, obgleich es vielleicht besser wäre man begnügte sich von einem „Gedanken" des Unendlichen zu sprechen, da dieser Ausdruck die schärfere Contour, die in Idee und Begriff liegt, vermeidet, das Unendliche als Bewußtseinsthatsache aber festhält. Müller spricht nun aber sogar von einem „vollen und lichten Bewußtsein des höchsten aller Begriffe, des Unendlichen." Möchte es ihm doch gefallen haben sich über dies „volle und lichte Bewußtsein" etwas weiter und eingehender zu verbreiten. Leider fehlt es daran. Ich für mein Theil würde mich hüten diese höchst undurchsichtige, problematische Materie so zu bezeichnen. Das Einzige, was wir mit gutem Fug und Recht aussagen können, ist, daß wir einem Zwangsverhältniß unterliegen, durch welches wir z. B. das Weltganze nicht begrenzt denken können, welches uns also hart an die Grenze des Gedankens des Unendlichen rückt, ohne daß wir gleichwohl diesen Gedanken auszudenken, diese Denknothwendigkeit, die sich gleichzeitig, sobald wir sie vorstellbar zu machen suchen, als nichtig erweist, zu realisiren vermöchten. Das Gleiche gilt von den kleinsten Theilen, da wir uns nie einen Theil, den wir nicht noch weiter verkleinern könnten, vorzustellen vermögen, sodaß die Zwangsforderung des Atoms immer mit einem Protest behaftet erscheint. Wir stehen also auch hier hart vor dem Gedanken des Unendlichen, ohne im Stande zu sein, denselben auszudenken. Was folgt daraus? Der „Gedanke" des Unendlichen bleibt bestehen als Problem. Er hat zu viel Sinn, ist zu unabweisbar, um Wahn, Wahnsinn genannt werden zu können, er ist zu sinnlos, d. h. er löst sich von unserer Sinnesauffassung, von den Maßstäben, an denen uns unsere Sinnlichkeit auch im Denken, auch im Begreifen festzuhalten zwingt, zu weit ab, um anders denn als Problem bezeichnet werden zu können. Soll denn aber die Aussicht der beständigen Unlösbarkeit dieses Problems bestehen? Unbeantwortbar erscheint für jetzt diese Frage, reif weder für ein kategorisches Nein noch Ja. Letzteres erscheint überhaupt schon dadurch ausgeschlossen, daß die Entwickelung des Menschengeschlechts auch in Hinsicht seiner organischen Bedingungen und des in ihm verlaufenden Intellectual-Processes nicht zu ermessen ist. Und andererseits brauchen wir unseren Blick wohl nicht in so ungemessene Ferne und auf so umwälzende Möglichkeiten zu richten. Die Metaphysik des Sinnenlebens ist ein noch ungeschriebenes Kapitel in dem großen Buch der Anthropologie, aber es läßt sich unschwer erkennen, daß sie mehr und mehr in den Vordergrund treten und mittelst ihr die Lösung derartiger Probleme wie das des Unendlichen als Thatsache des Bewußtseins versucht werden wird. Wem aber dies unwahrscheinlich oder unmöglich dünkt, dem bleibt es unbenommen, in unserem Verhältniß zu dem Unendlichen in dem bisher characterisirten Sinn einen sich selbst bezeugenden Beweis dafür zu erblicken, daß es noch eine höhere Ordnung der Dinge giebt als die wir mit den Sinnen oder mit einem lediglich das Sinnenleben wiederspiegelnden Denken durchmessen können, nur daß auch die Annahme einer solchen höheren Ordnung dem eigentlichen Theismus noch nicht zu Gute käme, denn weder der göttliche Lenker mit seinen ihm gebührenden Attributen, noch die unvergängliche Fort-

dauer des Individuums stehen mit deutlichen Lettern in derselben verzeichnet.

Aber kehren wir zu unserer nächsten Aufgabe zurück! Wie immer man auch die vorstehend entwickelten Beziehungen bezüglich des Problems der Unendlichkeit auffassen möge, immer beginnt dasselbe wort- und sinngetreu doch erst da, wo das einfach Große, genommen in jeder beliebiger Potenz, gesteigert bis zum höchsten Maaß des Unübersehbaren, aufhört und die Vorstellung eines Unendes oder der Versuch, diese Vorstellung zu fassen, diesen Gedanken zu denken von unserem Geiste Besitz ergreift. Was thut nun aber Müller? In all' den angeführten Beispielen — dem Staunen des Schiffers beim Blick auf den unendlichen Kreis des Meeres, dem Jubel des Arischen Kuhhirten beim Glanz des Morgenroths u. s. w. — stellt er einen Naturmenschen vor etwas sehr Großes, event. Unübersehbares und dies soll uns unter Zuhülfenahme von allerlei ahnungsvollen Gefühlen „den ersten Keim, den prähistorischen Impuls zum Unendlichen", erläutern, ja beweisen, „daß wir schon beim ersten Grauen unseres persönlichen Bewußtseins das Unendliche von Angesicht zu Angesicht vor uns gehabt haben". Worte, Worte und Wortgeklingel! Diese letzte Wendung muß überdies selbst als Metapher gewiß als sehr kühn bezeichnet werden, da „das Unendliche von Angesicht zu Angesicht doch noch etwas Anderes und viel mehr bedeutet als „der prähistorische Impuls", als das „Noch-nicht" dieses Gedankens. Aber selbst wenn wir bei dem letzten Halt machen: jemand kann unzählige mal oder Unzählige können vor einem sehr Großen, einem Größten, einem Unübersehbaren zu stehen kommen, ohne daß in ihnen gleichwohl jemals der Gedanke eines Unendes oder des Unendlichen erwacht, die Seele kann sich dabei mit ahnungsvollen Gefühlen des Staunens, des Frohlockens, der Sehnsucht erfüllen, ohne daß dies Alles irgend eine nachweisbare directe Beziehung zu dem Unendlichen hat. Die Seelenfäden, die aus diesen Sinneseindrücken sich herleitend in unserer Seele zu irgend einer gegebenen Zeit den Gedanken des Unendlichen zusammenweben, sind durch die Müller'schen Beispiele nicht im Geringsten bloßgelegt. Wir erfahren nicht mehr als was wir schon vorher wußten, daß, da aller Bewußtseinsinhalt aus dem Sinnenleben stammen soll, auch das Stück unseres Bewußtseins, in dem sich der Gedanke des Unendlichen ansiedelt, in irgend einer Weise mit Sinneseindrücken zusammenhängen, von ihnen ableitbar sein muß. Aber wie, in welcher Weise, durch welche Zwischenglieder? Hier schweigt unser unzulängliches Wissen und besser ist keine Antwort als eine falsche. Ignoramus*).

Warum ist aber Müller so versessen auf den Ausdruck: das Unendliche, so versessen, daß er die exacte Meinung desselben völlig in ihr Gegentheil verkehrt und sogar, zur Erleichterung der Sache, wenn der Mensch über einen gewissen Punkt hinaus nicht mehr sieht, der Sache die anmuthige Wendung giebt zu sagen: der Mensch sähe nun gewisser-

*) Glaubt Müller wirklich eine irgendwie beschaffene und irgendetwas leistende Erläuterung der Entstehung des Gedankens des Unendlichen aus dem Sinnesleben geleistet zu haben, wenn er in Bezug auf das Atom sagt: „Wenn unsere Sinne die kleinste Ausdehnung wahrnehmen, so fühlen sie nicht nur die Möglichkeit, sondern die Wirklichkeit einer noch kleineren Ausdehnung" — also die Wirklichkeit eines (für sie) Unwirklichen. Man denke!



maßen das Unsichtbare (wenn das auch etwas kühn klinge) und dies sei „nur ein besonderer Name für das Unendliche". Warum also? Deshalb, weil ihm zufolge: der Keim des Unendlichen „der Lebenskeim aller Religion ist, welche das Unendliche in allem Endlichen fühlt". Wir kommen hier also auf die früher erwähnte Müller'sche Definition des Glaubens und auf die bis jetzt unbeantwortet gebliebene Frage: ist das Unendliche ein guter Ausdruck für alle Gegenstände des religiösen Bewußtseins? Ich behaupte, es ist ein sehr schlechter. Müller begründet die entgegengesetzte Ansicht damit, daß er sagt: Halten wir daran fest, daß alles sinnliche Wissen stets mit endlichen Gegenständen zu thun hat, endlich nicht nur in Raum und Zeit, sondern auch in Quantität und Qualität, und bedenken wir, daß all' unser Verstandeswissen sein Material nur von den Sinnen erhält, also ebenfalls nur mit endlichen Gegenständen zu thun hat, so scheint mir der allgemeinste Ausdruck für alle Gegenstände des Glaubens das Unendliche zu sein". Allein was ist das für eine Argumentation? Ist es nicht richtiger statt den prägnanten erschöpfenden Unterschied des religiösen Wesens und Bewußtseins von dem nicht-religiösen rein in die gegensätzliche Beziehung vom Unendlichen und Endlichen aufgehen zu lassen, ihn in die Sphären zu verlegen, in der beide sich bewegen und uns zu erinnern, daß wir bei dem letzterem mit den der Erkenntniß dienstbaren geistigen Mitteln und Wegen, bei dem ersteren mit den Kräften der Phantasie und des Gemüths zu thun haben? Ist denn Jemand, der sich anhaltend mit dem Problem des Unendlichen beschäftigt, deshalb in irgend einem Sinn ein religiöser Mensch oder ist er mit „religiöser Wahrnehmung" beschäftigt? Müller selbst ist so wenig im Stande diese schwächste Seite seiner Untersuchung zu verdecken, daß er nicht einmal weiß, ob er das, was er meint, Glaube oder Vernunft nennen soll — sehr characteristisch, denn gewiß hat die Vernunft oder das, was ich lieber die Metaphysik des Sinnenlebens nennen möchte, in Bezug auf das Unendliche den ersten Rechtsanspruch zu erheben; wann und wo haben aber Vernunft und Glaube je sich völlig deckende Größen dargestellt, so daß es gestattet ist, parenthetisch einschaltend die Frage hinzuwerfen, ob man das Eine oder das Andere sagen solle?

Fast unbegreiflich erscheint mir, wie Müller nicht durch seine eigenen Beispiele über das Unzulängliche und Irrige seiner ganzen Behandlung des Religiösen aufgeklärt worden ist. Denn in die meisten dieser Beispiele zieht er stets Gemüthsklänge mit hinein und zwar mit erheblicher Betonung. Hätte er sich dabei nicht erinnern sollen, daß in dem Wort, dem Ausdruck, dem Gedanken, dem Problem des Unendlichen an sich gar keine directe Beziehung zum Gemüthe liegt und daß es eben deshalb ein schlechter Ausdruck für das Religiöse ist.

Kann denn aber das Unendliche nicht doch Gegenstand des religiösen Bewußtseins sein oder werden? Gewiß; aber wie? Es wird es durch eine Beziehung, die es grade mit dem Unsichtbaren, Uebersinnlichen, Uebernatürlichen, Göttlichen, Absoluten (lauter Ausdrücke, die Müller verwirft, weil sie ihm nicht so umfassend und scharf erscheinen wie der Ausdruck: unendlich) gemein hat. Denn diese Alle stoßen in dem einen Punkt zusammen, daß sie in Bezug auf das Individuum ein Verhältniß bezeichnen, welches über die Grenzen desselben hinausreicht, welches dasselbe überragt. Das Unendliche kann Gegenstand des religiösen Bewußtseins sein

aber nicht als Unendliches, sondern als Ueberragendes und ganz das Gleiche gilt von dem Uebersinnlichen, dem Unsichtbaren rc., lauter Bezeichnungen, die das charakteristische religiöse Moment erst in dem Augenblick erhalten, wo der Mensch, im Gemüth berührt, das Verhältniß einer über ihn hinausgehenden Kraft oder Wesensbeschaffenheit ergreift, resp. von demselben ergriffen wird. „Alle Religion behandelt" — ich wiederhole einen bereits in dem „Leben ohne Gott" von mir ausgesprochenen Satz, weil er nach meiner Ueberzeugung die richtige Formel aufstellt — „in den verschiedensten Formen, Ausführungen und Abstufungen stets das Verhältniß eines Ueberragenden zu dem von dieser überragenden Macht überschatteten Subject." Hiermit lenken wir aber aus dem Müller'schen Labyrinth, aus diesem clair-obscur zwitterhafter Beziehungen, halb Vernunft, halb Glaube, in lichte Bahnen ein. Ist in aller Religion stets das Verhältniß eines Ueberragenden zu dem von dieser überragenden Macht überschatteten Subjecte enthalten, ist dies daher der Gattungscharacter der Religion, ihr „Lebenskeim", ihr „Wesen" oder wie man es sonst nennen will, so ist religionslos, wer durch seine subjective Beschaffenheit überhaupt keinen Gemüthseindruck in der bezeichneten Richtung davon trägt, irreligiös ist die Sinnesweise, welche die Anerkennung des Ueberragenden, — nicht dieses oder jenes Ueberragenden, sondern des Ueberragenden überhaupt — verweigert, ihr widerstrebt, religiös die, welche ihr eine Stätte bei sich bereitet. Es kommt nun noch auf eine genaue Untersuchung derjenigen Eigenschaften und seelischen Momente an, von denen das Erscheinen oder Verschwinden, die Entwicklung oder Verkümmerung dieser Seelenvorgänge abhängig ist, um im Großen und Ganzen das so complicirte und verschlungene Räderwerk des religiösen Getriebes im Menschen oder dessen, was die subjective Seite der Religion ausmacht, auf wenige klare und übersichtliche Momente reducirt zu finden. Was sich als Resultat auf diesem Wege ergiebt, habe ich an einer anderen Stelle*) zu entwickeln mich bemüht und darf hier nur auf meine dortigen Untersuchungen hindeutend verweisen. Auf diesem Wege giebt es allerdings nur eine sehr schrittweise vordringende, durch viele Zwischenglieder vermittelte Beantwortung der in Bezug auf das religiöse Bewußtsein der Menschheit sich aufdrängenden Fragen, aber man behält dabei Boden unter den Füßen, der uns, wie mir vorkommt, trotz aller Scheinbeweise bei dem salto mortale einer unmittelbaren Fühlung des Unendlichen völlig entschwindet.

Der Transport-Luxus auf den Eisenbahnen.

Um den Begriff des Luxus sind die Herrn Volkswirthe allzeit sehr scheu herumgegangen, höchstens daß sie ihm sein geschichtliches Recht ließen. Sprach man von den Zeiten des untergehenden Rom oder von

*) In der Abhandlung über die Ehrfurcht in der Sammlung meiner Aufsätze: Gegen den Strom. (Hannover. Rümpler 1877.) Vgl. damit die Abhandlung über das Erhabene in der neuen Sammlung: Reben und Ranken. (Halle. Gesenius.) Beide Aufsätze erschienen s. Z. auch in der „Wage."



der Regierung des funfzehnten Ludwig, so unterließ man nicht, mit gebührender sittlicher Entrüstung die zufällig von den Anekdotensammlern aufbewahrten Beispiele der Vergeudungssucht Einzelner als besagten „Luxus" zu geißeln: das verpflichtete ja nicht für die Gegenwart. War Einer weiter gedrängt, etwa durch die Systemmacherei, wie z. B. Hr. Roscher, so erfand er wol auch einen nützlichen Luxus, der Beispielshalber im Besitze einer goldenen Taschenuhr für den Arbeiter bestehen sollte, da diese in Nothzeiten ein gutes Versatzobject bilde. Ein Sparkassenbuch gehörte dann freilich, einer solchen Anschauung zufolge, auch zum Luxus. Tiefer in das Wesen der luxuries, der wirklichen, der in Gesellschaftseinrichtungen, nicht blos in Thorheiten Einzelner sich kundgebenden, einzudringen, unterließ man wohlweislich, man hätte sonst ja auch nach einem über der Gesellschaft stehenden Factor, der solchem Unwesen zu steuern vermöge, sich umthun müssen und hätte den nirgends gefunden als im Staate, dessen Stärkung zu den absolutesten Ketzereien gehören würde.

Einigermaßen hat sich das bereits geändert. Man hat angesichts der wirthschaftlichen Abnormitäten und Nothstände, wie sie die letzte Zeit zeigte, die Herren die früher sehr kaltblütig geneigt waren, die „Krisen" für Naturerscheinungen auszugeben, die ebensowenig wie ein Hagelwetter zu berechnen oder zu vermeiden wären, ja die sogar drauf und dran waren, in diesen „Krisen" nach veralteter medicinischer Anschauung ganz heilsame und nothwendige Reinigungsbestrebungen der Natur zu erkennen — man hat sie gezwungen, der Sache etwas ernster zu Leibe zu gehn und so ist ihnen wenigstens zunächst das Geständniß der „Ueberproduction" abgepreßt worden. Auf den ersten Schritt der zweite: sie werden sich dann auch dazu bequemen müssen, die Existenz einer „Ueberconsumtion" anzuerkennen. Ist das erst erreicht, so wird es Zeit sein, auch den Begriff der Arbeit von diesem Gesichtspunkte aus zu revidiren, zu sehn, wie stark auch in ihr der Luxus, die überflüssige, die schädliche Arbeit vorhanden ist.

An solchen Untersuchungen wird alle Untergrabungsgesetzgebung nichts hindern, wenn schon getrost im Voraus gesagt werden kann, daß sie gar nicht anders können als dereinst den gesellschaftlichen Einrichtungen eine gewaltig veränderte Physiognomie zu geben. Denn soweit ist das Denken der Menschen und die aus seiner Gemeinsamkeit entstehende Macht denn doch schon gediehen, daß man das mechanische Umwerfen und Zerdrücken, die Revolution im vor- wie rückschreitenden Sinne den Staatsmännern alter Schule ohne Sorgen darum überlassen kann, ob daraus auch ein dauerndes Hinderniß erwüchse. Mit großer Wucht mag die eiserne Walze über den Rasen gehen: hinter ihr sprießen aus den niedergedrückten Halmen die Zweige um so üppiger hervor.

Da hat ein gewiß ganz loyaler und allen Oppositionsgelüsten fremder Mann, Regierungsassessor dazu und Mitglied der K. Preuß. Eisenbahndirection zu Hannover Hr. Reinhold Menz soeben eine kleine Arbeit drucken lassen (Der Transportluxus. Wirthschaftliche Studien über Deutschlands Eisenbahnwesen. Berlin, C. Heymann), aus der wir den Muth zu obiger Expectoration schöpfen. Es sind die allerpractischsten Dinge, die er da verhandelt, und doch so voll „Ideologie", wie der alte Napoleon das nannte, daß der verwegenste Theoretiker daran seine Freude

haben muß. Folgen wir in Kurzem seiner Betrachtung: Nach vierzig Jahren Eisenbahnbetriebs, sagt er, ist es wohl an der Zeit einmal zu sehn, ob dieser Betrieb, wenn auch im Einzelnen natürlich Jedes seinen guten Grund hat, im Ganzen vernünftig ist. Die Eisenbahnmaschine sollte, um den besten Nutzeffect zu haben, sein wie ein Paternosterwerk bei den Baggern, sie unterscheidet sich davon zu ihrem Nachtheil. Ihre Züge folgen sich nicht in regelmäßigen Zwischenräumen und bewegen sich nicht mit gleicher Schnelligkeit, sie stören sich also untereinander. Unsre Eisenbahnmaschine wird nicht genügend ausgenutzt, das Kaliber der Maschine gestattet, eine viel größere Leistung zu erzielen. Man erwäge, welche ungleich größere Massen fortgeschafft werden können, wenn die Züge in regelmäßigen Intervallen, so kurz als die Sicherheit es gestattet, abgelassen werden, wie dies bei Truppentransporten zur Zeit von Mobilmachungen geschieht, wenn aller übrige Verkehr sistirt ist. Ein zweiter Uebelstand ist die ungleiche Zuführung der zu transportirenden Massen, die ja nicht von Endpunkt zu Endpunkt gehn, sondern unterwegs und unberechenbar variiren, daher stets eine Zugkraft voraussetzen und auch finden, die gewöhnlich über das wirkliche Bedürfniß hinausgeht. Ein drittes Hinderniß ist die Veränderlichkeit der Züge selber, Ab- und Zugang der Wagen bei den Seitenrouten, der Wechsel von Wagen der verschiedenen Klassen und Bestimmungen, das dadurch bedingte theure, weil zeitraubende Rangiren. Der Verf. erörtert diese Punkte nun in anregender Weise, wie folgt:

„Was zuvörderst die verschiedene Schnelligkeit der Züge angeht, so hat dieselbe zunächst ihren guten, natürlichen Grund in der Verschiedenheit der Transportobjecte, welche die Eisenbahn zu befördern hat. Diese zerfallen in Personen und Güter. Die ersten bedürfen einer größeren Geschwindigkeit, als die letzteren, denn jede Person, welche in einem Zuge feiert, verliert ihre Zeit, ihre Kraft, ihren Erwerb, oder ihre Erholung während der Dauer der Fahrt, indessen bei den Gütern nur die Zinsen des Kapitalwerthes derselben in Frage kommen können. Denn, wenn auch etwa eine rasche Beförderung vermöge der Konjunktur für den Kaufmann einen viel höheren Werth haben kann, so ist doch zu erwägen, daß dieser Werth nur für das Vermögen dieses Kaufmanns besteht, nationalökonomisch aber ist dieses Plus des Werthes nicht vorhanden. Die Personen müssen daher naturgemäß und vernünftigerweise allerdings so schnell befördert werden, daß ihr Verlust an Zeit so gering wie möglich wird, doch besteht unbedingt eine Grenze der Berechtigung dieser Schnelligkeit; hier, wie immer in wirthschaftlichen Dingen, darf der Nutzen mindestens nicht geringer sein, als die Kosten und das hat man, wie es mir scheinen will, in der bisherigen Entwickelungsphase nicht in Obacht genommen.

Der Volkswirth muß meines Erachtens prüfen: Was gewinnt die Nation durch eine schnellere Beförderung und was kostet sie das Plus der Schnelligkeit? Man hat in der bisherigen Entwickelung des Eisenbahnwesens derartige volkswirthschaftliche Berechnungen nicht aufgestellt, sondern, wenn es sich um eine raschere Beförderung des Publikums durch Vermehrung der Züge oder durch Beschleunigung der Fahrzeiten handelte, ist der Gesichtspunkt, den man gewohnheitsmäßig allein in Betracht zu ziehen pflegte, der gewesen, daß man fragte: hat der Zug eine solche Frequenz, daß die reinen Zugkosten mit etwa 15 Mk. pro

Meile gedeckt werden? Diese Anschauung bleibt nun aber schon rein finanziell ganz auf der Oberfläche der obwaltenden Verhältnisse, denn sie geht davon aus, daß alle Reisenden, welche diesen neuen mit mehreren anderen Zügen konkurrirenden Zug benutzen, nicht gefahren sein würden, wenn dieser Zug nicht bestände. Es liegt auf der Hand, daß diese Annahme gänzlich unzutreffend ist und daß die Mehrzahl der Reisenden zu ihrer Fahrt einfach einen anderen Zug benutzt hätte, wenn der neue Zug nicht bestände, mit anderen Worten, die Frequenz des letzteren ist zum allergrößten Theile nicht Mehrfrequenz gegen die Frequenz der bisherigen Züge, sondern sie ist einfach ein Theil der bisherigen Gesammtfrequenz und von den bis dahin bestehenden Zügen auf diesen Zug übergegangen.

Eine Hauptursache, weshalb es bisher so unwirthschaftlich zugegangen ist, liegt, wie sich nicht leugnen läßt, in der bisher obwaltenden Verschiedenheit der Eigenthümer der Bahnen, liegt in dem gemischten Privatbahnsystem. Die Eisenbahnen, und zwar in Nachfolge der Privatbahnen, und, durch diese gezwungen, auch die Staatsbahnen, sind bisher wenig nach volkswirthschaftlichen Grundsätzen verwaltet, sondern vielmehr war der Erwerb im Wesentlichen das herrschende Princip. Es wurde, wie man zu sagen pflegt, Alles mitgenommen, auch der kleine Verdienst, unbekümmert darum, ob die Hälfte der geleisteten Arbeit, und mehr, völlig unausgenutzt blieb. Was hilft es der Nationalwirthschaft, wenn eine konkurrirende südliche Linie einen Expreßzug einlegt, der dem gleichen Zuge der nördlichen Linie die Hälfte seines Verkehrs nimmt, und nun die Ausgaben die doppelten sind, während der eine der beiden Züge schon genügte, um die doppelte Zahl von Reisenden zu befördern, die jetzt beide Züge zusammen genommen zu fahren haben? Die Ausgabe für den zweiten Zug ist reine Mehrausgabe der Nation, welcher ein Mehrtransport nicht gegenübersteht. Dazu kam auf Seite der Staatsverwaltungen eine große Rücksicht auf die Wünsche der Interessenten, welche oft berücksichtigt wurden, ohne Aufstellung des Exempels über die Kosten der neuen Bequemlichkeit. In Folge dieser Bereitwilligkeit, die Zahl und die Schnelligkeit der Personenzüge zu mehren, ist man dahin gelangt, die Durchschnittsfrequenz der Züge auf vielen Linien weit unter die mögliche Leistung herabzudrücken, ist man dahin gelangt, wie ich früher an der Hand der amtlichen Berechnungen bereits nachgewiesen habe, daß der Personenverkehr zur Verzinsung des Anlagekapitals vieler Bahnen Nichts beiträgt und oft noch einen Zuschuß aus dem Reinertrage des Güterverkehrs erfordert, so daß der Güterverkehr allein es ist, welcher die Zinsen des Unternehmens aufbringen muß zum Nachtheil von Landwirthschaft, Handel und Fabrikation.

Ich möchte daher meinen, daß, wenn man die nationale Wirthschaft im Auge hat, ein anderer Faktor in das Exempel eingestellt werden muß durch welches gefunden werden soll, wie viele dieser schnelleren Züge, durch welche die Personen befördert werden, zulässig sind, nämlich der durchschnittliche Geldwerth der Zeit der Insassen eines Zuges; man muß in Vergleich stellen nicht blos die Kosten des Zuges und die Summe des erzielten Fahrgeldes, das ist das Exempel des erwerbenden Krämers, sondern die Kosten des Zuges und den Geldwerth derjenigen Zeit, welche

die Insassen des Zuges durch die Einlegung desselben zur Arbeit gewinnen, das ist die Rechnung des Nationalökonomen.

Um diese Rechnung aufstellen zu können, ist es nöthig, einen besonderen statistischen Begriff zu konstruiren, den ich „Personenstunde" nennen möchte und würde ich darunter verstehen eine Stunde derjenigen Zeit einer einzelnen Person, während welcher dieselbe aktiv zu sein, zu arbeiten, für sich und den Staat zu leisten in der Lage ist, kurz eine der Stunden, welche übrig bleiben, wenn man die Zeit der Nachtruhe von den 24 Stunden des Tages abzieht. Setzt man nun diese Zeit der Arbeitsmöglichkeit durchschnittlich auf 14 Stunden, so wird man gewiß nicht hoch rechnen, da volle 10 Stunden auf die Nachtruhe entfallen und immerhin 5 Stunden für die Ruhe bei Tage bei nur neunstündiger Arbeitszeit verbleiben. Um nun den durchschnittlichen Werth einer Personenstunde, dessen man für die Veranschlagung der Zeit der Reisenden zu Gelde bedarf, zu finden, ist erforderlich, zu wissen, wie hoch sich statistisch der Durchschnittserwerb des einzelnen Individuums stellt. Hier ist nun leider zu beklagen, daß die Statistik uns vollständig im Stiche läßt. Nichtsdestoweniger läßt sich das Exempel aufstellen, sofern man nur sicher ist, den täglichen Durchschnittsverdienst nicht zu niedrig zu greifen, denn wenn der Werth der Personenstunde zuverlässig etwas zu hoch ermittelt ist und doch der Gesammtwerth der durch schnellere Fahrt oder durch einen besonderen Zug gewonnenen Personenstunden hinter den Mehrausgaben, welche die größere Schnelligkeit oder der besondere Zug erfordern, zurückbleibt, so ist klar, daß diese Mehrausgaben unwirthschaftliche sind.

In Erwägung, daß es in Preußen zur Zeit nach der Steuerstatistik nur 165000 Menschen giebt, welche ein Einkommen von über 3000 Mk. haben und in fernerer Erwägung, daß die Gesammtzahl der Einwohner Preußens sich auf 26 Millionen Köpfe beläuft, glaube ich hoch zu rechnen, wenn ich den durchschnittlichen Erwerb eines einzelnen auf der Eisenbahn reisenden Individuums auf täglich 3 und also jährlich 1100 Mk. setze. Dabei ist zu berücksichtigen, daß in den Zugfrequenzen auch alle Frauen, Mädchen und über drei Jahre alten Kinder miterscheinen, deren Erwerb gleichfalls zu diesem Werthe veranschlagt wird, obwohl derselbe sich bei diesen Kategorien wesentlich niedriger stellt, und daß fünfzig Procent aller Passagiere auf die vierte Klasse entfallen, also den handarbeitenden Ständen angehören. Drei Mark pro Tag sind ein sehr hoher Durchschnittserwerb aller Individuen, aller Männer und Frauen, Erwachsenen und Kinder über 3 Jahr, Gesunden und Schwachen oder Kranken, und wenn man diese drei Mark auf die vierzehn Personenstunden vertheilt, so erhält man als Durchschnittswerth einer Personenstunde eines jeden Individuums den Betrag von rund zweiundzwanzig Pfennigen.

Hierzu ist noch zu bemerken, daß die Steuerstatistik eine Grundlage nicht abgeben kann, weil nur das Einkommen der Familienhäupter respective einzelner selbständiger Personen veranschlagt ist. Ferner berücksichtigt die Steuerveranschlagung nicht die im Hause für den Wohlstand der Familie geleistete Arbeit. Hier möchte ich dem etwaigen Einwande begegnen, daß die Personen, welche auf den Eisenbahnen reisen, durchschnittlich solchen Klassen angehören, deren Erwerb sich über den

Durchschnitt stellt. Ich darf in dieser Beziehung einfach darauf verweisen, daß neuerdings beispielsweise auf einer der größten Bahnen Norddeutschlands fünfundsiebzig Procent der Frequenz des Lokalverkehrs auf die vierte Klasse entfallen und daß in der dritten und zweiten Klasse etwa dreißig Procent dem weiblichen Geschlechte angehören mögen.

Auf derselben Bahn nun, die einen lebhaften Personenverkehr hat und deren Züge nach jetziger Anschauung durchschnittlich gut besetzt sind, kam auf jeden Zug aller Routen im Jahre 1877 durchschnittlich eine Frequenz von rund 100 Personen. Das ist heutzutage eine starke Durchschnittsfrequenz und muß man dabei bedenken, wie empfindlich die Resultate der großen Routen verringert werden durch die kleinen Nebenrouten, welche mit Frequenzen von 20 bis 30 Personen befahren werden. Wenn nun täglich im Interesse häufigerer Gelegenheit zu reisen, oder auch aus Konkurrenzrücksichten statt etwa dreier Personenzüge deren fünf gefahren werden, eine Zahl, die bis zu acht steigt, während die drei Personenzüge vollkommen ausreichten, um die Insassen aller fünf Züge zu befördern, so stellen sich die Kosten dieser beiden Mehrzüge, abgesehen von den Hindernissen, welche sie der Fahrt der langsameren Güterzüge bereiten, auf rund je 15 Mk. pro Meile und daher bei einer Entfernung von beispielsweise 30 Meilen auf 900 Mk. täglich. Sehen wir nun, welcher Werth an Personenstunden durch diese beiden Züge, beziehentlich die Ausgabe von 900 Mk. täglich gewonnen wird.

Es können die Passagiere dieser beiden Züge im äußersten Falle etwa drei Stunden früher abfahren oder zurückfahren, es werden also durch die Existenz dieser beiden Züge höchstens für jeden dieselben benutzenden Passagier drei Stunden gewonnen. Die Reisenden, welche an der Abgangsstation eingestiegen sind, bleiben nicht sämmtlich bis zur letzten Station im Zuge, auf den Zwischenstationen wechselt das Publikum, es kommt daher darauf an, wie viele Passagiere den Zug benutzen. Es ist statistisch ermittelt, daß die Durchschnittslänge der Fahrt aller Passagiere aller Klassen rund 6 Meilen beträgt, bei einer Fahrt von 30 Meilen wechseln daher die Reisenden im Durchschnitt fünf Mal vollständig und ergiebt daher eine Durchschnittsfrequenz von 100 Passagieren auf 30 Meilen 500 Reisende oder aber für die beiden in Rede stehenden Züge 1000 Reisende. Wenn nun jeder Reisende drei Personenstunden gewinnt, welche der Nation sonst für seine Arbeits- und Productionsmöglichkeit wirklich verloren gingen, indem er erst drei Stunden später abzufahren Gelegenheit hätte, so bezifferte sich die gewonnene Zeit auf 3000 Personenstunden à 22 Pfennige und würde daher einen Gesammtwerth von 660 Mk. repräsentiren. Dieser Werth bleibt um 240 Mk. hinter den reinen Zugkosten zurück, es ist evident, daß die Volkswirthschaft mehr ausgiebt, als einnimmt.

Dieses Resultat ist gewonnen unter den allergünstigsten Annahmen für den Gewinn an Personenstunden und für deren Werth, in Wirklichkeit wird sich das Exempel bezüglich der Einnahmen viel ungünstiger stellen. Denn der Durchschnittswerth der Arbeit aller Individuen von 3 Jahren an aufwärts stellt sich nicht auf 1100 Mk. des Jahres, viele Leute können überhaupt Personenstunden für die Nationalwirthschaft nicht verlieren, weil sie überhaupt nicht arbeiten; ferner kommt in Betracht, daß diejenigen von den Reisenden, welche ihr Domicil verlassen,

an welchem sie den Ort ihrer Arbeitsthätigkeit haben, durch nichts behindert sind, ihre Personenstunden bis zur Abfahrt auszunutzen, daß also bezüglich derselben, wenn sie sich der Lage der Züge accommodiren, Personenstunden nicht verloren gehen und endlich ist zu erwägen, daß die eingeschalteten Mehrzüge durchaus nicht immer gerade in der Mitte zwischen zwei andern Zügen liegen, so daß in vielen Fällen der Gewinn an Zeit bei Weitem nicht drei volle Stunden beträgt. Es wird aus diesen Gründen der gefundene Werth des Zeitgewinns wesentlich zu reduciren sein und möchte sich, statt auf 660, vielleicht auf 450 Mk. belaufen, wenn man sich nicht für befugt erachten sollte, auf die volle Hälfte mit 330 Mk. herabzugehen, da beinahe die Hälfte der Reisenden immer das Domicil verlassen wird. Aber schon 450 Mk. sind nur die Hälfte der berechneten Ausgabe von 900 Mk. Im Laufe eines Jahres würden daher auf dieser einen Strecke in jeder Richtung 165000, im Ganzen also 330000 Mk. vergeudet werden, während man bei Aufhebung dieser beiden Züge und Gegenzüge die vollen Zugkosten mit 657000 Mk. von vornherein im Nationalsäckel behalten und den prekären Wiedergewinn der Ausgaben für die Züge durch gewonnene Personenstunden, auf sich beruhen lassen könnte.

Dazu kommt, daß die häufige Gelegenheit zu fahren dem Publikum nicht nur die nöthigen Reisen erleichtert, sondern daß sie auch vielfach zu ganz unnützen Fahrten verlockt, welche überhaupt auf eine Zeitvergeudung des betreffenden Individuums hinauslaufen. Dasselbe Exempel läßt sich für die noch mehr beschleunigten Personenzüge, die Schnellzüge, machen. Schnellfahrende Züge können nur die Hälfte etwa der Personen aufnehmen, welche ein Zug mit mäßiger Geschwindigkeit fortschafft. Es müssen also für denselben Transporteffekt immer zwei Züge für einen gefahren werden, beziehentlich die Frequenzen, welche der Zug sonst haben würde, durch Preiserhöhungen reducirt werden.

Sehr oft werden auf Konkurrenzrouten, die parallel neben einander herlaufen, neue Züge im Interesse des durchgehenden, nicht des lokalen Verkehrs eingerichtet, während die Züge der einen Route bequem sämmtliche durchgehenden Reisenden beider Routen befördern könnten; es ist klar, daß hier die gesammten Zugkosten zu sparen sind und daß Personenstunden überhaupt nicht gewonnen werden.

Die Betriebsausgaben der Eisenbahnen sind die Goldgrube, aus welcher die Nationalwirthschaft Schätze heben kann, welche in fühlbarster Weise den Staatsbürgern zu Gute kommen und alte und neue Steuern entbehrlich machen werden, der Eisenbahntransport und die Konkurrenzwirthschaft lassen fort und fort alljährlich viele Millionen an Material und Arbeitskraft vergeuden. Wenn in der gedachten einen Beziehung auf einer Strecke von 30 Meilen schon jährlich 657,000 Mk. erspart werden können, ohne daß der Transporteffekt vermindert wird, so macht das auf das ganze deutsche Netz von etwa 3500 Meilen Eisenbahnen volle 25 Millionen aus, wenn man auch nur annimmt, daß auf zwei Dritteln dieses Netzes derartig überflüssig diese Personenzüge gefahren werden.

Es sind bisher immer nur die reinen Zugkosten in Betracht gezogen worden. Nun aber fällt den Personenzügen noch ein ganz erheblicher Theil derjenigen Kosten zur Last, welche zunächst die Güterzüge

veranlassen! Wenn die Züge mit gleichmäßiger Geschwindigkeit einander folgten, so würden diese theueren Ueberholungsgeleise und sonstige Bahnhofsanlagen auf den Bahnhöfen nicht nöthig sein, sie sind aber nöthig im Interesse der Schnellfahrt der Personenzüge, ihre Zinsen also und Unterhaltungskosten fallen auf die Personenzüge: ebenso würde der Lauf der Güterzüge nicht alle Augenblicke aufgehalten, wenn sie nicht die Personenzüge vorbeilassen müßten und man würde mit weniger Maschinen und Wagen dieselben Transporte bewirken können, weil der einzelne Transport eine kürzere Zeit in Anspruch nähme; der Betrieb auf den Bahnhöfen würde einfacher und unendliches Personal könnte erspart werden, und so fort. Allerorten geniren diese Züge von abweichender Schnelligkeit, verzögern und vertheuern sie die anderen Züge, welche, wie klar erwiesen, wirthschaftlich und finanziell viel schwerer in's Gewicht fallen, die Güterzüge. Die Personenzüge sind die Herren der Güterzüge, welche die Existenz der Eisenbahnen überhaupt nur ermöglichen. Die Sache liegt heute für die meisten Bahnen so, daß, wenn sie den Personenverkehr einstellten und sich allein auf den Güterverkehr einrichteten, ihre Rente wachsen würde.

Diese Nachtheile der Personenzüge zu Gelde zu veranschlagen, würde sehr detaillirte Berechnungen erfordern, für welche hier nicht der Raum gegeben ist. Sie finden ihren Ausdruck, und man beachte dies wohl, in hohen Gütertarifen; in den Güterfrachten bezahlt das Publikum und zunächst der Handelsstand und die Landwirthschaft die Kosten des Luxus, welcher beim Personenverkehr getrieben wird. Daß die gedachten Nachtheile da sind und daß auf frequenten Bahnen die Anlagen und die Kosten der Güterzügen billiger gestellt werden könnten, wenn der rasche Personenverkehr beschränkt würde, kann man sich von jedem Betriebsbeamten der Eisenbahnverwaltungen sagen lassen.

Es treten daher den berechneten Summen unwirthschaftlicher Ausgaben noch andere, vielleicht sogar größere, hinzu, so daß der sichere Schluß gezogen werden muß: möglichste Beschränkung der schneller fahrenden Züge ist geboten und es muß ein gleichmäßiges Normaltempo für alle Züge, soweit als irgend thunlich, erstrebt werden. Dann werden mit weniger Aufwand wie jetzt dieselben und größere Massen von Menschen und Gütern befördert werden können, dann wird die Möglichkeit vorliegen, die Preise niedriger zu setzen, weil die Leistungsfähigkeit der Maschinen durch homogene Arbeit gesteigert ist. Die Zahl der vom Normaltempo abweichenden Personenzüge muß auf einen oder zwei beschränkt und diese möglichst ganz außerhalb des Komplexes der übrigen Züge gelegt werden, vielleicht in die Nacht. Die Bahnbewachung wird dann oft auf die Zeit des Passirens dieser Züge beschränkt, und wird gegen eine geringe Vergütung als ein Nebenamt übertragen werden können. Es wird auch unbedingt dem Personenlokalverkehr eine vermehrte Gelegenheit geboten werden können durch die Benutzung der von allen Hinderungen befreiten Güterzüge, deren beschleunigtes Fahrtempo das normale werden und deren Aufenthalte sich mit Rücksicht auf die unten erörterte Möglichkeit in hohem Maße werden abkürzen lassen. Der Personenlokalverkehr, und ich erinnere, daß die Länge der Durchschnittsfahrt aller Reisenden nur 6 Meilen beträgt, bedarf nicht der Schnellfahrt, er bedarf nur häufiger billiger Gelegenheit. Darum werden die Personen-

fahrpreise wesentlich zu modificiren sein: für den Verkehr in den Zügen mit normaler Geschwindigkeit werden die Preise gut und gern auf die Hälfte herabgesetzt werden können, dagegen muß in die Preise der ganz einzelnen schnellfahrenden Züge, der jetzigen Schnellzüge, ein Aequivalent für die Vertheuerung der anderen Züge gelegt werden, die Preise für diese Züge müssen zur Deckung der Produktionskosten ganz erheblich theurer werden und dürften auf mindestens 90 Pfennige für die Polsterklasse pro Meile zu setzen sein und auf 60 Pfennige für die Holzbankklasse.

Die ganze Construktion der jetzigen Schnell- und Personenzüge beruht auf der möglichsten Rücksicht für den durchgehenden Verkehr. Im Interesse desselben müssen die Lokalinteressen überall nachstehen und muß der Güterverkehr aller Ecken und Enden warten und sich den Personenzügen anpassen. Obenein sind die Preise für den Durchgangsverkehr auch noch erheblich niedriger, als für den Lokal- und Nachbarverkehr weil meist Konkurrenzen in Frage kommen und die widersinnige Einrichtung der Rundreisebillets besteht. Es kommt dem objectiven Zuschauer dieses Treibens so vor, als ob man es für die segensreichste und wichtigste Beschäftigung der Menschen hielte, auf den Eisenbahnen Sommers und Winters möglichst weite Strecken zu durchjagen und doch wird das wirthschaftlich Verfehlte und Uebertriebene dieser Bestrebungen durch die mehrfach erwähnte Thatsache dargelegt, daß jeder Reisende durchschnittlich auf einer Fahrt nur 6 Meilen zurücklegt und diese Ziffer ist noch stark nach oben abgerundet. Es liegt in der That ein wirthschaftliches Bedürfniß für die Gelegenheit zu vielen schnellen Reisen, welche eine höchst beschränkte Anzahl von Personen ausführt, meines Erachtens nicht vor, man hat dem Publikum vollständig angewöhnt, zu verlangen, daß es von jedem Punkte nach jedem Punkte ohne wesentliche Aufenthalte in schneller Fahrt gelangen könne und daß hierzu täglich auch noch mehrmals Gelegenheit geboten werde, während die Zahl solcher Reisen täglich gegenüber dem Lokalverkehr eine verhältnißmäßig sehr geringe ist und der Einzelne von diesen Chancen für weitere Touren durchschnittlich selten Gebrauch macht. Die Durchschnittslänge aller Fahrten von 6 Meilen muß schon stutzig machen und führt mit Nothwendigkeit zu der Frage, wie groß denn der durchgehende Personenverkehr ist, und ob er trotz dieser Thatsache eine solche Bedeutung hat, daß es geboten erscheint, ihm den ganzen übrigen Eisenbahnverkehr der Personen und Güter geradezu unterzuordnen. Hier muß ich nun leider constatiren, daß der durchgehende Personenverkehr, in dessen Interesse wirklicher und wahrhafter Sport getrieben wird, bei Weitem nicht von dem Belange ist, wie leider, namentlich auch in Eisenbahnkreisen, im Allgemeinen geglaubt zu werden scheint. Mir liegen die Zahlen vor der Einnahmen einer der größeren Bahnen Norddeutschlands, die nach allen vier Himmelsgegenden ihre Linien dehnt und, rings von anderen Bahngebieten umsponnen, so recht darauf angewiesen zu sein scheint, aus dem Transitverkehr größere Summen zu gewinnen, als irgend eine andere Bahn. Die Verkehrs-Einnahmen dieser Verwaltung haben in den letzten Jahren durchschnittlich im Ganzen gegen 32 Millionen Mark betragen, von denen auf den beim Betriebe überall in zweiter Reihe erst berücksichtigten Güterverkehr volle 22 Millionen und auf den Personenverkehr 9 662 000 Mk. entfallen. Die Intrade

des letzteren Verkehrs sind in der Statistik nach Lokalverkehr, Verkehr mit Nachbarbahnen und Transitverkehr geschieden. Der Lokalverkehr hat gebracht 5 496 000 Mk., der Nachbarverkehr 2 662 000 Mk. und der Transitverkehr, also der Verkehr, welcher sich in der That über längere Strecken bewegt, nur 1 469 000 Mk. von 32 Millionen! Bei dem Nachbarverkehr kommen offenbar in den meisten Fällen auch nur kürzere Fahrten in Frage, während bei einem kleineren Theile derselben es sich auch um Fahrten von 20—30 Meilen handeln mag, immerhin aber ist klar, daß die kleinen Fahrten die ganz starke Ueberzahl ausmachen. Mit welchem Rechte nun, frage ich, kann das geringste Interesse vor Allem so vorwiegend berücksichtigt werden? Wäre es nicht in der That vernünftiger, zunächst dem Güterverkehr Beachtung zu schenken, dann dem Local- und nachbarlichen Personenverkehr, und endlich in letzter Reihe, soviel es angeht, die kleinere Zahl von Reisenden zu berücksichtigen, welche weite Strecken zu durchmessen haben? Allein zur Zeit müssen zu Gunsten dieser Interessenten alle Uebrigen zurückstehen und — bezahlen.

Die Anschauungen des Publikums, namentlich aller der Leute, welche gern bei persönlichen Interessen ihre Stimme für ein sogenanntes öffentliches Interesse zu erheben lieben, haben einen unheilvollen Einfluß auf die Entwickelung des Eisenbahnbetriebes gehabt, allein wie wenig das Publikum und einzelne einflußreiche Leute, welche ihre Interessen geltend machen, in die obwaltenden Verhältnisse eindringen und sich bewußt sind, daß bei Bemessung der enormen Ausgaben für Züge wesentlich, wenn auch immerhin nicht ganz allein, wirthschaftliche Gesichtspunkte maßgebend sein müssen, kann man aus der Motivirung der Anträge ersehen, welche aus den Kreisen des Publikums bezüglich der Einlegung von Zügen und der Fahrpläne an die competenten Behörden gelangen. Jedermann geht hier von seinem Interesse aus und meint immer, daß dieses das wichtigste sei, ohne die hundert und aber hundert anderen Interessen überhaupt zu kennen, welche außer dem seinigen noch in Frage kommen. So gehen z. B. für die Linien, welche von großen Städten ausgehen, von Zeit zu Zeit wiederkehrend, chronische Klagen von einzelnen bemittelten Persönlichkeiten ein, daß man nach dem Schluß des Theaters von der Großstadt nicht mehr in den kleinen Heimatsort zurückgelangen könne. Dabei wird in völliger Kopflosigkeit garnicht daran gedacht, daß doch hundert und mehr Stationen mit ihren Interessen an der Hauptroute oder den Seitenlinien liegen, daß frequente Anschlüsse bei späterer Lage der Züge versäumt werden müßten und daß doch aus den betreffenden Orten durchschnittlich täglich nur einige wenige Personen das Theater besuchen und nach Schluß desselben wieder zurückfahren würden und daß schließlich doch die wirthschaftlichen Interessen den Interessen des Vergnügens vorangehen müssen. Herr Hartwich ist in seiner sehr beachtenswerthen Brochüre von 1877 gegen die Schnellfahrt der Personenzüge zu Felde gezogen, und wenn auch seine Vorschläge, die Geschwindigkeit aller Züge ohne Ausnahme auf 40 Minuten pro Meile zu ermäßigen, durchaus allzu radikal erscheinen wollen und ich einem solchen Eisenbahngekrebse das Wort nicht reden möchte, so scheint doch diesen Ausführungen gleichfalls die Empfindung von der Schädlichkeit des verschiedenen Tempos der Züge zu Grunde zu liegen.

Die Stimmen in diesem Sinne mehren sich. Bereits früher hat Herr Garcke das jetzige System der Personenzüge als ein „Jagen um Nichts“ treffend gekennzeichnet. Diese älteren Mahnungen sind verhallt, aber die jetzige wirthschaftliche Kalamität sollte unsere Volkswirthe doch nachdenklich machen. Es versteht sich von selbst, daß es vielen Männern, welche lange Jahre in dem jetzigen Betriebswesen thätig waren, schwierig ist, aus dem ihnen so wohlbekannten Detail den Blick auf das Ganze zu richten und derartige weite Gesichtspunkte zu würdigen. Aus diesen Kreisen wird daher gegen generelle Aenderung des Betriebes vielfacher Widerspruch erhoben werden, man kennt die Sache eben nicht anders, und bei der großen Ueberlastung dieser Beamten fehlt ihnen auch die ruhige Muße, um ihren Blick auf das Allgemeine zu richten.

Die Leistungen der Eisenbahnerfindung haben etwas so Blendendes gehabt, daß man die physikalisch mögliche Leistung immer höher schrauben zu müssen wähnte, daß man in derselben und dem Komfort der schnellen Beförderung auf weite Strecken Sport trieb und darüber den wirthschaftlichen Gesichtspunkt ganz und gar aus den Augen verlor und die enorme Vertheuerung von Bau, Unterhaltung und Betrieb unbeachtet ließ; das war bei den Eisenbahnverwaltungen und dem lieben Publikum gleichmäßig der Fall. Ein schlimmer Umstand, den ich nicht unerwähnt lassen zu sollen glaube, ist auch der, daß die schädliche Vermehrung der schneller fahrenden Personenzüge und die bis zur äußersten Grenze gesteigerte Schnellfahrt der Eilzüge hauptsächlich erfolgt ist auf Drängen und im Interesse der besser situirten Klassen der Nation, namentlich der besitzenden Klassen. Da nun diese Leistungen eine Vertheuerung des Gütertransports nach sich gezogen haben und die Zinsenlast von diesem bei vielen Bahnen allein getragen wird, die große Masse des Volkes aber vor Allem die Frachten des Gütertransports mit tragen muß (man denke an die Massentransporte von Kohlen, Getreide, Petroleum, Baumaterialien, Holz, Kartoffeln, Vieh u. s. w. u. s. w.), während dieselbe die Personenzüge immer nur auf kurze Strecken benutzt, so ist klar, daß die ärmeren Schichten, für welche die große Zahl der schnellen Züge viel entbehrlicher ist, den Schnelligkeits- und Bequemlichkeitskomfort der so viel weniger zahlreichen reicheren Klassen mit bezahlen müssen.“ ...

Wir versagen es uns ungern, noch fortzufahren, denn ehe der Verfasser zu seinen Specialerörterungen schreitet, über die dem Fachmanne das Urtheil überlassen bleibe, handelt er noch eine Reihe von Punkten ab, die allgemeineres Interesse haben. Die Gegner werden schnell bei der Hand sein, in der ganzen Schrift nur einen kecken Versuch büreaukratischen Reglementirens auf dem hochheiligen Gebiete der Verkehrsfreiheit zu erblicken — und an manchen Stellen tritt der Beamte auch offenbar einseitig hervor —, aber nachzudenken giebt gerade da, wo sie am paradoxesten scheint, die Schrift doch: es ist (der Herr Verfasser erschrecke nicht!) eine socialistische Idee, die, ihm unbewußt, diese Betrachtungen durchzieht.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch C. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 6. September 1878. Nr. 36.

Die deutsche Gewerbenoth in der Bismarck'schen Aera.

Wie kam es, daß der Glanz der Bismarck'schen Aera nach den auswärtigen Erfolgen ihrer ersten Jahre so schnell wie kaum jemals ein anderes Meteor der Geschichte erlosch und von der Finsterniß der inneren Noth und der Verzweiflung an der Zukunft abgelöst wurde? Diese Frage hat uns bei unserer bisherigen Betrachtung der verschiedenen Partieen des Bismarck'schen Werks schon immer beschäftigt; jetzt werden wir näher auf sie eingehen.

Die augenblickliche Lage des deutschen Bürgerthums hat nur im Verkommen der deutschen Reichsstädte nach dem westphälischen Frieden eine Art von Gegenstück. Was in den damaligen kleineren Verhältnissen die aufsteigenden Landesfürstenthümer mit der Hebung der Gewerbthätigkeit ihrer Unterthanen versuchten, das leistet jetzt die freie Mitbewerbung der Nationen rings um das neue deutsche Reich. Wie damals die Colbert'sche Steigerung der französischen Kunst- und Gewerbethätigkeit die deutschen Reichsstädte überflügelte und dann das Walpole'sche freie England seine Verbindung der Solidität und des Geschmacks für die Hausgeräthe zur Geltung brachte, so behaupten noch jetzt beide Länder gegen die deutschen Versuche auf demselben Gebiete ihre Ueberlegenheit. An die Stelle der Zollgränze, mit welcher sich nach jenem Frieden die deutschen Landesfürstenthümer gegen die Erzeugnisse der Reichsstädte absperrten, — endlich des Schlagbaums, mit welchem die deutschen Genossen der Theilung Polens diesen Absatz-Markt der Reichsstädte verschlossen, sind jetzt die Zollgesetze Rußlands und Nordamerikas getreten.

Aber dem Verfall und Absterben der deutschen Reichsstädte waren die Leiden des dreißigjährigen Kriegs mit seinen Plünderungen durch Freund und Feind vorangegangen. Diese Sitze des Fleißes und Wohlstandes waren verarmt und verschuldet, ihre Straßen verödet, mehr als die Hälfte ihrer Häuser verlassen oder während der Kriegszeit in Feuer aufgegangen. Das neue deutsche Reich trat dagegen mit einem Sieg über Frankreich ins Leben und war bei seiner Geburt auf Kosten des überwundenen Feindes mit einer Entschädigungssumme ausgestattet, deren Höhe und baarer Bereitschaft nur die Fabeln der Tausend und einen Nacht etwas Aehnliches zur Seite zu setzen hatten.

Noch nie war eine Armee mit der Siegesgewißheit, welche die deutschen Heere im Juli 1870 beim Aufbruch gegen Frankreich erfüllte, in den Krieg gezogen. Man war überzeugt, daß der Gegner niedergeworfen werden und dann kein Feind mehr in der Welt es wagen würde, das einige Deutschland zu beunruhigen. Man sagte bisher, der französische Soldat glaube in seinem Tornister den Marschallsstab zu tragen; das Gepäck des deutschen Kriegers barg etwas Umfassenderes, ein Programm, ein Zukunftsbild von der Größe des Landes.

Nehmen wir von den zahlreichen, in den beiden Wochen vor und nach dem letzten Juli verfaßten und veröffentlichten Flugschriften die erste beste zur

Hand, z. B.: „wofür wir kämpfen" von Dr. Karl Rohrbach (Gotha, vom 1. August 1870), so finden wir den Ausdruck der allgemeinen Ueberzeugung, daß der gewisse Sturz des „europäischen Unruhestifters" die allgemeine Abrüstung zur Folge haben und Deutschland, als das ungestörte Reich des Friedens vom Steuerdruck befreit, der Pflege seiner geistigen Güter leben und Sitte, Sprache und Kunst von den eingedrungenen fremden Schlacken befreien werde.

Einige, wie Paulus Cassel, im zweiten Heft seiner „Deutschen Reden über Deutschland und Frankreich", hoben das von den preußischen Conservativen gepflegte, aber in ihrer absolutistischen Haltung während der Bismarckschen Conflictszeit preisgegebene Stichwort des ächt Germanischen wieder aus dem Staub und verkündigten den Verfall des Romanismus und die Erstarkung des Germanismus.

Am mäßigsten, am bescheidensten sprach sich der Prediger Müllensieffen, Prediger an der Marienkirche zu Berlin, in seiner am allgemeinen Landesbettage, den 27. Juli 1870 gehaltenen und dann zum Druck gegebenen Ansprache aus. Nachdem er in den Ton jener Tage eingestimmt und dem „wunderbaren Erwachen des nationalen Gemüths" seine Anerkennung dargebracht hatte, wußte er von der Zeit des Norddeutschen Bundes nicht das Mindeste zu rühmen, was den Angehörigen desselben hätte Anlaß geben können, sich einer geistigen und sittlichen Ueberlegenheit über die Gallier und Romanen zu rühmen. Er klagte im Gegentheil darüber, daß der „Odem eines neuen Lebens", welcher beim Beginn des Kriegs von 1866 über „dem ganzen Volke wehte", bald wieder geschwunden und an seiner Stelle die Jagd nach Reichthum mit allen ihren Gefahren zur Herrschaft gekommen sei.

Dagegen trat der Redner der Berliner Universität, Professor und zeitiger Rector, Dubois-Reymond mit seiner Festrede vom 3. August 1870 gleichsam gestiefelt und gespornt auf, nannte die Berliner Universität „das geistige Leibregiment des Hauses Hohenzollern" und machte dem militärischen Geist des von ihm vertretenen Instituts mit seinem Ausfall auf die Franzosen alle Ehre. Er kündigte ihnen an, daß sie, da Europa sie doch nicht, wie nöthigenfalls Amerika seine Rothhäute, ausrotten könne, am Ende fürchterlich geknebelt und, „wie aus der gesitteten Gesellschaft ausgestoßene unverbesserliche Verbrecher", ihrer Erniedrigung überlassen werden könnten. Mit gleicher Furia und in gleicher Uebereinstimmung mit der Erhitzung des Augenblicks erhob A. Stahr seinen „Sturmglockenruf" (Berlin, den 30. Juli 1870) und rief mit einem Fluch gegen den „Einbrecher" und Imperator: „er muß nieder!"

Wir beschränken uns hier zunächst darauf, nur diese Erhebung von Volk gegen Volk ins Auge zu fassen, und erinnern, um das Ende der Tragödie zu erklären, an einen ähnlichen Vorgang vom Jahr 1812. Die Enkelin der Karschin, Helmine von Chezy, die sich damals am Hofe des Fürstprimas (Dalberg) zu Aschaffenburg befand, erzählt im zweiten Band ihrer „Denkwürdigkeiten" (Leipzig 1808), wie jener Fürst, als die Niederlage Napoleons unverkennbar war, ihr im Geheimen und von tiefer Trauer ergriffen, mittheilte: „Er muß fallen, man kann ihn nicht emporhalten, nicht retten; aber diese Nothwendigkeit ist entsetzlich, Europa bedarf seiner mehr als je und dennoch muß seine Gewalt vernichtet werden. Er wird unterliegen, aber wehe uns nicht minder, denn Alles, was er Großes gewollt, wird mit ihm zu Grunde gehen und Alles, was er Unheilbringendes gesäet, wird in den Händen, die nach ihm die Zügel halten werden, wuchernd emporschießen."

So ist es auch jetzt diesseits des Rheins gekommen. Bei den Deutschen wucherte die Anmaßung und Ueberhebung, deren ein Dubois-Reymond und die Andern die Franzosen angeklagt hatten, erst zur rechten Höhe auf.

Der soeben genannte Festredner z. B., der an der Vorstellung der Schulpedanten festhielt, daß der Eintritt Athens in die Zeit seiner Decadence, die absolutistische Regierung des Perikles, die größte Periode seines politischen Lebens war, leitete in seiner Festrede zur Feier des kaiserlichen Geburtstags,

am 26. März 1874 aus dem Zusammenfallen „der höchsten Blüthe der Kunst und Wissenschaft" mit dieser Glanzzeit des athenischen Freistaats für Berlin die Nothwendigkeit ab, eine gleiche „geistige Suprematie zu üben und dem wiedererstandenen einigen Deutschland Ehre zu machen."

Es dachte damals Niemand mehr in den deutschen Landen daran, sich der Bescheidenheit zu befleißigen, dennoch wurde Theodor Mommsen von einer wahren Angst gequält, daß Jemand noch so altfränkisch sein könne, diese Tugend zu üben, und in seiner Rede bei der Uebernahme des Rectorats an der Berliner Universität, im October 1874, rief er seinen jugendlichen Zuhörern zu: „Wir sind stolz darauf, Deutsche zu sein, und haben dessen kein Hehl. Unter allen Prahlereien ist keine leerer und falscher als die mit deutscher Bescheidenheit. Wir sind durchaus nicht bescheiden und wollen es weder sein noch also heißen. Im Gegentheil, wir wollen fortfahren, in Kunst und Wissenschaft, in Staat und Kirche, in allem Leben und Streben durchaus und überall nach dem Höchsten und allem Höchsten zugleich zu greifen."

Neben diesen rednerischen Spielereien benutzte man noch im Jahre 1874 die gelehrte Entdeckung von der Rothhaut der Franzosen zu neuen Ergötzungen und gefiel sich darin, den Franzmann seines Flitters zu entkleiden und sich zu überzeugen, daß ihm in seiner Blöße in der That nur die Haut des indianischen Wilden übrig bleibe.

Außer dem Stolz und der Entsagung auf das Laster der Bescheidenheit brachte die deutsche Armee noch etwas Glänzendes und scheinbar Reelles zurück, die Milliarden, aber denselben klebte der Zauber an, daß sie bloß durch den Glauben an ihre Unendlichkeit die kleinen und mittleren Capitalien der Nation zu wüsten Vereinigungen zusammenzogen und sich endlich mit diesen in gemeinen Häckerling verwandelten. Im Frühjahr 1873 begann nach einer anderthalbjährigen Schwelgerei die Abzehrung der deutschen Nationalarbeit.

Wenn das ungehörige Wagniß eines Andern gegen eine ganze Nation, für deren Anregungen Deutschland seit dem Mittelalter verpflichtet ist, als Freibrief für ein ähnliches Wagniß gegen einen Theil des deutschen Publicums benutzt werden dürfte, so würden wir diejenigen Deutschen, die sich mit ihren Gründungen zu Regulatoren der Milliarden-Ueberschwemmung aufwarfen, auch einmal auf ihre Haut untersuchen. Wir würden wahrscheinlich finden, daß sie mit ihrem, in finanziellen Dingen höher begabten und ausgebildeten Nationen entlehnten Putz die Rolle jener Häuptlinge des dunkeln Africa spielten, die stolz daher schreiten, wenn sie sich den Hut eines englischen Capitäns aufstülpen und ihre Achseln mit dessen Epauletten schmücken.

Das jetzige Gesammtleiden Deutschlands läßt sich aber auch ohne ein bedenkliches Spiel mit der Hautfarbe deuten; es entsprang aus seiner Unfähigkeit, den Goldstrom, von dem es plötzlich überfluthet wurde, zu verarbeiten. Dazu reichten seine Nerven und Muskeln nicht aus und fehlte ihm auch der nöthige, hinreichend ausgebildete Arbeiterbestand. Und gesetzt den Fall, es wäre der fruchtbaren Benutzung jenes Goldes gewachsen und im Stande gewesen, seine gewerblichen Anstalten mit fähigen Gehilfen zu bevölkern, so war immer noch die Frage, wo die neuen Welttheile lägen, die für die Aufnahme der plötzlich vermehrten Fabrikate reich und willig genug wären.

Allmälig kamen aber im Gegentheil aus den Welttheilen von jenseits des Meeres, aus Südamerika und Ostasien, eine Reihe von Unglücksposten, daß die deutschen Fabrikate ihren dortigen Markt durch die besseren Leistungen der Franzosen, Engländer und Nordamerikaner verloren haben.

Der „Reichs- und Staats-Anzeiger" zu Berlin begann am 10. März 1876 mit einer Uebersicht dieser überseeischen Klagen über den Rückgang des Absatzes und der Qualität der deutschen Fabrikate. Im Anfang des Juli 1877 theilte die „Nordd. Allg. Zeitung" mit, daß ein amtlicher Bericht über den Handel Columbiens vom Jahre 1876 dieselben Beschwerden enthalte. Den Hauptschlag führte die Eingabe, welche die deutschen Kaufleute Montevideo's unterm 16. Juli dem deutschen Reichskanzler-Amt unterbreiteten, und die Berliner

„National-Zeitung" erwarb sich noch durch ihre Mittheilung einer Reihe ihr zugegangener, einheimischer Zuschriften über jene Eingabe (vom 18. bis 24. September 1877) ein besonderes Verdienst.

Jene überseeischen Berichte stimmen in der Klage über Unreellität der deutschen Waarenlieferungen überein. Die Weberstoffe kommen gewöhnlich in einem Mindermaß und abweichend von dem auf dem Stück angegebenen Muster an; in einer und derselben Packung sind sogar verschiedene Qualitäten unter einander gemischt. Der Deutsche liebt die kleinen Schnitte; die Pappdüten z. B., in welche Nägel verpackt sind und die mit gewogen werden, sind vier bis fünfmal schwerer gemacht, als es in holländischen, belgischen oder englischen Lieferungen geschieht. Der Deutsche besitzt ferner nicht die Leistungsfähigkeit des englischen Fabrikanten, der es besonders gut versteht, geringerer Waare, die der Kaufmann für die Indianergränze verlangt, ein hübsches Ansehen und doch so viel Brauchbarkeit zu geben, daß Bestellungen auf große Quantitäten regelmäßig wiederkehren, wogegen der Deutsche dergleichen Bestellungen so mangelhaft ausführt, daß selten wieder ein Auftrag möglich wird.

Wir erfahren ferner, daß der Engländer auf gerechte Beschwerden des Bestellers immer eingeht, der Deutsche aber sich niemals zu einem Schadenersatz verstehen will. Der Engländer hält den Theil der Sendung, der nicht nach Bestellung ausfällt, von vornherein zurück und verkauft ihn anderweitig, so gut er kann; seine Kiste ist daher immer mustergiltig, die des Deutschen unzuverlässig. Der Letztere lebt der Einbildung, daß der schnelle und sichere Verdienst auf den kleinen Hilfsmitteln beruht und ist im Ersinnen des Abknappens und „Schneidens" erfinderisch; Engländer und Franzosen beurtheilen den Gewinn mit weiterreichendem Auge und suchen ihn in der zuverlässigen Fortführung des Geschäfts. Einen besonders ungünstigen Einfluß auf die Unterhaltung des Verkehrs hat auch die Gewohnheit des Deutschen, sich in unsicheren Zuständen der Länder drüben sogleich zurückzuziehen, während z. B. der Engländer es für eine Ehrensache hält, in solchen Stürmen zu dem Hause zu stehen, mit dem er in guten und ruhigen Zeiten Geschäfte gemacht hat.

Die überseeischen deutschen Importhäuser waren allerdings, als sie ihre neuesten Klagerufe erhoben, in einer bedrängten Lage. Die europäischen Zufuhren der Jahre 1871 und 72 überstiegen die dortigen Bedürfnisse und mußten sie auf viele Jahre hinaus decken. Die schwachen Häuser fielen, ihre Waaren überfüllten nach dem erzwungenen Verkauf die anderen Vorrathslager, die Auctionspreise wurden maßgebend und fernere Bestellungen auf Grund derselben und auf Kosten der Qualität gemacht. Aber den Franzosen und Engländern wagte man drüben nicht mit solchen Zumuthungen zu kommen; nur der Deutsche ging auf Alles ein und suchte sich in der Ausführung des sogenannten „Schunds", während er schon bei der Verpflichtung zu guter Waare nicht Wort hält, durch ausschweifende Unreellitäten zu helfen.

Uebrigens sind die heutigen Klagen nichts Neues. Schon im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts hatte die schlesische Leinenindustrie, wie deutsche Schriften jener Zeit beweisen, durch die Unreellität ihrer Waaren-Sendungen den südamerikanischen Markt verloren.

Mitten in diesem Rückgang des deutschen Exports hatten unsere Landsleute drüben, stolz wie Mommsen den Deutschen haben wollte, Jahre lang die Amerikaner von den Leistungen unterhalten, mit welchen das wiedererstarkte Deutschland auf der Ausstellung in Philadelphia (im Jahr 1876) glänzen würde. Aber die amerikanische Presse faßte, wie Professor Reuleaux in seinem ersten Briefe vom industriellen Schlachtfelde unterm 2. Juni der „National-Zeitung" meldete, ihr Urtheil über jene Leistungen in dem Satz zusammen, daß die deutsche Industrie dem Grundsatz: „billig und schlecht" folge und auch in den gewerblichen und bildenden Künsten keine andere Motive mehr kenne, als politisch-tendenziöse, die auf den friedlichen Weltkampfplatz nicht hingehören und mit denen sich auch keine andere Nation hervorgedrängt habe. Herr Reuleaux konnte sich eines beschämenden Gefühls nicht erwehren, als er

diese Entfaltung des Mommsen'schen Stolzes betrachtete und in allen Ecken und Enden des deutschen Aufbaues „die geradezu bataillonsweise aufmarschirenden Germania, Borussia, Kaiser, Kronprinzen, „red princes", Bismarck, Moltke, Roon in Porcellan, Biscuit, Bronce, Zink, Eisen, Thon, gemalt, gestickt, gewirkt, gedruckt, lithographirt und gegerbt sich entgegenkommen sah."

In der Heimath selbst erfuhr man Niederlagen auf Niederlagen. Sachkenner hatten schon im Winter von 1870 auf 71 darauf aufmerksam gemacht, welchen Einfluß die Einverleibung des Elsasses, dieses Hauptsitzes der Geschmacksindustrie, in Deutschland auf des Letzteren, nur in der Nachahmung der elsässischen Muster aufgewachsenen Druckereien und Färbereien haben würde. Als die Einverleibung vollzogen war, überzeugten sich die deutschen Nachahmungsstätten, daß sie neben den älteren, besser geleiteten, mit größeren Capitalien ausgestatteten, mit mehr Geschmack und Kunstbildung, auch verhältnißmäßig billiger arbeitenden Originalanstalten sich nicht behaupten konnten.

Die Centraldirection der Vermessungen im preußischen Staat mußte erst von dem Rückgang der deutschen Präcisionsmechanik, welche nicht nur für die öffentlichen Vermessungen, sondern auch für die beobachtenden Wissenschaften von Bedeutung ist, betroffen werden, damit im Frühjahr 1876 eine Denkschrift, an der sich auch mehrere Gelehrte betheiligten, in einer Gruppe des Abgeordnetenhauses in Umlauf gesetzt wurde. Ob aber nach dieser schwachen Anregung eine Technik, in der sich England und Frankreich auszeichnen, für Deutschland möglich werden, ob man den Kostenpunct, welcher der Gründung eines eigenen technischen Instituts noch entgegensteht, glücklich erledigen wird, ist noch eine Frage der Zukunft.

Eine andere Kostenfrage harrt gleichfalls noch ihrer Lösung. Professor Reuleaux, der sich auch an der soeben erwähnten Denkschrift betheiligt hatte, machte im vergangenen Frühjahr auf die nachtheiligen Folgen des Grundsatzes: „Billig und schlecht" für die Civilstandsregister aufmerksam, deren dünnes, durchschlagendes und leicht reißendes Papier in verhältnißmäßig kurzer Zeit dem natürlichen Auflösungsprozeß unterliegen müsse. Allein eine in Folge dieser Anregung vom Berliner Magistrat berufene Versammlung der hauptstädtischen Standesbeamten mußte von einem ihrer Mitglieder vernehmen, daß die Regierung in Potsdam, bei der er schon vor Jahr und Tag wegen des ungeeigneten Papiers der Standesämter Klage geführt hatte, ihn auf die Unerschwinglichkeit der Kosten für besseres Papier verwiesen habe.

Es wird Einem weich und weh ums Herz, wenn man eine der „National Zeitung" vom 3. December 1877 zugegangene Reclame der Königlichen Porcellanmanufactur liest. Dieses süßliche, nichts als kleinliche Spielereien aufzählende Schriftstück hofft wahrscheinlich die Angriffe des Abgeordnetenhauses auf ihren Etat zu entwaffnen, indem es auf den Tisch alle die Neuigkeiten aufbaut, mit denen die Manufactur die bevorstehende Weihnachtsmesse überraschen will. Da wimmelt es von Eierbecherchen, Winzigkeiten, „an denen auch das kleinste Beiwerk nicht vergessen ist", Salz- und Pfeffergefäßchen, Männlein und Fräulein durch einander, „die im Sitzen je einen Senfbehälter im Schooße halten."

Das in winzigen Nippessachen sich verlierende Schriftstück rückt dann mit der großen That hervor, daß die Manufactur im „Souterrain die alten Schätze und die Hinterlassenschaft der Vergangenheit wieder aufzusuchen anfängt." Wie geht Einem aber das Herz wieder auf, wenn man in den schönen Briefen Julius Lessing's über die Pariser Weltausstellung, z. B. in der Nummer der „National-Zeitung" vom 10. August dieses Jahres liest, wie diese leichtsinnigen Franzosen die künstlerische Hinterlassenschaft ihrer Vorzeit bearbeiten und die jetzige Ausstellung mit Meisterwerken der Fortbildung ihrer früheren nationalen Fayence-Malerei ausgeschmückt haben.

Julius Lessing erinnert bei dieser Gelegenheit daran, wie man sich vor zehn Jahren eben dort im Nassauischen, wo vor Jahrhunderten die Fabrikation

von buntfarbigen Steingutkrügen blühte, in der Nachbildung derselben versuchte und sein Glück machte, aber statt das Alte zu neuen Formen umzubilden, selbst die Nachbildung nach modern-deutscher Sitte bald wieder zu einem werthlosen Fabrikat herabsinken ließ.

Jene überaus lehrreiche Reclame für eine Königliche Anstalt in Berlin erinnert daran, wie während der Blüthe der Porzellanmanufactur im vorigen Jahrhundert die neuerrichteten deutschen Werkstätten „die ersten Künstler, Modelleure und Maler" beschäftigten, deutet also damit an, daß dergleichen jetzt nicht geschieht, ohne die Aussicht zu eröffnen, daß dem Lieblingsgegenstand der parlamentarischen Plänkler durch eine solche technische Beihilfe wieder innerlich aufgeholfen werden solle. Der Berichterstatter der „National-Zeitung" belehrt uns aber, daß dieser Recurs an die „ersten Kräfte" dem einheimischen Verfahren, welches in solchen Angelegenheiten die billigste Aushilfe liebt, keineswegs entspricht.

„Wer die decorative Plastik der Franzosen im Kunstgewerbe verstehen, wer wissen und würdigen will, wie diese gewöhnlichen Broncewaaren entstehen", den verweist Julius Lessing in der Nummer der „National-Zeitung" vom 1. August d. J. auf die Ausstellung der großen monumentalen Bauten in Paris. Man nehme nur allein die große Oper, diese Schöpfung der neuen Republik, führt er aus, und rechne zusammen, welch' eine Fülle von Aufgaben hier dem Kunsthandwerk gestellt werden, welche Summe von künstlerischen Kräften aus dem hier angebrachten, scheinbar unnöthigen Luxus die Anregung zu neuen Productionen empfangen, welche die Bildung und den Reichthum des Landes vermehren. In Paris werden die Aufträge zur Ausschmückung solcher Großbauten an die großen Künstler und ersten Männer ihres Fachs vergeben und somit die Industrie mit den edelsten Lebenskeimen befruchtet. Bei uns, bei den Staatsbauten in Berlin liefert im besten Falle ein tüchtiger Industrieller die Arbeiten und beschafft sich, so gut und wie billig er es vermag, einen Modelleur; die ausgeführten Stücke dürfen aber in den meisten Fällen noch nicht einmal so viel kosten, als ein wohlhabender Privatmann für dieselben auszugeben pflegt. Unter den Künstlern, die z. B. an den monumentalen Ausschmückungen der Nationalgallerie beschäftigt waren, findet sich kein einziger, dessen Namen in diesem Gebiete in erster Reihe stände.

Die vielfachen Debatten der letzten Jahre über die gewerbliche Stockung, an welcher alle industriellen Völker leiden, sind zu dem Ergebniß gelangt, daß im Laufe der vergangenen fünfzig Jahre die Production durch Erfindungen, Maschinen, Vervollkommnung der Herstellung der Nachfrage vorausgeeilt ist und die Bewerbung unternehmender Köpfe um die anfänglich hohen Erträge des Großbetriebs den Gewinn desselben vermindert hat. Jedes Volk hat neben eigenen Leiden seine eigene Mittel, um sich in der gegenseitigen Concurrenz zu behaupten, — England, welches sich plötzlich von der Mitbewerbung des Riesen, den es auf dem Boden Nordamerikas in die Welt gesetzt hat, überrascht sieht, seine Energie und seine Weltverbindungen, — Frankreich, unter der Last seiner Kriegsschulden, seine Unverdrossenheit und fortschreitende Kunstindustrie, — Deutschland allein, mit seinem Milliardenland, mit seinem Mangel an Elasticität und Erfindungskraft und mit seinen von unbeschäftigten Arbeitern angefüllten Städten, versucht die Heilung durch ein Ausnahmegesetz gegen die Symptome der Noth.

Aus Lassalle's Briefwechsel.

Die paar Jahre, in welche die politisch-socialistische Agitation Lassalle's sich zusammenfaßte, sind in letzter Zeit wiederholt Gegenstand näherer Betrachtung gewesen. Die Tochter Ziegler's hat aus einem Briefe ihres Vaters, der alle Energie und oratorische Gewalt des trefflichen Mannes bezeugte, leider aber in seiner nur abgebrochenen Wieder-

gabe Zweifel an seinem wirklichen Sinne erregen konnte, beweisen wollen, daß ein dauernder Bruch zwischen Lassalle und Ziegler erfolgt sei, seit der Erstere mit der Fortschrittspartei dauernd gebrochen: andrerseits sind in einer Artikelreihe der „Berl. Fr. Pr." interessante Mittheilungen aus dem dieselben Jahre umspannenden Freundschaftsverhältnisse zwischen Lassalle und Lothar Bucher gegeben worden. Es handelte sich dabei nur um Briefe Bucher's, überdem nur vereinzelte, denen die Antwort fehlt; dennoch ist es wohl nicht ohne Werth, diese aus dem polemischen Rahmen, in dem sie, durch genannte Zeitschrift, zuerst ans Licht traten, zu lösen und sie in vervollständigter Form als Aktenstücke, die zu jenem für die innere deutsche Geschichte gar nicht so unwichtigen Zeitraum gehören, hier wiederzugeben. Die an sich und im Allgemeinen berechtigte Abneigung, die Briefe von Lebenden nur auf ein Recht der Todten hin zu veröffentlichen, konnte hier um so leichter zurücktreten, wo — nach unserer Meinung wenigstens — es nur eine, beide Theile ehrende, treue und in Schmerzen sich bewährende Freundschaft ist, deren Bild hervortritt. Der letzte in der Reihe der hier mitgetheilten Briefe ist, wie sich dem der Umstände Kundigen leicht enthüllen wird, an die Gräfin Hatzfeldt gerichtet. Sie lauten also:

I.

Berlin, 22. Januar 1862.
Werdersche Rosenstr. 3.

Lieber Lassalle!

Es ging gestern Abend doch nicht ohne alles Getränk ab, und ich habe die schlaflose Nacht benutzt, um im Zusammenhange zu überdenken, was wir oder vielmehr was Sie gesprochen haben. Ich bin ein langsames Thier im Argumentiren und bin mir selten auf der Stelle aller Voraussetzungen bewußt, auf denen mein Urtheil über eine verwickelte Frage instinctmäßig beruht.

Die ganze Kette Ihrer Schlußfolgerungen hängt, wie ich gestern sagte und Sie einräumten, an der Frage, ob es möglich ist, in Deutschland die bestehende Ordnung (oder Unordnung) der Dinge niederzuwerfen und niederzuhalten.

Das Erste halte ich für möglich, das Letzte nicht. Sie sind darin mit mir einverstanden, daß mit einer nackt politischen Revolution (das Wort nicht in dem aristokratischen sondern in dem ganz gang und gäben bornirten Sinne genommen), daß mit einer Aenderung der Behörden nichts erreicht sein würde. Ist es aber auf eine Aenderung der gesellschaftlichen Zustände, mit anderen Worten: des Besitzes und der Möglichkeiten des Erwerbs abgesehen, so haben wir nicht blos, wie die französische Revolution, die Reste einer tausendjährigen, verwickelten Organisation zu zerstören und wie die französische Revolution ein neues Evangelium an die Stelle zu setzen, sondern wir haben das Gleiche mit der auf Grund jener Revolution entstandenen Bourgeoisordnung zu thun. Wie zäh diese letztere ist, darüber sind wir einig. Was Sie an die Stelle setzen wollen, befriedigt mich nicht. Alle Maßregeln, die Sie nennen, sind doch wieder nur politisch-juristisch kann man sagen, stehen auf dem alten socialen Boden, schaffen nur neue Bourgeois. Und diese neuen Besitzverhältnisse, neu durch einen Wechsel der Personen, nicht, um sich so auszudrücken, durch die chemischen Eigenschaften des Besitzes, könnten nur behauptet werden durch einen perma-

nenten Krieg, einen Terrorismus einer sehr kleinen Minorität. Ich schätze sie nach den statistischen Quellen und meiner genauen Kenntniß der ländlichen Bevölkerung in den östlichen Provinzen. Es ist richtig, daß Revolutionen nur durch Minoritäten gemacht werden, aber es ist auch richtig, daß sie nur behauptet werden, wenn die Minorität der Majorität einen Genuß, wenigstens einen Glauben zu bieten hat. Ich komme also auf mein altes Wort zurück: es fehlt dem popolo der Dio und uns das, wofür man mit Ehren untergehen könnte. Bedenken Sie dazu noch eins: daß jede socialistische Bewegung in Frankreich auf lange Zeit hinaus mit dem Koth und Gift des Bonapartismus versetzt sein und bei uns eine Menge gesunder und reiner Elemente gegen eine ähnliche Bewegung bei uns waffnen würde. Fragen Sie mich nun, was sonst? so habe ich nur die lahme Antwort Machiavellis: Politik ist die Wahl unter Uebeln. Ein Sieg des Militärs wäre ein Uebel, aber ein Sieg des heutigen Oestreichs wäre kein Sieg des reactionären Princips. Dafür stelle ich Ihnen als Zeugen die Berliner Revüe, die in einer langen Reihe von Artikeln ausführt, daß „Gottes Ordnung" in Oestreich gründlicher zerstört werde als irgendwo in Deutschland. Wenn Sie alle Gründe kennten, die ich habe, diese alte Weltordnung zu hassen, so würden Sie die Ueberwindung würdigen, die es mich kostet, so objectiv die Dinge anzusehen.

Freundschaftlich der Ihrige

gez. L. Bucher.

II.

Samstag, 7. Februar.

Lieber Lassalle!

Sie haben sich die Regel zu Herzen genommen, ein Gespräch nicht eher abzubrechen als bis Sie den andern überzeugt haben. Ich will daher kein Gespräch führen, sondern komme schriftlich und will nicht disputiren, sondern um etwas bitten. Lassen Sie den vielbesprochenen Schluß weg! Thun Sie es der Gräfin und mir zu Gefallen, die wir uns nicht würden zufrieden geben können, wenn das vertracte „Rettet" Sie ins Unglück bringt. Sie sind es uns schuldig darin nachzugeben, denn Sie haben uns gefragt. Passirt etwas, so haben wir uns ewig Vorwürfe zu machen, daß wir nicht mehr in Sie gedrungen sind.

Lesen Sie Heinrich IV. Erster Theil, Act II. Sc. 3, ich habe bei der Scene immer an Sie gedacht.

Herzlich der Ihrige

gez. L. B.

III.

Berlin, 26. April 1863. Morgens.

Lieber Lassalle!

Was ich Ihnen neulich des Abends sagte in Bezug auf . . ., Sie möchten es nicht wie Urquhart machen, Ihre Freunde ruiniren und dadurch zu Feinden machen, war prophetisch. Am anderen Morgen zeigte sich eine sehr ernste Verwickelung, hervorgegangen aus der Zusage, die ich dem Leipziger Arbeiterverein auf Ihr Verlangen gemacht und aus der Form, in welche ich diese Zusage gekleidet hatte und der Wendung gegen die Berliner Presse, die

ich gewählt hatte, weil es mir anständig erschien, Jemanden mit dem man in den vier Pfählen und an seinem Herde in den freundschaftlichsten Beziehungen lebt, draußen nicht zu verleugnen, sei es auch nur durch Stillschweigen in einer Streitfrage, in der man auf seiner Seite steht, oder um es kürzer und platter auszudrücken, weil ich es für anständig hielt, von den vielen Prügeln, die auf Sie fielen, auch etwas abzubekommen. Die Verwickelung ist noch nicht gelöst, kann den einen oder andern Ausgang nehmen. Ich benutze die Zwischenzeit, um Ihnen in vollständiger Gemüthsruhe einen Entschluß mitzutheilen, der unzählige Male in mir aufgestiegen und immer niedergedrückt während der verflossenen Nacht mit einer Klarheit und Festigkeit in meine Seele getreten ist, wie seit vielen Jahren keiner. Ich muß den Umgang mit Ihnen aufgeben. Wenn ich ihn fortsetzte, so würde ich über kurz und lang durch Sie entweder in schwere Verwickelungen hineingezogen oder in Lagen versetzt werden, die mich zwängen, mich selbst in Verwickelungen zu stürzen.

Statt einer Motivirung dieses Entschlusses, die Sie ja auch aus unsern mannigfachen Disputationen seit Ihrer Rückkehr aus Italien selbst entnehmen können, lassen Sie mich einfach sagen: es ist mein Instinct! Noch weniger brauche ich Ihnen zu schreiben, wieviel mich der Entschluß kostet, ich wiederhole nur, was ich oft hinter Ihrem Rücken gesagt habe, daß ich dem Umgange mit Ihnen mehr Belehrung und Anregung verdanke, als irgend einem anderen Verhältnisse. Ich kann jetzt in voller Freundschaft von Ihnen scheiden, wie wenn ich nur eine Reise anträte; ob ich es in einigen Tagen noch könnte, weiß ich nicht.

Ich überlasse Ihnen ganz, wann und wo Sie über den Gegenstand dieses Briefes sprechen wollen, ich selbst werde längere Zeit keine Nöthigung dazu haben und wenn ich endlich muß, einfach sagen: Ich habe mich im Bewußtsein meiner Schwäche zurückgezogen.

Endlich noch eins: ich habe wohl erwogen, daß Sie davon gesprochen, sich vielleicht von der Politik zurückziehen zu wollen. Ich kenne Ihr Temperament genügend, um zu wissen, daß die Gefahr damit nicht beseitigt wäre. Und nun schüttle ich Ihnen herzlich die Hand.

gez. L. Bucher.

Ihre Bücher in den nächsten Tagen.

IV.

Berlin, 28. April 1863.
Morgens.

Lieber Lassalle!

Ihr Brief hat alle die schmerzlichen Gefühle geweckt, die nicht aufkommen zu lassen, ich mich vorgestern so knapp faßte.

Ich gehe auch jetzt auf keine Beantwortung ein, denn nur mit dem kältesten Verstande werde ich aus dieser Verwickelung den richtigen Ausweg finden. Lassen wir die Antwort auf diesen Theil Ihres Briefes aufgeschoben sein. Ich schreibe Ihnen in diesem Augenblicke nur, um Ihnen pendente lite zu sagen, daß mein Entschluß auf alle Fälle gefaßt war. Sie wissen, daß ich abergläubisch bin, wie man es nennt. Eine Stimme, die nie getrogen und deren Nichtbeachtung sich stets bitter gerächt hat, sagt mir, daß es Ihr Verhängniß ist, Ihre Freunde verderben zu sehen, und daß jetzt für mich die letzte,

wenn noch eine Chance ist, diesem Verhängniß zu entgehen. Mit der Stelle, die Ihnen nicht deutlich ist, wollte ich nur sagen, daß ich mich nicht sicher fühlte, ob mich später nicht die Neigung beschleichen würde, Vorwürfe, die ich mir selbst zu machen hätte, im Stillen auf Sie abzuwälzen.

Ich werde diese Zeilen nicht abschicken, ohne ein Postscript über den Ausgang der Sache. Und nun leben Sie herzlich wohl. In unveränderter Freundschaft

gez. L. Bucher.

V.

Berlin, 6. Juni 1863.

Lieber Lassalle!

Von einem Tag zum andern habe ich es verschoben, Ihnen zu schreiben, und je länger ich zögerte, desto mehr wuchs mir der Stoff. Ich sah endlich ein, daß wenn ich zu meiner eigenen Befriedigung schreiben wollte, ich eine Art von Beichte über mein ganzes Wesen abzulegen hätte, zu der mein verschlossenes Wesen sich nicht verstehen will. Doch kann ich Ihnen die Bücher nicht ohne Begleitung einiger Zeilen zurückschicken und sage daher wenigstens so viel, daß ich auf meiner Flucht vor Ihnen meine Freundschaft für Sie nicht verloren habe. Ich werde es beweisen, so oft Gelegenheit dazu, ich kann sagen, ich habe es in den letzten Wochen schon bewiesen.

Die Zeit, die ich sonst mit Ihnen zu verleben pflegte, verbringe ich größtentheils im Freien, allein mit meinen Gedanken. Es ist daher nicht Einflüsterung Anderer, was ich noch hinzufüge: Seien Sie vorsichtig! Sie kommen faktisch der Regierung in diesem Augenblick zur Hülfe — man wird Sie eine Zeit lang gewähren lassen und dann die schwere Hand auf Sie legen, u. A. weil man I h n e n die Veröffentlichung der Varnhagenschen Tagebücher zur Last legt. Denken Sie an die αναρσια!

Mit herzlichem Händedruck

gez. L. Bucher.

VI.

Sonntag, 6. März 1864.

Sie müssen sich schon daran gewöhnen, nach jeder Consultation ein Separatvotum zu den Acten zu nehmen. Und ein eigentliches Separatvotum ist es was ich hier schreibe, die Ausführung eines Votums, das ich gestern abgegeben. Ich beschränkte mich darauf, ein Monitum gegen das Wort „intellektueller Urheber" zu erheben, in der Voraussetzung, daß, wenn Sie das Monitum gegründet fänden, Sie auch die übrigen ähnlichen Ausdrücke modificiren würden. Ueber Nacht bin ich aber darauf aufmerksam geworden, daß Sie vielleicht von der Gewöhnung zu wenig haben, in der ich vielleicht zu viel thue: sich in die Seele, in die Haut dessen zu versetzen, dessen Handlungsweise man beurtheilen, voraus berechnen will, daß Sie namentlich die erforderliche vorgängige Operation vielleicht nicht gründlich genug vornehmen: nämlich aus der eigenen Haut hinauszusteigen und sie von außen anzusehen. Zünden Sie sich eine frische Cigarre an und führen Sie den Proceß mit aller Muße und mit allem Humor durch. Kriechen Sie in diese Haut, auf der . . . . festgewachsen ist, denken Sie sich, daß Sie

damit umgingen, das allgemeine Wahlrecht zu octroyiren und daß Ihnen nun einfiele, in der Vertheidigungsrede des bösen Socialisten L. gelesen zu haben:

„Ich werde die Verfassung stürzen!"

und

„Ich bin der intellectuelle Urheber."

Ich weiß, was Sie mir antworten werden:

Er muß. Aber löst sich nicht alles Müssen in die Wahl unter zwei Uebeln auf? Und würde er das bezeichnete Uebel nicht als ein unerträgliches betrachten?

Ich stimme daher salvo meliore dafür, daß Sie die erste Phrase in das Passivum verändern: „Die Verfassung wird umgestürzt werden" und aus dem intellectuellen Urheber ein Vorläufer, Herold, oder sonst etwas der Art werde.

Herzlich der Ihrige

gez. L. B.

Bitte um die Faucher'sche Monatsschrift durch Ueberbringer.

VII.

Berlin, 15. Januar 1866.

Ew. Hochgeboren

habe ich von dem Urtheil in Kenntniß gesetzt, welches Herr Rodbertus über die Entwürfe Lassalle's und die Rathsamkeit einer Veröffentlichung oder Benutzung derselben ausgesprochen hat. Heute erhalte ich eine ausführliche schriftliche Motivirung dieses Urtheils. Da Ew. Hochgeboren mit einem biographischen Werke über L. und mit der Fortsetzung seiner agitatorischen Thätigkeit beschäftigt sind, und da ich eine richtige Behandlung jener Entwürfe für unendlich viel wichtiger halte im Interesse des Verstorbenen, als alle die Punkte, die Ew. Hochgeboren zum Gegenstande von Streitigkeiten zu machen sich gefallen, so setze ich mich über alle Bedenken hinweg, die zu nehmen ich so viel Grund hätte und überschicke Ew. Hochgeboren mit dem Ersuchen und unter der Bedingung der Rückgabe hiermit das Rodbertus'sche Schreiben vom 12. d. M., welches zu dem Schlusse gelangt, daß man dem wissenschaftlichen Andenken Lassalle's keinen ärgeren Streich spielen könnte, als wenn man den Agitationsplan veröffentlichte, in dem Lassalle ganz mit dem so heftig von ihm bekämpften Proudhon übereinstimmt. Rodbertus versteht die Sache und ist frei von jeder Eifersüchtelei. Ich glaube daher den Willen Lassalle's zu executiren, indem ich diese Scripta vernichte.

gez. Bucher.

„Ideale Fragen" von Lazarus.

Die soeben erschienene Sammlung von Lazarus' Reden und Vorträgen gehört zu den wenigen Büchern, welche der Berichterstatter zugleich freudigst anerkennen und höchlich preisen und dabei doch auch wieder heftig anfeinden muß. „Ideale Fragen" nennt Lazarus sein Buch,

---

*) Ideale Fragen in Reden und Vorträgen behandelt von Prof. Dr. M. Lazarus, Berlin, 1878. A. Hofmann u. Co.

und er hofft in der Vorrede, daß es vielleicht den einen und den andern edlen Geist auf eine Weile von dem Druck des Tages und von der Sorgen Last befreien, daß es ihn aus dem frostigen und fremden Gewirre der Zeit in die ewige Heimath der Ideen blicken lasse. Wir würden ohne Weiteres behaupten, daß Lazarus seine Absicht erreicht, und das Wohlgefallen an dem Buche würde ein ungetrübtes sein, wenn Lazarus nur die letzte Abhandlung, die „Gedanken über Aufklärung" weggelassen hätte. Das Buch wird durch eine bei der unlängst stattgefundenen Enthüllung des Herbart-Denkmals in Oldenburg gehaltene Rede eröffnet; die folgenden Aufsätze: Ein psychologischer Blick in unsere Zeit; das Herz; Zeit und Weile; endlich: „Ueber Gespräche" sind theilweise, wie der erste und letzte, wörtlich gehaltene Vorträge, theilweise, wie die beiden mittleren, Umarbeitungen und weitere Ausführungen solcher Vorträge. In allen diesen finden wir die Vorzüge vereinigt, die uns die bisherigen Schriften des Philosophen lieb und werth machten. Unbestritten ist Lazarus ein sehr bedeutender philosophischer Redner; es steht ihm wie nur wenigen die Gabe einer licht- und geschmackvollen Darstellung zu Gebote; er weiß durch sein Wort zu fesseln und anzuregen, zu erheben und zu begeistern. Er ist aber zugleich auch ein bedeutender philosophischer Schriftsteller; seine Vorträge gehören nicht blos durch die Vollendung der Form, sondern auch durch ihren Inhalt, durch feine Beobachtung nicht minder wie durch streng wissenschaftliches Forschen mit zu dem bedeutendsten, was die Literatur der Gegenwart aufzuweisen. Form und Inhalt stehen in so glücklichem Verhältniß zu einander, daß, wenn auch der Zauber, welchen die in freiem Vortrage entströmende Rede auf den gespannt lauschenden Zuhörer ausübt, nothwendig schwindet, sobald eben diese Rede gedruckt vor uns liegt, doch immer noch genug übrig bleibt, um einen Rückschluß auf den Eindruck, den die Hörer empfangen, zu gestatten.

Auch der oben erwähnte Vortrag, die „Gedanken über Aufklärung", ist vortrefflich geschrieben; aber je festere Wurzel die hier vorgetragenen Halbheiten bei so vielen der Gebildeten gefaßt haben, um so energischer muß der Protest sein, der gegen sie zu erheben. Die Begründung dieses Protestes soll für heute unsere Aufgabe sein.

Am Anfange erklärt Lazarus, es sei Zeit, daß wir wieder einmal wie zu den Zeiten der Aufklärung, in weiteren Kreisen offen und ehrlich bekennen, was an den Ueberlieferungen der Vergangenheit vernünftig und was unvernünftig ist. Es ist Zeit, heißt es, daß wir wieder einmal aufhören, zu verschweigen, zu vertuschen, zu vermitteln: das Zeitalter braucht nur wieder einmal an den Fesseln zu rütteln und viele werden brechen. Dieser Anfang läßt das Beste erwarten. Also doch endlich wieder einmal, wird so mancher vermuthen, einer jener kühnen Denker, der vor keiner Consequenz zurückscheut, der unerschrocken gegen die Liberalen und ihre Halbheiten Front macht. Allein wir brauchen nur wenig Zeilen weiter zu lesen, so werden wir schon stutzig. Denn wir finden dort die Behauptung, daß die Aufklärung sich heute vornehmlich auf eine positive, erhaltende, schöpferische Thätigkeit zu wenden hat, um religiöse Gesinnung in dem nachwachsenden Geschlechte zu erzeugen; und weiterhin heißt es: „Die Macht der Aufklärung und das Ziel derselben liegt nicht in der Negation." Dies klingt allerdings so, als hätten wir einen Verehrer der Herren K. Schwarz oder Schenkel

vor uns, jener Helden der richtigen Mitte, welchen die Freien zu frei und die Strenggläubigen zu streng sind. Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen läßt uns denn Lazarus auch nicht im Zweifel, welcher Fahne er folge. Er sagt von der Bibel, die er mit Vorliebe die Heilige Schrift nennt: Wir alle müssen an uns fortwährend arbeiten, um die Belehrung und Weisung und Erhebung daraus zu schöpfen, die sie uns gewähren kann. Denn sie ist eine Quelle religiöser Weisheit und Gemüthstiefe; die ganze heilige Schrift, heißt es S. 336, ist zugleich im Sinne und im Dienste der Aufklärung, ein Buch von unübertroffenem Werthe. Es ist ihm daher „religiöse" Thätigkeit, die Schrift auf ihren wahren Inhalt und wirklichen Ursprung historisch zu erforschen, an ihrem Inhalt und durch diese Forschung sich zu erbauen, und nichts ist mehr zu beklagen, als daß unser gegenwärtiges Geschlecht es viel zu sehr verlernt hat, in der Bibel zu lesen. Dies alles stimmt die Hoffnungen, welche jener Anfang in uns rege werden ließ, um ein Bedeutendes herab. Wer über die Bibel noch so sprechen kann, wie dies Lazarus gethan, der bekennt damit offen, daß er keinen Theil haben mag an jenem verruchten Straußischen „Wir", daß die Wissenschaft umkehren müsse auf jenem gefährlichen Wege, den sie die Jung-Hegelianer geführt haben; der flüchtet sich voll Besorgniß zu den Scharen derer, welche auf dem breiten und sichern Pfade des Althergebrachten wandeln.

Also nicht in der Negation liegt das Wesen der Aufklärung; sie soll vielmehr, heißt es anderwärts, der Religion die Reinheit und Hoheit geben, vermöge deren sie über alle andern idealen Bestrebungen sich erheben kann. Wie löst nun Lazarus diese Aufgabe?

Der Aufklärung des vorigen Jahrhunderts wirft er es vor, daß sie die Vernunft immer als etwas Festes und Fertiges, als ein bestimmtes Abgeschlossenes, Sichselbst-Gleiches betrachtet. In Wirklichkeit ist sie, erwidert er, gar kein System, sondern eine Methode; nicht der Denkinhalt, sondern eine Denkweise wird durch sie bestimmt. Nicht um einen bestimmten Lehrgehalt handelt es sich, welcher durch dieselbe uns überliefert werden soll, sondern nur um eine Form geistiger Arbeit, um den specifischen, psychologischen Prozeß, den wir an uns oder Andern vollziehen sollen. Es handelt sich nicht um Aufhebung des Alten, wohl aber um Erhebung und Vertiefung desselben. Aufklärung heißt nicht Altes verwerfen oder Neues fordern, sondern ein jedes Alte als ein Neues in sich selbst wiederherstellen. Die Gedanken eines Menschen sollen aus seinem eigenen Denken hervorgehen, sein eigenes Urtheil sein, im Unterschiede von bloßen Erinnerungs- oder Ueberlieferungsurtheilen. Man soll nicht bei dem Gegensatz von Wahrheit und Unwahrheit haften bleiben, sondern man soll einsehen, wie gefundene Wahrheit erhöht und verfeinert, gefundene Einsicht vertieft, gefundene Erkenntniß erweitert werden muß. Ist ja doch auch am Protestantismus das wahrhaft Große nicht das veränderte Dogma gewesen, sondern das Protestiren; alles wahrhaft reine Forschen, das heißt alles Forschen ohne sich vorher an ein bestimmtes Ziel zu binden, ist Protestantismus, ist Protestiren gegen Stillstand der Wahrheit und ihrer Erkenntniß. Handelt es sich ja doch auch bei der Bibel nicht allein darum, daß eine Wahrheit darin gefunden und auf passive Weise angenommen wird, sondern darum, daß der Prozeß der Aneignung der Wahrheit, die anziehende und abstoßende Kraft derselben innerlich erlebt wird. Ist ja doch endlich auch an

Männern wie Augustin, Luther, Lessing das Große und Vorbildliche nicht die schließliche Meinung, die sie errungen haben, sondern das Ringen um dieselbe. Es soll sich daher auch Niemand rühmen, allein den rechten Glauben zu haben; nur aller Demuth, die dem Menschen ziemt, zum Trotz, kann ein Mensch oder eine Secte behaupten, wir allein haben den rechten Glauben oder die rechte Gnade.

Mit diesen Sätzen nun können wir uns nicht einverstanden erklären. Es soll sich also, um mit dem Letzten anzufangen, Niemand seines Glaubens rühmen, sondern immer bescheidentlich auch dessen eingedenk sein, daß er auch irren und daß ja auch Entgegengesetztes wahr sein könne. Wäre diese Mahnung des Herrn Lazarus immer befolgt worden, so wäre die Weltgeschichte noch nicht gar weit vorwärts gekommen. Herr Lazarus möge doch an die ersten Christen denken. Was anders hat diesen denn die Begeisterung, die Kraft verliehen, Marter und Tod standhaft zu ertrrgen und trotz Armuth und Banden voll Stolz und voll Mitleid den Heiden gegenüber ihres Glaubens zu leben? Ist es nicht die feste unerschütterliche Zuversicht, daß sie allein auf dem rechten Pfade? Ist es nicht das felsenfeste, einer Welt trotzbietende Vertrauen auf ihren Herrn und ihren Heiland gewesen? Sollten sie sich etwa in Demuth vor den Heiden beugen und daran denken, daß doch auch diese die Wahrheit besitzen könnten? Das Wort „Toleranz" ist ein gar schönes Wort; andererseits aber giebt es auch wenige, mit denen mehr Mißbrauch getrieben und die in gleicher Weise falsch verstanden würden. Es giebt zwar heutzutage wenige, welche das Wort des großen Friedrich, daß in seinen Staaten ein Jeder nach seiner Façon selig werden könne, ohne Einschränkung anerkennen und den König darob preisen. Allein man übersieht dabei vollständig die Zeit, in der dies Wort gesprochen. Schon damals war das Christenthum im Sinken begriffen; dem großen König konnte weder der Katholicismus noch der Protestantismus, weder das Christenthum noch überhaupt eine der bestehenden Religionen genügen, andererseits waren damals auch noch nicht durch die Philosophie die Keime zu einer neuen Religion gelegt worden. Nun aber denke man sich einmal, Friedrich hätte mit Gluth und Feuer eine der bestehenden Religionen vertheidigt, er wäre echter Katholik oder begeisterter Protestant gewesen, oder auch, er hätte für eine neue Religion geschwärmt. Hätte es da nicht zu seinen erhabensten Aufgaben gehören müssen, der Wohlthat seines Glaubens auch andere theilhaftig werden zu lassen, die Andersgläubigen mit allen ihm gesetzlich zustehenden Mitteln zu bekehren? Toleranz ist nur zu oft Indifferentismus; derjenige kann leicht tolerant sein, der überhaupt nicht von irgend einer bestimmten religiösen Wahrheit durchdrungen ist. Auch in unsern Tagen ist Toleranz leider das Feldgeschrei; wohin dies führt, das zeigt unter anderm jener berüchtigte Erlaß der Schuldeputation.

Wenn Lazarus ferner behauptet, daß an Männern wie Luther oder Lessing das Große nicht das wäre, was sie errungen, sondern dies Ringen selbst, so kann er sich dabei allerdings auch auf ein Wort des großen Lessing selbst berufen. Allein was wüßten wir denn von Lessing oder von Luther, wenn es immer nur beim bloßen Ringen geblieben und wenn ihr Ringen nicht in so eminenter Weise von Erfolg gekrönt gewesen wäre, wenn sie nicht Staunenswerthes geschaffen, erreicht hätten? Beide haben doch bestimmte Wahrheiten entdeckt, Positives ge-

leistet, und eben diese Leistungen, diese Entdeckungen und Schöpfungen sichern ihnen unsere Verehrung und die Unsterblichkeit. Auch beim Protestantismus, ja bei der Bibel soll es nach Lazarus viel weniger auf das ankommen, was sie wirklich positiv lehren. Er spricht hierbei von einer anziehenden und abstoßenden Kraft der Wahrheit; beim besten Willen aber kann ich mir unter dieser abstoßenden Kraft nichts Bestimmtes vorstellen und würde ihm für eine Erläuterung verbunden gewesen sein. Protestantismus soll alles wahrhaft freie Forschen, das heißt alles das Forschen sein, welches sich nicht vorher an ein bestimmtes Ziel bindet. Wenn dies wahr ist, dann ist jeder andere eher ein Protestant als Luther oder als alle die Begründer der protestantischen Lehre. Denn allen diesen war die Bibel selbst eine unübersteigliche Schranke; sie war ihnen der Fels, an dem sich die Wogen der freien Forschung brachen: sie galt ihnen für unantastbar; und wehe einer Theologie, vielmehr einer Wissenschaft, welche wie die unseres Jahrhunderts es unternommen haben würde, die Autorität derselben zu untergraben: mit Entsetzen und mit Abscheu hätte sich Luther, dem es vor allem darauf ankam, daß sie das Wort sollen stahn lassen, von ihnen abgewendet.

Doch wir wenden uns zum Wichtigsten, zu Lazarus' Definition von Aufklärung.

Es handelt sich, meint er, nicht um das Was? sondern um das Wie? das Alte soll nicht aufgehoben, sondern vertieft werden; die Gedanken des Menschen sollen aus seinem eigenen Denken hervorgehen, sein eigenes Urtheil sein. Das Letztere kann unbedenklich zugegeben werden, und doch kommen wir damit dem eigentlichen Ziele nicht näher. Was ist nämlich denn zu thun, wenn sich das Alte überhaupt nicht mehr vertiefen läßt, wenn nachgewiesen wird, daß es sich überlebt hat, daß es für die Gegenwart ein überwundener Standpunkt ist, daß die Gegenwart die Quellen religiöser Weisheit und Gemüthstiefe nur dann findet, wenn sie sich vom Alten losmacht und das Neue in sich aufnimmt? Dies aber ist faktisch die augenblickliche Lage der Dinge. Die moderne Weltanschauung, welche ihren vollkommensten Ausdruck in der durch Strauß und Feuerbach weitergebildeten Hegel'schen Philosophie gefunden, steht in schroffer Opposition zu dem „Alten", zum Christenthum. Sie hat erkannt, daß der Mensch frei ist, daß er aber zum Bewußtsein dieser Freiheit erst ganz allmählig kommen konnte. Die Heiden beugten sich vor vielen Göttern, die Christen vor dem einen; erst unserm Jahrhundert war die Erkenntniß beschieden daß all die Prädikate, welche früher die Menschheit einem von ihr verschiedenen höchsten Wesen beilegte, in ihr selber vereinigt sind, daß mit einem Worte der Mensch selbst Gott ist; nicht der Mensch Jesus Christus, sondern die Gesammtheit der Individuen. Und dies sollte nicht etwas Neues sein? auf dieser Grundlage sollte sich nicht ein bestimmtes System, „etwas Festes und Fertiges", entwickeln lassen? Wie kann hier noch von Vertiefung des Alten die Rede sein? Will freilich Lazarus im Christenthum auch nur eine Vertiefung des Heidenthums erblicken, so ist aller Streit beigelegt; nur wäre zu wünschen, daß er jedesmal ganz ausdrücklich betonte, daß sich die Gegenwart genau so zum Christenthum verhalte wie dieses zum Heidenthum.

Wir verlangen hiermit allerdings das, was Lazarus Dogmatismus nennt, aber trifft denn nicht der gleiche Vorwurf auch Lazarus, ja

überhaupt einen jeden, der seine Ueberzeugung ausspricht und für dieselbe Geltung verlangt? Auch Lazarus stellt es ja als „etwas Festes und Fertiges" hin, daß das Alte zu vertiefen, daß die Gedanken eines Menschen aus seinem eigenen Denken hervorgehen sollen. Er beansprucht, daß diese seine Forderung anerkannt werde; müßte er sich nicht vielmehr bescheiden, seinen Prinzipien zufolge auch an die Möglichkeit des Irrthums glauben und müßte die Gefahr, seinen Irrthum weiter zu verbreiten, ihn nicht von der Veröffentlichung seiner Ansicht abgehalten haben? Auf der andern Seite folgt für einen, welcher begeistert dem neuen Geiste anhängt, durchaus noch nicht, daß nun alles freie Forschen, aller Fortschritt aufhöre und daß wir nun am Ende unserer Entwickelung seien. Wenn jetzt die Menschheit, nachdem sie in den bisherigen Jahrtausenden dem Götterglauben gehuldigt, erkennt, daß sie selbst dieser Gott sei, wenn sie also zu sich selbst kommt, so ist damit allerdings eine Stufe in der Entwickelung erreicht, über welche hinaus nichts Höheres gedacht werden kann. Allein bis jetzt hat ja noch gar nicht die Menschheit diese Stufe erreicht; bis jetzt sind es nur wenige, welchen dies Ideal als ein in weiter Ferne liegendes vorschwebt. Es werden noch große Zeiträume vergehen, bis sich dies Bewußtsein allgemein Bahn gebrochen und aller Götterglaube vom Erdboden vertilgt ist. Nicht blos um die Ausbreitung eben dieser Lehre handelt es sich, sondern auch um ihren Ausbau. Es müssen nach allen Seiten hin die Consequenzen gezogen, das Leben muß nach allen Richtungen hin neu geordnet, reformirt werden. Und dies ist doch wahrlich ein gewaltiges Stück Arbeit, welches damit die künftigen Jahrhunderte auf sich nehmen; von Versumpfung also, von einem „die Hände in den Schooß legen" kann auch für den, welcher sich den Ausführungen von Lazarus schroff entgegenstellt, nicht die Rede sein.

Doch wird hier Lazarus einwenden, die Voraussetzung, welche dieser Polemik zu Grunde liegt, sei eine unerwiesene; es werde hier Hegel gefeiert, er selbst aber sei Herbartianer und erkenne die Resultate von Hegel und dessen Schule nicht an. Hieraus folgt jedoch nichts anderes, als daß er, einige gelegentliche Bemerkungen abgerechnet, die Hegel'sche Schule nicht hätte so vornehm ignoriren sollen. Was Lazarus gegen den Aberglauben und gegen den Wunderglauben vorbringt, halten wir für das Vorzüglichste in seiner Abhandlung; er hätte aber noch weit schwereres Geschütz auffahren können, wenn er sich die, welche längst vor ihm gegen den Wunderglauben zu Felde gezogen sind, als Bundesgenossen herbeigeholt hätte.

Für Jemanden, dem Strauß gezeigt hat, wie der Aberglaube zu bekämpfen, erscheinen die hier gebrauchten Waffen doch etwas stumpf und die Taktik doch etwas zahm. Lazarus dringt fortwährend darauf, daß alles auf die psychologische Analyse, auf eindringende psychologische Gesichtspuncte ankomme und er bekennt im Anfange, daß „die Leistungsfähigkeit seiner Wissenschaft in Bezug auf seine Aufgabe noch so gering sei". Dieser letzte Satz wird allerdings durch nichts treffender illustrirt als durch vorliegenden Aufsatz selbst.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 13. September 1878. Nr. 37.

„Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie."

In dem jetzt anhebenden großen Processe um Leben und Tod der wichtigsten Freiheitsrechte in Deutschland ist die Sammlung der Haupt-Aktenstücke eine Vorbedingung jeder späteren abschließenden Besprechung. Nehme der geneigte Leser also das Folgende in Geduld hin:

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen &c. verordnen im Namen des Reichs, nach erfolgter Zustimmung des Bundesraths und des Reichstags, was folgt:

§ 1. Vereine, welche socialdemokratischen, socialistischen oder communistischen, auf Untergrabung der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung gerichteten Bestrebungen dienen, sind zu verbieten.

Den Vereinen stehen gleich Verbindungen jeder Art, insbesondere genossenschaftliche Kassen.

§ 2. Zuständig für das Verbot ist die Landespolizeibehörde.

Das Verbot ist durch den „Reichsanzeiger" bekannt zu machen. Dasselbe ist für das ganze Bundesgebiet wirksam und umfaßt alle Verzweigungen des Vereins, sowie jeden vorgeblich neuen Verein, welcher sachlich als der alte sich darstellt.

§ 3. Auf Grund des Verbots sind die Vereinskasse, sowie alle für Zwecke des Vereins bestimmte Gegenstände durch die Polizeibehörde in Beschlag zu nehmen.

Nachdem das Verbot endgiltig geworden, sind das in Beschlag genommene Geld sowie die in Beschlag genommenen Gegenstände unbeschadet der Ansprüche dritter Personen der Armenkasse des Orts der Beschlagnahme zu überweisen.

Gegen die Anordnungen der Polizeibehörde findet nur die Beschwerde an die Aufsichtsbehörden statt.

§ 4. Gegen das Verbot steht dem Vereinsvorstande die Beschwerde an den Bundesrath offen. Dieselbe ist innerhalb einer Woche nach der Zustellung des Verbots bei der Behörde anzubringen, welche dasselbe erlassen hat.

Die Beschwerde hat keine aufschiebende Wirkung.

§ 5. Versammlungen, von denen anzunehmen ist, daß sie Bestrebungen der im § 1 bezeichneten Art dienen werden, sind zu verbieten. Versammlungen, in welchen solche Bestrebungen zu Tage treten, sind aufzulösen.

Den Versammlungen werden öffentliche Festlichkeiten und Aufzüge gleichgestellt.

Zuständig für das Verbot und die Auflösung ist die Polizeibehörde. Gegen die Anordnungen derselben findet nur die Beschwerde an die Aufsichtsbehörden statt.

§ 6. Druckschriften, welche Bestrebungen der im § 1 bezeichneten Art dienen, sind zu verbieten.

Bei periodischen Druckschriften kann das Verbot sich auch auf das fernere Erscheinen derselben erstrecken.

§ 7. Zuständig für das Verbot ist die Landespolizeibehörde —, wenn es sich um das Verbot des ferneren Erscheinens einer periodischen Druckschrift handelt, die

Landespolizeibehörde des Bezirks, in welchem die Druckschrift erscheint. Das Verbot der ferneren Verbreitung einer im Auslande erscheinenden periodischen Druckschrift steht dem Reichskanzler zu.

Das Verbot ist in allen Fällen durch den „Reichsanzeiger" bekannt zu machen und für das ganze Bundesgebiet wirksam.

§ 8. Gegen das von der Landespolizeibehörde erlassene Verbot steht dem Verleger sowie dem Herausgeber der Druckschrift die Beschwerde an den Bundesrath offen.

Die Beschwerde ist innerhalb einer Woche nach der Zustellung des Verbots bei der Behörde anzubringen, welche dasselbe erlassen hat.

Die Beschwerde hat keine aufschiebende Wirkung.

§ 9. Auf Grund des Verbots sind die von demselben betroffenen Druckschriften da, wo sie sich zum Zwecke der Verbreitung vorfinden, in Beschlag zu nehmen. Die Beschlagnahme kann sich auf die zur Vervielfältigung dienenden Platten und Formen erstrecken; bei Druckschriften im engeren Sinne hat auf Antrag des Betheiligten statt Beschlagnahme des Satzes das Ablegen des letzteren zu geschehen. Die in Beschlag genommenen Druckschriften, Platten und Formen sind, nachdem das Verbot endgiltig geworden ist, unbrauchbar zu machen.

Gegen die Anordnungen der Polizeibehörde findet nur die Beschwerde an die Aufsichtsbehörden statt.

§ 10. Die Polizeibehörde ist befugt, Druckschriften der im § 6 bezeichneten Art, sowie die zu ihrer Vervielfältigung dienenden Platten und Formen schon vor Erlaß eines Verbots vorläufig in Beschlag zu nehmen. Die in Beschlag genommene Druckschrift ist innerhalb 24 Stunden der Landespolizeibehörde einzureichen. Letztere hat entweder die Wiederaufnahme der Beschlagnahme sofort anzuordnen oder innerhalb einer Woche das Verbot zu erlassen. Erfolgt das Verbot nicht innerhalb dieser Frist, so erlischt die Beschlagnahme und müssen die einzelnen Stücke, Platten und Formen freigegeben werden.

§ 11. Das Einsammeln von Beiträgen zur Förderung der im § 1 bezeichneten Bestrebungen sowie die öffentliche Aufforderung zur Leistung solcher Beiträge sind polizeilich zu verbieten. Das Verbot ist öffentlich bekannt zu machen. Gegen das Verbot findet nur die Beschwerde an die Aufsichtsbehörden statt.

§ 12. Wer an einem verbotenen Vereine (§ 2) mit Kenntniß oder nach erfolgter öffentlicher Bekanntmachung des Verbots als Mitglied sich betheiligt, oder eine Thätigkeit im Interesse eines solchen Vereins ausübt, wird mit Geldstrafe bis zu fünfhundert Mark oder mit Haft oder mit Gefängniß bis zu drei Monaten bestraft. Eine gleiche Strafe trifft denjenigen, welcher an einer verbotenen Versammlung (§ 5) mit Kenntniß des Verbots sich betheiligt, oder welcher nach polizeilicher Auflösung einer Versammlung (§ 5) sich nicht sofort entfernt.

Gegen diejenigen, welche sich an dem Verein oder an der Versammlung als Vorsteher, Leiter, Ordner, Agenten, Redner oder Kassirer betheiligen, oder welche zu der Versammlung auffordern, ist auf Gefängniß von Einem Monate bis zu Einem Jahre zu erkennen.

§ 13. Wer für einen verbotenen Verein oder für eine verbotene Versammlung mit Kenntniß oder nach erfolgter öffentlicher Bekanntmachung des Verbots Räumlichkeiten hergiebt, wird mit Gefängniß von Einem Monat bis zu Einem Jahre bestraft.

§ 14. Wer eine verbotene Druckschrift (§§ 6, 7) mit Kenntniß oder nach erfolgter öffentlicher Bekanntmachung des Verbots, oder wer eine von der vorläufigen Beschlagnahme betroffene Druckschrift (§ 10) mit Kenntniß der Beschlagnahme verbreitet, fortsetzt oder wieder abdruckt, wird mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark oder mit Haft oder mit Gefängniß bis zu sechs Monaten bestraft.

§ 15. Wer einem nach § 11 erlassenen Verbote mit Kenntniß oder nach erfolgter öffentlicher Bekanntmachung desselben zuwiderhandelt, wird mit Geldstrafe bis zu fünfhundert Mark oder mit Haft oder mit Gefängniß bis zu drei Monaten bestraft. Außerdem ist das zufolge der verbotenen Sammlung oder Aufforderung Empfangene oder der Werth desselben der Armenkasse des Orts der Sammlung für verfallen zu erklären.

§ 16. Personen, welche es sich zum Geschäft machen, die im § 1 bezeichneten Bestrebungen zu fördern, oder welche nach rechtskräftiger auf Grund dieses Gesetzes erfolgter Verurtheilung wegen einer darauf begangenen Zuwiderhandlung gegen dasselbe rechtskräftig zu einer Strafe verurtheilt worden sind, kann der Aufenthalt

in bestimmten Bezirken oder Orten versagt werden. Wenn sie Ausländer sind, können sie von der Landespolizeibehörde aus dem Bundesgebiet ausgewiesen werden.

Unter gleichen Voraussetzungen kann Buchdruckern, Buchhändlern, Leihbibliothekaren und Inhabern von Lesecabinetten, sowie Gastwirthen, Schankwirthen und Personen, welche Kleinhandel mit Branntwein oder Spiritus treiben, der Betrieb ihres Gewerbes untersagt werden.

Personen, welche es sich zum Geschäft machen, die im § 1 bezeichneten Bestrebungen zu fördern oder welche auf Grund einer Bestimmung dieses Gesetzes rechtskräftig zu einer Strafe verurtheilt worden sind, kann die Befugniß zur gewerbsmäßen oder nicht gewerbsmäßigen öffentlichen Verbreitung von Druckschriften sowie die Befugniß zum Handel mit Druckschriften im Umherziehen entzogen werden.

Druckereien, welche geschäftsmäßig zur Förderung der im § 1 bezeichneten Bestrebungen benutzt werden, können geschlossen werden.

§ 17. Zuständig für die im § 16 vorgesehenen Verfügungen ist die Landespolizeibehörde.

Gegen dieselbe steht den Betroffenen die Beschwerde an den Bundesrath offen.

Die Beschwerde ist innerhalb einer Woche nach Zustellung der Verfügung bei der Behörde anzubringen, welche dieselbe erlassen hat.

Die Beschwerde hat keine aufschiebende Wirkung.

§ 18. Wer den auf Grund des § 16 erlassenen Verfügungen zuwiderhandelt, wird in den Fällen des Absatzes 1 mit Gefängniß von Einem Monat bis zu Einem Jahre, in den übrigen Fällen mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark, oder mit Haft oder mit Gefängniß bis zu sechs Monaten bestraft.

§ 19. Der Bundesrath bildet zur Entscheidung der an denselben auf Grund dieses Gesetzes gelangenden Beschwerden aus seiner Mitte einen besonderen Ausschuß.

Der Ausschuß besteht aus sieben Mitgliedern. Dieselben sind bei der Entscheidung an Instructionen nicht gebunden.

Die Entscheidungen des Ausschusses werden im Namen des Bundesraths erlassen und sind endgiltig.

§ 20. Für die Bezirke oder Ortschaften, in welchen durch die im § 1 bezeichneten Bestrebungen die öffentliche Sicherheit bedroht ist, können von den Centralbehörden der Bundes-Staaten die folgenden Anordnungen, soweit sie nicht bereits landesgesetzlich zulässig sind, mit Genehmigung des Bundesraths für die Dauer von längstens Einem Jahre getroffen werden:

1) daß Versammlungen nur mit vorgängiger Genehmigung der Polizeibehörde stattfinden dürfen;

2) daß die Verbreitung von Druckschriften auf öffentlichen Wegen, Straßen, Plätzen oder anderen öffentlichen Orten nicht stattfinden darf;

3) daß Personen, von denen eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit oder Ordnung zu besorgen ist, der Aufenthalt in den Bezirken oder Ortschaften versagt werden kann;

4) daß der Besitz, das Tragen, die Einführung und der Verkauf von Waffen verboten, beschränkt oder an bestimmte Voraussetzungen geknüpft wird.

Die getroffenen Anordnungen sind durch den „Reichsanzeiger" bekannt zu machen.

Wer diesen Anordnungen oder den auf Grund derselben erlassenen Verfügungen mit Kenntniß oder nach erfolgter öffentlicher Bekanntmachung zuwiderhandelt, wird mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark oder mit Haft oder mit Gefängniß bis zu sechs Monaten bestraft.

§ 21. Welche Behörden in jedem Bundesstaat unter der Bezeichnung Landespolizeibehörde, Polizeibehörde zu verstehen sind, wird von der Centralbehörde des Bundesstaates bekannt gemacht.

§ 22. Dieses Gesetz tritt sofort in Kraft.

Urkundlich ꝛc.

Gegeben ꝛc.

Begründung.

In Erkenntniß der Gefahren, von welchen Staat und Gesellschaft durch das Umsichgreifen der socialdemokratischen Bewegung bedroht sind, legten die verbündeten Regierungen im Mai d. J., aus Anlaß des gegen Seine Majestät den Kaiser verübten Attentates, dem Reichstage den Entwurf eines Gesetzes zur Abwehr socialdemokratischer Ausschreitungen vor (vgl. Drucksachen des Reichstages II. Session 1878 No. 274.). Der Reichstag lehnte diese Vorlage ab.

Bald darauf zeigte ein abermaliger Mordversuch gegen Seine Majestät den

Kaiser von Neuem, wie leicht eine, jedes sittliche und rechtliche Gebot verachtende Gesinnung bis zu mörderischen Thaten sich zu steigern vermag, und zahlreiche Fälle von Majestätsbeleidigungen, welche sich an jenes erschütternde Ereigniß knüpften, lieferten den Beweis, wie weit solche Gesinnung bereits um sich gegriffen hat. Die verbündeten Regierungen sind dadurch in der Ueberzeugung bestärkt worden, daß es zum Schutze von Staat und Gesellschaft unerläßlich sei, der verderblichen Agitation der Socialdemokratie Einhalt zu thun, welche als die Hauptursache der zu Tage getretenen Verwirrung der Rechtsbegriffe und Verwilderung der Gemüther angesehen werden muß. Die Regierungen sind nach wie vor der Meinung, daß es zu diesem Zwecke des Erlasses gesetzlicher Vorschriften bedürfe, welche direkt und ausschließlich gegen die socialdemokratische Bewegung gerichtet sind.

Der vorliegende Entwurf eines Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie stimmt daher in seinen Grundgedanken mit der früheren Vorlage überein.

Die Bestrebungen der Socialdemokratie sind auf die praktische Verwirklichung der radicalen Theorien des modernen Socialismus und Communismus gerichtet. Nach diesen Theorien ist die heutige Produktionsweise als unwirthschaftlich und als eine ungerechte Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital zu verwerfen. Die Arbeit soll von dem Kapital emancipirt, das Privatkapital in Collectivkapital, die individuelle, durch Concurrenz sich regelnde Produktion in eine genossenschaftliche planmäßige Produktion verwandelt werden; das Individuum soll in der Gesellschaft aufgehen. Die socialdemokratische Bewegung unterscheidet sich scharf von den humanitären Bestrebungen für das Wohl der arbeitenden Klassen dadurch, daß sie davon ausgeht, eine Hebung der Lage derselben auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung sei unmöglich und nur durch die erwähnte Socialrevolution erreichbar. Die Durchführung einer solchen Revolution soll, unter gleichzeitiger Umwälzung der bestehenden Staatsverfassungen, durch eine internationale Cooperation der arbeitenden Klassen aller Culturstaaten erfolgen. Diesen revolutionären und internationalen Charakter hat die Bewegung insbesondere seit der im September 1864 zu London erfolgten Gründung der „Internationalen Arbeiter-Association“ erlangt (vergl. deren Statuten in der Anlage A. unter I.).

In Deutschland fand die erste Organisation socialdemokratischer Bestrebungen im Jahre 1863 durch Lassalle statt. Der von demselben gestiftete „Allgemeine Deutsche Arbeiterverein“ (vergl. Anlage A. unter II.) hatte noch einigermaßen ein reformatorisches und nationales Gepräge. Bald jedoch trennten sich die radikaleren Elemente und im August 1869 wurde zu Eisenach unter der Bezeichnung „socialdemokratische Arbeiterpartei“ eine Filiale der internationalen Arbeiterassociation gegründet (vergl. Eisenacher Programm, Anlage A. No. III.).

Die „socialdemokratische Arbeiterpartei“ und der „Allgemeine Arbeiterverein“ bekämpften sich gegenseitig eine Zeit lang auf das Heftigste, bis allmählich die radikale und antinationale Richtung die Oberhand gewann. Im Mai 1875 fand auf dem Congresse in Gotha die Wiedervereinigung der bis dahin getrennten Gruppen der deutschen Socialdemokratie zu einer einheitlichen Verbindung unter der Bezeichnung „die socialistische Arbeiterpartei Deutschlands“ statt. Das Programm dieser neuen Verbindung läßt über die revolutionären und kommunistischen, den Tendenzen der „Internationale“ im Wesentlichen entsprechenden Grundsätze und Endziele der Verbindung keinen Zweifel (vergl. Anlage A. No. IV.).

Dieselbe erstreckt sich über ganz Deutschland. Daneben besteht eine große Anzahl von lokalen socialdemokratischen Vereinen und gewerbliche Fachvereine gleicher Richtung verzweigen sich über das ganze Bundesgebiet.

Auf dem allgemeinen Socialistencongresse, welcher im Herbste 1877 in Gent abgehalten wurde, und an welchem ein Delegirter der socialistischen Arbeiterpartei Deutschlands Theil nahm, fand die „großartige Organisation“ der deutschen Socialdemokratie ungetheilte Anerkennung. Auf diesem Congresse wurde der internationale Bund durch Constituirung einer allgemeinen Union der socialistischen Partei erneuert. In dem bezüglichen Manifeste (siehe Anlage A. No. V.) wird der gemeinsame Operationsplan dargelegt und besonders die Nothwendigkeit der politischen Aktion als eines mächtigen Mittels der Agitation, der Propaganda, der Volkserziehung und der Gruppirung (Organisation) betont. Das Manifest schließt mit den Worten:

Möge bei jedem Volke die Klasse der Enterbten sich als große, von allen Bourgeoisparteien scharf abgegrenzte Partei konstituiren, und möge diese socia-

listische Partei Hand in Hand marschiren mit der socialistischen Partei aller übrigen Länder.

Es gilt den Kampf um all' eure Rechte, es gilt die Vernichtung aller Privilegien!

Proletarier aller Länder vereinigt Euch!

Es handelt sich also um nichts weniger, als um den Bruch mit der gesammten bisherigen Rechtsentwickelung der Culturstaaten, um eine radicale Umwälzung der bestehenden Besitz- und Eigenthumsverhältnisse von unten auf.

Die Organisation des „Proletariats", die Zerstörung der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung und die Herstellung der „socialistischen Gesellschaft und des socialistischen Staates" durch das organisirte Proletariat, das sind die ausgesprochenen Endziele der Socialdemokratie.

Diesen Zielen entspricht die in Wort und Schrift mit leidenschaftlicher Energie betriebene wohlorganisirte socialistische Agitation und deren Methode. Die Agitation sucht in den ärmeren und weniger gebildeten Schichten der Bevölkerung Unzufriedenheit mit ihrer Lage, sowie die Ueberzeugung von der Hoffnungslosigkeit derselben unter der bestehenden Rechtsordnung zu verbreiten, sie, als die „Enterbten", zu Neid und Haß gegen die übrigen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft aufzureizen. Die sittlichen und religiösen Ueberzeugungen, welche die Gesellschaft zusammenhalten, werden erschüttert, Ehrfurcht und Pietät verhöhnt, die Rechtsbegriffe der Massen werden verwirrt, die Achtung vor dem Gesetze wird zerstört. Die gehässigsten Angriffe und Schmähungen gegen das Deutsche Reich und seine Institutionen, gegen das Königthum und gegen das Heer, dessen ruhmreiche Geschichte verunglimpft wird, geben der socialistischen Agitation in Deutschland ein specifisch antinationales Gepräge; sie entfremdet die Gemüther der heimischen Sitte und dem Vaterlande. — Die Darstellungen, welche in Wort und Schrift von früheren revolutionären Ereignissen gegeben werden, die Verherrlichung bekannter Revolutionsmänner, sowie der Thaten der Pariser Commune sind geeignet, revolutionäre Gelüste und Leidenschaften zu erregen und die Massen zu Gewaltthätigkeiten geneigt zu machen.

Die Beläge für diese Art der Agitation liefern in großem Umfange die socialdemokratische Presse und die Reden der Führer und Agitatoren. Die Agitation hat im Laufe der letzten Jahre, wie das Hauptorgan der deutschen Socialdemokratie, der „Vorwärts" (siehe Agitationsnummer No. 65. de 1878) triumphirend hervorhebt, eine „riesige" Ausdehnung gewonnen; sie ist in Kreise gedrungen, welche ihr früher unzugänglich waren. Die Zahl der socialdemokratischen Zeitschriften und ihrer Abonnenten, die massenhafte Verbreitung socialdemokratischer Druckschriften aller Gattungen — Flugblätter, Brochüren, Lieder- und Bilderbücher, Kalender — sowie die Zahl der geschulten socialistischen Agitatoren und Wanderredner sind in stetigem Zunehmen begriffen. Die Erfolge der Agitation sind in der starken Vermehrung der Stimmen hervorgetreten, welche der Socialdemokratie bei politischen und kommunalen Wahlen zugefallen sind, und dementsprechend ist die Zuversicht ihrer Anhänger gewachsen. (Vergl. die in Anlage B. auszugsweise mitgetheilten Berichte über den Gang und Stand der socialistischen Agitation.) Die fortgesetzte Beunruhigung und Störung des öffentlichen Friedens, welche durch die socialdemokratische Agitation hervorgerufen wird, schädigt empfindlich das Gemeinwohl und hindert eine gedeihliche und normale Entwickelung auf wirthschaftlichem wie auf politischem Gebiete.

Es ist daher ein Gebot der Selbsterhaltung für Staat und Gesellschaft, der socialdemokratischen Bewegung mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Zunächst aber ist der Staat berufen, die durch die Socialdemokratie bedrohte Rechtsordnung zu schützen und der socialistischen Agitation Schranken zu setzen. Freilich kann der Gedanke nicht durch äußeren Zwang unterdrückt, die Bewegung der Geister nur in geistigem Kampfe überwunden werden. Wohl aber können und dürfen einer solchen Bewegung, wenn sie falsche Bahnen verfolgt und verderblich zu werden droht, die Mittel zu ihrer Ausbreitung auf gesetzlichem Wege entzogen werden. Die socialistische Agitation, wie sie seit Jahren betrieben wird, ist ein fortgesetzter Appell an die Gewalt und an die Leidenschaften der Menge, um staatliche und gesellschaftliche Ordnung umzustürzen. Einem solchen Unternehmen kann der Staat Einhalt thun, indem er der Socialdemokratie ihre wichtigsten Agitationsmittel nimmt und ihre Organisation zerstört; er muß dies thun, wenn er sich nicht selbst aufgeben und nicht in der Bevölkerung die Ueberzeugung, entweder von seiner Ohnmacht oder von der Berechtigung der revolutionairen Bestrebungen der Socialdemokratie aufkommen lassen will.

Dieser Nothwendigkeit gegenüber tritt auch die Besorgniß zurück, daß die aus dem Lichte der Oeffentlichkeit verdrängte Agitation um so nachhaltiger und gefährlicher im Geheimen werde fortgesetzt werden. Ueberdies läßt sich mit Grund bezweifeln, daß Letzteres in erheblich stärkerem Maße geschehen werde, als es schon gegenwärtig der Fall ist.

Dem Staate allein wird es indessen auch mit Hilfe der in dem Entwurfe vorgeschlagenen Mittel nicht gelingen, die socialdemokratische Bewegung zu beseitigen; diese Mittel bringen die Vorbedingung für die Heilung des Uebels, nicht die Heilung selbst. Es bedarf vielmehr der thätigen Mitwirkung aller erhaltenden Elemente der bürgerlichen Gesellschaft, um durch Belebung der Religiösität, durch Aufklärung und Belehrung, durch Stärkung des Sinnes für Recht und Sitte, wie durch weitere wirthschaftliche Reformen die Wurzeln des Uebels zu beseitigen.

Die in Deutschland geltenden gesetzlichen Vorschriften auf den Gebieten der Presse und des Vereinswesens, auf welchen sich die socialdemokratische Agitation vorzugsweise bewegt, in Verbindung mit den Vorschriften des Strafgesetzbuches reichen, wie die Erfahrung gezeigt hat, nicht aus, um jener Agitation Halt zu gebieten. Die fortgesetzte Handhabung dieser Vorschriften gegenüber der Socialdemokratie, die Schließung vieler Vereine, die Auflösung zahlreicher Versammlungen, strenge Bestrafung der massenhaften durch Wort und Schrift verübten Vergehen haben nicht vermocht, die Ausbreitung der socialdemokratischen Bewegung im Ganzen aufzuhalten. Dies beruht wesentlich auf dem vorwiegend repressiven Charakter der bezüglichen Gesetze, welche einzelne Rechtswidrigkeiten, nicht aber eine fortgesetzte staats- und gesellschaftsfeindliche Thätigkeit im Auge haben. Nach den verschiedenen in den deutschen Bundesstaaten geltenden Vereinsgesetzen ist die Bildung politischer Vereine im Allgemeinen unbeschränkt; ihre Schließung setzt in der Regel voraus, daß bestimmte in den Gesetzen vorgeschriebene Schranken überschritten worden sind. Nur in einzelnen Bundesstaaten sind die Verwaltungsbehörden gesetzlich ermächtigt, Vereine wegen ihrer staats- oder gesellschaftsgefährlichen Haltung und Tendenz zu schließen; auch hier wird die Wirkung der Schließung abgeschwächt durch die Leichtigkeit, mit welcher die Bildung eines neuen gleichartigen Vereins erfolgen kann. Versammlungen können in der Regel nicht zum Voraus verboten, sondern nur aufgelöst werden in gewissen eng formulirten Fällen; das Reichsgesetz über die Presse vollends kennt keinerlei Präventivmaßregeln.

Bei diesem Charakter der in Betracht kommenden Gesetze würde der socialdemokratischen Agitation gegenüber eine schärfere Handhabung derselben, wenn sie möglich wäre, ebensowenig von Wirkung sein, als einzelne Abänderungen derselben, so sehr solche sich auch sonst empfehlen möchten. Wollte man aber die Revision derselben in der Richtung vornehmen, daß damit auch jener Agitation wirklich begegnet werden könnte, so würde man über das Bedürfniß hinaus das Vereins- und Versammlungsrecht und das Recht der freien Meinungsäußerung allgemeinen und dauernden Einschränkungen zu unterwerfen genöthigt sein. Auch auf dem Boden des Strafgesetzbuches erscheint die Lösung der Aufgabe nicht erreichbar.

Dazu bedarf es außerordentlicher gesetzlicher Vollmachten, durch welche die für die innere Sicherheit und Ordnung verantwortlichen Behörden in den Stand gesetzt werden, ihrer verfassungsmäßigen Pflicht, Staat und Gesellschaft vor inneren Gefahren zu schützen, der Socialdemokratie gegenüber zu genügen; es bedarf eines Specialgesetzes, welches das Vereins- und Versammlungsrecht, die Freiheit der Presse und des Gewerbebetriebes, sowie die Freizügigkeit ausschließlich den gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie gegenüber wirksamen Beschränkungen unterwirft.

Die Socialdemokratie hat dem Staate und der Gesellschaft offen den Krieg erklärt und deren Zerstörung als ihr Endziel proclamirt: sie hat damit selbst den Boden des für Alle gleichen Rechtes verlassen und kann sich deshalb nicht beschweren, wenn ihr dasselbe nur insoweit zu Gute kommen soll, als es mit der Sicherheit und Ordnung des Staates vereinbar ist.

Ueberhaupt weisen außerordentliche und krankhafte Zustände, welche den Staat bedrohen, auf eine Abhilfe durch Specialgesetze hin, welche sich ausschließlich auf die Abwendung der vorhandenen Gefahr richten und mit der Erreichung dieses Zieles ihre Wirksamkeit von selbst verlieren. Diesen Weg hat man unter ähnlichen Verhältnissen auch in Frankreich und England dem Wege der Abänderung des gemeinen Rechtes vorgezogen. Was die französische Gesetzgebung betrifft, so darf insbesondere auf das Gesetz vom 14. März 1872 Bezug genommen werden, welches ausschließlich gegen die Bestrebungen der Internationale und gleichartige Bestre-

bungen gerichtet ist. In der englischen Gesetzgebung finden sich zahlreiche Vorgänge, wonach man bis in die neueste Zeit hinein, wenn die Sicherheit des Staates und der Gesellschaft in Frage stand, kein Bedenken getragen hat, die Habeas-Corpus-Akte zeitweise außer Kraft zu setzen und die Exekutivgewalt behufs Abwehr drohender Gefahr mit Vollmachten zu versehen, welche in mehrfacher Beziehung über diejenigen hinausgehen, die der vorliegende Entwurf in Vorschlag bringt.

Der Entwurf wendet sich ausschließlich gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie. Diese Bestrebungen sind im § 1, auf welchem in dieser Beziehung der ganze Entwurf aufgebaut ist, näher bezeichnet als „socialdemokratische, socialistische oder communistische, auf Untergrabung der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen". Diese Fassung lehnt sich in ihrer zweiten Hälfte an den Abänderungsantrag an, welchen die Abgeordneten Dr. Beseler und Dr. Gneist zu dem vorerwähnten Entwurfe eines Gesetzes gegen die Ausschreitungen der Socialdemokratie gestellt hatten (vergl. No. 280 der Drucksachen des Reichstages II. 1878), und beruht im Uebrigen auf folgender Erwägung. Die Organisationen der Socialdemokratie bezeichnen sich bald als socialdemokratische, bald als socialistische oder communistische, je nachdem das eine oder das andere Moment der oben charakterisirten Bestrebungen schärfer betont werden soll. Ebenso bezeichnen die Anhänger der Socialdemokratie sich wechselnd als Socialdemokraten, als Socialisten oder als Kommunisten. Die deutsche Socialdemokratie hat sich, wie oben bereits erwähnt, neuerdings die Bezeichnung „Socialistische Arbeiterpartei" beigelegt, während sie früher die gleichen Bestrebungen unter der Firma: „Socialdemokratische Arbeiterpartei" verfolgte. Im Auslande wird die Bewegung vorzugsweise als „socialistische" bezeichnet. Es erschien daher nothwendig, diese verschiedenen Benennungen neben einander zu stellen, um die Bestrebungen zu kennzeichnen, gegen welche der Entwurf gerichtet ist.

Der Begriff der „bestehenden Staatsordnung" bedarf keiner Erläuterung. Unter der „bestehenden Gesellschaftsordnung" ist der Inbegriff der sittlichen Principien und der Rechtsgrundsätze zu verstehen, auf welchen die heutige Gesellschaft beruht. Daß die Bestrebungen der Socialdemokratie auf Untergrabung und im Endziele auf Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtet sind, ist oben nachgewiesen, auch ist die Methode dieser Untergrabung geschildert worden. Hiernach dürften die revolutionairen, gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie, gegen welche der Gesetzentwurf gerichtet ist, im § 1 desselben mit genügender Deutlichkeit bezeichnet und dem Bedenken begegnet sein, daß durch den Entwurf auch andere, als die zu bekämpfenden Bestrebungen getroffen werden könnten.

In Bezug auf die Mittel, um diesen Bestrebungen zu begegnen, verfolgt der gegenwärtige Gesetzentwurf im Allgemeinen dieselbe Richtung, wie die frühere Vorlage, greift jedoch in mehrfacher Beziehung über dieselbe hinaus. Der Entwurf ist nicht allein gegen die in Vereinen, Versammlungen und in der Presse (§§ 1, 5, 6) hervortretenden, sondern auch gegen die in sonstiger Weise geschäftsmäßig stattfindenden socialdemokratischen Agitationen (§ 16), sowie gegen das Einsammeln von Beiträgen zu socialdemokratischen Zwecken (§ 11) gerichtet. Während der frühere Entwurf das Verbot socialdemokratischer Vereine, Versammlungen und Druckschriften nur für zulässig erklärte, legt der gegenwärtige den zuständigen Behörden die Pflicht auf, alle Vereine, Versammlungen und Druckschriften, welche den bezeichneten Bestrebungen dienen, zu verbieten, indem er ausspricht, daß dieselben „zu verbieten sind" (§§ 1, 5, 6). Den socialdemokratischen Agitatoren und anderen Personen, welche es sich zum Geschäft machen, die bezeichneten Bestrebungen zu fördern, sowie solchen Personen, welche den auf Grund des Gesetzes erlassenen Geboten zuwidergehandelt haben und deshalb mit Strafe belegt worden sind, soll der Aufenthalt in bestimmten Bezirken oder Orten untersagt, sowie die Befugniß zum Betriebe solcher Gewerbe, welche erfahrungsmäßig zur Förderung socialdemokratischer Bestrebungen gemißbraucht werden, entzogen werden können. Druckereien, welche geschäftsmäßig zur Förderung der bezeichneten Bestrebungen benutzt werden, sollen geschlossen werden können (§ 16). Außerdem sollen für solche Bezirke oder Ortschaften, welche von der Socialdemokratie bereits so weit unterwühlt worden sind, daß die öffentliche Sicherheit bedroht erscheint, gewisse allgemeine Beschränkungen des Versammlungsrechtes, des Betriebes der Preßgewerbe, der Freizügigkeit und des Rechtes zum Besitze oder zum Tragen von Waffen, sowie des Handels mit denselben durch die Centralbehörden der Bundesstaaten mit Genehmigung des Bundesrathes vorübergehend angeordnet werden dürfen (§ 20). Abgesehen von den eben erwähnten Fällen des § 20 soll

der Erlaß der in dem Gesetze vorgesehenen Verbote und Anordnungen durch die Landespolizeibehörden und wo es sich um ein unmittelbares Eingreifen handelt, durch die unteren Polizeibehörden erfolgen. Zuwiderhandlungen gegen die erlassenen Verbote und Anordnungen sind unter Strafe gestellt (§§ 12 bis 15, 18), deren Festsetzung den zuständigen Gerichten anheim fällt. Daß das Verbot socialdemokratischer Vereine und Druckschriften nicht, wie nach dem früheren Entwurfe, in die Hände des Bundesrathes, sondern in die der Landespolizeibehörden gelegt wird, empfiehlt sich, um eine schnellere und wirksamere Ausführung des Gesetzes zu sichern. Dabei ist dem Umstande, daß die Wirksamkeit socialdemokratischer Vereine und die Verbreitung socialdemokratischer Druckschriften sich häufig über das ganze Bundesgebiet erstreckt, durch die Bestimmung Rechnung getragen worden, daß die von den Landespolizeibehörden erlassenen Verbote von Vereinen und Druckschriften für das ganze Bundesgebiet wirksam sein sollen (§ 2 Absatz 2, § 7 Absatz 2).

Dagegen wird sich zum Schutze der Betheiligten gegen etwaige Mißgriffe der Behörden und im Interesse einer gleichmäßigen Handhabung des Gesetzes eine dem ganzen Reichsgebiet gemeinsame Beschwerdeinstanz für diejenigen Fälle nicht entbehren lassen, in welchen die von den Landespolizeibehörden erlassenen Verbote für das ganze Bundesgebiet wirksam sein sollen oder von besonders einschneidender Wirkung sind, während für die übrigen Fälle die Beschwerde an die geordneten Aufsichtsbehörden ausreichend erscheint.

Der Entwurf glaubt, jene höchste Reichsinstanz in den Bundesrath als den verfassungsmäßigen Repräsentanten der Gesammtheit der deutschen Regierungen legen zu sollen und bringt für dieselbe in § 19 die Bildung eines aus sieben Mitgliedern bestehenden Bundesraths-Ausschusses in Vorschlag.

Die in diesem Ausschuß thätigen Bundesrathsbevollmächtigten sollen an Instruktionen nicht gebunden sein, ihre Entscheidungen vielmehr nach eigenem Ermessen treffen.

Daß die Ausführung des Gesetzes, abgesehen von den Strafbestimmungen, in die Hand der Exekutivbehörden gelegt werden soll, rechtfertigt sich durch den Zweck des Gesetzes. Es handelt sich um die Abwendung einer gemeinen Gefahr, also recht eigentlich um eine Aufgabe der Polizei. Es handelt sich um eine gleichmäßige, energische und anhaltende Bekämpfung einer weitverzweigten revolutionären Organisation und Agitation. Die hierbei in Betracht kommenden Fragen sind weniger von juristischen als von politischen Gesichtspunkten aus zu beurtheilen, und eben deshalb wird auch die Beurtheilung und Entscheidung derselben nicht richterlichen, sondern politischen Organen zu übertragen sein.

Auch eine gerichtliche Controle der von den Verwaltungsbehörden auf Grund des Gesetzes getroffenen Maßnahmen wird nicht in Frage kommen können, wenn der Zweck des Gesetzes erreicht werden soll. Eine solche Controle würde dem in Deutschland geltenden Verwaltungsrechte nicht entsprechen, lähmend auf die Verwaltung wirken und die wirksame Durchführung des Gesetzes gefährden. Das letzte Bedenken würde auch einer Controle durch Verwaltungsgerichte entgegenstehen, von welcher überdies schon deshalb abgesehen werden mußte, weil das Institut der Verwaltungsgerichtsbarkeit noch in der Entwickelung begriffen ist und Verwaltungsgerichte erst in einzelnen Theilen des Bundesgebietes eingeführt worden sind. Ein Gesetz, wie das vorliegende, verlangt aber eine gleichmäßige Durchführung und zu derselben einheitliche und gleichartige Organe.

Im Einzelnen ist noch Folgendes zu bemerken.

Zu § 1. Die Vorschriften des §. 1., dessen erster Absatz, soweit er die Definition der zu bekämpfenden gemeingefährlichen Bestrebungen betrifft, bereits besprochen ist, richten sich gegen die Organisation der Socialdemokratie. Sie sollen in allen Fällen Anwendung finden, in welchen, gleichviel, in welcher Form und unter welcher Bezeichnung, ob mit oder ohne Statuten, eine Verbindung ins Leben tritt, welche den im Absatz 1. bezeichneten Bestrebungen der Socialdemokratie dient. Wenn in Absatz 2. die „genossenschaftlichen Kassen" besonders hervorgehoben werden, so beruht dies auf der Erwägung, daß die Socialdemokratie auch Kassen solcher Art, und zwar nicht blos Unterstützungskassen, die mit einem politischen oder gewerblichen Vereine verbunden sind, sondern auch eingeschriebene Hilfskassen für ihre Zwecke bereits benutzt, und durch weitere Verfolgung dieses Weges die Absicht des Gesetzes leicht vereiteln könnte. Das „Centralorgan der Socialdemokratie Deutschlands", der „Vorwärts", bringt in No. 65. vom 5. Juni d. J. einen Artikel mit der Ueberschrift: „Ein Ka-

pitel über Agitation." Darin findet sich — nach Darstellung der verschiedenen Formen, in welche die Agitation organisirt werden könnte — folgender Satz:

„— Aber auch hiermit ist unsere Agitation noch nicht erschöpft. Wir gründen Kassen, wo es nöthig und förderlich ist, für Kranken- und Sterbefälle, beseelt von dem Gedanken, daß jede neue Form der Organisation neue Lebensluft in die Agitation bringen muß. Sollte das Hilfskassengesetz nicht auch für uns da sein? Unnütze Frage, ist es doch vielleicht in nicht ferner Zeit die Brücke zu einer Centralisation, welche an Bedeutung manche vorhandene bald überholen dürfte."

Zu § 2. Das Verbot der im §. 1. näher bezeichneten Vereine soll durch die Landespolizeibehörden erfolgen. Zuständig soll jede Landespolizeibehörde sein, in deren Bezirke ein Verein der gedachten Art seinen Sitz hat oder durch Entwickelung seiner Thätigkeit in die Erscheinung tritt. Um dem Mißstande vorzubeugen, daß Vereine, welche in einem Bezirke verboten sind, ihre Bestrebungen in einem anderen Bezirke fortsetzen, wird vorgeschlagen, dem von der Landespolizei erlassenen Verbote Wirksamkeit für das ganze Bundesgebiet und für alle Verzweigungen des Vereins beizulegen. Diese Bestimmung bedingt eine Bekanntmachung des Verbotes durch den „Reichs-Anzeiger". Davon soll jedoch der Erlaß des Verbotes selbst nicht abhängig sein. Dasselbe soll vielmehr in den üblichen Formen landespolizeilicher Anordnungen erlassen und publicirt werden, insbesondere auch durch Zustellung an den Vereinsvorstand, sofern solche ausführbar ist (vgl. § 4). Einer besonderen Bestimmung hierüber wird es nicht bedürfen.

Die Schlußbestimmung des Paragraphen, daß das Verbot sich auch auf jeden vorgeblich neuen Verein erstrecken soll, welcher sachlich als der alte sich darstellt, ist dem §. 4. des badischen Vereinsgesetzes vom 21. November 1867 nachgebildet; sie bezweckt, die Umgehung des Verbotes durch Reconstruction des verbotenen Vereins unter veränderter Firma zu verhindern.

Zu § 3. Die vorgeschlagene Bestimmung, wonach auf Grund des Verbotes (§§ 1, 2) die Vereinskasse, sowie alle für Zwecke des Vereins bestimmte Gegenstände polizeilich in Beschlag zu nehmen sind, rechtfertigt sich durch den Zweck des Gesetzes. Es handelt sich nicht um eine Confiscation als Strafe, sondern darum, gemeingefährlichen Bestrebungen die Mittel zu entziehen. Aus diesem Grunde sind Ansprüche Dritter an den in Beschlag genommenen Gegenständen ausdrücklich vorbehalten. Dieselben werden nöthigenfalls bei der Ortsarmenkasse geltend zu machen sein, welcher das Beschlagnahmte überwiesen werden soll.

Zu § 4. Wenn vorgeschlagen wird, die Beschwerde gegen die von den Landespolizeibehörden erlassenen Verbote direkt an den Bundesrath gehen zu lassen, so geschieht dies im Interesse einer Abkürzung des Instanzenzuges. Selbstverständlich wird das verfassungsmäßige Aufsichtsrecht der Centralbehörden der Bundesstaaten den ihnen untergeordneten Landespolizeibehörden gegenüber dadurch nicht berührt.

Daß die Beschwerde hier, wie in allen übrigen Fällen, eine aufschiebende Wirkung nicht haben soll, beruht auf dem präventiven Charakter des Gesetzes.

Zu § 5. Soll es gelingen, der socialdemokratischen Agitation den ergiebigen Boden der Versammlungen zu entziehen, so erscheint es nöthig, nicht nur eine jede Versammlung aufzulösen, sobald in ihr socialdemokratische Reden gehalten, derartige Schriften vorgelesen oder vertheilt werden, oder in anderer Weise die im § 1 des Entwurfes bezeichneten Bestrebungen zu Tage treten, sondern auch Versammlungen im Voraus zu verbieten, wenn anzunehmen ist, daß dieselben den gedachten Bestrebungen dienen werden. Wenn eine Versammlung aufgelöst wird, so erfolgt dies in der Regel erst in einem Momente, wo die beabsichtigte agitatorische Wirkung, wenigstens zum Theil, bereits erreicht ist; die Auflösung selbst wird als agitatorisches Moment benutzt. Anders, wenn eine Versammlung von vornherein verboten wird; ob dies nach der Vorschrift des § 5 zulässig ist, wird von thatsächlichen Umständen abhängen, deren Specialisirung im Gesetze nicht angänglich ist, auf Grund deren aber die Polizeibehörden in der Regel in der Lage sein werden, sich ein völlig zuverlässiges Urtheil darüber zu bilden, ob eine bevorstehende Versammlung socialdemokratischen Bestrebungen dienen werde.

Oeffentliche Festlichkeiten und Aufzüge den Versammlungen gleichzustellen, wird keinem Bedenken unterliegen, da dieselben notorisch in gleicher Weise, wie die Versammlungen, zu den agitatorischen Zwecken der Socialdemokratie benutzt werden.

Die §§ 6 bis 10 richten sich gegen die socialdemokratische Presse. In der Presse liegt der Schwerpunkt der socialdemokratischen Agitation. Um ihr zu begegnen, bedarf es daher besonders wirksamer, von der bestehenden allgemeinen Preßgesetzgebung wesentlich abweichender Bestimmungen. Nach §§ 6 und 7 sollen Druck-

schriften, welche den im § 1 des Entwurfes näher bezeichneten socialdemokratischen Bestrebungen dienen, durch die Landespolizeibehörden verboten werden. Unter Druckschriften sind auch im Sinne des gegenwärtigen Gesetzentwurfes alle diejenigen Erzeugnisse zu verstehen, welche nach § 2 Absatz 1 des Gesetzes über die Presse vom 7. Mai 1874 (R.-G.-Bl. S. 65) darunter begriffen sind. Bei Zeitungen und Zeitschriften, welche in monatlichen oder kürzeren, wenn auch unregelmäßigen Fristen erscheinen — periodischen Druckschriften nach § 7 des Preßgesetzes — soll das Verbot sich nicht allein auf einzelne Nummern (Hefte, Stücke), sondern auch auf das fernere Erscheinen der Druckschrift erstrecken können. Die Landespolizeibehörden und in Bezug auf ausländische Schriften der Reichskanzler, nach Vorgang des § 14 des Preßgesetzes vom 7. Mai 1874, sollen befugt sein, eine periodische Druckschrift, wenn dieselbe nach ihrer Gesammthaltung und Tendenz den bezeichneten Bestrebungen dient, zeitweise oder für immer zu unterdrücken. Es wird sich hierbei zunächst um solche Zeitungen und Zeitschriften handeln, welche sich selbst als Organe der Socialdemokratie bezeichnen, wie der in Leipzig erscheinende „Vorwärts", sowie um diejenigen, welche in diesen Organen als socialistische Parteiblätter anerkannt und empfohlen sind.

Der Zweck des Gesetzes erheischt aber auch, daß, sobald ein Verbot erlassen worden ist, jede weitere Verbreitung der von demselben betroffenen Druckschrift durch polizeiliche Beschlagnahme verhindert werde, sowie, daß die beschlagnahmten Druckschriften vernichtet werden, sobald das Verbot endgiltig geworden ist. Aus dem Umstande ferner, daß Druckschriften der bezeichneten Art, insbesondere Flugschriften und Broschüren, häufig erst dann zur Kenntniß der Landespolizeibehörden gelangen, wenn bereits Massen der Druckschriften verbreitet sind, ergiebt sich die weitere Nothwendigkeit, die mit der unmittelbaren Handhabung der Polizei betrauten Behörde zur vorläufigen Beschlagnahme solcher Druckschriften zu ermächtigen. Auf diesen Erwägungen beruhen die Bestimmungen der §§ 9 und 10 bei deren Fassung der § 27, bezw. die Absätze 3 und 4 des § 24 des Preßgesetzes zum Vorbilde gedient haben.

Gegen die von der Landespolizeibehörde erlassenen Verbote, welche in gleicher Weise, wie das Verbot von Vereinen (§§ 1, 2) auf das ganze Bundesgebiet ihre Wirksamkeit erstrecken und deshalb auch im „Reichsanzeiger" bekannt gemacht werden sollen, soll die Beschwerde an den Bundesrath offen stehen. (§ 8).

Zu § 11. Die Beiträge, welche die Socialdemokratie von ihren Anhängern in den verschiedensten Formen erhebt, sind nicht unbeträchtlich. Sie dienen zum Unterhalte der Führer und Agitatoren, zu sonstigen Agitationszwecken, sowie zur Deckung der wegen Verletzung der Strafgesetze den Agitatoren auferlegten Geldstrafen. Nach den bestehenden Gesetzen kann solchen Sammlungen in der Regel nur entgegengetreten werden, wenn sie in der Form der Hauscollecte erfolgen. Es bedarf daher der im § 11 vorgeschlagenen Bestimmung, wonach das Einsammeln von Beiträgen zur Förderung der im § 1 des Entwurfes bezeichneten Bestrebungen in jeder Form, sowie die öffentliche Aufforderung zur Leistung solcher Beiträge polizeilich zu verbieten sind. Zuständig für das Verbot soll jede Polizeistelle für ihren Bezirk sein, auch der eine Versammlung überwachende Polizeibeamte für Sammlungen, die in der Versammlung etwa unternommen werden (Tellersammlungen oder dergl.).

Die §§ 12 bis 15 enthalten Strafbestimmungen gegen Diejenigen, welche einem auf Grund dieses Gesetzes erlassenen Verbote mit Kenntniß, oder nach öffentlicher Bekanntmachung, worunter in den Fällen der §§ 2 und 7 die daselbst vorgesehene Bekanntmachung durch den „Reichsanzeiger" zu verstehen ist, zuwiderhandeln. Mit Rücksicht darauf, daß hiernach die Strafbarkeit einer aus minderer Fahrlässigkeit begangenen Zuwiderhandlung nicht unbedingt ausgeschlossen ist, mußte auch Geldstrafe zugelassen und von der Festsetzung eines Strafminimums abgesehen werden. Dieses Motiv trifft indessen nicht zu in den Fällen des § 12, Absatz 2, und des § 13, wo in der Regel dolus, mindestens aber grobe Fahrlässigkeit vorliegen wird.

Im § 14 ist mit Rücksicht darauf, daß das Verbot einer Druckschrift sich auch auf das fernere Erscheinen einer periodischen Druckschrift beziehen kann, außer der Verbreitung und dem Wiederabdrucke einer verbotenen oder von der vorläufigen Beschlagnahme (§ 10) betroffenen Druckschrift auch die verbotswidrige Fortsetzung einer — periodischen — Druckschrift unter Strafe gestellt.

Für die in dem Schlußsatze des § 15 vorgeschlagene Bestimmung, wonach das zufolge der verbotenen Sammlung oder Aufforderung Empfangene oder der Werth desselben der Armenkasse des Orts der Sammlung für verfallen erklärt werden soll, findet sich eine Analogie im § 16 des Preßgesetzes vom 7. Mai 1874.

Zu §§ 16 bis 18. Der § 16 verfolgt einen doppelten Zweck. Er richtet sich gegen die geschäftsmäßig betriebene socialdemokratische Agitation und gegen den Mißbrauch, welcher mit gewissen Gewerben zur Förderung der im § 1 des Entwurfes bezeichneten Bestrebungen notorisch getrieben wird; er soll andererseits dazu dienen, die nach den §§ 1 bis 11 zu erlassenden Verbote wirksamer zu machen, indem er für einmalige (Absatz 3) oder rückfällige (Absatz 1) Uebertretung derselben noch andere Nachtheile als die in den §§ 12 bis 15 vorgesehene Strafe in Aussicht stellt.

Die socialdemokratische Agitation wird bekanntlich durch Wanderagitatoren und durch ständige Agitatoren betrieben, welche die in den Protokollen über die socialistischen Congressen offen ausgesprochene, berufsmäßige Aufgabe haben, die Bevölkerung gewisser Bezirke oder Orte für die socialdemokratischen Bestrebungen zu gewinnen; zur Ausbildung dieser Agitatoren bestehen besondere Schulen.

Daneben giebt es auch eine große Zahl von Vertrauensmännern, Agenten, Kassirern und anderen Personen, welche es sich zum Geschäfte machen, die im § 1 des Entwurfes bezeichneten Bestrebungen zu fördern. Ingleichen giebt es eine Anzahl von Buchdruckern, Buchhändlern, Leihbibliothekaren und Inhabern von Lesecabinetten, welche ihr Gewerbe vorzugsweise zur Herstellung beziehungsweise zur Verbreitung socialistischer Druckschriften benutzen. Der Straßenverkauf und die Colportage sind ebenso wie die unentgeltliche öffentliche Verbreitung von Druckschriften wirksame Mittel in den Händen der socialdemokratischen Agitation. Bekannt ist ferner, daß die Schankwirthschaften und Gastwirthschaften der gedachten Agitation die günstigste Gelegenheit darbieten, und daß viele Inhaber solcher Wirthschaften den socialdemokratischen Bestrebungen in jeder Weise, namentlich auch durch Auslegen socialistischer Schriften, förderlich sind. Wollte man dieses Treiben fernerhin in bisheriger Weise dulden, so würde sich von den gegen den Mißbrauch des Vereins- und Versammlungsrechtes und der Preßfreiheit durch die Socialdemokratie gerichteten Bestimmungen des Entwurfes nur ein ungenügender Erfolg versprechen lassen. Die öffentliche Agitation würde zwar verhindert, dagegen die geheime ungestört fortbetrieben werden. Der letzteren wird nur durch solche Maßregeln entgegenzuwirken sein, wie sie der § 16 vorschlägt, nämlich Entziehung der Befugniß zum Betriebe der fraglichen Gewerbe, oder Entfernung der Agitatoren aus denjenigen Bezirken oder Orten, welche sie durch geschäftsmäßige Agitation gefährden. Außerdem wird, um den Druck socialdemokratischer Schriften zu verhindern, unter Umständen die Schließung einer Druckerei (§ 16 Absatz 4) nothwendig sein, zumal eine nicht unbedeutende Anzahl von Druckereien besteht, welche ausschließlich für die Herstellung socialistischer Agitationsschriften benutzt werden.

Da diese Maßregeln, wie die übrigen in dem Entwurfe vorgesehenen, dem Gebiete der politischen Polizei angehören, werden sie ebenfalls in die Hände der Landespolizeibehörden gelegt werden müssen; auch bezüglich der gewerblichen Beschränkungen werden die mit dem gewerblichen Concessionswesen befaßten Behörden um so weniger in Betracht kommen können, als es sich nicht um gewerbliche Gesichtspunkte handelt, und als die einheitliche Handhabung des Gesetzes eine unerläßliche Bedingung für seine wirksame Durchführung ist.

Daß gegen die auf Grund des § 16 erlassenen Verfügungen der Landespolizeibehörden die Beschwerde an den Bundesrath offen stehen soll (§ 17), sowie daß im § 18 Zuwiderhandlungen gegen solche Verfügungen unter Strafe gestellt werden, entspricht dem System des Entwurfes.

Der § 19 enthält Vorschriften wegen Bildung eines besonderen Ausschusses des Bundesrathes behufs Entscheidung der an denselben auf Grund dieses Gesetzes gelangenden Beschwerden. Hierüber ist das Erforderliche bereits in dem allgemeinen Theile der Begründung bemerkt worden.

Zu § 20. Die in den Bestimmungen der §§ 1 bis 19 des Entwurfes vorgesehenen Mittel zur Bekämpfung der gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie werden unter Umständen für solche Bezirke und Ortschaften nicht ausreichen, welche durch die socialdemokratische Agitation bereits so stark unterwühlt sind, daß dadurch die öffentliche Sicherheit bedroht ist. Hier wird es zeitweise einiger allgemeinen, nicht direkt gegen die Socialdemokratie gerichteten Beschränkungen in Bezug auf die Ausübung des Versammlungsrechtes, die Verbreitung von Druckschriften, die Freizügigkeit, den Besitz oder das Tragen von Waffen oder den Handel mit denselben bedürfen. Solche Beschränkungen sollen, um für gewisse Eventualitäten der Nothwendigkeit einer Erklärung des Kriegszustandes überhoben zu sein, nach § 20 durch die Centralbehörden der Bundesstaaten vorübergehend und mit Geneh-

migung des Bundesrathes angeordnet werden können, soweit sie nicht bereits landesgesetzlich ohnedies zulässig sind.

Der § 21 bestimmt, nach Vorgang des § 155, Absatz 2 der Reichs-Gewerbeordnung, daß seitens der Central-Behörde eines jeden Bundesstaates bekannt gemacht werden soll, welche Behörden unter der Bezeichnung Landespolizeibehörde bezw. Polizeibehörde in jedem Bundesstaate zu verstehen seien.

Nach § 22 soll das Gesetz sofort in Kraft treten. Von der Festsetzung eines Termines für das Außerkrafttreten des Gesetzes, wie ihn der frühere Entwurf enthielt, ist abgesehen worden, nicht, weil nicht nach wie vor an der Hoffnung festgehalten werden müßte, dieses Gesetz in Zukunft entbehren zu können, sondern wegen der Unmöglichkeit, den Zeitpunkt im Voraus zu bestimmen, mit welchem diese Hoffnung in Erfüllung gehen wird.

Amerikanische Schuljugend.

Wie sich ja nicht anders erwarten ließ, pflanzen sich die Schwingungen der Attentatsära bis in die scheinbar fernsten Kreise des vom Staate umfaßten öffentlichen Lebens fort, auch bis in die Volksschule. Die Regierung zu Cassel hat in den letzten Wochen einen darauf bezüglichen Erlaß veröffentlicht, der wahrscheinlich auf einer allgemeinen Instruction beruht und deshalb wol auch in den andern Landestheilen Preußens in ähnlicher Form erschienen sein wird. Er lautet:

Kassel, den 16. August 1878.

Königliche Regierung.

Die wahrhaft entsetzliche Verwilderung der Gemüther und Verwirrung der sittlichen Begriffe, welche kürzlich in den gegen die geheiligte Person Sr. Majestät des Kaisers und Königs gerichteten Attentaten thatsächlich und in zahlreichen dadurch veranlaßten ruchlosen Worten zu Tage getreten sind, stellen insbesondere auch der deutschen Volksschule ernste und dringende Aufgaben. Mag auch den äußeren Symptomen einer auf den Umsturz der bürgerlichen Gesellschaft abzielenden socialdemokratischen Gesinnung, welche Eigenthum und Familie, göttliche und menschliche Autorität, treue Liebe zu Kaiser und Reich, König und Vaterland, den angeerbten Sinn für monarchische Ordnung, die Begeisterung für die Großthaten unserer glorreichen nationalen Geschichte und des Hohenzollerschen Hauses insbesondere als überwundene Standpunkte ansieht, auf gesetzlichem Wege sich wirksam begegnen lassen, so können doch die tiefen Schäden des Seelenlebens, welche jenen Erscheinungen zu Grunde liegen, nur von innen heraus geheilt werden. Je mehr aber, wie die Erfahrung lehrt, das Gift bereits in die zartesten Adern unseres Volkslebens, bis in die Jugendkreise hinab, eingedrungen ist, je mehr schon unsere Jugend von einem Schwindelgeiste versucht wird, welcher Genußsucht und Begehrlichkeit an Stelle der Genügsamkeit und Sparsamkeit, Arbeitsscheu an Stelle des Fleißes, Leichtfertigkeit an Stelle der früher gepriesenen deutschen Solidität treten läßt, um so mehr erscheint es geboten, die inneren Hebel bereits in der Schule anzusetzen, wo die Herzen für heilsame Gegenwirkung noch besonders empfänglich sind.

In erster Linie gilt es hier im festen Anschluß an das eigenste Königswort der Wiederbelebung eines wahrhaft religiösen Sinnes, als der sichersten Stütze der Sittlichkeit. Nicht blos um Religionslehre handelt es sich hier, sondern um die Pflege echt religiösen Lebens, welches sich in innerer Harmonie des gesammten Seelenlebens, in der innerlichen Vollendung des göttlichen Ebenbildes im Menschen nach allen seinen Anlagen kund gibt, und von dem Lehrer insbesondere durch Wort und vorbildlichen Wandel zur Erscheinung gebracht werden soll. Berufstreue des Lehrers auch im Kleinsten, Opferfreudigkeit, Selbstverleugnung, Geduld, Herzensreinheit sind die Früchte, an denen es erkannt sein will. Wo solche Frömmigkeit in dem Lehrerherzen wohnt, da wohnt

auch jener echte Patriotismus, welcher weit entfernt von dem Zerrbilde eines falschen sogenannten internationalen Weltbürgerthums, das irdische Vaterland als „die starke Wurzel unserer Kraft“ herzlich liebt wie das himmlische und Gut und Blut für dasselbe hinzugeben bereit ist. Daneben wird es aber der Lehrer auch nicht versäumen, im Unterrichte selbst die socialdemokratischen Irrlehren wirksam zu bekämpfen. Es darf nur eines kurzen Hinweises darauf, wie die Religionsstunden, zumal bei Behandlung der Gesetzestafeln, der deutsche Sprachunterricht bei Besprechung passender Lesestücke (man denkt nur an „Meister Hämmerling“ und so manche Hebel'sche Erzählung), insbesondere auch der Geschichts-Unterricht, durch Vorführung geeigneter Lebensbilder in dieser Hinsicht so recht fruchtbar gemacht werden können. Hier kommt es vornehmlich darauf an, die Bedeutung und historische Entwickelung des Eigenthums zu lehren, das von den Socialdemokraten vollständig beseitigt werden soll und nicht bloß Männer der Arbeit zu schildern, welche wie Stephensen u. s. w. sich durch eigene Kraft mühsam zu besonderer Geisteshöhe emporgearbeitet haben, sondern auch Zeugnisse hochherzigen Gemeinsinnes vorzuführen: einen Peabody, welcher in seinem letzten Willen eine Million für den Bau gesunder Arbeiterwohnungen stiftet, die Begründer des Arbeiter-Viertels in Mühlhausen i. Elsaß, dessen mit netten Gärtchen geschmückte saubere Häuser größtentheils schon in den Privatbesitz sparsamer Arbeiterfamilien übergegangen sind, nebst einer passenden, durch die lokalen Verhältnisse bedingten Auswahl aus der langen Reihe derer, welche zum Besten der Arbeiterklasse durch Begründung von Kranken-, Invaliden- und Sterbe-Kassen, gemeinnützigen Herbergen, Bildungs-Anstalten 2c. segensvoll gewirkt haben, — von den Stiftern der alten Fuggerei in Augsburg bis herab auf die rege Vereinsthätigkeit der Gegenwart. Ja selbst der Rechen-Unterricht bietet bei der Zinsrechnung den besten Anlaß, nicht blos die sittliche Berechtigung der Zinsen, sondern auch das Kapital als solches im rechten Lichte zu betrachten, als eine keineswegs der Arbeit feindlich gegenüberstehende Macht, sondern vielmehr als die unmittelbare Arbeitsfrucht, welche sich selbst wieder in Arbeit umsetzt und die Arbeitskraft wirksam verstärkt. Wenn auch die Volkswirthschaft von Rechtswegen in dem Rahmen des Schulunterrichts ihre Stelle nicht finden kann, so wird doch der Lehrer auf solche Weise ausreichende Gelegenheit finden, schon die Jugend über die elementaren Grundlagen einer gesunden Volkswirthschaft aufzuklären, insbesondere darüber, daß die vorhandene natürliche Ungleichheit, wie sie schon hinsichtlich der Begabung, der Gesundheit, der Körperkraft 2c. zu Tage tritt, durch keine gekünstelte Gleichmacherei aus der Welt geschafft werden kann; daß ohne Fleiß und Sparsamkeit die von Volksverführern versprochenen goldenen Berge sich als leere Vorspiegelungen erweisen; daß die Handarbeit mit der Kopfarbeit zusammen gehen muß; daß es ebenso ungerecht wie verkehrt ist, nur die Handarbeiter als eigentliche Arbeiter gelten zu lassen, als ob die ungleich aufreibendere Geistesarbeit nur eine Art vornehmen Müßigganges sei 2c. Insbesondere aber wird der Lehrer zu betonen haben, daß aller gesetzliche Schutz, welchen der Staat dem Arbeiterstande, wie jedem anderen Stande zu gewähren verpflichtet ist, und alle Staatshilfe in Form von gesetzlichen Veranstaltungen zur Hebung und Sicherstellung der Volkswohlfahrt an sich nicht ausreicht. Selbstsucht und Eigennutz werden die bündigsten Staatsgesetze, die bündigsten Vereinssatzungen schon zu umgehen wissen (es gibt ja nichts Erfinderischeres als der Egoismus) und sich damit beruhigen, daß in der Menschheit, wie im Thier- und Pflanzenleben nun ein Mal, nach dem Laufe der Welt, manches Dasein zum Vortheil Anderer verkümmern müsse. Hier gilt es für den Lehrer nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß über allen jenen sogenannten „eisernen Naturgesetzen“ der Volkswirthschaft, das freie Gesetz der echten Nächstenliebe walten soll, welches den Menschen nicht auf das sehen läßt, was sein eigen, sondern auf das, was des Andern ist, und ohne welche Staatshilfe und Selbsthilfe eine klingende Schelle bleiben und nichts auszurichten vermögen.

Und wenn es nun weiter eine nicht wegzuleugnende Thatsache ist, daß gerade in den auf die Entlassung aus der Volksschule folgenden Jahren die schwersten Versuchungen an beide Geschlechter herantreten, wenn einerseits die Lehrlinge, losgelöst von der Zucht des Meisterhauses, theilweise auch von dem sittigenden Einflusse des Elternhauses, andererseits die jugendlichen Fabrik-Arbeiterinnen nicht selten der Verwahrlosung anheimfallen, so wird ein Lehrer, dem es mit seinem Beruf rechter Ernst ist, auch über die Grenzen des eigentlichen Schullebens hinaus seine frühere Schuljugend sorgsam im Auge behalten, und insbesondere durch Begründung bezw. Leitung von gewerblichen und ländlichen Fortbildungs-Schulen, Gesangvereinen 2c. (für das reifere Alter), sowie durch thatkräftige Förderung aller für intellektuelle, sittlich-religiöse und materielle Hebung des Volkslebens oder Erweckung patriotischen Sinnes getroffenen Veranstaltungen den Ueberschuß an Kraft verwerthen, welchen sein nächster in erster Linie zu erfüllender Beruf etwa bietet.

Schließlich machen wir aufmerksam darauf, daß sowohl die amtlichen, wie die freien Lehrer-Conferenzen sich besonders dazu eignen, die Frage, wie die Schule den auf Umsturz der bürgerlichen Gesellschaft gerichteten Bestrebungen der Socialdemokratie am wirksamsten begegnen kann, speciell zu erörtern, weshalb wir dies Thema für weitere Erwägung in diesen Kreisen besonders bezeichnen.

Abtheilung für Kirchen- und Schulsachen.

(gez.) Mittler.

1. An sämmtliche Stadt-Schuldeputationen, sowie an sämmtliche königl. Schulvorstände des Regierungs-Bezirks.
2. An die königl. Landräthe und Bezirks-Amtmänner.
3. An die königlichen Ober-, Kreis- und Distrikts-Schul-Inspektoren.

Ohne allzustreng mit Einzelheiten ins Gericht gehen zu wollen, die, wie z. B. die Belehrung über die Natur des Zinses, die Kritik stark herausfordern, und obschon die tendenziöse, also einseitige Natur dieser Rathschläge ganz offen heraustritt, soll doch auch nicht verkannt werden, wie hier die große Schöpferin Noth an ein Werk geht, das vorher so oft vergebens angeregt und erstrebt worden ist, an die Verweltlichung der Schule. Ein Wort giebt das andre und fängt der Herr Schulmeister erst an, seinen Kindern von Dingen und Verhältnissen zu predigen, über die zu Hause die Eltern auch ein Wort mitreden können, so wird damit die so oft gewünschte Verbindung von Schule und Haus manchmal so lebhaft hergestellt werden, daß der Lehrer dabei zum Lernenden wird.

Ja, der Athem der Schulkinder erneuert die Welt. Dies schöne Wort eines Rabbinen sollte als Sinnspruch auch an der Spitze des merkwürdigen Buches stehen, an das wir bei jener Kasseler Verfügung erinnert wurden. Ist es doch zum Theil auch von Hessenkindern geschrieben, freilich von solchen, deren Väter und Aeltervåter schon über das Schulprogramm hochpreislichen Kasseler Regierungs-Collegii hinausgewachsen waren. Das Buch führt den einfachen Titel: Devoirs d'écoliers américains — Aufsätze von Schulkindern Amerika's und ist von Herrn F. Buisson, einem ehemaligen Schulinspector, gesammelt, als er an der Spitze einer vom französischen Unterrichtsminister erwählten Schulcommission nach Philadelphia ging, die Weltausstellung zu besichtigen. — Die Amerikaner hatten nämlich den sehr sinnreichen Einfall gehabt, ihre vielbesprochenen öffentlichen Schulen in deren unmittelbarster Thätigkeit zur Ausstellung zu bringen, d. h. die Hefte der

Schüler und Schülerinnen in Masse herbeizuschaffen und der allgemeinen Prüfung zu unterbreiten. In einem wohlpolicirten Staate würde das recht langweilig ausfallen, wahrscheinlich würde man da in den tausend und abertausend Heften, desselben Formates, Papieres, Umschlags nichts Anderes finden, als eben so viel tausend Examenarbeiten über ein und dasselbe Thema, nach einer und derselben Disposition gearbeitet und mit einem und demselben loyalen oder frommen Sprüchlein schließend. Das ist hier nun anders. Das einzige Zugeständniß, das die Einzelstaaten gegenüber dem National-Erziehungsrathe zu Washington gemacht hatten, war die Uebereinstimmung darin, daß jedem Bündel solcher Arbeiten ein von Lehrer oder Lehrerin ausgefülltes Formular beigegeben sein sollte, das die Gesammtzahl der Zöglinge der betreffenden Schulklasse, ihr durchschnittliches Alter und die Schulzeit angab, die sie schon hinter sich hätten, ferner bemerkte, ob die Arbeiten sämmtlicher Schüler hier vorlägen oder nur eine Auswahl derselben und, im letzteren Falle, wieviel Prozent der Schüler in dieser Auswahl vertreten seien. Endlich sollte am Schlusse jeder Arbeit Namen und Alter des Verfassers und die Angabe der Zeit, die auf die Arbeit verwendet worden, nicht fehlen, sowie die eigenhändige Versicherung von Lehrer nnd Schüler, daß die Arbeit ohne Beihülfe gemacht sei und ohne Correctur vorliege. In allem übrigen volle Freiheit für den Lehrer, wie für den Schüler. — Die Berge von Heften, die sich solchergestalt im Industriepalaste häuften, hat die französische Schulcommission durchwühlt und ein Urtheil über das amerikanische Schulwesen sich daraus gebildet. In dem amtlichen Berichte an den Minister hat sie das niedergelegt, damit aber alle Welt die Richtigkeit ihrer Schlüsse prüfen könne, hat sie von etlichen hundert dieser Arbeiten selber Abschrift genommen und diese in einer sachkundig den Schülerstil berücksichtigenden Uebersetzung in dem obengenaunten Buche, das bei Hachette in Paris erschienen ist, veröffentlicht.

Dieses Schulbubenwerk ist ein Urkundenbuch ersten Ranges. Ginge uns die gesammte Literatur der Union von Irving bis Bret Harte verloren, ja schwände das ganze Land einst spurlos in die Tiefen der See: aus diesem Buche würde man sich den Geist des Volkes, das einst dort gehaust, reconstruiren können und die Stelle bezeichnen, die es in der Geschichte der Menschheit eingenommen. Hier ist ein „Lob bereitet aus dem Munde der Unmündigen", ehrlich und unbefangen wie kein anderes.

Zunächst, was wir über die Lehrer daraus lernen. Da nehme man denn das erste beste Halbdutzend deutscher Gymnasial- und Realschulprogramme, wie sie die Themata für den deutschen Aufsatz angeben und vergleiche die mit den Ueberschriften aus den amerikanischen Schulen. Das gräuliche Laster der Phrasenberauschung, dem Deutschland seit einigen Jahrzehnten, zum größten Nachtheil für seine intellectuelle, ja seine Charakter- und seine politische Entwickelung anheimgefallen ist, kommt zum guten Theile von der Treibhauscultur her, in der sich unsere Schulen in Bezug auf abstracte Entwickelung des Denkens gefallen. Bis zur Tertia, ja bis zur Quarta hinab steigen Aufgaben, zu deren Bewältigung ein in den Denkoperationen wohlgeübtes Gehirn und eine Kraft sich über den sinnlichen Eindruck zu erheben gehört, wie sie in dem Durchschnittsalter dieser Schulstufen nicht naturgemäß ist. In den obe-

ren Klassen gar marschiren Themata auf, an denen der geschulte Philosoph und der erfahrenste Weltmann ihre Kunst beweisen könnten — manch ein durch die Rathlosigkeit seines Sohnes selbst in Verlegenheit gesetzter Vater wird das bezeugen können. Da muß gewöhnlich eine kurze Besprechung aushelfen, die der Lehrer vorher dem Thema widmet und in der er Fingerzeige für die Behandlung und die Disposition giebt. Was davon aufgeschnappt oder verstohlen notirt ist, das wird dann unverdaut, mit trivialer Redensart vermengt als Frucht der eigenen Arbeit vorgetragen. Diese Gewöhnung, über Unverstandenes unverständlich zu schreiben und zu sprechen, nimmt aber dann auch in reiferen Jahren die Lust, einen Gedanken selbständig sich klar auszuarbeiten und liefert die arbeitsunlustigen Köpfe der sogenannt gebildeten Menge denen zur Beute, welche mit gerundetem tönendem Wort den Anschein erwecken, der Wahrheit sicher zu sein.

Wie ganz anders läßt sich das in den amerikanischen Schulen an! Freilich fürchten wir, daß selbst die Siebenzehn- und Achtzehnjährigen (von deren Arbeiten das Buch nur weniger Belege bringt) es nicht zur Höhe speculativer Weltanschauung bringen, von welcher unsere Primaner durchschnittlich bereits herabzuschauen pflegen: dagegen welche Lebensenergie, welche Charakterentwickelung zeigt sich in der Art, in welcher der amerikanische Schüler seiner Aufgabe Herr wird! Meistens handelt es sich bei diesen Thematen nur darum, für einen der Fassungskraft des Schülers entsprechenden und seiner Anschauung klar vorliegenden Gegenstand auch den klaren Ausdruck zu gewinnen. Mit der Beschreibung eines Bildes, das vorgezeigt und erklärt worden ist, beginnt der Versuch der schriftlichen Arbeit, dann geht es zur Beschreibung des Schulhauses, der elterlichen Wohnung, der täglichen Lebensweise, eines Naturereignisses, dann außergewöhnlicher kleiner Erlebnisse u. s. w. Der praktische Zweck ist gewöhnlich dabei leicht erkennbar, noch stärker tritt er hervor in den Schulen höherer Ordnung, wo die wissenschaftliche Aufgabe zu der Arbeit hinzutritt. Da ist in Geschichte und Geographie es vor Allem das Heimathsland, um das es sich handelt und man scheut sich nicht, dabei bis in die neueste Zeit, bis zum Secessionskriege, herabzugehen, die Verfassung der Union wird sammt historischer Erläuterung den Schülern und Schülerinnen offenbar gründlich beigebracht und hier kommt dann auch der geradezu politische Aufsatz zu seinem Rechte.

(Schluß folgt.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 12, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Postanstalt, für Berlin
durch E. Mecklenburg,
SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
4,50 Mark.
Insertionspreis 20 Pf.
für die gespalt. Petitzeile

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben
von
Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 20. September 1878. Nr. 38.

Die erste Lesung des Untergrabungsgesetzes.

Die Debatte der beiden Tage hat uns Ueberraschungen gebracht von Seiten sowol derer, die das Wort nahmen, wie derer die da schwiegen. Die große Partei, in deren Schooß die Entscheidung liegt, hat das Geheimniß dieses Schooßes sorglich gewahrt: Hr. Bamberger war durchaus glaubwürdig, als er versicherte, nur im eignen Namen gesprochen zu haben. Selbst das that er vielleicht nur im beschränktem Maaße, denn als er am Schlusse der Sitzungen erklärte, daß er überall mißverstanden worden sei, klang uns daraus das Bekenntniß heraus, daß er sich selber diesmal nicht verstanden habe. War er doch auch in einer gar übeln Lage. Er ist der einzige vielleicht in all den „reichsfreundlichen" Parteien des Hauses, der vom Socialismus etwas versteht und ihn mit Verständniß haßt; während in der letzten Wahlcampagne gar Manche seiner frühern Genossen schon den Mantel schoben und freiwillig betheuerten, daß sie eigentlich nie so absolute Freihändler gewesen seien, ist er fest und starr geblieben. Darum begnügt er sich auch nicht damit, den Socialismus nach jenen populären Vorstellungen, nach den Aeußerlichkeiten und Mißverständnissen abzuurtheilen, wie das z. B. Hr. Eugen Richter und seine Freunde so wirkungsvoll verstehn, er geht der Ketzerei bis zur ersten Faser nach und packt sie im Entstehen. Er hat das noch jüngstens genügend in seiner Abhandlung, die in der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht war, bewiesen. Einer solchen Feinsichtigkeit hat es nun nicht verborgen bleiben können, daß das socialistische Gift sich schon weit tiefer und weit höher in die Gesellschaft und in den Staat eingefressen hat, als daß der untere Polizeibeamte, auf den ja schließlich der neue Gesetzentwurf gebaut ist, da eine ernsthafte Hilfe bringen könnte: Hr. Bamberger ist rathlos, weil er zu *wenig* Unterdrückung in der Vorlage findet.

Wäre er noch in Zweifel gewesen über die Richtigkeit seiner Anschauungen, so hätte ihn sicher des Reichskanzlers Rede vollends überführt. Denn sie war getränkt bis ins Innerste eben von — Socialismus. Freilich einem Staats- und Regierungssocialismus, der mit der jetzigen Socialdemokratie nicht viel gemein hat außer — und das sollten die Herrn Nationalliberalen doch dreimal bedenken — in der Abneigung gegen die Bourgeoisie. Die Historiker moderner Art lieben es,

bei Betrachtung des Fürsten Reichskanzlers das Schiller'sche: „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken" in allen Modulationen zu tractiren: uns ist der Mann immer am verständlichsten und berechenbarsten geblieben, wenn wir den Bismarck der jungen Jahre vergleichend in die Rechnung ziehen konnten. Der Mann, der einst die großen Städte beseitigt haben wollte, hat diesen Zug zur socialen Umgestaltung stets beibehalten, der Reiz dieses gemeinsamen Interesses ist es gewesen, der ihn Jahre lang mit Herrn Wagener zusammenhielt und der ihm in der jetzigen Debatte eine so vornehme Anerkennung Lassalle's dictirte, wie sie dieser wahrscheinlich in gleichem Tone Hrn. v. Bismarck hätte zu Theil werden lassen. Und dieser Zug wird, wenn Zeit und Umstände es gestatten, jetzt um so kräftiger weiterwirken, je herrenloser — so hoffen ja wohl die Urheber der Gesetzesvorlage — die Arbeitermassen nun werden. Fürst Bismarck hat aus den Kämpfen von 1863—66 recht brauchbare Erinnerungen, er weiß, daß damals schon bei den sich folgenden Auflösungen und Neuwahlen es nur die erste und zweite Klasse der Wähler war, welche der Fortschrittspartei die Majorität erhielten, während die dritte Klasse von Wahl zu Wahl mürber wurde. Das giebt ihm Hoffnung, es werde nur geringer Zeichen von Sympathie für die Arbeiterlage bedürfen, um bei wiederholter Auflösung des Reichstages, sobald er sie für nöthig findet, die von den bisherigen Führern getrennten Arbeiter in hellen Haufen in sein, der Regierung, Lager ziehn zu sehn. Ist das erreicht, so hat auch eine neue sociale Gesetzgebung nicht mehr mit unsichern Majoritäten zu markten und dann werden die großen Industriellen allerdings nicht mehr mit Agitatoren, aber um so mehr mit Fabrikinspectoren sich zu ärgern haben und die für das Untergrabungsgesetz, das ihnen durch die Bourgeoisie auf den Nacken geladen worden, dankbaren Arbeiter werden in der Theilnahme, die ihnen der Staat zuwendet, recht sicher auftreten lernen. Da wäre denn zum Rückert'schen Gedichte die Illustration fertig: Oben der Löwe, unten die Schlange, und inmitten des Brunnens schwebt an morschem Strick der biedere Reichstagsbote von der Mittelpartei.

Hr. Hänel hat muthig und gut gesprochen, aber die Consequenz seines Muthes wäre gewesen, nicht erst für die Verweisung an die Commission zu stimmen. Die auf Heinrich Laube gezogenen Exemplificationen des Redners zeugten rühmlicher für seine Pietät, als für seinen historischen Sinn: das Martyrium, in welchem das „Jagdbrevier" entstand, sollte in so ernster Lage, wie die gegenwärtige, nicht angerufen werden. — Hrn. Reichensperger's Rede klang in der Hörer Ohren wie ein Ruf der Sehnsucht nach Otto, nach Rohden, nach Mallinckrodt, ja sogar nach einem einst jüngeren Reichensperger, allererst aber nach Windthorst. Die Redner der Kanzler-Parteien verrichteten allzweibeide ihr horizontales Gewerbe gleich gut, der Eine conjugirte „Kriecht", der Andre „Kraucht".

Des Fürsten Bismarck Socialisten-Rede.

(Reichstagssitzung vom 17. September.)

Reichskanzler Fürst von Bismarck: Ich hatte, nachdem ich zwei Monate lang gezwungen gewesen bin, mich jeder amtlichen Beschäftigung zu enthalten, nicht die Absicht und habe sie genau genommen, auch heute noch nicht, mich an den Dis-

kussionen der ersten Lesung zu betheiligen, sondern dieselbe vorzugsweise zu meiner Orientirung nach einer langen Pause zu verwenden. Wenn ich dennoch jetzt das Wort ergreife, so geschieht dies nicht etwa, um auf das principielle und rhetorische Feld einzugehen, das der Vorredner soeben betreten hat; es werden sich die Sachen in ihre praktischen Details wohl auflösen, wenn wir sie in der Kommission und in der zweiten Lesung verhandeln. Ich bin nur dazu gezwungen durch den Umstand, daß der Abg. Bebel gestern, sowie früher der Abgeordnete Richter auch schon ähnliche Andeutungen gemacht hat, einer Legende über mich zum Organ gedient hat, die, wenn ich hier nicht widerspreche, doch schließlich Geschichte werden könnte, wie so manche Zeitungs- und andere Lüge, die auf meine Kosten verbreitet worden ist und die allmählich eine gewisse Consistenz gewonnen hat. Der Abg. Richter hat über die sogenannte Hödel'sche Vorlage in meiner Abwesenheit schon angedeutet, ich hätte mich mit der Socialdemokratie in Beziehungen befunden, die mir eine gewisse Mitverantwortlichkeit für die jetzige Entwickelung der Sachen auferlegten; wenigstens war es offenbar sein Wunsch, diesen Eindruck im Publikum und in der Versammlung zu machen. Ich bin, als ich das in der ländlichen Einsamkeit gelesen habe, doch etwas erstaunt gewesen, daß der Abg. Richter sich an den äußerlichen Buchstaben des Worts „Socialdemokratie" klammert und daß er nicht unterscheidet zwischen den ehrlichen Bestrebungen nach Verbesserung des Looses der Arbeiter, die uns allen am Herzen liegt, und dem, was wir heute zu unserem Bedauern und mit Schmerz genöthigt sind, unter dem Begriff Socialdemokratie zu begreifen. Will der Abg. Richter sozusagen das Kind mit dem Bade ausschütten und uns veranlassen, daß wir, wenn wir die bis zum Königsmord gesteigerten Bestrebungen der jetzigen Secte niederzuhalten suchen, gleichzeitig dabei auch jede Bemühung aufgeben, das Loos des Arbeiters, seinen Antheil an dem Lohn, den die Gesammtarbeit, seine und die seiner Arbeitgeber zusammen, hat, zu verbessern, dann gehe ich nicht mit ihm, und ich bin entschlossen, die Bestrebungen, die man mir von damals vorwirft, sobald ich Zeit und Möglichkeit dazu habe und meine Ressortverhältnisse mir das erlauben, auch noch fortzusetzen und rechne mir das zur Ehre an. Der Abg. Richter wird doch schwerlich Leute, die sich damit vor 16 Jahren befaßten, das Loos der Arbeiter zu verbessern, auch diejenigen — ich nenne jemand, der mir durch Lesen seiner Bücher, weniger persönlich näher gestanden hat, also Rodbertus und ähnliche Leute der Wissenschaft und des Wohlwollens für Arbeiter — die wird er doch nicht mit dem Mordmesser der Nihilisten und mit der Flinte Nobilings in eine Kategorie werfen wollen! Es ist das eine Unterschiebung, die seiner rhetorischen Geschicklichkeit alle Ehre macht, aber im Uebrigen will ich es nicht näher charakterisiren. Ich möchte ihn überhaupt bitten, doch in seinen Aeußerungen — was ich freilich schon öfter und vergebens gethan habe, und wenn er es nicht thun will, ist es mir auch recht — (Heiterkeit) auf dem Gebiet, daß er mir persönlich irgend eine Thorheit oder Unrecht in meiner Vergangenheit oder in meinem Privatleben nachweist, davon abzulassen; es hat ja nichts mit dem zu thun, was hier verhandelt wird. Ich könnte ein viel üblerer Mensch sein als ich bin und doch das thun, was ich thue. Ich kann dabei die Betrachtung nicht unterdrücken, daß der Abg. Richter in seinen Reden und Schriften ja einer der stärksten Verfolger der Socialdemokratie ist, er hat sehr harte Worte für sie, wie ich sie niemals in meinem Leben gebraucht habe, aber wenn es zu praktischen Leistungen kommt, so wird er ein Freund der Socialdemokratie. Gehen wir seinen Abstimmungen nach, so werden wir ihn in allen Phasen des Lebens, durch die wir gegangen sind, immer auf diese Seite fallen sehen. Er bekämpft und verfolgt sie, aber er kann den Maßregeln, die zu wirksamer Bekämpfung bestimmt sind, nicht zustimmen. Diese nachträgliche Betrachtung war mir durch den Abg. Richter abgenöthigt. Dabei möchte ich denselben noch an etwas anderes erinnern. Er hat bei dieser und mehreren anderen Gelegenheiten mir vorgeworfen, daß ich krank wäre und daß meine kränkliche Verfassung, meine schwache Gesundheit, in der ich mich befinde, mich sehr häufig hindert, meinen Pflichten so nachzukommen, wie es wünschenswerth wäre. Ich kann das nicht leugnen, es ist mir nur überraschend, daß Jemand, der über diese Sache nachdenkt, mir diese Krankheit zum Vorwurf macht. Ich habe mir sie ehrlich verdient, im Dienste des Landes und des Königs und sie gewonnen, vielleicht durch Ueberanstrengung meiner Kräfte. Ich möchte doch dafür dasselbe Benefizium in Anspruch nehmen, wie ein Soldat, der verwundet und invalid ist, und dem man den geforderten Abschied verweigert und der aus Gründen, die man nur achten kann, in seiner Stellung bleibt. Ich verbleibe auf Wunsch des Kaisers in meiner Stellung, die ich in dieser Lage nicht verlassen kann; sonst wüßte ich nicht,

was mich hielte und veranlaßte, den für Sie so unangenehmen Verkehr zu verlängern. (Heiterkeit.) Aber die Krankheit mir vorzuwerfen, das ist doch, mäßig ausgedrückt, Mangel an Zartgefühl für Jemand, der invalid ist. Indessen erwarte ich ein solches Zartgefühl vom Abg. Richter nicht. Ich will mich nur dispensirt halten, auf dieses Thema zurückzukommen, wenn er mir wieder vorwirft, daß ich nicht hier bin. — Bei dem Abg. Bebel nehme ich nicht an, daß er mit der Unwahrheit alles dessen, was er gesagt hat, bekannt gewesen ist. Es ist ihm erzählt, er hat es geglaubt und erzählt es weiter. Wenn er diese Zusammenstellung von Wahrem und Falschen, die ich mir aus dem gestrigen Berichte habe geben lassen, selbst erfunden hätte, dann hätte er vielleicht Talent, Correspondent der „Times" oder sonst einer großen Zeitung zu werden (Heiterkeit), und ich könnte ihm diese sehr einträgliche Beschäftigung empfehlen. Er fängt seine Geschichtserzählung mit vielen Details an, als hätte er sie genau im Gedächtniß oder selbst erlebt, mit Anführungszeichen bei Worten von mir, die er anführt; aber leider setzt er sie etwas zu früh an. „Im September 1862 erschien eines Sonntags in Mitte unseres Comités ein Herr Eichler im Auftrage der preußischen Regierung, speciell des Fürsten Bismarck." Nun wissen die Aelteren unter uns, daß ich in meine amtlichen Functionen eingetreten bin am 23. September 1862, also in der letzten Woche des Monats, in welchem ich dem Eichler einen Auftrag gegeben haben soll. Ich kam damals aus dem Auslande nach einer langen Abwesenheit, während welcher ich die Gelegenheit nicht gehabt hatte, mich mit inländischer Politik, namentlich mit einem so wenig bekannten Manne wie Eichler ist, zu beschäftigen. Ich habe damals von der Existenz dieses Menschen gar nichts gewußt und sollte im September 1862, also in dem Moment, wo ich aus der behaglichen Temperatur der Diplomatie in das sehr heiße Gefecht dem Landtage gegenüber hineingerieth, wo ich jeden Abend Kommissionssitzungen hatte, wo ich so zu sagen froh war, wenn ich das ministerielle Leben weiter führen konnte, wo ich Collegen zu werben, bald nach Paris zu gehen und mich zu verabschieden hatte — in der Zeit soll ich hier schon mit Herrn Eichler gesprochen haben und dieser erscheint schon „im speciellen Auftrage des Herrn von Bismarck". Ja, wenn man jedem Manne von der Kategorie des Herrn Eichler glauben will, wenn er sich solcher Beziehungen rühmt — bei diesem ist es einfach eine nachgewiesene Lüge, die sich der Abg. Bebel aufbinden ließ, ich weiß nicht von wem, die er doch mit mehr Vorsicht und Prüfung hier vortragen sollte. Wenn Eichler selbst, er mag ein noch so verlogener Mensch sein, eine solche Behauptung hätte aussprechen wollen, so ist dies der Zeit nach in der einzigen Septemberwoche, in der ich überhaupt Minister war, nicht möglich. Mir ist Eichler recht wohl erinnerlich, weil der Mann später Forderungen an mich gestellt hat, für Dienste, die er mir nicht geleistet hat. (Abg. Bebel: Aha!) Ja, aha! Weiß der Unterbrecher vielleicht, wem er sie geleistet hat, so bitte ich, sich zu melden. Mir hat er sie nicht geleistet; aber es ist zu bedauern, daß solche Unterbrechungen anonym bleiben. Bei der Gelegenheit ist mir in Erinnerung gekommen, daß Herr Eichler im Dienste der Polizei gewesen ist, und Berichte geliefert hat, von denen einige zu meiner Kenntniß gekommen sind; aber es ist das gerade nicht mein specielles Departement und ich habe mit diesen Leuten niemals Verbindung gehabt. Von diesen Berichten betrifft keiner die socialdemokratische Partei; sie bezogen sich vielmehr auf die intimen Verhandlungen der Fortschrittspartei und, wenn ich nicht irre, des Nationalvereins. Das ist das Einzige an diesem Agenten, was ich von ihm gehört habe. Im Uebrigen kann ich versichern, daß ich in meinem Leben mit keinem Socialdemokraten geschäftlich verhandelt habe und kein Socialdemokrat mit mir, denn Lassalle rechne ich nicht dazu, das war eine viel vornehmere Natur als seine Epigonen, das war ein bedeutender Mann, mit dem konnte man wohl sprechen. Also es ist dies vollständig von Anfang bis zu Ende unwahr und Herrn Bebel wird es gewiß lieb sein, dies zu erfahren, denn ich stelle dadurch der Socialdemokratie das Zeugniß aus, daß sie nie gebuhlt hat mit der ministeriellen Macht, um sich zum Werkzeuge gegen andere Parteien gebrauchen zu lassen. Aber es ist dies unwahr, daß das von ministerieller Seite jemals versucht worden ist. Es haben auch zu meinem Bedauern andere Herren eine Andeutung gemacht, daß hochgestellte Persönlichkeiten sich eingelassen haben; es ist dies auch eine Gattung von Beredsamkeit, die gewöhnlich angewandt wird, wo sie keine Widerlegung finden kann, die aber, wenn sie gemeldet wird, mein Urtheil über den, der dieses argumentum ad hominem wider besseres Wissen oder ohne besseres Wissen gebraucht hat, nicht verbessert. Ich brauche Niemand zu nennen, Jeder wird sich ja selbst seiner Wahlreden erinnern. Was nun das betrifft, daß ich mich damals gegen den Fortschritt wenden wollte, nun jeder, der noch ein Gedächtniß an

jene Zeit hat, wird sich auch erinnern, daß ich im Winter 1862/63 offenbar auf eine Versöhnung, nicht auf einen Conflict rechnete. Ich brauche nur an das Vincke'sche Amendement zu erinnern, dessen Genehmigung von Seiten Seiner Majestät des Königs ich mit einiger Mühe erreicht hatte, was aber die dadurch angestrebte Vermittelung nicht brachte, weil ich mich auch noch auf die Motive verpflichten sollte. Es ist nicht meine Absicht, alte Streitigkeiten zu erneuern, sondern zu beweisen, daß ich damals durchaus nicht in der Stimmung war, nach einem Bündniß wilder Völkerschaften zu suchen, sondern daß sie auf eine Versöhnung gerichtet war. Also diese Summe von 60—80,000 Thalern, wo hätte ich sie hernehmen sollen, da wir doch keine geheimen Fonds hatten? Der ganze Eichler existirt nicht, und ich bitte den Abg. Bebel, demjenigen, der ihm das aufgebunden hat, zu sagen, er wäre einfach ein Lügner oder Erzähler von unverbürgten Geschichten. Der Abg. Bebel ist zu entschuldigen, denn es ist nicht denkbar, daß Jemand hier etwas sagen sollte, von dessen Wahrheit er nicht überzeugt wäre. Also auch das Abweisen des Herrn mit seinen Ansprüchen hat niemals stattgefunden. „Dann trat Lassalle auf" — gewiß trat er auf — „und von neuem machte die Regierung die äußersten Anstrengungen, mit Lassalle, der es nicht suchte, in Verbindung zu treten, und die Verhandlungen wurden durch einen Prinzen des Königlichen Hauses und die Gräfin Hatzfeldt angefangen." Das machte mir beim Lesen einen komischen Eindruck. Selbst in diesen Kreisen kann man ohne eine gewisse Staffage aus den höchsten Gesellschaftskreisen nicht auskommen. Ein königlicher Prinz, eine Gräfin und ein Gesandter werden hineingezogen. Das gehört zur Decoration, um das Ganze glaublich zu machen und um den Zuhörer, der außer Stande ist, nach seinem Bildungsgange zu prüfen, eine Idee von der Richtigkeit beizubringen. Ich bedaure, daß man dem Abg. Bebel den königlichen Prinzen — es giebt deren sehr viele — nicht näher bezeichnet hat. Wenn er seinen Gewährsmann darum vielleicht bitten wollte, es wäre von historischem Interesse, daß der Prinz unter den sechs oder acht, die damals lebten, näher bezeichnet würde. Bis dahin muß ich mir aber erlauben, dies positiv zu bestreiten. Ich wenigstens habe keiner prinzlichen Verbindung bedurft, um zu Lassalle zu gelangen oder ihn zu mir zu bringen, und die Frau Gräfin Hatzfeldt habe ich nicht die Ehre zu kennen; ich habe sie zum letzten Mal in meinem Leben 1835 im Hause ihres Schwagers gesehen. Aber diese Vermittelung ist eben eine Erfindung in usum, ich will nicht sagen einfältiger Leute, die aber vor Leuten, wie sie hier sind, nicht hätte vorgebracht werden sollen. Lassalle selbst hatte ein dringendes Bedürfniß mit mir in Beziehung zu treten, und nachdem ich einmal Zeit gefunden haben werde, in alten Papieren zu suchen, glaube ich, Briefe zu finden, welche den Wunsch aussprechen und die Gründe enthalten, die mich dazu bestimmten, seinen Wunsch zu erfüllen und ich habe es ihm auch gar nicht schwierig gemacht. Ich habe ihn gesehen und von dem Augenblicke an, wo ich mit ihm eine Stunde gesprochen, habe ich es nicht bereut. Ich habe ihn nicht in jeder Woche drei bis viermal gesehen, sondern im Ganzen drei bis viermal. Unsere Beziehung konnte gar nicht die Natur einer politischen Verhandlung haben. Was hätte mir Lassalle bieten und geben können? Er hatte nichts hinter sich. In allen politischen Verhandlungen ist das do ut des eine Sache, die im Hintergrunde schlummert, auch wenn man anstandshalber einstweilen nicht davon spricht (Heiterkeit). Wenn man sich aber sagen muß: Was kannst Du armer Teufel geben? Er hatte nichts, was er mir als Minister hätte geben können. Was er hatte, war etwas, was mich als Privatmann außerordentlich anzog: er war einer der geistreichsten und liebenswürdigsten Menschen, mit denen ich jemals verkehrt habe, ein Mann, der ehrgeizig im großen Style war, durchaus nicht Republikaner in dieser Art, er hatte eine sehr ausgeprägte nationale Gesinnung; seine Idee, der er zustrebte, war das deutsche Kaiserthum und darin hatten wir einen gewissen Berührungspunkt. Lassalle war ehrgeizig im hohen Styl und ob das deutsche Kaiserthum gerade mit der Dynastie Hohenzollern oder mit der Dynastie Lassalle abschließen solle, das war ihm vielleicht zweifelhaft (Große Heiterkeit), aber monarchisch war seine Gesinnung durch und durch. Aber diesen kümmerlichen Epigonen, die sich mit ihm brüsten, hätte er ein quos ego zugeschleudert und sie mit Hohn in ihr Nichts zurückgewiesen und würde sie wohl außer Stande gesetzt haben, seinen Namen zu gebrauchen. Lassalle war ein kluger und sehr geistreicher Mensch, mit dem zu sprechen sehr lehrreich war; unsere Unterredungen haben stundenlang gedauert und ich habe es immer bedauert, wenn sie geschlossen waren. Dabei ist auch unrichtig, daß ich mit Lassalle auseinandergekommen sein soll in dieser Art von persönlichen Beziehungen, von Beziehungen persönlichen Wohlwollens, wie sie sich zwischen uns gebildet hatten, indem er den an-

genehmen Eindruck hatte, daß ich in ihm einen Mann von Geist sehe, mit dem zu verkehren angenehm war und daß ich ein intelligenter und bereitwilliger Hörer war. Von Verhandlungen war schon deshalb nicht die Rede, weil ich in unseren Unterredungen wenig zu Worte kam (Heiterkeit); er trug die Kosten der Unterhaltung allein, aber er trug sie in angenehmer und liebenswürdiger Weise, und Jeder, der ihn kannte, wird mir in dieser Schilderung Recht geben. Er war nicht der Mann, mit dem bestimmte Abmachungen über das do ut des abgeschlossen werden konnten, aber ich bedauere, daß seine politische Stellung und die meinige mir nicht gestatteten, viel mit ihm zu verkehren und ich würde mich freuen, einen ähnlichen Mann von dieser Begabung und geistreichen Natur als Gutsnachbar zu finden (Heiterkeit). Wenn dieser Mann durch seinen Geist und seine Bedeutung mich anzog, so ist es ja doch meine Pflicht als Minister, mich über die Elemente, mit denen ich es zu thun habe, zu informiren, und ich würde in Folge dessen auch, wenn der Abg. Bebel den Wunsch hätte, sich Abends mit mir zu unterhalten, ihm nicht ausweichen; ich würde daran vielleicht die Hoffnung knüpfen, daß ich endlich auch erführe, wie der Abg. Bebel und seine Genossen sich den Zukunftsstaat, auf den sie uns durch Niederreißen alles dessen, was besteht, was uns theuer ist und schützt, vorbereiten wollen, eigentlich denken. Es ist das außerordentlich schwierig, so lange wir darüber fast in demselben Dunkel tappen, wie die gewöhnlichen Zuhörer bei den Reden in socialdemokratischen Versammlungen; sie wissen auch nichts, es wird ihnen versprochen, es werde besser werden bei wenig Arbeit und viel Geld — woher das kommt, sagt kein Mensch, namentlich woher es auf die Dauer kommt, wenn die Theilung, die Beraubung der Besitzenden geschieht, denn dann wird der Arbeitsame und Sparsame wieder reich werden und der Faule und Ungeschickte wieder arm, und wenn das nicht ist, wenn Jedem das Seinige zugewiesen werden soll, strebt man eine zuchthausmäßige Existenz an, wo keiner seinen Beruf und seine Lebensweise hat, sondern wo ein Jeder unter dem Zwang der Aufseher steht. Im Zuchthaus ist jetzt wenigstens ein Mann zur Controle, das ist ein achtbarer Beamte, über den man sich beschweren kann, aber wer werden dann die Aufseher sein bei diesem allgemeinen Zuchthaus? Das werden die Redner sein, die durch ihre Beredtsamkeit die große Masse, die Majorität der Stimmen für sich gewinnen, gegen die wird kein Appell sein, das werden die erbarmungslosesten Tyrannen und Knechte der Tyrannen sein, die je gefunden wurden. Ich glaube, Jeder wird, wenn er sich dieses Ideal ausmalt, was wir so durch die Ritzen zu erfahren kriegen, abgeschreckt werden; denn offen hat noch keiner der Herren ein Programm geben können, sowie sie mit einem Programme auftreten, wie sie sich die Zukunft gestaltet denken, so lacht sie jeder einsichtige Arbeiter aus, und dem wollen sie sich nicht aussetzen. Also das hat mich nicht abgehalten, für die verständigen Bestrebungen, die damals noch meines Wissens den Hauptkern in der Socialdemokratie bildeten, für die Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen ein warmes Herz und ein offenes Ohr zu haben, und auch was mir Lassalle darüber mittheilte, war ja anregend und lehrreich, denn er wußte viel und hatte viel gelernt; das möchte ich nur den Herren, die seine Nachfolger werden wollen, immer empfehlen. Die Geschichte mit dem bayerischen Gesandten ist nur eine von den Verzierungen, die so aussehen, als wüßte man ganz genau, was passirt ist. Sie ist nach der ganzen Einrichtung meines Hauses unmöglich, denn ein Gesandter wird mir unter keinen Umständen gemeldet, mag Jemand bei mir sein oder nicht. Der Gesandte fragt an, ob ich ihm eine Stunde geben kann, und zu der Stunde muß ich ihn empfangen, da kann kein Lassalle mich abhalten. Also daß dieser Gesandte einer in partibus infidelium ist (Heiterkeit), darüber kann Jeder meine Dienerschaft vernehmen. Unsere Unterhaltungen drehten sich ja gewiß auch um das allgemeine Wahlrecht; aber auf einen so ungeheuerlichen Gedanken, dasselbe durch Octroirung einzuführen, bin ich in meinem Leben nicht gekommen. Ich habe es mit einem gewissen Widerstreben als Frankfurter Tradition acceptirt. In den damaligen Rivalitäten mit den Gegnern des Reiches war die Karte einmal ausgespielt, wir haben sie als auf dem Tische liegen gebliebene Hinterlassenschaft gefunden. Eine feste Ueberzeugung von ihrer Wirkung habe ich damals schwer gehabt, wenigstens nur nach der Richtung, daß im Kampfe dieses populäre Mittel benutzt wurde Eine Ueberzeugung über die Wirkung ist nicht leicht zu gewinnen, obschon wir eine langjährige Probe verschiedener Systeme neben einander haben. Wir haben ja einen Reichstag nach allgemeinem Stimmrecht, ein anderes System für den preußischen Landtag. Viele von Ihnen sind ja Mitglieder beider Versammlungen, Sie können sich einigermaßen ein Urtheil über beide Systeme bilden und sagen, was Ihnen besser gefällt. Ich will lieber, wird der Eine sagen, mit dem Reichstage ver-

kehren; der Andere vielleicht lieber mit dem Landtag. Ich will weder dem Landtage etwas Unangenehmes, noch dem Reichstage eine Schmeichelei sagen, aber ich verkehre lieber hier inmitten der Ergebnisse des allgemeinen Stimmrechts, trotz der Auswüchse desselben. Die Nachweise, warum, überlasse ich jedem selbst zu finden. Aber ich kann mich nicht dazu verstehen, zuzugeben, daß das allgemeine Stimmrecht ad absurdum geführt wäre durch diese Ergebnisse. Es wird ja auch bei uns der Wähler mit der Zeit urtheilsfähiger werden; er wird nicht mehr den beliebigen Versicherungen eines Abgeordneten unbedingt Glauben schenken bei Allem, was von der Regierung Nachtheiliges sich sagen läßt; er wird vielleicht nicht mehr bloß eine Zeitung lesen, er wird Vertrauen zu den jetzt verschmähten Leitern gewinnen. Ich habe darin noch bis jetzt nichts zurückzunehmen, obwohl ich alle die Anträge bereitwillig und unparteiisch würdige, die in dem allgemeinen Stimmrecht einen Theil der Ursachen der Schäden suchen, und deshalb möchte ich Abstand nehmen. Ich sage nur: überzeugt bin ich nicht, ich lasse mich gern überzeugen und sehe kein Verbrechen darin, dies mit einem gescheidten Menschen seiner Zeit besprochen zu haben, — ich bin dessen ganz sicher, daß wir davon gesprochen haben. Ebenso die Gewährung von Staatsmitteln zu Produktivgenossenschaften, — das ist auch eine Sache, von deren Unzweckmäßigkeit ich noch heute nicht überzeugt bin. Sei es nun unter dem Eindruck von Lassalle's Raisonnement, oder unter dem Eindruck meiner eigenen Ueberzeugung, die ich zum Theil in England, während eines Aufenthalts im Jahre 1862 gewonnen hatte, mir schien es, daß in der Herstellung von Produktivassociationen, wie sie in England in blühenden Verhältnissen existiren, die Möglichkeit lag, das Schicksal des Arbeiters zu verbessern, ihm einen wesentlichen Theil des Unternehmer-Gewinnes zuzuwenden. Ich habe darüber auch mit Seiner Majestät, der für das Schicksal der arbeitenden Klassen ein natürliches, angeborenes Wohlwollen hat, gesprochen, und der König hat damals eine Summe Geldes hergegeben, um zu seiner eigenen Ueberzeugung, ob so etwas ginge, in Anknüpfung an eine Arbeiter-Deputation, die durch den Meinungszwang und die Tendenzpolitik ihrer Arbeitgeber außer Brod gekommen war und sich hier meldete, etwas der Art zu versuchen. Es sind hier darüber Worte citirt, die ich mit einem Herrn Paul, einem von diesen Arbeitern, gewechselt haben soll. Ich weiß nicht, — er mag ein besseres Gedächtniß haben, als ich, — was ich mit ihm gesprochen habe, aber dessen bin ich nach meiner Selbstkenntniß sicher, daß ich eine Summe von 6—7000 Thalern nicht „Lumperei“ genannt habe, und wenn die Herren das Wort „Lumperei“ brauchten, warum haben sie es nicht lieber an das 100-Millionen-Projekt geknüpft, da wäre es viel wirksamer gewesen. Wenn man etwas derartig Großes unternimmt, so ist es ja wohl möglich, daß man 100 Millionen dazu gebrauchen könnte, — es sind nämlich Thaler gemeint — aber so ganz thöricht und einfältig wäre eine solche Sache nicht. Wir stellen im landwirthschaftlichen Ministerium Versuche an über landwirthschaftliche Systeme, wir versuchen auch wohl in unserer Fabrikation — wäre es nicht nützlich, auch in der Beschäftigung der Menschen und in dem Bestreben, die sogenannte socialdemokratische, ich will lieber sagen sociale Frage in Bezug auf die Arbeiter zu lösen, dergleichen Versuche zu erneuern? Wenn mir darüber ein Vorwurf gemacht werden kann, wie ich mich dabei verhalten habe, so ist es doch höchstens das, daß ich das nicht fortgesetzt habe bis zu einem befriedigenden Ergebniß. Aber das war nicht mein Departement; ich hatte die Zeit nicht dazu; es kamen kriegerische Verhältnisse, die auswärtige Politik; während des Conflictes war viel zu thun; man hatte keine Zeit zu Derartigem. Aber, wie diese Zeit aufhörte, hätte ich dieser Frage meine Thätigkeit wieder zugewendet — und deshalb wurde die Sache aufgelöst. Es stand an ihrer Spitze ein durchaus achtbarer Mann, der Landrath Olearius, aber die Sache bewährte sich damals nicht; man kann, ob sie überhaupt fehlerhaft ist, an einem solchen Experiment in kleinem Stil nicht beurtheilen. In ganz großem Stile würde es sich vielleicht nicht durchführen lassen; solche Etablissements, wie z. B. das von Krupp unter einer anderen als monarchischen Verfassung, unter einer republikanischen, wären ja nicht möglich. Aber in der gewöhnlichen landläufigen Fabrikation halte ich diesen Weg, dem Arbeiter zu einer besseren Existenz zu verhelfen, durchaus nicht ausgeschlossen und sehe auch für einen Staatsmann kein Verbrechen darin, wenn er zu dem Behufe den Arbeitern, die eine Association bilden wollen, Staatshilfe gewährt, namentlich um Versuche in der Richtung zu machen Ich habe, so weit meine Erinnerung reicht, den Eindruck erhalten, daß der ganze fabricirende Theil der Einrichtung und der Beschäftigung gar keine Schwierigkeiten bot, es war der kaufmännische, in dem die Sache stockte, die Verwerthung der gewonnenen Produkte durch Reisende und Pro-

ben, in Lagern und Magazinen. Das Alles ließ sich nicht machen innerhalb einer Sphäre, die die Arbeiter übersehen konnten. Es kann auch vielleicht daran liegen — und dann wäre die Sache eine dauernde Unmöglichkeit — daß den deutschen Arbeitern das Maß von Vertrauen zu einander und zu höher Gestellten und von Wohlwollen unter einander nicht eigenthümlich ist, wie wir es in den englischen Associationen kennen. Aber wie man mir daraus einen Vorwurf machen kann, daß ich mit Geldern, die nicht Staatsmittel waren, sondern die Se. Majestät aus Privatmitteln dazu geschenkt hatte, einen solchen Versuch machte, kann ich nicht verstehen, und daß man daran einen gewissen Anklang macht, als wenn es eine Schlechtigkeit von mir gewesen wäre, daß ich als Minister das angerathen hätte. Die Schlechtigkeit kann doch nur in der Lässigkeit gefunden werden, daß ich die Versuche nicht fortgesetzt hätte. Dergleichen ist doch wohl nur auf die Heiterkeit der Zuhörer berechnet, daß mehrere Minister diese schlechten Schundwaaren zu den theuren Preisen haben nehmen müssen. Hier sitzen auch mehrere Minister und dergleichen Traditionen würden sich doch in den Bureaux fortsetzen, wo es geblieben ist und wozu sie es verwendet haben. Das sind doch Dinge, die in einer ernsten Versammlung, wie dieser, nicht zu erzählen sind. Was nun weiter erzählt wird: nach Lassalle trat Dr. Dammer ein, — das sind mir ganz unbekannte Namen. Ebenso muß ich zu meiner Schande eingestehen, daß ich nicht weiß, wer Fritzsche ist (Heiterkeit), während hier gesagt wird, daß Fritzsche über alle diese Verhandlungen an den Fürsten Bismarck berichtet habe. Ja, das hat wieder Einer Herrn Bebel vorgelogen, ich weiß nicht wer, vielleicht Herr Fritzsche selbst. Ich weiß nicht, wer Fritzsche ist. (Ruf: Abgeordneter.) Dann bitte ich sehr um Verzeihung, dann ist es ja nicht möglich, ein Abgeordneter kann ja so etwas nicht thun. Ich möchte doch Herrn Fritzsche bitten, Zeugniß darüber abzulegen, ob er jemals einen Bericht geschrieben hat, ob er ein Zeugniß darüber hat, daß ich einen Bericht von ihm gelesen habe, und ob er wirklich etwas für mich hat blau anstreichen müssen. Wenn er anwesend ist, so ist ja der Zeuge gleich zur Hand, warum sollte er nicht für Herrn Bebel aufstehen, wenn er bereit ist, darauf einen Eid zu leisten. Ich werde dann vielleicht die Möglichkeit haben, die Sache bis dahin zu treiben. Wenn er ein Abgeordneter ist, so bitte ich tausendmal um Verzeihung, wenn ich Bedenken geäußert habe, das war mir ganz entgangen. Es wäre wirklich interessant zu erfahren, wer Herrn Bebel diese Geschichte aufgebunden hat. (Am Schluß der Sitzung bemerkt persönlich Abg. Bebel: Von Fritzsche habe er gestern nicht gesagt, daß derselbe an den Reichskanzler über socialdemokratische Verhandlungen berichtet habe, sondern daß Dammer ihn aufgefordert habe, er solle an Bismarck berichten. — Abg. Fritzsche bemerkt, daß er die ihm durch den Reichskanzler zugefügte Kränkung milder auffasse, seitdem er erfahren habe, daß der Reichskanzler durch einen Druckfehler im Zeitungsberichte zu seiner irrthümlichen Auffassung der betreffenden Stelle in Bebels gestriger Rede veranlaßt worden sei.) Daß ich Herrn Wagener nach Eisenach geschickt habe, um mir über die dortigen Verhandlungen Bericht zu erstatten, war einfach meine Pflicht, und der Geh. Rath Wagener war für diese Sachen ein durchaus sachkundiger Mann. Daß er seinen damaligen Secretär Rudolph Meyer mitgenommen hat, habe ich nicht gewußt; es ist dies, so viel ich weiß, derselbe R. Meyer, der bei der Reichsglocke beschäftigt gewesen ist, mit dem ich einen Prozeß gehabt habe, der mir durch das Wohlwollen der Gerichte so unangenehm wie möglich gemacht wurde (Heiterkeit) und von dem ich nie vermuthet habe, daß ich irgend einer Gemeinschaft mit ihm angeklagt werden sollte. Ich höre durch alles dieses auch die leisen Reichsglockenklänge noch durchtönen. Ich komme nun zu der Frage zurück, wann und warum ich diese Bemühungen aufgegeben habe. Es stammt dies von dem Augenblicke her, wo in versammeltem Reichstage — mein Gedächtniß verläßt mich da, wie bei Fritzsche — ich weiß nicht, war es der Abgeordnete Bebel oder Liebknecht, im pathetischen Appell die französische Kommune als ein Beispiel von politischer Weisheit hinstellte und sich offen zu dem Evangelium dieser Mörder und Mordbrenner bekannte. Von diesem Augenblicke an habe ich die Wucht der Ueberzeugung empfunden — ich habe mich wegen Krankheit und Krieg nicht um diese Dinge bekümmert — aber dies war ein Lichtstrahl, der mir plötzlich die Sache erhellte. Seitdem habe ich in diesen Elementen einen Feind bekämpft, gegen den der Staat und die Gesellschaft sich im Stande der Nothwehr befindet. Die in dieser Beziehung von mir gemachten Versuche sind ja noch in der Erinnerung des Reichstages; Sie wissen ja, ich bin damit nicht durchgekommen; ich habe viel Vorwürfe darüber hören müssen, aber es hat an den Versuchen nicht gefehlt. Ich glaube auch nicht an die

Fruchtlosigkeit unserer Versuche, von der man immer spricht. Frankreich ist von dem Vorort des Socialismus erheblich zurückgetreten und befindet sich auf einem Standpunkt, mit dem die Regierung und die Gesellschaft es wohl aushalten kann. Und durch welche Mittel? Etwa durch eine bessere Ueberzeugung? Nein! durch gewaltsame Repressionen, durch Mittel, die ich bei uns gar nicht zur Nachahmung empfehlen möchte, und ich hoffe, wir werden bei uns auch nicht dahin kommen. England hat für alle dergleichen Excesse und Vergiftungen der öffentlichen Meinung sehr viel strengere Strafen. Wer dort einmal gefaßt wird, bekommt mindestens eine Gefängnißstrafe von 30 Tagen. Was ist aber ein englisches Gefängniß? Das ist nicht, wie hier in Plötzensee, wo ja die Herren sich ganz behaglich befinden, sondern dort giebt es eine horizontale Pritsche und weiter nichts. Das ist, als wenn Jemand auf Latten liegt, und solche 30 Tage Gefängniß sind nicht Etwas, was sich Jemand so leicht gefallen läßt, als zwei Monat Plötzensee. Ist denn dieser rhetorische Appell, der damals auf der Tribüne gemacht wurde, dieser Appell an die Drohungen und die Gewaltthat, ist denn der blos als eine rhetorische Form zu nehmen, hat sich denn das nicht seit der langjährigen Preßfreiheit — seit Jahren habe ich diese Presse beobachtet und die Aufforderung zur Gewaltthat, sowie die Vorbereitung für künftige Gewaltthat ist ja in der Presse sehr erkennbar — immer gezeigt, auch ohne, daß es so deutlich wird wie in den letzten Wochen. Ich erinnere mich eines Artikels, ich glaube aus einem socialistischen Blatte, freilich nur in dem Auszuge der „Post“, da war der Mord des General Mesenzoff als eine gerechte Hinrichtung geschildert und in wenig mißverständlichen Ausdrücken die Anwendung des ähnlichen Systems auf unsere deutschen Verhältnisse gemacht und er schloß mit dem Worte: discite moniti! Der Artikel wird ihnen wohl allen in Erinnerung sein; es war nicht etwa ein lapsus calami, sondern in ganz jüngster Zeit habe ich aus denselben Kreisen einen anderen Artikel gelesen, wahrscheinlich von derselben Zeitung, in dem gesagt war: alle unsere Beschlüsse, unsere Gesetze könnten der Socialdemokratie gar nichts thun, aber die Gesetzgeber und Alle, die dabei mitwirken, möchten sich doch ihrer Verantwortlichkeit einmal recht klar bewußt werden und dergleichen mehr, und es schloß auch mit der deutlichen Wendung des discite moniti, mit dem Anklang an diesen Artikel, der große Entrüstung erregte: ihr seid gewarnt! Wovor denn gewarnt? Doch vor nichts anderem, als vor dem nihilistischen Messer und der Nobiling'schen Schrotflinte. Ja, wenn wir in einer solchen Weise unter der Tyrannei einer Gesellschaft von Banditen existiren sollen, dann verliert jede Existenz jeden Werth, und ich hoffe, daß der Reichstag daher der Regierung, dem Kaiser, der den Schutz für seine Person, für seine preußischen Unterthanen und seine deutschen Landsleute verlangt — daß wir ihm zur Seite stehen werden. Daß bei der Gelegenheit vielleicht einige Opfer unter uns fallen werden, das ist ja sehr wohl möglich, aber jeder, dem das passirt, mag eingedenk sein, daß er zum Nutzen, zum großen Nutzen seines Vaterlandes auf dem Schlachtfeld der Ehre bleibt. (Lebhafter Beifall rechts.)

Die deutschen Musen in der Bismarck'schen Aera.

Ein schöngeistiges Erzeugniß, in Farben, Tönen oder im Gewand der Rede, mag es an sich selbst noch so unbedeutend und vergänglich sein, erhält doch sofort eine gewisse Wichtigkeit, wenn es seine Zeitgenossen gefesselt und entzückt hat. Der Geschichtschreiber kann z. B. Lafontaine's Quinctius Heymeran von Flemming und desselben Autors andre Romane nicht unbeachtet lassen, wenn er die hohen Höfe und bürgerlichen Kreise verstehen will, die, während Preußen hinter der Demarcationslinie nach den politischen Abenteuern des Königs Friedrich Wilhelm II. ausruhte, sich am Liebeskummer dieser Romanhelden erbaute. Um die Deutschen nach dem Frieden des Jahres 1815 richtig zu würdigen, wird man sich gleichfalls dazu entschließen müssen, die „Mimili“ und deren Geschwister aufzusuchen, mit denen Clauren seit jenem Frieden die Gesellschaft und die Bühnen Norddeutschlands zehn Jahre lang beschäftigte.

Die letzten zehn Jahre der Gegenwart haben unter ihren schöngeistigen Erzeugnissen so gründlich aufgeräumt wie Saturn unter seinen [illegible]n. Aber

auch diese Flüchtigkeit der neueren Produktionen wird spätern Geschichtsschreibern als denkwürdig und einer eingehenden Untersuchung werth erscheinen und, um ein Bild dieser Zeit zu entwerfen, werden sie nicht umhin können, die Berichte der Parteiblätter unserer Tage zu studiren.

Für uns, die wir mitten im Strom dieser Tageserscheinungen standen, haben sie jetzt schon eine besondere Wichtigkeit, da wir an ihnen den Werth jener Hoffnungen messen können, mit denen man den französischen Krieg, die Eröffnung des gegenwärtigen Jahrzehnts, begrüßte. Alles versprach nach den aufregenden Emser Scenen im Juli 1870 eine Zeit der deutschen, von allen Flecken der französischen Geistesherrschaft befreiten Original-Production und die Gelehrten der Berliner Universität datirten von dieser Zeit an ein perikleisches Zeitalter für Deutschland und die geistige Suprematie Berlins.

Keine dieser Hoffnungen ist in Erfüllung gegangen, keines der Gelübde des Juli 1870 eingelöst und auch der Sieg der Armeen hat die Musen nicht begeistern können.

Woran lag die Schuld? Die alte Mythologie nennt die Musen die Kinder des Zeus und des innerlichen Sinnens, der Mnemosyne. Bismarck wird von seinen Verehrern als der donnernde Jupiter der Gegenwart gefeiert; fehlte ihm also die Zeugungskraft, um die rechten Kinder des Sinnens und Dichtens der Welt zu schenken? Oder gab ihm die Gegenwart nur den Stoff zu Fehlgeburten?

Wir sprechen ihn zum Theil frei. Der Cäsarismus, den er für Deutschland in noch ziemlich unsichern Formen aufstellte, hat auch in seinen größern Jugend- und Blüthezeiten im Fach des Dichtens und innerlichen Sinnens nichts Besonderes leisten können. Alexander mußte sich damit begnügen, in Homer's Ilias sein Vorbild zu beschauen. Augustus und Mäcen konnten ihren beiden Günstlingen nur ein Paar schöne Verse auf das neue Rom und dessen Herren entlocken, nachdem die Kraft und Schönheit der Sprache während der Bürgerkriege sich im Kampf des Forum und in Lucrezens Preis der Entsagung und „Reichsfeindschaft" erschöpft hatte. Als später, unter Nero, das Feuer dieser Sprache noch einmal aufloderte, richtete es sich (in Lucan's Gesang vom Bürgerkrieg) gegen den Stifter der neuen Aera. Der Glanz der Kunst, in dem sich das Königthum Ludwigs XIV., vor dem Uebergange zum Cäsarismus, sonnte, war von Männern entzündet und unterhalten, die sich vor dem Auftreten des Mächtigen entwickelt und bewährt hatten. Ludwig hatte sie nicht gezeugt.

Dergleichen Männer fehlten Deutschland schon vor dem Beginn der neuen Aera; dieselbe konnte daher nur die Reste einer an sich schon unfruchtbaren Zeit verbrauchen oder mußte mit den Neulingen einer sehr unsichern Gegenwart vorliebnehmen.

Und an dieser Unsicherheit hatte auch der Stifter der neuen Zeit zu leiden. Sein Hinweis auf die ausgesetzte Lage des Reichs inmitten feindlicher Mächte, wenn es galt, neue Steuern flüssig zu machen, konnte weder für eine Finanzreform Ersatz bieten, noch die Kraft und Lust einer ermatteten Nation zur Arbeit beleben. Seine Klagen (z. B. in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 25. Januar 1873), daß er „im Sande ermüden und seine Ohnmacht erkennen müsse," wenn er als Vorsitzender des Staatsministeriums immer erst „durch Bitten, Ueberredung, Correspondenzen und Beschwerden" Einfluß erkämpfen solle, — die spätere Klage ferner, daß er auch die Last des auswärtigen Amtes nicht mehr tragen könne, wenn ein unbotmäßiger Beamter seinen Einfluß im „gesellschaftlichen Verkehr mit gewissen Personen" zum Widerstand gegen ihn benutzen dürfe, die wiederholten Klagen dieser Art und die ebenso oft wiederholte Androhung seines Rücktritts mußten dem Publicum für die Haltbarkeit der öffentlichen Zustände bange machen.

Ein Blick auf den Mann, dessen Name mit der mächtigsten und blühendsten der neueren Reichsgründungen verknüpft ist, wird uns vielleicht die persönliche

Stellung und Haltung Bismarck's in dem Rahmen dieses kurzen Aufsatzes am deutlichsten machen.

Georg Washington kannte seine Nation. Er wußte es und erfuhr es auch seit dem Augenblicke, als er den Oberbefehl über ihre Streitkräfte gegen die geübte und wohlausgerüstete Armee Englands erhielt, daß Geld- und Geschäfte-machen ihre Seele, die bürgerliche Geschäftsfreiheit die Triebfeder ihres Kampfes für politische Freiheit und der materielle Leib ihrer Berufung an die ewigen Menschenrechte war. Er wußte, daß die Sucht nach eignem Gewinn jeder Art ein einträchtiges Zusammenwirken und eine für England verderbliche Aeußerung des Gemeingeistes so gut wie unmöglich machte. Den Congreß, seinen Herrn, der das Wachsthum der Militärmacht fürchtete, konnte er nur mit Mühe zur Beseitigung des Systems der kurzen Verpflichtung für den Kriegsdienst bewegen. Ein Theil der Congreßmitglieder war noch für Versöhnung mit dem Welfen Georg III., Einige dachten sogar an den verkommenen Stuart in Florenz, Andere hörten auf die Generale, die gegen Washington intriguirten, auf ihre angebliche militärische Ueberlegenheit stolz waren und den Oberfeldherrn stürzen wollten. Gegenüber diesen Frictionen, die ihn von allen Seiten her belästigten, bewahrte der Gründer der Union den inneren Gleichmuth, zu dem er seine ursprünglich stürmische und erregbare Natur schon frühe vor der Berufung zu seiner großen Laufbahn gestimmt hatte. Unbeirrt durch jene Reibungen, auch durch die Geringfügigkeit seiner militärischen Werkzeuge, behielt er sein Ziel im Auge und verstand es, Zweck und Mittel so zu combiniren, daß er gegen innere und auswärtige Feinde das Feld behauptete. Gefahren konnten seine Heiterkeit und selbstgewisse Ruhe nicht stören, nie ließ er sich zur Eifersucht gegen die Verdienste seiner Generale herab, in seinen fast täglichen Verhandlungen mit dem Congreß mied er jeden Schein der Ueberlegenheit; — das innere Feuer seiner Natur war so gebändigt, daß es ihm als sicherer Antrieb für Calcul und Ausführung diente, ohne in selbstwillige Flammen auszubrechen.

Ein Paarmal bringen die Privatbriefe an seine Freunde Geständnisse über den Druck, mit dem die Ungunst der Verhältnisse auf ihm lastet. So schreibt er einmal: „ich bin durch den Rückgang der Dinge zu Tode ermattet," nie läßt er jedoch ein Wort fallen, welches als Ausdruck der Verzweiflung an seiner Sache gedeutet werden könnte. Er bedauert zwar einmal, daß er seinen Posten angenommen habe, aber keine Stockung der Dinge, kein Anlauf seiner Widersacher und Rivalen hat ihn dazu bringen können, mit der Ankündigung, daß er nöthigenfalls zurücktreten werde, seine Widersacher und zugleich die Nation zu erschrecken.

Der geneigte Leser wird es nicht unwillig aufnehmen, daß der Unterzeichnete in einem Aufsatz, der von den Musen der Bismarck'schen Aera handelt, an einen Reichsstifter erinnert, der zugleich als militärischer Oberbefehlshaber und als Staatsmann das vollkommenste Ebenmaaß der inneren Stimmung der Welt gezeigt hat. Gleichmaaß, Wohlgestimmtheit, Eurhythmie sind die Güter, die den Musen inwohnen und von ihnen an ihre Günstlinge vertheilt werden. Es kommt hier nicht darauf an, ob die Amerikaner die Wohlgestimmtheit ihres Reichsgründers auch in Werken der Leyer und Zither wiedergegeben haben; uns genügt zunächst vielmehr die Thatsache, daß ihr Staatskörper noch heute vom Geist ihres Washington zehrt. Wir sind auch fern davon, bei den Deutschen der jetzigen Aera nach Meisterwerken des Geschmacks und der künstlerischen Erfindung zu suchen, und haben es nur mit der Frage zu thun, ob sie ihr Gelübde vom Jahr 1870, dem von ihnen bewunderten Meister durch die Suprematie im Fache der Kunst Ehre zu machen, erfüllt haben und bei der Unsicherheit der Situation erfüllen konnten.

Einmal, als die chronische Krankheit des Parlamentsleibs wieder in ein hitziges Fieber umgeschlagen war, theilte der Meister einem Kreise von Gläubigen, wie Ludwig Bamberger nach dem Bericht eines Ohrenzeugen (in der

Berliner „Gegenwart" vom 7. Juli 1872) erzählt, die Schreckensgeschichte mit, wie ihm letzte Nacht, als er in Besorgnissen um die deutsche Einheit eingeschlafen war, der Traumgott die Karte Deutschlands in die Hand gab und wie diese zwischen seinen Fingern morsch und immer morscher ward und endlich wie Zunder in Fetzen auseinanderging.

Gleichzeitig sah es in Deutschland wie in einer großen Krankenstube aus. Alles litt und klagte über das harte Lager und über die Gebrechlichkeit des Dachs, unter dem man sich eingepfercht sah. Dazwischen machte sich die Stimme des mächtigen Mannes geltend, der Ruhe und Stille gebot, wenn man ihn nicht nächstens reisefertig und zum Rückzug in seine Einsiedelei bereit sehen wollte.

Der Meister verlangte Ruhe und doch war es ein öffentliches Geheimniß, daß ein Theil der Stimmen, die im Dunst der deutschen Krankenstube sich in Klagen und gegenseitigen Anklagen ergingen und den allgemeinen Lärm unterhielten, sich seiner Protection erfreuten. Nur schätzte der Meister den Umfang der protegirten oder officiösen Presse zu gering, wenn er in einem Reichstagsdisput (vom März 1873) diese begünstigte Presse auf ein Blatt beschränkte, in welches „er mitunter einen Artikel hineindrucken lasse". Auch der Abgeordnete Richter, der jenen Disput hervorgerufen hatte, übersah die ungeheure Schaar der freiwilligen Diener, die sich in allen Reihen, auch der Fortgeschrittensten an jenem Lärm betheiligten und mit derselben Kraft des Tons über die sogenannten Reichsfeinde herfielen.

Man braucht nicht wie eine jener protegirten Zeitungen, für deren sämmtliche „Thorheiten" Bismarck im Disput mit Richter seine Verantwortlichkeit nicht hergeben wollte, aus der Krippe Jesu bei Gelegenheit einer katholischen Ausstellung die Reliquie vom Gerippe des Jesukindes zu machen, um in den Geruch des Officiösen zu kommen. Die „Tagebuchblätter" des Dichters Geibel gegen das „lichtscheue Gelichter des römischen Sumpfs" (in der „Gegenwart" vom April 73), die Couplets der Berliner Posse, die Predigten der Biedermänner im großen Schauspiel und die Redner der Bezirksvereine ließen es an gleichen Thorheiten nicht fehlen und die fortgeschrittensten Parlamentarier bemühten sich in gleichem Ton um die Wette, die Bettlägerigen der allgemeinen Krankenstube vollends um die Besinnung zu bringen.

Ein unbeachtet gebliebenes Telegramm der Wiener „Neuen Freien Presse" aus Salzburg vom 6. September 1871 belehrt uns indessen über ein Instrumentalconcert, dessen Direction sich Bismarck anfänglich allein vorbehalten hatte. Es galt der Begrüßung des deutschen Kaisers durch den Kaiser von Oestreich. Franz Joseph war von den Oberbeamten des diesseitigen Oestreich umgeben. Mit Hohenwart, dessen cisleithanischer Föderations-Versuch sich im Niedergang befand, war auch Beust gekommen, der mit bangem Herzen der Lösung einer alten Frage und seiner Ersetzung durch Andrassy entgegensah. Der Magyar war gleichfalls auf dem Wege nach Salzburg und bei Kemmelbach stieg der deutsche Gesandte, General von Schweinitz, zu ihm in sein Coupee, um bei ihm bis zur Ankunft am fürstlichen und ministeriellen Rendezvous zu verweilen. Dem Deutschen fiel ein Stein von Herzen, als er den Ungarn erblickte und er rief ihm die laut gesprochnen Worte zu: „wären Sie nicht gekommen, Graf, so gäbe es ein Loch in unsrer Pauke." Dieses Instrument bewährte sich sofort in Salzburg und bereitete den zwei Monate darauf erfolgten Sturz Hohenwart's und Beust's vor. Allmälig wurde es die Culturpauke, die z. B. der deutsche Botschafter in London auf einem Meeting kräftig rührte. Zugleich griffen aber auch die liberalen Blätter nach dem Notenstock und schlugen den deutschen Gesandten in Rom, Paris, Brüssel, Madrid zur tüchtigen Bearbeitung dieses Culturinstruments den Takt.

Dieses Doppelconcert draußen und innerhalb der einheimischen Krankenstube accompagnirte die Uebungen der Musen, als sie Deutschland während der letzten zehn Jahre besuchten. Wir werden nun sehen, ob es ihnen gelang,

Berlin zur Herrscherin im Reich der Kunst zu erheben, und bemerken zuvor dem geneigten Leser, wenn er an der düstern Färbung dieses Berichts Anstoß nehmen sollte, daß er dem gebildeten Geschmack der „Nationalzeitung" für diese Schilderungen der Berliner Kunstleistungen zu ernstlichem Dank verpflichtet ist. Der Unterzeichnete hat nämlich, um jener Färbung den Anschein des bloß Subjectiven zu entziehen, in den folgenden Theil seines Aufsatzes die Urtheile der Feuilletonsrubrik verwebt, die sich mit ihrer freimüthigen Sprache von dem ängstlichen Herrendienst des politischen Theils jener Zeitung zu ihrem Vortheil unterscheiden.

Zuweilen verirrt sich zwar in diese Region „unterm Strich" eine Stimme von oben, wie z. B. Herr Dernburg (im November 1877) bei Gelegenheit der Anzeige von K. Frenzel's „Berliner Dramaturgie" im Geiste Dubois-Reymond's darauf schwört, daß Berlin, als „Deutschlands Hauptstadt und Mittelpunkt des deutschen Staatslebens" auch die Ehre des „theatralischen Primats" gesichert ist. Allein die Geister „unten" haben mit ihrer gerechten Kritik der theatralischen Leistungen Berlins dafür gesorgt, daß es sein Haupt nicht allzustolz über seine deutschen Geschwister erheben darf. Eine „regulirende, maaßgebende Kunststätte", wie es Herr Dernburg nennt, müßte unter Anderen auch der Pflege der nationalen Ueberlieferung gewachsen sein und Kräfte erziehen, welche die Schätze der Vergangenheit zu heben und den Geist der alten Meister zu citiren verstehn. Wie verhält es sich aber mit dieser Conservirung des Alten, wenn, nach dem Bericht des Kenners im Feuilleton, in der Aufführung von Gluck's „Iphigenia in Aulis" (am 7. Novbr. 75) die Titelrolle in der rathlosen Stimme und vordringlichen, zum Genrehaften herabfallenden Klangfarbe der Primadonna Mallinger verkümmert, — Agamemnon unter den ungestümen Uebertreibungen und realistischen Kraftübungen des Herrn Betz zum Polterer wird und selbst die Haltung des Orchesters die Straffheit vermißen läßt, welche die Ehre des Werks erfordert?

Die schöpferischen Meister unserer Musik haben von ihren welschen Vorgängern gelernt und deren Anregungen zum Verständniß ihres eigenen Innern benutzt; Gluck hat mit Italien und Frankreich gerungen. Was nutzt uns aber die reine nationale Musik, wenn sie uns in Ignaz Brüll's „Landfrieden" (am 18. October 77) statt Buffos von italienischer und französischer Bildung „traurige lümmelhafte Spaßvögel" bringt, die Biedermänner den Druck eines Alp ausüben und man am nationalen Tisch verhungert?

Immermann hatte das Unglück, mit seiner schönen Originalidylle (im „Münchhausen") die Hunderte und aber Hunderte von Dorfgeschichten hervorzurufen, für deren Decorationen die Verfasser die Winkel von ganz Deutschland durchstöberten. Und nun, bei der jetzigen Steigerung des deutsch-nationalen Sinnes zwingt der Componist Raff in seinem Quartett „die schöne Müllerin" die Instrumente, uns einen ganzen Dorfroman vorzutragen und müssen die Geigen dem staunenden Auditorium z. B. eine klappernde Mühle und den Lärm eines Polterabends vorfiedeln.

Diese vordringliche Sucht nach Effecten und Sensations-Erregungen erinnert uns an die Zeit Nero's, der die Senatoren und Ritter der Weltstadt in seinen Palast berief und ihnen zeigte, wie er dahinter gekommen sei, der Wasserorgel einen stärkeren und wohlklingenderen Ton zu entlocken. So erfreute auch Rubinstein in seinem F-Dur-Quartett (am 17. November 1875) die Hauptstädter mit dem Kunststück, daß er Flöte, Clarinette, Fagot, sonst, wie in Händel's Alexanderfest, die Träger des lydischen Brautlieds, mit Erfolg in der neueren nationalen Sprache unterrichtet und zu Organen spitzfindiger Rhetorik und der magersten Reflexion gemacht hat.

Der Triumph, welchen die aus Ungarn eingetroffene Sängerin Etelka Gerster (im April 1877) mit ihren Coloraturen, Trillern und ähnlichen kleinen Effectmitteln über das national-politische Berlin davontrug, war das ächte Bild einer cäsarischen Zeitstimmung. Bismarck mußte erfahren, wie oberflächlich

sein damaliger Entschluß, die ministerielle und parlamentarische Bühne zu verlassen, auf das Publicum wirkte. Er und der Anmarsch der Russen auf die Donau waren in der krampfhaften Begeisterung für die Sängerin vergessen und das Girren einer plötzlich erschienenen Fremden ließ die Krisen des einheimischen Imperialismus und die Ankündigung des Czaren, daß er Europa aus eigener Vollmacht „retten" werde, zu flüchtigen Nebelbildern erblassen. Ein Jahr darauf, als die Sängerin (am 30. März 1878) als Violetta der Verdi'schen Oper wiederauftrat und ein mattes und farbloses Bild aufstellte, mußte das Publicum seinerseits wieder eingestehen, wie oberflächlich der Genuß war, von dem es sich vor Monaten hatte berauschen lassen. Das cäsarische Publikum ist ein Flatterwesen, welches gierig nach dem Reiz des Augenblickes greift, gleichviel, ob der Zufall ihm eine Palastintrigue, Parlamentsdebatte oder einen Virtuosen zur Unterhaltung hinwirft, und eben so schnell, wie es zugriff, wendet es sich von der Neuigkeit des Moments wieder ab, um einer anderen Ueberraschung zu harren. Einer dauernden Beschäftigung ist es nicht mehr gewachsen; es geht ihm wie seinen Parlamentariern, die trotz aller Kanzler-Krisen die politische Frage derselben noch nicht ernstlich ins Auge gefaßt haben und noch immer ohne staatsrechtlichen Compaß von den Stürmen derselben hin und her geschaukelt werden.

Es giebt noch einiges Phlegma mitten in dem Flattern des cäsarischen Bürgerthums, — etwas Dauerndes in seinem oberflächlichen Wechsel. Das ist seine Gemüthseligkeit und biedere Selbstzufriedenheit. Die Kunst versucht es auch, bei dieser Genügsamkeit mit anzuklopfen. Neben Raff's und Rubinstein's Sensationsstücken hat z. B. E. Kretschmer mit seiner großen Oper, den „Folkungern" dem Bürgerthum ans Herz gegriffen und sein fabrikmäßiges Gemeingut, dem er keinen individuellen Zug mitzutheilen vermochte, mit Chören ausgestattet, deren Gang und Melodiegehalt sich nicht über den Liederschatz der heutigen Gesangvereine erhebt. Allein diese Vereine sind in ihrem Repertoir, dessen stockende und zerhackte Weisen sich zu dem Fluß der ältern deutschen Lieder eben so verhalten, wie Geibel's Bismarcksgesänge zu den Versen eines Uz, schon so reichlich versorgt, daß sie der Folkungerchöre nicht mehr bedürfen.

Die heutige deutsch-nationale Malerei bewegt sich in demselben Gegensatz des Gesuchten und Platten. Auf der einen Seite die forcirte Gräßlichkeit, auf der anderen das Gewöhnliche. Dort steht Gabriel Max, der Maler jenes wollüstigen Kitzels, mit dem ein junger Römer vor der gekreuzigten Christin einen Rosenkranz niederlegt, der Wasserleichen und Sargleichen, des Christuskopfs mit den beweglichen Augenlidern und nun des Gretchen mit dem abgeschlagenen und lose wieder aufgesetzten Kopf, — einem Bilde, wie sich Julius Lessing (in der „Nationalzeitung" vom 9. December 1877) ausdrückt, „von schwacher Mittelmäßigkeit und plumpem Raffinement."

In dem Gewöhnlichen der anderen Seite hat der Berichterstatter derselben Zeitung über die Kunstausstellung des Jahres 1877, K. Frenzel, das nicht weniger Gesuchte sehr verkannt. Ein materielles, kirchlich-politisches Interesse hat ihm die Augen zugehalten. Die neben einer ganzen Reihe von Darstellungen der Familientrauer, Begräbniß-, Todes- und Krankheits-Scenen, immer noch ansehnliche Anzahl von Bildern, welche das Lesen der Bibel und kirchliche Motive zum Gegenstand haben, benutzt er zu einer geharnischten Ansprache an Geistliche und Kirchenobere. Hier, ruft er den „Kurzsichtigen und Engherzigen" zu, wenn sie über wachsenden Unglauben klagen wollen, — hier liegt die Antwort.

Aber erstlich ist die Mehrzahl jener „ernsten" Bilder eine sehr verdächtige Wiederholung der Düsseldorfer Trauernden und kein günstiges Zeichen für eine Aera, die mit ihren Kanzler-Krisen, parlamentarischen Zerwürfnissen und Nothzuständen keinen lebendigen Funken im Herzen des Volks hat erwecken können. Und sodann ist die Gesuchtheit und Einförmigkeit dieser Bilder nicht die Ant-

wort, sondern nur das entsprechende Gegenstück zu der kalten Künstlichkeit, mit welcher Geistliche, Consistorien, Oberkirchenrath und Generalsynode den herabgekommenen Glauben in Ansprachen und Erlassen wieder herstellen wollen.

Indessen haben die schönen Bemerkungen Julius Lessing's über die Proben, welche die französischen Maler, bei Gelegenheit der jetzigen Weltausstellung in der leidenschaftlichen Erfassung der Historie von der Fülle ihres Muths und ihrer Phantasie abgelegt haben, dem genannten Berichterstatter die Augen geöffnet. So findet er nun auf der gegenwärtigen Berliner Ausstellung die Worte desselben Lessing über den eingeengten Gesichtskreis der deutschen Maler bestätigt und klagt darüber, daß in dem Mittelgut ihrer Waare sich auch nicht „eine Spur von unserem Leben" regt. Aber unser Leben? Was können oder dürfen die Maler aus demselben nehmen? Er selbst kommt ihnen mit dem Vorschlag eines Eisenbahnunfalls, eines Zusammenstoßes zweier Schiffe entgegen. Aber welche parlamentarische Fraction soll ihnen bei letzterem Sujet als Hüter und Vormund dienen? Ja, wenn er noch einen modernen Callot für unsere „Miseren" des Kriegs und Friedens hervorzaubern könnte!

Unsere Künstler können aus ihrer und der allgemeinen Gedrücktheit nicht heraus. So hat Felix Dahn sein am 28. October 1876 zur Aufführung gekommenes Drama „Deutsche Treue" sehr richtig ein vaterländisches Schauspiel genannt, an welchem allerdings die Kenner des neueren Patriotismus (Mommsen und Dubois-Reymond) ihre Freude haben müssen. K. Frenzel hat es dagegen mit rühmlicher Gerechtigkeit geschildert. Er nennt es ein patriotisches Tendenzstück, die Charaktermasken der auftretenden Böhmen, Ungarn und Franzosen Nachbildungen der bekannten Schablone, das Ganze als Loblied auf die deutsche Treue, die sich nicht einmal in besonderen Thaten äußert, eine patriotische Selbstüberhebung. Das Selbstbewußtsein dieser Treue spreizt sich in Ermahnungen und Redeübungen, die nicht verfehlen, ihre Tapferkeit gegen die Kirche und französische Großsprecherei zu bewähren. Der eine der Helden, Heinrich I., als vom Volke erwählter König der Deutschen ist ganz nach Sybel's bekanntem Ideal gezeichnet und bringt seinen Gegner, Arnulf von Bayern, durch die Biederkeit des Vortrags zur Anerkennung der Volksstimme. Wir fühlen uns, nach K. Frenzel's treffendem Ausdruck, unter dem Thun und Treiben unserer Vorfahren vom Jahr 920 so heimisch wie in einem Bezirksverein unserer Tage und ihre Reden machen auf uns den Eindruck eines modernen Leitartikels; Arnulf ist in seinem anfänglichen Widerstand der Mann der bayrisch-patriotischen, Heinrich als Sieger derjenige der norddeutschen Zeitungen.

Was neben Neuigkeiten ähnlicher Art, in denen, wie in Wolfgang Müller's: „In Bann und Acht", ein braver, redseliger Pfaffenfeind nicht fehlen darf, das Theaterpublikum ergreift, packt, auch wohl foltert, aber doch lebhaft beschäftigt, ist französischen Ursprungs. Die Gelübde des Juli 1870, die feierlichsten Versprechungen, dem welschen Wesen zu entsagen und ächt deutsche Werke zu schaffen, waren bald vergessen. Berlin nahm zu an Häusern und Straßen und streckte sich sogar zu neuen Vierteln aus, aber es blieb weit hinter dem Leben und der inneren Größe einer Weltstadt zurück. Es ward nicht einmal das Centrum Deutschlands und den Hauptstamm seiner neuen Bevölkerung lieferten die slavischen Distrikte Niederschlesiens und der Provinz Posen. Das aus Ziegelsteinen hergestellte und mit Gypsstuckatur ausgeschmückte Palmyra des Nordens eignete sich in den letzten Jahren, auch mit Hilfe der gemeinsamen Noth, diesen Zuzug sehr bald an, konnte aber bei dieser Assimilation sich einer zunehmenden Slavisirung und Herabstimmung seiner Seelenkräfte, Wünsche und Vergnügungen nicht entziehen.

Die kleinen Theater und deren zahlreiche Vorschulen und Vorhallen, von den großen Schaulokalen an bis zu den musikalischen Unterhaltungen der Kellerräume waren die Stätten, in denen diese Herabstimmung des Berliner Geistes ihr niedrigstes Niveau erreichte. Die „Nationalzeitung" hat für spätere Ge-

genehmen Eindruck hatte, daß ich in ihm einen Mann von Geist sehe, mit dem zu verkehren angenehm war und daß ich ein intelligenter und bereitwilliger Hörer war. Von Verhandlungen war schon deshalb nicht die Rede, weil ich in unseren Unterredungen wenig zu Worte kam (Heiterkeit); er trug die Kosten der Unterhaltung allein, aber er trug sie in angenehmer und liebenswürdiger Weise, und Jeder, der ihn kannte, wird mir in dieser Schilderung Recht geben. Er war nicht der Mann, mit dem bestimmte Abmachungen über das do ut des abgeschlossen werden konnten, aber ich bedauere, daß seine politische Stellung und die meinige mir nicht gestatteten, viel mit ihm zu verkehren und ich würde mich freuen, einen ähnlichen Mann von dieser Begabung und geistreichen Natur als Gutsnachbar zu finden (Heiterkeit). Wenn dieser Mann durch seinen Geist und seine Bedeutung mich anzog, so ist es ja doch meine Pflicht als Minister, mich über die Elemente, mit denen ich es zu thun habe, zu informiren, und ich würde in Folge dessen auch, wenn der Abg. Bebel den Wunsch hätte, sich Abends mit mir zu unterhalten, ihm nicht ausweichen; ich würde daran vielleicht die Hoffnung knüpfen, daß ich endlich auch erführe, wie der Abg. Bebel und seine Genossen sich den Zukunftsstaat, auf den sie uns durch Niederreißen alles dessen, was besteht, was uns theuer ist und schützt, vorbereiten wollen, eigentlich denken. Es ist das außerordentlich schwierig, so lange wir darüber fast in demselben Dunkel tappen, wie die gewöhnlichen Zuhörer bei den Reden in socialdemokratischen Versammlungen; sie wissen auch nichts, es wird ihnen versprochen, es werde besser werden bei wenig Arbeit und viel Geld — woher das kommt, sagt kein Mensch, namentlich woher es auf die Dauer kommt, wenn die Theilung, die Beraubung der Besitzenden geschieht, denn dann wird der Arbeitsame und Sparsame wieder reich werden und der Faule und Ungeschickte wieder arm, und wenn das nicht ist, wenn Jedem das Seinige zugewiesen werden soll, strebt man eine zuchthausmäßige Existenz an, wo keiner seinen Beruf und seine Lebensweise hat, sondern wo ein Jeder unter dem Zwang der Aufseher steht. Im Zuchthaus ist jetzt wenigstens ein Mann zur Controle, das ist ein achtbarer Beamte, über den man sich beschweren kann, aber wer werden dann die Aufseher sein bei diesem allgemeinen Zuchthaus? Das werden die Redner sein, die durch ihre Beredtsamkeit die große Masse, die Majorität der Stimmen für sich gewinnen, gegen die wird kein Appell sein, das werden die erbarmungslosesten Tyrannen und Knechte der Tyrannen sein, die je gefunden wurden. Ich glaube, Jeder wird, wenn er sich dieses Ideal ausmalt, was wir so durch die Ritzen zu erfahren kriegen, abgeschreckt werden; denn offen hat noch keiner der Herren ein Programm geben können, sowie sie mit einem Programme auftreten, wie sie sich die Zukunft gestaltet denken, so lacht sie jeder einsichtige Arbeiter aus, und dem wollen sie sich nicht aussetzen. Also das hat mich nicht abgehalten, für die verständigen Bestrebungen, die damals noch meines Wissens den Hauptkern in der Socialdemokratie bildeten, für die Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen ein warmes Herz und ein offenes Ohr zu haben, und auch was mir Lassalle darüber mittheilte, war ja anregend und lehrreich, denn er wußte viel und hatte viel gelernt; das möchte ich nur den Herren, die seine Nachfolger werden wollen, immer empfehlen. Die Geschichte mit dem bayerischen Gesandten ist nur eine von den Verzierungen, die so aussehen, als wüßte man ganz genau, was passirt ist. Sie ist nach der ganzen Einrichtung meines Hauses unmöglich, denn ein Gesandter wird mir unter keinen Umständen gemeldet, mag Jemand bei mir sein oder nicht. Der Gesandte fragt an, ob ich ihm eine Stunde geben kann, und zu der Stunde muß ich ihn empfangen, da kann kein Lassalle mich abhalten. Also daß dieser Gesandte einer in partibus infidelium ist (Heiterkeit), darüber kann Jeder meine Dienerschaft vernehmen. Unsere Unterhaltungen drehten sich ja gewiß auch um das allgemeine Wahlrecht; aber auf einen so ungeheuerlichen Gedanken, dasselbe durch Octroirung einzuführen, bin ich in meinem Leben nicht gekommen. Ich habe es mit einem gewissen Widerstreben als Frankfurter Tradition acceptirt. In den damaligen Rivalitäten mit den Gegnern des Reiches war die Karte einmal ausgespielt, wir haben sie als auf dem Tische liegen gebliebene Hinterlassenschaft gefunden. Eine feste Ueberzeugung von ihrer Wirkung habe ich damals schwer gehabt, wenigstens nur nach der Richtung, daß im Kampfe dieses populäre Mittel benutzt wurde Eine Ueberzeugung über die Wirkung ist nicht leicht zu gewinnen, obschon wir eine langjährige Probe verschiedener Systeme neben einander haben. Wir haben ja einen Reichstag nach allgemeinem Stimmrecht, ein anderes System für den preußischen Landtag. Viele von Ihnen sind ja Mitglieder beider Versammlungen, Sie können sich einigermaßen ein Urtheil über beide Systeme bilden und sagen, was Ihnen besser gefällt. Ich will lieber, wird der Eine sagen, mit dem Reichstage ver-

kehren; der Andere vielleicht lieber mit dem Landtag. Ich will weder dem Landtage etwas Unangenehmes, noch dem Reichstage eine Schmeichelei sagen, aber ich verkehre lieber hier inmitten der Ergebnisse des allgemeinen Stimmrechts, trotz der Auswüchse desselben. Die Nachweise, warum, überlasse ich jedem selbst zu finden. Aber ich kann mich nicht dazu verstehen, zuzugeben, daß das allgemeine Stimmrecht ad absurdum geführt wäre durch diese Ergebnisse. Es wird ja auch bei uns der Wähler mit der Zeit urtheilsfähiger werden; er wird nicht mehr den beliebigen Versicherungen eines Abgeordneten unbedingt Glauben schenken bei Allem, was von der Regierung Nachtheiliges sich sagen läßt; er wird vielleicht nicht mehr bloß eine Zeitung lesen, er wird Vertrauen zu den jetzt verschmähten Leitern gewinnen. Ich habe darin noch bis jetzt nichts zurückzunehmen, obwohl ich alle die Anträge bereitwillig und unparteiisch würdige, die in dem allgemeinen Stimmrecht einen Theil der Ursachen der Schäden suchen, und deshalb möchte ich Abstand nehmen. Ich sage nur: überzeugt bin ich nicht, ich lasse mich gern überzeugen und sehe kein Verbrechen darin, dies mit einem gescheidten Menschen seiner Zeit besprochen zu haben, — ich bin dessen ganz sicher, daß wir davon gesprochen haben. Ebenso die Gewährung von Staatsmitteln zu Produktivgenossenschaften, — das ist auch eine Sache, von deren Unzweckmäßigkeit ich noch heute nicht überzeugt bin. Sei es nun unter dem Eindruck von Lassalle's Raisonnement, oder unter dem Eindruck meiner eigenen Ueberzeugung, die ich zum Theil in England, während eines Aufenthalts im Jahre 1862 gewonnen hatte, mir schien es, daß in der Herstellung von Produktivassociationen, wie sie in England in blühenden Verhältnissen existiren, die Möglichkeit lag, das Schicksal des Arbeiters zu verbessern, ihm einen wesentlichen Theil des Unternehmer-Gewinnes zuzuwenden. Ich habe darüber auch mit Seiner Majestät, der für das Schicksal der arbeitenden Klassen ein natürliches, angeborenes Wohlwollen hat, gesprochen, und der König hat damals eine Summe Geldes hergegeben, um zu seiner eigenen Ueberzeugung, ob so etwas ginge, in Anknüpfung an eine Arbeiter-Deputation, die durch den Meinungszwang und die Tendenzpolitik ihrer Arbeitgeber außer Brod gekommen war und sich hier meldete, etwas der Art zu versuchen. Es sind hier darüber Worte citirt, die ich mit einem Herrn Paul, einem von diesen Arbeitern, gewechselt haben soll. Ich weiß nicht, — er mag ein besseres Gedächtniß haben, als ich, — was ich mit ihm gesprochen habe, aber dessen bin ich nach meiner Selbstkenntniß sicher, daß ich eine Summe von 6—7000 Thalern nicht „Lumperei" genannt habe, und wenn die Herren das Wort „Lumperei" brauchten, warum haben sie es nicht lieber an das 100-Millionen-Projekt geknüpft, da wäre es viel wirksamer gewesen. Wenn man etwas derartig Großes unternimmt, so ist es ja wohl möglich, daß man 100 Millionen dazu gebrauchen könnte, — es sind nämlich Thaler gemeint — aber so ganz thöricht und einfältig wäre eine solche Sache nicht. Wir stellen im landwirthschaftlichen Ministerium Versuche an über landwirthschaftliche Systeme, wir versuchen auch wohl in unserer Fabrikation — wäre es nicht nützlich, auch in der Beschäftigung der Menschen und in dem Bestreben, die sogenannte socialdemokratische, ich will lieber sagen sociale Frage in Bezug auf die Arbeiter zu lösen, dergleichen Versuche zu erneuern? Wenn mir darüber ein Vorwurf gemacht werden kann, wie ich mich dabei verhalten habe, so ist es doch höchstens das, daß ich das nicht fortgesetzt habe bis zu einem befriedigenden Ergebniß. Aber das war nicht mein Departement; ich hatte die Zeit nicht dazu; es kamen kriegerische Verhältnisse, die auswärtige Politik; während des Conflictes war viel zu thun; man hatte keine Zeit zu Derartigem. Aber, wie diese Zeit aufhörte, hätte ich dieser Frage meine Thätigkeit wieder zugewendet — und deshalb wurde die Sache aufgelöst. Es stand an ihrer Spitze ein durchaus achtbarer Mann, der Landrath Olearius, aber die Sache bewährte sich damals nicht; man kann, ob sie überhaupt fehlerhaft ist, an einem solchen Experiment in kleinem Stil nicht beurtheilen. In ganz großem Stile würde es sich vielleicht nicht durchführen lassen; solche Etablissements, wie z. B. das von Krupp unter einer anderen als monarchischen Verfassung, unter einer republikanischen, wären ja nicht möglich. Aber in der gewöhnlichen landläufigen Fabrikation halte ich diesen Weg, dem Arbeiter zu einer besseren Existenz zu verhelfen, durchaus nicht ausgeschlossen und sehe auch für einen Staatsmann kein Verbrechen darin, wenn er zu dem Behufe den Arbeitern, die eine Association bilden wollen, Staatshilfe gewährt, namentlich um Versuche in der Richtung zu machen. Ich habe, so weit meine Erinnerung reicht, den Eindruck erhalten, daß der ganze fabricirende Theil der Einrichtung und der Beschäftigung gar keine Schwierigkeiten bot, es war der kaufmännische, in dem die Sache stockte, die Verwerthung der gewonnenen Produkte durch Reisende und Pro-

ben, in Lagern und Magazinen. Das Alles ließ sich nicht machen innerhalb einer Sphäre, die die Arbeiter übersehen konnten. Es kann auch vielleicht daran liegen — und dann wäre die Sache eine dauernde Unmöglichkeit — daß den deutschen Arbeitern das Maß von Vertrauen zu einander und zu höher Gestellten und von Wohlwollen unter einander nicht eigenthümlich ist, wie wir es in den englischen Associationen kennen. Aber wie man mir daraus einen Vorwurf machen kann, daß ich mit Geldern, die nicht Staatsmittel waren, sondern die Se. Majestät aus Privatmitteln dazu geschenkt hatte, einen solchen Versuch machte, kann ich nicht verstehen, und daß man daran einen gewissen Anklang macht, als wenn es eine Schlechtigkeit von mir gewesen wäre, daß ich als Minister das angerathen hätte. Die Schlechtigkeit kann doch nur in der Lässigkeit gefunden werden, daß ich die Versuche nicht fortgesetzt hätte. Dergleichen ist doch wohl nur auf die Heiterkeit der Zuhörer berechnet, daß mehrere Minister diese schlechten Schundwaaren zu den theuren Preisen haben nehmen müssen. Hier sitzen auch mehrere Minister und dergleichen Traditionen würden sich doch in den Bureaux fortsetzen, wo es geblieben ist und wozu sie es verwendet haben. Das sind doch Dinge, die in einer ernsten Versammlung, wie dieser, nicht zu erzählen sind. Was nun weiter erzählt wird: nach Lassalle trat Dr. Dammer ein, — das sind mir ganz unbekannte Namen. Ebenso muß ich zu meiner Schande eingestehen, daß ich nicht weiß, wer Fritzsche ist (Heiterkeit), während hier gesagt wird, daß Fritzsche über alle diese Verhandlungen an den Fürsten Bismarck berichtet habe. Ja, das hat wieder Einer Herrn Bebel vorgelogen, ich weiß nicht wer, vielleicht Herr Fritzsche selbst. Ich weiß nicht, wer Fritzsche ist. (Ruf: Abgeordneter.) Dann bitte ich sehr um Verzeihung, dann ist es ja nicht möglich, ein Abgeordneter kann ja so etwas nicht thun. Ich möchte doch Herrn Fritzsche bitten, Zeugniß darüber abzulegen, ob er jemals einen Bericht geschrieben hat, ob er ein Zeugniß darüber hat, daß ich einen Bericht von ihm gelesen habe, und ob er wirklich etwas für mich hat blau anstreichen müssen. Wenn er anwesend ist, so ist ja der Zeuge gleich zur Hand, warum sollte er nicht für Herrn Bebel aufstehen, wenn er bereit ist, darauf einen Eid zu leisten. Ich werde dann vielleicht die Möglichkeit haben, die Sache bis dahin zu treiben. Wenn er ein Abgeordneter ist, so bitte ich tausendmal um Verzeihung, wenn ich Bedenken geäußert habe, das war mir ganz entgangen. Es wäre wirklich interessant zu erfahren, wer Herrn Bebel diese Geschichte aufgebunden hat. (Am Schluß der Sitzung bemerkt persönlich Abg. Bebel: Von Fritzsche habe er gestern nicht gesagt, daß derselbe an den Reichskanzler über socialdemokratische Verhandlungen berichtet habe, sondern daß Dammer ihn aufgefordert habe, er solle an Bismarck berichten. — Abg. Fritzsche bemerkt, daß er die ihm durch den Reichskanzler zugefügte Kränkung milder auffasse, seitdem er erfahren habe, daß der Reichskanzler durch einen Druckfehler im Zeitungsberichte zu seiner irrthümlichen Auffassung der betreffenden Stelle in Bebels gestriger Rede veranlaßt worden sei.) Daß ich Herrn Wagener nach Eisenach geschickt habe, um mir über die dortigen Verhandlungen Bericht zu erstatten, war einfach meine Pflicht, und der Geh. Rath Wagener war für diese Sachen ein durchaus sachkundiger Mann. Daß er seinen damaligen Secretär Rudolph Meyer mitgenommen hat, habe ich nicht gewußt; es ist dies, so viel ich weiß, derselbe R. Meyer, der bei der Reichsglocke beschäftigt gewesen ist, mit dem ich einen Prozeß gehabt habe, der mir durch das Wohlwollen der Gerichte so unangenehm wie möglich gemacht wurde (Heiterkeit) und von dem ich nie vermuthet habe, daß ich irgend einer Gemeinschaft mit ihm angeklagt werden sollte. Ich höre durch alles dieses auch die leisen Reichsglockenklänge noch durchtönen. Ich komme nun zu der Frage zurück, wann und warum ich diese Bemühungen aufgegeben habe. Es stammt dies von dem Augenblicke her, wo in versammeltem Reichstage — mein Gedächtniß verläßt mich da, wie bei Fritzsche — ich weiß nicht, war es der Abgeordnete Bebel oder Liebknecht, im pathetischen Appell die französische Kommune als ein Beispiel von politischer Weisheit hinstellte und sich offen zu dem Evangelium dieser Mörder und Mordbrenner bekannte. Von diesem Augenblicke an habe ich die Wucht der Ueberzeugung empfunden — ich habe mich wegen Krankheit und Krieg nicht um diese Dinge bekümmert — aber dies war ein Lichtstrahl, der mir plötzlich die Sache erhellte. Seitdem habe ich in diesen Elementen einen Feind bekämpft, gegen den der Staat und die Gesellschaft sich im Stande der Nothwehr befindet. Die in dieser Beziehung von mir gemachten Versuche sind ja noch in der Erinnerung des Reichstages; Sie wissen ja, ich bin damit nicht durchgekommen; ich habe viel Vorwürfe darüber hören müssen, aber es hat an den Versuchen nicht gefehlt. Ich glaube auch nicht an die

Fruchtlosigkeit unserer Versuche, von der man immer spricht. Frankreich ist von dem Vorort des Socialismus erheblich zurückgetreten und befindet sich auf einem Standpunkt, mit dem die Regierung und die Gesellschaft es wohl aushalten kann. Und durch welche Mittel? Etwa durch eine bessere Ueberzeugung? Nein! durch gewaltsame Repressionen, durch Mittel, die ich bei uns gar nicht zur Nachahmung empfehlen möchte, und ich hoffe, wir werden bei uns auch nicht dahin kommen. England hat für alle dergleichen Excesse und Vergiftungen der öffentlichen Meinung sehr viel strengere Strafen. Wer dort einmal gefaßt wird, bekommt mindestens eine Gefängnißstrafe von 30 Tagen. Was ist aber ein englisches Gefängniß? Das ist nicht, wie hier in Plötzensee, wo ja die Herren sich ganz behaglich befinden, sondern dort giebt es eine horizontale Pritsche und weiter nichts. Das ist, als wenn Jemand auf Latten liegt, und solche 30 Tage Gefängniß sind nicht Etwas, was sich Jemand so leicht gefallen läßt, als zwei Monat Plötzensee. Ist denn dieser rhetorische Appell, der damals auf der Tribüne gemacht wurde, dieser Appell an die Drohungen und die Gewaltthat, ist denn der blos als eine rhetorische Form zu nehmen, hat sich denn das nicht seit der langjährigen Preßfreiheit — seit Jahren habe ich diese Presse beobachtet und die Aufforderung zur Gewaltthat, sowie die Vorbereitung für künftige Gewaltthat ist ja in der Presse sehr erkennbar — immer gezeigt, auch ohne, daß es so deutlich wird wie in den letzten Wochen. Ich erinnere mich eines Artikels, ich glaube aus einem socialistischen Blatte, freilich nur in dem Auszuge der „Post", da war der Mord des General Mesenzoff als eine gerechte Hinrichtung geschildert und in wenig mißverständlichen Ausdrücken die Anwendung des ähnlichen Systems auf unsere deutschen Verhältnisse gemacht und er schloß mit dem Worte: discite moniti! Der Artikel wird ihnen wohl allen in Erinnerung sein; es war nicht etwa ein lapsus calami, sondern in ganz jüngster Zeit habe ich aus denselben Kreisen einen anderen Artikel gelesen, wahrscheinlich von derselben Zeitung, in dem gesagt war: alle unsere Beschlüsse, unsere Gesetze könnten der Socialdemokratie gar nichts thun, aber die Gesetzgeber und Alle, die dabei mitwirken, möchten sich doch ihrer Verantwortlichkeit einmal recht klar bewußt werden und dergleichen mehr, und es schloß auch mit der deutlichen Wendung des discite moniti, mit dem Anklang an diesen Artikel, der große Entrüstung erregte: ihr seid gewarnt! Wovor denn gewarnt? Doch vor nichts anderem, als vor dem nihilistischen Messer und der Nobiling'schen Schrotflinte. Ja, wenn wir in einer solchen Weise unter der Tyrannei einer Gesellschaft von Banditen existiren sollen, dann verliert jede Existenz jeden Werth, und ich hoffe, daß der Reichstag daher der Regierung, dem Kaiser, der den Schutz für seine Person, für seine preußischen Unterthanen und seine deutschen Landsleute verlangt — daß wir ihm zur Seite stehen werden. Daß bei der Gelegenheit vielleicht einige Opfer unter uns fallen werden, das ist ja sehr wohl möglich, aber jeder, dem das passirt, mag eingedenk sein, daß er zum Nutzen, zum großen Nutzen seines Vaterlandes auf dem Schlachtfeld der Ehre bleibt. (Lebhafter Beifall rechts.)

Die deutschen Musen in der Bismarck'schen Aera.

Ein schöngeistiges Erzeugniß, in Farben, Tönen oder im Gewand der Rede, mag es an sich selbst noch so unbedeutend und vergänglich sein, erhält doch sofort eine gewisse Wichtigkeit, wenn es seine Zeitgenossen gefesselt und entzückt hat. Der Geschichtschreiber kann z. B. Lafontaine's Quinctius Heymeran von Flemming und desselben Autors andre Romane nicht unbeachtet lassen, wenn er die hohen Höfe und bürgerlichen Kreise verstehen will, die, während Preußen hinter der Demarcationslinie nach den politischen Abenteuern des Königs Friedrich Wilhelm II. ausruhte, sich am Liebeskummer dieser Romanhelden erbaute. Um die Deutschen nach dem Frieden des Jahres 1815 richtig zu würdigen, wird man sich gleichfalls dazu entschließen müssen, die „Mimili" und deren Geschwister aufzusuchen, mit denen Clauren seit jenem Frieden die Gesellschaft und die Bühnen Norddeutschlands zehn Jahre lang beschäftigte.

Die letzten zehn Jahre der Gegenwart haben unter ihren schöngeistigen Erzeugnissen so gründlich aufgeräumt wie Saturn unter seinen Kindern. Aber

auch diese Flüchtigkeit der neueren Produktionen wird spätern Geschichtsschreibern als denkwürdig und einer eingehenden Untersuchung werth erscheinen und, um ein Bild dieser Zeit zu entwerfen, werden sie nicht umhin können, die Berichte der Parteiblätter unserer Tage zu studiren.

Für uns, die wir mitten im Strom dieser Tageserscheinungen standen, haben sie jetzt schon eine besondere Wichtigkeit, da wir an ihnen den Werth jener Hoffnungen messen können, mit denen man den französischen Krieg, die Eröffnung des gegenwärtigen Jahrzehnts, begrüßte. Alles versprach nach den aufregenden Emser Scenen im Juli 1870 eine Zeit der deutschen, von allen Flecken der französischen Geistesherrschaft befreiten Original-Production und die Gelehrten der Berliner Universität datirten von dieser Zeit an ein perikleisches Zeitalter für Deutschland und die geistige Suprematie Berlins.

Keine dieser Hoffnungen ist in Erfüllung gegangen, keines der Gelübde des Juli 1870 eingelöst und auch der Sieg der Armeen hat die Musen nicht begeistern können.

Woran lag die Schuld? Die alte Mythologie nennt die Musen die Kinder des Zeus und des innerlichen Sinnens, der Mnemosyne. Bismarck wird von seinen Verehrern als der donnernde Jupiter der Gegenwart gefeiert; fehlte ihm also die Zeugungskraft, um die rechten Kinder des Sinnens und Dichtens der Welt zu schenken? Oder gab ihm die Gegenwart nur den Stoff zu Fehlgeburten?

Wir sprechen ihn zum Theil frei. Der Cäsarismus, den er für Deutschland in noch ziemlich unsichern Formen aufstellte, hat auch in seinen größern Jugend- und Blüthezeiten im Fach des Dichtens und innerlichen Sinnens nichts Besonderes leisten können. Alexander mußte sich damit begnügen, in Homer's Ilias sein Vorbild zu beschauen. Augustus und Mäcen konnten ihren beiden Günstlingen nur ein Paar schöne Verse auf das neue Rom und dessen Herren entlocken, nachdem die Kraft und Schönheit der Sprache während der Bürgerkriege sich im Kampf des Forum und in Lucrezens Preis der Entsagung und „Reichsfeindschaft" erschöpft hatte. Als später, unter Nero, das Feuer dieser Sprache noch einmal aufloderte, richtete es sich (in Lucan's Gesang vom Bürgerkrieg) gegen den Stifter der neuen Aera. Der Glanz der Kunst, in dem sich das Königthum Ludwigs XIV., vor dem Uebergange zum Cäsarismus, sonnte, war von Männern entzündet und unterhalten, die sich vor dem Auftreten des Mächtigen entwickelt und bewährt hatten. Ludwig hatte sie nicht gezeugt.

Dergleichen Männer fehlten Deutschland schon vor dem Beginn der neuen Aera; dieselbe konnte daher nur die Reste einer an sich schon unfruchtbaren Zeit verbrauchen oder mußte mit den Neulingen einer sehr unsichern Gegenwart vorliebnehmen.

Und an dieser Unsicherheit hatte auch der Stifter der neuen Zeit zu leiden. Sein Hinweis auf die ausgesetzte Lage des Reichs inmitten feindlicher Mächte, wenn es galt, neue Steuern flüssig zu machen, konnte weder für eine Finanzreform Ersatz bieten, noch die Kraft und Lust einer ermatteten Nation zur Arbeit beleben. Seine Klagen (z. B. in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 25. Januar 1873), daß er „im Sande ermüden und seine Ohnmacht erkennen müsse," wenn er als Vorsitzender des Staatsministeriums immer erst „durch Bitten, Ueberredung, Correspondenzen und Beschwerden" Einfluß erkämpfen solle, — die spätere Klage ferner, daß er auch die Last des auswärtigen Amtes nicht mehr tragen könne, wenn ein unbotmäßiger Beamter seinen Einfluß im „gesellschaftlichen Verkehr mit gewissen Personen" zum Widerstand gegen ihn benutzen dürfe, die wiederholten Klagen dieser Art und die ebenso oft wiederholte Androhung seines Rücktritts mußten dem Publicum für die Haltbarkeit der öffentlichen Zustände bange machen.

Ein Blick auf den Mann, dessen Name mit der mächtigsten und blühendsten der neueren Reichsgründungen verknüpft ist, wird uns vielleicht die persönliche

Stellung und Haltung Bismarck's in dem Rahmen dieses kurzen Aufsatzes am deutlichsten machen.

Georg Washington kannte seine Nation. Er wußte es und erfuhr es auch seit dem Augenblicke, als er den Oberbefehl über ihre Streitkräfte gegen die geübte und wohlausgerüstete Armee Englands erhielt, daß Geld- und Geschäfte-machen ihre Seele, die bürgerliche Geschäftsfreiheit die Triebfeder ihres Kampfes für politische Freiheit und der materielle Leib ihrer Berufung an die ewigen Menschenrechte war. Er wußte, daß die Sucht nach eignem Gewinn jeder Art ein einträchtiges Zusammenwirken und eine für England verderbliche Aeußerung des Gemeingeistes so gut wie unmöglich machte. Den Congreß, seinen Herrn, der das Wachsthum der Militärmacht fürchtete, konnte er nur mit Mühe zur Beseitigung des Systems der kurzen Verpflichtung für den Kriegsdienst bewegen. Ein Theil der Congreßmitglieder war noch für Versöhnung mit dem Welfen Georg III., Einige dachten sogar an den verkommenen Stuart in Florenz, Andere hörten auf die Generale, die gegen Washington intriguirten, auf ihre angebliche militärische Ueberlegenheit stolz waren und den Oberfeldherrn stürzen wollten. Gegenüber diesen Frictionen, die ihn von allen Seiten her belästigten, bewahrte der Gründer der Union den inneren Gleichmuth, zu dem er seine ursprünglich stürmische und erregbare Natur schon frühe vor der Berufung zu seiner großen Laufbahn gestimmt hatte. Unbeirrt durch jene Reibungen, auch durch die Geringfügigkeit seiner militärischen Werkzeuge, behielt er sein Ziel im Auge und verstand es, Zweck und Mittel so zu combiniren, daß er gegen innere und auswärtige Feinde das Feld behauptete. Gefahren konnten seine Heiterkeit und selbstgewisse Ruhe nicht stören, nie ließ er sich zur Eifersucht gegen die Verdienste seiner Generale herab, in seinen fast täglichen Verhandlungen mit dem Congreß mied er jeden Schein der Ueberlegenheit; — das innere Feuer seiner Natur war so gebändigt, daß es ihm als sicherer Antrieb für Calcul und Ausführung diente, ohne in selbstwillige Flammen auszubrechen.

Ein Paarmal bringen die Privatbriefe an seine Freunde Geständnisse über den Druck, mit dem die Ungunst der Verhältnisse auf ihm lastet. So schreibt er einmal: „ich bin durch den Rückgang der Dinge zu Tode ermattet," nie läßt er jedoch ein Wort fallen, welches als Ausdruck der Verzweiflung an seiner Sache gedeutet werden könnte. Er bedauert zwar einmal, daß er seinen Posten angenommen habe, aber keine Stockung der Dinge, kein Anlauf seiner Widersacher und Rivalen hat ihn dazu bringen können, mit der Ankündigung, daß er nöthigenfalls zurücktreten werde, seine Widersacher und zugleich die Nation zu erschrecken.

Der geneigte Leser wird es nicht unwillig aufnehmen, daß der Unterzeichnete in einem Aufsatz, der von den Musen der Bismarck'schen Aera handelt, an einen Reichsstifter erinnert, der zugleich als militärischer Oberbefehlshaber und als Staatsmann das vollkommenste Ebenmaaß der inneren Stimmung der Welt gezeigt hat. Gleichmaaß, Wohlgestimmtheit, Eurhythmie sind die Güter, die den Musen inwohnen und von ihnen an ihre Günstlinge vertheilt werden. Es kommt hier nicht darauf an, ob die Amerikaner die Wohlgestimmtheit ihres Reichsgründers auch in Werken der Leyer und Zither wiedergegeben haben; uns genügt zunächst vielmehr die Thatsache, daß ihr Staatskörper noch heute vom Geist ihres Washington zehrt. Wir sind auch fern davon, bei den Deutschen der jetzigen Aera nach Meisterwerken des Geschmacks und der künstlerischen Erfindung zu suchen, und haben es nur mit der Frage zu thun, ob sie ihr Gelübde vom Jahr 1870, dem von ihnen bewunderten Meister durch die Suprematie im Fache der Kunst Ehre zu machen, erfüllt haben und bei der Unsicherheit der Situation erfüllen konnten.

Einmal, als die chronische Krankheit des Parlamentsleibs wieder in ein hitziges Fieber umgeschlagen war, theilte der Meister einem Kreise von Gläubigen, wie Ludwig Bamberger nach dem Bericht eines Ohrenzeugen (in der

Berliner „Gegenwart" vom 7. Juli 1872) erzählt, die Schreckensgeschichte mit, wie ihm letzte Nacht, als er in Besorgnissen um die deutsche Einheit eingeschlafen war, der Traumgott die Karte Deutschlands in die Hand gab und wie diese zwischen seinen Fingern morsch und immer morscher ward und endlich wie Zunder in Fetzen auseinanderging.

Gleichzeitig sah es in Deutschland wie in einer großen Krankenstube aus. Alles litt und klagte über das harte Lager und über die Gebrechlichkeit des Dachs, unter dem man sich eingepferdht sah. Dazwischen machte sich die Stimme des mächtigen Mannes geltend, der Ruhe und Stille gebot, wenn man ihn nicht nächstens reisefertig und zum Rückzug in seine Einsiedelei bereit sehen wollte.

Der Meister verlangte Ruhe und doch war es ein öffentliches Geheimniß, daß ein Theil der Stimmen, die im Dunst der deutschen Krankenstube sich in Klagen und gegenseitigen Anklagen ergingen und den allgemeinen Lärm unterhielten, sich seiner Protection erfreuten. Nur schätzte der Meister den Umfang der protegirten oder officiösen Presse zu gering, wenn er in einem Reichstagsdisput (vom März 1873) diese begünstigte Presse auf ein Blatt beschränkte, in welches „er mitunter einen Artikel hineindrucken lasse". Auch der Abgeordnete Richter, der jenen Disput hervorgerufen hatte, übersah die ungeheure Schaar der freiwilligen Diener, die sich in allen Reihen, auch der Fortgeschrittensten an jenem Lärm betheiligten und mit derselben Kraft des Tons über die sogenannten Reichsfeinde herfielen.

Man braucht nicht wie eine jener protegirten Zeitungen, für deren sämmtliche „Thorheiten" Bismarck im Disput mit Richter seine Verantwortlichkeit nicht hergeben wollte, aus der Krippe Jesu bei Gelegenheit einer katholischen Ausstellung die Reliquie vom Gerippe des Jesukindes zu machen, um in den Geruch des Officiösen zu kommen. Die „Tagebuchblätter" des Dichters Geibel gegen das „lichtscheue Gelichter des römischen Sumpfs" (in der „Gegenwart" vom April 73), die Couplets der Berliner Posse, die Predigten der Biedermänner im großen Schauspiel und die Redner der Bezirksvereine ließen es an gleichen Thorheiten nicht fehlen und die fortgeschrittensten Parlamentarier bemühten sich in gleichem Ton um die Wette, die Bettlägerigen der allgemeinen Krankenstube vollends um die Besinnung zu bringen.

Ein unbeachtet gebliebenes Telegramm der Wiener „Neuen Freien Presse" aus Salzburg vom 6. September 1871 belehrt uns indessen über ein Instrumentalconcert, dessen Direction sich Bismarck anfänglich allein vorbehalten hatte. Es galt der Begrüßung des deutschen Kaisers durch den Kaiser von Oestreich. Franz Joseph war von den Oberbeamten des diesseitigen Oestreich umgeben. Mit Hohenwart, dessen cisleithanischer Föderations-Versuch sich im Niedergang befand, war auch Beust gekommen, der mit bangem Herzen der Lösung einer alten Frage und seiner Ersetzung durch Andrassy entgegensah. Der Magyar war gleichfalls auf dem Wege nach Salzburg und bei Kemmelbach stieg der deutsche Gesandte, General von Schweinitz, zu ihm in sein Coupee, um bei ihm bis zur Ankunft am fürstlichen und ministeriellen Rendezvous zu verweilen. Dem Deutschen fiel ein Stein von Herzen, als er den Ungarn erblickte und er rief ihm die laut gesprochnen Worte zu: „wären Sie nicht gekommen, Graf, so gäbe es ein Loch in unsrer Pauke." Dieses Instrument bewährte sich sofort in Salzburg und bereitete den zwei Monate darauf erfolgten Sturz Hohenwart's und Beust's vor. Allmälig wurde es die Culturpauke, die z. B. der deutsche Botschafter in London auf einem Meeting kräftig rührte. Zugleich griffen aber auch die liberalen Blätter nach dem Notenstock und schlugen den deutschen Gesandten in Rom, Paris, Brüssel, Madrid zur tüchtigen Bearbeitung dieses Culturinstruments den Takt.

Dieses Doppelconcert draußen und innerhalb der einheimischen Krankenstube accompagnirte die Uebungen der Musen, als sie Deutschland während der letzten zehn Jahre besuchten. Wir werden nun sehen, ob es ihnen gelang,

Berlin zur Herrscherin im Reich der Kunst zu erheben, und bemerken zuvor dem geneigten Leser, wenn er an der düstern Färbung dieses Berichts Anstoß nehmen sollte, daß er dem gebildeten Geschmack der „Nationalzeitung“ für diese Schilderungen der Berliner Kunstleistungen zu ernstlichem Dank verpflichtet ist. Der Unterzeichnete hat nämlich, um jener Färbung den Anschein des bloß Subjectiven zu entziehen, in den folgenden Theil seines Aufsatzes die Urtheile der Feuilletonsrubrik verwebt, die sich mit ihrer freimüthigen Sprache von dem ängstlichen Herrendienst des politischen Theils jener Zeitung zu ihrem Vortheil unterscheiden.

Zuweilen verirrt sich zwar in diese Region „unterm Strich“ eine Stimme von oben, wie z. B. Herr Dernburg (im November 1877) bei Gelegenheit der Anzeige von K. Frenzel's „Berliner Dramaturgie“ im Geiste Dubois-Reymond's darauf schwört, daß Berlin, als „Deutschlands Hauptstadt und Mittelpunkt des deutschen Staatslebens“ auch die Ehre des „theatralischen Primats“ gesichert ist. Allein die Geister „unten“ haben mit ihrer gerechten Kritik der theatralischen Leistungen Berlins dafür gesorgt, daß es sein Haupt nicht allzustolz über seine deutschen Geschwister erheben darf. Eine „regulirende, maaßgebende Kunststätte“, wie es Herr Dernburg nennt, müßte unter Anderen auch der Pflege der nationalen Ueberlieferung gewachsen sein und Kräfte erziehen, welche die Schätze der Vergangenheit zu heben und den Geist der alten Meister zu citiren verstehn. Wie verhält es sich aber mit dieser Conservirung des Alten, wenn, nach dem Bericht des Kenners im Feuilleton, in der Aufführung von Gluck's „Iphigenia in Aulis“ (am 7. Novbr. 75) die Titelrolle in der rathlosen Stimme und vordringlichen, zum Genrehaften herabfallenden Klangfarbe der Primadonna Mallinger verkümmert, — Agamemnon unter den ungestümen Uebertreibungen und realistischen Kraftübungen des Herrn Betz zum Polterer wird und selbst die Haltung des Orchesters die Straffheit vermißen läßt, welche die Ehre des Werks erfordert?

Die schöpferischen Meister unserer Musik haben von ihren welschen Vorgängern gelernt und deren Anregungen zum Verständniß ihres eigenen Innern benutzt; Gluck hat mit Italien und Frankreich gerungen. Was nutzt uns aber die reine nationale Musik, wenn sie uns in Ignaz Brüll's „Landfrieden“ (am 18. October 77) statt Buffos von italienischer und französischer Bildung „traurige lümmelhafte Spaßvögel“ bringt, die Biedermänner den Druck eines Alp ausüben und man am nationalen Tisch verhungert?

Immermann hatte das Unglück, mit seiner schönen Originalidylle (im „Münchhausen“) die Hunderte und aber Hunderte von Dorfgeschichten hervorzurufen, für deren Decorationen die Verfasser die Winkel von ganz Deutschland durchstöberten. Und nun, bei der jetzigen Steigerung des deutsch-nationalen Sinnes zwingt der Componist Raff in seinem Quartett „die schöne Müllerin“ die Instrumente, uns einen ganzen Dorfroman vorzutragen und müssen die Geigen dem staunenden Auditorium z. B. eine klappernde Mühle und den Lärm eines Polterabends vorfiedeln.

Diese vordringliche Sucht nach Effecten und Sensations-Erregungen erinnert uns an die Zeit Nero's, der die Senatoren und Ritter der Weltstadt in seinen Palast berief und ihnen zeigte, wie er dahinter gekommen sei, der Wasserorgel einen stärkeren und wohlklingenderen Ton zu entlocken. So erfreute auch Rubinstein in seinem F-Dur-Quartett (am 17. November 1875) die Hauptstädter mit dem Kunststück, daß er Flöte, Clarinette, Fagot, sonst, wie in Händel's Alexanderfest, die Träger des lydischen Brautlieds, mit Erfolg in der neueren nationalen Sprache unterrichtet und zu Organen spitzfindiger Rhetorik und der magersten Reflexion gemacht hat.

Der Triumph, welchen die aus Ungarn eingetroffene Sängerin Etelka Gerster (im April 1877) mit ihren Coloraturen, Trillern und ähnlichen kleinen Effectmitteln über das national-politische Berlin davontrug, war das ächte Bild einer cäsarischen Zeitstimmung. Bismarck mußte erfahren, wie oberflächlich

sein damaliger Entschluß, die ministerielle und parlamentarische Bühne zu verlassen, auf das Publicum wirkte. Er und der Anmarsch der Russen auf die Donau waren in der krampfhaften Begeisterung für die Sängerin vergessen und das Girren einer plötzlich erschienenen Fremden ließ die Krisen des einheimischen Imperialismus und die Ankündigung des Czaren, daß er Europa aus eigener Vollmacht „retten" werde, zu flüchtigen Nebelbildern erblassen. Ein Jahr darauf, als die Sängerin (am 30. März 1878) als Violetta der Verdi'schen Oper wiederauftrat und ein mattes und farbloses Bild aufstellte, mußte das Publicum seinerseits wieder eingestehen, wie oberflächlich der Genuß war, von dem es sich vor Monaten hatte berauschen lassen. Das cäsarische Publikum ist ein Flatterwesen, welches gierig nach dem Reiz des Augenblickes greift, gleichviel, ob der Zufall ihm eine Palastintrigue, Parlamentsdebatte oder einen Virtuosen zur Unterhaltung hinwirft, und eben so schnell, wie es zugriff, wendet es sich von der Neuigkeit des Moments wieder ab, um einer anderen Ueberraschung zu harren. Einer dauernden Beschäftigung ist es nicht mehr gewachsen; es geht ihm wie seinen Parlamentariern, die trotz aller Kanzler-Krisen die politische Frage derselben noch nicht ernstlich ins Auge gefaßt haben und noch immer ohne staatsrechtlichen Compaß von den Stürmen derselben hin und her geschaukelt werden.

Es giebt noch einiges Phlegma mitten in dem Flattern des cäsarischen Bürgerthums, — etwas Dauerndes in seinem oberflächlichen Wechsel. Das ist seine Gemüthseligkeit und biedere Selbstzufriedenheit. Die Kunst versucht es auch, bei dieser Genügsamkeit mit anzuklopfen. Neben Raff's und Rubinstein's Sensationsstücken hat z. B. E. Kretschmer mit seiner großen Oper, den „Folkungern" dem Bürgerthum ans Herz gegriffen und sein fabrikmäßiges Gemeingut, dem er keinen individuellen Zug mitzutheilen vermochte, mit Chören ausgestattet, deren Gang und Melodiegehalt sich nicht über den Liederschatz der heutigen Gesangvereine erhebt. Allein diese Vereine sind in ihrem Repertoir, dessen stockende und zerhackte Weisen sich zu dem Fluß der ältern deutschen Lieder eben so verhalten, wie Geibel's Bismarcksgesänge zu den Versen eines Uz, schon so reichlich versorgt, daß sie der Folkungerchöre nicht mehr bedürfen.

Die heutige deutsch-nationale Malerei bewegt sich in demselben Gegensatz des Gesuchten und Platten. Auf der einen Seite die forcirte Gräßlichkeit, auf der anderen das Gewöhnliche. Dort steht Gabriel Max, der Maler jenes wollüstigen Kitzels, mit dem ein junger Römer vor der gekreuzigten Christin einen Rosenkranz niederlegt, der Wasserleichen und Sargleichen, des Christuskopfs mit den beweglichen Augenlidern und nun des Gretchen mit dem abgeschlagenen und lose wieder aufgesetzten Kopf, — einem Bilde, wie sich Julius Lessing (in der „Nationalzeitung" vom 9. December 1877) ausdrückt, „von schwacher Mittelmäßigkeit und plumpem Raffinement."

In dem Gewöhnlichen der anderen Seite hat der Berichterstatter derselben Zeitung über die Kunstausstellung des Jahres 1877, K. Frenzel, das nicht weniger Gesuchte sehr verkannt. Ein materielles, kirchlich-politisches Interesse hat ihm die Augen zugehalten. Die neben einer ganzen Reihe von Darstellungen der Familientrauer, Begräbniß-, Todes- und Krankheits-Scenen, immer noch ansehnliche Anzahl von Bildern, welche das Lesen der Bibel und kirchliche Motive zum Gegenstand haben, benutzt er zu einer geharnischten Ansprache an Geistliche und Kirchenobere. Hier, ruft er den „Kurzsichtigen und Engherzigen" zu, wenn sie über wachsenden Unglauben klagen wollen, — hier liegt die Antwort.

Aber erstlich ist die Mehrzahl jener „ernsten" Bilder eine sehr verdächtige Wiederholung der Düsseldorfer Trauernden und kein günstiges Zeichen für eine Aera, die mit ihren Kanzler-Krisen, parlamentarischen Zerwürfnissen und Nothzuständen keinen lebendigen Funken im Herzen des Volks hat erwecken können. Und sodann ist die Gesuchtheit und Einförmigkeit dieser Bilder nicht die Ant-

wort, sondern nur das entsprechende Gegenstück zu der kalten Künstlichkeit, mit welcher Geistliche, Consistorien, Oberkirchenrath und Generalsynode den herabgekommenen Glauben in Ansprachen und Erlassen wieder herstellen wollen.

Indessen haben die schönen Bemerkungen Julius Lessing's über die Proben, welche die französischen Maler, bei Gelegenheit der jetzigen Weltausstellung in der leidenschaftlichen Erfassung der Historie von der Fülle ihres Muths und ihrer Phantasie abgelegt haben, dem genannten Berichterstatter die Augen geöffnet. So findet er nun auf der gegenwärtigen Berliner Ausstellung die Worte desselben Lessing über den eingeengten Gesichtskreis der deutschen Maler bestätigt und klagt darüber, daß in dem Mittelgut ihrer Waare sich auch nicht „eine Spur von unserem Leben" regt. Aber unser Leben? Was können oder dürfen die Maler aus demselben nehmen? Er selbst kommt ihnen mit dem Vorschlag eines Eisenbahnunfalls, eines Zusammenstoßes zweier Schiffe entgegen. Aber welche parlamentarische Fraction soll ihnen bei letzterem Sujet als Hüter und Vormund dienen? Ja, wenn er noch einen modernen Callot für unsere „Miseren" des Kriegs und Friedens hervorzaubern könnte!

Unsere Künstler können aus ihrer und der allgemeinen Gedrücktheit nicht heraus. So hat Felix Dahn sein am 28. October 1876 zur Aufführung gekommenes Drama „Deutsche Treue" sehr richtig ein vaterländisches Schauspiel genannt, an welchem allerdings die Kenner des neueren Patriotismus (Mommsen und Dubois-Reymond) ihre Freude haben müssen. K. Frenzel hat es dagegen mit rühmlicher Gerechtigkeit geschildert. Er nennt es ein patriotisches Tendenzstück, die Charaktermasken der auftretenden Böhmen, Ungarn und Franzosen Nachbildungen der bekannten Schablone, das Ganze als Loblied auf die deutsche Treue, die sich nicht einmal in besonderen Thaten äußert, eine patriotische Selbstüberhebung. Das Selbstbewußtsein dieser Treue spreizt sich in Ermahnungen und Redeübungen, die nicht verfehlen, ihre Tapferkeit gegen die Kirche und französische Großsprecherei zu bewähren. Der eine der Helden, Heinrich I., als vom Volke erwählter König der Deutschen ist ganz nach Sybel's bekanntem Ideal gezeichnet und bringt seinen Gegner, Arnulf von Bayern, durch die Biederkeit des Vortrags zur Anerkennung der Volksstimme. Wir fühlen uns, nach K. Frenzel's treffendem Ausdruck, unter dem Thun und Treiben unserer Vorfahren vom Jahr 920 so heimisch wie in einem Bezirksverein unserer Tage und ihre Reden machen auf uns den Eindruck eines modernen Leitartikels; Arnulf ist in seinem anfänglichen Widerstand der Mann der bayrisch-patriotischen, Heinrich als Sieger derjenige der norddeutschen Zeitungen.

Was neben Neuigkeiten ähnlicher Art, in denen, wie in Wolfgang Müller's: „In Bann und Acht", ein braver, redseliger Pfaffenfeind nicht fehlen darf, das Theaterpublikum ergreift, packt, auch wohl foltert, aber doch lebhaft beschäftigt, ist französischen Ursprungs. Die Gelübde des Juli 1870, die feierlichsten Versprechungen, dem welschen Wesen zu entsagen und ächt deutsche Werke zu schaffen, waren bald vergessen. Berlin nahm zu an Häusern und Straßen und streckte sich sogar zu neuen Vierteln aus, aber es blieb weit hinter dem Leben und der inneren Größe einer Weltstadt zurück. Es ward nicht einmal das Centrum Deutschlands und den Hauptstamm seiner neuen Bevölkerung lieferten die slavischen Distrikte Niederschlesiens und der Provinz Posen. Das aus Ziegelsteinen hergestellte und mit Gypsstuckatur ausgeschmückte Palmyra des Nordens eignete sich in den letzten Jahren, auch mit Hilfe der gemeinsamen Noth, diesen Zuzug sehr bald an, konnte aber bei dieser Assimilation sich einer zunehmenden Slavisirung und Herabstimmung seiner Seelenkräfte, Wünsche und Vergnügungen nicht entziehen.

Die kleinen Theater und deren zahlreiche Vorschulen und Vorhallen, von den großen Schaulokalen an bis zu den musikalischen Unterhaltungen der Kellerräume waren die Stätten, in denen diese Herabstimmung des Berliner Geistes ihr niedrigstes Niveau erreichte. Die „Nationalzeitung" hat für spätere Ge-

schichtsforscher ein Bild vom Niedergang der Berliner, niemals in künstlerischer Beziehung bedeutenden Posse vollständig entrollt. Ihrem sinnigen und freimüthigen Mitarbeiter Franz G. Kugler haben die Zeitgenossen immer gern zugehört und werden Spätere, die sich für die Geschichte der Berliner Cultur interessiren, Dank wissen. Derselbe hat bis zu seinem am 29. Decbr. 77 erfolgten Tode die Decadence der Berliner Posse bis zur völligen Austrocknung der stehenden Figuren und Scenen mit vielem Fleiß verfolgt und einer seiner Nachfolger vergleicht die herabgekommne bei der Besprechung einer Neuigkeit vom 31. August dieses Jahres mit einer „Mumie, die bei jeder kritischen Berührung zerbricht."

Wir stehen vor einem Berliner Kehraus. Derselbe ist vollständig; beklagte doch Kugler, nachdem er am 9. Januar 77 einer Tanzaufführung im Königlichen Opernhaus beigewohnt hatte, auch das „Erbleichen des einst so glänzenden Gestirns, wie man das Berliner Ballet wohl nennen könnte." Eine Stimme des obern Raums der nun oft genannten Zeitung, über dem Feuilletonstrich, mahnt endlich, am 4. Juli 75, zum Eingeständniß, daß die „deutsche Geschichtschreibung und Philosophie von ihrer früheren Höhe herabgesunken sind" und namentlich die Erstere bei allem Wachsthum ins Breite „den Weg zum geistigen Gehalt" verloren hat.

So theilen also in der neuen Aera die Musen mit dem deutschen Gewerbe dasselbe Schicksal. Wenn das Letztere so kümmerlich und verzweifelnd dasteht, als hätte ein auswärtiger Feind dreißig Jahre lang das Land zerstampft, so ist den Musen der Quell originaler Erfindung versiegt und sie nähren sich nur noch ärmlich mit ein Paar patriotischen Brocken. Die lichten Höhen, aus denen sie sonst das Sinnen und Dichten ihrer Erkorenen anregten, sind nicht mehr ihre Heimath; auch sie sind nun Insassen des oben geschilderten Krankenhauses geworden.

B. Bauer.

Abonnements-Einladung.

Bei Ablauf des Vierteljahres sei die „Wage" ihren bisherigen Lesern auch zu fernerer freundlicher Theilnahme empfohlen und an die Freunde, die sich das Blatt erworben, die Bitte gerichtet, für dessen Verbreitung sich interessiren zu wollen.

Die Expedition ist gern bereit, sobald ihr der Wunsch ausgesprochen wird, das Blatt pünktlich per Kreuzband direct zuzusenden, sowol in Berlin wie außerhalb. Die Sendung ist auf diesem Wege zuverlässiger und regelmäßiger, als auf jedem andern, sie geht von hier schon Donnerstag Abend ab und wird dem Abonnenten ohne Erhöhung des Preises portofrei ins Haus geliefert.

Von den früheren Jahrgängen der „Wage" (1874—76) ist noch eine kleine Anzahl von Exemplaren vorräthig, welche brochirt und mit Titelblatt und Inhaltsverzeichniß versehen zu dem Preise von 3 Mark für den Jahrg. 1873 (October bis Dezember) und 9 Mark für die folgenden Jahrgänge durch Unterzeichnete zu beziehen sind.

Expedition der „Wage".

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 27. September 1878. Nr. 39.

Reichstagsrede

gegen das Socialistengesetz.

(Sitzung vom Dienstag, 17. September.*)

Meine Herren! Sie haben die lange Vertheidigungsrede des Herrn Reichskanzlers gehört. (Oho!) Derselbe ist ganz unschuldig an der Socialdemokratie. Er hat wohl mehrmals Lassalle empfangen, aber nur auf dessen ausdrücklichen Wunsch und nur als Privatperson, als einen geistreichen Mann und angenehmen Causeur. Er hat demselben gerne zugehört, und das Hundertmillionen-Projekt ist ihm als ein philanthropischer Versuch ganz beachtenswerth vorgekommen. Es hatte ja keine Gefahr mit Herrn Lassalle, denn er war gut kaiserlich gesinnt, wie der Herr Reichskanzler selbst, höchstens daß er auf eine etwas andere Dynastie hinarbeitete. Mit einem solchen Mann ließ sich reden. Anders aber steht es um uns, die Epigonen; wir sind weder geistreich noch kaiserlich.

Meine Herren! Wenn die politische Unterscheidung, die der Herr Fürst Bismarck zwischen den gegenwärtigen Vertretern der Socialdemokratie und ihrem berühmten Vorgänger macht — ich rede nur von der politischen Unterscheidung, denn von der persönlichen könnte ich nicht sprechen, ohne ebenfalls persönlich zu werden, und das ist nicht meine Absicht — wenn, sage ich, diese politische Unterscheidung eine begründete wäre, so würde damit das uns vorliegende Gesetz noch lange nicht gerechtfertigt sein, weder rechtlich noch politisch. Allein es wäre wenigstens subjektiv motivirt. Der Herr Reichskanzler hätte uns wenigstens dann erklärt, weshalb er 1863 eine Bewegung noch relativ günstig beurtheilen durfte, die er heute mit den äußersten Mitteln bekämpfen muß. Freilich, das gebe ich dem Herrn Reichskanzler zu, wenn Lassalle nur kaiserliche Produktivassociationen wollte, das wäre etwas ziemlich Harmloses gewesen, und die 7000 Thaler, die als erster Versuch zu diesem Zwecke gegeben wurden, wären nicht zu viel gewesen. Aber, m. H., worauf stützte sich denn der damalige Glaube des Herrn Fürsten an das Kaiserideal Lassalles? Auf seine Vergangenheit doch wohl schwerlich. Ich erinnere Sie nur an seine Assisenrede in Düsseldorf, 1849, in der er sich ausdrücklich als Republikaner bekannte; und das war doch just zu einer

*) Ungehaltene Rede eines sozialdemokratischen Coulissenschiebers.

Zeit, wo die Kaiser-Idee nicht blos in der Luft, sondern sozusagen auf dem Präsentirteller lag, und wo ein Theil des Volkes die Waffen ergriffen hatte, um den preußischen König zur Annahme der Kaiserwürde zu zwingen. Und wann hätte Lassalle jenen Standpunkt widerrufen? Etwa in London, wo er mit Marx, Engels, Liebknecht und Freiligrath verkehrte? Oder etwa später durch die Haltung, die er 1862 zuerst innerhalb der Fortschrittspartei und dann gegen sie einnahm? Was warf er ihr denn vor, meine Herren? Was er ihr vielleicht noch heute vorwerfen würde: er sagte, sie kämpfe nicht energisch, nicht muthig genug; es sei ihr mit dem Verfassungskampfe gegen die Regierung überhaupt nicht recht Ernst. Den Kampf mit denjenigen Mitteln führen, die eine Aussicht auf Erfolg gewähren, die Macht hinter das Verfassungsrecht setzen, das wollte Lassalle, und erst als die Fortschrittspartei diese Meinung mit Spott und Schimpf abwies, da verließ er sie und schrieb: „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo!" Das waren die kaiserlichen Antecedentien Lassalle's, meine Herren! Und dann sagte er den Arbeitern in einer seiner feurigsten Reden: Merkt Euch das, ihr Arbeiter, überall wo ich schreibe: „Allgemeines Stimmrecht", da müßt Ihr lesen: „Revolution!" (Rechts: „wo"?) Wo? In der Frankfurter Rede! Ein wunderlicher Monarchist, dieser Lassalle! (Heiterkeit.) Und im Arbeiterprogramm, meine Herren, was meinen Sie, jenes Weib mit dem wild wehenden Lockenhaar und mit ehernen Sandalen an den Füßen, einherschreitend an der Spitze der Arbeiterbataillone, deren Massentritt er schon zu hören glaubte, war das vielleicht das Kaiserreich? Nein, es war die Revolution.

Wie kommt es nun aber, meine Herren, daß der damalige Preußische Ministerpräsident sich über die wahre Tendenz und nothwendige Weiterentwicklung der neuen Bewegung so sehr täuschen konnte? Die ihm täglich zugehenden amtlichen Rapporte mußten ihn doch hinlänglich über die Tagesereignisse unterrichten, namentlich über Ereignisse, die so viel Lärm und politische Prozesse hervorriefen? Wie war es nur möglich, diesen Agitator, der selbst die Richter und Staatsanwälte nicht mit seinen Angriffen verschonte, für den Anhänger einer monarchischen Lösung der deutschen Einheitsfrage zu halten? Der Herr Reichskanzler selbst erklärt uns dieses Räthsel durch die Schilderung des persönlichen Eindrucks, den, wie er gesteht, Lassalle auf ihn gemacht hat. Lassalle sprach viel und beredt, und Herr v. Bismarck hörte ihm zu. Es sei fern von mir, der ich nichts von Diplomatie verstehe, dem Lenker der Politik des deutschen Kaiserreichs einen Mangel an diplomatischem Scharfblick vorwerfen zu wollen, allein es scheint mir doch fast, als ob damals Lassalle der größere Diplomat von beiden gewesen sei. Es scheint mir, daß die Karte des Allgemeinen Wahlrechts, die der Herr Reichskanzler damals so zufällig auf dem Tisch gefunden zu haben meint, ihm von Lassalle geschickt in sein Spiel hineinpraktizirt worden ist. (Heiterkeit. Ruf rechts: „Dann war es ein unehrliches Spiel!") Meine Herrn! Ich verstehe nichts vom Kartenspiel, so wenig als von der Diplomatie, aber ich meine, wenn man einmal eine Karte ausspielen kann, weil man sie gerade so zufällig findet, nun, so geht es bei der Parthie nicht mehr so ganz — wie sage ich doch gleich? — nicht mehr so ganz rituell zu (Heiter-

keit), und beide Partner suchen eben, ein Jeder nach Kräften sein Glück zu machen. Ich erinnere mich, meine Herrn, daß man vor einiger Zeit dem Herrn Reichskanzler allgemein die Geschicklichkeit zum höchsten Ruhm angerechnet hat, mit der er einmal den französischen Botschafter Graf Benedetti durch eine Besprechung in Bezug auf Belgien in irrige Meinungen über die Pläne der preußischen Politik habe gerathen lassen. Meine Herren, ich kenne jenes Faktum nicht mehr, als der Herr Reichskanzler unseren Herrn Collegen Fritzsche kennt; ich bin auch weit davon entfernt, jenes Faktum, das in reichsfreundlichen Organen berichtet war, als authentisch hinzustellen, und noch viel weniger will ich dem Herrn Fürsten Bismarck aus seinem damaligen Verhalten einen Vorwurf ableiten. Aber, meine Herrn, nach der soeben angehörten Erzählung des Herrn Reichskanzlers, sollte man da nicht gewissermaßen zu der Vermuthung berechtigt sein, daß er in den drei oder vier Unterredungen, die er mit Lassalle hatte, denn doch ein wenig der Benedetti Lassalles gewesen ist? (Heiterkeit.) Natürlich unbewußt, meine Herrn. (Große Heiterkeit.)

Für mich, meine Herren, war Lassalle ebensowenig Anhänger der Idee eines deutschen Kaiserreichs, als der Herr Reichskanzler ein Republikaner ist, und er gedachte ebensowenig der Gründer einer kaiserlichen Dynastie zu werden, als etwa der Herr Fürst Bismarck die Absicht hegte, Präsident der deutschen Republik zu werden. Einem Jeden das Seine, meine Herren. (Heiterkeit.) Ich weiß wohl, es giebt Leute, die sich vom Scheine blenden lassen und ihm Gedanken an derartige Eventualitäten unterstellen, aber ich bin fest überzeugt, daß diese Unterstellungen grundlos sind. Man sieht es ja. Der Herr Reichskanzler hat sich wohl über die monarchische Anschauungsweise Lassalles täuschen können und deßhalb diesen geistreichen Mann freundlich empfangen; uns aber bekämpft er, obwohl auch wir für Produktivgenossenschaften sind und sogar welche gegründet haben, ohne Schatullengeld; uns bekämpft der Herr Fürst, denn er erkennt in uns Feinde des Kaiserreichs, Republikaner. Nun, meine Herren, es wäre vergeblich, den Scharfblick des Herrn Reichskanzlers über diesen Punkt durch Ergebenheits-Versicherungen unsererseits täuschen zu wollen. Das Ziel unserer Bewegung, den Massen wie den Führern mehr oder weniger bewußt, ist allerdings die Republik (Hört, Hört! rechts). Schon neulich, während der Wahlperiode, hat dies ein Flugblatt des konservativen Candidaten in Elberfeld-Barmen, Herrn Professor Aegidi, sehr richtig hervorgehoben; ja es charakterisirte sogar diese Republik sehr treffend als die „Arbeiterrepublik". (Lärm rechts; Rufe: „Zur Ordnung!" Präsident v. Forckenbeck: „Der Redner greift die ganze Grundlage unserer verfassungsmäßigen Einrichtungen in einer Weise an, die ich nicht dulden kann. Ich rufe denselben hiermit zur Ordnung und werde ihm, wenn er in diesem Tone fortfährt, das Wort entziehen". Beifall rechts. Redner fährt fort:) Meine Herren! Ich appellire nicht gegen diesen Ordnungsruf, ich glaubte aber in der That auf mildernde Umstände rechnen zu dürfen. Was hatte der Herr Reichskanzler im Wesentlichen gesagt? „Lassalle war ein Monarchist, sagte er, und darum konnte ich ihn gewähren lassen; seine Epigonen aber, von ihrer übrigen Mittelmäßigkeit abgesehen, sind Republikaner, und darum muß ich ihre Presse und ihre Versammlungen unterdrücken

können". Ich antwortete darauf einfach: „Lassalle war kein Monarchist, aber darin haben der Herr Reichskanzler jedenfalls Recht, daß wir Republikaner sind." Und dafür nun, daß ich die Meinung des Herrn Fürsten Bismarck und seines früheren Mitarbeiters Aegidi bestätige, dafür werde ich zur Ordnung gerufen? Wenn dem so ist, meine Herren, so rathe ich Ihnen, nehmen Sie doch einfach unsere Geschäftsordnung an Stelle des Socialistengesetzes an; sie wird jedenfalls noch wirksamer sein. (Heiterkeit.)

Meine Herren! Es wird mir nicht einfallen, Ihre Vorlage vom Rechtsstandpunkt aus zu prüfen. Noth kennt kein Gebot. Sie haben gesehen, wie die Zahl unserer Stimmen, die Zahl unserer Blätter, die Zahl unserer Leser in beständigem Wachsen begriffen ist. Sie fürchten, die steigende Fluth möchte die Interessen erreichen, zu deren Vertheidigung Sie sich berufen fühlen, und Sie wissen kein anderes Rettungsmittel mehr, als die Diktatur. (Widerspruch links.) Ich weiß wohl, meine Herren, Sie wollen die diktatorischen Bestimmungen aus dem Gesetze ausmerzen; aber Sie haben ja bereits gehört, daß alsdann die Vorlage für Jene werthlos wird, von denen sie ausgeht. Sie sind ja darüber belehrt worden, daß man uns nur durch Ausnahme-Maßregeln, d. h. eben durch Diktatur, beizukommen vermöge. Glauben Sie das wirklich? Nun, hören Sie! Weder in seiner jetzigen Form, in der kurzen Lictorentunica, noch bekleidet mit dem Gesetzlichkeits-Mäntelchen, das Sie ihm umhängen wollen, wird das Gesetz unserer Sache irgend etwas anhaben. Gegen eine solche Bewegung, meine Herren, wie die, deren Wellen uns in diesen Saal hereingeschleudert haben, ist auch der stärkste Damm widerstandslos, bleibt auch der geschickteste Deichhauptmann ohnmächtig. Sie können sich an uns abarbeiten, so viel Sie wollen, Sie werden höchstens unsere Märtyrer vermehren und damit unsere Anhänger. Das Geheimniß unseres Wachsthums, meine Herrn, liegt nicht in der persönlichen Thätigkeit Einzelner, wie muthig und opfervoll sie auch sei, sondern darin, daß wir eine Wurzel im Volke haben, daß wir eine nationale Partei sind. (Widerspruch auf beiden Seiten des Hauses. Rufe: „International!") Meine Herrn! Wir sind allerdings international (Aha!) und wir rühmen uns dessen, insofern wir den Einfluß, den heuzutage die Völker auf einander ausüben, anerkennen und ihm Rechnung tragen, insofern wir den Frieden zwischen den Völkern mehr gesichert wissen wollen, als dies heute der Fall ist, aber insofern als dies Bestreben gerade dem Interesse unserer eigenen Nation durchaus entspricht, insofern, meine Herrn, sind wir eminent national. Nicht auf bloßer Rechtsphilosophie, meine Herrn, nicht auf einem blos abstrakten Prinzip beruht unsere Opposition gegen die jetzigen politischen und socialen Einrichtungen, oder wie Sie sagen, unsere Untergrabung derselben, sondern darauf, daß sie unserem Volke materiell schädlich sind. So haben wir, um ein Beispiel anzuführen, 1871 die Annexion nicht aus blos prinzipiellen Gründen bekämpft, sondern wir machten geltend, daß die elsässische Industrie unseren sächsischen, bayrischen und rheinischen Fabriken eine erdrückende Concurrenz machen würde, daß uns die Haltung Frankreichs zu ruinirenden Rüstungen zwingen und zum Bündniß mit Rußland führen werde, was

Alles ja auch eingetroffen ist. (Zur Sache!) Also deßhalb haben wir einen Boden im deutschen Volke (Widerspruch; Rufe rechts: „Im Ausland! In Paris! In London!") Wie, meine Herrn? Sie suchen die Quelle unserer Kraft im Ausland? Wie? Haben wir etwa je geheime Bündnisse mit dem Ausland gegen Deutschland angezettelt? Haben wir etwa je dem Fremden die Stelle gezeigt, auf die er hinzielen müsse, zum Stoß ins Herz Deutschlands? (Lärm, Tumult. Rufe: „Zur Ordnung!" Präsident: Ich hoffe, daß der Redner nicht irgend Jemand in diesem Hause indirekt der Handlungen beschuldigen wollte, von denen er spricht? Redner, fortfahrend:) Ich habe Niemand beschuldigt, ich sage aber, daß meine Partei ihre Beziehungen zum Auslande vor Niemand zu verhehlen hat und daß Niemand berechtigt ist, sie ihr vorzuwerfen. Wir sind eine selbstständige, eine unabhängige und darum eine wahrhaft deutsche Partei. Sie werden, wenn Sie ins Ausland gehen, schwerlich hören, daß Jemand sich dort rühmt: „Ich bin ein deutscher Nationalliberaler!" (Heiterkeit rechts) oder: „Ich bin ein deutscher Conservativer!" Aber überall wird er geachtet, wenn er sagen kann: „Ich bin ein deutscher Socialdemokrat."

Und daran, meine Herrn, wird Ihr Gesetz, in welcherlei Gestalt Sie es auch annehmen werden, nichts ändern. Ihr Votum erreicht uns nicht. Es wird lediglich über Sie selbst entscheiden. Besitzt dieses Haus die Kraft, dem Herrn Fürsten Bismarck das Mittel, ohne welches er nicht weiter regieren zu können erklärt, zu verweigern, nun, so wird eben das Reich wieder einmal eine Zeitlang von anderen Männern und nach anderen Prinzipien regiert werden, so gut es eben gehen will; vielleicht mit etwas weniger Diplomatie, aber mit etwas mehr Achtung vor der Meinung Anderer. Gewähren Sie umgekehrt, was man von Ihnen fordert, und wofür man den Liberalen, den Conservativen und den Klerikalen etwas verspricht, was man nur einer dieser drei Parteien geben kann, — nun, meine Herren, so werden Sie, die Gesetzgeber, der Gewalt in diesem Reiche Thür und Thor geöffnet haben. Uns aber, meine Herren, werden Sie, was Sie auch immer aus den Falten Ihrer Toga schütteln mögen, stets auf unserem Posten finden, zur Vertheidigung der Freiheit und der Interessen des deutschen Volkes!

Aus der Bebel'schen Rede.

Die Zeitungsberichte über die Reichstagssitzungen vom 16. u. 17. Septbr. haben bei der Fülle des interessanten Stoffes sich oft kürzer fassen müssen, als es der Bedeutung des Gegenstandes entsprach. So haben sie von der Rede Bebel's, um deren persönlichen Theil ausführlich mittheilen zu können, die zweite Hälfte, und in ihr die sachliche Kritik des Gesetzentwurfes, unbillig kurz abgefertigt. Es ist ein Werk der Gerechtigkeit, wenn wir das jetzt mittels des stenographischen Berichtes gut machen. Nach seinen retrospectiven Mittheilungen über Bismarck-Lassalle fuhr Hr. Bebel fort:

. . . . Ich habe vorhin erklärt, meine Herren, daß mit diesem Gesetzentwurf, wenn er Gesetz wird, die Regierung in der schwersten bedenklichsten Weise in

das Privateigenthum eingreift, daß sie grade es ist, welche einen ganz gewaltigen Angriff auf das Privateigenthum in der unmotivirtesten Weise unternimmt, und damit meines Erachtens denn doch wahrhaftig für künftige Fälle ein recht bedenkliches Präcedens schafft.

Zunächst wird hier gesagt, daß alle Vereine, genossenschaftlichen Verbindungen und Kassen und alle Preßerzeugnisse, welche auf Untergrabung der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtet wären, zu verbieten seien. Es ist bereits von dem Abgeordneten Reichensperger mehrfach hervorgehoben worden, in welcher Weise das Wort „Untergrabung“ ausgebeutet und ausgelegt werden könnte, und darüber kann wohl kaum der geringste Zweifel bestehen. Streng genommen ist unsere ganze gegenwärtige Staats- und Gesellschaftsordnung durch die Untergrabung einer älteren Staats- und Gesellschaftsordnung erst möglich geworden. Jedes neue Gesetz, das wir machen, um ein anderes zu beseitigen, war nur dadurch möglich, daß wir im Volk die Ueberzeugung erweckten, daß das alte Gesetz unhaltbar sei, daß wir die Autorität dieses früher bestehenden Gesetzes „untergruben“. Wenn Sie also dieses „Untergraben“ als etwas Staatsgefährliches ansehen wollen, dann machen Sie damit allen und jeden Fortschritt mit einem Mal unmöglich, vorausgesetzt, daß Sie dies überhaupt könnten, was nach meiner Auffassung nicht möglich ist. Man wird nach dem Sinn des § 1 jede Bestrebung, die auf Aenderung der bestehenden Staats- oder Gesellschaftszustände ausgeht, ohne Weiteres als staatsgefährliche „Untergrabung“ bezeichnen und betrachten können. Und ich meine, die Art und Weise, wie insbesondere die von Herrn von Helldorff so gerühmten Verwaltungsorgane in dem am Schluß seiner Rede von ihm erwähnten Wahlkampf schon vorgegangen sind gegen die liberale Partei, wie selbst der Abgeordnete Lasker es sich hat gefallen lassen müssen, als halber Socialdemokrat erklärt zu werden und sich noch sagen lassen mußte, daß er von den Socialdemokraten gewählt sei, — dies läßt uns ungefähr vermuthen, was erst die Regierung und ihre Organe thun werden, wenn sie die in dem Gesetz verlangte Machtvollkommenheit erlangen.

Meine Herren, mit diesem Gesetz machen Sie alle und jede wissenschaftliche Untersuchung — Sie mögen das auch heute bestreiten — unmöglich. Wo wollen Sie, wenn Sie von gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie sprechen, die Grenze ziehen? Was ist denn Socialdemokratie? Das ist in dem Sinne, wie es für Sie nöthig wäre, gar nicht klar zu definiren, denn wenn auf unser Gothaer Programm hingewiesen ist, so werden Sie finden, daß in diesem Programm eine große Reihe von Forderungen sind, die vielleicht von der Mehrheit dieses Hauses bis zu einem gewissen Grade gebilligt werden. Darnach könnte also jede Bestrebung, die darauf hinausgeht, die eine oder andere im Gothaer Programm angeführte Forderung zu unterstützen oder zu verwirklichen, als eine socialdemokratische „Untergrabung“ der Staats- und Gesellschaftseinrichtungen angesehen werden, namentlich, wenn die Behörde, um doch den niederen Polizeiorganen einigen Anhalt für ihr Verhalten zu geben, vielleicht auf den Gedanken käme, allen Polizeibeamten im deutschen Reich das Gothaer Programm im Abdruck in die Tasche zu stecken, damit sie genau in jeder Versammlung wissen, wo eigentlich die staatsgefährlichen, untergrabenden socialdemokratischen Bestrebungen anfangen.

Bei Gelegenheit der Debatte über das Ausnahmegesetz in der letzten Session des Reichstags ist von verschiedenen Seiten in einem sehr vieldeutigen Sinne von socialdemokratischen Bestrebungen gesprochen worden. Da ist zum Beispiel vom Abgeordneten Grafen Bethusy-Huc erklärt worden, daß die directe progressive Einkommensteuer eine communistische Forderung sei, daß die Forderung eines Normalarbeitstages und eines normalen Arbeitslohnes, obgleich eine Forderung, wie die letztere von socialistischer Seite gar nicht aufgestellt ist, und sie aufzustellen ein Unsinn wäre, socialistische Forderungen seien. Bei der vorherigen Debatte über die Gewerbeordnungsfrage, wo die Anträge aus den verschiedenen Fractionen vorlagen, hat der Abgeordnete Dr. Wehrenpfennig in Bezug auf den Normalarbeitstag eine ganz ähnliche Anschauung vertreten. Was soll man nun dazu sagen, wenn derartige Forderungen, die heutzutage in verschiedenen Staaten bereits erfüllt sind: in der Schweiz, in Nordamerika, in gewissem Maße in England — als socialistische bezeichnet werden. Wenn aus der Mitte dieses Hauses solche Forderungen als rein socialistische angesehen werden, obgleich sie es nicht sind, so werden sie von dem ersten besten Polizeimann erst recht als solche angesehen werden. In den uns feindlich gesinnten Kreisen der Bürgerschaft und der Presse geht aber der Begriff des Socialismus sogar so weit, daß thatsächlich alle und jede Bestrebung, die auf eine Verbesserung

der Lage der Arbeiter hinausläuft, als Ausfluß socialistischer Agitation und Anreizung angesehen wird. Wenn Sie den uns noch feindlich gesinnten Gewerbtreibenden klagen hören, so werden Sie vernehmen, daß, wenn sein Arbeiter auch nur die geringste Opposition gegen seine Wünsche oder Befehle laut werden läßt, und mögen diese Befehle auch noch so ungerechtfertigt sein, er in die Klage ausbricht: der ist ein Socialdemokrat, oder: der ist von den Socialdemokraten aufgehetzt, obgleich oft genug der Mann vielleicht in seinem Leben noch keine einzige socialistische Broschüre gelesen hat und gar keine Idee vom Socialismus und von socialistischen Bestrebungen hat. Diese blinde Voreingenommenheit gegen die Socialdemokratie geht in gewissen Kreisen so weit, daß dort allgemein behauptet wird, alle Arbeitseinstellungen u. s. w. seien von den socialdemokratischen Führern eingefädelt und dirigirt; sonst seien sie gar nicht denkbar. Ich gehöre ja auch zu diesen sogenannten Führern, wenn ich aber heute die Versicherung gebe, daß ich in meiner mehr als sechszehnjährigen Thätigkeit in der Arbeiterbewegung nicht ein einziges Mal von irgend einem Arbeiter gefragt worden bin, ob ich diese oder jene Arbeitseinstellung gut heiße oder nicht, so werden Sie mir das kaum glauben, — und doch ist es der Fall; und so geht es mehr oder weniger allen meinen Genossen. Sie und die Allgemeinheit unserer Gegner bilden sich eben ein, die Arbeiter seien thatsächlich eine vollständig willenlose gedankenlose Heerde, die blindlings den sog. Führern folge. Und doch giebt es, wie ich fest glaube, keine Partei, deren Führer der beständigen Kritik, dem Mißtrauen und der unausgesetzten rücksichtslosen Beurtheilung von Seiten der Mitglieder der Partei so ausgesetzt sind, wie gerade bei der socialdemokratischen Partei.

Zunächst wird man wohl auf Grund dieses Gesetzes in erster Linie das zu treffen suchen, was offenbar und zweifelsohne als socialdemokratische Presse und als socialdemokratische Literatur gilt; und man denkt uns damit vermuthlich tödtlich zu treffen. Nun aber hier einige Fragen, meine Herren: werden denn auch die seit 15 Jahren unbeanstandet im Buchhandel erschienenen wissenschaftlichen Schriften von Lassalle und diejenigen Schriften anderer Männer, welche die gleiche Richtung vertreten, jetzt plötzlich absolut verboten werden? Eigentlich und naturgemäß nach dem Wortlaut dieses Gesetzes: Ja! Werden auch zum Beispiel die Werke eines von Thünen, von dem bereits Herr von Bennigsen bei der letzten Ausnahmegesetzdebatte mit Recht hervorgehoben hat, daß er ganz entschieden socialistische Ideen, namentlich in seinem großen und classischen Werk „der isolirte Staat" entwickelt, ferner geduldet werden? Wird man die Werke eines Rodbertus noch ferner dulden, und die eines Albert Lange? — Wenn Sie unsere eigenen, das heißt die von uns lebenden Socialisten geschriebenen Schriften verboten haben, so wird es ganz naturgemäß sein, daß wir dann die socialistischen und communistischen Schriften des Auslandes in Uebersetzungen in Deutschland einführen. Wird das erlaubt sein, oder werden Sie auch diese seit Jahrzehnten unbeanstandet erscheinenden Schriften verbieten? Alle ohne Ausnahme werden verboten werden müssen. Sie sehen, wohin Sie mit diesem Gesetz kommen. Weiter: wenn Sie die Werke eines Schäffle lesen, so finden Sie in denselben ganze Capitel, die rein socialistischer Natur sind;

(Zustimmung)

wenn Sie die Werke eines Adolf Wagner, z. B. sein „Lehrbuch der politischen Oeconomie" von Rau, in der neuesten Umarbeitung lesen, so finden Sie wiederum ganze Abschnitte, namentlich diejenigen über das Grundeigenthum, welche rein socialistischer Tendenz sind.

(Sehr wahr!)

Herr Adolf Wagner ist ganz und gar für Gemeineigenthum an Grund und Boden. Wenn Sie verschiedene kleine nationalökonomische Schriften, die in der letzten Zeit erschienen sind, namentlich die des bekannten Banquiers Samter in Königsberg lesen, so wird auch darin in der entschiedensten Weise für die Aufhebung des Privateigenthums an Grund und Boden plaidirt. Selbstverständlich sind alle diese Werke und Arbeiten nach dem Gesetzentwurf zu unterdrücken. Die Werke eines von Scheel, Lujo Brentano, Schmoller u. s. w. u. s. w., werden sie ebenfalls verboten werden? Wenn uns nicht mehr gestattet wird, unsere eigene gesammte Literatur zu verbreiten, so werden wir selbstverständlich wissen, uns die einschlägige nicht verbotene in- und ausländische Literatur in passender Weise zugänglich zu machen. Sie mögen da machen, was Sie wollen, wir werden Jahre lang, nöthigenfalls ein Jahrzehnt lang aus dieser Literatur die Massen zu speisen und zu nähren

verstehen; wir werden Mittel und Wege auf hundertfache Weise finden, dennoch in die Massen, und zwar in die weitesten Kreise derselben einzudringen. Dabei haben wir bei einem so gespannten und aufregenden Zustande, wie ihn das Gesetz schafft, die Gewißheit, daß die Neugierde schon allein bewirken wird, daß diese sogenannten staatsgefährlichen Broschüren und Schriften massenhaft gelesen werden. Dieses Gesetz wird uns einen so ungeheuren Leserkreis schaffen, wie wir ihn jetzt und noch auf lange hinaus nicht hoffen können zu gewinnen. Ich erkläre Ihnen hier ohne Prahlerei und Uebertreibung, daß, wenn wir jetzt bei einer socialdemokratischen Schrift ein oder zwei Jahre gebrauchen, um eine Auflage von 4—5000 Exemplaren abzusetzen, wir nach Einführung dieses Gesetzes auf Grund unserer Organisation, die Sie nicht zerstören können — das ist undenkbar, denn da müßten Sie die Werkstätten und Fabriken zerstören, die Eisenbahnen und die Post, und das ist unmöglich — eine bei weitem größere Zahl in weit kürzerer Zeit absetzen. Wenn bereits in den dreißiger und vierziger Jahren es nicht möglich war, die von der Censur verbotene Literatur niederzuhalten, wenn damals schon unzweifelhaft alle verbotenen Schriften viel zahlreicher, als wenn sie der Oeffentlichkeit unbeanstandet übergeben worden wären, verbreitet worden sind — wie erst heute, wo die persönlichen Verbindungen und Beziehungen in der Partei so außerordentlich ausgedehnte sind, wo wir an jedem Orte bis in die entferntesten Winkel Deutschlands Hunderte oder wenigstens Dutzende von Parteigenossen haben, auf die wir fest und unbedingt bauen können, wo wir Parteigenossen haben in Kreisen, von denen Sie es gar nicht ahnen, die der Polizei gar nicht bekannt sind, und wohin wir unsere Sendungen unter den verschiedensten Formen dirigiren können und zwar in einer Weise, daß, wenn Sie Ihre Polizei auch verdoppeln, dieselbe doch nicht im Stande ist, es zu verhindern. Wollte man aber ein so umfassendes Spionirsystem einführen, als nöthig wäre, um möglichst genau überall controliren zu können, so müßte man die Polizei verdreifachen, vervierfachen, ja verzehnfachen, und es würden durch die enormen Kosten, welche dieses verursachte, die Steuern erheblich erhöht werden müssen. Es würde ferner auch dahin kommen, daß unser gesammtes öffentliches und privates Leben beunruhigt oder vergiftet, daß auch der ruhigste und friedlichste Bürger mit diesen Zuständen unzufrieden würde. Für uns unterliegt es keinem Zweifel, daß dies ganz unzweifelhaft der Erfolg dieses Gesetzes wird, und daß es schließlich der Socialdemokratie nur nützen kann — das ist unsere ausgesprochene Meinung.

(Verschiedenartige Zurufe.)

Meine Herren, Sie wollen vielleicht sagen: „ja, dann stimmt doch für das Gesetz!"

(Ja wohl! rechts.)

Meine Herren, wenn wir ein Unrecht, wie es hier begangen werden soll, gut heißen könnten, dann würden wir es vielleicht thun. Ich kann Ihnen bestimmt versichern, daß ich sehr tüchtige unserer Parteigenossen habe äußern hören: ich wünschte, das Gesetz ginge durch! Sie könnten uns gar nicht besser nützen als durch Annahme des Gesetzes, denn Tausende und aber Tausende, die heute noch keine Socialdemokraten sind, werden es dann sicher werden. Wir sind in wenigen Jahren stärker, als je zuvor.

(Sehr richtig!)

Doch ich will auf die Erörterung über die künftige Verbreitung unserer Literatur zurückkommen.

Meine Herren, ich versichere Ihnen, daß bei den zahlreichen Verbindungen, die wir haben, Verbindungen, die wir für die vorliegenden Zwecke mit Leichtigkeit verdreifachen und verzehnfachen können, wir unsere Broschüren statt in Auflagen von 4000 und 5000, in Auflagen von 20,000 und 30,000, — und nicht in Jahren, sondern in Monaten absetzen werden. Wir werden ferner unter dem Anreiz der verbotenen Frucht einen Preis stellen können, der uns einen solchen Nutzen abwirft, daß die auf andere Weise uns abgeschnittenen Agitationsmittel doppelt und dreifach eingebracht werden. Kurz, meine Herren, die Regierungen mögen machen, was sie wollen, sie können uns doch nicht ernsthaft an den Kragen. Können Sie es beispielsweise verhindern, wenn im nächsten Winter im ganzen deutschen Reiche in tausenden und zehntausenden von Familien die Genossen in einer Kopfzahl von drei, vier, fünf Mann — je nachdem — sich vereinigen, bald hier, bald dort im vertrauten Kreise zusammenkommen, Lesekränzchen im Familienkreise unterhalten, und dort die socialistischen Schriften lesen, sie discutiren u. s. w.? Wissen Sie, was Sie mit dem Gesetz aus der Socialdemokratie machen? Sie treiben die Socialdemokraten, ähnlich

wie die ersten Christen, durch die Verfolgung, die Sie ihnen zu Theil werden lassen, zum äußersten Eifer, ja Fanatismus, und zu einer förmlich religiösen Schwärmerei. Die Arbeiter werden, dessen seien Sie sicher, mit der äußersten Zähigkeit für ihre Ueberzeugungen eintreten, sie werden in Werkstätten, in Fabriken, in der Familie und im Bierhaus, auf der Eisenbahn, Sonntags auf Spaziergängen und an vielen anderen Orten, wo sie Niemand genau zu kontroliren im Stande ist, zusammenkommen. Jeder wird seine zwei, drei, vielleicht auch zehn und zwölf Broschüren in der Tasche mitnehmen; sie werden ihre Freunde und Bekannte auf dem Lande und in den entlegensten Theilen der Städte besuchen und ihnen diese Broschüren geben. Und diese Thätigkeit lahm zu legen wird Ihnen ganz unmöglich sein.

Und dann, meine Herren, weiter: Wie steht es mit der rechtlichen und materiellen Seite dieses Gesetzes? Sie erklären hier ohne Weiteres, daß die Buchdruckereien, die zur Herstellung socialistischer Schriften und Zeitungen dienen, mit Beschlag belegt und unterdrückt werden sollen. Sie wollen die Zeitungen unterdrücken, die Broschürenliteratur, die Lesebibliotheken, die Lesezirkel u. s. w. Ja, meine Herren, haben Sie denn ungefähr eine Ahnung, wie tief Sie damit in das ganze bürgerliche Erwerbsleben eingreifen? Ich glaube nein! Indem ich, meine Herren, Ihnen das Bild etwas näher vorführe, werden Sie zugleich die Erfahrung machen, daß die Socialdemokratie, trotz ihrer Opposition gegen die bürgerliche Gesellschaft, doch naturgemäß mit dem bürgerlichen Leben auf's Innigste verwachsen ist, daß die Socialdemokratie aus der bürgerlichen Gesellschaft selbst herausgewachsen ist und weiter aus ihr herauswachsen wird, und daß Sie der Socialdemokratie nicht an den Leib können, ohne die stärksten und empfindlichsten Störungen in den bürgerlichen Eigenthums- und Erwerbsverhältnissen herbeizuführen.

Wir Socialdemokraten haben in Deutschland gegenwärtig ungefähr sechszehn Genossenschaftsdruckereien; außerdem besteht eine Buchdruckerei als Privatunternehmen, die sich fast ausschließlich mit der Herstellung und Verbreitung socialistischer Literatur, und was damit zusammenhängt, beschäftigt ist. Es giebt ferner einige Privatdruckereien in den Händen uns politisch fernstehender Leute, die socialistische Blätter gegen Bezahlung drucken, so z. B. in Dresden, Mannheim, Pforzheim u. s. w.

Meine Herren, nach den von mir angestellten Ermittelungen beträgt der jährliche Umsatz dieser 16 genossenschaftlichen Buchdruckereien rund über 800,000 Mark, um welche Summe Sie mit einem Schlage das deutsche Gewerbe und die deutsche Industrie schädigen würden. Es sind dies Unternehmungen, von denen hunderte und aberhunderte von Existenzen abhängen. Es sind allein in diesen 16 Genossenschaftsbuchdruckereien weit über 300 Personen als Setzer, Drucker und Expedienten beschäftigt. Es ist ferner eine große Anzahl von Redakteuren — einige 40, außerdem eine viel größere Zahl von Colporteuren, die sich mit dem Vertrieb dieser Literatur und der Zeitungen befassen, darin beschäftigt. Ein großer Theil dieser Leute ist verheirathet, und wenn das vorliegende Gesetz in Wirksamkeit tritt und es alsdann, wie ich nicht bezweifle, von Seiten der Regierungen mit der äußersten Energie in Anwendung kommt, so sind alle diese Menschen mit einem Schlage brodlos. Die meisten derselben werden bei der prononcirten Stellung, die sie dem liberalen Bürgerthum gegenüber einnehmen, absolut keine Arbeit und Beschäftigung finden, denn man wird das schon seit Monaten beliebte Mittel der Ausschließung, das Gewaltmittel der Aushungerung gegen sie in Scene setzen. Und weiter: Bei diesen Genossenschaften sind über 2500 Personen, Arbeiter und Kleinbürger, als Mitglieder betheiligt; dieselben haben im Vertrauen auf Ihre Gesetze, auf Grund unserer Genossenschaftsgesetze, sich als Genossenschaft konstituirt, sie haben ihre Ersparnisse, ihr kleines Eigenthum dort angelegt und bekommen je nach Umständen so und so viel Prozent Dividenden oder Zinsen. Meine Herren, diese Genossenschaften werden nach Annahme des Gesetzes voraussichtlich fast sämmtlich mit einem Schlage bankerott! Es ist ziemlich sicher anzunehmen, daß in fast allen Fällen das vorhandene Vermögen nicht reichen wird, die Forderungen der Gläubiger zu decken, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil ein großer Theil des Eigenthums, soweit es in Broschüren, Büchern u. s. w. vorhanden ist, nach dem Gesetz zu konfisziren und zu vernichten ist. Ferner wird ein Theil der Schuldner dieser Genossenschaften durch Schließung der Geschäfte zahlungsunfähig werden, z. B. Colporteure und Buchhändler, so daß also nicht allein diese 2500 Mitglieder ihr eingezahltes Vermögen verlieren, sondern daß sie auf Grund unseres Genossenschaftsgesetzes, welches die Solidarhaft vorschreibt, auch noch mit ihrem Privatvermögen eintreten müssen und so höchst wahrscheinlich meist bettelarm werden.

Glauben Sie, daß ein so gewaltsamer und umfassender Eingriff in die Eigenthums- und Erwerbsverhältnisse von Tausenden nicht einen tiefen Groll, den heftigsten Haß in die weitesten Kreise tragen wird? Ich behaupte, daß unsere zehn- bis fünfzehnjährige Agitation auch nicht entfernt einen solchen Haß gegen den heutigen Staat und die diesen Staat unterstützenden Gesellschaftskreise, die dieses Gesetz gutheißen werden, erzeugt hat, als durch dieses Gesetz erweckt werden wird?

Außerdem, meine Herren, wollen Sie auch die Genossenschaftskassen mit diesem Gesetz treffen. Ja, haben Sie denn eine Ahnung, wie weit das geht? Alle diese Vereine haben die verschiedenartigsten Bestrebungen; nach der oberflächlichen Meinung haben die Cassen den Zweck, Arbeitseinstellungen zu provociren. Ganz abgesehen davon, daß auch über die Bestrebungen der Socialdemokratie bezüglich der Arbeitseinstellungen die allerfalschesten Ansichten vorhanden sind, obgleich die Socialdemokratie verschiedene Male durch officielle Beschlüsse erklärt hat, daß es ein Unsinn ist, zu glauben, daß durch Arbeitseinstellungen die Lage der Arbeiter verbessert werden könne, haben diese Vereine den Zweck, Krankenunterstützungen, Invalidenunterstützungen u. s. w. an ihre Mitglieder zu gewähren. Um welche Summen es sich hierbei handelt, will ich Ihnen ebenfalls vorführen. Es giebt gegenwärtig in Deutschland 26 größere Gewerkschaftsverbindungen, von denen ich glaube fest annehmen zu dürfen, daß sie von den Organen der Regierung ohne Weiteres als socialistische angesehen werden, und also diesem Gesetz verfallen werden, mit zusammen circa 50,000 Mitgliedern an 1266 Orten. Die jährliche Einnahme dieser 26 Gewerkschaftsverbände beläuft sich auf 401,000 Mark und die Ausgabe auf 321,000 Mark. Von den Ueberschüssen werden die Reservefonds der Kranken-, Reiseunterstützungs- und Invalidencassen dotirt. Es hat z. B. die Gewerkschaft der Goldarbeiter, die allgemein als socialistisch bezeichnet wird, in der Invalidenkasse ein Vermögen von 18,000 Mark. Ferner ist da der Buchdruckervereinsverband, der ebenfalls als socialistisch angesehen wird, in sehr bedeutender Weise mit seinem Vermögen engagirt; der Cassenbestand seiner Reiseunterstützungskasse beläuft sich auf 93,000 Mark und das Vermögen der Verbandsinvalidencasse auf 52,000 Mark. Wie großartig und nützlich die Wirksamkeit dieses Verbandes ist, davon ein Beispiel. Die Unterstützungen, die in den letzten 11 Quartalen, also seit dem 1. October 1875, an wandernde Mitglieder gezahlt wurden, belaufen sich auf die sehr bedeutende Summe von 208,258 Mark, und erhielt jedes wandernde Mitglied durchschnittlich täglich 75 Pfennige. Sie werden, meine Herrn, und namentlich die Herren von der Rechten, die in der Polizeiverwaltung und in sonstigen Verwaltungsbranchen thätig sind, die Erfahrung gemacht haben, wie in Folge des seit Jahren immer größer werdenden Nothstandes der Bettel um sich greift, wie tausende von brodlosen Arbeitern umherwandern und zum Bettel und schließlich zum Verbrechen gezwungen werden. Hier sehen Sie, wie dieser einzige Verband einer Mitgliederzahl von monatlich 971 eine tägliche Unterstützung von 75 Pfennigen auf der Reise bewilligt, und sie damit vor dem Bettel bewahrt — also dem Gemeindewohl entschieden sehr erheblich nützt. Alle derartigen Institutionen werden von diesem Gesetz entschieden getroffen, sie werden vernichtet. Und nun frage ich Sie weiter, was die nothwendige Folge von solchen Maßregeln sein muß und zwar nicht allein bei den Arbeitern, die davon betroffen werden, sondern auch bei denen, die nicht davon betroffen werden, aber doch Mitgefühl und Gerechtigkeitsgefühl genug haben, dieses Unrecht zu empfinden?

Außer den erwähnten Verbänden giebt es eine große Zahl von lokalen Vereinigungen aller Art; der Buchdruckerverband z. B. hat eine bedeutende Zahl von Unterverbänden in Deutschland, worin Krankencassen, Invalidencassen u. s. w. ebenfalls existiren, deren Vermögen sich auf mehrere hunderttausend Mark beläuft. Dieser Buchdruckerverband mit allen seinen Unterverbänden wird, obgleich er als Organisation keiner Parthei angehört, von den Principalen als socialistisch angesehen, er ist in den letzten Jahren bei den verschiedensten Gelegenheiten als solcher denuncirt worden. Obgleich in demselben notorisch viele socialistische Mitglieder sind, so sind doch auch viele nicht socialistische darin; die letzteren werden so gut wie die ersteren von etwaigen Gewaltschritten betroffen und materiell schwer geschädigt werden. Welche Stimmung dies erzeugen wird, mag sich jeder selbst ausmalen. Es giebt ferner eine ziemliche Zahl von Genossenschaften in Deutschland, die sich damit beschäftigen, an den einzelnen Orten den zugereisten Gewerksgenossen ein billiges Nachtquartier zu beschaffen; sie sind zum Theil socialistischer Natur und werden natürlich vor diesem Gesetz keine Gnade finden und aufgehoben werden. Wir haben ferner in Deutschland eine ganze Reihe von Bildungsvereinen, die seit 10, 12, 15 Jahren

und länger bestehen, die schöne Bibliotheken sich erworben haben, ihr eigenes Mobiliar haben, zum Theil Lehrmittel von bedeutendem Umfang besitzen und an deren Spitze zum Theil ausgesprochene Socialdemokraten stehen, neben solchen Vorstands- und Vereinsmitgliedern, die gar keine ausgesprochene politische Parteistellung haben. Alle diese werden selbstverständlich nach diesem Gesetz für socialdemokratisch erklärt, — sie werden unterdrückt. Aehnlich wird es einer Reihe von Lesekabinetten der Arbeiter ergehen. All das Vermögen, das unendlich mühsam erworben ist, all diese Einrichtungen, die tausenden von jungen Arbeitern namentlich an den langen Winterabenden Gelegenheit gaben, sich nützlich zu unterhalten und weiterzubilden, die dadurch von dem corrumpirenden Kneipenleben fern gehalten werden, — alles wird mit einem Male vernichtet und Sie sind bis heute nicht im Stande und werden nicht im Stande sein, das geringste Andere und Bessere an die Stelle des Zerstörten zu setzen.

So greift das Gesetz in die verschiedensten Lebensbeziehungen der Arbeiter ein. Und gehe ich weiter und frage, wie Sie gar dazu kommen wollen, auch zum Beispiel Wirthschaften, in denen Socialdemokraten verkehren, zu unterdrücken, — ja, meine Herren, wo hört denn da überhaupt die Grenze der Vernichtung des Eigenthums auf? Wenn einmal die Dinge auf die Spitze getrieben werden sollen, wer darf sich dann wundern, wenn wir unsererseits Vergeltung zu üben suchen? Wer kann es zum Beispiel verhüten, daß wir nunmehr in solchen Wirthschaften zusammenkommen, beim Glase Bier uns unterhalten, deren Besitzer reichstreu und uns feindlich sind? und während wir dort verkehren, wird die Polizei unterrichtet, daß dort eine ganze Rotte Socialdemokraten regelmäßig verkehrt, die socialdemokratische Unterhaltungen pflegt.

Was glauben Sie wohl, daß die Folge davon sein wird? zum mindesten Aerger und Chikanen für den Wirth. Der Wirth wird vielleicht die prononcirtesten Parteileute kennen, er wird wissen, daß das der Liebknecht, der Fritzsche, der Bebel ist, und wird sie ausweisen, aber die Tausende und Abertausende, die, selbst uns persönlich unbekannt, zur Partei gehören und die in dieser Weise mit aller Energie — ich glaube, dafür haben Sie uns schon kennen gelernt — in dieser Richtung thätig sein werden, die kann kein Wirth und Polizeimann auf den ersten Blick erkennen. Es wird durch solche und ähnliche Maßregeln, wie ich schon vorher angedeutet, durch alle diese Scheerereien und Plackereien selbst in solche Kreise der Gesellschaft, die vielleicht vorher die eifrigsten Anhänger des Ausnahmegesetzes waren, eine Unruhe und Unzufriedenheit getragen, die es ihnen im höchsten Grad wünschenswerth erscheinen lassen wird, daß dasselbe so rasch wie möglich wieder abgeschafft wird.

Nun wird gesagt, wir arbeiteten auf gewaltsamen Umsturz hinaus, das ginge aus unserem Programm hervor. Ich bestreite, daß das aus unserem Programm hervorgeht, es steht kein Wort davon drin.

(Unruhe und Widerspruch.)

— Ja, daß wir das wollen, müssen Sie uns doch nachweisen; Sie imputiren uns das eben, aber die Beweise fehlen. Ich meine doch, Ihre Staatsanwälte hätten in den letzten Jahren sich ehrlich Mühe gegeben, herauszubekommen, was wir bezweckten. Die Behörden sind, wie ausdrücklich in den Motiven anerkannt wird, „bis zur äußersten Grenze des Möglichen," d. h. also bis an das Unmögliche gegen uns vorgegangen und haben uns doch nicht zu Grunde richten können. Wie kommt man überhaupt dazu, uns solche Anschuldigungen hier an den Kopf zu werfen? Unsere Programme, und diese, meine ich, sind maßgebend, sagen geradezu das Gegentheil. Wir sollen gemeingefährliche Bestrebungen haben?! — Meine Herren! das Programm der so gefürchteten internationalen Arbeiterassociation, das im Anhang dieser Gesetzesvorlage wörtlich abgedruckt ist, lautet unter anderem wörtlich:

> Daß die internationale Arbeiterassociation und alle ihr angehörigen Gesellschaften und Individuen Wahrheit, Recht und Sitte als die Grundlage ihres Betragens untereinander und gegen alle ihre Mitmenschen ohne Rücksicht auf Farbe, Bekenntniß oder Nationalität anerkennen. Der Congreß betrachtet es als Pflicht des Mannes, die Rechte eines Mannes und Bürgers nicht bloß für sich selbst, sondern für jedermann, der seine Pflicht thut, zu fordern. Keine Rechte ohne Pflichten, keine Pflichten ohne Rechte!

Das soll gemeingefährlich sein? ich verstehe das einfach nicht. Meine Herren, ich möchte wissen, wie man humanere, höhere und idealere Grundsätze und Anschauungen

aufstellen kann. Ich behaupte, meine Herren, daß im ganzen deutschen Reich es nur noch eine einzige Partei giebt, die wirklich Ideale hat, und das ist die Socialdemokratie,

(Unruhe. Hört, hört!)

und gerade der Umstand, daß die Socialdemokratie Ideale hat, daß sie hohe der Menschheit würdige Ideale hat, das ist es, was der Socialdemokratie diesen ungeheuren Anhang verschafft. Sie thun immer, als ob es nur Handarbeiter wären, die der Socialdemokratie angehören, als ob es nur eine aufgehetzte Masse wäre. Meine Herren, haben wir nicht in den letzten Jahren erfahren, wie ein Mann der Wissenschaft nach dem andern sich dem socialdemokratischen Programm nähert? Die socialdemokratischen Bestrebungen umfassen alles: Nationalökonomie, Naturwissenschaften, Culturgeschichte, Philosophie, kurz alle Gebiete des wissenschaftlichen Lebens. Die ganze moderne Wissenschaft arbeitet uns in die Hände, dient unsern Zwecken, muß ihnen dienen. Es ist ganz kürzlich erst die Frage in der Presse besprochen worden, ob die modernen naturwissenschaftlichen Theorien, welche man kurz mit dem Namen Darwinismus bezeichnet, thatsächlich dem Socialismus förderlich oder hinderlich seien. Der hauptsächlichste Vertreter der darwinistischen Theorien in Deutschland, Herr Professor Haeckel, leugnet und bestreitet, daß der Darwinismus dem Socialismus förderlich sei. Ein mehr oder weniger ausgesprochener Gegner oder Zweifler desselben, Herr Professor Virchow behauptet, daß das der Fall sei. Meine Herren, nach meiner Auffassung hat Herr Professor Haeckel, der entschiedene Vertreter der darwin'schen Theorie thatsächlich, weil er die Gesellschaftswissenschaft nicht versteht, keine Ahnung davon, daß der Darwinismus nothwendig dem Socialismus förderlich ist, und umgekehrt der Socialismus mit dem Darwinismus in Einklang sein muß, wenn seine Ziele richtige sein sollen.

(Bewegung. Sehr gut!)

Ist das richtig, so gehören zu den gemeingefährlichen Bestrebungen, die auf Untergrabung von Staat und Gesellschaft abzielen, auch die modernen Wissenschaften; und die nothwendige Folge wäre, daß auch sie unterdrückt würden. Die Zustimmung, die Sie vorhin meiner Auffassung über den Zusammenhang des Darwinismus und Socialismus zu Theil werden ließen, bestätigt, daß auch meine Auffassung über die Anwendung dieses Gesetzes richtig ist. — Sie greifen ferner, meine Herren, unsere Anschauungen in Bezug auf die Religion an, die atheistische und materialistische seien. Ich erkenne dies für richtig an, obgleich ich hier ausdrücklich erklären muß, daß die Socialdemokratie nicht verlangt, daß ihre Anhänger in religiösen Dingen eine bestimmte Meinung haben müssen, wie dies alle diejenigen bestätigen werden, die sich einigermaßen mit der Socialdemokratie beschäftigt haben. So ist z. B., um nur eins zu erwähnen, vor einiger Zeit in der „Zukunft", unserem wissenschaftlichen Centralorgan in Deutschland, ein Artikel erschienen, der sich in sehr entschiedener Weise gegen die Agitationen meines Freundes Most für Austritt aus der Kirche ausgesprochen hat, eine Agitation, die er bekanntlich im verflossenen Winter hier in Berlin sehr lebhaft betrieb. Es giebt in der Parthei verschiedene, mehr oder weniger große Kreise, welche die gleiche Meinung in Bezug auf die Stellung der Parthei zur Religion theilen, die der Verfasser jenes Zukunftsartikels ausgesprochen hat. In dieser Beziehung zu sagen: die socialistische Parthei ist atheistisch, ist verkehrt und unrichtig, obgleich ich fest glaube, daß der Socialismus schließlich zum Atheismus führen wird.

(Sehr richtig!)

Wer hat denn aber diese atheistischen Lehren, die Ihnen so viel Sorge und Verdruß machen, wissenschaftlich und philosophisch begründet? Waren das vielleicht Socialdemokraten?

(Hört, Hört!)

Waren die Edgar und Bruno Bauer, die Feuerbach, die David Strauß, die Ernst Renan, — waren das Socialdemocraten?

(Sehr gut!)

Das sind Männer der Wissenschaft, die mit ihren sonstigen Anschauungen im bürgerlichen Leben und meist in der liberalen Partei gestanden haben. Meine Herren, die vier Auflagen, die das letzte Werk von David Strauß, „Der alte und der neue Glaube," erlebt hat, die haben doch nicht die Socialdemokraten oder die Arbeiter gekauft, dazu ist das Buch zu theuer, dieses haben nur vereinzelte Mitglieder der

Socialdemokratie sich anschaffen können. Den weitaus größten Theil der vier Auflagen hat das liberale Bürgerthum, haben Männer gekauft, die unzweifelhaft Gegner der Socialdemokratie und mit unseren socialen und politischen Tendenzen nicht einverstanden sind.

(Sehr richtig!)

Nun, wir haben diese atheistischen Ansichten auf Grund unserer wissenschaftlichen Ueberzeugung adoptirt, und halten uns für verpflichtet, sie weiter zu verbreiten und in die Massen zu tragen. Warum soll nun das, was auf der einen Seite erlaubt ist, auf der andern verboten sein? Bei uns macht man diese Anschauungen und ihre Verbreitung zu gemeingefährlichen Bestrebungen und sucht uns durch ein Ausnahmegesetz, wie das vorliegende, politisch todt zu machen. Und hat nicht auch, meine Herren, die moderne Philosophie sich in der allerdeutlichsten Weise für die idealen Ziele der Socialdemokratie ausgesprochen? Ich erinnere an das neueste, sehr bedeutende philosophische Werk, das großes und berechtigtes Aufsehen gemacht hat, an „Die Philosophie der Erlösung" von Philipp Mainländer, der darin in der entschiedensten und unzweideutigsten Weise erklärt und nachweist, daß die Menschheit der Verwirklichung des idealen Staates entgegenstrebt, der im Wesentlichen der Staat, wie ihn die Socialdemokratie erstrebt, sein wird. Und so ist es ähnlich auf allen Gebieten der modernen Wissenschaft, die mit uns Hand in Hand geht, deren Lehren und Consequenzen wir aus Ueberzeugung anerkennen und die Erkenntniß davon weiter verbreiten und zu popularisiren suchen, die wir in Fleisch und Blut der Nation und in den Organismus von Staat und Gesellschaft in der Form passender und zweckentsprechender Institutionen zu übertragen suchen. Und das alles soll ein Verbrechen und gemeingefährlich sein? Man geht weiter und sucht unsere ganz besondere Gemeingefährlichkeit damit zu beweisen, daß man auf dem letzten internationalen Congresse in Gent im vorigen Jahr uns, die deutsche Socialdemokratie, als Muster für die Thätigkeit der Parteigenossen anderer Länder hingestellt hat. Ja, meine Herren, warum hat man denn das gethan? Man hat das nicht gethan, weil man glaubte, daß wir in gewaltsamer, revolutionär umstürzlicher Weise vorgehen, sondern weil man die Ueberzeugung gewonnen hat, daß wir praktische Wege betreten, daß wir, an alle Gebiete des täglichen Lebens anknüpfend, überall unsere Thätigkeit zu entfalten suchen. Das Genter Manifest, das Sie ebenfalls in den Anlagen zu der Gesetzesvorlage finden, ist, meine Herren ausgesprochenermaßen gerade gegen jene Fraction der Socialisten erlassen, die man mit dem Namen der Anarchisten bezeichnet und die ausschließlich auf den gewaltsamen Umsturz hinarbeitet. Jene Fraction erklärt: Es giebt kein anderes Mittel als die gewaltsame Revolution, die in Michel Bakunin ihren eigentlichen Vertreter hatte, und wenn man in Deutschland überhaupt weiß, was die Anarchisten wollen, und was Michel Bakunin speciell als Ziel hingestellt hat, so haben Sie das nicht den Geheimräthen des Bundesraths und des Reichskanzleramts zu verdanken, sondern dem geistigen und wissenschaftlichen Haupt der Internationale und des Socialismus, unserm Genossen Karl Marx, der die ausgiebigsten Actenstücke hierüber veröffentlicht hat, wie das z. B. auch ein Gegner von uns, Rudolf Meyer, genau weiß und dankbar anerkannt hat. Nun, meine Herren, wie lautet denn das Genter Manifest in seiner bezeichnendsten Stelle?

Das Manifest sagt:

> In allen Ländern, wo die Arbeiter das Recht haben, an den Wahlen Theil zu nehmen, müssen sie sich als politische Partei konstituiren, um in die Parlamente und Gemeindevertretungen Delegirte zu schicken; und in den Ländern, wo die Arbeiter das Wahlrecht nicht haben, müssen sie Alles aufbieten, um sich dieses Recht zu erringen.

Weiter heißt es:

> Alle unabhängigen und denkenden Menschen wollen, daß die Unwissenheit auf immer ausgerottet werde, daß die Ungerechtigkeit und das Privilegium von dieser Erde verschwinden, daß Elend und Hunger nicht mehr das Loos Derjenigen seien, welche arbeiten, und Wohlbefinden und Ueberfluß nicht mehr das Loos Derjenigen, die nichts produziren.
>
> Wohlan, um zu dieser Lage zu gelangen, welche das große Ziel des modernen Socialismus ist, müssen die lebenden Geschlechter — das ist ihre

heilige Pflicht — die Hindernisse vermindern, die Schranken, welche den Weg absperren, niederwerfen, und provisorische Einrichtungen, welche uns dem Ziele näher bringen, begründen oder annehmen.

Meine Herren, kann in schärferer, deutlicherer Weise der Weg der naturgesetzlichen Entwickelung bezeichnet und den Arbeitern aller Länder Maßstab und Richtschnur ihrer Handlungen klarer vorgeschrieben werden, als es hier geschieht? Wird hier nicht die deutsche Socialdemokratie, weil sie diesen Weg wandelt, als nachahmungswerthes Beispiel hingestellt? Empfiehlt man hier nicht, alle uns zu Gebote stehenden gesetzlichen Mittel zu benutzen, um allmählich das Ziel zu erreichen? Und heißt es nicht, das sei die Pflicht der lebenden Geschlechter? Man denkt also offenbar an eine lange Entwicklung, welche nöthig sein wird, um die hemmenden Schranken zu beseitigen und die provisorischen Maßregeln zu ergreifen, die zum Ziele führen sollen. Und das Alles soll gemeingefährlich sein? Will man uns aber einmal in dieser Weise wegen unserer politischen und socialen Ueberzeugungen rechtlos und mundtodt machen, warum zieht man denn nicht die Consequenzen und sagt: Gut, habt ihr keine Rechte im Staate, so habt ihr auch keine Pflichten mehr, ihr habt keine Steuern zu bezahlen, ihr braucht nicht Soldat zu werden. Das wäre die einfache und natürliche Consequenz eines solchen Gesetzes.

Der Abgeordnete von Helldorf sagt: das vorliegende Gesetz ist kein Ausnahmegesetz, man kann doch nicht sagen, daß man die Leute rechtlos macht, sie sollen nur ihre gefährliche Gesinnung nicht bethätigen. Meine Herren, wenn ich als Staatsbürger zu den Wahlen gerufen werde, dann soll ich doch nach meiner Ueberzeugung stimmen, wenn es mir aber unmöglich gemacht wird, für meine Ueberzeugung Propaganda zu machen und meine Ueberzeugung auszusprechen, dann bin ich rechtlos. Nehmen Sie also dieses Gesetz an, so haben wir ein Ausnahmegesetz, ein Classengesetz, das allerdings mehr als Alles, was bisher dagewesen ist, gegen Ihren Willen Propaganda für uns machen wird. Es wird in einer Weise gegen Sie wirken, wie Sie es nicht erwarten, und wird das herbeizuführen geeignet sein, was Sie verhüten wollen und sollen: einen gewaltsamen Umsturz.

In dieser Beziehung ist sehr lesens- und beachtenswerth, was einige unserer bedeutendsten Staatsrechtslehrer über den Begriff „Revolution" und die Ursachen, die zur Revolution führen, aussprechen. Unsere Staatsrechtslehrer, Männer wie Bluntschli und Welcker, die bekanntlich keineswegs Socialdemokraten sind oder gewesen sind, sind keineswegs der Meinung, daß eine Revolution ein Ereigniß sei, das unter allen Umständen durch Gewalt herbeigeführt werden müsse, oder in einer Gewaltthat bestehe. Sie erkennen unverhohlen an, daß es eine Revolution in vollständig gesetzlichem Sinne giebt, und es erklärt in diesem Sinne ausdrücklich Bluntschli in einem Artikel in seinem Staatslexikon, der mit seinem Namen unterzeichnet ist, folgendes:

> Im weiteren Sinne also bedeutet Revolution jede Umgestaltung von Grund aus, und politische Revolution ist die gründlichste Umgestaltung des Staats, gleichviel ob sie ihren Anstoß von oben oder von unten erhalte, ob dabei die bestehenden Rechtsformen beobachtet werden, oder der Drang der Aenderung gewaltsam losbreche . . . . .
>
> Wenn die Reform lässig betrieben oder gehemmt wird, dann sammelt sich der Krankheitsstoff an, der die Revolution herbeizieht. Wenn die regelmäßige Fortbildung unmöglich ist, dann macht sich die zurückgehaltene Lebenskraft in leidenschaftlichen Ausbrüchen Luft.

Als Voraussetzungen der Revolution bezeichnet Bluntschli wörtlich folgendes:

1. Ein starker Widerspruch zwischen den politischen Trieben und Verlangen einer Nation und der bestehenden Staatsform, der sich zur Unerträglichkeit steigert; also ein unorganischer Zustand, der eine Verstimmung des Staatskörpers verursacht und sich, wenn er nicht geheilt wird, leicht zum Fieber erhitzt. Ein Volk in der Fieberkrisis, das ist ein Staat in der Revolution.

2. Der Mangel an gesetzlicher Befriedigung der dringend gewordenen Volksbedürfnisse. Mit einem Wort: die natürliche Voraussetzung der Revolution ist der Nothzustand des Volks, dem nur durch eine gewaltsame Umgestaltung der Verfassung Hülfe geschafft werden kann. (Vergl. d. Art. Nothrecht.)

> Das einzige sichere Mittel, die Revolution zu vermeiden, ist die rechtzeitige und gründliche Reform. Das Recht der Revolution ist das Recht der Volksnatur, die sich nicht mehr anders zu retten weiß.

Derartige Theorien, wie sie Herr Bluntschli in Bezug auf die Revolution vertritt, sollen, wie Herr Reichensperger verkündet hat, künftig nach dem Strafgesetzbuch bestraft werden, damit auch in dieser Beziehung die Wissenschaft todt gemacht werde. Welcker, ein nichts weniger als radicaler Mann, sagt weiter, und das mögen unsere Staatsmänner sich recht zu Herzen nehmen:

> Es giebt ein Mittel (Revolutionen zu verhüten), das unfehlbar ist, zeitgemäße Reformen. Es mag höchst schwierig sein, in einem gegebenen Fall die rechte Weise ausfindig zu machen, in welcher die Reform durchgeführt werden soll. Rücksichten auf die Würde der Krone und das Ansehen des Staats, die Besorgniß, daß einer Konzession neue und ausschweifendere Forderungen folgen werden, mögen zur Vorsicht auffordern, allein daran erkennt man den wahren Staatsmann, daß er diese Schwierigkeiten zu überwinden weiß und daß er erkennt, welche Reform unter den obwaltenden Verhältnissen dem Volk noth thut. Es dürfte unmöglich sein aus der Geschichte einen einzigen Fall zu entnehmen, in dem die Revolution nicht nachweisbar durch rechtzeitige Reform hätte vermieden werden können.

Nun, meine Herren, ich habe diesen Worten nichts hinzuzufügen, ich kann nur wünschen, daß unsere Staatsmänner recht sehr die Aussprüche dieser beiden Staatsrechtslehrer sich zu Herzen nehmen und recht gründlich einmal vor Allem in erster Linie unsere socialen Verhältnisse studiren. Aber, meine Herren, auf der einen Seite über einen allgemeinen Nothstand schreien und klagen, den angeblich die socialdemokratische Agitation hervorgerufen habe, auf der anderen Seite vollständig dem wahren materiellen Nothstande gegenüber, in dem wir uns seit Jahren befinden, die Hände in den Schooß legen und zu reden, wie der Herr Minister Delbrück am 4. April 1871 von dieser Tribüne aus geredet hat:

> Meine Herren, wir können keine Gesetze schaffen für Leute, die ihr Geld absolut los werden wollen,

— gerade als wenn das Volk seine Freude daran hätte, sein Geld durch den Gründungsschwindel los zu werden, — das, meine Herren, ist nicht staatsmännisch. Wenn diesen Thatsachen gegenüber nichts gethan wird, dem Gründungsschwindel ebenso wenig wie dem Entgründungsschwindel, wodurch auf's Neue die armen Actionaire in den weitesten Kreisen geprellt werden, Einhalt zu thun, wenn diesem Uebel wie dem allgemeinen Nothstand gegenüber in den Regierungskreisen kein anderes Mittel zu finden ist, als Staatsmonopole und neue Steuern, so möchte man wahrhaftig an der Staatsweisheit dieser Staatsmänner verzweifeln: Wie immer, meine Herren, Ihre Entscheidung ausfällt, wir werden fortleben und zwar fortleben, bis die Zustände, die heute unsere traurigen Verhältnisse in Deutschland erzeugt haben, beseitigt sind. Glauben Sie nicht, daß Sie den Socialismus mit Gewaltmitteln todtmachen können, Sie werden durch Ihre Maßregeln bloß die ganze Entwickelung nach Bahnen hin drängen, die zum höchsten Nachtheil Ihrer eigenen Interessen, Ihrer eigenen Organisationen und Institutionen und zum Nachtheil des gesammten Staatswesens ausschlagen müssen, wenn Sie nicht von dem Weg, den die Regierung Ihnen jetzt anräth, entschieden ablassen und diesen Entwurf nicht dahin verweisen, wohin er gehört, in den Papierkorb.

Und, meine Herren, bevor ich schließe, komme ich noch einmal auf meine anfangs gestellte Forderung zurück: ehe Sie mit solchen Beschuldigungen, wie sie heute frischweg gegen uns geschleudert worden sind, fortfahren, verlangen wir in erster Linie, daß man statt allgemeiner Redensarten und Anschuldigungen Thatsachen und Beweise bringt.

Abonnements-Einladung.

Bei Ablauf des Vierteljahres sei die „Wage" ihren bisherigen Lesern auch zu fernerer freundlicher Theilnahme empfohlen und an die Freunde, die sich das Blatt erworben, die Bitte gerichtet, für dessen Verbreitung sich interessiren zu wollen.

Die Expedition ist gern bereit, sobald ihr der Wunsch ausgesprochen wird, das Blatt pünktlich per Kreuzband direct zuzusenden, sowol in Berlin wie außerhalb. Die Sendung ist auf diesem Wege zuverlässiger und regelmäßiger, als auf jedem andern, sie geht von hier schon Donnerstag Abend ab und wird dem Abonnenten ohne Erhöhung des Preises portofrei ins Haus geliefert.

Von den früheren Jahrgängen der „Wage" (1874—77) ist noch eine kleine Anzahl von Exemplaren vorräthig, welche brochirt und mit Titelblatt und Inhaltsverzeichniß versehen zu dem Preise von 3 Mark für den Jahrg. 1873 (October bis Dezember) und 9 Mark für die folgenden Jahrgänge durch Unterzeichnete zu beziehen sind.

Expedition der „Wage".

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch C. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 4. October 1878. Nr. 40.

Die Politik Bismarck's gegenüber dem Vaticanischen Concil.

Die neue Aera ist sehr nachdenklich geworden. Ihre Waffen des Culturkampfs, des alten Herkules Keule und Fackel, sammt Pfeil und Bogen hat sie vorläufig in die Ecke gestellt und es scheint für sie wie für den Kaufmann, der mit seinen Unternehmungen eine wilde und aufgeregte Zeit durchgemacht hat, ein Augenblick des Besinnens gekommen zu sein. Sie revidirt die Rechnungen und räumt in ihrer Hausordnung auf. Im Sturm der Geschäfte hat sie manche Kraft als Mittel verwandt, die ihr für die Zeit der Ruhe lästig geworden ist ~~und~~ nun grübelt sie seit ein Paar Jahren über die Schärfung ihres häuslichen Strafcodex. Der Zeit des Handelns und Wagens ist eine eben so lebhafte Geschäftigkeit der Ruhestiftung gefolgt und es kommt der Aera auch nicht darauf an, gleich jenem patriotischen Römer der Urzeit an ihren eigenen Kindern ein Exempel zu statuiren.

Bei dieser Umkehr wird sich daher die neue Aera nicht wundern dürfen, wenn sie selbst zu einer Frage geworden ist. Sogar Er, der Mächtige, um den sich sonst nur Bewunderung und Gegnerschaft stritten, muß es sich gefallen lassen, etwas kühl als eine Frage behandelt zu werden, und in allen Kreisen fragt man schon, ob diese oder jene Hauptthat, diese oder jene Rede richtig entworfen oder ein Fehlgriff war.

Wir werden dieser Frage in den folgenden Zeilen geschichtlich auf den Grund gehen und stürzen uns nach der lateinischen Anweisung medias in res, d. h. in das Getümmel, Drängen, Stoßen und Niederstampfen, womit der Kampf um Rom das letzte Jahrzehent angefüllt hat. Die reichsfreundlichen Zuschauer haben zwar ihr früheres Wohlgefallen an den wuchtigen Schlägen der Sieger und an den Einbußen der Besiegten bedeutend gemäßigt; das Getümmel besteht aber noch und die handelnden Figuren sind nur wie in einem mechanischen Werk, dessen Räder pausiren, in Ruhe gesetzt.

Das Mißverhältniß der beiden Schlachtreihen ist noch dasselbe wie im Anfange des Treffens; der Minderheit wird von einer Majorität, die ihr um zwanzig und einige Millionen überlegen ist, ihr Schicksal und Recht dictirt. Die Mehrheit herrscht im Reichstag wie in den einzelnen Landtagen mit der unfruchtbaren Ausnahme der Bayerischen Landesvertretung. Keine der Landesregierungen hat sich bisher für die schwächere Seite erklärt und da von ihnen auch die Gerichte besetzt sind, welche die Gesetze der Reichs- und Landesvertretungen gegen die Minderheit anwenden, so sind die Angehörigen der Letzteren gegen die Auslegung einer Gesetzgebung, die von einer kriegerischen Deutung des Staatswohles bestimmt war, ohne eine wirksame Recursinstanz. Dazu kommt noch, daß die Regierungen über den Brotkorb oder einen Theil der jährlichen Einkünfte der straffälligen Führer der Minderheit zu verfügen haben oder sich für gesetzlich befugt halten, die Zubußen, für welche diesen nach frü-

heren Bestimmungen liegende Gründe angewiesen waren, mit Beschlag zu belegen.

Das Drängen einer so ungeheuren Majorität auf die Minderheit geht also durch die Entziehung des Brotkorbes auf die Existenz; das Sperren der Aemter stürzt Hunderte von Kirchendienern in Darben und Elend; die Gefängnisse werden von denen angefüllt, deren Glauben sich der Ueberzeugung der überwiegenden und mit der Staatsgewalt ausgestatteten Mehrheit nicht fügen will und als Gewissenssache nicht fügen kann. Mitglieder eines Vereins, von denen Viele für ihre Dienste im französischen Krieg mit Ehrenzeichen belohnt sind, werden vom deutschen Boden verbannt und einige von ihnen erhalten diese äußere Anerkennung ihrer Verdienste um Armee und Staat nachträglich ins Ausland bis in die fernsten Winkel Amerika's nachgeschickt. Erziehungs- und Lehranstalten, welche die Lücken der städtischen und staatlichen Pflege ausfüllen, werden aufgelöst und ihre Schützlinge einer Hilfslosigkeit überlassen, welche weder der Staat, noch die betroffenen Stadtgemeinden bei ihrem Mangel an Lehrkräften und Fonds heben können; die Kirchen der Minderheit werden der geringen Zahl ihrer Mitglieder, die sich der Ansicht der mächtigen Majorität gefügt haben, zugewiesen; die Polizei drängt sich in das Innere von religiösen Stiften und in einem Falle, in welchem der Vertreter der öffentlichen Macht anerkanntermaßen sich in excessiver Weise benommen hat, wird dieser als ein „Büffel erster Sorte" von dem Ort des Excesses nach dem entgegengesetzten Punkte der Monarchie verpflanzt, dessen Bewohner in Folge ihres Klimas Strafen dieser Art vielleicht eher vertragen können. Die Frage, ob die Ueberzeugung der Mehrheit sich soweit praktisch geltend machen darf, daß sie das Allerheiligste der Minderheit durch die Polizei an geweihter Stätte als das winzige sinnliche Ding behandeln läßt, was sie in demselben sieht, ist von den Stimmführern der Majorität noch nicht ernstlich erwogen worden. Dagegen stürmen sie auf die parlamentarische Tribüne und suchen ihre Ehre darin, die Clauseln der Gesetzgebung so zu schärfen und zuzuspitzen, daß die Minderheit gewiß „gefaßt" werden kann und ihr kein Ausweg zum Entkommen übrig bleibt. Ein Sybel breitet einen Verein der Spionage und Denunciation über die beiden westlichen Provinzen aus und bringt es durch die Ergebnisse seiner Forschungen über die Unzuverlässigkeit der dortigen Beamten dahin, daß die Gemeinden jener Provinzen von dem Antheil an der neuen Kreis- und Provinzialordnung ausgeschlossen werden. Das hitzige Treiben dieses Geschichtsforschers bildet den würdigen Uebergang zu dem Eifer der Berliner Witzblätter, die wir ihrer Inferiorität wegen nicht einmal unter den Musenproducten der neuen Aera aufführen konnten; ihre Jubel-Illustrationen zur Brotkorbgesetzgebung sind das rechte Gegenbild zur Sybel'schen Bevormundung der westlichen Provinzen; nur um Einen Schritt hat eins dieser Blätter den gelehrten Forscher überflügelt, in jener Illustration nämlich, in welcher es den Bischöfen ihr gerechtes Ende weissagt: — ein Schlächter erhebt den Hammer gegen ein Rind, welches unter der neuerfundenen Schlachtmaske seine Hörner in der Gestalt der bischöflichen Mitra ausstreckt.

Wir werden das Getümmel sofort lichten, indem wir die Vertreter der Mehrheit nach ihrer Vergangenheit fragen und an ihre Gegenwart erinnern.

Sie glauben gegen die bischöflichen Streiter der Minderheit einen vernichtenden Schlag zu führen, indem sie denselben ihre anfängliche Gegnerschaft gegen die päbstliche Unfehlbarkeit vorwerfen. Allein, wie sind sie denn nun zu ihrer jetzigen Macht in den Tageblättern, auf der Tribüne und in der Gesetzgebung gekommen? Woher stammt ihre augenblickliche journalistische und parlamentarische Dienstmannschaft? Woran liegt es, daß sie auch jetzt noch, wo sie sich brüsten, Gesetz und Ordnung in einem militärisch mächtigen Reich zu bestimmen, ihrer Zukunft unsicher sind, — daß sie glauben und zittern?

Sie sind eine Eroberung des Mächtigen, dem sie nicht einen Groschen bewilligen wollten, eine Kriegsbeute derselben Armee, deren Formation sie

sich fünf Jahre lang widersetzt hatten. Dem ohne ihren Beistand und gegen ihren Willen durchgedrungenen und früher von ihnen verwünschten Sieger gaben sie sich als Diener seiner Dictatur hin und als Nivelleure und Regulatoren der Geschäfts- und Verkehrsfreiheit in seinen territorialen Eroberungen. Das Bürgerthum nahm als Schmerzensgeld für ihre Zustimmung zur militärischen Dictatur das Geschenk hin, welches sie ihm in der Planirung und Erweiterung seines Geschäftsbetriebs darreichten. Es jubelte ihnen im Culturkampf gegen die katholische Minderheit zu und ließ sich von ihnen, wenn sie sich schließlich von ihren Ansätzen zur Vertheidigung von Recht und Freiheit immer wieder dem Dictator zu Füßen warfen, „von Fall zu Fall" narren. Aber sie fühlen, daß dieses bürgerliche Schauspiel nicht mehr allzuviel Acte erleben und die Geduld der Anhänger, welche die Erinnerung an ihre früheren freiheitlichen Schlagworte noch nicht ganz aufgegeben hat, eine öftere Rückkehr zu den Füßen desjenigen, auf dessen Namen sie gewählt sind, nicht ertragen wird.

Der Pabst hatte auch eine innere Eroberung gemacht, als er am 18. Juli 1870 in einer Halle der Peterskirche die Anerkennung der persönlich in ihm centralisirten geistlichen Machtvollkommenheit von den Bischöfen entgegennahm. Diese Unterwerfung des Episkopats unterschied sich aber von der Dienstbarkeit der deutschen Nationalliberalen durch die freiwillige Entscheidung, die in einem langen parlamentarischen Kampfe gereift war. Und, was die Hauptsache ist, aus der Schule des Leidens, welches die Bischöfe für die Standhaftigkeit ihrer Ueberzeugung ertrugen, verbreitete sich die Forderung einer freiheitlichen Reform der Zustände, welche die gesetzgeberische Dictatur der Majorität möglich gemacht hatten.

Pius IX. wußte es so gut wie das weltliche Europa, daß auf den Oesterreichischen Krieg der Zweikampf zwischen Preußen und Frankreich folgen würde, und sah für seine Person und den Stuhl von Rom einer völligen Isolirung entgegen. Napoleon III. hatte zwar im Jahre 1868 in den Verhandlungen mit dem Cabinet von Florenz noch einmal als Schutzvogt der Kirche gehandelt und das „Niemals" Rouher's — „Niemals wird Italien sich Roms bemächtigen; niemals wird Frankreich diese Gewaltthat gegen seine Ehre und den Katholicismus ertragen" — bestätigt. Dem italienischen Cabinet, welches sich auf seine Ohnmacht gegen den nationalen Ruf nach Rom berief, hatte er standhaft den Septembervertrag des Jahres 1864 entgegengestellt.

Aber für wie lange konnte man auf seine Ausdauer rechnen? Bisher hatte er vom Nationalprincip gelebt und für die Opfer, die er im Namen desselben verlangte, Macht, Ansehen nach außen und Respect bei den Unzufriedenen Frankreichs gewonnen. Wenn nun aber eine Collision kam, die von ihm auch ein Opfer, die Auslieferung der ewigen Stadt an Italien und die Zurückziehung seiner Truppen forderte?

Der Kenner der menschlichen Versuchungen und Leidenschaften, Balzac, hat in seiner „Elendshaut" ein Bild von den Martern jenes Glücklichen entworfen, der, mit einem Fell beschenkt, aus dessen Striemen und Schnitzeln ihm die Mittel zu Wohlleben und Genuß zufielen, nachdem er in den Freuden dieser Welt geschwelgt hatte, das Fell auf einen winzigen Schnitzel eingeschwunden sieht und von der Noth und Leidenschaft sich auch um dieses und sein Leben bringen läßt.

Solch' ein Elendsfell war für Napoleon III. das Nationalitätsprincip. Erst hatte er sich mit dessen Abfällen um die Donaufürstenthümer verdient gemacht und von weitem auch Montenegro und Serbien gelockt. Die großen Schnitte, die er mit dem gallischen Schwerdt in das Fell that, verschafften ihm die Triumphe des italienischen Feldzugs. Seitdem schnitt und schnitt er immer zu, aber die Kosten für das Jahr 1859 hatten von dem Zauberding soviel hinweggenommen, daß er nur noch kärgliche Schnitzel opfern, in den polnischen Wirren nur als redseliger Protector auftreten konnte und in der schleswigholsteinischen Staatsaction sich auf die thatlose Sympathie mit einer nationalen Erhebung beschränken mußte.

Der Depeschenwechsel zwischen seiner Regierung und Florenz im Jahre 1868 stellte ihn vor die Frage, ob er der italienischen mit Rom das letzte Geschenk und sie von Frankreich unabhängig machen sollte. Er beschloß vielmehr wirthschaftlich zu Werke zu gehen, den letzten Schnitzel in Händen zu behalten und Alles an die Behauptung des Zaubers dranzusetzen.

Der Papst sah schärfer in die Zukunft und glaubte nicht, daß der Kaiser sich in Rom behaupten könne; darum erließ er am Peter- und Paulstage desselben Jahres, in welchem sein Schutzvogt das Gelübde der Standhaftigkeit that, die Bulle, welche die Eröffnung des vaticanischen Concils für den 8. December 1869 festsetzte.

Er beobachtete ferner, wie der Kaiser im Laufe des Jahres 1869 und im Anfang des folgenden, umgeben von Aufständen und Verschwörungen, zwischen Verfassungskünsteleien, einmal selbst der Wiederbelebung des Orleanistischen Regimes, und zwischen Vorbereitungen zu einem neuen Staatsstreich hin und herschwankte, aber schon zu mittellos und erschöpft war, um eine Wahl zu treffen und durchzuführen. Um so sicherer ging er selbst seinen Weg und beschleunigte im Frühjahr 1870 den Gang des Concils.

An irgend einen Beistand der weltlichen Mächte durfte er nicht denken. Spanien, nach dem Sturz Isabellens unter republikanischen Regenten, erklärte sogar der ausschließlichen Herrschaft seines alten Katholicismus den Krieg. Rußland hatte seinen katholischen Bischöfen den Besuch des Concils verboten und arbeitete an der Trennung des polnischen Katholicismus von Rom; die freie Hand, die es seit dem Tage von Königgrätz für seine westlichen Gebiete gewonnen hatte, war systematisch thätig, um das Polenthum auch kirchlich an die Oberhoheit von Petersburg zu fesseln. Diese längst von ihm vorhergesehene Isolirung bestärkte Pius in seinem Entschluß, den geistlichen Cäsarismus zu gründen und seine Centralisation den weltlichen Mächten entgegenzustellen.

Die absolute Einsamkeit des Papstes innerhalb des Kreises der Großmächte des Festlandes wurde durch den Wunsch Napoleon's, neben aller Schutzvogtei über Rom sich ein eigenes gallisches Kirchenthum heranzubilden, und durch die Beust'sche Emancipirung Oesterreichs von einem Theil der kirchlichen Einmischung vollendet. Dazu kam die fast allgemeine Ueberraschung und Befremdung des europäischen Publicums durch die Nachricht, daß in den Commissionen des Concils das Dogma von der Unfehlbarkeit, von welchem man kaum noch etwas wußte, im modernsten persönlichen, d. h. in dem seit dem alten Napoleon zur Tagesordnung erhobenen, cäsarischen Sinne vollendet werden sollte. Es konnte keinen geeigneteren Augenblick geben, um unter dem Beifall des Publicums eine Verständigung der Regierungen gegenüber diesem heroischen Wagniß in Vorschlag zu bringen.

In der That ging ein solcher Vorschlag von dem Fürsten Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst aus. Derselbe stand an der Spitze des bayrischen Ministeriums und besaß an seinen drei Brüdern eine internationale Verbindung, welche seiner Anregung an drei der verschiedensten Stellen Eingang versprach. Der ältere Bruder, Victor, Herzog von Ratibor und Fürst von Corvey schien ganz dazu geeignet, um die Culturidee in Preußen zu empfehlen. Constantin, der jüngste Bruder, bekleidete am kaiserlichen Hofe zu Wien die höchste Charge und stand dem Cardinal Erzbischof von Wien nahe genug um durch diesen, welcher der päpstlichen Neuerung keineswegs hold war, das österreichische Episkopat in eine Streiterschaar gegen Anhänger des Papstes zu vereinigen. Das Glück hatte es dann so gefügt, daß der Prinz Gustav, Erzbischof von Edessa (i. p. i.) und Großalmosenier des heiligen Vaters, als Cardinal auf dem Concil selber in die Schlacht der Meinungen eingreifen konnte.

Der bayrische Ministerpräsident stand ferner mit dem Münchener Stiftsprobst Döllinger in naher Verbindung und erhielt von demselben die Zusicherung, daß ihm der Beistand des deutschen Episkopats und der deutschen

Wissenschaft gewiß sei. Die protestantische Kolonie, welche München seit den Tagen Ludwigs I. und dessen Nachfolgers auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft erhalten hatte, war allerdings nicht ohne Einfluß auf das dortige Beamtenthum und Bürgerthum geblieben und man konnte darauf rechnen, daß eine Schärfung des katholischen Dogma unter diesen eine sehr geringe Sympathie finden würde. Eine ähnliche Einwirkung der Gelehrtenwelt auf Beamten- und Bürgerthum hatte zwischen Bonn und Köln stattgefunden und der dortige Erzbischof stand mit demjenigen Theil des französischen Episkopats, welcher die Freiheiten der gallicanischen Kirche behaupten wollte, nicht außer Verbindung. Dupanloup z. B., Bischof von Orleans, der Vorkämpfer der Gallicaner, hatte ihm im Herbst des Jahres 1869 einen Besuch abgestattet. Die württembergische Geistlichkeit, unter Hefele, dem Bischof von Rottenburg, lebte wie in einem abgeschlossenen Thale, war von schwäbischer Philosophie getränkt und glaubte sich unter dem Schutz ihres Bischofs gegen jede neue Anspannung der Glaubenskraft gesichert.

Ein Zweifel an der Zertrümmerung der katholischen Kirche in einen Haufen von Nationalkirchen galt damals als Anmaßung. Rußland dictirte seinen Polen einen russificirten Katholicismus; Spanien entkatholisirte sich; die ungarische Regierung arbeitete daran, ihre katholische Kirche mit der gleichen Autonomie zu beschenken, mit der sie ihre israelitischen Gemeinden in die Hand der Pesther Centralstelle gebracht hatte; der schwache Erzbischof von Prag faßte aus Furcht vor den hussitischen Aufzügen seiner Czechen den Muth zur Gründung einer czechischen Landes-Kirche. Ueber allem Zweifel stand aber die Errichtung einer katholischen Nationalkirche in Deutschland, als der bayrische Ministerpräsident durch sein Circulair vom 9. April 1869 die europäischen Regierungen zu einer gemeinsamen Vereinbarung über die Unzuträglichkeiten einlud, die ihnen durch den Einfluß des vom Concil zu erwartenden Dogmas auf die Stellung der Bischöfe zur Staatsmacht erwachsen würden.

Alle diese Pläne zu Vorarbeiten gegen gefährliche Wirkungen der Concilsbeschlüsse strich Bismarck aus dem Tageszettel der diplomatischen Aufgaben; am wenigsten hielt er es für angemessen, die allgemeine Hoffnung auf die nahende Geburt von Nationalkirchen in die Berechnungen und Operationen der Diplomatie aufzunehmen. Die Anfrage Hohenlohe's nahm er sehr kühl auf und nannte, als er dessen Circular dem norddeutschen Gesandten am päpstlichen Hofe, Harry von Arnim am 2. Mai 1869 zuschickte, für den bayrischen Vorschlag, schon jetzt gegen etwaige einseitige Beschlüsse Verwahrung einzulegen, die Sachen noch in keiner Beziehung reif.

Diese Ansicht führte er auch in sehr präciser Form noch weiter aus, als der Gesandte in einer Reihe von Berichten gleichwohl noch auf augenblickliche Beschlüsse hinzuwirken suchte. So kam derselbe in dem Antwortsbericht vom 14. Mai, obwohl er die Bedeutung des Concils in verkleinernderen Ausdrücken, als sein Vorgesetzter sich erlaubt haben würde, herabgesetzt, die einzige nennenswerthe Streitfrage desselben einen müßigen Wortstreit und jeden Versuch einer Einmischung der Regierungen in diesen Streit um bloße Schulfragen einen bedauerlichen Act genannt hatte, auf den Vorschlag einer activen Betheiligung der deutschen Regierungen an den Verhandlungen des „wissenschaftlichen Vereins" zurück, auf dessen Stufe er das künftige Concil herabsetzte. Er nannte es nämlich, da in diesem Verein doch auch Normen über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat aufgestellt würden, für angemessen, die Zulassung von Bevollmächtigten der deutschen Regierungen (oratores) zu fordern, damit diese rechtzeitig ihren Protest einlegen könnten.

Trotz der Auseinandersetzung des Bundeskanzlers vom 26. Mai 1869, wonach es „für Preußen verfassungsmäßig wie politisch nur Einen Standpunkt giebt: — den der vollen Freiheit der Kirche in kirchlichen Dingen und die entschiedene Abwehr jedes Uebergriffs auf das staatliche Gebiet", preßte die unglückliche Lage der künftigen Nationalkirchengründer schon in den ersten Wochen des Concils dem Gesandten neue Nothrufe um Hilfe ab und sein Vorgesetzter schrieb

ihm wieder am 5. Januar 1870: „ein voreiliges Eingreifen in die augenblickliche immer noch chaotische Lage der Dinge würde der Entwicklung der Dinge eine unerwartete Richtung geben und Elemente, auf welche wir gern zählen möchten (die Männer der Opposition) nach der andern Seite hindrängen."

Aber noch ehe zwei Monate vorüber gingen, ward die Lage der Opposition geradezu eine verzweifelte und der Gesandte muß die dringendsten Hülferufe gegen die Macht der Curie und der Concilmehrheit nach Berlin gerichtet haben, denn sein Vorgesetzter schrieb in der Instruction vom 13. März: „wie weit die Bischöfe in der Wahrung ihrer Rechte gehen wollen oder können, haben sie allein mit ihrem Gewissen abzumachen; ihnen kommt allein die Action auf dem kirchlichen Gebiete zu; die Action des Staats kann erst beginnen, wenn die Folgen auf dem äußerlichen Gebiet in Aussicht stehen. Durch ein vorzeitiges Eingreifen würden wir die Gewissen verwirren und die Stellung der Bischöfe selbst erschweren."

Bismarck entging durch diese reservirte Haltung den Niederlagen, welche andre Staatsmänner mit ihren Actionsversuchen erlitten. Hohenlohe, der außerdem im Beginn des Jahres 1870 einem katholisch gesinnten Cabinet weichen mußte, konnte nicht einmal Oesterreich für seinen Plan gewinnen. Der Reichskanzler Beust, der ihn außerdem für ein vorgeschobenes Werkzeug oder verlornen Posten Preußens hielt, machte ihn in der Antwort auf sein Rundschreiben darauf aufmerksam, daß eine Vorkehr gegen politische, noch nicht einmal thatsächlich feststehende Absichten des Concils einem Staat mit freien Verfassungszuständen nicht wohl anstehe und nur im Nothfall eine nachfolgende Abwehr zulässig sei.

Frankreich hielt noch im Jahr 1869 an der Neutralität des Staats in Kirchenfragen fest. Daru aber, der Minister des Auswärtigen in dem orleanistischen Cabinet der ersten Monate des Jahres 1870, ließ sich vom Bischof von Orleans einreden, daß ein Wink von seiner Seite genügen werde, um die Curie den Staatsinteressen Frankreichs fügsam zu machen und meldete durch den päbstlichen Gesandten in Rom der Curie, daß Frankreich das ihm zustehende Recht, sich durch einen besondern Bevollmächtigten (einen orator) beim Concil vertreten zu lassen, reclamire. Durch die entgegenkommendste Antwort der Curie in Verlegenheit gesetzt, erklärte er, sich mit dem Zugeständniß begnügen zu wollen, daß ein französischer Bischof am Concil die Rechte Frankreichs vertreten dürfe. Aber kurz vor dem Fall seines Cabinets erhielt er noch die beschämende Eröffnung Antonelli's, daß ein mit der Vertretung des französischen Standpunkts betrauter Bischof unmöglich die Pflichten des Gesandten und des Concilsmitglieds würde vereinigen können.

Für die deutschen Bischöfe war Döllinger's Einvernehmen mit einigen Regierungen ein Schreckmittel, sie der Curie in die Arme zu treiben. Sie erinnerten sich, daß derselbe im December des Jahres 1848 auf einer Katholikenversammlung das Bild einer großen deutschen Nationalkirche entworfen hatte, — gedachten auch des damaligen Gerüchts, daß er sich selbst als den Primas dieses Nationalinstituts betrachtete. Ihnen selbst wäre zur Einschränkung der päbstlichen Absolutie der Schimmer einer eigenen Autonomie, mit nationaler Solidarität, vielleicht auch mit einer Gesammtvertretung auf nationalen Synoden angenehm gewesen; aber andrerseits war, zumal wenn schon ein Primas auf dem Plane stand, die Abhängigkeit dieses Nationalinstituts von einer deutschen Bundes-Regierung nicht zu vermeiden.

Mitten in der Pein dieser Bedenken überfiel die Bischöfe ein wahrer Schrecken, als im Anfang des März 1870 eine Dankadresse des höhern Bürgerthums von Köln an Döllinger für seine freisinnigen Bemühungen gegen die Pläne der Curie in Umlauf kam. Jetzt sahen sie die nationale Bewegung, welche Döllinger zu einer Vereinbarung zwischen Bischöfen und Regierungen in Pflege genommen hatte, in die Kreise des liberalen Bürgerthums eintreten und befürchteten, daß nun die Gemeinden in die Gewalt der Regierungen kommen könnten. Jetzt, da zugleich die Entscheidungsstunde des Concils nahte, kamen

sie untereinander überein, daß der Protest ihrer Fuldaer Erklärung vom 6. September 1869 gegen die Möglichkeit einer „neuen“, in der Ueberlieferung der Kirche nicht begründeten Lehrbestimmung durch das Concil, nur die Opportunität der Infallibilitäts-Definition hatte bezweifeln sollen. Die wenigen Anhänger dieses Dogma, welche das Fuldaer Schriftstück unterzeichnet hatten, lebten von vornherein des Glaubens, daß ihr Credo nicht am Makel der Neuheit leide.

Noch eine andere große Ueberraschung brach den Widerstand des Episkopats gegen die päpstliche Centralisation; die Bischöfe mußten sich darauf gefaßt machen, bei der Rückkehr aus Rom ihre Heimath sehr verändert zu finden. Von Frankreich war eine Bewegung ausgegangen, welche sich auch in Deutschland bemerklich machte. Dupanloup hatte sie mit dem journalistischen „Avertissement“ eingeleitet, welches er gegen den Laien Veuillot und dessen Einmischung in die Angelegenheiten der Kirche (in dem „Univers“) geschleudert hatte. Gleichzeitig (Ende des Jahres 1869) hatte des Ersteren Bundesgenosse, Maret, Erzbischof von Syra (i. p. i.) sein Ideal der regierenden geistlichen Aristokratie mit so großer Machtvollkommenheit ausgestattet, daß für die niedere Geistlichkeit nur der stumme Gehorsam, wie für den Pabst die constitutionelle Rolle eines geistlichen Louis Philipp übrig blieb. Der Gedanke, unter einem mit erhöhter Macht bereicherten Episkopat zu stehen, hatte für die niedere Geistlichkeit Nichts Verlockendes, und wie die Bischöfe gegen die Regierungen bei dem Papst ihre Zuflucht suchten, bot sie sich nun dem geistlichen Oberherrn als seine Streiterschaft an. An ihr gewann Pius, als ihn der Spruch des Concils vom 18. Juli 1870 zum geistlichen Cäsar erhob, seine geistliche Demokratie. Zu dieser populären Schaar gesellten sich in Folge des Leidens für Gewissen und Ueberzeugung und nachdem die Nationalliberalen einen Theil des öffentlichen Rechts nach dem andern geopfert hatten, zahllose Genossen von Laien und bestärkten sich in der Einsicht, daß nur auf dem erneuerten und gesicherten Boden jenes Rechts die kirchliche Freiheit zu gewinnen ist.

Bismarck hatte während des Concils allen Reizungen wiederstanden, die ihn zum Eingreifen in die Geburtswehen des vaticanischen Beschlusses zu verlocken suchten. Er verschob seine Entschließung zu dem Augenblick, wo das Episkopat und die katholische Parthei sich zu einem Uebergriff in die Rechte und die Ueberlieferungen des Staats fortreißen ließen. Der Sinn seiner Politik war, zu warten, ob die katholische Partei zur unrechten Zeit und bei einem übel gewählten Anlasse ihr Mißtrauen gegen die Absichten der Regierung äußern und sich zu einem Fehlgriff fortreißen lassen würde. Das Urtheil über die Rechtmäßigkeit seines Culturkampfes hängt daher von der Entscheidung der Frage ab, ob er es richtig getroffen hat, als er den Antrag der Parthei bei der ersten Adreßdebatte nach dem französischen Krieg auf Verurtheilung des Nicht-Interventions-Princips zur Legitimation seiner Kriegserklärung benutzte, und ob nicht vielmehr sein Entschluß, eine bloß unbedachtsame Thorheit, die gegen eine Floskel des heutigen diplomatischen Codex Sturm laufen wollte, zum Kriegsfall zu erheben, ein Fehlgriff war. B. Bauer.

Von und über Proudhon.

Von Arthur Mülberger.

I.

Pierre-Joseph Proudhon wurde am 15. Januar 1809 in einer Vorstadt Besançon's à la Mouillère geboren. Seine Eltern waren in der großen Brauerei eines Herrn Renaud beschäftigt, der Vater als Küfer und Brauer, die Mutter als Dienstmagd. Bei der Belagerung Besançon's im Jahre 1814 wurde die Vorstadt zerstört, die Brauerei verschwand mit den übrigen Häusern. Proudhon's Eltern siedelten in eine andere Vorstadt, Battant, über im Quartier

der Weingärtner. Man erwarb ein kleines Haus, wo der Vater auf eigene Rechnung das Küfer-Handwerk betrieb. Derselbe galt allgemein für einen ehrenhaften, geraden Charakter von gewöhnlichem Verstand und etwas ungeschlachten Manieren. Sein Sohn hat ihn später „einen einfachen Mann, der wenig zu rechnen wußte," genannt (homme simple qui savait peu calculer.) In einem Briefe Proudhon's vom Oktober 1846 heißt es: „Hab' ich Dir schon den Tod meines Vaters mitgetheilt? Er starb am 30. März. Der Eindruck war mir ganz besonders schmerzlich; ich hatte mir gelobt, noch vor dem Tode meines Vaters in bessere Verhältnisse zu kommen, so daß der arme Greis doch die Genugthuung hätte mit ins Grab nehmen können, seinen Sohn in guter Lage zu wissen. Das Schicksal entschied anders, es hat mich tief geschmerzt."

Proudhon's Mutter, Catharine mit Namen, war eine geordnete, sehr intelligente Frau. Der alte Bibliothekar Besançon's, Herr Weiß, der sie näher kannte, nennt sie „eine Frau von höherer Begabung und von heroischem Charakter." Proudhon nannte späterhin seine erstgeborene Tochter Catharine: „Ich nannte sie Catharine, schreibt er, nach meiner Mutter, der ich alles danke; man lacht über den Namen, er ist hier so ungewöhnlich. Ich wollte der Bäurin, welche von der Welt nicht gekannt war, Ehre erweisen; sie war mehr werth, als so manche andere." Die Hingabe an seine Mutter war zu allen Zeiten dieselbe. Auch sie starb, ohne daß der Sohn den oben ausgesprochenen Wunsch in Erfüllung gehen sah, Ende 1847.

In den Eindrücken des frühesten Kindesalters nehmen für Proudhon die Erinnerungen an den Großvater seiner Mutter einen hervorragenden Platz ein. Der alte „Tournesi," wie der Mann vom Volke genannt wurde, scheint einer jener paysan-soldats (Bauer-Soldat) gewesen zu sein, welche den Kampf gegen das alte Regime schon vor Ausbruch der großen Revolution, jeder nach seiner Art, jeder in seinem kleinen Kreise mit der ganzen Zähigkeit und Ausdauer des Bauern zu führen pflegten. Die Mutter füllte das Herz des Kindes mit Erinnerungen an diesen Mann, mit tausend kleinen Erzählungen, in denen die schlichte und derbe Geradheit einer unverfälschten Menschennatur, das einfache, aber edle Selbstbewußtsein des Landmanns, der seinen Boden über alles liebt, der stolze Muth eines Vorkämpfers für Freiheit und Gleichheit zu Tage treten. Proudhon erzählt in seinem Buche „über die Gerechtigkeit" manch' schönen Zug dieses Mannes aus den Erinnerungen seiner Kindheit. „Pour moi, sagt er, je le mets an niveau des hommes de Plutarque." (Für mich ist er den Männern Plutarch's ebenbürtig.)

Pierre-Joseph war das älteste von 5 Kindern; so fiel ihm um so frühzeitiger die Rolle zu, sich im Hause nützlich zu machen. Er hatte der Mutter zu helfen oder die Kühe auf die Weide zu treiben. Die ersten Kinderjahre scheint er hauptsächlich in dem kleinen Dörfchen Burgille-les-Marnay am Ufer des Ognon, dem Heimathort der Mutter, zugebracht zu haben. Hier inmitten einer schönen, lachenden Natur, formten sich die ersten Eindrücke des kindlichen Alters. Die Idylle des Landlebens dauerte indeß nicht zu lange. Der zwölfjährige Knabe muß zu Hause den Kellerjungen machen und hart und schwer arbeiten; die Schule wurde darob nicht versäumt. Es scheint, daß Herr Renaud, der frühere Besitzer der abgebrannten Brauerei, welcher selbst in aller Zurückgezogenheit der Erziehung seiner Kinder lebte, in allem, was den Unterricht betraf, Proudhon's Mutter mit Rath und That an die Hand ging. Der Knabe wurde als Extern in die sechste Classe des Collegs aufgenommen. Die strenge, häusliche Arbeit, das kummervolle Ringen der Eltern um die bloße Existenz, wirkte auf die Förderung des Schulunterrichts ungünstig genug ein. Die Familie war zu arm, um die nöthigen Bücher zu kaufen; der Knabe mußte die Bücher der Kameraden entlehnen und den Text der Lectionen abschreiben. Bei der Ausdauer und Hartnäckigkeit, mit der er dennoch seinen Studien oblag, fehlte der Erfolg nicht; bei allen Preisvertheilungen war er der Erste. Eines Tages, als er von einer solchen Feier reich mit Auszeichnungen beladen heimkam, hatte man zu Hause nichts zu essen.

„Es muß ein trotziger, etwas ungeberdiger Schüler gewesen sein, dieser Proudhon," sagt Sainte Beuve. In seinem Durst nach Wissen genügte ihm die von seinen Lehrern gebotene Nahrung nicht. Schon vom 12. Jahr ab war er oft in der Bibliothek seiner Vaterstadt. Der gelehrte Bibliothekar Weiß, welcher späterhin sein väterlicher Freund wurde, erzählt aus dieser Zeit nachstehenden kleinen Zug. Proudhon, von seiner Neugier fortgerissen, ließ sich öfters ein Buch nach dem andern geben, bis er 8 oder 10 Bände vor sich aufgethürmt hatte. Eines Tages trat Herr Weiß auf ihn zu und sagte lächelnd: „Aber, mein kleiner Freund, was wollen Sie denn mit allen diesen Büchern thun?" Der Knabe hob den Kopf, blickte den Frager scharf an und brummte statt aller Antwort ein „Was geht das Sie an?" heraus. Der gute Weiß ließ es sich gesagt sein.

Proudhon durfte seine Studien im Colleg nicht ganz vollenden; mit 19 Jahren galt es, das Brod selbst zu verdienen. Er trat aus der Schule in die Werkstatt. Das Haus Gauthier u. Co. hatte eine große Buchdruckerei in Besançon; im Jahre 1828 trat Proudhon zunächst als Corrector ein und bildete sich dann, im Verlauf von zwei Jahren, zu einem tüchtigen, fertigen Schriftsetzer aus. Das von der Behörde in Besançon ausgestellte „Arbeitsbuch" ist vom 21. September 1830 datirt und bezeichnet ihn als compositeur (Schriftsetzer).

In der Gauthier'schen Druckerei wurde unter anderem ein lateinisches Werk aus der Geschichte der „Heiligen" gedruckt, dessen Herausgabe einem gewissen Fallot übertragen und von dessen eigenhändigen lateinischen Noten begleitet war. Proudhon hatte die Correctur und ermangelte nicht, den Herausgeber auf Unrichtigkeiten und sprachliche Fehler aufmerksam zu machen, die sich da und dort eingeschlichen. Fallot war erstaunt, einen so trefflichen Lateiner in der Werkstatt zu finden. Er suchte ihn auf und in Kurzem wuchs aus dieser Bekanntschaft eine ernste und aufrichtige Freundschaft heraus, die erst durch den frühzeitigen Tod des hochbegabten Fallot im Jahre 1836 einen jähen Abschluß finden sollte. Gustav Fallot war nur 2 Jahre älter als Proudhon. Er wurde im Jahre 1834 Unterbibliothekar am Institut von Paris und Secretär der Kommission, welche von Guizot zur Publikation der historischen Documente Frankreichs gegründet war. Es war ihm nicht vergönnt, diese schöne Stellung lange zu bekleiden, seine Gesundheit ließ ihn im Stich. Ein Brief Fallot's aus Paris, der erst lange nach Proudhon's Tod aufgefunden wurde und Sainte Beuve bei der Abfassung seiner Biographie Proudhon's noch nicht zu Gebote stand, ist zu merkwürdig, als daß ich mir versagen könnte, hier einzelne Stellen aus ihm zu übersetzen. Gerichtet an einen zweiundzwanzigjährigen Schriftsetzer, demselben mit aller Schärfe seine künftige Berühmtheit prophezeiend, zeigt er auf's deutlichste, wie die ungewöhnliche Begabung Proudhons und seine seltene Geistesschärfe klarblickenden Freunden gegenüber sich in zwingender Weise Geltung verschaffte. Fallot schreibt unter Anderem: — — — „Ich sehe in Ihrem Briefe, mein Kamerad, mitten in der fröhlichen, heimathlichen Luft, die mir daraus entgegenweht, die unverkennbaren Spuren von Trauer und Muthlosigkeit. Sie sind unglücklich, mein Freund: Der Beruf, den Sie ausüben, sagt Ihnen nicht zu. Sie können nicht drin leben, er ist unter Ihnen. Sie müssen ihm entsagen, es muß sein, ehe sein ertödtender Einfluß Ihre Fähigkeiten lähmt, ehe Sie, wie man sagt, den Geist des Handwerks in sich aufgenommen haben. Freilich, ich leugne ausdrücklich, daß das überhaupt möglich ist. Sie sind unglücklich, Sie sind noch nicht in der Bahn, welche Ihnen die Natur vorgezeichnet. Ist das kleinmüthige Herz ein Grund, die Flügel sinken zu lassen? J. J. Rousseau tappte 40 Jahre herum, bevor ihm sein Genie offenbar wurde. Sie sind kein J. J. Rousseau, aber hören Sie! Ich weiß nicht, ob ich den Verfasser des „Emile" in seinem zwanzigsten Lebensjahre voraus errathen hätte, wenn ich sein Zeitgenosse gewesen wäre und die Ehre gehabt hätte, ihn zu kennen. Aber ich habe Sie gekannt, ich habe Sie geliebt, ich habe Sie errathen, wenn ich so sagen darf; zum ersten mal in meinem Leben

will ich so kühn sein, die Zukunft vorauszusagen. Bewahren Sie diesen Brief auf und lesen Sie ihn nach 15 oder 20 Jahren, vielleicht nach 25 Jahren wieder und wenn dann meine Vorhersage sich nicht erfüllt hat, so verbrennen Sie ihn als Zeichen eines Wahnsinnigen aus Mitleid, aus Achtung für mein Andenken. Meine Vorhersage aber lautet: Proudhon, Sie werden trotz alledem, unvermeidlich, kraft Ihres Schicksals ein Schriftsteller, ein Denker sein; Sie werden ein Philosoph sein. Sie werden einen der Sterne unseres Jahrhunderts bilden. Ihr Name wird in den Annalen des neunzehnten Jahrhunderts genannt werden, wie die von Gassendi, Descartes, Malebranche, Bacon im 17ten, wie Diderot, Montesquieu, Helvetius, Locke, Hume, Holbach im 18ten. Das ist Ihr Schicksal. Treiben Sie jetzt, was Sie wollen, setzen Sie Lettern in Ihrer Druckerei, erziehen Sie Zöglinge, fliehen Sie in irgend einen dunkeln Winkel, suchen Sie verborgene entlegene Orte auf, das alles ist mir gleich; Sie werden Ihrem Schicksal nicht entgehen. Sie können sich des edelsten Theils Ihrer selbst nicht entäußern, dieser lebendigen, starken, forschenden Intelligenz, mit der Sie begabt sind. Ihr Platz auf Erden ist vorgezeichnet, er kann nicht leer bleiben.

— — — Proudhon, ich liebe Sie, ich achte Sie; das sind keine Phrasen in meinem Munde. Sag' mir, armer Schriftsetzer, welch' ein Interesse könnt' ich haben, Dir zu schmeicheln, Dir schön zu thun? Bist Du reich, um Höflinge zu bezahlen? Hast Du eine üppige Tafel, ein reizendes Weib, Gold, um solche Leute an Deine Fersen zu heften? Hast Du Ruhm, Ehre, Credit, daß Deine Bekanntschaft der Eitelkeit, dem Stolz Nahrung gäbe? Nein, Du bist arm, unbekannt, verlassen; aber arm, unbekannt, verlassen, wie Du bist, hast Du einen Freund, der weiß, was dieses Wort bei Männern von Ehre bedeutet, wenn sie es gebrauchen. Dieser Freund bin ich; stelle ihn auf die Probe.

Gustav Fallot."

Ende 1830 oder Anfang 1831 trat Proudhon die Wanderschaft als Schriftsetzer an und durchzog zwei Jahre lang einen großen Theil Frankreichs und der Schweiz. Längere Zeit arbeitete er in Marseille und Draguignan, späterhin in Neufchatel und zuletzt in Paris. Das „Arbeitsbuch" enthält die Zeugnisse seiner Arbeitgeber, sie lauten alle gut. In seinem Schreiben an die Academie von Besançon, in welchem sich Proudhon nachmals um die Pension Suard bewarb, schildert er die Umstände, welche ihn auf die Wanderschaft trieben, und die Eindrücke derselben folgendermaßen: „Die politischen Stürme (1830) und unser häusliches Elend rissen mich aus meinen einsamen Träumereien und trieben mich mehr und mehr in den Strudel des bewegten Lebens. Um zu leben mußte ich Stadt und Heimat verlassen, Rock und Stab des Handwerksburschen ergreifen und meine Tour durch Frankreich machen. Von Druckerei zu Druckerei fahndete ich nach einigen Linien Satz, nach einigen Bogen Correctur. Eines Tages verkaufte ich die Preise, welche ich in der Schule bekommen, die einzige Bibliothek, die ich jemals besessen. Meine Mutter weinte darob; mir selbst blieben noch die schriftlichen Auszüge meiner Vorlesungen. Diese Auszüge, welche sich nicht verkaufen ließen, folgten mir überall hin und trösteten mich. So zog ich durch einen Theil Frankreichs, ohne Arbeit und Brod, weil ich es gewagt, dem Meister die Wahrheit in's Gesicht zu sagen, der statt der Antwort mir roh die Thüre wies. Noch in diesem Jahre war ich in Paris als Corrector thätig und wäre beinahe wieder das Opfer meines provinzialen Stolzes geworden; ohne den Beistand meiner Collegen, die mich den falschen Angaben eines Werkführers gegenüber in Schutz nahmen, wäre ich vielleicht, vom Hunger gequält, gezwungen gewesen, bei irgend einem Journalisten Handlanger-Dienste zu thun. Trotz aller Entbehrungen, trotz allen Elends, das ich ertragen, dieses Letzte wäre mir als das Fürchterlichste erschienen."

Ende 1832 kehrte Proudhon nach Besançon zurück und trat wieder in das Haus Gouthier ein. Er hatte hauptsächlich die Correcturen religiöser Schriften, namentlich Kirchenväter, zu besorgen. Unter Anderem wurde eine

Vulgata gedruckt; dies gab Proudhon Veranlassung, durch Vergleichung mit der beistehenden Uebersetzung, das Hebräische zu erlernen und führte ihn weiterhin zu vergleichenden sprachwissenschaftlichen Studien überhaupt. Da im Haus Gauthier eine Menge theologischer und patristischer Bücher erschien, so hatte Proudhon alle Gelegenheit, sich in ausgedehntem Maße theologische Kenntnisse anzueignen. Die tiefen und umfassenden Kenntnisse, welche er thatsächlich in diesen Gebieten erwarb, gaben späterhin öfters zu dem Irrthum Veranlassung, Proudhon sei in einem Seminar gewesen.

Der Brief Fallot's giebt uns indirect zwar, aber beredt genug Zeugniß, wie umfassend und groß angelegt, wie ernsthaft und tiefgehend das wissenschaftliche Streben des jungen Schriftsetzers um diese Zeit schon ist. Philosophie, Religion und Linguistik werden von beiden Freunden mit gleichem Ernste angefaßt, in regem Ideenaustausch gesichtet und geklärt und zu gemeinsamem Nutzen verarbeitet. Beide streben nach Wahrheit. Aber sollte Proudhon diese Wissenschaften, denen er oblag, nicht schon damals in ihrem innersten Zusammenhang mit der Wirklichkeit, mit dem lebendigen Pulsschlage des Volkes begriffen haben? Sollte er sich begnügt haben mit jener schulmäßigen Weisheit, die so gerne die Wissenschaft als Selbstzweck hinstellt, losgerissen vom wirklichen Volksleben in Selbstanbetung verharrend, um dann der Wirklichkeit d. h. dem Leiden des Volkes gegenüber mit einer Art Recht den Gleichgültigen zu spielen? Es fehlen uns freilich authentische Belege aus dieser Zeit, daß Proudhon über die Bedeutung der Wissenschaft den socialen Problemen gegenüber sich vollständig klar gewesen wäre, ganz konnte er es ja nicht sein. Aber er war ein Kind des Volkes, er hatte seine Schmerzen zu tragen und es fehlt nicht an Beweisen, daß er sich dieses Zusammenhanges tief innerlich bewußt war und in seinem Wollen und Denken auf der rechten Seite stand. Ein gewisser Muiron war Besitzer einer Zeitung, welche damals unter dem Titel **L'Impartial** (der Unparteiische) in Besançon erschien; er verlor seinen Redacteur und suchte Proudhon zur Leitung des Journals zu gewinnen. Im Frühjahr 1832 schreibt dieser: „Falls wir uns verständigen sollten, so gebietet mir überdies meine Offenheit, Ihnen meine politischen, philosophischen und religiösen Ansichten auseinander zu setzen, denen ich niemals untreu werden würde." „Ich bin besonders", sagt er weiter, „Republikaner, nach Ueberzeugung und Gefühl in unwiderruflicher Weise." Diese Verhandlungen zerschlugen sich; Proudhon fühlte, daß für sein wissenschaftliches Streben eine solche Stellung nicht geeignet sei. Ungefähr zur selben Zeit wurde im Haus Gauthier ein Werk Fouriers „**Le Nouveau Monde Industriel**" (die neue industrielle Welt) gedruckt. Fourier kam in der Regel persönlich in die Druckerei, um dieses oder jenes zu besprechen. „Gelegentlich eines zufälligen Gesprächs", schreibt ein damaliger College Proudhons, „stellte sich heraus, daß Proudhon die Lehre Fouriers von Grund aus kannte. Er ergötzte uns oft mit seinen Plaudereien darüber."

Mitte des Frühjahrs 1832 gab Proudhon den dringenden Aufforderungen Fallot's nach Paris zu kommen, nach und ein Brief vom Gründonnerstag an seine Eltern giebt uns Zeugniß, wie der Schriftsetzer seine Zeit in der Hauptstadt benutzte. Die beiden Freunde theilten das Wenige was sie hatten und fanden einige Zeit Mittel und Wege, um fast ausschließlich ihren Studien zu leben. „Für den Augenblick," schreibt Proudhon, „thue ich nichts anderes, als in unserem Zimmer und den Bibliotheken lesen und schreiben. Das paßt Euch nicht, ich weiß es. Ihr konntet anderes von mir erhoffen. Aber man muß in allen Dingen vorne anfangen. Im Uebrigen kann das höchstens ein halbes Jahr lang so fortgehen. Wenn wir dann am Schlusse dieser Zeit bemerken, daß ich zu nichts tauge, nun, dann werd' ich eben wieder Setzer und Corrector, was ich ja immer sein kann, wenn ich nur will. Ich wäre bestraft mit der kleinen Erniedrigung, mich einen verfehlten Schriftsteller (**auteur manqué**) nennen lassen zu müssen. Denn gegenwärtig habe ich nur die Wahl, Schriftsteller zu werden oder Hunger zu sterben oder zum Setzkasten zurückzukehren."

Proudhon kehrte noch in demselben Jahre, spätestens Anfang 1833 nach Besançon zurück. Das schöne Zusammenleben mit dem gleichstrebenden Freunde hatte schon im Mai ein jähes Ende genommen, weil häusliches Mißgeschick Fallot von Paris abrief. Proudhon verließ Paris bereits im Juli, durchzog dann einen Theil Frankreichs, um in seine Heimat zurückgekehrt, wieder seine alte Stellung im Haus Gauthier einzunehmen. Von da ab scheint er ununterbrochen bis zum Jahre 1836 in dieser Stellung gearbeitet zu haben. In diesem Jahre erwarb er mit Hilfe eines Associé's eine selbständige kleine Druckerei in seiner Vaterstadt, die bald darauf eine Quelle mannigfacher Trübsal für ihn werden sollte.

Gustav Fallot starb am 6. Juli 1836. In einem Briefe, welchen Proudhon kurz darauf an den obengenannten Bibliothekar Weiß, der ein väterlicher Freund des Verstorbenen gewesen war, schrieb, schildert er die äußeren Umstände ihrer Freundschaft mit folgenden Worten: „Ich kannte Fallot seit Ende 1829. Nachdem er seine Studien vollendet, wurde er von seinem Vater wider Willen in einem kaufmännischen Geschäft untergebracht. Er nahm sich vor, auszutreten, sobald er majorenn und Herr seines Willens geworden. Das that er denn auch. Sein Leben in Besançon ist bekannt; hier waren wir zumeist beieinander; unser Beisammensein wurde erst gegen Mitte 1831 unterbrochen; Fallot zog um diese Zeit nach Paris, ich selbst in die Schweiz.

Ich sah ihn Anfang März 1832 in der Hauptstadt wieder; ich kam zu ihm, wie zu meinem Vater, mit mir zog die Cholera ein. Damals war's, als hätte sich alles gegen uns verschworen. Es war Hundert gegen Eins zu wetten, daß ich, einmal in Paris, nicht mehr herauskommen werde; was mich heute untröstlich macht, ist, daß ich fest überzeugt bin, Fallot wäre nicht gestorben, wenn ich bei ihm geblieben wäre. Ich hatte das Talent oder die Gabe, ihn zu beleben und zu zerstreuen, ihn zu zwingen, daß er sich unbeschadet seiner Arbeiten und Studien eine Erholung gönnte; ich war fast immer um ihn, ich war ihm, wie ein Diener, aber ein intelligenter Diener und Freund des Herrn. Wer konnte mich vertreten? Niemand. Und deshalb starb er.

Als ich bei ihm eintrat, hatte er seine Bewerbung um die Pension Suard schon der Akademie von Besançon eingereicht: er überlegte, daß mit seinen bescheidenen Einkünften und der Rente dieser Pension, wenn er sie erhielt, dazu die Kleinigkeit, die ich durch mein Handwerk als Setzer verdienen konnte, daß wir sehr gut damit leben konnten, bis uns irgend eine günstige Gelegenheit dem Elend entriß. Ich stimmte nach hartem Kampfe bei. Fallot erhielt plötzlich betrübende Nachrichten von Hause, er sah sich durch Mißstände in seiner Familie genöthigt, eine sehr beträchtliche Summe zu bezahlen. Ich selbst suchte ein Unterkommen in den Druckereien. Es war in den Junitagen, bekanntlich die mißlichste Zeit der Juli-Revolution. Alle Werkstätten feierten; ich war gezwungen, mein Glück anderwärts zu suchen, ich sah ihn nie wieder."

Am Schlusse dieses Briefes schildert Proudhon die geistige Bedeutung des verstorbenen Freundes mit folgenden Worten: „Fallot besaß in hohem Grad die schönste und seltenste der intellectuellen Fähigkeiten, eine Fähigkeit, die ihn allein zu dem gemacht hat, was er gewesen ist und die ihn vielleicht zum Bannerträger der französischen Philosophie gemacht hätte: es war nicht das Gedächtniß, nicht die Einbildungskraft, nicht die Reflexion, nicht einmal die Aufmerksamkeit, welcher er eine so hohe Bedeutung beilegte; es war die Fähigkeit des Zusammenfassens (compréhension), wenn es mir erlaubt ist, diesem Wort eine vielleicht neue Bedeutung beizulegen. Er begriff rasch und leicht die Totalität eines Systems, sah sofort alle seine Consequenzen oft besser, als der Autor selbst. Diese Fähigkeit, welche bei ihm genährt und getragen war von bedeutendem Wissen und unterstützt durch vielseitige, zum Theil schon in der Jugend erworbene Kenntnisse (Entomologie, Ornithologie, Chemie, Physik, Geschichte und Philosophie) gab ihm eine Richtigkeit des Urtheils, eine Kraft des Denkens und eine Macht der Dialektik, wie ich es selten gesehen habe. Wir haben oft und viel umfangreiche Werke, große Denkmäler der menschlichen Gedankenarbeit miteinander studirt; ich muß sagen, ich habe mehr

durch seine Kritik gelernt und schulde der Erinnerung an seine Methode mehr, als diesen Studien selbst, welche sich sonst noch vielmehr in die Länge gezogen hätten."

Seit Proudhon Mitte 1832 Paris verlassen hatte, schien sich das Mißgeschick erst recht an seine Fersen zu heften. Ohne jede Möglichkeit, frei und ungehindert seinen Studien zu leben, niedergedrückt von der Noth der eigenen Familie, genöthigt, den größten Theil seines kleinen Verdienstes für dieselbe zu opfern, ohne Hoffnung, daß sich das Alles jemals ändern könnte, so schien es, als ob ihm das Schicksal einfürallemal den kleinen Platz zugewiesen hätte, den er nun bald 4 Jahre lang in seiner Vaterstadt einnahm. Da starb sein Freund, dem er so viel zu danken hatte; auch diese Stütze sollte ihm verloren gehen. Aber für Proudhon hieß Leben Lernen und so sehen wir bereits im Jahre 1837, daß weder die Ungunst der Verhältnisse, noch der Tod des Freundes lähmend auf seine Energie einwirken konnten. Aus diesem Jahre datirt nämlich die erste schriftliche Arbeit Proudhons, welche gedruckt wurde. In seiner eigenen Druckerei erschien ein linguistisches Werk des Abbé Bergier in zweiter Auflage unter dem Titel: Les Elements primitifs des langues, decouvert par la comparaison des racins de l'hebreu avec celles du grec, du latin et du français. (Die ursprünglichen Elemente der Sprachen, nachgewiesen an der Vergleichung hebräischer Wurzeln mit den Wurzeln des Griechischen, Lateinischen und Französischen). Proudhon fügte dem Buche einen Essai de grammaire générale (Versuch einer allgemeinen Grammatik) bei. Zwei Jahre später überarbeitete er das Werk und reichte es in veränderter Form dem „Institut" ein, um um den Preis Volney zu concurriren. Diese neue Arbeit trug das griechische Motto: Τάξια ἀταξίαν διώκει (Die Ordnung verfolgt die Unordnung). Im Jahre 1839 wurde sie dem „Institut" übergeben und unter Nr. 4 eingetragen. Es waren überhaupt nur 4 Bewerber aufgetreten. Der Preis wurde Keinem zugetheilt, aber Nr. 1 und 4 erhielten eine lobende Erwähnung" (une mention honorable). Der Verfasser von Nr. 1 war ein gewisser Mourain, Richter in Tours, welcher Etudes gothiques (gothische Studien) vorgelegt hatte, No. 4 war P. J. Proudhon, der Buchdrucker von Besançon. „Die Commission, sagt der Bericht der jährlichen gemeinsamen Sitzung der 5 Akademien vom 2. Mai 1839, hält die Manuscripte 1 und 4 einer besonderen Erwähnung werth; den Preis konnte sie nichtsdestoweniger Keinem der beiden Werke zuerkennen, weil sie ihr nicht genügend ausgearbeitet zu sein schienen. Die Commission, indem sie in Nr. 4 sehr geistreiche Analysen, insbesondere was die Mechanik der hebräischen Sprache anbelangt, rühmend hervorhebt, bedauert, daß der Verfasser sich zu kühnen Conjecturen überlassen und bisweilen die experimentelle und vergleichende Methode außer Acht gelassen hat, auf welche die Commission ganz besonderen Werth gelegt hatte."

Amerikanische Schuljugend.

(Schluß.)

Der durchgängig bei solchen Aufgaben bestehende Vortheil, feste Begriffe oder sichere Anschauungen von der Sache zu haben, über die man schreiben soll, gestattet der Individualität bei der Arbeit einen für deutsche Gemüther auffällig großen Spielraum. Und diese Individualität ist, wiederum in einer für Deutsche fast verblüffenden Weise frühzeitig entwickelt, sie zeigt in Knaben wie Mädchen von 8—10 Jahren bereits die specifisch amerikanische Natur. Diese aber wiederum nach verschiedenen Facetten gebrochen und dann so originell auftretend, daß man froh sein könnte, begegneten uns in Deutschland unter den erwachsenen Schriftstellern von Fach viel so ausgeprägte Charaktere. Gemeinsam ist ihnen der scharfe Zug zum Realen. Den alten Satz: non scholae sed vitae

ergänzen sie dahin, daß sie auch nicht aus der Schule sondern aus dem Leben lernen, die Schule soll ihnen nur die correcte Form des Ausdrucks dafür geben. Das hat seine gute und seine böse Seite. Die gute Folge ist, daß alle Heuchelei, alles ungeschickte Hantieren mit angelernten und nicht bewältigten Begriffen, Anschauungen, Gefühlen hier wegfällt und schon zeitig eine große Sicherheit in Behandlung der Stoffe sich zeigt; die schlimme Folge ist die Empfindungslosigkeit gegenüber dem Idealen, die früh auftretende Neigung zum Spott, wenn dieser auch in kindlich harmloser Form und daher ergötzlich sich äußert. Die Kinder in Amerika schreiben in den Schulstunden, was die Kinder bei uns sich in den Schulstundenpausen flüsternd erzählen, und da sie diese Oeffentlichkeit im Auge haben und sie von der Correctur des Lehrers oder der Lehrerin lernen, so ist dies Geplauder drüben weit gewandter, ja graciöser, als das was sich unsere Kinder erzählen, es kann sogar sein, daß in Folge dieser Freiheit die Grenzen, die die Schicklichkeit und der Anstand ziehn, sich zeitiger und tiefer dem Bewußtsein einprägen. Die Anekdoten von dem Selbstbewußtsein, das der junge Amerikaner seinem Lehrer gegenüber zu entfalten weiß, verlieren viel von ihrer Unwahrscheinlichkeit, wenn man in unserem Buche findet, wie ungenirt da bisweilen Lehrgegenstände, Aufgaben, ja die Lehrer selbst behandelt werden. So schreibt z. B. Miß Julia K., M. Donogh's Schule, Neworleans, die bereits ganze 12 Jahre zählt, folgende Kritik:

Meine Lehrerin will, daß ich einen Aufsatz schreibe, wie sie sagt, soll der in die Säcularausstellung und dort will man ihn mit dem vergleichen, was die jungen Mädchen vor 100 Jahren geschrieben haben. Ich glaube nun gar nicht, daß die Kinder vor 100 Jahren derartiges haben machen müssen, wir sind nicht um ein Jota gescheiter als sie und haben doch zehnmal mehr zu thun. Sie haben nur zwei- oder dreierlei lernen müssen und wenn ein Junge (oder ein Mädchen) damals seine Orthographie inne hatte, die Bibel lesen und einen ordentlichen Brief schreiben konnte, allenfalls auch noch ausrechnen konnte, wieviel Dollars er jährlich zum Leben brauche, so meinte man, er wisse genug. Das ist auch ganz meine Ansicht, ich sehe nicht ein, wozu alle diese Geschichten, alle diese Examina nützen und sicherlich wird man, nachdem wir uns eine Woche lang gequält und den Kopf zerbrochen haben, die Hälfte unserer Arbeiten in den Ofen werfen und gar nicht erst zur Ausstellung schicken. Und schickt man sie auch hin, wer wird sie denn da ansehn? Niemand. Die großen Leute kümmern sich doch um uns Kinder nicht. — Das bringt mich ganz außer mir, unter dem Vorwande, daß wir noch Kinder sind, befiehlt man uns und verlangt Dinge von uns, die wir doch nicht können. Meine Lehrerin auch. Sie sagt, ich kann einen Aufsatz schreiben und ich weiß ganz gut, daß ich es nicht kann, das empört mich und so schreibe ich auch ganz empörend, denn sie sagt mir, ich dürfe schreiben, was ich wolle und nach Belieben den Leuten zeigen, wie ich denke. Nun, ich denke also so: Man wird gar nicht den vor 100 Jahren geschriebenen Aufsatz finden, denn vor 100 Jahren hatte man gesunden Menschenverstand genug, von den Kindern nicht erst zu verlangen, daß sie solche Aufsätze schreiben sollten. Ich weiß schon, was man damit machen wird (wenn man sie nicht in den Ofen wirft): man wird sie mit dem vergleichen, was vor hundert Jahren wackere Leute, die verständig zu schreiben wußten, geschrieben haben und da wird was Schönes bei herauskommen. Ich wollte nur, einige von diesen wackern Leuten lebten heute noch. Ich meine so Leute wie Thomas Jefferson, Richard Henry Lee, Patrick Henri, John Adams, Henry Clay: die würden nicht von kleinen Mädchen von zwölf Jahren verlangen, daß sie Aufsätze für die Ausstellung schreiben sollten! — Das ist entsetzlich, man überlastet uns, wir werden an dem Aerger sterben. Ein Dutzendmal im Tage vom Lehrer aufgerufen werden, und außerdem muß man sich doch um die Dinge zu Hause kümmern, man muß in die Zeitung gucken, wissen was Mode ist, am Fenster sein, wenn auf der Straße was passirt, und so hunderterlei, was die Kinder vor 100 Jahren nicht zu thun brauchten. Wie können wir dabei noch Aufsätze schreiben? — Und dazu heute in der Schule sitzen, wo doch gestern Fastnachtdienstag war! Welches Kind hätte vor 100 Jahren wol

einen Aufsatz schreiben oder auch nur daran denken können, wenn es am Abend vorher das Puppenspiel von der Aussetzung Mosis gesehen hätte, wie wir gestern Abend. Daran habe ich noch zuviel zu denken und so kann ich nicht weiter schreiben. Wenn es Personen giebt, die am Tage nach einem solchen Schauspiel einen Aufsatz schreiben können, so giebt es auch eine Person, die das nicht kann, und das ist

Julie K.

Das wäre Eine Probe, wir müßten noch ein paar Dutzend folgen lassen, wollten wir die Eindrücke, die diese junge Generation macht, erschöpfen. Wir hätten Beispiele anzuführen, wie harmlos, aber doch schon in ausgebildeter Beobachtung die Mädchen über die Knaben und jungen Herrn, wie philosophisch wieder diese über jene urtheilen, wie praktisch die Moral sich äußert, z. B. in der Beschreibung des Sauflasters durch ein 14jähriges Mädchen, oder über die Klatschbasen, geschildert von einer Dreizehnjährigen. Ein großer Zug versöhnt mit Vielem und wird dem deutschen Leser besonders imponiren: das ist die Sicherheit in der Geschichte des eignen Landes und der männlich stolze Ton, in dem selbst die jüngern Mädchen schon von der Größe des Vaterlandes, von der Majestät der Verfassung, von dem Glück der Freiheit zu schreiben wissen. Es ist manchmal gradezu untergrabend.

Ein ganzer, und nicht der kleinste Abschnitt des Buches ist den „politischen Aufsätzen" gewidmet. Da ist zunächst ein Katechismus von 80 Fragen, die nur die Verfassungsurkunde sammt Amendements betreffen und die ein 15jähriger Knabe zu drei Vierteln richtig und eingehend beantwortet. Dann die Arbeit eines Siebzehnjährigen über die Geschwornengerichte. Mit einer ganz sicheren Kritik wird da die Zusammensetzung dieser Gerichte, die unzulängliche Intelligenz und die unsichre Unparteilichkeit, die unvermeidliche Folge des vorgeschriebnen Bildungsmodus sind, getadelt und an dem damals ganz sensationellen Beispiele des Ehebruchprocesses Tilton-Beecher erörtert. Ein Folgender hat die Aufgabe über sich genommen, die Reihe der Präsidenten der Union durchzugehn und sie kurz zu charakterisiren. Eigentlich bestehen vor seinem Richterstuhl nur Washington und Lincoln, aber es ist vielleicht ein kleines Symptom für den immer wieder in den „respectabeln" Klassen sich regenden monarchischen Sinn, daß auch bei den Präsidenten, die nur mit einer Mittelcensur ausgehn, der junge Kritiker stets ein Bedauern ausdrückt, wenn sie nicht zu einer zweiten Regierungsperiode gelangten. Ueber Grant äußert er sich kurz aber hart dahin: „Grant ist ein guter Soldat und, wie ich glaube, auch ein ganz rechtschaffner Mann. Schade nur, daß seine Bildung mangelhaft und seine Manieren nicht fein sind. Man hätte ihn nie zum Präsidenten wählen sollen. Wenn sein Nachfolger dem Amte Ehre macht, anstatt nur dem Amte seine Ehren zu verdanken, so wird das ein großer Segen für das Land sein." — Die Feder erstarrt uns bei den Gedanken, daß dergleichen Aufgaben einmal in europäischen Schulen gestellt würden. Und ein paar junge Mädchen ergehn sich sogar in dem Gedanken, daß es Präsidentinnen, und zwar aus eignem Rechte, geben werde, wobei denn Hattie J. sich zufrieden giebt, wenn nur vorläufig den Frauen das politische Stimmrecht gegeben wird, während die 17jährige Lizzie B. begeistert beginnt: „Unsre erste Präsidentin! Welche Größe, welche Majestät liegt in dem Worte! Welche Welt von Glück ersteht aus dem Gedanken, die Zeit könne nicht mehr fern sein, da unser Volk, die Union, regiert sein werde von dem edeln, großherzigen, treuen, unschuldigen Wesen: einer Frau!" Ich sehe sie, fährt der Lobgesang fort, gekleidet, wie die Mehrzahl andrer Frauen, sie wird sich nicht in

jenen auffälligen Toiletten gefallen, wie etwa die Damen vom Club der Womens Rights (Frauenemancipation). — Recht naiv heißt es weiter: „Und viel Kinder wird unsre erste Präsidentin haben, und darin dem Beispiele unsres jetzigen Präsidenten und seiner Vorgänger folgen, die alle viel Kinder gehabt haben. Die Kinder aber werden stolz auf ihre Mutter sein" u. s. w. — Gar erst die Fragen nach Zuständen der Gegenwart, die in der Schule von Corry (Pennsylv.) gestellt worden sind und in der 15jährigen Gertrud C. eine sehr prompte Beantworterin gefunden haben: Welches sind die Hauptcandidaten für die nächste Präsidentenwahl? Welches sind die Hauptbetrügereien, deren sich in letzter Zeit die „Rings" schuldig gemacht haben? Die Namen von vier der bedeutendsten Journalisten und der Blätter, für die sie schreiben? u. dgl. m.

Uns kümmert hier nur die „culturhistorische" oder „volkspsychologische" Seite des Buches: der Pädagoge wird ihm aber auch seinerseits in vielen Einzelheiten Interesse abgewinnen. Sollte er zunächst einwenden, daß all den Beispielen, die das Buch vorführt, der Uebelstand anhafte, daß sie nicht in der Ursprache, sondern in Uebersetzung vorlägen, daß der kindliche Stil dadurch verwischt sei, und die Sprache ein wahrscheinlich falsches Gepräge der Reife trage, so haben wir dem zunächst entgegenzusetzen, daß Hr. Buisson, der Herausgeber, dies Bedenken nicht übersehen und ihm besondre Rücksicht gewidmet hat. „Man ist bemüht gewesen, den Text dieser Arbeiten getreu bis in seine Fehler und Nachlässigkeiten hinein wiederzugeben. Diese zarte Arbeit hat ein Mann übernommen (Hr. Legrand, der am Lycee Fontane den englischen Unterricht ertheilt) der durch seinen Beruf Erfahrung hat mit Kindern, ihrer Sprache, ihrem Geiste und der sich bemüht hat, auch diesen amerikanischen Schulkindern soviel als möglich die Ursprünglichkeit ihres Denkens und Schreibens, ihre selbständige Art und die Freimüthigkeit des Ausdrucks nicht zu verkümmern." So besagt ausdrücklich die Vorrede und dazu kommt, daß vielleicht nur in den untersten Schulklassen ein Gewicht auf die photographische Wiedergabe des Ausdrucks zu legen ist, in den meisten und größeren der hier vorliegenden Arbeiten ist es die charakteristische Art des Denkens selber, auf die es dem Urtheil ankommt und hier kann die Uebersetzung, wenn sie nicht wissentlich fälscht, nichts Wesentliches ändern. Nach dieser Seite hin also fühlen wir uns sehr beruhigt: es ist wirklich die Denkweise und Sprache des auf den Straßen, in der Gesellschaft fluthenden Lebens, das auch in den Schulstuben seine unbestrittene Gewalt übt. Mit unsern herkömmlichen Unterscheidungen zwischen Realismus und Humanismus reichen wir hier offenbar nicht aus, die Leute sind in ihrem Realismus selber klassisch und werden, wie es nur von den Griechen gesungen ist, „vom Spazierengehen und von der Luft gescheit."

„Es giebt keine Kinder mehr" — lautet seit einigen Jahrzehnten die Klage der Alten. „Die Gymnasialbildung geht abwärts", seufzen die Commissarien bei den Abiturientenprüfungen. „Und auf der Universität lernen sie auch nichts mehr", sagt zum Schluß ein deutscher Justizminister im Reichstage. Es mag ja sein, daß nach der Theorie von der Accumulation ererbter Eigenschaften die Kinder jetzt bereits gescheiter zur Welt kommen, als vor Jahrhunderten, aber daß es deshalb auch schneller mit ihrem Weiterbildungsvermögen zu Ende gehen müsse, dagegen spricht laut das Zeugniß, das uns hier aus amerikanischem Kindermunde gegeben wird.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 18, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 11. October 1878. Nr. 41.

Ein Untergraber des Socialistengesetzes.

Das bekannte Wort des Herrn v. Roon über den „Mann, der Alles beweisen kann" trifft die Eigenart des Prof. Gneist nur beiläufig und thut ihm Unrecht. Mag er doch Alles beweisen können, sich selber kann er nichts beweisen und diese Ueberzeugungslosigkeit drängt sich schließlich dem Leser als Rathlosigkeit auf. Diese seltsame Impotenz, sich selber „nichts mehr weis machen zu können", kann ein Defect moralischer, aber auch intellectueller Natur sein. Vielleicht erklärt es sich aus einer Gewohnheit geistiger Selbstbespiegelung wo freilich, was rechts ist, links erscheint und umgekehrt und also auch das Argument gegen die Richtung ausschlägt, für die es bestimmt war.

Hr. Gneist ist als Vertreter der Wilden in die vorberathende Commission gewählt worden und sie mögen immerhin mit dieser Vertretung zufrieden sein. Denn wie verschieden die Standpunkte auch seien, von denen aus sie gegen das Gesetz opponiren: er übertrifft sie Alle an Verschiedenartigkeit seines Standpunktes wie an Energie seiner Opposition. Das Gesetz ist eine unumgängliche Nothwendigkeit, sagt er mit der Einen Zunge und mit der Andern fügt er hinzu: Aber es ist unmöglich. „Das Gesetz", sagen wir, denn für möglich erklärt er ja allerdings eine Einrichtung, einen Zustand, die aber nichts weniger als ein Gesetz sind oder sich durch ein solches constituiren lassen.

In sehr löblicher und kluger Weise hat Hr. Gneist sich nicht darauf verlassen, was die Befähigung oder der gute Wille der Herren Reporter aus den Commissionssitzungen etwa für die Oeffentlichkeit zurecht machen: er hat seine Meinung in einem kleinen Heftchen („Das Reichsgesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie, staatsrechtlich beleuchtet von Dr. Rud. Gneist." Berlin, Springer.) zusammengefaßt und rechtzeitig veröffentlicht, so daß man jetzt bei der Plenardebatte doch ziemlich genau wird unterscheiden können, wann und wo er gegen sich stimmt. — Er beginnt mit der Versicherung: „Die Mehrheit der deutschen Nation ist ernstlich überzeugt, daß die socialdemokratische Organisation Staat und Gesellschaft mit schwerer und dringender Gefahr bedroht, und daß diese Gefahr durch ein Reichsgesetz abgewandt werden soll." Das ist so ruhig, so sicher vorgetragen, das steht so imponirend am Eingange der Schrift — aber wahr ist es trotz alledem nicht. Hr. Gneist wird seine Rechnung doch nicht anders führen

der Weingärtner. Man erwarb ein kleines Haus, wo der Vater auf eigene Rechnung das Küfer-Handwerk betrieb. Derselbe galt allgemein für einen ehrenhaften, geraden Charakter von gewöhnlichem Verstand und etwas ungeschlachten Manieren. Sein Sohn hat ihn später „einen einfachen Mann, der wenig zu rechnen wußte," genannt (homme simple qui savait peu calculer.) In einem Briefe Proudhon's vom Oktober 1846 heißt es: „Hab' ich Dir schon den Tod meines Vaters mitgetheilt? Er starb am 30. März. Der Eindruck war mir ganz besonders schmerzlich; ich hatte mir gelobt, noch vor dem Tode meines Vaters in bessere Verhältnisse zu kommen, so daß der arme Greis doch die Genugthuung hätte mit ins Grab nehmen können, seinen Sohn in guter Lage zu wissen. Das Schicksal entschied anders, es hat mich tief geschmerzt."

Proudhon's Mutter, Catharine mit Namen, war eine geordnete, sehr intelligente Frau. Der alte Bibliothekar Besançon's, Herr Weiß, der sie näher kannte, nennt sie „eine Frau von höherer Begabung und von heroischem Charakter." Proudhon nannte späterhin seine erstgeborene Tochter Catharine: „Ich nannte sie Catharine, schreibt er, nach meiner Mutter, der ich alles danke; man lacht über den Namen, er ist hier so ungewöhnlich. Ich wollte der Bäurin, welche von der Welt nicht gekannt war, Ehre erweisen; sie war mehr werth, als so manche andere." Die Hingabe an seine Mutter war zu allen Zeiten dieselbe. Auch sie starb, ohne daß der Sohn den oben ausgesprochenen Wunsch in Erfüllung gehen sah, Ende 1847.

In den Eindrücken des frühesten Kindesalters nehmen für Proudhon die Erinnerungen an den Großvater seiner Mutter einen hervorragenden Platz ein. Der alte „Tournesi," wie der Mann vom Volke genannt wurde, scheint einer jener paysan-soldats (Bauer-Soldat) gewesen zu sein, welche den Kampf gegen das alte Regime schon vor Ausbruch der großen Revolution, jeder nach seiner Art, jeder in seinem kleinen Kreise mit der ganzen Zähigkeit und Ausdauer des Bauern zu führen pflegten. Die Mutter füllte das Herz des Kindes mit Erinnerungen an diesen Mann, mit tausend kleinen Erzählungen, in denen die schlichte und derbe Geradheit einer unverfälschten Menschennatur, das einfache, aber edle Selbstbewußtsein des Landmanns, der seinen Boden über alles liebt, der stolze Muth eines Vorkämpfers für Freiheit und Gleichheit zu Tage treten. Proudhon erzählt in seinem Buche „über die Gerechtigkeit" manch' schönen Zug dieses Mannes aus den Erinnerungen seiner Kindheit. „Pour moi, sagt er, je le mets au niveau des hommes de Plutarque." (Für mich ist er den Männern Plutarch's ebenbürtig.)

Pierre-Joseph war das älteste von 5 Kindern; so fiel ihm um so frühzeitiger die Rolle zu, sich im Hause nützlich zu machen. Er hatte der Mutter zu helfen oder die Kühe auf die Weide zu treiben. Die ersten Kinderjahre scheint er hauptsächlich in dem kleinen Dörfchen Burgille-les-Marnay am Ufer des Ognon, dem Heimathort der Mutter, zugebracht zu haben. Hier inmitten einer schönen, lachenden Natur, formten sich die ersten Eindrücke des kindlichen Alters. Die Idylle des Landlebens dauerte indeß nicht zu lange. Der zwölfjährige Knabe muß zu Hause den Kellerjungen machen und hart und schwer arbeiten; die Schule wurde darob nicht versäumt. Es scheint, daß Herr Renaud, der frühere Besitzer der abgebrannten Brauerei, welcher selbst in aller Zurückgezogenheit der Erziehung seiner Kinder lebte, in allem, was den Unterricht betraf, Proudhon's Mutter mit Rath und That an die Hand ging. Der Knabe wurde als Extern in die sechste Classe des Collegs aufgenommen. Die strenge, häusliche Arbeit, das kummervolle Ringen der Eltern um die bloße Existenz, wirkte auf die Förderung des Schulunterrichts ungünstig genug ein. Die Familie war zu arm, um die nöthigen Bücher zu kaufen; der Knabe mußte die Bücher der Kameraden entlehnen und den Text der Lectionen abschreiben. Bei der Ausdauer und Hartnäckigkeit, mit der er dennoch seinen Studien oblag, fehlte der Erfolg nicht; bei allen Preisvertheilungen war er der Erste. Eines Tages, als er von einer solchen Feier reich mit Auszeichnungen beladen heimkam, hatte man zu Hause nichts zu essen.

„Es muß ein trotziger, etwas ungeberdiger Schüler gewesen sein, dieser Proudhon," sagt Sainte Beuve. In seinem Durst nach Wissen genügte ihm die von seinen Lehrern gebotene Nahrung nicht. Schon vom 12. Jahr ab war er oft in der Bibliothek seiner Vaterstadt. Der gelehrte Bibliothekar Weiß, welcher späterhin sein väterlicher Freund wurde, erzählt aus dieser Zeit nachstehenden kleinen Zug. Proudhon, von seiner Neugier fortgerissen, ließ sich öfters ein Buch nach dem andern geben, bis er 8 oder 10 Bände vor sich aufgethürmt hatte. Eines Tages trat Herr Weiß auf ihn zu und sagte lächelnd: „Aber, mein kleiner Freund, was wollen Sie denn mit allen diesen Büchern thun?" Der Knabe hob den Kopf, blickte den Frager scharf an und brummte statt aller Antwort ein „Was geht das Sie an?" heraus. Der gute Weiß ließ es sich gesagt sein.

Proudhon durfte seine Studien im Colleg nicht ganz vollenden; mit 19 Jahren galt es, das Brod selbst zu verdienen. Er trat aus der Schule in die Werkstatt. Das Haus Gauthier u. Co. hatte eine große Buchdruckerei in Besançon; im Jahre 1828 trat Proudhon zunächst als Corrector ein und bildete sich dann, im Verlauf von zwei Jahren, zu einem tüchtigen, fertigen Schriftsetzer aus. Das von der Behörde in Besançon ausgestellte „Arbeitsbuch" ist vom 21. September 1830 datirt und bezeichnet ihn als compositeur (Schriftsetzer).

In der Gauthier'schen Druckerei wurde unter anderem ein lateinisches Werk aus der Geschichte der „Heiligen" gedruckt, dessen Herausgabe einem gewissen Fallot übertragen und von dessen eigenhändigen lateinischen Noten begleitet war. Proudhon hatte die Correctur und ermangelte nicht, den Herausgeber auf Unrichtigkeiten und sprachliche Fehler aufmerksam zu machen, die sich da und dort eingeschlichen. Fallot war erstaunt, einen so trefflichen Lateiner in der Werkstatt zu finden. Er suchte ihn auf und in Kurzem wuchs aus dieser Bekanntschaft eine ernste und aufrichtige Freundschaft heraus, die erst durch den frühzeitigen Tod des hochbegabten Fallot im Jahre 1836 einen jähen Abschluß finden sollte. Gustav Fallot war nur 2 Jahre älter als Proudhon. Er wurde im Jahre 1834 Unterbibliothekar am Institut von Paris und Secretär der Kommission, welche von Guizot zur Publikation der historischen Documente Frankreichs gegründet war. Es war ihm nicht vergönnt, diese schöne Stellung lange zu bekleiden, seine Gesundheit ließ ihn im Stich. Ein Brief Fallot's aus Paris, der erst lange nach Proudhon's Tod aufgefunden wurde und Sainte Beuve bei der Abfassung seiner Biographie Proudhon's noch nicht zu Gebote stand, ist zu merkwürdig, als daß ich mir versagen könnte, hier einzelne Stellen aus ihm zu übersetzen. Gerichtet an einen zweiundzwanzigjährigen Schriftsetzer, demselben mit aller Schärfe seine künftige Berühmtheit prophezeiend, zeigt er auf's deutlichste, wie die ungewöhnliche Begabung Proudhons und seine seltene Geistesschärfe klarblickenden Freunden gegenüber sich in zwingender Weise Geltung verschaffte. Fallot schreibt unter Anderem: — — — „Ich sehe in Ihrem Briefe, mein Kamerad, mitten in der fröhlichen, heimathlichen Luft, die mir daraus entgegenweht, die unverkennbaren Spuren von Trauer und Muthlosigkeit. Sie sind unglücklich, mein Freund: Der Beruf, den Sie ausüben, sagt Ihnen nicht zu. Sie können nicht drin leben, er ist unter Ihnen. Sie müssen ihm entsagen, es muß sein, ehe sein ertödtender Einfluß Ihre Fähigkeiten lähmt, ehe Sie, wie man sagt, den Geist des Handwerks in sich aufgenommen haben. Freilich, ich leugne ausdrücklich, daß das überhaupt möglich ist. Sie sind unglücklich, Sie sind noch nicht in der Bahn, welche Ihnen die Natur vorgezeichnet. Ist das kleinmüthige Herz ein Grund, die Flügel sinken zu lassen? J. J. Rousseau tappte 40 Jahre herum, bevor ihm sein Genie offenbar wurde. Sie sind kein J. J. Rousseau, aber hören Sie! Ich weiß nicht, ob ich den Verfasser des „Emile" in seinem zwanzigsten Lebensjahre voraus errathen hätte, wenn ich sein Zeitgenosse gewesen wäre und die Ehre gehabt hätte, ihn zu kennen. Aber ich habe Sie gekannt, ich habe Sie geliebt, ich habe Sie errathen, wenn ich so sagen darf; zum ersten mal in meinem Leben

will ich so kühn sein, die Zukunft vorauszusagen. Bewahren Sie diesen Brief auf und lesen Sie ihn nach 15 oder 20 Jahren, vielleicht nach 25 Jahren wieder und wenn dann meine Vorhersage sich nicht erfüllt hat, so verbrennen Sie ihn als Zeichen eines Wahnsinnigen aus Mitleid, aus Achtung für mein Andenken. Meine Vorhersage aber lautet: Proudhon, Sie werden trotz alledem, unvermeidlich, kraft Ihres Schicksals ein Schriftsteller, ein Denker sein; Sie werden ein Philosoph sein. Sie werden einen der Sterne unseres Jahrhunderts bilden. Ihr Name wird in den Annalen des neunzehnten Jahrhunderts genannt werden, wie die von Gassendi, Descartes, Malebranche, Bacon im 17ten, wie Diderot, Montesquieu, Helvetius, Locke, Hume, Holbach im 18ten. Das ist Ihr Schicksal. Treiben Sie jetzt, was Sie wollen, setzen Sie Lettern in Ihrer Druckerei, erziehen Sie Zöglinge, fliehen Sie in irgend einen dunkeln Winkel, suchen Sie verborgene entlegene Orte auf, das alles ist mir gleich; Sie werden Ihrem Schicksal nicht entgehen. Sie können sich des edelsten Theils Ihrer selbst nicht entäußern, dieser lebendigen, starken, forschenden Intelligenz, mit der Sie begabt sind. Ihr Platz auf Erden ist vorgezeichnet, er kann nicht leer bleiben.

— — — Proudhon, ich liebe Sie, ich achte Sie; das sind keine Phrasen in meinem Munde. Sag' mir, armer Schriftsetzer, welch' ein Interesse könnt' ich haben, Dir zu schmeicheln, Dir schön zu thun? Bist Du reich, um Höflinge zu bezahlen? Hast Du eine üppige Tafel, ein reizendes Weib, Gold, um solche Leute an Deine Fersen zu heften? Hast Du Ruhm, Ehre, Credit, daß Deine Bekanntschaft der Eitelkeit, dem Stolz Nahrung gäbe? Nein, Du bist arm, unbekannt, verlassen; aber arm, unbekannt, verlassen, wie Du bist, hast Du einen Freund, der weiß, was dieses Wort bei Männern von Ehre bedeutet, wenn sie es gebrauchen. Dieser Freund bin ich; stelle ihn auf die Probe.

Gustav Fallot."

Ende 1830 oder Anfang 1831 trat Proudhon die Wanderschaft als Schriftsetzer an und durchzog zwei Jahre lang einen großen Theil Frankreichs und der Schweiz. Längere Zeit arbeitete er in Marseille und Draguignan, späterhin in Neufchatel und zuletzt in Paris. Das „Arbeitsbuch" enthält die Zeugnisse seiner Arbeitgeber, sie lauten alle gut. In seinem Schreiben an die Academie von Besançon, in welchem sich Proudhon nachmals um die Pension Suard bewarb, schildert er die Umstände, welche ihn auf die Wanderschaft trieben, und die Eindrücke derselben folgendermaßen: „Die politischen Stürme (1830) und unser häusliches Elend rissen mich aus meinen einsamen Träumereien und trieben mich mehr und mehr in den Strudel des bewegten Lebens. Um zu leben mußte ich Stadt und Heimat verlassen, Rock und Stab des Handwerksburschen ergreifen und meine Tour durch Frankreich machen. Von Druckerei zu Druckerei fahndete ich nach einigen Linien Satz, nach einigen Bogen Correctur. Eines Tages verkaufte ich die Preise, welche ich in der Schule bekommen, die einzige Bibliothek, die ich jemals besessen. Meine Mutter weinte darob; mir selbst blieben noch die schriftlichen Auszüge meiner Vorlesungen. Diese Auszüge, welche sich nicht verkaufen ließen, folgten mir überall hin und trösteten mich. So zog ich durch einen Theil Frankreichs, ohne Arbeit und Brod, weil ich es gewagt, dem Meister die Wahrheit in's Gesicht zu sagen, der statt der Antwort mir roh die Thüre wies. Noch in diesem Jahre war ich in Paris als Corrector thätig und wäre beinahe wieder das Opfer meines provinzialen Stolzes geworden; ohne den Beistand meiner Collegen, die mich den falschen Angaben eines Werkführers gegenüber in Schutz nahmen, wäre ich vielleicht, vom Hunger gequält, gezwungen gewesen, bei irgend einem Journalisten Handlanger-Dienste zu thun. Trotz aller Entbehrungen, trotz allen Elends, das ich ertragen, dieses Letzte wäre mir als das Fürchterlichste erschienen."

Ende 1832 kehrte Proudhon nach Besançon zurück und trat wieder in das Haus Gouthier ein. Er hatte hauptsächlich die Correcturen religiöser Schriften, namentlich Kirchenväter, zu besorgen. Unter Anderem wurde eine

Vulgata gedruckt; dies gab Proudhon Veranlassung, durch Vergleichung mit der beistehenden Uebersetzung, das Hebräische zu erlernen und führte ihn weiterhin zu vergleichenden sprachwissenschaftlichen Studien überhaupt. Da im Haus Gauthier eine Menge theologischer und patristischer Bücher erschien, so hatte Proudhon alle Gelegenheit, sich in ausgedehntem Maße theologische Kenntnisse anzueignen. Die tiefen und umfassenden Kenntnisse, welche er thatsächlich in diesen Gebieten erwarb, gaben späterhin öfters zu dem Irrthum Veranlassung, Proudhon sei in einem Seminar gewesen.

Der Brief Fallot's giebt uns indirect zwar, aber beredt genug Zeugniß, wie umfassend und groß angelegt, wie ernsthaft und tiefgehend das wissenschaftliche Streben des jungen Schriftsetzers um diese Zeit schon ist. Philosophie, Religion und Linguistik werden von beiden Freunden mit gleichem Ernste angefaßt, in regem Ideenaustausch gesichtet und geklärt und zu gemeinsamem Nutzen verarbeitet. Beide streben nach Wahrheit. Aber sollte Proudhon diese Wissenschaften, denen er oblag, nicht schon damals in ihrem innersten Zusammenhang mit der Wirklichkeit, mit dem lebendigen Pulsschlage des Volkes begriffen haben? Sollte er sich begnügt haben mit jener schulmäßigen Weisheit, die so gerne die Wissenschaft als Selbstzweck hinstellt, losgerissen vom wirklichen Volksleben in Selbstanbetung verharrend, um dann der Wirklichkeit d. h. dem Leiden des Volkes gegenüber mit einer Art Recht den Gleichgültigen zu spielen? Es fehlen uns freilich authentische Belege aus dieser Zeit, daß Proudhon über die Bedeutung der Wissenschaft den socialen Problemen gegenüber sich vollständig klar gewesen wäre, ganz konnte er es ja nicht sein. Aber er war ein Kind des Volkes, er hatte seine Schmerzen zu tragen und es fehlt nicht an Beweisen, daß er sich dieses Zusammenhanges tief innerlich bewußt war und in seinem Wollen und Denken auf der rechten Seite stand. Ein gewisser Muiron war Besitzer einer Zeitung, welche damals unter dem Titel **L'Impartial** (der Unparteiische) in Besançon erschien; er verlor seinen Redacteur und suchte Proudhon zur Leitung des Journals zu gewinnen. Im Frühjahr 1832 schreibt dieser: „Falls wir uns verständigen sollten, so gebietet mir überdies meine Offenheit, Ihnen meine politischen, philosophischen und religiösen Ansichten auseinander zu setzen, denen ich niemals untreu werden würde.“ „Ich bin besonders“, sagt er weiter, „Republikaner, nach Ueberzeugung und Gefühl in unwiderruflicher Weise.“ Diese Verhandlungen zerschlugen sich; Proudhon fühlte, daß für sein wissenschaftliches Streben eine solche Stellung nicht geeignet sei. Ungefähr zur selben Zeit wurde im Haus Gauthier ein Werk Fouriers „**Le Nouveau Monde Industriel**“ (die neue industrielle Welt) gedruckt. Fourier kam in der Regel persönlich in die Druckerei, um dieses oder jenes zu besprechen. „Gelegentlich eines zufälligen Gesprächs“, schreibt ein damaliger College Proudhons, „stellte sich heraus, daß Proudhon die Lehre Fouriers von Grund aus kannte. Er ergötzte uns oft mit seinen Plaudereien darüber.“

Mitte des Frühjahrs 1832 gab Proudhon den dringenden Aufforderungen Fallot's nach Paris zu kommen, nach und ein Brief vom Gründonnerstag an seine Eltern giebt uns Zeugniß, wie der Schriftsetzer seine Zeit in der Hauptstadt benutzte. Die beiden Freunde theilten das Wenige was sie hatten und fanden einige Zeit Mittel und Wege, um fast ausschließlich ihren Studien zu leben. „Für den Augenblick,“ schreibt Proudhon, „thue ich nichts anderes, als in unserem Zimmer und den Bibliotheken lesen und schreiben. Das paßt Euch nicht, ich weiß es. Ihr konntet anderes von mir erhoffen. Aber man muß in allen Dingen vorne anfangen. Im Uebrigen kann das höchstens ein halbes Jahr lang so fortgehen. Wenn wir dann am Schlusse dieser Zeit bemerken, daß ich zu nichts tauge, nun, dann werd' ich eben wieder Setzer und Corrector, was ich ja immer sein kann, wenn ich nur will. Ich wäre bestraft mit der kleinen Erniedrigung, mich einen verfehlten Schriftsteller (**auteur manqué**) nennen lassen zu müssen. Denn gegenwärtig habe ich nur die Wahl, Schriftsteller zu werden oder Hunger zu sterben oder zum Setzkasten zurückzukehren.“

Proudhon kehrte noch in demselben Jahre, spätestens Anfang 1833 nach Besançon zurück. Das schöne Zusammenleben mit dem gleichstrebenden Freunde hatte schon im Mai ein jähes Ende genommen, weil häusliches Mißgeschick Fallot von Paris abrief. Proudhon verließ Paris bereits im Juli, durchzog dann einen Theil Frankreichs, um in seine Heimat zurückgekehrt, wieder seine alte Stellung im Haus Gauthier einzunehmen. Von da ab scheint er ununterbrochen bis zum Jahre 1836 in dieser Stellung gearbeitet zu haben. In diesem Jahre erwarb er mit Hilfe eines Associé's eine selbständige kleine Druckerei in seiner Vaterstadt, die bald darauf eine Quelle mannigfacher Trübsal für ihn werden sollte.

Gustav Fallot starb am 6. Juli 1836. In einem Briefe, welchen Proudhon kurz darauf an den obengenannten Bibliothekar Weiß, der ein väterlicher Freund des Verstorbenen gewesen war, schrieb, schildert er die äußeren Umstände ihrer Freundschaft mit folgenden Worten: „Ich kannte Fallot seit Ende 1829. Nachdem er seine Studien vollendet, wurde er von seinem Vater wider Willen in einem kaufmännischen Geschäft untergebracht. Er nahm sich vor, auszutreten, sobald er majorenn und Herr seines Willens geworden. Das that er denn auch. Sein Leben in Besançon ist bekannt; hier waren wir zumeist beieinander; unser Beisammensein wurde erst gegen Mitte 1831 unterbrochen; Fallot zog um diese Zeit nach Paris, ich selbst in die Schweiz.

Ich sah ihn Anfang März 1832 in der Hauptstadt wieder; ich kam zu ihm, wie zu meinem Vater, mit mir zog die Cholera ein. Damals war's, als hätte sich alles gegen uns verschworen. Es war Hundert gegen Eins zu wetten, daß ich, einmal in Paris, nicht mehr herauskommen werde; was mich heute untröstlich macht, ist, daß ich fest überzeugt bin, Fallot wäre nicht gestorben, wenn ich bei ihm geblieben wäre. Ich hatte das Talent oder die Gabe, ihn zu beleben und zu zerstreuen, ihn zu zwingen, daß er sich unbeschadet seiner Arbeiten und Studien eine Erholung gönnte; ich war fast immer um ihn, ich war ihm, wie ein Diener, aber ein intelligenter Diener und Freund des Herrn. Wer konnte mich vertreten? Niemand. Und deshalb starb er.

Als ich bei ihm eintrat, hatte er seine Bewerbung um die Pension Suard schon der Akademie von Besançon eingereicht: er überlegte, daß mit seinen bescheidenen Einkünften und der Rente dieser Pension, wenn er sie erhielt, dazu die Kleinigkeit, die ich durch mein Handwerk als Setzer verdienen konnte, daß wir sehr gut damit leben konnten, bis uns irgend eine günstige Gelegenheit dem Elend entriß. Ich stimmte nach hartem Kampfe bei. Fallot erhielt plötzlich betrübende Nachrichten von Hause, er sah sich durch Mißstände in seiner Familie genöthigt, eine sehr beträchtliche Summe zu bezahlen. Ich selbst suchte ein Unterkommen in den Druckereien. Es war in den Junitagen, bekanntlich die mißlichste Zeit der Juli-Revolution. Alle Werkstätten feierten; ich war gezwungen, mein Glück anderwärts zu suchen, ich sah ihn nie wieder."

Am Schlusse dieses Briefes schildert Proudhon die geistige Bedeutung des verstorbenen Freundes mit folgenden Worten: „Fallot besaß in hohem Grad die schönste und seltenste der intellectuellen Fähigkeiten, eine Fähigkeit, die ihn allein zu dem gemacht hat, was er gewesen ist und die ihn vielleicht zum Bannerträger der französischen Philosophie gemacht hätte: es war nicht das Gedächtniß, nicht die Einbildungskraft, nicht die Reflexion, nicht einmal die Aufmerksamkeit, welcher er eine so hohe Bedeutung beilegte; es war die Fähigkeit des Zusammenfassens (comprehension), wenn es mir erlaubt ist, diesem Wort eine vielleicht neue Bedeutung beizulegen. Er begriff rasch und leicht die Totalität eines Systems, sah sofort alle seine Consequenzen oft besser, als der Autor selbst. Diese Fähigkeit, welche bei ihm genährt und getragen war von bedeutendem Wissen und unterstützt durch vielseitige, zum Theil schon in der Jugend erworbene Kenntnisse (Entomologie, Ornithologie, Chemie, Physik, Geschichte und Philosophie) gab ihm eine Richtigkeit des Urtheils, eine Kraft des Denkens und eine Macht der Dialektik, wie ich es selten gesehen habe. Wir haben oft und viel umfangreiche Werke, große Denkmäler der menschlichen Gedankenarbeit miteinander studirt; ich muß sagen, ich habe mehr

durch seine Kritik gelernt und schulde der Erinnerung an seine Methode mehr, als diesen Studien selbst, welche sich sonst noch vielmehr in die Länge gezogen hätten."

Seit Proudhon Mitte 1832 Paris verlassen hatte, schien sich das Mißgeschick erst recht an seine Fersen zu heften. Ohne jede Möglichkeit, frei und ungehindert seinen Studien zu leben, niedergedrückt von der Noth der eigenen Familie, genöthigt, den größten Theil seines kleinen Verdienstes für dieselbe zu opfern, ohne Hoffnung, daß sich das Alles jemals ändern könnte, so schien es, als ob ihm das Schicksal einfürallemal den kleinen Platz zugewiesen hätte, den er nun bald 4 Jahre lang in seiner Vaterstadt einnahm. Da starb sein Freund, dem er so viel zu danken hatte; auch diese Stütze sollte ihm verloren gehen. Aber für Proudhon hieß Leben Lernen und so sehen wir bereits im Jahre 1837, daß weder die Ungunst der Verhältnisse, noch der Tod des Freundes lähmend auf seine Energie einwirken konnten. Aus diesem Jahre datirt nämlich die erste schriftliche Arbeit Proudhons, welche gedruckt wurde. In seiner eigenen Druckerei erschien ein linguistisches Werk des Abbé Bergier in zweiter Auflage unter dem Titel: Les Elements primitifs des langues, decouvert par la comparaison des racins de l'hebreu avec celles du grec, du latin et du français. (Die ursprünglichen Elemente der Sprachen, nachgewiesen an der Vergleichung hebräischer Wurzeln mit den Wurzeln des Griechischen, Lateinischen und Französischen). Proudhon fügte dem Buche einen Essai de grammaire générale (Versuch einer allgemeinen Grammatik) bei. Zwei Jahre später überarbeitete er das Werk und reichte es in veränderter Form dem „Institut" ein, um um den Preis Volney zu concurriren. Diese neue Arbeit trug das griechische Motto: *Τάξια ἀταξίαν διώκει* (Die Ordnung verfolgt die Unordnung). Im Jahre 1839 wurde sie dem „Institut" übergeben und unter Nr. 4 eingetragen. Es waren überhaupt nur 4 Bewerber aufgetreten. Der Preis wurde Keinem zugetheilt, aber Nr. 1 und 4 erhielten eine lobende Erwähnung" (une mention honorable). Der Verfasser von Nr. 1 war ein gewisser Mourain, Richter in Tours, welcher Etudes gothiques (gothische Studien) vorgelegt hatte, No. 4 war P. J. Proudhon, der Buchdrucker von Besançon. „Die Commission, sagt der Bericht der jährlichen gemeinsamen Sitzung der 5 Akademien vom 2. Mai 1839, hält die Manuscripte 1 und 4 einer besonderen Erwähnung werth; den Preis konnte sie nichtsdestoweniger Keinem der beiden Werke zuerkennen, weil sie ihr nicht genügend ausgearbeitet zu sein schienen. Die Commission, indem sie in Nr. 4 sehr geistreiche Analysen, insbesondere was die Mechanik der hebräischen Sprache anbelangt, rühmend hervorhebt, bedauert, daß der Verfasser sich zu kühnen Conjecturen überlassen und bisweilen die experimentelle und vergleichende Methode außer Acht gelassen hat, auf welche die Commission ganz besonderen Werth gelegt hatte."

Amerikanische Schuljugend.

(Schluß.)

Der durchgängig bei solchen Aufgaben bestehende Vortheil, feste Begriffe oder sichere Anschauungen von der Sache zu haben, über die man schreiben soll, gestattet der Individualität bei der Arbeit einen für deutsche Gemüther auffällig großen Spielraum. Und diese Individualität ist, wiederum in einer für Deutsche fast verblüffenden Weise frühzeitig entwickelt, sie zeigt in Knaben wie Mädchen von 8—10 Jahren bereits die specifisch amerikanische Natur. Diese aber wiederum nach verschiedenen Facetten gebrochen und dann so originell auftretend, daß man froh sein könnte, begegneten uns in Deutschland unter den erwachsenen Schriftstellern von Fach viel so ausgeprägte Charaktere. Gemeinsam ist ihnen der scharfe Zug zum Realen. Den alten Satz: non scholae sed vitae

ergänzen sie dahin, daß sie auch nicht aus der Schule sondern aus dem Leben lernen, die Schule soll ihnen nur die correcte Form des Ausdrucks dafür geben. Das hat seine gute und seine böse Seite. Die gute Folge ist, daß alle Heuchelei, alles ungeschickte Hantieren mit angelernten und nicht bewältigten Begriffen, Anschauungen, Gefühlen hier wegfällt und schon zeitig eine große Sicherheit in Behandlung der Stoffe sich zeigt; die schlimme Folge ist die Empfindungslosigkeit gegenüber dem Idealen, die früh auftretende Neigung zum Spott, wenn dieser auch in kindlich harmloser Form und daher ergötzlich sich äußert. Die Kinder in Amerika schreiben in den Schulstunden, was die Kinder bei uns sich in den Schulstundenpausen flüsternd erzählen, und da sie diese Oeffentlichkeit im Auge haben und sie von der Correctur des Lehrers oder der Lehrerin lernen, so ist dies Geplauder drüben weit gewandter, ja graciöser, als das was sich unsere Kinder erzählen, es kann sogar sein, daß in Folge dieser Freiheit die Grenzen, die die Schicklichkeit und der Anstand ziehn, sich zeitiger und tiefer dem Bewußtsein einprägen. Die Anekdoten von dem Selbstbewußtsein, das der junge Amerikaner seinem Lehrer gegenüber zu entfalten weiß, verlieren viel von ihrer Unwahrscheinlichkeit, wenn man in unserem Buche findet, wie ungenirt da bisweilen Lehrgegenstände, Aufgaben, ja die Lehrer selbst behandelt werden. So schreibt z. B. Miß Julia K., M. Donogh's Schule, Neworleans, die bereits ganze 12 Jahre zählt, folgende Kritik:

Meine Lehrerin will, daß ich einen Aufsatz schreibe, wie sie sagt, soll der in die Säcularausstellung und dort will man ihn mit dem vergleichen, was die jungen Mädchen vor 100 Jahren geschrieben haben. Ich glaube nun gar nicht, daß die Kinder vor 100 Jahren derartiges haben machen müssen, wir sind nicht um ein Jota gescheiter als sie und haben doch zehnmal mehr zu thun. Sie haben nur zwei- oder dreierlei lernen müssen und wenn ein Junge (oder ein Mädchen) damals seine Orthographie inne hatte, die Bibel lesen und einen ordentlichen Brief schreiben konnte, allenfalls auch noch ausrechnen konnte, wieviel Dollars er jährlich zum Leben brauche, so meinte man, er wisse genug. Das ist auch ganz meine Ansicht, ich sehe nicht ein, wozu alle diese Geschichten, alle diese Examina nützen und sicherlich wird man, nachdem wir uns eine Woche lang gequält und den Kopf zerbrochen haben, die Hälfte unserer Arbeiten in den Ofen werfen und gar nicht erst zur Ausstellung schicken. Und schickt man sie auch hin, wer wird sie denn da ansehn? Niemand. Die großen Leute kümmern sich doch um uns Kinder nicht. — Das bringt mich ganz außer mir, unter dem Vorwande, daß wir noch Kinder sind, befiehlt man uns und verlangt Dinge von uns, die wir doch nicht können. Meine Lehrerin auch. Sie sagt, ich kann einen Aufsatz schreiben und ich weiß ganz gut, daß ich es nicht kann, das empört mich und so schreibe ich auch ganz empörend, denn sie sagt mir, ich dürfe schreiben, was ich wolle und nach Belieben den Leuten zeigen, wie ich denke. Nun, ich denke also so: Man wird gar nicht den vor 100 Jahren geschriebenen Aufsatz finden, denn vor 100 Jahren hatte man gesunden Menschenverstand genug, von den Kindern nicht erst zu verlangen, daß sie solche Aufsätze schreiben sollten. Ich weiß schon, was man damit machen wird (wenn man sie nicht in den Ofen wirft): man wird sie mit dem vergleichen, was vor hundert Jahren wackere Leute, die verständig zu schreiben wußten, geschrieben haben und da wird was Schönes bei herauskommen. Ich wollte nur, einige von diesen wackern Leuten lebten heute noch. Ich meine so Leute wie Thomas Jefferson, Richard Henry Lee, Patrick Henri, John Adams, Henry Clay: die würden nicht von kleinen Mädchen von zwölf Jahren verlangen, daß sie Aufsätze für die Ausstellung schreiben sollten! — Das ist entsetzlich, man überlastet uns, wir werden an dem Aerger sterben. Ein Dutzendmal im Tage vom Lehrer aufgerufen werden, und außerdem muß man sich doch um die Dinge zu Hause kümmern, man muß in die Zeitung gucken, wissen was Mode ist, am Fenster sein, wenn auf der Straße was passirt, und so hunderterlei, was die Kinder vor 100 Jahren nicht zu thun brauchten. Wie können wir dabei noch Aufsätze schreiben? — Und dazu heute in der Schule sitzen, wo doch gestern Fastnachtdienstag war! Welches Kind hätte vor 100 Jahren wol

einen Aufsatz schreiben oder auch nur daran denken können, wenn es am Abend vorher das Puppenspiel von der Aussetzung Mosis gesehen hätte, wie wir gestern Abend. Daran habe ich noch zuviel zu denken und so kann ich nicht weiter schreiben. Wenn es Personen giebt, die am Tage nach einem solchen Schauspiel einen Aufsatz schreiben können, so giebt es auch eine Person, die das nicht kann, und das ist

Julie K.

Das wäre Eine Probe, wir müßten noch ein paar Dutzend folgen lassen, wollten wir die Eindrücke, die diese junge Generation macht, erschöpfen. Wir hätten Beispiele anzuführen, wie harmlos, aber doch schon in ausgebildeter Beobachtung die Mädchen über die Knaben und jungen Herrn, wie philosophisch wieder diese über jene urtheilen, wie praktisch die Moral sich äußert, z. B. in der Beschreibung des Sauflasters durch ein 14jähriges Mädchen, oder über die Klatschbasen, geschildert von einer Dreizehnjährigen. Ein großer Zug versöhnt mit Vielem und wird dem deutschen Leser besonders imponiren: das ist die Sicherheit in der Geschichte des eignen Landes und der männlich stolze Ton, in dem selbst die jüngern Mädchen schon von der Größe des Vaterlandes, von der Majestät der Verfassung, von dem Glück der Freiheit zu schreiben wissen. Es ist manchmal gradezu untergrabend.

Ein ganzer, und nicht der kleinste Abschnitt des Buches ist den „politischen Aufsätzen" gewidmet. Da ist zunächst ein Katechismus von 80 Fragen, die nur die Verfassungsurkunde sammt Amendements betreffen und die ein 15jähriger Knabe zu drei Vierteln richtig und eingehend beantwortet. Dann die Arbeit eines Siebzehnjährigen über die Geschwornengerichte. Mit einer ganz sicheren Kritik wird da die Zusammensetzung dieser Gerichte, die unzulängliche Intelligenz und die unsichre Unparteilichkeit, die unvermeidliche Folge des vorgeschriebnen Bildungsmodus sind, getadelt und an dem damals ganz sensationellen Beispiele des Ehebruchprocesses Tilton-Beecher erörtert. Ein Folgender hat die Aufgabe über sich genommen, die Reihe der Präsidenten der Union durchzugehn und sie kurz zu charakterisiren. Eigentlich bestehen vor seinem Richterstuhl nur Washington und Lincoln, aber es ist vielleicht ein kleines Symptom für den immer wieder in den „respectabeln" Klassen sich regenden monarchischen Sinn, daß auch bei den Präsidenten, die nur mit einer Mittelcensur ausgehn, der junge Kritiker stets ein Bedauern ausdrückt, wenn sie nicht zu einer zweiten Regierungsperiode gelangten. Ueber Grant äußert er sich kurz aber hart dahin: „Grant ist ein guter Soldat und, wie ich glaube, auch ein ganz rechtschaffner Mann. Schade nur, daß seine Bildung mangelhaft und seine Manieren nicht fein sind. Man hätte ihn nie zum Präsidenten wählen sollen. Wenn sein Nachfolger dem Amte Ehre macht, anstatt nur dem Amte seine Ehren zu verdanken, so wird das ein großer Segen für das Land sein." — Die Feder erstarrt uns bei den Gedanken, daß dergleichen Aufgaben einmal in europäischen Schulen gestellt würden. Und ein paar junge Mädchen ergehn sich sogar in dem Gedanken, daß es Präsidentinnen, und zwar aus eignem Rechte, geben werde, wobei denn Hattie J. sich zufrieden giebt, wenn nur vorläufig den Frauen das politische Stimmrecht gegeben wird, während die 17jährige Lizzie B. begeistert beginnt: „Unsre erste Präsidentin! Welche Größe, welche Majestät liegt in dem Worte! Welche Welt von Glück ersteht aus dem Gedanken, die Zeit könne nicht mehr fern sein, da unser Volk, die Union, regiert sein werde von dem edeln, großherzigen, treuen, unschuldigen Wesen: einer Frau!" Ich sehe sie, fährt der Lobgesang fort, gekleidet, wie die Mehrzahl andrer Frauen, sie wird sich nicht in

jenen auffälligen Toiletten gefallen, wie etwa die Damen vom Club der Womens Rights (Frauenemancipation). — Recht naiv heißt es weiter: „Und viel Kinder wird unsre erste Präsidentin haben, und darin dem Beispiele unsres jetzigen Präsidenten und seiner Vorgänger folgen, die alle viel Kinder gehabt haben. Die Kinder aber werden stolz auf ihre Mutter sein" u. s. w. — Gar erst die Fragen nach Zuständen der Gegenwart, die in der Schule von Corry (Pennsylv.) gestellt worden sind und in der 15jährigen Gertrud C. eine sehr prompte Beantworterin gefunden haben: Welches sind die Hauptcandidaten für die nächste Präsidentenwahl? Welches sind die Hauptbetrügereien, deren sich in letzter Zeit die „Rings" schuldig gemacht haben? Die Namen von vier der bedeutendsten Journalisten und der Blätter, für die sie schreiben? u. dgl. m.

Uns kümmert hier nur die „culturhistorische" oder „volkspsychologische" Seite des Buches: der Pädagoge wird ihm aber auch seinerseits in vielen Einzelheiten Interesse abgewinnen. Sollte er zunächst einwenden, daß all den Beispielen, die das Buch vorführt, der Uebelstand anhafte, daß sie nicht in der Ursprache, sondern in Uebersetzung vorlägen, daß der kindliche Stil dadurch verwischt sei, und die Sprache ein wahrscheinlich falsches Gepräge der Reife trage, so haben wir dem zunächst entgegenzusetzen, daß Hr. Buisson, der Herausgeber, dies Bedenken nicht übersehen und ihm besondre Rücksicht gewidmet hat. „Man ist bemüht gewesen, den Text dieser Arbeiten getreu bis in seine Fehler und Nachlässigkeiten hinein wiederzugeben. Diese zarte Arbeit hat ein Mann übernommen (Hr. Legrand, der am Lycee Fontane den englischen Unterricht ertheilt) der durch seinen Beruf Erfahrung hat mit Kindern, ihrer Sprache, ihrem Geiste und der sich bemüht hat, auch diesen amerikanischen Schulkindern soviel als möglich die Ursprünglichkeit ihres Denkens und Schreibens, ihre selbständige Art und die Freimüthigkeit des Ausdrucks nicht zu verkümmern." So besagt ausdrücklich die Vorrede und dazu kommt, daß vielleicht nur in den untersten Schulklassen ein Gewicht auf die photographische Wiedergabe des Ausdrucks zu legen ist, in den meisten und größeren der hier vorliegenden Arbeiten ist es die charakteristische Art des Denkens selber, auf die es dem Urtheil ankommt und hier kann die Uebersetzung, wenn sie nicht wissentlich fälscht, nichts Wesentliches ändern. Nach dieser Seite hin also fühlen wir uns sehr beruhigt: es ist wirklich die Denkweise und Sprache des auf den Straßen, in der Gesellschaft fluthenden Lebens, das auch in den Schulstuben seine unbestrittene Gewalt übt. Mit unsern herkömmlichen Unterscheidungen zwischen Realismus und Humanismus reichen wir hier offenbar nicht aus, die Leute sind in ihrem Realismus selber klassisch und werden, wie es nur von den Griechen gesungen ist, „vom Spazierengehen und von der Luft gescheit."

„Es giebt keine Kinder mehr" — lautet seit einigen Jahrzehnten die Klage der Alten. „Die Gymnasialbildung geht abwärts", seufzen die Commissarien bei den Abiturientenprüfungen. „Und auf der Universität lernen sie auch nichts mehr", sagt zum Schluß ein deutscher Justizminister im Reichstage. Es mag ja sein, daß nach der Theorie von der Accumulation ererbter Eigenschaften die Kinder jetzt bereits gescheiter zur Welt kommen, als vor Jahrhunderten, aber daß es deshalb auch schneller mit ihrem Weiterbildungsvermögen zu Ende gehen müsse, dagegen spricht laut das Zeugniß, das uns hier aus amerikanischem Kindermunde gegeben wird.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 11. October 1878. Nr. 41.

Ein Untergraber des Socialistengesetzes.

Das bekannte Wort des Herrn v. Roon über den „Mann, der Alles beweisen kann" trifft die Eigenart des Prof. Gneist nur beiläufig und thut ihm Unrecht. Mag er doch Alles beweisen können, sich selber kann er nichts beweisen und diese Ueberzeugungslosigkeit drängt sich schließlich dem Leser als Rathlosigkeit auf. Diese seltsame Impotenz, sich selber „nichts mehr weis machen zu können", kann ein Defect moralischer, aber auch intellectueller Natur sein. Vielleicht erklärt es sich aus einer Gewohnheit geistiger Selbstbespiegelung wo freilich, was rechts ist, links erscheint und umgekehrt und also auch das Argument gegen die Richtung ausschlägt, für die es bestimmt war.

Hr. Gneist ist als Vertreter der Wilden in die vorberathende Commission gewählt worden und sie mögen immerhin mit dieser Vertretung zufrieden sein. Denn wie verschieden die Standpunkte auch seien, von denen aus sie gegen das Gesetz opponiren: er übertrifft sie Alle an Verschiedenartigkeit seines Standpunktes wie an Energie seiner Opposition. Das Gesetz ist eine unumgängliche Nothwendigkeit, sagt er mit der Einen Zunge und mit der Andern fügt er hinzu: Aber es ist unmöglich. „Das Gesetz", sagen wir, denn für möglich erklärt er ja allerdings eine Einrichtung, einen Zustand, die aber nichts weniger als ein Gesetz sind oder sich durch ein solches constituiren lassen.

In sehr löblicher und kluger Weise hat Hr. Gneist sich nicht darauf verlassen, was die Befähigung oder der gute Wille der Herren Reporter aus den Commissionssitzungen etwa für die Oeffentlichkeit zurecht machen: er hat seine Meinung in einem kleinen Heftchen („Das Reichsgesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie, staatsrechtlich beleuchtet von Dr. Rud. Gneist." Berlin, Springer.) zusammengefaßt und rechtzeitig veröffentlicht, so daß man jetzt bei der Plenardebatte doch ziemlich genau wird unterscheiden können, wann und wo er gegen sich stimmt. — Er beginnt mit der Versicherung: „Die Mehrheit der deutschen Nation ist ernstlich überzeugt, daß die socialdemokratische Organisation Staat und Gesellschaft mit schwerer und dringender Gefahr bedroht, und daß diese Gefahr durch ein Reichsgesetz abgewandt werden soll." Das ist so ruhig, so sicher vorgetragen, das steht so imponirend am Eingange der Schrift — aber wahr ist es trotz alledem nicht. Hr. Gneist wird seine Rechnung doch nicht anders führen

können, als durch den Hinweis auf das Ergebniß der Reichstagswahlen, als des geregeltsten Ausdrucks der öffentlichen Meinung. Wo ist denn da die Majorität, die sich in bestimmten Ausdrücken für die Existenz einer solchen Gefahr und die Nothwendigkeit des Ausnahmegesetzes ausgesprochen hätte? Und erst gar in „ernstlicher Ueberzeugung"! Weiß Hr. Gneist denn nicht, welche Stimmungen, wahre und künstlich erzeugte, welche Aufregungen diesmal die Wahl gelenkt haben, bei denen eine „ernstliche Ueberzeugung" weniger, denn je überhaupt, in den Wählermassen aufkommen konnte?

Dies Gesetz, fährt er fort, kann nur entweder ein Justizgesetz sein oder ein Verwaltungsgesetz. „Ein Justizgesetz dieser Art wird sich aber als unmöglich erweisen. Ein Verwaltungsgesetz dieser Art erscheint in jedem Fall der Gefahr des Mißbrauchs ausgesetzt." Das beweist er nun des Näheren. „Ein Justizgesetz gegen die Socialdemokratie, welches Anstifter, Theilnehmer und Begünstiger der socialdemokratischen Agitation als solche unter Strafe stellt, erscheint mir als unmöglich. Wäre es möglich, so wäre es durch allseitiges Bemühen sicherlich schon zu Stande gekommen. Es erscheint unmöglich, weil die Merkmale einer gemeingefährlichen socialdemokratischen Agitation sich nicht als Thatbestand eines Vergehens begrenzen lassen. Jeder Versuch dieser Art scheitert an der Unmöglichkeit einer Definition. Die immer noch flüssigen Ideen des Socialismus, — einer Umwandlung der privatwirthschaftlichen in den gemeinwirthschaftlichen Betrieb, des Privateigenthums in öffentliches Eigenthum, des Privatdienstes und Privatlohnvertrags in öffentlichen Dienst und Besoldung, — sind rechtlich nicht zu scheiden von schon bestehenden anerkannten Verhältnissen der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung; Niemand kann sagen, an welchem Punkt ein rechtswidriges oder gemeingefährliches Bestreben dabei anfängt. — Ebenso unbegrenzbar ist die Methode der Socialdemokratie nach dem Merkmal von Haß und Verachtung; denn der Mensch darf auch hassen und verachten. Es fragt sich nur: was? Die Haß- und Verachtungsstrafgesetze haben nur einen definirbaren Sinn in bestimmter Richtung gegen das Staatsoberhaupt, gegen die vorhandene bürgerliche Obrigkeit, nicht aber in einer Richtung gegen die Heiligkeit des Eigenthums, der Familie, der Gesellschaftsordnung. — Ebenso unbegrenzbar ist die Erregung des Klassenhasses; denn nach Auflösung der ständischen Ordnung sind in der staatsbürgerlichen Gesellschaft rechtlich begrenzte Klassen nicht mehr zu finden. Allen politischen und kirchlichen Parteien der Gegenwart ließe sich nachsagen, daß sie in engerem oder weiterem Umfang auf Friedensstörung und Haß unter Klassen der Gesellschaft hinarbeiten. — Völlig unfaßbar ist endlich das Merkmal Agitation, denn gerade die höchsten und edelsten Bestrebungen der Kirche und der Humanität dürfen sich rühmen, daß sie agitiren. — Wer an dem neuen deutschen Strafgesetzbuch und an dem Preßgesetz in langer schwerer Arbeit mit thätig gewesen, wird sich überzeugt haben, daß aus solchen Elementen ein Strafgesetz sich nicht zusammen fügen läßt, daß jede Construction von „Tendenzverbrechen" bisher vergeblich gewesen ist. Es kann also nur Selbsttäuschung sein, wenn man an Stelle dieses Gesetzes durch eine Strafrechtsnovelle den Zweck der Abwehr der Socialdemokratie erreichen will. — Ein dauerndes normales Strafgesetz gegen die Tendenzen der Socialdemokratie würde

eben deshalb in Widerspruch mit den anerkannten Grundsätzen der Preßfreiheit und des Vereinsrechts treten. Die Aufhebung der Censur beruht auf der seit 100 Jahren zur Geltung gekommenen Wahrheit, daß die Gemeingefährlichkeit eines ausgesprochenen Gedankens sich nicht im Voraus durch eine Rechtsnorm dauernd und unabänderlich bestimmen läßt. Ein ausgesprochener Gedanke soll daher nicht um seiner Gefährlichkeit willen unterdrückt werden, sondern nur in bestimmten Fällen einer Rechtsverletzung, der Verletzung einer definirten Strafsatzung oder einer formellen Polizeivorschrift. Eine Richtung gegen Staat, Kirche, Gesellschaft läßt sich nicht im Allgemeinen verbieten ohne die Freiheit des Gedankenausdrucks aufzuheben. Denn das ganze öffentliche Leben beruht auf einer Kette berechtigter Bestrebungen zu Verbesserungen, also Aenderungen in Staat, Kirche und Gesellschaft. Die ganze Gesetzgebung besteht aus fortlaufenden Reformen, also Aenderungen in Staat und Gesellschaft. Ein dauerndes Strafgesetz gegen die Socialdemokratie träte also in Widerspruch mit dem Wesen der Preßfreiheit, des Vereinsrechts, insbesondere aber mit dem Coalitionsrecht der arbeitenden Klassen, welches die deutsche Gesetzgebung in Uebereinstimmung mit den Culturstaaten Europas als eine Grundlage der heutigen Gesellschaft unwiderruflich anerkannt hat. — Eben deshalb würde auch ein Strafgesetz gegen die socialdemokratische Organisation in unangemessener Weise wirken. Die große Mehrzahl der Theilnehmer daran hat kein Bewußtsein eines Unrechts. Die Masse der Theilnehmer glaubt ihre Meinungen, Ueberzeugungen, Bestrebungen, Interessen mit gleichem Recht und gleichen Mitteln zu vertreten, wie die politischen und kirchlichen Parteien der Gegenwart. Eine kriminelle Bestrafung einer solchen Thätigkeit würde mit dem Gefühl der Rechtsungleichheit den Fanatismus, den Trotz, die Neigung zur gewaltthätigen Auflehnung nur erzeugen, und wo solche schon vorhanden ist, steigern. — Nach diesen Gesichtspunkten wird man unbefangen alle Versuche beurtheilen müssen, welche die Abwehr der Socialdemokratie auf normale Preß- und Vereinsgesetze verweisen. Sie bewegen sich entweder in einer Selbsttäuschung oder verdecken eine Verneinung durch das Gegenversprechen eines Unmöglichen.

„Das Reichsgesetz kann also nur ein Verwaltungsgesetz sein. Man kann die Berechtigung eines solchen nicht leugnen ohne Widerspruch mit allseitig anerkannten Wahrheiten. Es ist nicht wahr, daß alle Zwangsthätigkeit des Staats sich auf Strafrecht und Civiljustiz zu beschränken hätte. Das Leben der heutigen Gesellschaft, welche keinen Tag und keine Stunde ohne die Wirksamkeit der Polizei zu bestehen vermag, kann die Berechtigung einer vorbeugenden Zwangsthätigkeit des Staats nicht ableugnen. — Der Staat hat also das Recht und die Pflicht, vorhandene Gefahren von der Gesellschaft abzuwenden. Vor uns liegt die Thatsache, daß in den uns umgebenden Staaten eine gleichartige Massenorganisation stets zu gewaltsamen Ausbrüchen geführt und Staat und Gesellschaft in schwere Gefahren versetzt hat. Von eingebildeten Gefahren darf man nicht mehr reden, wenn die verbündeten Regierungen in Uebereinstimmung mit der Mehrheit des Reichstags eine solche Gefahr als vorhanden anerkennen. Nach übereinstimmenden Erfahrungen der letzten Menschenalter entstehen aber solche Gefahren aus dem Zusammenwirken der Preßfreiheit mit dem Vereinsrecht. Sie entstehen, wenn auf dem Boden der

Preß- und Vereinsfreiheit eine Massenorganisation aufwächst, die sich gegen den Besitz und die darauf beruhenden bürgerlichen Stellungen mit allen Motiven der Selbstsucht und des Neides wendet und so hermetisch abschließt, daß sie durch eine Gegenorganisation der Presse und des Vereinsrechts nicht wirksam abzuwehren ist. Die Idee der sozialen Selbsthülfe ist freilich auch in dieser Frage populär, weitverbreitet und in der Tagespresse stark vertreten. Allein wären bloß geistige Mittel der Belehrung und Ueberzeugung gegen jene international geleitete Organisation ausreichend, so würde eine Wirkung der „Ordnungspresse" bereits sichtbar sein. Die antisocialdemokratischen Parteien, die nach der Auffassung der Socialdemokratie eine „einheitliche reaktionäre Masse" bilden, besitzen seit lange eine große einflußreiche Presse und ein freies Vereinsrecht. Mit diesen Mitteln ist es uns in sehr geraumer Zeit nicht gelungen, die fortschreitende Massenorganisation zu hemmen, weil die sogenannten Ordnungsparteien zu keinem übereinstimmenden Plane gelangen können. Die Socialdemokratie selbst verhöhnt unsere Uneinigkeit und verspottet die „Feigheit und Kopflosigkeit der Bourgeoisie". Danken wir der Vorsehung, daß dies Verhältniß wirklich noch besteht! Denn finge unsere große, bisher uneinige Presse an nach einheitlichem Plan Gleiches mit Gleichem zu vergelten, in gleichem Geist, in gleichem Ton, mit gleichen Mitteln das Gift des Hasses und der Verachtung gegen die armen „enterbten" Klassen zu richten, so kämen wir zu einer wirklichen Proscription. Und käme die große in ihrem Besitz bedrohte Masse wirklich dahin, Kraft ihres Vereinsrechts Gleiches mit Gleichem zu vergelten, in gleichem Haß und gleicher Kriegsbereitschaft die Gegner in ihrer bürgerlichen Existenz zu bedrohen, zu beschädigen und zu vernichten: so würde keine menschliche Einbildungskraft die furchtbaren Folgen eines solchen allgemeinen lock-out der besitzenden Masse auszumalen vermögen. Sie würde sich selbst freilich den schwersten Schaden zufügen, noch gewisser aber die Gegner durch Austreibung aus Haus und Hof und bürgerlicher Nahrung zu dem Verzweifelungskampf des Hungers treiben. Der Kampf ums Dasein, der große Klassenkampf, von dem die Socialdemokratie träumt, und wenn sie unter sich ist, spricht, wäre dann verwirklicht. Im Leben der Völker ist es zu einer solchen Organisation und Gegenorganisation niemals gekommen, sondern der blutige Kampf ist schon ausgebrochen nach halbvollendeter Organisation. Der Ausgang ist aber immer derselbe gewesen: die jammervolle Niederlage des schwächeren Theils. Die „reaktionäre Masse" hat sich stets als der stärkere Theil erwiesen. Sogar die „feige Bourgeoisie" hat stets persönlichen Muth gezeigt, wenn es zur Vertheidigung von Haus und Heerd kömmt. Die heutige Weise der Kampfführung hat diese Uebermacht von Besitz und Intelligenz nur noch erhöht. — Daß es zu einer solchen Katastrophe, auf welche die Socialdemokratie in verhüllter Drohung hinweist, nicht kommt, beruht nicht auf „Feigheit und Kopflosigkeit", sondern darauf, daß die höher gebildeten Schichten der Gesellschaft im Ganzen gewohnt sind, die Folgen ihrer Handlungen besser zu überlegen, als eine jugendliche Volksmasse unter der verführerischen Herrschaft der Phrase. Es beruht darauf, daß in den besitzenden Klassen noch ein Gefühl der Gewissenspflichten, der christlichen Pflichten des Menschen gegen den Menschen lebt, welches die Socialdemokratie zu vertilgen vergeblich bemüht ist. —

Dem Menschen ist Vernunft und Pflichtbewußtsein gegeben, damit es zu einer solchen Organisation und Gegenorganisation überhaupt niemals komme. Der Staat ist dazu bestimmt, eine solche Kriegsorganisation innerhalb der Gesellschaft mit seinen Zwangsmitteln zu verhindern. Die verbündeten Regierungen erfüllen daher ihre Pflicht, wenn sie solche Maßregeln vorschlagen. Der Reichstag hat deren Angemessenheit und Wirksamkeit zu prüfen. Aber eine Verweigerung dieser Mittel ladet dem negirenden Theil eine schwere Verantwortlichkeit auf, wenn er kein andres erweislich wirksames Mittel vorzuschlagen vermag."

Den zweiten Theil dieser Gneist'schen Ausführungen haben wir nur der Curiosität halber wiedergegeben. Diese besitzenden Klassen, welche nur durch christliche Nächstenliebe und beiläufig durch die sichre Aussicht, sich selber mit zu ruiniren, davon abgehalten werden, aus eignen Mitteln die Aufstrebegelüste der untern Klassen ein für allemal zu erdrücken: sie erinnern lebhaft an die einst in der Paulskirche circulirende Federzeichnung, welche Arnold Ruge's „auch eine Weltanschauung" damit verkörperte, daß sie den Kopf des Revolutionairs zwischen seinen Beinen durchguckend in der Stellung zeigte, in welcher Bergsteiger eine schöne Aussicht am besten zu genießen behaupten. Nur zu den Schlußworten eine Bemerkung. Auch von Seiten der Regierung ist betont worden, der Reichstag trage allein die Verantwortung für alles Kommende, wenn er das Gesetz nicht in convenabler Form annehme. Das ist ein Irrthum oder der Satz ist nicht zu Ende gesprochen worden. Die Verantwortlichkeit im Reiche liegt bei dem Reichskanzler. Glaubt er sie nicht tragen zu können gegenüber Beschlüssen des Reichstages, so hat er diesen gehn zu heißen oder — selber zu gehn. Ein Drittes giebt es nicht, am wenigsten ein Zuschieben der Verantwortlichkeit, ohne zugleich die Macht der Executive mit zu übergeben. Und das ist, wie der berühmte Staatsrechtslehrer zugeben wird, im monarchischen Staate doch wol nicht gut möglich.

All das, fährt Gneist fort, wird nur einen äußern Frieden geben, aber er reicht vorläufig hin, den innern erzielen nur die Bemühungen der Religion und Einsicht und Wohlwollen der Arbeitgeber. Auch die Reformgesetzgebung des Staates, fügte er schließlich bei, aber die Folge der Dinge wird diese Reihe umkehren. — Gestehen müsse man es: die „Polizei" sei es, die hier helfen solle. „Gegen welche" — heißt es weiter — „bei uns unbestreitbar eine nationale Abneigung besteht. Wir lassen es wol gelten, daß eine Polizei vorhanden sei: aber sie darf immer nur bestehn wider den Willen des freien Staatsbürgers, wider den Willen des wahren Volksvertreters, der unter keinen Umständen einer Erweiterung der Polizeigewalten zustimmen soll. Allein es wird dagegen kein Versteckspielen mit dem verhaßten Namen helfen. Was hier beabsichtigt wird, ist eine Polizeiordnung gegen die jetzige Organisation der Socialdemokratie, und jede Maßregel zur Unterdrückung von Druckschriften und Vereinen wegen ihrer Gemeingefährlichkeit kann diesen Charakter nicht verleugnen." — Damit ist freilich nur constatirt, daß dieselbe Mehrheit des Volkes, die nach Herrn Gneist's Meinung an die Gefahr glaubt, das gegen sie vorgeschlagene Mittel nicht will, indessen hindert das Dialektiker, wie unsern Professor nicht. Ernster ist, wenn er fortfährt: „Es wäre auch vergeblich zu leugnen, daß eine solche Polizeithätigkeit

im Widerspruch steht mit den Grundrechten der bestehenden deutschen Verfassungen. Jeder deutsche Einzelstaat bedarf daher zu diesen Maßregeln einer außerordentlichen Vollmacht mit Zustimmung der einzelnen Landtage.“ Tanderadei! wie schön sang einst die Nachtigall von dem Kainsstempel des Eidbruches gegen eine solche „bestehende deutsche Verfassung“! Und wenn die Reichsverfassung die Grundrechte deutscher Nation nicht in sich aufnahm, that sie es etwa, um diese um so einfacher ignoriren, annulliren zu können da wo sie in den Einzelverfassungen sich ganz oder stückweise fänden? Giebt etwa der vierte Paragraph der deutschen Verfassung, der von den Gebieten handelt, in denen die Reichsgesetzgebung oberste Gewalt haben soll, solche Rechte wie sie das Socialistengesetz, und Herr Gneist mit ihm, in Anspruch nimmt? Freilich nicht, aber Herr Gneist weiß sich darüber hinwegzusetzen. „Hätte man aber diesen Weg beschreiten wollen“ — fährt er im Anschluß an das Vorige fort — „so würde manche deutsche Regierung keinen leichten Stand mit ihren Kammern gehabt haben und in jedem Falle würden in 25 Staaten sehr verschiedenartige Gesetzbeschlüsse gefaßt worden sein in völligem Widerspruch mit dem Zweck und mit der Wirksamkeit der Maßregeln. Die einzelnen deutschen Regierungen waren deshalb genöthigt, sich an die höhere Reichsgewalt und die Reichsgesetzgebung zu wenden, die ihnen außerordentliche Vollmachten ertheilen kann, welche über die verfassungsmäßigen Grenzen ihrer Polizeihoheit hinausgehen.“ — Das ist zwar in den Zeiten des seligen Bundestages vorgekommen, daß ein deutsches Ministerium erschreckt über die eigne Freisinnigkeit sich Hilfe in der Eschenheimer Gasse dagegen erbat; aber diesmal, im Jahre 1878, sollte es Herrn Gneist doch schwer fallen, seine mit historischer Kaltblütigkeit aufgestellte Phantasmagorie zu erhärten und zu sagen, welche „einzelnen deutschen Regierungen“ sich an die Reichsgewalt um diese außerordentlichen Vollmachten gewendet haben? Der preußische Landtag könnte, wenn er wollte, dieser Frage amtlichen Fortgang geben.

Also eine deutsche Reichspolizeiordnung! Aber diese sind stets bisher unwirksam geblieben, weil (S. 12) „die einzelnen Regierungen („Reichsstände“ — Hr. Gneist nimmt das für gleichbedeutend) darauf bestanden, die Reichspolizeiordnungen jede nach ihrer Weise auszuführen“. Aber wenn heute ein deutscher Einzelstaat sich bewogen fühlt, das gegenwärtige Gesetz sehr milde, „nach seiner Weise“, auszuführen, so fehlt ja die Staatsanwaltschaft, die den Fall vor die oberste Instanz treiben und dadurch eine Einheit dessen, was Hr. Gneist „Rechtsprechung“ nennen wird, herbeiführen könnte. — Alle frühern deutschen Reichspolizeiordnungen sind ferner unwirksam geblieben, weil (S. 13) „man kein exekutives Organ an die Spitze stellen konnte.“ Und die folgenden Zeilen selbiger Seite sind dem Beweise gewidmet, daß auch die oberste Controlbehörde unsres Gesetzes erst zusehn müsse, ob und wie es ihr „in der schonenden Form einer Correspondenz durch den Reichskanzler und die Landesministerien, bis zu den ausführenden Lokalpolizeibehörden herab“ gelingen werde eine leitende Stellung zu erringen. Und für so chiliastische Pläne stellt Hr. Gneist in der Commission den Antrag auf nur fünf Jahre Dauer? — Wir haben freilich niemals eine deutsche Reichspolizeiordnung gehabt ohne ein Reichsgericht an der Spitze, aber ebendeshalb (S. 16) „blieben auch unsre historischen Polizeiordnungen in der Regel unaus-

geführt.“ Das ist nun zwar etwas salopp, auf drei verschiedenen Seiten, für drei verschiedne Argumente, immer wieder die Polizeiordnungen des heil. römischen Reiches aufmarschiren zu lassen, deren einziger und wirklicher Fehler doch nur der gewesen zu sein scheint, daß Hr. Gneist sie damals nicht nach seinen Amendements formeln konnte: uns wollen diese ehrwürdigen und übrigens durchaus unzutreffenden Reminiscenzen nichts Andres besagen als daß, was damals nicht ging, heute noch weniger gehen wird.

Man wird zugestehn, daß in der Schrift das Möglichste zusammengehäuft ist, was über die Gefahren und Bedenken dieses Gesetzes vorgebracht werden kann. Und überwände unser Verfasser das Alles — und er wird es —, so kommt schließlich noch ein Bourgeoisbedenken, an dem Alles zu scheitern droht. Ernst darf mit dem Gesetze nicht gemacht werden. Eine Versammlung zu verbieten, das mag ja gar nicht in Betracht kommen; auch eine zeitweise Beschränkung von Privatvereinen mag hingehen, obwol er hier bereits die mit Corporationsrechten ausgestatteten in freilich unverständlicher Weise berücksichtigt wünscht; ebenso wird der Geldwerth eines „Druckblattes“, „einer Zeitungsnummer“ nicht der Rede werth sein (davon, daß große und kostspielige, schon früher erschienene Werke mit Beschlag belegt, daß Zeitungsunternehmungen, die ein Vermögen repräsentiren, durch einfaches Verbot getödtet werden können, davon weiß Hr. Gneist wieder nichts oder will nichts wissen) — aber „nur wo die bürgerliche Existenz in Frage steht, bei Untersagung eines bürgerlichen Gewerbes, hat die deutsche Gewerbeordnung grundsätzlich ausgesprochen, daß die Entziehung der bürgerlichen Nahrung nie durch einfachen Verwaltungsakt erfolgen, sondern daß dafür ein collegialische Entscheidung mit gewissen Garantien der Verwaltungsjurisdiction eintreten soll.“ Recht wohl, aber in andern deutschen Gesetzen ist ebenfalls „grundsätzlich“ recht viel ausgesprochen, was sich mit der gegenwärtigen Gesetzvorlage gar nicht verträgt: warum hat Hr. Gneist dafür keine Augen, keine Wünsche „gewisser Garantien“?

Aber Hr. Gneist macht Miene, diesen Vorbehalt ernstlich zu nehmen, er spricht sogar zwei Seiten später noch einmal von ihm, und zwar anscheinend in demselben Sinne; sehen wir zu, ob der Einfall es bis zum Amendement bringt.

Der Weisheit Schluß aber ist die Rathlosigkeit. Wir müssen — heißt es — „schließlich anerkennen, daß die deutsche Presse und die öffentliche Meinung bei der Entscheidung dieser Fragen sich in einer schwierigen, fast rathlosen Lage befindet. Nicht nur die politischen Autoritäten, sondern die Rechtsverständigen und Verwaltungskundigen sind unter sich so verschiedener Meinung, daß nahezu jedes Mitglied der Reichstagscommission einen besondern Vorschlag in petto hat, wobei jede Meinung an ein ihr nahe liegendes Gebiet von Verwaltungs- oder Gerichtseinrichtungen denkt. Der Grund liegt anscheinend darin, daß die Ideen über eine Verwaltungsreform überhaupt im Fluß sind, daß die Verwaltungsjurisdiction sich zur Zeit bewährt hat und daher der deutschen Neigung entsprechend leicht zu einem allgemeinen „Princip“ erhoben wird, daß dies Gesetz überhaupt als eine neue außerordentliche Construction in das Verwaltungsrecht eintritt, und daß alle Fragen sich endlich noch verwickeln durch die eigenthümliche Zusammensetzung des deutschen Bundes-

staats, welche sich den herrschenden politischen Ideen keineswegs gemeinverständlich darstellt. Wie soll sich der „gesunde Menschenverstand“ zu solchen Fragen stellen, in denen alle Autoritäten sich widersprechen, in denen auch keine gemeinverständliche Maxime liberaler oder conservativer Programme den Ausweg zeigt?“

Und mit der also bekundeten Sicherheit und Klarheit geht der Herr nun stimmen über Wohl und Wehe von Tausenden. Aber er hat sich wenigstens, wie Figura zeigt, „Gedanken gemacht“ darüber.

Damit genug. Der Leser wird vielleicht meinen: Schon zu viel. Aber „Wer Etwas auf dem Herzen hat, der eile — Es noch bei Zeiten vor sein Volk zu tragen“, denn über die Vorlage, sobald sie erst Gesetz geworden, ungünstig zu sprechen, könnte dann leicht als Negation der Negation, also als positive socialistische Bestrebung aufgefaßt werden. Denn sei es doch wieder und wieder betont, und eben darum, weil Hr. Gneist für diese Unterscheidung gar kein Auge hat, sondern stets nur von der organisirten „socialdemokratischen Partei“ spricht: die Hauptgefahr des Gesetzes liegt in dem „socialistisch“ des ersten Paragraphen. Ueber die Zugehörigkeit oder den Zusammenhang mit einer socialdemokratischen oder auch einer socialistischen Partei lassen sich noch erkennbare Zeichen aufstellen, die socialistische Bethätigung aber durch Wort oder Schrift, die außerhalb eines Parteirahmens steht, ist dem Zufall anheimgegeben. Nicht um die Loyalität, von der die Regierung in der Commission sprach, handelt es sich dabei in erster Linie, sondern um die Intelligenz der Aufsichtsbeamten, um ihre Vorbildung zu selbstständigem Urtheilen auf einem Felde, auf dem sie bisher nur als Werkzeuge der Justizbehörden, also an deren Rechtsregeln gebunden, zu walten hatten. Herr Gneist selbst führt ein prägnantes Beispiel der hier auftauchenden Schwierigkeiten an. Im Anklange an den berühmten Satz: „Nenne mir den Mann, und ich nenne Dir das Gesetz“ sagt er: „Dieselben wörtlich übereinstimmenden Sätze über die Noth der arbeitenden Klassen und ihre Abhilfe durch Productivgenossenschaften u. s. w. bedeuten etwas völlig Verschiedenes in einer Schrift der Richtung Schulze-Delitzsch, Max Hirsch oder der Socialdemokratie.“ Nun, wir kennen Herrn Gneist's Stil seit Jahren und sind in der Genossenschaftsfrage einigermaaßen orientirt: früge uns aber ein bildungslustiger Polizeimann bei dieser Stelle aufs Gewissen, ob Herr Gneist nun wol den Herrn Max Hirsch unter die Harmlosen, unter die etwas Bedenklichen oder unter die Verlornen zähle, wir wären um die Antwort verlegen. — Man wird da freilich auf die obern Beschwerdeinstanzen hinweisen. Aber in einer Lage, in der die Staatsraison das allein entscheidende Wort führt, wird es auch nothwendig sein, die Autorität der den ersten Angriff leitenden Beamten nur in den dringendsten Fällen durch eine etwaige Correctur ihrer Maßregeln zu schwächen. Ueberdem läßt sich voraussehn, daß in vielen Fällen, in denen entweder in Folge der „nicht aufschiebenden Wirkung“ der Schaden, z. B. bei unterdrückten Zeitungen, doch unwiderbringlich ist, oder wenn der passive Widerstand sich in dieser Weise äußern will, die Rechtswohlthat jener Appellation gar nicht erst in Anspruch genommen wird. Für den kleinen Belagerungszustand, n § 20, ist ja ohnehin gar keine Beschwerdeinstanz eingesetzt und vermuthlich wird Berlin das bald zu empfinden haben.

Aber nicht die einzelnen Härten der Gesetzesvorlage, auch nicht die Massenhaftigkeit der Opfer, die ihr fallen werden, bekümmert uns am meisten, ein weit schlimmeres Uebel ist die Rechtsunsicherheit überhaupt, die im Laufe der Zeit sich des Volkes bemächtigen wird. Von der harten Arbeit des Tages in Anspruch genommen, durch den Wechsel der politischen Systeme oft irre gemacht, hat das deutsche Volk in den letzten fünfzig Jahren — und soweit zeigt seine Geschichte ja höchstens zurück — sich von dem „Luxus der Freiheit", der echten und reinen, auf das Bewußtsein des Gleichgewichtes von Recht und Pflicht gegründeten, erst sehr wenig gönnen können. Das wird nun rückläufig werden — und weiter vielleicht, als man wünscht. Tritt der Staat mit seinem Rechte jetzt so fordernd vor das der Bevormundung, dem patriarchalischen Regimente ohnehin noch so zugeneigte Volk, so werden auch die Forderungen an den Staat nicht lange ausbleiben. Und in diesem Punkte ist der Hr. Reichskanzler in seiner Lassalle-Rede doch offen genug gewesen — „starke Spiele kann man die Karten auf dem Tisch spielen", sagte einst sein liebenswürdiger Lehrer. Der Regierungssocialismus wird nicht ausbleiben und die zunächst seine Zeche zahlen, das werden eben die sein, die heute dem Gesetze so freundlich entgegensehen, die Nationalliberalen. Die Fabrikinspectoren, das Reichsgesundheitsamt werden garstige Löcher in das alte unfehlbare Manchesterprogramm reißen und, reicht das nicht aus, so gehts dann in den Staatssocialismus selbst hinein. Welche Entwicklung dieser haben kann, zu welchem natürlichen Ziel er führt, das hat man bis jetzt in der Weltgeschichte noch nicht erlebt, gewöhnlich störten ihn unvorgesehene Ereignisse.

Die periodische Presse Berlins, die noch im J. 1863 gegen das Verwarnungssystem sich zu einem corporativen Protest aufraffte, hat diese Kraft heute nicht mehr; der deutsche Buchhandel, der in den Zeiten des Obercensurgerichts eine Kraft des Widerstandes in der Kleinstaaterei fand, die ihm jederzeit noch Zufluchtsstätten bot, steht heute wehrlos und stumm, und wehrlos aber beredt, wird in dieser Woche der Reichstag über sich ergehen lassen, was „Kismet" ist Hr. Schulze wird den Regenschirm aufspannen über seine Genossenschaften und Hr. Bamberger oder sonst ein stiller Gesellschafter den Regenschirm über die Actiengesellschaften und da die Tugend der Regenschirme ist, alles Nebengehende um so gründlicher zu durchnässen, so wird das ganze übrige Gesetz für diese Fürsorge um ein paar Einzelheiten büßen müssen. Aber am Schluß wird sich aller Heldenmuth zusammenballen und sich in die letzte Schanze, in den Streit um den Endtermin, werfen. Nicht über unsre eigne Lebensdauer hinaus, lautet das Feldgeschrei und als stilles Losungswort klingt es wie: Nicht zur Störung unsrer dereinstigen Wiederwahl! Die Naiven! Sobald des Stückes zweiter Theil anhebt und sie gegen die ja schon im Allgemeinen angekündigten und im Allgemeinen acceptirten Vorlagen, durch welche dieses Gesetz einst entbehrlich gemacht werden soll, sich ungeberdiger als jetzt benehmen: als wenn dann nicht jeder Zeit ihre Auflösung doch erfolgen und die Neuwahl doch unter dem Drucke dieses Gesetzes stattfinden könnte! Wäre es nicht wirklich einfacher, vielleicht sogar klüger, den Paragraphen ganz zu streichen und dem Reichskanzler vertrauensvoll ins pflichtmäßige Ermessen zu stellen, wann er das Volk wieder amnestiren will? Wie praktisch wäre statt dessen ein Schlußparagraph,

wie er sonst wol üblich war, der zu Nutz und Frommen Aller, so es angeht, aufführte, welche Reichsgesetze, welche Landesgesetze, welche Verfassungsrechte der Einzelstaaten ganz oder in einzelnen Bestimmungen durch dies Gesetz auf's Trockne gesetzt sind!

Noch etliche Tage und die neue Aera taucht empor. Sehr leichtherzig trösten sich einige Blätter damit, daß nach der Publikation noch eine Frist von 14 Tagen gegeben sei: § 22 verlangt das „sofortige" Inkrafttreten. Bestelle ein Jeder sein Haus und sei eingedenk der Geschichte aus dem Flavius Josephus:

In den letzten Tagen der Belagerung (Jerusalems durch die Römer) war es, da lief ein Mann auf der Mauer um die Stadt, weinend und klagend: Wehe über Jerusalem! Drei Tage lief er so und rief so, am Abend des dritten aber rief er aus: Wehe auch über mich! Da kam ein Stein aus den Ballisten der Römer und schlug ihn todt.

Der Schwarze'sche Commissionsbericht.

Der sächsische Generalstaatsanwalt v. Schwarze, beauftragt die Arbeit der zur Vorberathung des Socialistengesetzes eingesetzten Reichstagscommission zusammenzufassen, hat das in sehr ausführlichem Berichte gethan, von dem — bezeichnend genug! — die liberalen Blätter, ihren anfänglichen Widerstand bereits aufgebend, nur noch ganz summarisch Notiz nehmen. Wir theilen, nach dem Auszuge der Frkf. Ztg. Folgendes davon mit: Man war in der Commission darüber einig, daß durch die socialdemokratischen Ausschreitungen eine schwere Gefahr für die Staats- und Gesellschaftsordnung entstanden, und daß der Gesetzgebung des Reiches die Pflicht obliege, weitere Ausschreitungen der Socialdemokratie zu verhindern und die Gesellschaft vor der aus ihnen erwachsenden Gefahr zu schützen. Ueber die Wege dazu herrschte eine tiefgehende Meinungsverschiedenheit. Man war einig, daß auf dem Wege der Gesetzgebung keine sofortige und erschöpfende Heilung der vorhandenen schweren Uebelstände zu erhoffen sei, vielmehr nur zunächst die Verhinderung weiterer Verbreitung, sodann aber die Vorbereitung der Heilung erwartet werden könne. Diese Heilung müsse einerseits durch Fortsetzung der Reformen auf dem wirthschaftlichen Gebiete und im Interesse des Arbeiterstandes, andererseits durch Belebung der Religiosität, durch Aufklärung und Belehrung, durch Stärkung des Sinnes für Recht und Sitte angestrebt werden. Man erkannte dabei an, daß die Erreichung dieses Zweckes die thätige Mitwirkung aller erhaltenden Elemente des Staates verlange, ein jeder wohlgesinnte Mann müsse in seinem Kreise sich die Aufgabe stellen, persönlich in der bezeichneten Richtung mit Rath und That einzutreten, und beizutragen, daß der krankhafte Zustand der bürgerlichen Gesellschaft beseitigt, und namentlich die Arbeiterkreise über die verderblichen Irrlehren der Socialdemokratie belehrt werden. Die Majorität der Commission stellte sich auf den Boden des Entwurfs, und erkannte an, daß die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie zu bekämpfen, und der bürgerlichen Gesellschaft der Friede zurückzugeben sei. Keineswegs sollen Reformbestrebungen unterdrückt werden, die es sich zur Aufgabe stellen, auf der Grundlage der gegebenen Staatsordnung vorhandenen Schäden in dem Staate und der Gesellschaft abzuhelfen und Hindernisse in der Entwickelung der Wohlfahrt des Volkes oder einzelner Klassen desselben zu beseitigen. Auch die Regierungsvertreter haben in der Commission wiederholt diesen Unterschied betont und hervorgehoben, daß die Regierung die außerordentlichen Vollmachten lediglich verlange, um den verderblichen Ausschreitungen der socialdemokratischen Bewegung entgegenzutreten und versichert, daß sie von diesen Vollmachten den loyalsten Gebrauch machen werde und weit entfernt sei, die Reformbestrebungen auf dem socialen Gebiete, soweit sie innerhalb jener Grenzen sich bewegen, zu hindern.

Eine allgemeine, über die Bestrebungen der socialdemokratischen Partei hinausgehende und eine über die Zeit des Bedürfnisses und den Zeitpunkt der erreichten Abhilfe hinaus dauernde Beschränkung des Vereins- und Versammlungsrechtes, der Preßfreiheit, des Gewerbebetriebes und der Freizügigkeit erscheine nicht

geboten. Seitens der Majorität wurde wiederholt bemerkt, daß der Zweck des Gesetzes nur durch eine energische Handhabung desselben verbürgt sei, und dabei um so eher der Zeitpunkt zu erwarten sei, wo das gemeine Recht in vollem Umfange wieder hergestellt werden könne. Durch halbe Maßregeln werde der Zweck des Gesetzes nicht erreicht, vielmehr dadurch nur die socialdemokratische Agitation verstärkt, das Ansehen der Regierung geschädigt, und der Bürger in seinem Vertrauen auf den Schutz der Gesetze und Behörden beunruhigt. Dagegen war die Minorität der Ansicht, daß durch die lediglich gegen eine bestimmte Partei gerichteten Beschränkungen die Gleichheit Aller vor dem Gesetze verletzt und gegen eine große Zahl von Staatsbürgern ein Ausnahmezustand geschaffen werde; hierzu sei weder ein ausreichender Grund noch ein praktisches Bedürfniß vorhanden. Man könne dahingestellt sein lassen, ob in der That die vorgeschlagenen Maßregeln von dem erwarteten Erfolge begleitet sein, ja ob sie nicht sogar in das gerade Gegentheil umschlagen und die Bewegung in ihrer jetzigen verderblichen Richtung befördern werden, statt sie in andere Bahnen zu lenken. Das Gesetz gewähre der Regierung Vollmachten der exorbitantesten Art, welche außer Verhältniß zu der wirklich vorhandenen Gefahr ständen! Die Frage, ob die gegenwärtigen Reichs- und Landesgesetze ausreichend seien, um weitere Ausschreitungen der socialistischen Partei zu verhindern, ist von der Mehrheit der Commission verneint worden. Diese Vorschriften, selbst überaus streng ausgeführt, würden sich als ungenügend zeigen, weil durch sie den Behörden zumeist die Befugniß nur zu repressiven Maßregeln gewährt würde, diese aber die durch einen Mißbrauch sofort bewirkte Förderung der socialdemokratischen Bestrebungen nicht werde rückgängig machen können. Ebensowenig war die Majorität der Ansicht, daß die Bestimmungen des Strafgesetzbuches das Uebel an der Wurzel erfassen könne. Dabei war die Majorität der Ueberzeugung, daß durch eine Revision und Ergänzung der bestehenden Gesetze die Mittel geschafft werden können und müssen, um auf dem Boden des für alle Bürger geltenden gemeinen Rechts Ausschreitungen der erwähnten Art dauernd entgegen zu wirken und sie bezw. unter das Strafgesetz zu stellen. Man könne indessen die Bekämpfung der socialdemokratischen Bestrebungen nicht bis zu diesem Zeitpunkte verschieben, sonst würde die Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und Ruhe an Kraft und Umfang wesentlich gewinnen und möglicher Weise zu einer Ausdehnung sich entwickeln, zu deren Beseitigung sodann die äußersten Maßregeln angewandt werden müßten, die Abänderungen der bezeichneten Gesetze aber zu spät kommen und völlig unzureichend sich erzeigen würden. Die Majorität ist daher der Meinung, daß sofort Maßregeln ergriffen werden müssen und es außerordentlicher gesetzlicher Vollmachten für die Behörden bedürfe, um den öffentlichen Frieden zu bewahren. Gegen diese Auffassung erklärte sich die Minorität der Commission, welche durch alsbaldige Revision der einschlagenden Gesetze auf dem Boden des gemeinen Rechts die nöthige Abhilfe schaffen wollte (Antrag Hänel). Allseitig war man einverstanden, daß mit der Annahme dieses Antrags der Entwurf in seinem vollen Umfange beseitigt sei. Die Mehrheit der Commission, wie die Regierungsvertreter erklärten sich gegen diesen Antrag. Vorzugsweise wurde gegen ihn geltend gemacht, daß im Hinblick auf die Aufgabe des Entwurfs nicht sowohl die Contravention im einzelnen isolirten Falle in Betracht zu ziehen und als Gegenstand der gesetzlichen Normirung aufzufassen sei, sondern die ausgedehnte planmäßige und fortgesetzte Verbindung und Agitation gegen die staatliche und gesellschaftliche Ordnung. Dieselbe trete zwar in einzelnen Thatsachen zu Tage, und der Charakter der Verbindung und Agitation werde aus einzelnen Thatsachen erkannt, aber immerhin sei es erst die Mehrheit solcher Thatsachen in ihrer Verbindung und gegenseitigen Ergänzung, aus welcher sich das Gesammtbild der Verbindung zusammensetze und der wahre Charakter derselben erkannt werde. Daher eigne sich das gerichtliche Strafverfahren und die gerichtliche Aburtheilung in ihrer Beschränkung auf einzelne Handlungen einzelner Personen nicht zu einer wirksamen Verfolgung und Bekämpfung dieser Agitation. Von Seiten des Antragstellers wurde nachdrücklich hervorgehoben, daß er auch seinerseits die vorgeschlagene Fassung als endgültige nicht erachte, gerade deshalb sei untrennbar mit dem Hauptantrage der Antrag auf Einsetzung einer Subcommission verbunden. Von einer Seite wurde zugestanden, daß allerdings an sich die Ergänzung im Wege der ordentlichen Gesetzgebung die geeignetste Abhülfe gewähren würde. Da jedoch die Regierung einen solchen Standpunkt einer völligen Ablehnung des Gesetzes gleich halte, so sei, wer eine solche Ablehnung nicht wolle, genöthigt, den Versuch zu machen, auf der Basis des Regierungsentwurfes ein zulässiges Gesetz zu vereinbaren. Der Antrag wurde mit 13 gegen 8 Stimmen abgelehnt. Hierauf gaben mehrere Mitglieder die

Erklärung ab, daß von ihnen der Grundgedanke des abgelehnten Antrags, nämlich Erlassung eines Rechts-Gesetzes, welches von einer Erweiterung des Strafgesetzes ausgeht, und die daran anschließende Vereins- und Preßfreiheit regelt, vorbehaltlich nicht unerheblicher Erinnerungen gegen die Einzelheiten des Vorschlags gebilligt werde, und sie bereit gewesen wären, in der Subcommission die desfallsigen eigenen Anträge specialisirt einzubringen. Nach Ablehnung des Vorschlages erachteten sie es nicht weiter für angemessen, mit solchen speciellen Anträgen hervorzutreten.

Im §. 1. ist statt des Wortes „Untergrabung" „Umsturz" gesetzt; das Wort „Umsturz" wurde von der Minorität beanstandet, da auf dasselbe die Ansicht gestützt werden könnte, daß eine allmählige, schließlich aber in dem Zusammensturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung ihren Ausgang erreichende Untergrabung nicht unter das Gesetz falle. Die §§ 1a, b u. c, sowie § 3 handeln von dem Verbot der Vereine und der Vereinskassen. Die Kommission verkannte nicht, daß die genossenschaftlichen Kassen vorzugsweise mit als Mittel der socialdemokratischen Agitation verwendet werden können und verwendet worden sind. Gerade in ihnen liegt ein starker Anreiz zum Anschlusse an die socialdemokratische Bewegung und in den vorhandenen Geldmitteln ein starker Machtzuwachs für die Führer der Partei. Andererseits wurde nicht verkannt, daß diese Kassen auch humanitären Zwecken dienen, und segensreich gewirkt haben. Es wird daher die Aufgabe der Gesetzgebung sein, diesen Rücksichten gleichmäßige Beachtung zuzuwenden, und ebenso den Staat vor der Gefahr, die in dem Mißbrauch der Vereine liegt, zu schützen, als die guten Zwecke und Eigenschaften der Vereine zu pflegen. Beim § 5, Versammlungen, wurde in der zweiten Lesung der Antrag gestellt, daß das angeordnete Verbot nicht für Versammlungen zu Besprechungen wegen einer ausgeschriebenen Wahl zum Reichs- oder Landtage Geltung haben sollte. Es wurde hervorgehoben, daß mit einem derartigen Verbote ungesetzlichen Wahlagitationen einzelner Beamten zu Gunsten eines bestimmten Kandidaten Vorschub geleistet werden könne, die Freiheit und Reinheit der Wahl beeinträchtigt und der Bürger bei der Ausübung seines Wahlrechts in einem höchst bedenklichen Maße beschränkt werde. Der Antrag wurde mit 10 gegen 10 Stimmen abgelehnt. Beim § 6 „Druckschriften" wurde die Frage, ob die auf Grund des Verbots eintretende Beschlagnahme der Exemplare auch auf diejenigen Schriften, welche bereits vor dem Erlasse des Gesetzes erschienen sind, und auf die vorhandenen, zur Verbreitung bestimmten Exemplare dieser Schriften sich erstrecke, von den Regierungsvertretern bejaht, während hiergegen aus der Kommission erinnert wurde, daß mit dieser Auffassung eine schwere materielle Schädigung der Betheiligten ohne Entschädigung derselben bewirkt werde. Besondere Anträge wurden nicht eingebracht. Zum Abs. 2 des § 6 wurde der Antrag gestellt: Bei periodischen Druckschriften das Verbot des ferneren Erscheinens davon abhängig zu machen, daß auf Grund dieses Gesetzes das zweite Verbot einer einzelnen Nummer erfolgt. Gegen diesen Antrag erklärten sich die Regierungs-Vertreter mit der Bemerkung, daß diese Maßregel eine strenge, aber nothwendige sei; die Tendenz der Zeitschrift sei durch die seitherigen Nummern zweiffellos und vollständig festgestellt. Mit Annahme des Antrags werde die Gefahr erwachsen, daß von der Zeitschrift in der Zwischenzeit nach dem Erlasse des Gesetzes die bisherige Agitation nur auf vorsichtigere Weise fortgesetzt werde. Vorzugsweise seien von diesen Zeitschriften die schlimmen Zustände, in welchen die Gesellschaft sich befindet, verschuldet worden. Es handle sich hier nicht um ein sog. Avertissement, sondern um Unterdrückung einer Zeitschrift, welche bereits bewiesen habe, daß sie den Umsturzbestrebungen ihre Dienste leiste, und deren Fortbestehen daher sowohl mit dem Gesetze unvereinbar sei, als auch das Publikum in seiner Auffassung des Gesetzes irre leiten müsse. Bei der ersten Lesung wurde der Antrag mit 14 gegen 7 Stimmen angenommen, bei der zweiten Lesung mit 11 gegen 9 Stimmen abgelehnt. Beim § 16 konnte die Kommission in ihrer Mehrheit nicht der in Absatz 1 getroffenen Bestimmung unbedingt beitreten. Die Versagung des Aufenthalts an einem bestimmten Orte könne die gesammte wirthschaftliche Existenz einer Person geradezu vernichten, und stelle sich daher als eine sehr schwere Maßregel dar. Man glaubte in voller Würdigung der von den Agitatoren ausgehenden Wirksamkeit der Behörde ein starkes Schutzmittel gegen die Agitatoren gewähren zu müssen, andererseits aber auch auf die Schwere der Maßregel gebührende Rücksicht zu nehmen und nicht über das Bedürfniß selbst hinausgehen zu sollen. Einem Antrage, daß neben der Strafe auf Zulässigkeit von Polizeiaufsicht erkannt werden könne, wurde keine Folge gegeben. Beim § 16a wurde darauf hingewiesen, — und dabei kam die Petition des deutschen Gastwirthsverbandes zu Erörterung — daß die Untersagung des Gewerbebetriebes eine überaus

strenge Maßregel sei, deßhalb wurde es für bedenklich gehalten, diese Maßregel ausschließlich in die Hände der Verwaltungsbehörde zu legen. Von mehreren Mitgliedern wurde die Bestimmung zwar betreffs der Gastwirthe, Schankwirthe und der ihnen gleichgestellten Personen gutgeheißen, nicht aber betreffs der Buchdrucker, Buchhändler, Leihbibliothekare und Inhaber von Lesekabinetten gebilligt. Beim § 19 führte die Frage, in welcher Weise die Beschwerdeinstanz zu bilden und zu organisiren sei, zu lebhaften Debatten, und zu einer Mehrzahl von Vorschlägen. Diese verschiedenen Vorschläge lassen sich nach folgenden maßgebenden Momenten gruppiren: 1) Herbeiziehung des verwaltungsrichterlichen Elements nach Maßgabe der in den einzelnen Ländern Deutschlands bestehenden Einrichtungen; 2) Uebertragung der Entscheidung an den Reichskanzler; 3) Bildung eines Bundesrathsausschusses nach dem Vorschlage des Entwurfes; 4) Bildung einer kollegialen und selbstständigen Behörde, a. Anlehnung derselben an ein bereits vorhandenes Reichsamt, so daß letzteres oder ein Theil desselben mit der Entscheidung der hier fraglichen Beschwerden in der Rekursinstanz beauftragt wird; b. Bildung einer besonderen Kommission, womit namentlich noch die Besetzung nach der Zahl der Mitglieder und deren Wahl in Betracht zu ziehen war. Der Bericht befaßt sich in eingehender Weise mit diesen Vorschlägen und giebt in ausführlicher Weise die Diskussionen wieder, ohne jedoch neue Thatsachen vorzuführen. Zur Annahme gelangte der Antrag, daß eine Kommission von 9 Mitgliedern gebildet wird. Der Bundesrath wählt 4 derselben aus seiner Mitte, die übrigen 5 aus der Zahl der Mitglieder der höchsten Gerichte des Reichs oder der einzelnen Bundesstaaten, der Kaiser ernennt den Vorsitzenden und dessen Stellvertreter aus der Zahl der Mitglieder. In der zweiten Lesung wurde seitens der Regierungs-Vertreter erklärt, daß auf dem Boden des angenommenen Antrags eine Verständigung gefunden werden könne. Wesentliche Bedenken richteten sich nur gegen zwei Punkte, gegen die Bestimmung, daß der Kaiser den Vorsitzenden nicht nach freier Wahl und eigenem Ermessen, sondern aus der Zahl der von dem Bundesrathe gewählten Mitglieder ernennen soll, sowie gegen den Ausschluß der Mitglieder der obersten Verwaltungsgerichte. Ein Antrag, welcher diese beiden Bestimmungen in sich aufnahm, wurde mit 13 gegen 7 Stimmen abgelehnt, und der obige Beschluß mit 11 gegen 9 Stimmen wiederholt. Schließlich sind noch folgende Erklärungen zu konstatiren: a. Die Beschwerdeinstanz ist befugt, das Verbot einer Druckschrift sofort und ohne daß die Abfassung und Publikation der Entscheidung selbst abzuwarten sei, mittelst einfacher Verfügung aufzuheben, sobald die Instanz sich davon überzeugt hat, daß das Verbot nicht gerechtfertigt sei. b. Es herrscht darüber Einverständniß, daß die Aufrechterhaltung des Verbots einer Druckschrift auch auf andere Stellen gestützt werden könne, als diejenigen, auf welche das Verbot in der angefochtenen Verfügung gestützt worden. Es kam jedoch in Frage, ob nicht solchenfalls dem Betheiligten Gelegenheit zu geben sei, seine materiellen Einwendungen gegen diese ihm nicht bekannt gewesene Auffassung vor der Entscheidung geltend zu machen und zu begründen; c. Endlich wurde der Fall besprochen, daß das Verbot in mehreren deutschen Bundesstaaten von den dortigen Behörden erlassen, jedoch nur aus einem derselben Beschwerde gegen das Verbot an die Beschwerdeinstanz ergriffen worden sei. Wenn solchenfalls die Beschwerdeinstanz das Verbot wieder aufhebe, so fragt es sich, ob die Wirksamkeit dieser Entscheidung auch auf das Verbot in denjenigen Bundesstaaten, aus welchen nicht recurrirt worden, sich erstrecke und daher das Verbot für das ganze Reichsgebiet außer Kraft trete? Die Bejahung dieser Frage begegnete keinem Widerspruche, und wurde nur noch bemerkt, daß es sich empfehlen werde, zur Sicherung dieser Wirksamkeit die aufhebende Entscheidung in dem Reichsanzeiger bekannt zu machen. Bei der Berathung des § 20, des sogenannten Belagerungsparagraphen, wurde in der Kommission darauf hingewiesen, daß der Art. 68 der Reichsverfassung seinen realen Inhalt durch die Bestimmungen des preußischen Gesetzes vom 4. Juni 1851 empfangen. Von mehreren Mitgliedern wurde bemerkt, daß es sich in den Fällen des Gesetzes um einen bereits ausgebrochenen Krieg oder Aufruhr handele, so daß die Erklärung des Belagerungszustandes als eine Repressivmaßregel sich darstelle, während die hier nachgelassene Maßregel nur eine Bedrohung der öffentlichen Sicherheit voraussetze und daher als Präventivmaßregel sich darstelle. Es sei auch daran zu erinnern, daß das preußische Gesetz nach schweren Erschütterungen des Staates, sowie in Erinnerung an dieselben und zur Abwehr der Wiederkehr derselben erlassen worden sei. Eine solche Erschütterung sei jetzt weder vorhanden, noch zu befürchten, und ebensowenig sonst ein Bedürfniß zu solch exceptionellen Maßregeln nachgewiesen. Die Mehrheit der Kommission glaubte, daß es durch die vor-

handene Sachlage angezeigt sei, Maßregeln zur Bewahrung der öffentlichen Sicherheit in solchen Bezirken und Ortschaften ins Auge zu fassen, welche durch die socialdemokratische Agitation bereits so stark unterwühlt seien, daß die gewöhnlichen, den Behörden zustehenden Präventivmittel zur Abwendung der Gefahr nicht mehr ausreichen. Es gelangte demnächst die Frage zur Diskussion, wie weit überhaupt sich der § 20 auf die Maßregeln beziehe, welche nach den Landesgesetzen zulässig und auf Grund derselben von der Landesbehörde verfügt worden sind. Man war einverstanden, daß der Paragraph auf diese Maßregeln sich nicht beziehe, vielmehr die Zulässigkeit derselben, wie das Verfahren in derartigen Fällen lediglich nach den Landesgesetzen zu beurtheilen ist. Auch die Genehmigung des Bundesraths erstrecke sich nicht auf diese Maßregeln. Der Absatz 1 und 2 wurden angenommen, mit der Klausel, daß vor das Wort „Sicherheit" einzuschalten sei „unmittelbare" und das eine Wort Versammlung sich nicht auf ausgeschriebene Wahlen zum Reichstage oder zu einem Landtage erstrecke. Ferner wurde zu Abs. 3 beschlossen, daß die Betroffenen nicht aus ihrem Wohnorte ausgewiesen werden können; dagegen erklärte sich der Regierungs-Vertreter, da erfahrungsgemäß die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung in einem Bezirke schon dadurch zu erzielen sei, wenn einzelne Personen, die vorzugsweise als die Seele der Bewegung in einem Bezirke anzusehen, aus demselben verwiesen werden könnten und dadurch der Bewegung die Leitung und der Zusammenhalt entzogen werde. Einwendungen wurden noch gegen Abs. 4 (Verbot des Verkaufs und Tragens von Waffen rc.) erhoben, da selbst Taschenmesser und andere Gegenstände zu den Waffen gezählt würden. Hiergegen wird erinnert, daß der Begriff „Waffe", wo ihn das Strafrecht bei einzelnen Delikten, mit Rücksicht auf den Charakter der letzteren auffasse, hier nicht Platz greife, auch die verschiedenen Gesetze über Waffenführung ihn nicht in dieser Allgemeinheit, sondern in dem Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauchs auffassen.

Beim § 22 erregte die Frage, ob ein bestimmter Endtermin für die Dauer dieses Gesetzes vorgeschrieben sei, lebhafte Debatte. Man verkannte nicht, daß eine derartige Zeitbeschränkung stets von Inconvenienzen begleitet sein werde, und sich nicht mit Sicherheit voraussehen lasse, in welchem Zeitraume das Gesetz den vorausgesetzten Erfolg erreicht haben würde. Man verhehlte sich ferner nicht, daß eine zu kurze Bemessung dieses Zeitraums eine indirecte Aufforderung zur Fortsetzung geheimer Agitation enthalte und gleichsam eine Prämie für letztere darbiete. Andererseits wurde der transitorische Charakter des Specialgesetzes hervorgehoben, welches nicht auf eine unbestimmte und ungemessene Zeitdauer erlassen werden könne. Nur mit der Anerkennung dieses Satzes seien die starken Abweichungen des Gesetzes von dem gemeinen Rechte und der Umfang der den Behörden eingeräumten außerordentlichen Vollmachten zu rechtfertigen. Auch sei nicht zu verschweigen, daß in einer derartigen Zeitbeschränkung die Aufforderung an den Bundesrath liege, baldigst mit derjenigen Revision der Reichsgesetze vorzugehen, in welcher man die definitive Erledigung der dem gegenwärtigen Specialgesetze gestellten Aufgabe und hiermit die Bahn zur Rückkehr zum gemeinen Rechte erblicke. Bei der Bemessung des Zeitraumes war eine Einmüthigkeit in der Commission nicht zu erzielen. Indem man einerseits dem Endtermin des 31. März 1881 entschieden widersprach, wurde andererseits geltend gemacht, daß, wenn es nicht gelänge, in diesem Zeitraume einen solchen Erfolg mit dem Gesetz zu erzielen, dasselbe überhaupt als untüchtig sich erweise und durch andere Maßregeln zu ersetzen sei. Wiederholt wurde auf die Gefahr hingewiesen, welche bei Bemessung des Zeitraums, sofern sie ohne Rücksicht auf die Dauer der Reichstagswahlperiode erfolgt, deshalb entstehen werde, weil die Frage der Aufhebung oder des Fortbestehens des Gesetzes zur Wahlparole gemacht werden würde. Seitens der Regierungsvertreter wurde der Termin bis 31. März 1881 gleichfalls als zu kurz bezeichnet und dabei erklärt, wie auch die Regierung nur wünschen könne, daß der Zeitpunkt baldigst erreicht werde, an welchem die verbündeten Regierungen in freier Vereinbarung mit dem Reichstage die Wiederaufhebung des Gesetzes beschließen könnten. Der Termin bis zum 31. März 1881 wurde auch in der zweiten Lesung aufrecht erhalten. Die Commission beantragte schließlich: Dem Gesetzentwurfe gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie nach Maßgabe der in der Beilage befindlichen Zusammenstellung seine Zustimmung zu ertheilen und die Petitionen und Eingaben durch die zu dem Entwurfe gefaßten Entschließungen für erledigt zu erklären.

Etwas über Kurzsichtigkeit.

Die Klage, daß in unseren Gelehrtenschulen gar arg an den jugendlichen Augen gesündigt werde, ist nicht erst von heute; allein diese Klage kann nicht oft und laut genug angestimmt werden. Schon vor längerer Zeit kam uns eine kleine Schrift*) zu Gesicht, die wir der Aufmerksamkeit aller betheiligten Kreise sehr empfehlen. In diesem mit großer Klarheit und viel Wärme geschriebenen Büchlein sind gar merkwürdige Dinge zu lesen, welche die höchste Beachtung verdienen. „Eine lange Reihe, sagt der Verfasser, von neuerdings mit großem Fleiße angestellten Untersuchungen über das Vorkommen der Kurzsichtigkeit bei der lernenden Jugend Deutschlands ergaben, daß das Kinderauge fast ohne Ausnahme nicht kurzsichtig ist, wenn es in die Schule kommt, daß dagegen sofort in den untersten Klassen die Kurzsichtigkeit sich entwickelt und reißend schnell, aber fast regelmäßig mit jeder Stufe, die in der Reihe der Klassen erstiegen wird, nach Zahl und Grad zunimmt.“ Zum Beweis dieses Satzes führt er die Resultate von 11 verschiedenen Untersuchungsreihen an, welche im Laufe der letzten 10 Jahre theils in Deutschland theils in der Schweiz veröffentlicht wurden. Das allenthalben übereinstimmende Resultat ist, daß bei verschwindendem Procentsatz der Kurzsichtigkeit in den untersten Klassen diese bis zu Prima stetig steigt, um hier durchweg Durchschnittszahlen von nicht unter 50 % und bis 100 % zu erreichen. Die erschreckendsten Ziffern bieten die Gymnasien, in den Realschulen sind die Verhältnisse etwas günstiger.

Der Verfasser entwickelt dann die Nachtheile, welche die Kurzsichtigkeit für die leibliche und geistige Entwicklung der Jugend im Gefolge hat und gibt in drei größeren Abschnitten allgemeine, auch dem Laien durchaus verständliche Erörterungen über die Entstehung, die Folgen und Gefahren dieses Fehlers.

Als unbeweisliche Thatsachen ergeben sich ihm folgende:

1. „Daß ein sehr großer Theil unserer lernenden Jugend ursprünglich mit gesunden Augen begabt, nach und nach kurzsichtig wird und zwar in den höheren Altersklassen oft bis zur Hälfte;
2. Daß die Kurzsichtigkeit irgend erheblichen Grades unter allen Umständen ein Mangel, oft eine Krankheit mit den schwersten Folgen ist;
3. Daß zwischen dieser übermäßig häufigen Entwicklung der Kurzsichtigkeit bei der Jugend der gebildeteren Stände und ihrer Lebensweise irgend ein ursächlicher Zusammenhang unbedingt existiren muß.“

Der Untersuchung dieser Ursachen widmet dann der Verfasser besondere Aufmerksamkeit und schließt hieran in einem weiteren Abschnitt seine eigenen positiven Vorschläge. Der Grundgedanke, welcher ihn hiebei leitet, ist die Nothwendigkeit einer steten Unterbrechung zu langen Sitzens, Schreibens und Lesens. Den Augen muß in viel ausgiebigerer Weise als bisher Zeit zur Erholung gegeben werden. So plädirt er beiläufig bemerkt, für die Ausdehnung des „akademischen Viertels“ auf alle Schulen, spricht energisch gegen die Ueberladung mit Hausarbeiten u. s. w., gegen allerhand üble Gewohnheit in der Familie, die Stubenhockerei, die Lesewuth u. dgl., gegen ungesunde Verhältnisse in der Schule durch Lichtmangel, zu kleinen Druck, schlechtes Papier u. s. w. Kurz er gibt eine gedrängte aber erschöpfende Darstellung all' der Schädlichkeiten, welche miteinander auf das edelste Sinnesorgan unserer Jugend einstürmen.

Ein weiterer Abschnitt bringt eine Reihe beachtenswerther Stimmen sogar aus den Lehrerkreisen selbst und zieht zugleich eine Parallele mit den ungleich zweckmäßigeren und vernünftigeren Anschauungen, welche in England in solchen Fragen für Haus und Schule Geltung haben.

---

*) Dr. med. A. Colsmann, Augenarzt in Bremen: „Die überhandnehmende Kurzsichtigkeit unter der deutschen Jugend, deren Bedeutung, Ursachen, Verhütung. Bremen. Wiemann. 1877.“ 54 S.

Zum Schlusse betont der Verfasser, und gewiß mit hohem Recht, die zeitweise Controle, welche nothwendiger Weise, sei's von den Eltern oder Lehrern in Bezug auf die Sehkraft der Jugend ausgeübt werden sollte. „Ein Lehrer z. B. dessen Classenzimmer eine Länge von 20 Fuß hat, braucht nur die eine auf 20 Fuß berechnete und mit Nr. 20 bezeichnete Schriftproben-Tafel an der Wand aufzuhängen und von Zeit zu Zeit jedes Kind die Buchstaben aus der Entfernung von 20 Fuß lesen zu lassen. Kann ein Kind diese Buchstaben nicht mehr, wie früher, in der Entfernung von 20 Fuß flott lesen, so ist die Kurzsichtigkeit im Anzuge oder schon zur Entwicklung gekommen und sofortiges Einschreiten erforderlich."

Die kleine Schrift des rheinischen Augenarztes ist besonders deßhalb interessant, weil sie den mathematischen Beweis liefert, wie unzweckmäßig die dermalige Erziehungs- und Unterrichtsmethode der besser situirten Stände beschaffen ist. Sie liefert diesen Beweis zunächst für das Auge. Andere haben es für andere Organe bewiesen oder, wo es nicht geschehen, ließe sich's leicht nachholen. Vielleicht findet sich bald einmal ein unabhängiger Kopf der das gesammte in dieser Beziehung vorliegende Material sammelt und uns eine „Pathologie der gebildeten Jugend" bescheert. Ein solches Werk wäre zum mindesten zeitgemäß und böte Platz für allerhand heilsame Erörterungen. Wir zweifeln sehr, ob die Vorschläge des Herrn Dr. Colsmann an maßgebenden Orten Anerkennung finden werden. Man rüttelt heutzutage höchst ungern am Hergebrachten und im Uebrigen — wo soll man denn eigentlich aufhören, wenn man einmal zu reformiren angefangen hat? Das Uebel sitzt tief, entsetzlich tief, denn nicht bloß die Augen der Jugend werden verkürzt, der ganze Leib, der Kopf und das Herz. Was ist denn aber das Grundübel in der Erziehung und im Unterricht unserer gebildeten Jugend, von dem uns in der obigen Schrift ein allerdings hervorstechendes Symptom, aber immer nur ein Symptom geschildert wurde? Es ist nichts anderes als die Trennung der „Arbeit" und der „Wissenschaft." Die Gesellschaft steht heute vor der Frage, ob diese Spaltung zweier Begriffe, die innerlich eins sind, äußerlich fortbestehen kann oder nicht. Besteht sie fort, so muß der jugendliche Körper der Nation, sei's an Anämie, sei's an Hyperämie, zu Grunde gehen; überwindet die Gesellschaft diesen Zwiespalt, so beginnt eine neue Phase menschheitlicher Entwicklung, die Werkstatt wird zur Schule, die Schule zur Werkstatt und das Resultat wird sein — ein körperlich und geistig gesundes kräftiges Geschlecht, welches alle in ihm schlummernden Fähigkeiten in harmonischer Weise ausbilden kann. Wer also für unsere „gebildete" Jugend etwas thun will, der sorge dafür, daß sie nicht bloß Kopf und Auge richtig gebrauchen lerne, sondern auch die Hände, ja die Hände ganz besonders. A. M.

Für Diejenigen unserer geehrten Leser, welche sich den Jahrgang 1877 der „Wage" completiren möchten, bemerken wir, daß wir gern, soweit unser Vorrath reicht, kostenlos die Ergänzung bewirken, wenn uns nur durch Postkarte die fehlenden Nummern angegeben werden.

Die Expedition der „Wage."

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch C. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. | Berlin, 18. October 1878. | Nr. 42.

Der Kehraus.

In der „Empfindsamen Reise“ erzählt Sterne von einer eigenthümlichen Feierlichkeit, der er in der Hauptstadt der Bretagne beiwohnte. Es heißt da:

„Da ganze Reiche und Staaten ihre Perioden des Verfalls haben und sie die Reihe trifft zu fühlen, was Noth und Armuth ist, so verweile ich mich nicht bei den Ursachen und Zufällen, welche das Haus d'E. . . in der Bretagne nach und nach herunterbrachten. Der Marquis d'E. . . hatte mit großer Standhaftigkeit gegen seine Umstände angekämpft, weil er wünschte, einige Ueberreste von dem, was seine Vorfahren gewesen, aufzubewahren und auch sich der Welt zu zeigen. Sie hatten sich aber so viel gezeigt, daß ers nicht konnte. Es war genug übrig für die kleinen Bedürfnisse der Dunkelheit . . . . aber er hatte zwei Knaben, die riefen ihn an um Licht. Er glaubte, sie verdienten es. Er hatte seinen Degen versucht, der konnte ihm keinen Weg öffnen. Das Steigen war mit so viel Kosten verknüpft und bloßes Sparen konnte dieselben nicht bestreiten. Es blieb kein Mittel übrig als der Handel.

In einer jeden andern französischen Provinz als der Bretagne hieß dies auf ewig dem jungen Baum die Wurzeln zerstören, welchen sein Stolz und seine väterliche Liebe wieder aufblühen zu sehen wünschte. Er machte sich aber den Umstand zu Nutze, daß in der Bretagne dafür gesorgt ist, und als die Stände zu Rennes versammelt waren, ging der Marquis, begleitet von seinen beiden Söhnen, zum Gerichtshofe, und nachdem er das Recht eines alten Gesetzes des Herzogthums für sich angeführt hatte, welches, wie er sagte, deswegen nicht weniger kräftig wäre, weil es selten angerufen würde, so nahm er seinen Degen von der Seite: Da, sagte er, nehmen Sie ihn in getreue Verwahrung, bis bessere Zeiten mich in den Stand setzen, ihn wieder zu begehren!

Der Präsident nahm den Degen des Marquis an, ... er blieb einige Minuten, um ihn in das Archiv seiner Familie niedergelegt zu sehn und entfernte sich.

Den folgenden Tag begab sich der Marquis mit allen den Seinigen auf ein Schiff nach Martinique.“

Das ist lange her, aber heute will etwas Aehnliches sich vollziehen. Am 18. Oktober, an dem Tage, da die Alten unter uns einst die Freudenfeuer auf den Bergen schürten zu Ehren des großen „Freiheits“-

Sieges, am 18. Oktober werden etliche heruntergekommene Marquis ebenfalls vor versammeltem Rathe der Nation niederlegen, was ihnen an Ruhm aus alten Tagen etwa geblieben ist.

Da schreitet voran Herr Löwe, der von Calbe, der einst für des deutschen Volkes Grundrechte bis unter „die Hufe der Rosse" gerathen — heute legt er sie ergeben hin.

Da folgt Herr Bamberger, der von Kirchheimbolanden, der in jungen Jahren für eben jene Rechte die Freischärlerbüchse auf die Schulter genommen. Der Büchse ist er längst ledig, heute schleppt er auch, etwas stammelnd, das Gerümpel aus der Paulskirche herbei.

Da kommt Herr v. Bennigsen, der einst als des Nationalvereines Häuptling „durch die Einheit zur Freiheit" schritt und heute sich damit begnügt, vor tauben Ohren und lächelndem Achselzucken zu predigen, wie harmlos Er das Gesetz auffassen würde, wenn erst — ja, wenn . . .

Da sind die Gummigiganten, die einst, in den Conflictsjahren, um himmelweit Kleineres den Pelion auf den Ossa thürmten und heute, wie in den „Räubern" vor Spiegelberg die Aebtissin, vor einem „Dictator" tanzen.

Da wandelt am Schlusse in schiefgewickelter Toga Herr Lasker, der vor noch nicht drei Jahren, im Namen seiner ganzen Partei, gegen die Möglichkeit, je „Kautschukparagraphen" in das Strafrecht einzuführen, Verwahrung einlegte und den Versuch dazu vorweg als undiskutirbar bezeichnete. Heute meint er, drittehalb Jahre lang ließe sich darüber wol reden . . . .

So trägt ein Jeder seinen Degen, das Zeugniß früherer ehrenvoller Zeit, herbei und legt ihn nieder. Nach Martinique braucht er deshalb nicht mehr zu gehn, heutzutage marchandirt man ja wol im Lande selber weiter.

Wenn Sterne dann aber ferner erzählt, wie der Bretagner Edelmann nach zwanzig Jahren reichgeworden heimkehrte, wie er in gleicher Feierlichkeit seinen Degen wiederforderte und wiedererhielt — so hat das mit unserer Geschichte nichts mehr zu thun. Hier hört die Aehnlichkeit auf.

Wir geben gern zu, daß der Reichstag in dem, was seine Majorität heute thut, der Strömung in der Volksstimmung ganz entspricht. Aber mit demselben Gleichmuth, mit dem der Fürst Reichskanzler am 3. December 1875 der nationalliberalen Absage erwiderte: „Es ist das einer von den Würmern, die nicht sterben. Es wird vielleicht auch die zweite Legislaturperiode darüber hingehn, es wird vielleicht Ihre Enkel, wenn ich die Legislaturperiode als eine Generation betrachten darf, diese Aufgabe noch beschäftigen" — mit demselben Gleichmuth harren wir des Tages, da die Wähler, der künstlichen Erregung müde und von dem Polizeiregimente selber bedrückt, dem Liberalismus den Laufpaß geben und der Reaction das Feld räumen. Das wird der wahre Ausdruck einer Sachlage sein, die heute schon obwaltet, und diese Durchgangszeit will eben auch erlebt sein. Welche Saat auch darauf erwachse: Euer Weizen, männliche Volksvertreter dieser Aera, wird darin nicht mehr blühn!

Es ist das leichteste Stück Arbeit, das heute da vollbracht wird, und es wird ja auch nur dieser erste Schritt sein, der Mühe kostet. Ist

der Socialismus einmal als kriegführende Macht anerkannt, so muß der Kampf auch auf dessen Gebiet hinübergespielt werden und der Reichskanzler — das geht aus seinen Reden offen genug hervor — wird es bei einer nur politischen Reformgesetzgebung nicht bewenden lassen. Welche Vorbedingungen aber für solches Thun erforderlich, darüber möge ein wahrhaft conservativer Staatsmann sprechen, Rodbertus in der Berliner Revue von 1871, in seiner Abhandlung über den Normalarbeitstag. Er sagt: „Nein, auf der Straße, mittels Strikes, Pflastersteinen oder gar Petroleum wird die sociale Frage nicht gelöst. Als nur noch erst abzuschaffen war, mochten im Sturm errungene Decrete genügen. Aber damals wurde auch erst an der Wiege der socialen Frage gezimmert. Heute nun ist sie selber da, ist uns fast über den Kopf gewachsen und abzuschaffen, um sie zu lösen, giebt es nichts mehr. Heute heißt es organisiren. Dabei ist sie von eigenthümlicher Constitution, wie eine Sinnpflanze: vor rauhen gewaltthätigen Händen fährt sie erschrocken zurück. Dauernder socialer Friede, einheitliche politische Regierungsgewalt, fester vertrauensvoller Anschluß der arbeitenden Klassen an diese Gewalt, große Aufnahmen, Vorarbeiten und Anstalten, die eine Reihe tiefer Combinationen bilden und nur in Ruhe, mit Ordnung und Energie zu treffen sind — das sind die Vorbedingungen der Lösung der socialen Frage. Sie schließen gleichermaßen eine zerfahrene Staatsgewalt, eine turbulente Arbeiterbevölkerung und „Karlsbader Beschlüsse" aus." — Das ist, wie gesagt, vor sieben Jahren schon geschrieben — da es so wenig benützt, sieht es noch so neu aus.

Und mit eben desselben wahrhaft conservativen Mannes Worten, aus einem Briefe von Rodbertus an Ad. Wagner, vom 20. Juli 1875, wollen wir schließen: „Denn auch die Ideen, wenn man sie nur von den Irrwischen zu unterscheiden weiß, die sie zu begleiten pflegen und seitwärts und abwärts führen, sind von so fester Realität, wie nur die derbste, handgreiflichste Wirklichkeit sein kann, und werden sich stets mit einer die Naturgewalten intensiv und extensiv an Stärke übertreffenden Geschichtsgewalt Bahn brechen, wo menschliche Thorheit ihnen den Weg vertreten will."

Die Römerzüge der Bismarck'schen Aera.

Dem Historiker Sybel ward in der ersten Sitzung des deutschen Reichstags, am 30. März 1871, ein Ehrentag zu Theil, wie ihn kaum je ein Geschichtsschreiber erlebt hat. Die Vertreter des neugegründeten Reichs bekannten sich zu dem Programm, für welches der Bonner Gelehrte Jahrzehnte hindurch gekämpft hatte, und beeilten sich, vor den Lockungen zu warnen, welche die wiedererweckten Namen Kaiser und Reich und die mit denselben verbundenen Erinnerungen an die Heereszüge der mittelalterlichen Kaiser auf manche Gemüther noch ausüben könnten. Der Abgeordnete v. Bennigsen nahm in diesem Sinne auf der Tribüne zuerst das Wort, weihte sie als Friedenskanzel ein und legte es mit seiner sanften und schmelzenden Weise der Nation ans Herz, daß jene Verirrungen früherer Kaiser nur aus ihren thörichten Ansprüchen auf die Beerbung des alten römischen Imperatorenthums hervorgegangen seien, die Kaiserliche Regierung des neuen Reichs aber in Uebereinstimmung mit den Gefühlen des deutschen Nordens an Nichts weniger denke,

als in die „alten Fehler einer deutsch-italienischen und deutsch-kirchlichen Politik" wieder einzulenken und die furchtbaren Gegensätze zwischen Kaiser und Pabst wieder zu beleben.

Die überwiegende Mehrheit der Abgeordneten, in deren Namen Bennigsen sprach, hatte noch ausdrücklicher als ihr beredter Führer die Verpflichtungen anerkannt, welche sie Sybel für seine Aufklärung über das Unheil der Hohenstaufischen Politik schuldig war. Es galt der Erwiderung auf die Thronrede, namentlich auf deren Absatz, welcher die Bereitwilligkeit Deutschlands versichert, „die Achtung, die es für seine Selbstständigkeit in Anspruch nimmt, auch der Unabhängigkeit aller andern Staaten und Völker zu zollen." An der entsprechenden Stelle des Adreßentwurfes glänzte, neben einem historischen Rückblick auf die Eingriffe der Hohenstaufenpolitik in die Lebensinteressen Italiens und auf den selbstverschuldeten Verfall Deutschlands, ein zuversichtliches Bekenntniß der Nicht-Interventionspolitik und der Ausdruck der kühlen Hoffnung, daß „die Tage der Einmischung in das Leben anderer Völker unter keinem Vorwande und in keiner Form wiederkehren werden."

Die Geflissentlichkeit der Bennigsen'schen Redewendungen und der Versicherungen des Adreßentwurfes war die Antwort auf einen Zwiespalt, welcher in der Adreßcommission gespielt hatte. Die Vertreter der Minderheit, funfzig und einiger katholischer Abgeordneten, wollten die Entscheidung über die Zukunft des Reichs weder der Reminiscenz aus den Streitschriften eines Parteihistorikers, noch einer theoretischen Floskel, welche das Mißtrauen des Auslandes doch nicht entwaffnen würde, überlassen sehen. Da sie aber an der Eingenommenheit und mißgünstigen Stimmung ihrer Gegner abprallten, waren sie aus der Commission ausgeschieden und an der Stelle ihres Adreßentwurfs, wo die Mehrheit in dem ihrigen historische Belehrungen und Stichworte der Tagesdiplomatik zusammengehäuft hatte, war eine beredte Lücke gelassen.

Bis jetzt hatte die Minderheit weder mit einem Schrift noch Wort zur Annahme Anlaß gegeben, daß sie sich mit dem neuen Reichsverhältniß nicht arrangiren würde. Einen Römerzug unter Moltke's Führung zur Herstellung der weltlichen Herrschaft des Pabstes verlangten sie nicht; wenn der Abgeordnete Windthorst in der Debatte des 30. März an den Satz der Thronrede über den wohlthätigen Erfolg der deutschen Vermittelung in der Pontusfrage erinnerte und für die Regelung der römischen Frage auch nicht mehr als eine solche Einmischung verlangte, so war die Forderung einer „kleinen" Berücksichtigung der katholischen Interessen von Millionen deutscher Mitbürger weder unbillig, noch übertrieben.

Derselbe Windthorst hatte nicht Unrecht, wenn er aus Miquel's gebietendem Wort: „vor allem Andern müsse das moderne deutsche Reich jede Intervention aus religiösen Gründen meiden," den Schluß zog, daß man „nur in dieser Angelegenheit nicht nach dem Rechten sehen wolle." Der Protest der liberalen Adresse gegen alle Interventionspolitik war in der That nur gegen die katholische Partei gerichtet. Die Debatte des 30. März war nur ein Schauturnier und der Eifer, mit dem sich die Letztere an der Unterhaltung dieses Tages betheiligte, um so mehr eine Thorheit, als das Gefecht sich nur um eine Schul- und Compendienfrage drehte. Die bedeutende Centralstellung, welche die Partei inmitten der ihr aufgedrungenen Isolirung einnahm, würde noch wichtiger geworden sein, wenn sie mit dem Gebrauch ihrer Waffen auf das Eintreten der Intervention gewartet hätte, welche die dogmatische Ueberstürzung der Liberalen doch unausbleiblich machte.

Dagegen war sie wohl dazu berechtigt, in der Sitzung des Reichstags vom 1. April mit ihrem Antrag auf Einfügung der Grundrechte für Preß- und Vereinsfreiheit in die deutsche Reichsverfassung aufzutreten. Jene Kriegsbereitschaft und Ausrüstung mit allerlei Strafmitteln gegen die katholische Kirche für den Fall der Unfehlbarkeits-Erklärung, in welche der norddeutsche Gesandte bei der Curie, Harry von Arnim, seine Privatfreunde während der

Concilszeit einen Blick thun ließ, wird bei der Rührigkeit der süddeutschen Kreise so wenig ein Geheimniß geblieben sein als die Aussicht, die er auf russisch-polnische Zustände für Deutschland eröffnete. Man erinnerte sich auch noch lebhaft jener Schrift, in welcher der Hofprediger und Generalsuperintendent Hoffmann die „Evangelisirung" von ganz Europa, mit Einschluß des Sultans, als Folge der Königgrätzer Schlacht prophezeite. Die Fraction unterlag zwar mit ihrem Antrag auf eine „Magna charta des Religionsfriedens" der liberalen Strömung, die auf eine Ausnahme-Gesetzgebung losging und mit dem Leichtsinn eines Treitschke die Grundrechte als das Spielwerk der Kinderzeit von 1848 fortspülte. Aber nach einer achtjährigen Anstrengung für dieselben Güter kann sie heute ihre Gegner vom 1. April 1871, einen Schulze (Delitzsch), welcher damals die Vertheidigung der Grundrechte unzeitgemäß nannte, oder diejenigen, die ihr an jenem Tage egoistische Sorge für ihre kirchlichen Angelegenheiten vorwarfen, fragen, wohin sie denn nun mit ihrer Zeitberechnung und mit der Sorge für ihre eignen Interessen gelangt sind.

Bismarck sah wie die Mehrheit des Reichstags in dem Auftreten der Katholiken eine Mobilisirung und Kriegserklärung und beschloß, dem Erfolg seiner Getreuen noch einigen Nachdruck zu geben. Er intervenirte noch nicht, sammelte auch noch nicht Verbündete zu einem Zug über die Alpen; er recognoscirte zunächst nur das Terrain von Rom. Wenige Wochen nach den lebhaften Debatten des Reichstags verbreitete sich das Gerücht, daß er ein Tadelsvotum, ja eine vollständige Desavouirung der unruhigen Reichtagsfraction aus dem Vatican erreicht habe. Der Bayrische Gesandte bei der Curie, Graf Tauffkirchen, war von ihm als zeitweiliger Geschäftsträger beauftragt worden, beim Staatssecretär Antonelli sich zu erkundigen, ob die Haltung jener Fraction in ihrem Auftreten für die Interessen des heiligen Stuhls den Absichten Sr. Heiligkeit des Pabstes entspreche; wir sind aber in dieser Angelegenheit nicht so reichlich wie in dem Arnim'schen Falle mit diplomatischen Actenstücken versorgt worden, um die Anfrage des Reichskanzlers in ihrer Urform zu würdigen. Wir müssen uns vielmehr an der Antwort Antonelli's vom 5. Juni auf des Bischofs von Mainz besorgnißvolle Erkundigung vom 18. Mai genügen lassen, wonach der Staatssecretär den nach Zeitungsnachrichten eingebrachten Antrag auf eine Intervention zu Gunsten der weltlichen Herrschaft der Kirche für verfrüht gehalten habe. Die Recognoscirung war also verfehlt, da ein solcher Antrag in jener Reichsdebatte nicht erfolgt war.

Indessen kam im Frühjahr 1872, als die ersten ernstlichen Zuckungen des Culturkampfs eingetreten waren, ein eindringlicher Interventionsversuch; es ist der Plan, ein trojanisches Pferd in den Vatican einzuführen, — die Hohenlohische Angelegenheit.

Ehe der deutsche Geschäftsträger von Derenthall den 25. April 1872 an den Pforten des Vaticans anklopfte und für den gefährlichen Gast um Einlaß anfragte, war die „Kölnische Zeitung" vom 23. April mit der Nachricht beglückt worden, daß der Cardinal Hohenlohe zur Vertretung des deutschen Reichs beim römischen Stuhl ausersehen sei, und meldete der Telegraph an demselben Tage nach Wien und Pest, daß sich eine Versöhnung zwischen der deutschen Regierung und dem Pabste vorbereite. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" vom 26. April brachte unbekümmert darum, woher diese Veröffentlichung eines ministeriellen Amtsgeheimnisses stamme, die Nachricht des rheinischen Blattes und zugleich die Deutung der „Spenerschen Zeitung" von demselben Tage, wonach es in Folge dieser „Neubesetzung" eines wichtigen Gesandtenpostens den ultramontanen Reichsfeinden schwer sein würde, die Sage von einem Kriegszustande zwischen dem deutschen Reiche und der katholischen Kirche aufrecht zu erhalten. Den Tag darauf setzte eine Berliner Feder dem Wiener „Fremdenblatt" die Vorzüglichkeit des vollzogenen Beschlusses auseinander, da Prinz Hohenlohe, ein Deutscher, mit den deutschen Verhältnissen vertraut, durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen in steter, engerer Bezie-

hung mit hervorragenden deutschen Persönlichkeiten, am preußischen Hofe persona grata, zugleich mit dem Vertrauen des Pabstes beehrt sei.

Während Nichts von einer Antwort des Vatikans auf Derenthall's Anklopfen verlautete, füllten die Officiösen die unheimliche Pause mit Betrachtungen über die eigentliche Aufgabe des Cardinals aus und stimmten in der Ansicht überein, daß seine Arbeit sehr leicht, sein Geschäft sehr einfach sein würde. Da es sich von selbst verstehe, meinten sie, daß die schwierigeren Fragen und Angelegenheiten, in welchen sich die Aufgaben und Interessen des Staats und der Kirche berühren, der Regelung durch die staatliche Gesetzgebung unterliegen, so hätte er weiter Nichts zu thun, als das Herz des Heiligen Vaters zu erwärmen und dafür Sorge zu tragen, daß die Auffassung und die Schritte der deutschen Regierung von Seiten der Curie eine richtige Würdigung und, soweit möglich, moralische Würdigung fänden.

Zum Theil gaben diese Federn die Stimmung eines nicht einflußlosen Kreises wieder, in welchem man auf die Stichworte des Parteizwistes, wie Jesuitismus und Ultramontanismus, nicht viel gab, den Protesten des katholischen höheren Bürgerthums gegen die Concilsbeschlüsse keine nachhaltige Kraft zutraute, im Altkatholizismus nicht Masse genug zu einer sichtbaren Organisation erblickte und in Döllingers gelehrter Opposition keine zuverlässige Basis sah. Man wollte in diesen Kreisen Ruhe, etwas Verläßliches, Thatsächliches und Amtliches haben und glaubte, daß man das Alles mit Hohenlohe's Ernennung auf leichte Weise bekommen könne.

Gleichwohl gab es auch eifrige Nationalgesinnte, welche diese Ernennung mit Bestürzung vernommen hatten und befürchteten, daß ein Streit, der einen belebenden Bruch zu versprechen schien, in einen dumpfen Frieden verlaufen könne. Ihnen mußte Trost gespendet werden und sie erhielten ihn in einer Berliner Correspondenz der „Weserzeitung" vom 2. Mai. Sie wurden nun darüber aufgeklärt, daß der Berliner Act, der einen Rückzug der Bismarck'schen Politik anzukündigen schien, nur eine veränderte Schlachtordnung sei. Man belehrte sie, daß die Ernennung des Cardinals, welcher der Sage nach seinen Bruder, den bayerischen Ministerpräsidenten, zum Kriegsruf gegen das Concil getrieben habe, nur der „Versuch des Reichskanzlers sei, die Jesuiten auf ihrem eigenen Felde und mit ihren Waffen zu schlagen". Der Correspondent der Weserzeitung vermuthete sogar, daß der Botschafter des deutschen Reichs dazu bestimmt sei, „in Rom bei einem kurz oder lang bevorstehenden Conclave als Cardinal die Interessen des religiösen Friedens zu vertreten" und gegen die Kirche der Jesuiten den Kampf zu bestehen.

Allein in demselben Augenblick als dem deutschen Publikum das kunstvoll gezimmerte trojanische Pferd vorgestellt wurde, hatte man im Vatikan beschlossen, es nicht aufzunehmen.

Der Geschäftsträger Derenthall hatte nach seiner vertraulichen Anzeige, daß der ernannte Gesandte nächstens selbst eintreffen werde, um sich zu vergewissern, ob seine Ernennung dem Pabste genehm sei, sieben Tage lang vergeblich auf eine Antwort des Staatssecretärs gewartet und nach einem erneuten Auftrag seines Vorgesetzten vom 1. Mai amtlich noch an demselben Tage den Staatssecretär um Mittheilung der Entscheidung des heiligen Vaters ersucht. Der Cardinal Antonelli erwiderte ihm unterm 2. Mai, daß er gemäß seiner vertraulichen Mittheilung vom 25. April der Ankunft des Cardinals Hohenlohe entgegengesehen habe, nun aber nach Einholung der Befehle Seiner Heiligkeit ihm mittheile, daß derselbe bedauere, einen Cardinal der Heiligen Kirche, auch wegen der augenblicklichen Umstände des heiligen Stuhls nicht zur Annahme eines so wichtigen und delicaten Amtes autorisiren zu können.

Die Tagesblätter, welche den Stein mit ihren ermunternden Zurufen begleitet hatten, mußten ihm nun bei seinem Herabgleiten ihre Denksprüche und Trostworte nachrufen. Die „Norddeutsche Allg. Zeitung" droht, diese Vereitelung eines Arrangements, wonach der Pabst in der Anschauung und Beur-

theilung deutscher Dinge vor Fälschungen hätte gesichert werden können, möge sich wohl in der bevorstehenden Debatte über die Jesuiten-Frage verwerthen lassen. Die „Nationalzeitung“ vom 4. Mai stellt die Geduld des Reichskanzlers auf die Probe, indem sie die römische Expedition in launigem Humor als ein „Impromptu“ bezeichnet; auf dessen Ausgang man selbst nicht viel Gewicht gelegt habe, und überfällt ihn mit der Plauderei eines enfant terrible und mit der Frage, was er wohl im Frühjahr 1866 gesagt haben würde, wenn es Oesterreich auch eingefallen wäre, den Grafen Lippe oder Herrn von Bodelschwingh zu seinem Gesandten in Berlin zu bestellen.

Die schwergerüsteten Officiösen drangen indessen tiefer in die Stimmung des Publikums ein und arbeiteten, z. B. in der „Weserzeitung“ und „Frankfurter Presse“ vom 9. Mai, nach einem Schema, wonach das Volk durch die päpstliche Verschmähung des Friedensantrages ebenso aufgeregt sei, und eben so leidenschaftlich den Krieg verlange, wie es in den Emser Julitagen des Jahres 1870 den Kriegsruf erhob.

Obwohl die Mythe jener Tage, daß es in Ems damals einen Beleidiger und einen Beleidigten gegeben habe, von gewichtiger Stimme längst widerlegt war, spielte die Erinnerung an diese angebliche Begebenheit in den Kriegsrufen der officiösen Presse eine sehr wichtige Rolle und Bennigsen knüpfte an die dadurch erregte „gemeinsame Empfindung des deutschen Volks“ an, als er in der Reichstagssitzung vom 14. Mai 1872 die päpstliche Zurückweisung der Friedenshand als eine „gegen das Oberhaupt des deutschen Reichs gerichtete Verletzung“ bezeichnete.

Die Angelegenheit war in ihren allgemeinen Umrissen nothdürftig erledigt, als Windthorst in derselben Reichstagssitzung, auf die Bemerkung des Reichskanzlers, daß ihm in seinen einundzwanzig diplomatischen Amtsjahren noch kein ähnlicher Fall vorgekommen sei, erwiderte, daß diesmal auch zum erstenmal der Diener eines andern Souverains auserkoren war, bei seinem Dienstherrn für den Monarchen, der ihn zu seinem Gesandten gewählt hatte, dessen Dienste zu verrichten.

Allein die spätere Arnim-Angelegenheit brachte mehrere Schriftstücke zu Tage, die auf die Hohenlohe'sche Sache ein sehr belehrendes Licht warfen. In jenem an den Kaiser gerichteten und am 24. Januar 1876 im Reichsanzeiger veröffentlichten Bericht, erinnert der Reichskanzler daran, wie ihm, als er den Versuch machte, die Gefahren, die ihm Arnim's Charakter in Paris zu bedingen schien, durch seine Versetzung nach London abzuschwächen, bei der ersten Anfühlung an letzterem Ort, „der heftigste Protest wegen Arnim's Neigung zur Intrigue und Unwahrheit“ entgegentrat. Nun, damals sah er in dem Protest, der ihn bei der ersten Anfühlung überraschte, keine Beleidigung, gab er vielmehr sein Vorhaben sofort auf und auch der Areopag der officiösen Blätter empfand bei der Veröffentlichung jenes Berichts keine nationalen Blutwallungen.

Der Expedition dagegen, welche den Cardinal Hohenlohe in den Vatican schaffen sollte, war keine Anfühlung, keine Anfrage, ob seine Person dem Papste genehm sein würde, vorausgegangen, wenn man nicht die frühzeitigen Anmeldungen des Römerzuges durch die officiösen Blätter als eine solche Ankündigung betrachten soll. Vielmehr die beiden Schreiben Derenthall's vom 25. April und 1. Mai an Antonelli melden barsch und kategorisch die vollzogene „Ernennung“ des neuen Gesandten, der nach dem bald zu erwähnenden Schreiben Bismarcks an Harry von Arnim nur „behufs Uebergabe seines Creditivs“ nach Rom zu reisen hatte.

Das betrifft den Geschäftsgang. Eine andere Frage ist die der Person. In seiner Reichstagsrede vom 14. Mai 1872 nannte Bismarck die Befürchtungen, die man auf evangelischer und liberaler Seite an die kirchliche Stellung des Cardinals knüpfte, unbegründet, da „ein Gesandter nur das Gefäß sei,“ dessen Werth allein in seinem Inhalt, den Instruktionen des Auftraggebers

bestehe. Allein dieses Gefäß hatte noch besondere Annehmlichkeiten, die dann wohl dem Auftraggeber, aber nicht dem Souverain, dem es zugeschickt wurde, gefallen konnten. In der Depesche vom 28. April 1872, in welcher Bismarck Harry Arnim die Ernennung Hohenlohe's zum römischen Botschafterposten meldet, setzt er ihm die Eigenschaften auseinander, welche denselben für diesen Posten besonders geeignet machen. Er hebt hervor, wie derselbe, der Rom nach dem Einzug der italienischen Truppen verlassen hatte und seitdem in Deutschland lebte, „den Strömungen, die eine so bedauerliche Richtung bekommen haben, sich niemals hingegeben habe." Fügen wir noch hinzu, daß Fürst Chlodwig, als Windthorst in der Debatte vom 14. Mai nach den Geschäften fragte, welche den Cardinal in Deutschland zurückhielten, aufstand und erklärte, daß sein Bruder daselbst weile, weil er „in Rom die seinen Fähigkeiten und Wünschen entsprechende Stellung nicht gefunden habe'", so wird man die Entscheidung Pius IX. nicht mehr befremdlich finden können.

Der Cardinal gehörte im Rath und in der Umgebung des Papstes zu den Malcontenten.

Indessen war zwischen der vertraulichen Meldung Derenthall's vom 25. April und zwischen der amtlichen Anfrage desselben vom 1. Mai etwas Wichtiges passirt. In der Zwischenzeit war, wie aus der Rede Bismarcks vom 14. Mai erhellt, die päpstliche Entscheidung in Berlin bekannt geworden und man wollte nun doch auch eine amtliche Antwort haben. Der in Berlin weilende Cardinal hatte zwar die Entscheidung erhalten, aber in den amtlichen Kreisen wollte man doch die „delicate" Sache auf bureaukratischen Wege zum reglementsmäßigen Schluß führen, — daher Derenthall's Anfrage vom 1. Mai nach der Genehmhaltung der Person des „ernannten" Gesandten, — daher aber auch in Antonelli's Antwort vom 2. Mai das Stillschweigen über die bereits gestrichene Personenfrage und seine Beschränkung auf den Satz, daß der Papst unter dem gegenwärtigen Umständen der Kirche einen Cardinal nicht zur Annahme eines so wichtigen Postens autorisiren könne.

Noch an demselben Tage, an welchem Bismarck in seiner Reichstagsrede der römischen Expedition die Leichenrede hielt und die Vertreter des Reichs mit den Worten elektrisirte: „nach Canossa gehen wir nicht, weder staatlich noch kirchlich," — am 14. Mai unterzeichnete er die Einladung an die Mächte zu einem gemeinsamen Römerzug.

So kam die Papstwahldepesche in die Welt. Ihr Gang war aber sehr unsicher und schleppend. Schon der Eingang des Schriftstücks zeugte von einer tastenden Verlegenheit. Erst die Versicherung, daß die Gesundheit des Papstes Pius IX. „allen Nachrichten zufolge eine durchaus befriedigende ist und keine Symptome einer baldigen Aenderung darbietet," — dann der gebrechliche Bau des Gemeinsatzes, daß „über kurz oder lang eine neue Papstwahl immer eintreten muß" — endlich der ins Unbestimmte verlaufende, ebenso sehr Eile wie Abwarten empfehlende Nachsatz, daß „der Zeitpunkt sich der menschlichen Berechnung und Voraussicht entzieht" — Alles das konnte die auswärtigen Regierungen, denen die Vertreter des deutschen Reichs das Schriftstück verlesen sollten, nicht enthusiasmiren.

Auch der Inhalt war nicht erweckend. Die Einladung an die Mächte, sich über die Garantien zu verständigen, welche die Wahl und die Person eines künftigen Papstes gegen den Mißbrauch seiner Gewalt bieten, eröffnete eher die Aussicht auf ein unfruchtbares Schlachtfeld der zufälligsten Scrupel und Meinungen, als auf eine der Rede werthe Einigung. Die Bezeichnung der früher bei der Papstwahl von drei Mächten geübten Exclusiva als einer illusorisch gewordenen Garantie, konnte zwar Frankreich und Spanien bei ihren damaligen innern Nöthen sehr kühl lassen, aber doch Oesterreich zu dem Versuch reizen, sich als Erben des früheren römischen Kaisers geltend zu machen.

Die officiösen Blätter thaten zwar wiederum ihre Pflicht, als die Oberleitung ihnen gegen Ende des Juni 1872 eine Andeutung über die eingelei-

teten Unterhandlungen zukommen ließ. Es schien bereits so, als ob sich jenes Wort erfüllen sollte, welches Napoleon I. vor seinem Aufbruch nach den russischen Steppen an die französischen Bischöfe richtete: „sobald ich, was sich jetzt vorbereitet, und zwei oder drei Projecte, die ich hier (sich an die Stirn schlagend) habe, beendigt haben werde, wird es in Europa zwanzig Päpste geben; Jeder wird seinen eigenen haben." So glaubten auch jetzt manche Reichsfreunde, daß die Zeit der Staatspäpste und Gegenpäpste vor der Thüre stehe.

Jedoch gab es auch noch reichstreue Blätter, die sich von der Aussicht auf einen etwaigen Protest gegen die nächste Papstwahl gar nicht erbaut fühlten. So nannte die „Weserzeitung" vom 29. Juni eine solche von der „Norddeutschen Allg. Zeit." eröffnete Perspective für den deutschen Reichsbürger sehr unerfreulich. Sie hörte die unmuthigen Seufzer, ob denn das neue deutsche Kaiserthum „die unerquickliche Erbschaft seiner mittelalterlichen Vorgänger auf sich nehmen und jene Händel sich wieder aufladen soll, an denen das alte Reich verblutete", — ob man, von dem häuslichen Kirchenkampf noch nicht genugsam in Anspruch genommen, auch noch in die Ferne schweifen und vielleicht mit pommerschien Regimentern den Vatican einschließen und zur Capitulation zwingen will.

Acht Tage vorher, am 21. Juni hatte die Spenersche Zeitung dem Publikum den Boden unter den Füßen heiß gemacht und die Nachricht mitgetheilt, daß der Papst schon im Jahre 1870 die Bulle unterzeichnet habe, durch welche mit Umgehung aller üblichen Formalitäten die Wahl des Nachfolgers praesente cadavere durch die in Rom anwesenden Cardinäle vorgeschrieben werde. Ein Paar Tage darauf heizte sie dem Reichsbürger von Neuem ein und machte ihm die außerordentliche Bedeutung jener Bulle durch die Enthüllung klar, daß die Feinde des Reichs mit dem Plan umgingen, nach dem „vielleicht schon morgen" eintretenden Hinscheiden Pius IX. einen Franzosen oder einen französisch gesinnten Italiener mit der Tiara zu krönen und von ihm die Coalition der Großmächte gegen das deutsche Reich einsegnen zu lassen.

Zur Unterstützung dieser Attake auf das Publikum erschien endlich in der Mitte des Juli eine hoch-officiöse Schrift, die unter dem Titel: „ein Wort über die Papstwahl" für die deutsche Regierung gegenüber einem vom Conclave in's Auge gefaßten Papst-Candidaten dasselbe Recht der vorhergehenden Prüfung seiner Garantieen für den Frieden zwischen Kirche und Staat in Anspruch nimmt, welches die preußische Regierung bisher gegenüber einem in Vorschlag gebrachten Bischof übte.

Aber still und sanft wie diese Broschüre in den gütigen und die Welt von Tagesproducten befreienden Strom der Vergessenheit versank, so verlief sich auch die Papstwahldepesche vom 14. Mai 1872 in dem dürren Sande, der sie in den Cabinetten der angesehensten Mächte aufnahm. Ihr Unglück wurde schon am 12. Juli 1872 in einer Berliner Correspondenz des „Hannoverschen Couriers" angedeutet; als der „Reichsanzeiger" am 29. December die Depesche selbst brachte, flossen die Trauernachrichten reichlicher; uns genügt indessen die authentische Erklärung Bismarck's in der Reichstagssitzung vom 9. Juni 1873: „wir werden uns jeder Einwirkung auf die Papstwahl enthalten und sie gar nicht versuchen."

Trotz des Unglücks, welches alle diese Römerzüge verfolgte, übte Rom immer noch den Zauber aus, mit dem es die deutschen Gemüther anzog. Deutsche Reichsfreunde umkreisten den Vatican, in welchem das Original der Spenerschen Bulle praesente cadavere wie ein leuchtender Schatz ruhte, und suchten der Curie ihr Geheimniß zu entreißen. Endlich trafen sie den rechten Mann, der ihnen eine Abschrift des Urtextes aus dem Verschluß der heiligen Burg auslieferte, und die „Kölnische Zeitung" vom 9. Januar 1874 hatte das Glück, die Papstwahlbulle in einer deutschen Uebersetzung zu veröffentlichen. Der sogleich von dem rheinischen Blatte erhobene Kriegsschrei über den „Umsturz der bisherigen Papstwahlordnung" fand in dem officiösen Schrei über die „cano-

nistische Revolution", welche das Gesetz von Jahrhunderten mit einem Federstrich aufhob und die deutsche Regierung von jeder ferneren Rücksichtnahme gegen die revolutionäre Curie befreite, ein lebhaftes Echo. Ein Berliner Blatt sprach es endlich offen aus, daß nach dieser Kriegserklärung Roms das deutsche Reich gegebenen Falls zur Aufrichtung einer von Rom unabhängigen katholischen Kirche schreiten und sich einen eigenen nationalen Papst schaffen könne.

Allein auch dieses Nachspiel sollte wie die vorhergehenden Römerzüge ein schnelles Ende nehmen. Erstlich beschränkte sich die angeblich grundstürzende Neuerung der Bulle auf die Bestimmung, daß bei der jetzigen Nothlage der Kirche, in Uebereinstimmung mit einer langen Reihe von Verfügungen früherer Päbste bei einer Neuwahl mehrere Formalitäten außer Gebrauch gesetzt werden dürften; die Spenersche Mythe, daß dieser Act, noch ehe der Leichnam des verstorbenen Pabstes erkaltet sei, in Kraft trete, fand sich in der Bulle nicht einmal vor. Sodann hätte die Erwähnung Monaco's, die Bestimmung, daß nöthigenfalls auch in diesem Fürstenthum, wie in irgend einer französischen Stadt oder in Malta die Neuwahl stattfinden dürfe, die Freude über die wichtige Entdeckung etwas mäßigen sollen. Als aus dem Vatikan der Berliner „Germania" am 15. Januar die Nachricht zukam, daß die Bulle ein apokryphes und einem seit acht Jahrzehnten existirenden päbstlichen Erlaß nachgebildetes Machwerk sei, wies jenes Blatt nach, daß der Fälscher im Datum seiner Bulle, am 28. Mai 1873, Pius IX. in das achtundzwanzigste Jahr seines Pontificats versetzte, obwohl dasselbe erst am 26. Juni jenes Jahres eintrat. Während endlich die „Nationalzeitung" die schriftliche Zusicherung eines Jenaer Gelehrten (vom 18. Januar) veröffentlichte, wonach die Bulle, wenn sie auch unecht wäre, „mit großem Geschick verfertigt sein würde", entschied das „ultramontane" Blatt die Frage durch eine gediegene philologische Untersuchung. Es wies nach, daß der Fälscher die Bulle Pius VI. vom 13. November 1798 schülerhaft umschrieben und z. B. Relativworte beibehalten hatte, ohne die vorhergehenden Angaben, auf welche sich dieselben beziehen, mit aufzunehmen. In Folge der Freiheit, welche Pius auf seinem gewaltsamen Transport nach Frankreich kraft jener Bulle gegenüber einigen „Ceremonien, Feierlichkeiten und Gewohnheiten" dem künftigen Conclave gestattete, war die Wahl seines Nachfolgers Pius VII. zu Venedig am 14. März 1800 möglich geworden.

Dem Verlangen der deutschen Reichsfreunde zu Rom nach dem Original der von der Spenerschen Zeitung denuncirten Bulle war gegen Geld und gute Worte ein dortiger Abenteurer entgegengekommen und mit seinem Machwerk, welches er von einem Diener des Msgr. Mercurelli, Secretärs der Breven, erhalten haben wollte, gefällig gewesen.

Nach den unglücklichen Römerzügen war nur jene Beobachtung des Vaticans übrig geblieben, deren Chronik mit der ermüdendsten Weitschweifigkeit in der „Nationalzeitung" aufgezeichnet ist. Je nachdem der römische Correspondent derselben der italienischen Regierung den Stab Sanft oder den Stab Wehe von Weitem zeigt, können wir auf die Willigkeit oder das Widerstreben schließen, womit dieselbe die deutschen Anregungen zum Anschluß an den Culturkampf aufnahm. Die ewigen Nörgeleien dieses Correspondenten sprachen nicht für einen dauerhaften Erfolg jener Anregungen. Als Belag für die Noth des Correspondenten führen wir nur seine Geschäftigkeit im Monat März des Jahres 1875 an. Es wurde damals eine Aenderung des Garantiegesetzes, eine Beschränkung der Redefreiheit des Pabstes, eine Ausdehnung des Kanzelparagraphen auf den beobachteten Insassen des Vaticans angeregt, aber wie die Klagen und Anstrengungen des Correspondenten beweisen, mit geringem Erfolg.

Nachdem Canossa, wie es heißt, in Folge einer freundlichen Einladung und Vermittelung nach Kissingen gekommen war, scheint die italienische Regierung wegen des Ausbleibens der gewohnten Anregungen einige Besorgniß

zu empfinden und für die Winke Gambetta's, der bei sich zu Hause die Eröffnung eines fröhlichen Culturkampfs verspricht, nicht unempfänglich zu sein. Der römische Correspondent der Nationalzeitung ist so gut wie quiescirt und ihr pariser Beobachter macht dafür die Miene, als wolle er den Kriegsmantel anlegen.

B. Bauer.

Von und über Proudhon.

Von Arthur Mülberger.

II.

Die Wittwe des Akademikers Suard hatte der Akademie von Besançon zu Anfang der dreißiger Jahre ein Legat mit einer jährlichen Rente von 1500 Frcs. vermacht, mit der Bestimmung, diese Rente solle je auf die Dauer von 3 Jahren unter der gebildeten Jugend des Departement Doubs demjenigen verliehen werden, welcher nach dem Urtheil der Akademie „die glücklichsten Anlagen zeige, sei es zum schriftstellerischen, sei es zum gelehrten Berufe, sei es zum Studium des Rechts oder zum Studium der Medicin." Der erste dem diese Pension Suard (in Deutschland würde man „Stipendium" sagen) zu Theil wurde, war Gustav Fallot, der zweite war Mauvais, der berühmte Astronom, der dritte sollte Proudhon sein. Dem Andringen seiner Freunde und Bekannten nachgebend, bewarb sich Proudhon um die Gunst der Akademie. So leicht sollte ihm die Sache nicht werden. Als Mittheilhaber einer Druckerei mußte er zunächst daran denken, dieser Fessel los zu werden und sich die Würde eines Baccalaureus, eine Vorbedingung für jede Bewerbung zu erringen. Da brach eine Katastrophe über ihn herein, die ihn jetzt doppelt schmerzlich treffen mußte. Sein Associé verschwand plötzlich mit Hinterlassung eines Briefes, der von tiefer Seelenzerüttung zeugte und das Schlimmste befürchten ließ. Dem war auch so, denn einige Zeit später fand man seinen Leichnam im nahen Walde. Proudhon mußte unter den ungünstigsten Verhältnissen die Last des Geschäftes allein übernehmen, der Familie des Unglücklichen mit Rath und That beistehen und alle Kräfte aufbieten, um einen gänzlichen Zusammenbruch zu vermeiden. In einem Brief vom 3. Juni 1838 konnte er seinem Freunde Ackermann schreiben: „Ich bin mitten in der Liquidirung und Abwickelung unserer Geschäfte und hoffe bis September damit fertig zu sein." Und weiter: „Ich habe die Eselsbrücke überschritten, ich bin Baccalaureus." Die Sitte erheischte, daß der Bewerber um die Pension Suard sich schriftlich an die Akademie wende, seinen bisherigen Lebenslauf, den Gang seiner Studien schildere und zugleich eine Art Glaubensbekenntniß ablege, über das, was er erreicht habe und was er noch zu erreichen hoffe. „Ein delicater Schritt, sagt Sainte Beuve, für einen Candidaten wie Proudhon; es galt fürs Erste, den Kopf nicht zu hoch zu halten und nicht zu schroff dreinzufahren." Proudhon fand bei vielen Akademikern freundliches Entgegenkommen. Sein Schreiben an die Akademie von Besançon ist vom 31. Mai 1837 datirt und beginnt folgendermaßen: „Mein Herren! Ich bin Schriftsetzer und Corrector einer Buchdruckerei, Sohn eines armen Handwerkers, der, Vater von 3 Knaben, nicht die Mittel hatte, alle drei etwas Rechtes lernen zu lassen. Ich

habe frühzeitig Noth und Drangsal kennen gelernt, meine Jugend hat, um in der Sprache des Volkes zu reden, mehr als einmal den Bettelsack gestreift. Suard, Marmontel, so viele Schriftsteller und Gelehrte hatten in gleicher Weise mit dem Schicksal zu kämpfen. Mögen Sie, meine Herrn, bei der Lecture dieses Memoire's dem Gedanken Raum geben, daß die Gemeinsamkeit des Unglücks nicht die einzige Aehnlichkeit ist zwischen demjenigen, der sich hier um Ihre Stimmen bewirbt und so vielen Männern, welche durch Gaben der Intelligenz ausgezeichnet sind." Er schildert dann weiter die Eindrücke der Schule, seine Laufbahn in der Werkstatt, erzählt in schlichten schönen Worten die inneren Wandlungen seines Gefühls- und Geisteslebens und kommt zu dem Schlusse, daß er in der Hingabe an das Studium das Heilmittel gefunden habe, um sich vor gänzlicher Entmuthigung zu schützen. Als Resultat seiner bisherigen Bestrebungen habe sich ihm ergeben, daß eine Philosophie oder primitive Religion existire, deren Spuren weit über die historischen Zeiten zurückgreifen und von der in den Kulten der verschiedenen Zeiten und Völker sich authentische und homologe Zeichen nachweisen lassen. Der größte Theil der christlichen Dogmen sei nichts weiter als ein summarischer Ausdruck ebenso vieler beweisfähiger Grundsätze; durch eine vergleichende Untersuchung der verschiedenen religiösen Systeme, durch eine aufmerksame Prüfung der Bildung der Sprachen, lasse sich unabhängig von jeder Offenbarung die Realität der Wahrheiten nachweisen, welche der katholische Glaube fordert. Aus diesem Princip lasse sich durch eine Reihe strenger Consequenzen eine traditionelle Philosophie ableiten, deren Gesammtheit eine exacte Wissenschaft bilden werde. „Geboren und aufgezogen, schließt Proudhon, in der arbeitenden Klasse, ihr noch angehörend mit Herz und Hand, insbesondere aber verbunden mit ihr durch die Gemeinschaft unserer Leiden und unserer Wünsche, wäre es meine größte Freude, falls es mir gelingt, Ihre Stimmen zu erhalten, in Zukunft ohne Unterlaß durch die Wissenschaft und die Philosophie mit aller Energie meines Willens, mit allen Kräften meines Geistes an der moralischen und intellectuellen Besserung derer zu arbeiten, welche ich meine Brüder, meine Genossen nenne; unter ihnen den Samen einer Lehre auszustreuen, die ich als das Gesetz der moralischen Welt betrachte und in Erwartung eines Erfolges meiner Bemühungen, geleitet von Ihrer Klugheit, gleichsam schon jetzt als ihr Vertreter vor Ihnen zu stehen."

Am 23. August 1838 endlich wurde Proudhon unter 7 Candidaten von der Akademie erwählt und ihm die Pension Suard zuerkannt. Eine Reihe von Briefen aus der damaligen Zeit, theils von Proudhon's eigener Hand, theils von Freunden, geben höchst ergötzliche Berichte über die Unschlüssigkeit der gelehrten Körperschaft, über die Intriguen, welche gesponnen wurden, über das geheime Grauen, das die Akademie vor ihrem Schützling empfand. Man versteht wohl, sagt Sainte Beuve, daß sich die Akademie von Besançon zweimal besann, ehe sie daran ging, ein solches Ei auszubrüten," (de couver un tel oeuf.) Und Proudhon selbst schreibt einem Freunde, er hätte sicherlich keine drei Stimmen erhalten, wenn er in politischer Beziehung ebenso anrüchig geworden wäre, wie in religiöser. „Ich höre, schließt er diesen Brief, daß man meine Abreise nach Paris verlangen wird: man verlangt vom Pen-

sionär nicht blos, daß er ein Gelehrter werde, man will auch, daß er eine schöne Stellung (belle position) in der Welt einnehme. Diese Ideen liegen weit ab von denen eines Egalitair's."

In einem Briefe an seinen Freund Ackermann giebt Proudhon Rechenschaft von den Eindrücken, welche dieser Erfolg auf seine Umgebung und vor allem auf ihn selbst machte. Ich kann mich nicht enthalten, diesen Brief hier wörtlich wiederzugeben:

Besançon, den 16. September 1838.

Mein lieber Ackermann!

Ihre Briefe erfrischen mein Blut und begeistern mich für die Wahrheit und den republikanischen Glauben. Von Allen, die ich kenne, sind Sie bis jetzt der Einzige, von dem ich sehe, daß er sich für die Gerechtigkeit und Tugend begeistert und von Eifer für die Menschheit erglüht. Wie viel mehr bin ich zu beklagen, als Sie! Es giebt also noch, sagen Sie, Geist, Licht in dieser Hauptstadt (Paris): und ich, ich lebe unter einer Heerde Schaafe. Von mehr als 200 Personen bin ich beglückwünscht worden: und warum, glauben Sie, beglückwünscht man mich ganz besonders? Wegen der Gewißheit, die ich jetzt habe, mein Glück zu machen wenn ich nur will, weil mir gute Stellen, große Gehälter zugänglich sind, weil ich zu Ehren, zu brillanten Stellungen gelangen kann, weil ich es einem Jouffroy, einem Pouillet gleichthun, ja sie übertreffen kann u. s. w. u. s. w. Niemand kommt mir zu sagen: „Proudhon, Du gehörst vor Allem der Sache des Armen, der Befreiung des Kleinen, der Erziehung des Volkes. Du wirst vielleicht ein Fluch der Reichen und Mächtigen sein; die, welche die Schlüssel zur Wissenschaft und zum Reichthum in Händen halten, werden Dich verfluchen; verfolge Deinen Weg als Reformator mitten durch Verfolgung, Schimpf, Schmerz und selbst Tod. Glaube an Dein Geschick, das Dir verheißen: ziehe das ruhmreiche Martyrium eines Apostels den Genüssen und goldenen Ketten des Sklaven vor. Du Sohn des Volkes, filius fabri, wie man ehedem von Jesus Christus sagte, Du solltest Deinem Gewissen untreu werden, Deinen Glauben verleugnen, um nach Art dieser Leute glücklich zu sein? Deine Brüder haben die Augen auf Dich gerichtet: sie warten voll Angst, ob sie bald Deinen Sturz beweinen und den Verrath dessen beklagen müssen, der geschworen hat, ihr Vertheidiger zu sein: um Dich zu belohnen, werden sie nie etwas anderes haben, als ihren Segen: aber er ist mehr werth, als die blanken Thaler der Machthaber. Leide und stirb, wenn es sein muß, aber sage die Wahrheit und führe die Sache der Waisen. . . . .

Ich ersticke fast unter den schandbaren Ermahnungen meiner ganzen Umgebung: welche Wuth nach materiellem Wohlergehen, welch' niedrigen Epicuräismus muß ich überall sehen! Ich hüte mich wohl, meine Gedanken nur mit Einem Wort zu verrathen: ich habe die Gewißheit, mein Glaubensbekenntniß würde mich in den Ruf der Verrücktheit oder zum mindesten der Ueberspanntheit bringen. Man würde mich auslachen und ich würde doch Niemand überzeugen. Der Materialismus durchseucht die Seelen, ich meine, der praktische Materialismus, denn um den andern zu bekennen, dazu haben sie längst nicht mehr Geist genug! —

Der Wille und der Glaube sind zu allen Zeiten als die größten Mächte der Natur und der Menschheit anerkannt worden: wir glauben an die Gerechtigkeit unserer Sache, an die Wahrheit unserer Principien, an die Ewigkeit unserer Grundsätze; sollten wir's an Willen fehlen lassen? Sollten wir nicht eines Tags der Welt das neue Schauspiel geben von Männern, die überzeugt und unerschütterlich in ihrem Glauben, zugleich entschlossen und ausdauernd in ihren Unternehmungen sind? Beweisen wir, daß wir rein sind, daß unser Glaube glüht; unser Beispiel wird das Antlitz der Welt verändern. Der Glaube ist ansteckend; man erwartet heute nur noch ein Symbol und einen Mann, der es verkünde, der daran glaube!

Dein P."

Die Erwählung Proudhon's zum Pensionär Suard bezeichnet, wie leicht verständlich, einen wichtigen Wendepunkt in der Geschichte seines Lebens. Eine jährliche Rente von 1500 Frcs. entrückte ihn für drei Jahre wenigstens theilweise der Sorge um die materielle Existenz. Die Anerkennung seiner hohen Befähigung, wie sie die Wahl der gelehrten Körperschaft bekundete, brachte ihn durch die sich daran anknüpfenden Empfehlungen und Erleichterungen aller Art den Quellen der Wissenschaft näher. Kurz es schien, als ob Proudhon nun froheren Herzens der Zukunft ins Auge sehen könnte. Wie er sich diese Wandlung seiner äußeren Lebensumstände zurechtlegte, was für Nutzanwendungen er daraus zog, nun, dafür giebt der eben gebotene Brief beredt genug Zeugniß. Je freudiger die Aussichten waren, die sich seinem wissenschaftlichen Streben eröffneten, desto tiefer fühlte er seinen Zusammenhang mit dem Volke, dem er entsprossen, desto klarer erblickte sein geistiges Auge die Bahn, welche ihm das Schicksal vorgezeichnet.

Im Oktober oder November 1838 siedelte dann Proudhon nach Paris über, um als Pensionär Suard ausschließlich seinen Studien zu leben. Leider war es ihm nicht gelungen, für die Druckerei in Besançon einen Käufer zu finden und so mußte er, nach wie vor, geschäftliche Sorgen aufreibender und widerwärtiger Art mit sich schleppen. Noch von Paris aus versuchte er mehrfach, tüchtige Theilnehmer oder Käufer zu gewinnen, aber lange Zeit vergeblich. In Paris angekommen, war seine erste Sorge, sich seinen Wirkungskreis zu schaffen, die nöthigen wissenschaftlichen Bekanntschaften anzuknüpfen und in seine Studien Regel und Methode zu bringen. Dem Pensionär Suard fehlte es natürlich an Entgegenkommen von Seiten der Gelehrten nicht: Droz, der Historiker, Feuillet, der Bibliothekar des Instituts, Mauvais, Jouffroy u. a. wetteiferten, ihm gefällig und nützlich zu sein. Proudhon's Briefe aus dieser Zeit (Ende 1838 bis Mitte 1839), obgleich sie vielfach rein geschäftlicher Natur sind und auf die Angelegenheiten seiner Druckerei Bezug haben, gewähren einen recht lebhaften Einblick in den Gang seiner Studien. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit Philosophie, Geschichte und politischer Oekonomie; außerdem vernachlässigte er seine sprachwissenschaftlichen Studien nicht ganz. Daß er bei alledem seine eigenen Wege ging und sich nicht an den hergebrachten Schlendrian gebunden erachtete, versteht sich von selbst. „Ich habe mich entschlossen, schreibt er einem seiner früheren Lehrer, auf die öffentlichen Vorlesungen zu verzichten; ich halte sie für einen vollkommen unnöthigen nationalen

Luxus. Ich könnte Ihnen tagelang von den Nichtigkeiten erzählen, mit denen man debutirt. Ich habe mir Notizen darüber gemacht." Auf der anderen Seite treten bereits Symptome auf, welche darauf hinweisen, daß ihm seine Stellung zur Akademie von Besançon, als deren erklärter Schutzbefohlener er in Paris weilte, lästig und drückend zu werden beginnt. „Ich bereue bisweilen, schreibt er, mich um die Pension Suard beworben und sie erhalten zu haben." „In der Welt vorwärts kommen, heißt es an einer anderen Stelle, und meinen Ideen, meinem Charakter treu bleiben, sind sich widersprechende Dinge. Sie errathen ohne Mühe, welches von Beiden ich opfern werde." Neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten las er Correcturen für größere Druckereien und schrieb kleine Artikel in eine Encyclopädie, um sein schmales Einkommen zu vergrößern. Um dieselbe Zeit trug er sich noch sehr ernsthaft mit dem Gedanken, eine philosophische Revue zu gründen und fand bei seinen Lehrern lebhaftes Interesse hierfür; indeß scheiterte das Project.

Die Akademie von Besançon hatte um diese Zeit einen Preis für die beste Arbeit über „die Nützlichkeit der Sonntagsfeier" ausgeschrieben; Proudhon hielt es für seine Pflicht, zu concurriren, und scheint die Arbeit in den Monaten April und Mai zu Ende geführt zu haben. Er sandte das Manuscript seinem Geschäftscompagnon Huguenet, um es der Akademie zu übergeben und schreibt dabei unter dem 1. Juni 1839:

„Ich habe eine Rede über den Sonntag ausgefertigt; wie auch die Akademie darüber urtheilen mag, ich denke, sie drucken zu lassen. Herr Pauthier wird mir für einen Verleger sorgen. Wenn man aber im Publikum erst erfährt, daß ich der Verfasser dieser Rede bin, wird's einen Höllenspektakel geben. Ich kann sagen, daß ich damit den Rubikon überschreite. Wäre mein Werk weniger lang, so würde ich Ihnen sagen, Sie sollen Einsicht davon nehmen, aber Sie verlieren nichts, wenn Sie warten. Ich theile Ihnen das Alles mit, damit Sie um so besser die Wichtigkeit begreifen, welche ich für jetzt der Geheimhaltung beilege. Am 24. August werden Sie das Resultat meines Handstreichs erfahren." „Ich bin sehr niedergeschlagen, schreibt er in demselben Briefe, die Vernunft zeigt mir unumstößliche Wahrheiten und jemehr ich jeden Tag die Welt kennen lerne, desto klarer wird mir, daß es um meine Wohlfahrt geschehen ist, wenn ich diese Wahrheiten ausspreche. Was thuts! Die Wahrheit vor Allem; möge kommen, was da wolle!" Ehe das Schicksal dieser Schrift entschieden war, im Juli desselben Jahres, stattete Proudhon, wie es die Sitte für den Pensionär Suard gebot, der Akademie von Besançon einen kurzen Bericht über den seitherigen Gang seiner Studien. Am 24. August 1839 wurde in öffentlicher Sitzung der Akademie die Preisvertheilung vorgenommen; Abbé Doney war Berichterstatter. Proudhon erhielt eine „lobende Erwähnung" sammt einer Medaille. Der Berichterstatter gab die unbestreitbare Superiorität dieser Arbeit von Seiten des Talentes zu, tadelte aber, der Verfasser habe zu gewagte Theorieen aufgestellt, sowie Fragen der praktischen Politik und der socialen Organisation hereingezogen; die Redlichkeit der Absichten und der Eifer für's allgemeine Wohl könne die Verwegenheit der Lösungen nicht entschuldigen. Proudhon gab seine Arbeit unter dem Titel „De la Célébration du Dimanche" (Feier des Sonntags) in der eigenen

Druckerei heraus und unter diesem Titel wurde sie später der Gesammtausgabe seiner Werke einverleibt. Heute, heißt es unter Anderem in der Vorrede, da die Fragen der Arbeit und des Lohnes, der industriellen Organisation und der nationalen Werkstätten, der politischen und socialen Reform die allgemeine Aufmerksamkeit im höchsten Grade in Anspruch nehmen, wurde das Studium einer Gesetzgebung für nützlich erachtet, der die Theorie der Ruhe, wenn man so sagen darf, zu Grunde liegt. Nichts dem Sabbath Gleiches wurde vor oder seit dem Gesetzgeber des Sinai von den Menschen begriffen und eingeführt. Der Sonntag, der christliche Sabbath, der in der Achtung gesunken zu sein scheint, wird in seinem vollen Glanze wieder aufleben, wenn die Garantie der Arbeit und mit ihr die Wohlfahrt, ihr Lohn, errungen sein wird. Die arbeitenden Classen sind zu sehr an der Aufrechterhaltung der Sonntagsfeier interessirt, als daß sie jemals verschwinden könnte. Dann werden Alle das Fest feiern, obgleich keiner zur Messe gehen wird: und das Volk wird an diesem Beispiel verstehen lernen, wie eine Religion falsch und der Inhalt dieser Religion doch zur gleichen Zeit wahr sein kann; wie über ein Dogma philosophiren, seinen Glauben abschwören, wie eine Religion reformiren, sie abschaffen heißt. Die Priester selbst mit ihren wissenschaftlichen Bestrebungen treiben diesem verhängnißvollen Schluß zu: sie mögen uns verzeihen, ihnen vorausgeeilt zu sein und uns am Sarge nicht fluchen, weil wir zuerst am Grabe der Religion angelangt sind." Der sociale Philosoph beginnt sich zu formen. „Man findet in dieser Schrift, sagt Sainte-Beuve, der ersten, welche wahrhaft zu seinem Werke gehört, den Inhalt seiner ersten Studien und zugleich sieht man einen Geist, der sich rasch freizumachen strebt: Der Löwe zeigt sich, er ist schon mehr, als zur Hälfte fertig."

Das Schicksal seiner Schrift, sowie geschäftliche Sorgen aller Art hatten Proudhon im September wieder in seine Vaterstadt geführt. Aus den Briefen, welche er während eines zweimonatlichen Aufenthalts in Besançon an seine Freunde schrieb, sieht man deutlich, wie das geheime Grauen der Akademie allmählich in offene Entrüstung übergeht. Die Geistlichkeit setzt ein Verkaufsverbot der Schrift durch, man bereitet sich vor, die unbesonnenen Principien des jungen Schriftsetzers ernsthaft zu desavouiren. Es waren nur erst Gewitterwolken, der eigentliche Sturm sollte bald genug losbrechen.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 18, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Kraussenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. | Berlin, 25. October 1878. | Nr. 43.

Aus dem Schön'schen Briefwechsel.

Um das Andenken des hochverdienten Staatsmannes aus der preußischen Reformzeit ist in den letzten Jahren viel Streit erhoben worden. Wieviel man da von einer oder von beiden Seiten an der Unbefangenheit des Urtheils gesündigt hat, das zu erörtern liegt außerhalb des Rahmens dieser Mittheilung: sie will vielmehr nur, Keinem zu Lieb, Keinem zu Leid, Material für das Charakterbild des Mannes aus einer Zeit schaffen, die bei dem langsamen Gange der bekannten Mittheilungen „aus Schön's Papieren" wohl erst in Jahren zur Berücksichtigung gelangen wird. Das Nachfolgende stammt aus den Papieren Theod. Goldstücker's, des berühmten 1872 zu London verstorbenen Sanskrit-Forschers, der, als geborner Königsberger, schon in frühen Jahren mit Schön in Berührung gekommen war. Als Schön, vom Königsberger Landkreise 1848 zur Nationalversammlung gewählt, deren Vorsitze im Gefühl unzulänglicher physischer Kräfte schon nach einigen Tagen entsagt und im Sommer bereits Berlin wieder verlassen hatte, entspann sich zwischen ihm und dem in Berlin lebenden jungen Gelehrten — Goldstücker war damals erst 27 Jahre alt — ein lebhafter, auf die Ereignisse des Tages gerichteter Briefwechsel, dem wir das Nachfolgende entnehmen. Zum Verständniß, das sich ja übrigens aus dem Wortlaute selbst ergiebt, wird nur nöthig sein, daran zu erinnern, daß in den Sitzungen vom 4.—7. September es sich um die Wiederholung des im August schon gestellten Stein'schen Antrages — Aufforderung des Kriegsministers, in einem Erlaß an die Offiziere diese vor reactionären Bestrebungen zu warnen — handelte, im November aber um die Deputation nach Potsdam und den Lärm, den sie nachträglich in der Nationalversammlung erregte, insbesondere um die heftige Abfertigung, die Hr. v. Auerswald, der gewesene Ministerpräsident, einer Bemerkung Jacoby's entgegensetzte. (Jacoby hatte in der Sitzung vom 4. Nov. die bedrohliche Lage des Landes bezeichnet als „die traurige Erbschaft dreier Ministerien, denen es an Befähigung oder Muth gefehlt, einer verderblichen Camarilla entgegenzutreten" und Hr. v. Auerswald, dabei allerdings zunächst betheiligt, hatte „eine solche Verdächtigung mit Verachtung zurückgewiesen".) Daß Hr. v. Schön ebenfalls in jenen Tagen an Jacoby Anstoß genommen, darf nicht verwundern, die Art, in der er das, in seinem Brief vom 10. Nov., ausspricht, ist freilich für den andern Theil noch härter verurtheilend.

Die bekannte, etwas veraltete Schreibweise Schön's ist beibehalten:

I.

Pr. Arnau, den 9. Septbr. 48.

Wie groß und Wie stark soll ich danken dafür, daß Ew. Wohlgeboren bald nach meiner Abreise, über den veränderten Zustand der Dinge dort, an mich geschrieben haben? ich erkenne dieß lebhaft.

So nahe hatte ich mir die Crisis nicht gedacht. Den Angriffs-Punkt sah ich früher, und machte darauf aufmerksam, und unser Freund Rosenkranz hat es auch gethan, Aber man beruhigte sich damit, daß die Sache nicht in Anregung gebracht sey. Als nun der Angriff kam, hatte man es noch in der Gewalt, ihn auf eine würdige Art abzulenken. Statt dessen, kam, als Antwort, das leere: Nicht Zweck entsprechend! und dieß mußte die Crisis auf den letzten Punkt stellen. Wenn der Kriegs Minister noch am Montage sagte: ich gebe den Offizieren dasselbe Recht der freien Rede, welches jeder Staatsbürger hat, und nehme so wenig von Ultraliberalen, als von reactionären Redens-Arten Notiz, es sey denn, daß diese in Handlungen oder Verlockungen übergehen. In diesem Falle stelle ich aber nur das Individuum mir gegenüber, und halte es für unrecht und unwürdig, der Gesinnung Einzelner wegen, an einen ganzen Stand Worte zu richten, welche mehr oder weniger, directe oder indirecte für den braven Mann verletzend seyn müssen. Nach diesem Prinzipe habe ich bis jetzt gehandelt, und jede Anzeige von irgend einem Mitgliede der National Versammlung von einem politischen Vergehen eines Offiziers, werde ich Vorzugsweise aufnehmen und verfolgen. So erhalte ich, auch der bewaffneten Macht, das Recht der neuen Zeit, und sichere diese zugleich gegen Auswüchse derselben, so wohl von der einen, als von der anderen Seite.

Dazu bemerke ich, der Minister Präsident, daß in allen constitutionellen Staaten, der Regierung mehr oder weniger ein Veto zusteht, und daß der, welcher unbedingte Befolgung der Beschlüsse der National Versammlung fordert, sich nicht auf einem constitutionellen, sondern auf einem despotischen Boden befindet.

Und so mußte das Ministerium Siegreich aus dem Kampfe gehen. Und nun! — — —

Hr. Milde sagte vor einigen Tagen: Man müße mit Majoritäten regieren. Ein alter Feld Marschall sagte einem Bataillons Commandeur: Herr Major! Fassen Sie den Ochsen, um ihn zu regieren nicht immer beim Schwanze an, fassen sie den Kopf, dann wird der Schwanz von selbst nachfolgen. Nützliche Lehre für die äußerste Linke. So lange man die Zeit durch Majoritäten, und nicht durch Prinzipe bessern will, habe ich an die Besserung keinen Glauben. Nur Ideen regieren die Welt, und Majoritäten sind nicht immer deren Folge, im Gegentheil sind sie, wenn sie bestimmend aufzutreten sich anmaßen, nur der Schwanz einer Ideenlosen Zeit. Deshalb kann, auf den Fall des jetzigen Ministeriums, vielleicht noch ein Gedankenloseres folgen. Unser Herr Gott nimmt sich Zeit, und hält sich streng an den Formen des Gährungs Prozesses. Wäre das Ministerium nur irgend gescheut, dann müßte es vor Allem, und mit Einsetzung seiner Existenz, auf Aufstellung einer personificirten Intelligenz, d. i. eines Staatsrathes, eines Chors der alten Tragödie, dringen, aber im Ministerio und in der National-Versammlung würde man mit der Laterne solche Gedanken suchen müssen.

Am Ende verträgt sich noch Alles wieder. Die Angreifer haschen Gedankenlos nach Majoritäten, das Ministerium macht auch darauf Jagd, es wird darauf ankommen, wer die zahlreichste Mette (Meute?) hat, und da kann das Ministerium immer noch siegen.

Vor Allem grüßen Sie unseren Herrlichen Freund Rosenkranz, ich nenne ihn, unseren Herrlichen Freund, denn der Philosoph muß Herr bleiben, oder jetzt in Berlin Herr werden, wenn es besser werden soll.

Gott sey mit Ihnen! Leben Sie wohl! Schön.

Nachdem ich bis hieher geschrieben hatte, bringt mir die Post das Schreiben des Staats Ministerii an den Präsidenten Grabow vom 2. d. M. und hiernach steht die Sache für das Ministerium günstiger, als ich es mir vorstellte. Der Kriegs Minister erklärt, daß er einen geeigneten Erlaß an die Militair Befehlshaber erlassen habe, und mehr kann die National Versammlung nicht fordern. Jetzt hat die National Versammlung nur eine Gelegenheit vom Zaun gebrochen, und zwar in einer wenig würdigen Art, um mit Skandal das Ministerium wegzuschaffen. Hätte das Ministerium Haltung, wie es sie nicht hat, dann mußte es Donnerstag den Skandal aufnehmen, der Kriegs-Minister mußte bestimmte persönliche Denunciationen fordern, und bis dahin, daß er diese hätte, alle Allgemeinen Redensarten für Verleumdung erklären, und der Premier Minister gegen die Meinung protestiren, daß das Ministerium das Sekretariat der National Versammlung sey, und das Veto des Königs gegen den Beschluß eines Allg. Ausschreibens einlegen. Das Ministerium hätte ohne Zweifel dann eine große Majorität gehabt.

Bekanntlich ist meine Meinung vom jetzigen Ministerio sehr klein, und ich halte es für unmöglich, daß es sich halten kann. Aber die in Rede stehende Art des Angriffs ist so unwürdig, daß man (jeder Engländer) sie verdammen muß. Man greife, offen und Edel, mit Prinzipien an, und das Ministerium muß fallen. Aber Wer den Weg zum Himmel durch Beelzebub sucht, der ist selbst Ideenlos und des Himmels nicht werth. S.

2.

Preuß. Arnau den 12. Septbr. 1848.

Zwey Briefe habe ich von Ew. Wohlgeboren vor mir liegen, Einen vom 5. und den Anderen vom 7. d. M., und für Beide danke ich vor Allem auf das Angelegentlichste.

Bunt, sehr bunt sah es nach Ihrem letzten Briefe in Berlin aus. Hiernach scheint die Hoffnung, daß die neue Crisis den Blick in die Zeit, besonders in Potsdam klarer machen würde, nicht eingetreten zu seyn, im Gegentheil scheint mir das eingetretene Ereigniß, als Förderungs Mittel der Reakzion betrachtet zu werden, wie die Namen Vinke und Lignowski zeugen. Bey diesem Stande der Dinge, würde meine Ankunft in Berlin, ohne Berufung, nicht allein keine Veranlassung zum Besseren, sondern nur Anlaß zu Spott geben. Sie schreiben: Es kommt darauf an, dem Könige beizustehen, und diese Aeußerung traf mein Herz. Aber, wenn ich bedenke, welche Bande zerrissen werden müssen, bevor mein Wort im Herzen des Königs Wurzel fassen, also ihn zu Handlungen bestimmen kann, dann findet mein Verstand, heute noch eine solche Mauer um den König gezogen, daß man offenbar, mit dem Kopfe dagegen

anrennend, nur diesen zerschlagen und die Mauer unbeschädigt bleiben würde. Nach Ihrem letzten Briefe ist diese Wand offenbar jetzt stärker, als sie vor etwa 6 Wochen war, mit dem Frieden mit Dänemark hat sich die Meinung von der physischen Gewalt vergrößert.

Dabey steht es aber fest, daß mit dem Ersten Rufe zur passenden Zeit und von dem rechten Orte ich von hier nach Berlin abzureisen bereit bin. Ueber die heutige, und über die nächstfolgende Zeit habe ich unserem Freunde Rosenkranz heute ausführlich geschrieben. An Walldeck nehme ich keinen Anstoß, über ihn stimme ich Ihrer Meinung bey.

Ueber die Gemeinheit, welche in dieser Crisis sowohl von Seiten der National Versammlung als von Seiten des Ministerii zu Tage gekommen ist, kann ich mich noch immer nicht beruhigen. Das Ministerium mußte fallen. Aber die N. V. mußte ihren Angriff in Edeler Form, und nicht damit machen, daß es als Verbrechen betrachtet wurde, daß die Minister nicht Schreiber Burschen der Versammlung werden wollten. Und das Ministerium mußte das Unwürdige dieser Zumuthung klar darstellen, und im äußersten Falle Anklage fordern. Der jetzige gemeine Ausgang der Sache ist Veranlassung zur jetzigen Potsdamer Thätigkeit geworden. Eben diese beiderseitige Gemeinheit wird auch zunächst ein gemeines Ministerium zu Tage fördern und dies kann so lange fortgehen, bis wir zum besseren Stande reif seyn werden.

Daß Frau v. Arnim über den jetzigen Stand der öffentlichen Angelegenheit an den König geschrieben hat, ist sehr brav. Aber — dieser Schritt, wird in seinen Folgen wohl nur Vorbereitung bleiben. Die Frauen sind zum Weichmachen der Herzen, wodurch die Wege des Geistes zum Kopfe gebahnt werden, da, und benehmen dem kalten Verstande seine Härte, und verschaffen so dem ernsten Worte des Mannes Zugang. Daher freue ich mich über den Schritt.

Prof. Rosenkranz wird Ihnen mehr vor mir erzählen. Erfreuen Sie mich bald wieder mit einem Briefe und leben Sie wohl. Schön.

3.

Prs. Arnau bey Königsberg in Preußen
den 19t. Septbr. 48.

Nach meinem Danke für Ew. Wohlgeboren gefällige Zuschrift v. 16. d. Folgendes.

1. freue ich mich, daß meine Vermutung über das Ereigniß vom 7. d. M. Ihr Brief bestätigt, daß nehmlich der Uebergriff der N. V. durch das Ministerium ertrotzt, und daß dieser Uebergriff nur als Mittel da steht, um das schwache Ministerium zu entfernen. Hätte der Abgeordnete v. Unruh sein Amendement umgekehrt, und hätte gesagt: Wir wollen das Ministerium los seyn, u. deshalb fordern wir dies, weil wir wissen, daß die Minister dieß nicht thun können, dann wäre die Sache gleich klar gewesen. Der größte Theil der Menschen ist aber geneigt, die indirecten Wege den directen vorzuziehen.

2. Das Parthey Treiben muß in großer Ausdehnung in Berlin jetzt statt finden, u. besonders die reactionaire Parthey mit vollen Segeln schiffen. Die Eroberung Helds hielt sie gewiß für einen Großen Sieg, u. jetzt ist dieser vermeintliche Sieg eine große Niederlage geworden. Die äußerste Linke in der N. V. bezeugt bey diesem Treiben viel Haltung. Empfehlen Sie mich dem

H. Dr. Jacoby und sagen Sie ihm: Obgleich er den Sozialism hoch halte, so freute ich mich, daß er doch an dem Held'schen Bunde mit der Aristokratie zum Sturz der Bourgeoisie keinen Theil genommen zu haben schiene. ich hoffe, daß er das Bild der Republik bey dem heutigen tiefen Cultur Stande unseres Volks u. bey dessen gänzlichem Mangel an öffentlichem Leben jetzt auch so vorübergehen lassen, und sich der Lehr Anstalt der Republik nehmlich der constitutionellen Monarchie anvertrauen werde.

3. Unsere Minister Crisis scheint sich zu einem vollständigen Chaos zu bilden, aus dem die einzelnen Elemente sich erst entwickeln müssen. Jede Parthey will wenigstens Einen Rekruten dazu stellen. Von Ideen oder Prinzipe, welche gehalten und verfolgt werden sollen, ist gar nicht die Rede. Bekerath soll ein Phantasie reicher, weicher Mann seyn, aber zum Staats Mann gehört noch dazu ein Großes, wohl das größte Stück kategorischer Imperativ. Mevissen ist mir als ein tüchtiger Kauf Mann geschildert worden, wie wir sie duzendweise in den Seestädten haben. ich fürchte Beiden wird wie allen Rheinländnern Allgemeine Bildung gänzlich fehlen, u. der Staats Mann soll doch praktischer Philosoph, der Bäcker des Philosophen (des Müllers) seyn.

Sie wünschen mit einigen Freunden, daß ich in unser Großes Staatsleben jetzt und sofort eingreifen möge. Vor Allem bitte ich darauf, von meinem Bilde in Beziehung auf öffentliches Leben, das abzurechnen, was persönliches Wohlwollen dem Bilde zusetzt. Dann habe ich, so weit moralische Selbstständigkeit reicht, dazu schon Alles gethan. Aber zum in Oel Malen gehört zubereitete Leinewand, oder Holz, oder eine Kupfer Platte, u. Keins von diesen 3 Stücken hat sich bis jetzt gefunden. Sie wollen, ich soll nach Trebnitz kommen, um bey der Hand zu seyn. Aber, 1.) bin ich unbedingt nöthig, dann kann es auf 3—4—5 Tage nicht ankommen, 2.) Mein, bey der Hand seyn, würde alle bösen Geister zur größten Opposition reitzen, u. diese ist noch sehr stark. 3.) liegt in dem: Sich zur Hand stellen, Etwas meiner Persönlichkeit so widerstreitendes, daß ich nicht mit klarem Blick da stehen könnte. Komme ich nach Berlin zurück, so komme ich gerade nach Berlin. Aber, unser Freund Rosenkranz hat Recht, Unsere Zeit ist noch nicht kommen. Sie kann allerdings sehr bald kommen, es ist aber auch möglich, daß sie zu meiner Lebens Zeit nicht mehr kommt, u. im letzten Fall sage ich mit Addison im Cato:

When vice prevails, and impious men bear sway,
the post of honour is a private station.

Summa Summarum: Mit dem ersten Strahl der Möglichkeit, daß ich in Berlin wirksam seyn kann, fahre ich von hier nach Berlin ab, bleibt aber der Horizont so trübe und schwarz als jetzt, dann wirthschafte ich mit Kohl und Rüben und halte mein private station. Leben Sie wohl!

Kein Brief nach Berlin, ohne Gruß an Freund Rosenkranz Schön.

(Die folgenden drei Nummern waren in der Reihenfolge der Briefe an dieser Stelle zusammengelegt. Sie sind, auch der äußeren Form des Manuscripts nach, als Brouillons zu Artikeln mitgetheilt. Die Adresse „des Herrn Dr. Goldstücker Wohlgeboren" trägt nur die nächstfolgende Nummer; auch ist nur diese mit einem Namenszeichen und zugefügtem Datum unterschrieben; Poststempel und Ortsangabe fehlen.)

Von und über Proudhon.

Von Arthur Mülberger.

III.

Anfang November 1839 kehrte Proudhon nach Paris zurück; wir sehen ihn alsbald wieder streng an der Arbeit. Sein Freund Ackermann, den er durch den verstorbenen Fallot kennen gelernt hatte, siedelte kurz zuvor nach Berlin über; ein anderer sehr naher Freund, Bergmann, nach Straßburg. Proudhon fand sich fast allein in der großen Hauptstadt; seine Lage war schlimm genug. Der größte Theil der Pension Suard floß seinen Gläubigern und seiner Familie zu; er war in der bittersten Noth, nur das Studium und die Arbeit hielten ihn aufrecht. Seine Schrift „über die Sonntagsfeier“ liegt hinter ihm, er hat sie vergessen; eine andere Arbeit hält ihn gefangen. „Es wird nicht das Werk eines jungen Mannes sein, der nur ein halbes Bewußtsein von der Neuheit und Gewißheit seiner Ideen hat“, schreibt er schon im December an Bergmann. „Ich werde Dir ein andermal mehr darüber schreiben. In drei Monaten muß es fertig sein. Bis dahin will ich noch in Paris bleiben; länger könnte ich's nicht aushalten“. Und am 22. Februar 1840 schreibt er bereits demselben Freund: „Der Titel meines Werkes wird sein (ich bitte Dich übrigens die Sache noch geheim zu halten): Qu'est-ce que la Propriété? C'est le vol: ou Théorie de l'Égalité politique, civile et industrielle. (Was ist das Eigenthum? Diebstahl: oder Theorie der politischen, bürgerlichen und industriellen Gleichheit.) Ich werde es der Akademie von Besançon widmen. Der Titel ist geradezu erschreckend, aber man wird nicht an mich herankönnen: ich bin Demonstrator, ich setze Thatsachen auseinander: man straft heute nicht mehr, wenn einer, ohne Jemanden zu verletzen, selbst verletzende Wahrheiten sagt. Wenn aber der Titel alarmirend ist, das Werk selbst wird noch viel schlimmer sein: wenn ich einen geschickten. regsamen Verleger finde, wird das Publikum bald in Alarm sein. Nimm den Titel, der oben steht und erwarte, ihn mathematisch bewiesen zu sehen; das wirkt heutzutage mehr auf die Menschen, als moralische und metaphysische Beweise. Man wird sehen, ob es wahr ist, was gesagt wird: daß selbst die Wahrheiten der Arithmetik zweifelhaft würden, wenn die Menschen ein Interesse hätten, sie zu verneinen“. Er sucht einen Verleger. „Ich habe einem Buchhändler geschrieben, heißt es in einem Brief vom 3. Mai, er hat sich nicht bemüßigt gesehen, mir zu antworten. Die gesuchten Buchhändler sind große Herren, welche besonders unbekannte Autoren verachten. Soeben wende ich mich an einen Andern, der mir ohne Zweifel ebensowenig antworten wird. Im Uebrigen ist der Ton, den ich diesen Herren gegenüber anschlage, wenig verbindlich; ich ziehe es vor, ihnen lieber Beweise von Stolz, als von Unterwürfigkeit zu hinterlassen“. Mehrere Briefe aus dieser Zeit, insbesondere an Ackermann und Bergmann gerichtet, gewähren einen tiefen Einblick in die inneren Kämpfe des jugendlichen Neuerers. Oft erfaßt ihn tiefe Niedergeschlagenheit, eine Art moralischer Agonie; je tiefer er dringt, je eingeheuder er forscht, desto fürchterlicher thürmen sich die neuen Wahrheiten vor ihm auf; ein unsagbares Gefühl der

Verlassenheit, des Unglücks kommt über ihn. Bald ringt er sich empor und das Siegesbewußtsein der Wahrheit entringt ihm kühne, stolze Worte.

Ende Juni 1840 erschien denn seine Schrift. Er hatte den Titel wenigstens gemildert. Derselbe lautete nunmehr: Qu'est-ce que la Propriété? Recherches sur le principe du droit et du gouvernement. (Was ist das Eigenthum? Untersuchungen über das Princip des Rechts und der Regierung. 250 Seiten in Octav.) Proudhon mußte sich verpflichten, 230 Exemplare auf seine Kosten zu übernehmen und der Verleger weigerte sich überdies, die geringste Annonce zu veröffentlichen. Die ersten 200 Exemplare waren in 14 Tagen verkauft. „Die Wirkung dieses Bandes, schrieb Proudhon kurz darauf an Bergmann, welche, wenn das Buch weniger gedrängt wäre, sehr bedeutend hätte sein können, ist die, im Leser Erstaunen und Schrecken hervorzurufen und, was noch mehr ist, ihn zum Nachdenken zu zwingen. Dennoch ist, wie ich Dir vorausgesagt habe, obgleich an verschiedene Journalisten und Feuilletonisten Exemplare geschickt wurden, noch keine Annonce, noch kein Artikel erschienen; es wird auch keiner erscheinen". Kurz nach dem Erscheinen des Buches verließ Proudhon Paris, um in Besançon wieder die Leitung seiner Druckerei zu übernehmen. „Ich kehre nach Besançon zurück, schreibt er, um meine Geschäfte in Ordnung zu bringen, meinen Lebensunterhalt zu verdienen und mich langsam auf andere Arbeiten vorzubereiten: denn künftighin will ich philosophiren, studiren und drucken für mich und meine Freunde und von Niemanden etwas erwarten".

Proudhon hatte seiner ursprünglichen Absicht gemäß die Schrift über das Eigenthum der Akademie von Besançon gewidmet, und dies in Form eines Briefes, der zugleich als Vorrede galt, gethan. Keiner gelehrten Körperschaft der Welt ist wohl je eine solche Widmung zu Theil geworden: „Möchten Sie doch, meine Herren, schließt dieselbe, die Gleichheit wollen, wie ich selbst sie will; möchten Sie zum ewigen Segen unseres Vaterlandes ihre Verbreiter, ihre Herolde werden; möchte ich der Letzte Ihrer Pensionäre sein. Das ist von allen Wünschen, die ich aussprechen kann der, welcher Ihrer am würdigsten und für mich am ehrendsten ist". Die Wirkung war denn auch die entsprechende. Denn am 22. Juli konnte Proudhon bereits an Bergmann schreiben: „Der Effect meines Buches auf die Akademie ist schrecklich für mich geworden: man schreit über Skandal und Undankbarkeit; Papa Droz, welcher sich zur Zeit der Uebergabe meines Werkes in Besançon befand, hat eine larmoyante Litanei abgesungen, die Jedermann noch mehr entrüstet hat. Ich bin ein Vielfraß, ein Wolf, eine Schlange; alle meine Freunde und Wohlthäter ziehen sich von mir zurück und überlassen mich meinem häßlichen Irrwahn. Künftighin ist's mit allem aus; meine Bande sind zerrissen; ich bin ohne Hoffnung. Man wünscht mich zu einer Art Widerruf zu zwingen; man liest mich nicht, man verurtheilt mich. Nie hab' ich so viel Entrüstung einem Schriftsteller gegenüber gesehen und nie zugleich so viel akademische Erbärmlichkeit. Man könnte die Dinge, welche man mir hauptsächlich vorwirft, belachen, wenn sie nicht den Egoismus und die Eigenliebe der Eigenthümer, die sich in ihrem Innersten angegriffen fühlen, so deutlich bewiesen". Allmählig schienen sich die Wogen der Aufregung etwas zu legen und Proudhon konnte hoffen, weiterhin unbehelligt zu bleiben. In der öffentlichen

Sitzung der Akademie vom 24. August hatte die Entrüstung der gelehrten Körperschaft ihren officiellen Ausdruck gefunden. „Ein Mitglied, heißt es im Bericht über diese Sitzung, lenkt die Aufmerksamkeit der Akademie auf eine Brochure, welche im Monat Juni von dem Inhaber der Pension Suard unter dem Titel: Qu'est-ce que la Propriété veröffentlicht und der Akademie gewidmet wurde. Es ist der Ansicht, die Gesellschaft solle um der Gerechtigkeit, des guten Beispiels und der eigenen Würde willen durch eine öffentliche Mißbilligung die Verantwortung der antisocialen Doctrinen zurückweisen, welche diese Schrift verkündet. Demzufolge stellt es den Antrag:

1. Die Akademie desavouire und verurtheile in formellster Weise das Werk des Pensionärs Suard, da es ohne ihren Wunsch veröffentlicht wurde und da es ihr Meinungen zuschreibt, welche den Principien eines Jeden ihrer Mitglieder entgegengesetzt sind.

2. Dem Pensionär soll für den Fall einer zweiten Auflage des Buches die Verpflichtung auferlegt werden die Widmung wegzulassen.

3. Das Urtheil der Akademie solle in ihre gedruckten Berichte aufgenommen werden.

Diese 3 Anträge wurden bei der Abstimmung angenommen."

Proudhon hatte bereits den festen Entschluß gefaßt, eine zweite Schrift über das Eigenthum als Erweiterung und Vertiefung der Ersten folgen zu lassen. Er begab sich um dieser Arbeit willen im October wieder nach Paris und ging sofort mit aller Energie daran. Allein in Besançon beruhigte man sich nicht; es wurde geschürt und geschürt. Die Kunde gelangte an Proudhon, man trage sich ernsthaft mit dem Gedanken, ihm die Pension zu entziehen. Es mußte zu einer Entscheidung kommen. Proudhon erhielt die schriftliche Aufforderung von der Akademie, am 15. Januar 1841 persönlich vor ihr zu erscheinen, um sich zu verantworten. Könne er nicht persönlich kommen, so möge er seine Vertheidigungsmittel schriftlich vorlegen. In der Akademie von Besançon war man sich offenbar noch nicht recht klar darüber, mit wem man es eigentlich zu thun hatte. Diese Erkenntniß sollte ihr bald genug zu Theil werden.

Was ist es denn aber für ein schreckliches Buch, diese Schrift über das Eigenthum? In Deutschland kennt man nur jene mißtönende Formel aus ihm: La propriété c'est le vol. (Eigenthum ist Diebstahl). Wer sich aber bei unseren socialen Historikern, einem Stein, einem Hildebrandt oder gar Dühring Raths darüber erholen will, wird bitter enttäuscht sein. Es hieße den Rahmen einer biographischen Skizze zu weit spannen, wenn ich von jedem Werke Proudhon's eine förmliche Analyse geben wollte; aber eine besondere Aufmerksamkeit schulde ich doch wohl diesem Ersten Werke Proudhon's. Ich gebe zunächst meiner Gewohnheit gemäß, dem Denker wieder das Wort. Proudhon hatte sich, wie gesagt im Januar vor seiner Akademie zu verantworten. Mitten in der Arbeit konnte er nicht daran denken, Paris zu verlassen und so schickte er am 1. Januar 1841 folgende schriftliche Rechtfertigung nach Besançon:

„An die Herren Mitglieder der Akademie von Besançon!

Meine Herren! In dem Augenblick, da mir Ihr officielles Schreiben vom 24. Dezember zuging, war ich im Begriff, dem beständigen Secretär

Ihrer Gesellschaft schriftlich mitzutheilen, daß mein Werk über das Eigenthum demnächst wieder gedruckt werde und wollte mich bei dieser Gelegenheit ganz offen gegen ihn aussprechen. Ich schätze mich glücklich, mich heute Ihnen gegenüber auszusprechen und der Akademie selbst vertrauliche Mittheilungen zukommen lassen zu können, welche ich in Erster Linie nur für den würdigen und treuen Diener des Instituts bestimmt hatte.

Alle Klagen, welche man gegen mich anhäuft, lassen sich in Eins zusammenfassen. Ich habe ein Buch oder richtiger gesagt, eine Kriegserklärung gegen das Eigenthum erlassen; ich habe die sociale Ordnung in ihrer gegenwärtigen Grundlage angegriffen, ich habe mit seltener Beweiskraft und einer Verbissenheit ohne Gleichen die Rechtmäßigkeit aller bestehenden Gewalten geleugnet; ich habe alle Existenzen erschüttert; ich bin mit Einem Wort ein Revolutionär. Das Alles ist wahr, vollkommen wahr; aber zu gleicher Zeit ist das alles und vielleicht zum Erstenmal vollkommen moralisch und viel eher zu loben als zu tadeln. Da das, was ich hier zu sagen habe, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt ist, so wird man mir nicht ungerechter Weise den Ehrgeiz des Widerspruchs oder die Albernheit zutrauen, mich, wie auf der Bühne, als Opfer meiner Ansichten hinzustellen. Möge es mir deshalb gestattet sein, mich in aller Freiheit und Einfachheit zu vertheidigen.

Ja, ich habe das Eigenthum angegriffen; aber, meine Herren, wollen Sie gefälligst Ihr Auge im Kreise herumschweifen lassen. Blicken Sie auf unsre Deputirten, Beamte, Philosophen, Minister, Professoren, Publicisten; denken Sie mit mir an die Einschränkungen, welche das Allgemeine Interesse jeden Tag dem Eigenthum auferlegt; messen Sie die Breschen, von denen es durchlöchert ist; schätzen Sie diejenigen ab, welche die ganze verleumdete Gesellschaft noch zu machen gedenkt. Fügen Sie das hinzu, was allen Theorien über das Eigenthum gemeinsam ist und dann fragen Sie sich, was denn in einem halben Jahrhundert von diesem alten Rechte des Eigenthums noch übrig bleiben wird? Sie werden mich sogleich, wenn Sie so viele Mitschuldige sehen, für weniger schuldig halten.

Was ist das Gesetz der Expropriation aus Gründen allgemeiner Nützlichkeit, dem alle Welt zugestimmt hat und das man noch jetzt für nicht durchgreifend genug sieht? Eine flagrante Verletzung des Eigenthumrechtes. Die Gesellschaft hält den entäußerten Eigenthümer schadlos, aber wer bezahlt ihm seine traditionelle Erinnerungen, diesen poetischen Reiz, diesen Stolz der Familie, der dem Eigenthum anhaftet? Nabob und der Müller von Sanssouci hätten gegen das französische Gesetz, als gegen eine Laune unserer Könige protestirt: „Es ist das Erbe unserer Väter, hätten sie geschrien, wir verkaufen es nicht." Im Alterthum begrenzte die Einsprache des Privatmannes die Gewalt des Staates; das römische Gesetz beugte sich vor dem hartnäckigen Willen des Bürgers und ein Kaiser Commodus, wenn ich nicht irre, stand davon ab, das Forum zu erweitern, aus Achtung vor den Rechten, deren Hingabe verweigert wurde. Der Mensch prägt seine Züge, seinen Character, seinen Willen der von ihm geballten Materie ein! Diese gestaltende Kraft des Menschen ist, um mit den modernen Rechtsgelehrten zu reden, das Siegel, welches aus der Materie eine unverletzliche und heilige Sache macht.

Und dennoch muß, sobald es einer Verwaltungsbehörde beliebt, etwas für allgemein nützlich zu erklären, das Eigenthum dem allgemeinen Willen weichen.

Das ist nur, wird man einwenden, eine Ausnahme, welche das Princip bekräftigt und zu Gunsten des Rechtes auslegt. Ich gebe es zu; von dieser Ausnahme kommen wir zu einer zweiten, von dieser zu einer dritten und von Ausnahme zu Ausnahme reduciren wir die Regel auf eine reine Abstraction.

Wie viele, meine Herren, glauben Sie, stimmen dem Convertirungs-projecte der französischen Rente bei? Ich wage es zu sagen, Jedermann mit Ausnahme der Rentiers. Nun, diese angebliche Convertirung ist eine ungeheure Expropriation und diesmal ohne jedwede Schadlos-Erhaltung. Eine eingeschriebene Rente ist eine wahre Immobilie, auf deren Einkommen der Eigenthümer in aller Sicherheit rechnet; ihr Recht ist das stillschweigende Versprechen der Regierung, als Entlehner, den Zins zum festgesetzten Preis sicher zu stellen, so lange, als der Rentier nicht die Zurückzahlung fordert. Wer sollte diesen in der That zwingen, sein Geld dem Staate zu geben, statt Häuser und Grundstücke zu kaufen? Wenn man den Capitalisten zwingt, eine Herabsetzung des Zinses zu ertragen, so entwindet man ihm die ganze Differenz und da ihm bei der Allgemeinheit der Allesumfassenden Maßregel eine gleich vortheilhafte Anlage unmöglich wird, so vernichtet man sein Eigenthum.

Es genügt noch lange nicht, einem Bürger aus Gründen allgemeiner Nützlichkeit sein Eigenthum zu entäußern, man will auch aus Gründen privater Nützlichkeit an ihn heran. Von allen Seiten fordert man eine Revision des bestehenden Hypotheken-Gesetzes: man verlangt sogar im Interesse der Schuldner und jeder Art von Schuld-forderung zu lieb ein Verfahren, welches die Expropriation der Immobilien ebenso rasch, ebenso leicht, ebenso wirksam machen soll, wie die von Wechselforderungen. Nun, meine Herren, wissen Sie, auf was eine derartige Umgestaltung des Hypothekenwesens hinzielt? Darauf, die Immobilien in Geld zu verwandeln, (monétiser), sie in den Portefeuilles anzusammeln, aus dem Herzen der Menschen den letzten Gedanken an Familie, Nation, Vaterland auszurotten; seine Persönlichkeit mehr und mehr zu isoliren, sie allem gegenüber, was außer ihr ist, gleichgültig zu machen, um sie in der Einen Liebe nur, der nach Gold und Bankbilleten zu concentriren.

Gewiß, ich verstehe unter Abschaffung des Eigenthums etwas anderes.

Was thaten dieser Tage unsere Abgeordneten, als sie sich in ihren Commissionen mit einem Gesetz über die Kinderarbeit in den Fabriken beschäftigten? Meine Herren, sie verschworen sich gegen das Eigenthum. Ihre Verordnung wird wohl den Fabrikanten hindern können, ein Kind länger als so und so viel Stunden arbeiten zu lassen, aber sie wird ihn nicht zwingen, den Lohn dieses Kindes oder den seines Vaters zu erhöhen. Heute vermindert man in gesundheitlichem Interesse die Subsistenzmittel der Armen. Morgen wird man ihn durch ein Minimum der Bezahlung sicher stellen müssen. Aber ein Lohnminimum festzusetzen, heißt, die Hand des Eigenthümers fesseln, heißt, den Meister zwingen, seinen Gesellen als Associé anzunehmen; das widerstreitet dem Recht der freien

Industrie und macht die gegenseitige Versicherung obligatorisch. Einmal auf diesem Weg, giebt es keinen Halt: allmählig wird die Regierung Fabrikant, Commissionär, Krämer werden; sie allein wird das Eigenthum haben. Warum haben sich zu allen Zeiten die Minister des Staates so sehr gescheut, an die Lohnfrage heranzutreten? Warum haben sie es stets unterlassen, zwischen den Meister und den Arbeiter zu treten? Weil sie wußten, wie kitzelig und eifersüchtig das Eigenthum ist, und weil sie, da sie es als das Princip der ganzen Civilisation ansahen, wußten, daß jedes Rütteln an demselben, die Gesellschaft bis in ihre Grundfesten erschüttert.

Diese unvermeidliche Consequenz, meine Herren, zu welcher die Regierung von der Nothwendigkeit fortgerissen wird, ist meinerseits keine reine Einbildung! Man verlangt bereits von der gesetzgebenden Gewalt, nicht blos die Polizei der Fabriken zu ordnen, sondern selbst Fabriken zu gründen. Hören Sie diese Millionen Stimmen, welche allüberall schreien: Organisation der Arbeit; Schaffung von National-Werkstätten? Die ganze Arbeiterklasse ist in Aufregung; sie hat ihre Journale, ihre Organe, ihre Schulen, ihre Vertreter. Um die Arbeit den Arbeitern zu garantiren, um die Production mit dem Verkauf ins Gleichgewicht zu bringen, um die industriellen Eigenthümer zu einigen, ruft man heute als souveraines Mittel eine einzige Meisterschaft an, eine einzige Zunft, eine einzige Fabrikation, denn all' Das, meine Herren, ist in der Idee der National-Werkstätten enthalten. Ich will Ihnen in dieser Beziehung die Anschauungen eines berühmten Oekonomisten schildern, der, beiläufig bemerkt, ein eifriger Vertheidiger des Eigenthumrechtes ist.

Der ehrenwerthe Professor des Conservatoriums würde unter Anderem vorschlagen: — 1. Den Zug der Arbeiter vom Land nach den Städten zurückzudämmen. Nun, um den Landmann in seinem Dorfe zu halten, muß man ihm den Aufenthalt erträglich machen, also ist der Ackerbau, wie die Industrie in die Reform hereingezogen, wo wird diese Bewegung Halt machen? — 2. Für jeden Berufszweig eine mittlere Lohneinheit fixiren, veränderlich nach Zeit und Art und gewissen anderen Momenten. Das heißt, um den Eigenthümern ihren Gewinn zu sichern, wird man ihnen ein Theil nehmen, um denselben den Arbeitern zu geben. Nun, ich meinerseits sage, dieser Theil wird mit der Zeit so lange anschwellen, bis das Einkommen des Proletariers und des Eigenthümers gleich ist. — 3. Die Nationalwerkstätten sollen nur während der Stagnation der gewöhnlichen Industrie in Thätigkeit sein. Dann sollten sie sich als ungeheure Dämme zur Ableitung des Stroms der Arbeiter-Bevölkerung öffnen. Aber, meine Herren, wenn die Privatindustrie ruht, so ist Ueberfluß an Producten da und es fehlt an Absatz: wenn also die Production in den Nationalwerkstätten fortfährt, wie wird die Krise endigen? Auf der Einen Seite braucht die Regierung Capitalien, um die Arbeiter zu bezahlen; nun, diese Capitalien, wer wird sie liefern? Die Steuer. Und die Steuer, wer bezahlt diese? Das Eigenthum. So unterhält also die Eigenthümer-Industrie gegen sich selbst und auf eigene Kosten eine unbesiegbare Concurrenz. Was, glauben Sie, daß in diesem fatalen Cirkel aus dem Recht des Eigenthums werden wird?

Die Tendenz, die Eigenthümer das Budget der Nationalwerkstätten und der öffentlichen Fabriken bezahlen zu lassen, sitzt so tief und ist so mächtig, daß sie seit mehreren Jahren unter dem Namen der Wahl-Reform die öffentliche Meinung ausschließlich beherrscht.

In der That, was ist denn, im Grunde betrachtet, diese Wahlreform, der, ich bin dessen sicher, im Stillen mehr als Einer unter Ihnen, meine Herren beistimmt? Es gilt, die Massen des Volkes zur Abstimmung über die Steuer und zur Vervollkommnung der Gesetze zuzulassen und diese Gesetze, da sie fast immer sich mit den materiellen Fragen beschäftigen, berühren alle, mehr oder weniger, Fragen der Steuer und der Löhne. Nun, das Volk ist seit Langem durch seine Journale, Schauspiele, Gesänge, durch seine Oekonomisten vorbereitet und weiß heute, daß die Steuer, um gleich vertheilt zu sein, progressiv sein und sich insbesondere an die Reichen halten muß; daß sie die Objecte des Luxus u. s. w. u. s. w. treffen muß. Und das Volk, einmal die Majorität in der Kammer, wird nicht ermangeln, diese Lectionen zu beherzigen; schon haben wir ein Ministerium der öffentlichen Arbeiten; wenn dann die Nationalwerkstätten kommen, wird man durch eine weise Ableitungsmaßregel den Einkommensüberschuß des Eigenthümers über den mittleren Lohn des Arbeiters in Form einer Taxe erheben und die Cassen der Staatsarbeiter damit füllen. Sie sehen auch hier, meine Herren, das Eigenthum allmählich reducirt und, wie den Adel von ehemals, in einen nominellen Titel, eine bloße, ehrende Bezeichnung umgewandelt.

Nicht Eine Schule existirt heute, nicht Eine Meinung, nicht Eine Sekte, die nicht träumt, das Eigenthum zerstückeln zu wollen. Niemand giebt es zu, weil niemand das Bewußtsein davon hat; wenige Intelligenzen nur sind fähig, spontan und mit Einem Blick diese Gesammtheit von Ursachen und Wirkungen, Principien und Consequenzen zu begreifen, durch welche ich das demnächstige Verschwinden des Eigenthumrechts zu beweisen versuche; andererseits sind die Ideen, welche man sich hievon macht, sehr divergirend und schlecht definirt. So bildet man sich in den mittleren und niederen Regionen der Literatur und Philosophie ein, deßgleichen in der öffentlichen Meinung, daß, wenn das Eigenthum abgeschafft sei, Keiner die Früchte seiner Arbeit genießen werde; daß niemand etwas zu eigen haben werde; daß eine tyrannische Gütergemeinschaft auf den Ruinen der Familie und der Freiheit erstehen wird. Purer Wahnsinn, der noch für einige Zeit die Sache des Privilegs aufrecht erhält!

Die exakteste Kenntniß des Eigenthums giebt uns das römische Recht, und die alten Rechtsgelehrten sind ihm treulich gefolgt; es ist die absolute, exclusive, autokratische Domaine des Menschen über die Sache, eine Domaine, welche mit der Besitzergreifung beginnt, als Besitz fortdauert und schließlich vom bürgerlichen Gesetz heilig gesprochen wird; eine Domaine, welche den Menschen und die Sache identificirt, so zwar, daß der Eigenthümer sagen kann: „Der, welcher meinen Acker ausbeutet, ist wie der, welcher mich selbst arbeiten hieße; also schuldet er mir eine Belohnung!“ Auch Pothier sagte: „Die Domaine des Eigenthums“, und nicht einfach das Eigenthum; und die weisesten Rechtsgelehrten haben nach Art des römischen Rechts, welches ein Recht des Eigen-

thums und ein Recht des Besitzthums kannte, sorgfältig zwischen der Domaine und dem Recht der Nutznießung, des Gebrauchs, der Wohnung unterschieden; ich bin der Ansicht, daß Letzteres bestimmt ist, das Erstere zu ersetzen und schließlich die ganze Rechtssphäre umzugestalten.

Aber, meine Herren, bewundern Sie das Mißgeschick der Systeme oder besser die Fatalität der Logik: während das römische Recht und alle Gelehrten, die sich seinen Inhalt zu eigen machten, lehren, daß das Eigenthum ein vom Gesetz geheiligtes Recht des Ersten Besitzergreifers sei, kommen neue Rechtslehrer und stellen, unzufrieden mit dieser brutalen Definition, die Ansicht auf, daß das Eigenthum als Grundlage die Arbeit habe. Sofort hat man den unabweislichen Schluß gezogen, daß der, welcher nicht mehr arbeitet und der einen andern an seiner Statt arbeiten läßt, sein Recht verlieren soll zum Vortheil des Andern. Seither giebt es kein Eigenthum mehr. Unsere Rechtslehrer der alten Schule haben das vollkommen verstanden und nicht verfehlt, gegen diese Neuerungen zu donnern, während die junge Schule ihrerseits die Absurdität des ersten Besitzergreifers nachwies. Andere sind aufgetreten und haben behauptet, beide Ansichten lassen sich durch Vermittlung vereinigen; sie haben, wie alle Juste-milieus in der Welt Schiffbruch gelitten, man hat ihren Eclecticismus verspottet. Jetzt ist Feuer unter dem Dach der alten Schule; von allen Seiten regnet es Vertheidigungen des Eigenthums, Studien über das Eigenthum, Theorien des Eigenthums, deren jede als ein Dementi der andern und als eine dem Eigenthum geschlagene Wunde angesehen werden kann.

Da die gewöhnlichen Hilfsquellen des Rechts nicht mehr ausreichten, hat man die Philosophie, die politische Oekonomie, die Hypothesenfabrikanten consultirt; aber alle Orakelsprüche lauten wahrhaft verzweifelnd. Die Philosophen heutzutage sind nicht klarer als zur Zeit des aufblühenden Eclecticismus; aus ihren mystischen Auslassungen hört man nur die Worte Fortschritt, Einheit, Association, Communion, Solidarität, Brüderlichkeit heraus, aber all' das hat für die Eigenthümer nichts Sicherstellendes. Einer dieser Philosophen hat sogar zwei dicke Bücher geschrieben, wo er durch alle Religionen, Gesetzgebungen und Philosophieen beweist, daß die Gleichheit der Bedingungen das Gesetz der Gesellschaft ist. Es ist wahr, dieser Schriftsteller läßt das Eigenthum zu; aber, da er sich nicht bewogen fühlte, zu sagen was das Eigenthum in der Gleichheit ist, so darf man ihn kühnlich unter die Bekämpfer des Rechts der Domaine zählen. Die Philosophen werden immer das Privilegium haben Schwierigkeiten zu erheben, nie sie zu lösen.

Die Oekonomisten rathen das Capital und die Arbeit zu associiren. Geht man ihrer Lehre auf den Grund, so bemerkt man bald, daß es für sie nicht gilt, das Eigenthum in einer Association zu absorbiren, sondern in einer universellen und unauflöslichen Gütergemeinschaft. Auf diesem Wege würde die Lage des Eigenthümers sich von der des Arbeiters nur mehr durch einen größeren Gehalt unterscheiden. Dieses System, mit einzelnen Zusätzen und Verschönerungen, liegt der Phalanstère zu Grunde; aber es ist klar, wenn die Ungleichheit eines der Attribute

des Eigenthums ist, so ist sie nicht das ganze Eigenthum; denn, was das Eigenthum zu einer wünschenswerthen Sache macht, wie jüngst irgend ein Philosoph sagte, das ist die Fähigkeit, nach Gutdünken nicht bloß über den Werth seines Gutes, sondern auch seiner specifischen Natur zu verfügen, es nach Belieben auszunützen, sich darin zu festigen und abzuschließen, jeden Gebrauch davon zu machen, den das Interesse, die Leidenschaft, selbst die Laune eingeben. Was ist ein Genuß in Geld, eine Actie irgend einer agricolen oder industriellen Unternehmung, ein Coupon der Staatsrente, gegenüber dem unendlichen Reiz, Herr in seinem Hause und auf seinem Felde, über seinen Weinberg und seinen Fruchtgarten zu sein? Ein liebliches Reform-Project! Man hört nicht auf, gegen den Durst nach Geld und gegen den wachsenden Individualismus des Jahrhunderts zu declamiren und strebt, in unbegreiflichem Widerspruch dahin, alle Formen des Eigenthums in ein Einziges umzuwandeln: das Eigenthum der Thaler!

Diese flüchtige Uebersicht ist weit entfernt, alle politischen Elemente, alle Zufälligkeiten der Gesetzgebung, alle Institutionen und Tendenzen zu umfassen, welche die Zukunft des Eigenthums bedrohen; aber für denjenigen welcher die Thatsachen zu generalisiren und ihr Gesetz zu entringen weiß, genügt die Idee, welche sie beherrscht. Die Gesellschaft scheint heute dem Dämon der Lüge und der Zwietracht anheimgegeben und diese traurige Erscheinung ist es, welche einen Theil unserer ausgezeichnetsten Geister so tief schmerzt; sie leben zu sehr in einem andern Zeitalter, als daß sie ein Verständniß des unsrigen haben könnten. Während der kurzsichtige Beobachter an der Menschheit zu verzweifeln beginnt und sich unter Schmähungen auf das, was er nicht versteht, dem Fatum oder dem Scepticismus in die Arme wirft, geht der wahrhafte Forscher, der Ideeen sicher, die die Welt regieren, daran, das Geschick zu verstehen und zu errathen. Die Schrift über das Eigenthum, welche im vergangenen Jahr von dem Pensionär der Akademie Besançon veröffentlicht wurde, ist nichts anderes, als eine derartige Studie.

Was habe ich gethan, meine Herren, in diesem Versuch, der durch, ich weiß nicht, was für unwissende und böswillige Unterschiebungen vor Ihren Richterstuhl citirt wurde? In meinem Forschen nach einem unanfechtbaren Axiom für unsere socialen Gewißheiten habe ich zunächst alle weiteren Fragen auf eine einzige, fundamentale Frage reducirt, eine Frage, die heute so lebhaft und so verschiedenartig besprochen wird. Diese Frage war für mich das Recht des Eigenthums. Dann habe ich durch die Analyse und eine Art metaphysischer Experimentirung alle Lehren hierüber gegenseitig mit einander verglichen, die gemeinsamen Elemente herausgestellt und, so das, was in der Idee des Eigenthums nothwendig, unerschütterlich, absolut ist, aufgesucht; ich habe behauptet, daß diese Idee sich auf folgende reducire: Individuelles, übertragbares, nicht der Entäußerung, aber des Tausches fähiges Besitzthum, welches als Grundlage die Arbeit, nicht eine fictive Besitzergreifung oder einen müßiggehenden Willen hat. Ich habe überdies gesagt, daß diese Idee die Resultante unserer revolutionären Bewegungen sei, der Culminationspunkt, dem alle neuen Ansichten, wenn sie sich dessen, was sie widersprechendes haben, allmählig entkleiden, zustreben und ich habe mich bemüht, den Beweis hierfür zu

erbringen mit Hilfe des Geistes der Gesetze, der Psychologie, der politischen Oekonomie und der Geschichte.

Wenn ich mich in meinen Ausführungen getäuscht habe, muß man mir's beweisen und mich des Irrthums überführen; meine Arbeit verdient das und die Sache selbst ist wichtig genug; eine Bestrafung hat keinen Sinn. Denn wie ein Mitglied der Convention, den die Guillotine langweilte, sagte: Tödten ist nicht antworten. Bis dahin beharre ich darauf, mein Werk als nützlich, social, der Belohnung und Ermuthigung werth anzusehen". Proudhon geht dann noch die einzelnen Vorwürfe bezüglich des Tons, der Angriffe auf die Religion, der Widmung an die Akademie kurz durch, weist mit feiner Ironie ihre Unbegründetheit nach und schließt folgendermaßen: Meine Herren, ich stürze nichts um; wie Jederman heutzutage, ich reformire. Wer daran zweifelt, würde damit allein beweisen, daß er von dem, was Frankreich bewegt, nichts begreift, daß er sein Jahrhundert, den menschlichen Geist, die Geschichte nicht versteht."

Der Streich war geschickt geführt; obgleich die Vertheidigung fast noch mehr Staub aufwirbelte als die Schrift selbst, Proudhon hatte wenigstens erreicht, die Akademie zu spalten. Er hatte nun Freunde und Feinde und die Freunde waren mächtig genug, die Akademie vor einer Blamage zu bewahren. Der Verfasser wurde freigesprochen. „Eine Hälfte der Akademie, schrieb er an Ackermann, lachte die andere aus; der Präfekt trat für mich ein: man beginnt zu sagen, ich sei ein talentvoller Junge, der weit gehen könne; kurz, ich wurde, ich glaube einstimmig, freigesprochen. Für jetzt sagt man allenthalben Gutes von mir, wenn man auch mancherlei auszusetzen hat".

Wichtiger als der Schrecken der Akademie, waren die Ausstellungen, welche Proudhon von Seiten derer zu Theil wurden, die wirklich seine Freunde waren. Man warf ihm Schroffheit in der Form, Unbesonnenheit im Ausdruck, Verwegenheit der Schlußfolgerungen vor. Er scheint selbst etwas Berechtigung in dieser Art Vorwürfe gefunden zu haben. „Wie dem auch sei, schreibt er an Ackermann, ich werde meine Angriffstaktik ändern; künftig will ich, anstatt meine Pfeile in Essig zu tauchen, sie lieber mit Oel bestreichen: die Wunde wird minder schmerzhaft sein, aber noch sicherer tödtlich wirken. Vater Weiß sagte mir, wie Sie: „Mein lieber Freund! Sie schaden unserer Sache durch Ihre Art der Vertheidigung; haben Sie das Wort Heinrichs IV. vergessen: man fängt mehr Mücken mit einem Löffel Honig, als mit hundert Tonnen Essig?" — Es gilt nicht Mücken zu fangen, sondern sie zu tödten, sagte ich. Ueber diese Wendung lachte unser trefflicher Bibliothekar, der allein zehnmal mehr werth ist, als seine ganze Akademie. Im Uebrigen bleibts dabei, ich werde mich reformiren."

Wir werden später sehen, daß es mit diesem „Reformiren" seine guten Wege hatte. Die Pfeile wurden statt in Essig vielmehr in Säure getaucht. Doch zum Werke selbst! Es ist nicht möglich, kürzer und schlagender diese Proudhon'sche Schrift zu kennzeichnen, als es der Verfasser selbst in seinem Buche an die Akademie thut. Der Natur der Sache nach mußte der positive Theil der Aufgabe am magersten ausfallen. In Ermangelung eines Besseren nennt Proudhon dieses Neue, diese „Resultate aller revolutionären Bewegungen" vorderhand „Posses-

sion" (Besitzthum) im Gegensatz zu „Propriété" (Eigenthum). Er nennt diese Resultate sogar „Possession individuelle" (individuelles Besitzthum). „Das individuelle Besitzthum, fügt Proudhon in einer Anmerkung bei, ist kein Hinderniß für die Cultur im Großen und die einheitliche Ausnützung. Wenn ich nicht von den Unzuträglichkeiten der Bodenzerstückelung gesprochen habe, so geschah es, um nicht längst Bekanntes und allgemein Zugegebenes zu wiederholen. Aber ich bin überrascht, daß die Oekonomisten, welche die Misère des Kleinbetriebs so trefflich zu schildern wissen, nicht gesehen haben, daß das Princip desselben ganz und gar im Eigenthum steckt, insbesondere aber, daß sie nicht gefühlt haben, wie ihr Project, den Boden zu mobilisiren, ein Anfang zur Abschaffung des Eigenthums ist". Er schließt seine Schrift mit einer Reihe von Thesen, deren erste lautet: „Das individuelle Besitzthum ist die Bedingung des socialen Lebens; fünftausend Jahre Eigenthum beweisen es: das Eigenthum ist der Selbstmord der Gesellschaft. Das Besitzthum ist in dem Recht. Das Eigenthum ist gegen das Recht. Unterdrücket das Eigenthum und bewahret das Besitzthum; und durch diese Modification des Princips werdet ihr in den Gesetzen, der Regierung, der Oekonomie, den Institutionen alles ändern: ihr verjagt das Uebel von der Erde". Nicht minder interessant, als diese Formulirung der socialen Frage ist das politische Glaubensbekenntniß des jungen Neuerers. „Welche Regierungsform werden wir vorziehen, ruft er aus? — Nun, wie kann man fragen, sagt ohne Zweifel einer meiner jüngeren Leser; ihr seid Republikaner. — Republikaner, ja; aber dies Wort bedeutet nichts. Res publica d. h. die öffentliche Sache; nun, wer die öffentliche Sache anerkannt, unter welcher Regierungsform es immer sein mag, kann sich Republikaner nennen. Auch die Könige sind Republikaner. — Nun, Ihr seid Demokrat? — Nein. — Wie, Ihr solltet Monarchist sein? — Nein. — Constitutionell? — Gott bewahre mich. — Ihr seid also Aristokrat? — Ganz und gar nicht. — Ihr wollt eine gemischte Regierung? — Noch viel weniger. — Was seid Ihr denn? — Ich bin Anarchist".

Der Sturm in Besançon war noch nicht beschwichtigt, da drohte in der Hauptstadt selbst für den jungen Schriftsteller noch Schlimmeres. Die Regierung scheint einen Augenblick nicht übel Lust gehabt zu haben, einzuschreiten. Zunächst saß die Akademie der moralischen Wissenschaften über das Buch zu Gericht. Glücklicher Weise war der intelligente Oekonomist Blanqui (ein Bruder des edlen Revolutionärs) zum Berichterstatter erkoren. „Der sehr lange Bericht, konnte Proudhon am 15. November 1840 an Ackermann schreiben, welcher von Blanqui herrührt und den der Moniteur vom 7. September theilweise abdruckt, ist durchaus ehrend für mich. Man kann ein Werk nicht mit mehr Auszeichnung und selbst Lob für den Verfasser zurückweisen. Es ist eine Lection für mich". Proudhon hat diese Handlungsweise Blanqui's nie vergessen und in seinen späteren heißen Kämpfen mit den Oekonomisten denselben stets geschont.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. | Berlin, 1. November 1878. | Nr. 44.

Aus dem Schön'schen Briefwechsel.

(Schluß.)

4.

Der Entwurf der neuen Französischen Constitution stellt die Staats-Wissenschaft und das Europäische Staats-Wesen auf einen neuen Punkt. Früher verband man mit dem Worte Souverain nur die Unabhängigkeit von jedem weltlichen Richter, und so konnte man nicht allein das Staats-Oberhaupt, sondern auch das Volk, ja! jeden freien Mann, der sein Leben an eine Idee zu setzen im Stande war, als souverain bezeichnen. In neuer Zeit hat man dem Worte Souverainität dazu Füllung gegeben, und versteht darunter, die Gestaltung der Idee des Staats, und nennt selbst in Monarchieen das Volk, in so fern von ihm die Macht ausgeht, und es Haupt-Antheil an der Gesetzgebung hat, souverain. Bei Entwickelung dieses Gedankens trennte man aber zeither wissenschaftlich und in der Erfahrung die ausübende Macht wesentlich von der Gesetzgebenden und beschränkte die Volks Souverainität nur auf die letzte, so, daß dem Fürsten oder dem Präsidenten in Absicht der ausübenden Macht volle Souverainität bleibt. Bey Akten dieser Macht war er nur durch ein verantwortliches Ministerium, und durch einen Geheimen Rath oder Staatsrath beengt, welche beiden Körper er aber selbst wählte und größten Theils besoldete. Die Volks Souverainität verzichtete, um der nothwendigen Einheit der ausübenden Macht wegen, auf einen Theil ihrer Wirksamkeit.

Der Entwurf der neuen Französischen Constitution reclamirt nun, für den Begriff der Volks Souverainität in seiner vollen Ausdehnung den Theil der ausübenden Macht, welcher ohne Verletzung der nothwendigen Einheit der ausübenden Macht zuläßig ist. Sie errichtet, statt eines vom Vertreter dieser Macht, gesetzten Staats oder Geheimen Raths, einen von den Volks-Repräsentanten gewählten sogenannten Staatsrath, welcher, indem er von der einen Seite dadurch ein Ober Haupt bildet, daß er alle von dem Volks Parlamente kommenden Beschlüsse prüft, bevor sie an den Verwalter der ausübenden Macht kommen, von der anderen Seite, daß er die Stelle der früheren Staatsräthe oder Geheimen Raths einnimmt und, als vom Volke gewählter Körper die Vorschläge des Ministerii zur Gesetzgebung und zu den Akten der ausübenden Macht (Reglement, Ordonnanz) prüft.

Das, von dem man bisher thatsächlich und wissenschaftlich glaubte, daß es ohne Störung der ausübenden Macht nur Dienern derselben anvertraut werden könne, ist jetzt an Volks Repräsentanten übergegangen, ohne daß der Einheit und Wirksamkeit der Regierung dadurch Eintrag geschieht. Der Begriff der Volks Souveränität ist an die Grenze des Bezirks gerückt, den er noch ausfüllen kann, und Wissenschaft und Erfahrung haben einen Großen Vorschrift gemacht.

S.

den 25. Juny 48.

5.

M. H. wir sind hier*) versammelt, um dem Staate, dem Throne, dem Volke als moralische Person eine Basis zu geben, oder in der modernen Redensart, den Rechtsboden unerschütterlich zu machen und darauf ein festes Gebäude aufzuführen. Die Basis jedes Staats civilisirter Menschen ist nicht die rohe Gewalt, sondern das Leben in der Idee der Gerechtigkeit. Wir wollen diesem gemäß Gleichheit vor dem Gesetze, wir treten gegen Standes-Vorrechte auf, wir unterwerfen sogar den souverainen Träger der ausübenden Macht dadurch dem Richterspruche, daß wir die Ausübung seiner Macht von der Beistimmung von Ministern abhängig machen, welche verantwortlich, also dem Richter unterworfen sind.

In eben dem Grade, als der physische Repräsentant der Souveränität, seinem Wesen nach, keinen weltlichen Richter über sich erkennen kann, in eben dem Verhältnisse steht eine National Versammlung da. Sie steht auch als unabhängig von jedem weltlichen Richter, unmittelbar vor Gott, unverletzlich und als Volksstimme, Vox populi, Vox Dei, da.

Aber wie der körperlich dastehende Souverain ohne den Beistand der Gerechtigkeit (ohne verantwortliche Minister) seine Aufgabe zu lösen nicht im Stande ist, so fordert die Würdigkeit des Ausspruchs einer Volksversammlung oder deren Vertreter, daß in Absicht des Einzelnen in dieser Versammlung, die Idee der Gerechtigkeit nicht allein nicht verletzt werde, sondern vorwalte. Eine National Versammlung kann nur dann Anspruch auf Würdigkeit machen, wenn auf Keinem ihrer Mitglieder auch nur der Schein einer Schuld haftet. Wie wir jetzt, unangefochten vom Richter, dastehen, so müssen wir dafür sorgen, daß diese Klarheit bleibe.

Hier nach sind alle Maßregeln, welches jedes Mitglied einer National Versammlung dem Richter gegenüber physisch unverletzlich machen sollen, nicht allein dem Wesen der Versammlung entgegen, sondern sind der Würdigkeit derselben schädlich. Bei einem Gesetzgeber, der gewiß ist, nach dem Schluß der Parlaments Sitzung unmittelbar in den Schuldthurm zu kommen, kann man bey Berathungen über unbedingte Erfüllung von Verbindlichkeiten keine unbefangene Meinung voraussetzen, so wie der, welcher gleich nach dem Schluß des Parlaments die Verfolgung des Richters wegen Hochverrath voraussieht, über Verbrechen gegen den Staat keine unpartheiische Meinung haben kann.

---

*) Diese Anfangsworte sind im Manuscript durchstrichen.

Aber

man wendet ein.

Alle constitutionellen Staaten haben Bestimmungen wegen physischer Unverletzlichkeit der Parlaments Mitglieder.

Dies ist allerdings Richtig. Aber diese Bestimmungen haben sich fortgeschleppt aus der finsteren Zeit, wo nur noch in Wenigen Gedanken waren, und wo, wenn der Leiter der Heerde entfernt wurde, die ganze Heerde in der Irre herumging. Heute sind wir gerade in einem entgegengesetzten Zustande. Pitt trat in seiner höchsten Glorie ab, und sein Vaterland wurde dadurch in seinem Vorschreiten nicht gehemmt. In einer National Versammlung ist jetzt der geistreichste Mann, mit Schuld beladen, der Gesellschaft nur schädlich, so daß jedes Parlament es wünschen muß, Charaktere dieser Art aus ihrer Mitte entfernt zu sehen. In eben der dunkeln Zeit war es den Gouvernements möglich, durch Entfernung einzelner Personen aus einer Versammlung, eine Richtung der Versammlung selbst zu hemmen und sie dahin zu leiten, wohin man sie führen wollte. Diese Zeit ist aber auch vorüber, Maßregeln dieser Art würden ein Gouvernement nur in Verachtung bringen. Die Bestimmungen in den einzelnen Constitutionen wegen physischer Unverletzlichkeit der Mitglieder eines Parlaments gehören in die Klasse der Gesetze, von denen Goethe sagt: Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort ꝛc. Erfahrungen dürfen nur Ideen in ihrer Anwendung modificiren, dürfen aber niemals Leiter seyn und über die Idee sich selbst stellen wollen.

Heute wäre bei uns Suspendirung der richterlichen Gewalt in Absicht der Mitglieder des Parlaments ein Pasquill auf den Rechtsboden, eine Ironie auf die Idee der Gerechtigkeit in ihrer Unbeschränktheit.

6.

1) Nationalität kann niemals Basis zur höheren Entwicklung zusammen lebender Menschen seyn, wie die Mohren- und Tartaren-Reiche zeugen. Der Staat ist der Grund Ton der Cultur, und diesem müssen alle Töne folgen. Die Million Deutsche in Nord-Amerika würden einen Widerspruch in sich fordern, wenn sie auf den Grund ihrer Nationalität besondere Rechte verlangen wollten, welche die Rechte des Nord Amerikanischen Staats verletzten. Die Idee des Staats duldet keine Ausnahme oder Modification, und Nationalität ist nur in so fern beachtungswerth, als sie ohne Verletzung der ersten bestehen kann.

2) Tapferkeit allein kann nur bey einem tiefen Cultur-Stande eines Volkes und bey gänzlicher Unbekanntschaft mit der Aufgabe des Staats einen Staat begründen und erhalten. Sobald diese Aufgabe in dem Volke auch nur zu tagen anfängt, treten Gesetzlichkeit und Anerkennung der Menschenrechte als einzige Basis eines Staats hervor und Tapferkeit wird nur Hülfstugend. Niemand wird den Franzosen im Jahre 1813 und 1814 Tapferkeit absprechen. Aber bey aller Tapferkeit konnten sie nach 2 gewonnenen Schlachten doch nicht die Oberherrschaft über Deutschland erhalten, weil darin eine Verletzung von Menschen Rechten lag, und weil die Existenz Frankreichs als Staat diese Oberherrschaft nicht forderte. Von Nationalität war da wenig die Rede, wie

die Thatsachen zeugen, daß Russen und Czechen mit den Deutschen fochten, und Elsaß Französisch blieb. Es war ein Staaten Krieg, bey dem Nationalität nur gelegentlich als Hülfs-Truppe zur höheren Erregung der Tapferkeit benutzt wurde.

7.

Pr. Arnau, den 27. Septbr. 48. N. M.

Eben erhalte ich Ihren Brief vom 23. d. M. Sonnabend, und nach meinem Danke dafür bitte ich Sie angelegentlich, überzeugt zu seyn, daß wenn ich auch nur entfernt absehen könnte, daß meine Anwesenheit in Berlin von Nutzen seyn würde, ich augenblicklich mich auf den Weg machen würde. Die jetzige Richtung der Regierung liegt klar vor Augen, die Wrangelsche Erklärung zeugt, mit welcher Zuversicht man sie halten will, durch Demonstrationen ist keine Ablenkung zu erlangen, es müssen erst durch die Zeit die Augen darüber geöffnet werden, daß im Reiche der Ideen sich ruhiger wandeln läßt als in dem der rohen Gewalt. Lange kann dieser Zeitpunkt nicht ausbleiben, denn das jetzige Ministerium ist zu unpassend für die Zeit. Zu diesem Zeitpunkte bereite ich Alles vor und mit dem ersten Strahle der Morgenröthe fahre ich ab, in jedem Fall aber wohl in der ersten Hälfte des nächsten Monats. Sie werden das Zu spät! finden, weil Sie eine Auflösung der jetzigen Krisis sehr nahe sehen. Aber mein Glaube an die Realität der Berliner Haupt- und Staats-Actionen ist nicht groß. Das Gouvernement hat keine Veranlassung zur Eyle, und die National-Versammlung ist zu unklar, um sicher gehen zu können, und das Berliner Publicum macht jetzt, wo der Bürger sich nach Ruhe sehnt, nur Spektakel. Geplänkel mag einzeln vorkommen, aber zur Sache selbst hoffe ich noch zur rechten Zeit zu kommen. Anders wäre es, wenn die National-Versammlung in Klarheit und Consequenz da stände! Aber wenn die Besten, statt Ideen, rohe Gewalt als Fundament nehmen, dann ist es vorauszusehen, daß wenigstens eine Zeitlang durch die geordnete rohe Gewalt die ungeordnete, wilde, zum Theil nur gekaufte und durch Jungens vollzählig gemachte Masse, in Zaum gehalten werden muß. Gebe nur der Himmel, daß unsere Regierung jetzt im tiefsten Stadio sey, denn alsdann ist Hoffnung, daß der nächste Schritt zum Besseren sey.

Leben Sie wohl! Schön.

8.

Marienburg, den 21. October 48.

Vor Allem meinen Dank für Ew. Wohlgeboren gefällige Zuschrift v. 15. d. M. und demnächst die Anzeige, daß ich vorgestern von hier dem Präsidenten der National-Versammlung angezeigt habe, daß ich mich überzeugt habe, ich werde für jetzt, meinem körperlichen Zustande nach, meine Obliegenheiten als Abgeordneter nicht vollständig erfüllen können, ich habe deshalb um einen unbestimmten Urlaub, oder, wenn dieser nicht zuläßig seyn sollte, um Annahme der Niederlegung meines Mandats gebeten.

Ew. Wohlgeboren werden mit dieser Erklärung nicht zufrieden seyn, aber zum neutralen Leben in Berlin, zum Ja! oder Nein! sagen, verbunden

mit der Höllen Qual der Langen Weile, bin ich wirklich körperlich nicht stark genug, wenn ich gleich, wenn ich nur entfernt absehe, daß meine Anwesenheit in Berlin von Nutzen seyn könne, mir noch volle Kraft in einem angemessenen Verhältnisse zutraue. In gewisser Hinsicht sind die öffentlichen Verhältnisse in Berlin jetzt übler, als sie bey meiner Abreise von dort waren. Die Camarilla zankt offen und ohne Hehl und das Ministerium macht Gedankenlos den untertänigen Diener in dem Grade, daß selbst der Kurzsichtige die Heucheley darin erkennen muß. Von der anderen Seite ist es wieder eine hübsche Erscheinung, daß Waldeck und Consorten, denen ich die Einsicht zutraue, daß sie wissen, daß wenn sie diese verläugnen, und mit Sophismen und thierischer Kraft sich Geltung schaffen wollen, sie nur ein Gehaltloses Wesen treiben, haben weichen müssen. Wirft man Alles dies in einen Topf, so fehlt noch jede bestimmte Farbe, und in dem Brey mit zu wühlen, und im Voraus überzeugt zu seyn, daß jeder Gedanke gleich mit Unrath beworfen wird, das ist unnütze Arbeit. Ich werde Ew. Wohlgeboren aber sehr dafür danken, wenn Sie mich in steter Kenntniß des Ganges der Dinge erhalten. Ueber die erste Spur einer Morgenröthe wird meine Freude groß seyn.

Es ist die Nachricht verbreitet, daß das jetzige Ministerium durch Decker eine neue Zeitung etablire. So viel davon bekannt ist, hat man unreife Männer dafür geworben, so, daß der Todes Keim schon in der Anlage liegt. Sollte aber etwa unser Freund Rosenkranz die Sache führen, dann ist es etwas Anderes, und dann wäre das Werk gut. Ich bitte Sie, mich mit dem Wesen dieser neuen Zeitung gefälligst bekannt zu machen.

Selbst bey dem wüsten Getreibe, welches Europa durchzieht, ist in dem Schlosse hier Ruhe.

Hier ist der Himmel offen!

Leben Sie wohl!

Schön.

Meine Empfehlung an H. P. Rosenkranz. Er möge sich waffnen mit Geduld, um diese platte Zeit zu überstehen.

9.

Pr. Arnau, den 10. Novbr. 48.

Nach Ew. Wohlgeboren gefälligem Schreiben vom 6. d. M. nimmt das dortige Getreibe in so fern seinen regelmäßigen Gang, daß die Verhältnisse durch Stoß und Gegenstoß sich immer mehr entwickeln und dadurch klarer stellen. Beide Theile sind stillschweigend darin übereingekommen, daß von Vernunft nicht mehr die Rede seyn, sondern durch körperliche Ballgerey und Gewalt die Sache entschieden werden soll. Von der einen Seite steht Wrangel mit 30—40|m. Mann, die Kugeln im Lauf', die Schwerter geschliffen, und von der anderen Seite lassen die zwar aller Welt sichtbaren, aber hinter einem Vorhange sich haltenden Geheimen Obern der Wichter und Bummler, für Geld und Schnaps ihre Mannschaft, mit Stricken und Knitteln, und unter Siegsgeschrey schon vor der Schlacht antreten. Es ist ein Moment der bewaffneten Negoziation. Beide Partheien stehen zum Kampfe bereit, aber beide scheuen den Ausbruch des Kampfs, weil Beide, indem sie den menschlichen

Geist verläugnen, dunkel fühlen, daß Keiner von Beiden auf dem rechten Wege ist. Soll rohe Gewalt die Sache entscheiden, so ist es wohl unbedenklich, daß die alte Zeit, weil sie in einem bestimmten, wenngleich ausgefahrenen Geleise vorgeht, augenblicklich, aber nur Augenblicklich den Sieg davon tragen muß, und daß die unwürdigen Repräsentanten der neuen Zeit, weil sie in ihrer Rohheit diese selbst verläugnen, zu Grunde gehen müssen. Diesen Moment suchen beide Partheyen zu vermeiden. Aber er muß kommen, und muß, wie ein Gewitter nach schwüler Luft, bald kommen, damit der Gang der Cultur wieder eine Basis erhalte. Bevor dieser Moment nicht eingetreten ist, kann in Berlin von Vernunft nicht die Rede seyn. Vor Wien's Fall konnte man noch an die Macht der Ideen in Beziehung auf die Repräsentanten der alten Zeit glauben, jetzt aber sind diese Gottes Kinder (die Ideen) sehr in den Hinter Grund gekommen, so daß die Wuth verrauchen muß, bevor sie sich wieder in ihrer Herrlichkeit sehen lassen dürfen. Und Was die andere Seite betrifft, so dürfte die Sache da noch übler stehen. Bei den Männern der alten Zeit walten Finsterniß und Stumpfsinn, die angeblichen Jünger der neuen Zeit verläugnen aber mit Bewußtsein die Macht des Gottes Geistes, der im Menschen ist, und wollen durch Ausbrüche von Bestialität eine bessere Zeit hervorbringen. Man könnte meinen, daß in solchen Momenten der Zoologe mehr als der Philosoph an seinem Platze wäre. Der entscheidende Moment muß aber bald kommen und für diesen Zeitpunkt muß man sich rein halten von dem Schmutze beider Partheyen. Es kann aber auch seyn, daß der Himmel die jetzige Gährung in eine saure, vielleicht sogar faule Gährung auslaufen läßt, damit der Gestank, und durch diesen der Ekel gegen das Gedankenlose thierische Getreibe recht groß und auf diesem Wege der Geist von seinen Fesseln befreit werde. Dann muß der Wirrwarr zunächst noch viel größer und übler werden, und wer heute in dem Getümmel mit dem Satze: Nur what shall be, must be, vortreten wollte, würde eben so vergeblich sich abmühen, als der, welcher in einer Versammlung betrunkener Bauern über den kategorischen Imperativ sprechen wollte.

Summa Summarum: Sie sehen mich mit den Augen des Freundes an, und Sie stehen in Berlin in einer Gewitter Wolke. Mein Alter macht es mir aber leicht, das Cognosce te ipsum bei mir geltend zu machen und ich stehe außerhalb dem Gewitter Gewölke, also ohne Einfluß der sich häufenden Elektrizität, auf meinen Blick. Und hoch ehrend Ihre Meinung und noch mehr Ihre Gesinnung gegen mich, bleibe ich dabey, daß ich für den heutigen Moment in Berlin noch ungeeignet bin. Dabey bleibt aber der Satz unbedingt und unumstößlich fest, daß mit dem ersten leisesten Schimmer einer Morgenröthe ich mit meiner ganzen Existenz vorzutreten bereit bin.

Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie mir über den Gang der Dinge dort ferner gefälligst Mittheilung machen. Läuft die Zeit auch schlecht, so kann man das Interesse auch für diese Zeit nicht los werden.

Die Beilage bitte ich, unserem Freunde Rosenkranz gefälligst einzuhändigen.

Leben Sie wohl! ich empfehle mich Ihrem gütigen Andenken.

Schön.

Eben, indem ich diesen Brief zumachen will, lese ich den sehr starken Ausfall **Auerswalds** gegen **Jacoby**. Ich bin keineswegs für **Jacoby's** heutiges Benehmen und Verfahren, im Gegentheil beklage ich es tief, daß **Jacoby** von seiner Höhe so heruntersteigen konnte. Aber der Ausfall von A. ist doch so stark, daß in England nothwendig Kugeln gewechselt werden müssen. Mangel an Einsicht und Muth ist nach Engl. Begriffen Mangel an den Gaben Gottes, und hier noch nicht unparlamentarisch, Aber: Verachtung ist die höchste Beleidigung. **Jacoby** müßte von der National-Versammlung sich entfernt halten, bis er diese Schmach auf eine oder die andere Art von sich abgewaschen hat. Was wird er thun? Was wird die äußerste Linke dabey thun? ich bitte, daß Ew. Wohlgeboren mir darüber umgehend schreiben. ich bitte Sie darum, um von unpartheiischer Seite den Fort- und Ausgang der Sache zu erfahren.

Es ist ein eigenes Schicksal, daß in dieser Form, die äußerste Linke, die **Camarilla** und die anerkannt schwachen 3 Ministerien als 3 Auswüchse unserer Zeit, zugleich, einen solchen argen Genickstoß bekommen.

S.

10.

Preuß. Arnau, den 17. Dezbr. 1848.

Es hat auch seine Beschwerden, wenn man mir Güte und Wohlwollen bezeugt, ich kann die Neigung nicht unterdrücken, beide als **Blanco-Credit** zu betrachten und darauf Wechsel zu ziehen, mit dem besten Vertrauen, daß diese unbedingt honorirt werden.

So schicke ich an Ew. Wohlgeboren einen Brief und eine Schachtel mit der Bitte:

Beide, Sonntag den 24. d. M. Abends um 8 Uhr an den General v. Schoeler (Unter den Linden, nahe der Wilhelmsstraße, zu ebener Erde, im Endelschen Hause, das Haus hat einen Thorweg, unten 4 Fenster Fronte, und an einem Fenster ein Balkon) abgeben zu lassen.

Aber warum belästige ich gerade Ew. Wohlgeboren mit diesem Auftrage?

1. Junggesellen, nach verlebter Studentenzeit, bekommen in der Regel einen Anflug von Peinlichkeit, und dieser macht sie zur accuraten Ausführung von Aufträgen besonders geeignet. (Den 24. d. Abends 8 Uhr!)
2. Der Sanskritmann betrachtet, seinem Wesen nach, alles Asiatische mit besonderer Wichtigkeit, und so muß er auch **Marci Panis** (das Brod des Syriers) welches die beikommende Schachtel enthält, mit besonderer Aufmerksamkeit ansehen.
3. Von der Freundschaft, welche im vergangenen Sommer unsere Diener mit einander schlossen, ist wahrscheinlich so viel übrig geblieben, daß der Ihrige den Gang nach den Linden am 24. Abends 8 Uhr, wohl gerne für den meinigen machen wird, und

so könnte ich noch hunderte von Argumenten anführen, von denen aber das Alles umfassende ist:

Daß ich auf Ihre Güte baue, und auf Ihre Nachsicht wegen meiner Zudringlichkeit rechne. Schön.

Vor dem Abschicken bitte ich ergebenst, der beiliegenden Schachtel die Signatur, wie sie der beiliegende Brief angiebt, gefälligst geben zu lassen.

11.

Pr. Arnau, den 2. October 1853.

Ich kann Sie, mein werther Herr Professor! aus dem Vaterlande nicht abreisen lassen, ohne meinen Wunsch alles Guten für Sie wiederholt ausdrücklich zu äußern, und mich Ihrem Andenken besonders zu empfehlen. Menschlicher Berechnung nach haben Sie mich vielleicht zum letzten Male gesehen, und ich bitte Sie, die mir noch vergönnten Tage durch häufige Nachrichten aus Ihrer zweiten Heimath zu erheitern. Empfehlen Sie mich dem Herrn Gesandten Bunsen.

Das Buch von Hardy, welches Sie mir vorgestern gütigst überschickt haben, ist mir wichtig. Sie wollten, daß ich es behalten möge. Damals hatte ich Bedenken, dies Geschenk anzunehmen, da ich nichts dagegen zu setzen hatte. Jetzt nehme ich aber Ihr gütiges Anerbieten unter der Bedingung an, daß ich dies Buch, als Geschenk von Ihnen, der Königsberger Universitäts Bibliothek übergebe. In meiner Privat-Bibliothek würde dies interessante Werk nach meinem Tode verkommen. Es ist für eine öffentliche Bibliothek geeignet, schon deshalb, weil dadurch der stupid gläubige Christ ersehen kann, daß ein großer Theil seines Christenthums heidnischen Ursprungs ist und daß es Wahrheiten giebt, welche über Christenthum und Heidenthum erhaben sind.

Kommen Sie bald wieder nach Preußen, vielleicht sehen wir uns doch noch wieder. Schön.

12.

Preuß. Arnau, den 10. Januar 1854.

Meinen Gruß, und den Wunsch vor Allem, daß Sie glücklich nach London zurückgekehrt und jetzt wohl sein mögen. Die beiden, per Kreuzband, mir gütigst überschickten Zeitungsblätter habe ich richtig erhalten und danke dafür.

In London kommt ein Kunstblatt heraus, welches Zeichnungen merkwürdiger Gebäude enthält, und dessen Redaction unlängst, mit vielen Kosten, eine Zeichnung von der großen Kirche in Nürnberg hat anfertigen lassen. Für diese Zeitschrift ist Marienburg ganz geeignet, und ich bitte Sie ergebenst, den Redakteur derselben auf die beiden Kupferstiche aufmerksam zu machen, welche unlängst in Berlin von Marienburg herausgekommen sind.

Sonst ist hier Alles so, wie Sie es verlassen haben. Der Gang der Dinge ist nicht anders, und die Menschen sind nicht klüger geworden, doch! hat die Entrüstung gegen Lord Aberdeen bedeutend zugenommen.

Der Bericht des französischen Instituts über die Indische Literatur hat mich in Erstaunen über den Umfang gesetzt, in welchem in diesem Kreise gearbeitet wird. Machen Sie, machen Sie, daß Sie an die Spitze kommen.

Zimmermann in Stuttgart hat eine kleine Schrift: Die Englische Revolution, herausgegeben, welche viel gelesen wird, weil sie gewaltig in die jetzige Continentalzeit einschlägt. Ich glaube nicht, daß England ein so präcises und concentrirtes Werk über diesen Gegenstand hat.

Ich bitte Sie, mir the brittish Almanac for 1854 durch Schiffsgelegenheit zu überschicken und sich die Kosten von dem Capitän vorschießen zu lassen. Da nach dem 30. d. M. ein neues Ministerium in England wahrscheinlich ist, bitte ich den Ankauf bis nach Aufstellung eines neuen Ministerii auszusetzen. Erhalten Sie mich in Ihrem freundlichen Andenken. Gott sei mit Ihnen! Schön.

Meine ergebenste Empfehlung an Herrn Gesandten Bunsen, mit der Bitte, ihn auf die eben herausgekommene Biographie von Bülow, von Varnhagen aufmerksam zu machen. Droysen und Perz hätten bei Varnhagen als Biographen in die Lehre gehen sollen.

Von und über Proudhon.

Von Arthur Mülberger.

IV.

Seit October 1840 war Proudhon wieder in Paris und mit der Ausarbeitung seiner zweiten Schrift über das Eigenthum beschäftigt. Die Quelle seines Einkommens floß immer schwächer; er mußte ernstlich daran denken, für seinen Unterhalt zu sorgen. „Meine Freunde, schreibt er am 1. Januar 1841 an Bergmann, rathen mir, in Anbetracht meiner zerrütteten Verhältnisse und der zwingenden Noth irgendwo festen Fuß zu fassen, selbst wenn die Veröffentlichung meines zweiten Memoirs dadurch verzögert würde. Ich war zuerst ganz ihrer Ansicht. Ein Buchhändler bot mir 2000 Frcs. für die Mitarbeiterschaft an einer katholischen Encyclopädie. Er verlangte aber monatlich 8 Blätter in Quart mit zwei Spalten, überdies die Revidirung aller Manuscripte und das Lesen der Correcturen; das hieß eine universelle Wissenschaft im Kopfe haben und täglich 15 Stunden arbeiten. Ich lehnte ab. Im Uebrigen hat mich derselbe Mann schon einmal hintergangen und flößt mir kein Vertrauen ein.

Jüngst hat man mir eine Secretär-Stelle bei einem schriftstellernden Juristen angetragen: 1800 bis 2000 Frcs. bei sechsstündiger Arbeit. Ich sagte zuerst ja; dann aber, als ich überlegte, daß mir thatsächlich nur mehr ein halbes Jahr zur Verfügung steht, als ich an den großen Gewinn dachte, meine philosophischen Studien unmittelbar zu einem Abschluß bringen zu können, lehnte ich gleichfalls ab; auch gegen diesen Herrn hatte ich überdies allerhand Verdachtsgründe. Ein halbes Jahr arbeiten und nachdenken, mein Freund! wann kann ich hoffen, es zu finden?" Allein, die Noth macht gehorsam und so entschloß sich Proudhon schließlich doch, diese letztere Stellung anzunehmen. „Gestern Oekonomist, schreibt er am 31. Januar an Bergmann, heute Criminalist. Ich bin im Begriff, in der Kanzlei eines Pariser Beamten zu arbeiten; derselbe will Deputirter werden

und wünscht sich durch eine gute Schrift zu empfehlen; die Philosophie wirkt denn doch noch auf die Köpfe ein, wenn auch in neuer Form. Ich hab' es mit einem ordentlichen Manne zu thun, der ganz und voll auf mich vertraut und der mir, abgesehen von einigen Nichtigkeiten, denen er übermäßige Bedeutung beilegt, im Ganzen freie Hand lassen wird, einen Theil meiner Ideen zu entwickeln. Ich werde hier doch einiges Neue lernen, etwas Praxis; ich werde mich mehr mit der Welt reiben und etwas Geld verdienen. Vom 8. Februar ab wohne ich bei meinem Patron, Straße Saint-Benoit Nr. 18." Und weiter heißt es: „Ich vollende in diesem Augenblick meinen Brief an Blanqui über das Eigenthum, er wird besonders gedruckt und ein zweites Memoire von ungefähr 100 bis 120 Seiten bilden."

In einem Brief an seinen früheren Lehrer Tissot vom April 1841 giebt Proudhon nachstehende Schilderung seiner nunmehrigen Thätigkeit: „Gegenwärtig steh' ich im Dienst eines Pariser Beamten, um ein Werk über das Strafrecht auszuarbeiten. Mein Bourgeois oder mein Eigenthümer oder mein Exploiteur, ganz, wie Sie wollen, ist ein leidlich wackerer Mann, der sich auf seinen Geist was zu Gute thut, im Uebrigen aber ein gewöhnlicher Witzbold (loustic) ist, ohne Ideen, selbst ohne Intelligenz. Seit ich ihn kenne und seit ich einiges von Dupin gelesen habe, wurde mir klar, daß Geist und Intelligenz Dinge sind, die sehr gut, eins ohne das andere, im Gehirn bestehen können. Nun, mein Richter möchte Präsident, sogar Abgeordneter sein; deshalb hat er sich in den Kopf gesetzt, ein Buch zu schreiben. Ich selbst bin damit beauftragt. Der Titel wird, glaub ich, sein: Philosophie de l'instruction criminelle (Philosophie des Strafrechts); mein Gebieter will etwas Hochtrabendes. Die Lecture und meine Studien im letzten Vierteljahr haben mich auf eine Menge höchst merkwürdiger Dinge hingeführt; einen Theil behalt ich für mich, den andern mach' ich meinem Gebieter zum Geschenk. Wir marschiren so: ich schreibe Plan, Inhalt, Eintheilung eines Kapitels und gebe ihm die stylistische Rundung; dann verziert er es mit einigen praktischen Ideen oder irgend einer Albernheit, die er für geistreich und vollkommen neu hält, weil er sie nirgends gesehen hat . . . er hat nichts gelesen. Was Philosophie, System, Entwickelung, die psychologischen, historischen, socialistischen Momente u. s. w. betrifft, so vertraut er ganz auf mein Licht, vorbehaltlich seiner Revision und Zustimmung; letztere versagt er niemals. Nun, bemerken Sie wohl: Mein Gebieter möchte für liberal gelten, für einen Mann von umfassenden, edlen Ideen, voll von Liebe für das Volk und von Eifer für Reformen; aber zugleich ist er ein ganz verteufelter, egoistischer Eigenthümer, der den Aristokraten heraushängt und nichts sagen will, was seinen Richterrock bloßstellen oder seinen Vorurtheilen zuwiderlaufen könnte. Ich dagegen nehme mir vor, ihn zu einem Egalitär wider Willen zu machen und ihn mit den Wölfen heulen zu lassen. Auf Philosophen, Philanthropen, Radikale sieht er mit Verachtung herab, solche Leute nennt er Charlatans und Spitzbuben: der Unglückliche! Mein Plan ist folgender: Bei einem Manne von solcher Geistesbeschaffenheit hat man vom Genie, das vorauseilend auf die Consequenzen und metaphysischen Identitäten übergreift, nichts zu fürchten, ebensowenig von der Fähig-

keit der Generalisirung und Synthese. Es genügt, um ihn weich zu haben, wenn ich ihm die Dinge in einseitiger Beleuchtung zurechtlege; ich behalte mir dann vor, sie zu erweitern und zu verallgemeinern, wenn ich von ihm los sein werde. Wenn dann sein Buch von einem Haufen Freunde und Schmarotzer gehörig belobt worden ist, wenn sein Erfolg in den Augen des Publikums feststeht, wenn, sage ich, Verfasser, Kritik und Publikum am Angelhaken angebissen haben, dann komme ich, um die Einen, wie die Andern zu schütteln, um sie zu zwingen, Consequenzen hinzunehmen, an die sie sicherlich nicht gedacht haben; so einseitig sind die Leute."

Eine solche Stellung war denn doch auf die Dauer unhaltbar und wurde im Laufe des Sommers gelöst. Man trennte sich freundschaftlich. Der seltsame Schriftsteller scheint den „Angelhaken" doch etwas zu bald gespürt zu haben, denn die „Philosophie des Strafrechts" erblickte niemals das Licht der Welt. Mittlerweile suchte aber die erwähnte zweite Schrift Proudhons über das Eigenthum ihren Weg unter dem Titel „Lettre à M. Blanqui sur la Propriété" (Brief an Herrn Blanqui über das Eigenthum). Proudhon faßt in der Einleitung den Inhalt seiner ersten Schrift in folgende Formel zusammen: „Die Menschen, gleich in der Würde ihrer Persönlichkeit, gleich vor dem Gesetz, sollen auch in ihren Existenzbedingungen gleich sein: dies ist die These, welche ich in meiner ersten Schrift aufgestellt und entwickelt habe." Und auch diese zweite Schrift ist im Wesentlichen nichts anderes, als eine Erweiterung und Vertiefung dieser Formel. Der ganze Gedankengang der Einleitung stützt sich auf dieselben Argumente, welche wir aus der Rechtfertigungsschrift an die Academie von Besançon kennen. Weiterhin tritt besonders der historische Charakter des Eigenthums viel schärfer in den Vordergrund; eine Menge meist sehr glücklich und treffend gewählter Beispiele aus der alten und neuen Geschichte begleiten diesen Gang. Das Hereinziehen einer Menge damals sehr brennender Fragen: die Befestigung von Paris, Thiers, Armand Carrel, Lamennais, die Fourieristen u. s. w. verleiht dem Ganzen eine viel größere Anschaulichkeit und Lebendigkeit. Dazwischen fehlt es nicht an Stellen, in denen die polemische Gewalt des jungen Schriftstellers in jener großartigen Weise durchbricht, die wir späterhin so oft und viel an ihm zu bewundern haben. Man hatte ihm z. B. vorgeworfen, Fourierist gewesen zu sein und die Lehren des Meisters vergessen zu haben. „Wenn ich diese Anklage des Fourierismus", ruft er aus, „überdenke und meine Erinnerungen an frühere Tage zusammenraffe, so finde ich, da ich wissenschaftliche und freundschaftliche Beziehungen mit Fourieristen unterhalten habe, daß es sehr wohl möglich ist, daß ich selbst und ohne es zu wissen, ein Anhänger von Fourier gewesen bin. Jerome Lalande hat in seinen Katalog der Atheisten auch Napoleon und Jesus Christus aufgenommen; die Fourieristen machen es, wie der berühmte Astronom; sobald sich einer findet, der am Zustand der Civilisation etwas auszusetzen hat und einigen ihrer Kritiken beistimmt, rasch heimsen sie ihn, er mag wollen oder nicht, in ihre Schule ein. Im Uebrigen vertheidige ich mich nicht, Fourierist gewesen zu sein; denn da man es sagt, muß es wohl so sein. Allein, mein Herr, was meine

Erbrüder nicht wissen und was sie jedenfalls in Erstaunen setzen wird, ist, daß ich noch so manches andere gewesen bin: der Reihe nach Protestant, Papist, Arianer, Semi-Arianer, Manichäer, Gnostiker, Adamite sogar und Präadamite, was weiß ich? Pelagianer, Socinianer, Antitrinitarier, Neo-Christ, das Alles in der Religion; Idealist, Pantheist, Platoniker, Cartesianer, Eklektiker, Monarchist, Aristokrat, Constitutionel, Babeuvist und Communist, das in der Philosophie und Politik; eine ganze Encyklopädie von Systemen habe ich durchlaufen; urtheilen Sie nun, mein Herr, ob es überraschend ist, wenn ich eine Zeit lang auch Fourierist gewesen bin. Ich selbst bin keineswegs davon überrascht, obgleich ich mich augenblicklich nicht mehr daran erinnere. Sicher ist, daß der Paroxysmus meines Aberglaubens und meiner Leichtgläubigkeit just in die Periode meines Lebens fällt, in der man mir vorwirft, Fourierist gewesen zu sein. Gegenwärtig bin ich etwas ganz anderes: mein Geist beugt sich vor nichts mehr, als was ihm bewiesen ist, nicht durch Syllogismen, Analogieen und Metaphern, wie in der Phalanstere üblich ist, sondern durch eine Methode der Generalisirung und Induction, welche den Irrthum ausschließt. Von meinen früheren Meinungen habe ich nichts aufbewahrt; ich habe mir einige Kenntnisse erworben: ich glaube nicht mehr, ich weiß oder ich weiß nicht. Mit Einem Wort, gezwungen, die Ursache (la raison) der Dinge zu suchen, habe ich erkannt, daß ich ein Rationalist sei.

Es wäre ohne Zweifel einfacher gewesen, da zu beginnen, wo ich geendet habe. Aber wie! Wenn das das Gesetz des menschlichen Geistes ist, wenn die ganze Gesellschaft seit 6000 Jahren nichts thut, als sich irren, wenn Millionen Menschen noch in der Finsterniß des Glaubens wandeln, irregeführt von ihren Vorurtheilen und Leidenschaften, dem Instinct ihres Führers hingegeben; wenn meine Verleumder selbst nichts anderes als Sectirer sind, denn sie nennen sich Fourieristen, soll ich allein unentschuldbar sein, weil ich in der Tiefe meines Innern, im geheimen Gang meines Bewußtseins gleichfalls den Weg unserer armen Menschheit durchlaufen bin!"

Hören wir, wie sich Proudhon selbst über seine neue Schrift ausspricht. In einem langen Brief an Ackermann vom 16. Mai heißt es unter Anderem: „Ich habe soeben eine zweite Schrift über das Eigenthum veröffentlicht, in Form eines an Blanqui gerichteten Briefes. Sie enthält sozusagen eine Apologie der ersten und des Verfassers. Ich habe neue Gesichtspunkte darin entwickelt: z. B. daß die Menschheit seit 4000 Jahren in steter Nivellirungsarbeit begriffen ist; daß die französische Gesellschaft, ohne ihr Wissen, kraft der leitenden Geschicke, jeden Tag das Eigenthum zerstört; daß alle Schulen es verdammen u. s. w. Diese historische und kritische Darlegung der Tendenzen und Lehren kommt naturgemäß zu diesem Schluß: man muß in dieser Bahn vorwärts schreiten, da die Nothwendigkeit selbst uns treibt.

Diese Schrift erscheint Jedermann besser geschrieben, interessanter und gemäßigter als die erste. Blanqui hat mir die schmeichelhaftesten Sachen darüber gesagt, er rieth mir, mich noch mehr zu mäßigen und versprach mir um diesen Preis die Gewißheit, in den Schooß der Wissenschaft aufgenommen zu werden.

Ich kann in aller Wahrheit sagen, daß ich keinen, zum mindesten keinen erklärten Anhänger habe; das Volk kann so langen und so abstracten Inductionen nicht folgen; die competenten Leute sind schon aus Klugheitsrücksichten verhindert, sich auszusprechen; es scheint ebenso schwierig, meinen Ideen zuzustimmen, als sie zurückzuweisen. Einstweilen erhalte ich directe und indirecte Zeichen der Anerkennung; selbst die, welche noch nicht für mich sind, dringen in mich, fortzufahren; Blanqui unter Anderen sagte mir, ich könne sehr viel Gutes wirken, sobald man hinsichtlich meiner Absichten beruhigt sein und nicht fürchten dürfe, daß Mißbrauch mit meinem Buche getrieben werde. Darauf erwiderte ich ihm, dafür werde ich einstehen.

Ich habe den National*) lebhaft angegriffen, er hat geheult und die Zähne gefletscht; ich habe auch die Lamennais'sche Philosophie sehr lebhaft kritisirt, man findet die Kritik gerecht, aber man wünschte sie wohlwollender gegenüber dem Verfasser. Ich gestehe, daß ich Letzteres nicht einsehen kann. Lamennais veröffentlicht so eben einen neuen Band, den ich gelesen habe und in welchem er besonders meinen Satz zu widerlegen sucht: daß er künftighin machtlos sei. Er nimmt so beiläufig das berühmte Glaubensbekenntniß des savoyischen Vikars wieder auf und kramt die Argumente Jean-Jaques' gegen Wunder, Prophezeiungen, Offenbarung, Erbsünde, Hölle u. s. w. wieder aus. Dazwischen Schimpfereien auf den Klerus und den Katholicismus. Man mag von dem Manne sagen, was man will, ich werde immer erwidern, daß ich die Apostaten nicht liebe. Er konnte seine Ansicht ändern, aber seinen Mitbrüdern im Klerus durfte er nie den Krieg erklären, ebensowenig dem Christenthum; es gilt weniger, das Christenthum anzugreifen, als vielmehr dasselbe zu begreifen. Ich behalte mir vor, eines Tages hierauf zurückzukommen."

Daß man schon damals die Kunst, die sociale Kritik und Attentate auf das Staatsoberhaupt in engsten Zusammenhang zu bringen, sehr wohl verstanden hat, geht aus einer Stelle am Schlusse dieses selben Briefes hervor: „Ich habe, heißt es, heute den Bericht des Herrn Girod, von l'Ain, über den Mörder des Königs und seine Mitschuldigen gelesen. Dieser Bericht schließt mit einer Anspielung auf mein Werk, die Jedermann betroffen hat: „Wie soll man sich wundern, daß es Königsmörder giebt, wenn sich Schriftsteller finden, welche den Satz aufstellen: „Eigenthum ist Diebstahl". — Sie sehen, daß ich noch immer bedroht bin."

Aus derselben Zeit ist uns ein Brief Proudhon's an seinen alten Jugendfreund Antoine Gauthier aufbewahrt, in dessen Druckerei Proudhon gelernt und später lange Jahre gearbeitet hat. Wenn Proudhon seinen nächsten Studienfreunden, einem Bergmann, einem Ackermann u. a. über den Inhalt seiner Arbeiten schrieb, so konnte er, da die Freunde seine Studien genau kannten, mit wenig Worten viel sagen; kleine Andeutungen gelten für ganze Erläuterungen, kurz man verstand sich leicht und rasch. Die Geistesthätigkeit Gauthier's wirkt in einem anderen Gebiet, er ist Geschäftsmann, nüchterner, praktischer Geschäftsmann. Um so interessanter ist der Brief Proudhon's, in welchem er diesem Jugend-

*) Das bekannte jakobinische Blatt.

freunde über sein neues Werk Bericht erstattet. Es gilt aus den abstracten Anschauungen heraus concrete handgreifliche Formeln zu geben. Sehen wir zu, wie Proudhon seine Aufgabe löst: „Ich plaudere so gerne mit Dir, sagt er, denn ich erhalte selten Briefe, die so frei, so lebendig, so gewürzt sind, wie der Deine. Wenn ich Dich lese, erkenn' ich diese treffliche Natur der Franche-Comté wieder, welche unsere Akademiker in ihrer Unwissenheit und Dummheit alle Tage zu vergiften suchen. Ganz, wie Du Dich giebst, so bin auch ich. Wie Du, habe auch ich mich empört vor Entrüstung über die Heuchelei, die Niedrigkeit, die Lügen, die Unwissenheit und den Charlatanismus dieser Welt und ich wollte, der grimme Zorn darüber säß mir immer in der Feder. Ich wollte insbesondere meinem Lande gehören: frei und ehrlich sein, aber denken, beißen, spotten, lachen und scherzen, aber unerbittlich sein gegen alle minus habentes, welche sich mausig machen. Ich weiß, daß man mir vorwirft, in meiner Polemik zu scharf zu sein; aber bei einiger Ueberlegung wird man sehen, daß das nur Taktik, eine Art und Weise, wie andere auch, ist, um mit meinen Gründen durchzudringen. Im Uebrigen herrscht in den Kritiken der Gegenwart ein solch weichlicher, feiger, verschwommener Ton, daß es wahrhaft nothwendig ist, einen Koch zu haben, der etwas Essig und Citronen an seine Saucen thut. Man thue mir, wie ich andern thue, ich verlange nicht mehr; aber für all' meine Lanzenstiche habe ich noch keine Schramme erhalten. Das langweilt mich.

Du verlangst Erläuterungen von mir über die Art und Weise, wie die Gesellschaft zu reconstituiren ist. Ich will Dir kurz antworten und mich bemühen, Dich in dieser Beziehung klar sehen zu lassen.

Da Du mein Buch gelesen hast, so wirst Du verstehen, daß es sich jetzt nicht darum handelt, ein System in unserem Gehirn auszudenken und zu combiniren, welches wir dann dem Volke präsentiren; auf diese Weise reformirt man die Welt nicht. Die Gesellschaft kann sich nur selbst verbessern d. h. man muß die menschliche Natur in allen ihren Kundgebungen, Gesetzen, Religionen, Gewohnheiten, in ihren wirthschaftlichen Verhältnissen studiren; aus dieser ungeheuren Masse gilt es, das, was wahr ist, durch metaphysische Operationen herauszuziehen, das fehlerhafte, falsche und unvollständige aus den gegebenen Elementen ausscheiden; dann allgemeine Principien zu formuliren, welche als Regeln gelten können. Diese Arbeit wird Jahrhunderte dauern, ehe sie zu Ende geführt ist.

Das scheint zum Verzweifeln; aber beruhige Dich. Bei jeder Reform sind zwei Dinge zu unterscheiden, die man zu oft zusammenwirft: Der Uebergang und die Durchführung oder Vollendung.

Das Erstere ist es allein, zu dem die gegenwärtige Gesellschaft berufen ist; nun dieser Uebergang, kraft welcher Principien werden wir sie realisiren? — Du findest hierauf die Antwort, wenn Du Dir einige Seiten meiner zweiten Schrift richtig combinirst; S. 10—11 Convertirung aller Renten und durch Verallgemeinerung die gesammte Einkommenstaxe herabdrücken; S. 16 Reform der Bank; S. 28—29 Kapitalien-Emissionen zu niederem Zinsfuß, Reform des Banquiers,

S. 33—37 Schrittweise Unterdrückung der Zollschranken; S. 179 das Eigenthum im Zins angreifen, S. 184 dasselbe u. s. w.

Du verstehst, daß ein System fortschreitender Unterdrückung dessen, was ich Gewinn (aubaine) nenne d. h. Renten, Pacht-, Miethzinse, große Besoldungen, Concurrenz u. s. w. die Wirkung des Eigenthums fast auf Null reduciren würde, denn sein Schaden rührt ganz besonders vom Zins her.

Im Uebrigen wäre diese fortschreitende Abschaffung nur eine Negation des Uebels (negation du mal), aber noch keine positive Organisation. Nun hierüber, mein lieber Freund, kann ich Dir wohl die Principien und allgemeinen Gesetze angeben, aber im Detail kann ich nicht auf Fragen antworten. 500 Montesquieu würden für diese Arbeit nicht ausreichen. Ich für meinen Theil werde Grundsätze aufstellen, Beispiele und eine Methode liefern, und die Sache in Fluß bringen; an Jedermann ist es, mitzuhelfen.

Glaube also ja, daß Niemand auf Erden fähig ist, so wie man es von Saint Simon und Fourier behaupten wollte, ein in allen Stücken fertiges und vollständiges System zu geben, das man nur einmal einzurichten braucht. Das ist die schändlichste Lüge, die man den Menschen aufbinden kann und deshalb bin ich so sehr gegen den Fourierismus aufgetreten. Die sociale Wissenschaft ist unbegrenzt: kein Mensch besitzt sie, eben so wenig, als ein Mensch die Medizin, die Physik oder die Mathematik besitzt. Aber wir können die Principien entdecken, dann die Elemente, dann einen Theil, welcher immer mehr anschwellen wird. Gegenwärtig thue ich nichts anderes als die Elemente der politischen und legislativen Wissenschaft bestimmen.

Ich halte beispielsweise das Erbrecht aufrecht und will doch die Gleichheit; wie verträgt sich das? hier gilt's, in die Organisation einzutreten. Dies Problem wird mit vielen Andern in einer dritten Schrift gelöst werden. Ich kann Dir jetzt nicht alles sagen, ich hätte 20 Seiten nöthig.

Wenn die Politik und die Gesetzgebung Wissenschaften sind, so begreifst Du, daß ihre Principien sehr einfach, jeder Intelligenz zugänglich sein können, aber, um die Lösung gewisser Detailfragen oder Fragen höherer Ordnung klar zu machen, bedarf es einer Serie von Schlüssen und Inductionen, welche ganz analog denen sind, durch die man die Bewegung der Gestirne bestimmt. Gerade diese Schwierigkeiten der socialen Wissenschaft sind es, die ich in meiner dritten Schrift in interessanter Weise entwickeln werde; meine Ehrlichkeit und die Nichtigkeit der politischen Erfindungen (inventions) werden dadurch in klares Licht gestellt.

Mit zwei Worten: schrittweise und bis zur gänzlichen Unterdrückung den Gewinn (aubaine) abschaffen, das ist der **Uebergang**. — Die **Organisation** wird aus dem Princip der Theilung der Arbeit und der collectiven Kraft resultiren, combinirt mit der Aufrechterhaltung der Persönlichkeit im Menschen und Bürger.

Was ich Dir sage, erscheint Dir vielleicht ein Hieroglyph; dennoch ist es die Lösung des Räthsels; hier liegt das ganze Geheimniß; Du

wirst mich am Beginn des Werkes sehen und Du kannst Dir dann sagen: Um das Werk zu vollenden, braucht es nur Menschen und Studien.

Du hast mich durch eine einfältige Frage gezwungen, in einem vertraulichen Brief den Pedanten zu machen; wenn ich mit Dir plaudere, soll ich da Dein Schulmeister sein? Ueber so schwierige Dinge spricht man sich auf einer Seite niemals ganz aus, weil immer noch viel mehr Zweifel übrig bleiben, als Fragen gelöst sind. Die Hauptsache ist heute, Deinen Blick auf das Eigenthum zu richten und alles zusammenzufassen, die innere Politik in der Frage der Abschaffung und die äußere Politik in der der Zölle. Hierin liegt alles; das Uebrige wird sich von selbst bessern.

Ich habe gestern von Blanqui einen reizenden, schmeichelhaften Brief bekommen; er könnte mich stolz machen. Du verstehst, daß dieser Professor meine Lehre in der Fassung, wie ich sie vortrage, nicht annehmen kann; aber, den Wortlaut und die natürliche Schüchternheit bei Seite gesetzt, ist der Mann gewonnen. — Beiläufig bemerkt ist er ein Mann von großem Wissen, beliebt bei Jedermann und der fähigste Organisator, den wir haben. — Ich bekomme von Zeit zu Zeit Worte der Anerkennung von Seiten hervorragender Personen, welche, ohne ja zu sagen, doch „Muth" flüstern! Du verstehst."

Es ist Mode, in Proudhon nur den Kritiker, den „Geist, der stets verneint" zu sehen. Auch ist nicht zu bestreiten, daß in seinen ersten Schriften die Kritik so sehr überwiegt, daß es nicht eben leicht ist, den Kern seiner eigenen positiven Grundanschauungen herauszufinden. Um so interessanter ist es wohl, aus dem eben gebotenen Briefe zu sehen, wie sehr der junge Neuerer nach positiver Formulirung ringt. „Ich halte", ruft er unter Anderem in seiner zweiten Schrift aus, „eine allgemeine Enteignung für unmöglich: auf dieser Seite angegriffen, ist das Problem der universellen Association unlösbar. Das Eigenthum ist wie der Drache, den Herkules tödtete: um es zu vernichten, muß man es nicht am Kopfe, sondern am Schwanze packen, d. h. am Gewinn und Interesse." Der Gegensatz Proudhons gegenüber dem Communismus und dem damaligen Socialismus besteht bereits in aller Schärfe.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 8. November 1878. Nr. 45.

Der Jesuitenkrieg der neuen Aera.

Im Mai und Juni des Jahres 1872, des zweiten der neuesten Aera, zog ein Gestirn am Firmament des Reichs die Aufmerksamkeit der Politiker auf sich und beschäftigte dann auch lebhaft das Publikum. Es gehörte zwar nicht geradezu der Classe der Haarsterne an, die sonst den Türkenkriegen und andern großen Erschütterungen der Völkerwelt voranleuchteten, aber es hatte doch einen gewissen unheimlichen Glanz, der sich in fahlen Büscheln ausbreitete und zuweilen in die Gestalt einer Ruthe verdichtete. Die Sternkundigen in den officiellen Reichskreisen und ihre officiösen Apostel deuteten es als das Vorzeichen einer großen Reichsgefahr und eines innern Kriegs, der von einer auswärtigen Weltmacht angefacht und mittelst einheimischer Verbündeter unterhalten würde.

Der Unglücksstern hatte sich sogleich in der ersten Sitzung des deutschen Reichstags am 1. April 1871 angekündigt; seine fahlen Strahlenbüschel züngelten am Horizont empor und fuhren am Rande des Bodens hin und her, als wollten sie dem unheimlichen Gast den Weg öffnen. Die Redner der Mehrheit fühlten Etwas von der Gefahr der Zukunft und suchten ihr den Eintritt zu wehren.

Bennigsen aber, der die erste Stimme führte, vermaaß und versprach sich in seiner ängstlichen Vorsorge ganz gewaltig, als er im Namen des „deutschen Nordens" das neue Reich von Italien und Rom durch eine Pappwand für immer scheiden und die Blicke der deutschen Katholiken vom Süden absperren wollte. Der erste Gruß, welchen er der katholischen Minderheit des Reichstags entgegenbrachte, war ihre Unmündigkeitserklärung und Herabsetzung zu Hintersassen, die sich hinter den Kindern des Nordens und ächten Kennern und Vertretern des Reichs nur fügsam zusammenzukauern hätten. Treitschke herrschte ihnen dann bei ihrem Rufe nach Grundrechten wie Ungethümen einer im Sturz des Jahres 1848 versunkenen Urwelt zu und Schulze (Delitzsch) und Miquél stampften auf den Boden, als könnten sie die züngelnden Strahlen am Horizont zerquetschen und dem fremden Gast den Kopf zertreten.

Vergebliche Mühe! Das Gestirn war im Frühling des Jahres 1872 schon hoch am Horizont aufgestiegen und wanderte mit sicherm Gange dem Zenith der Entscheidung zu, dem es sich in unsern Tagen schon nähert. Der Schrecken, welcher die Reichstagsmehrheit im April 1871 außer sich gebracht hatte, verbreitete sich jetzt auch in den Kreisen des Publikums und man fragte, was das Zeichen bedeute, wo die Reichsgefahr liege und wie ihr vorzubeugen sei.

Wir lesen schon von den Völkern des Alterthums wie von den heutigen Binnenstämmen andrer Welttheile, daß sie das Grauen über eine ungewohnte Himmelserscheinung durch Trommel- und Hörnerklang zu betäuben und mit

dieser Musik zugleich den drohenden Geist droben zu erschrecken suchen. Eine ähnliche Kriegslist versuchte man jetzt gegen den bösen Gast, der das geistige Firmament der Reichsbürger verfinstern wollte, erfand für ihn einen Kriegsnamen und erhob den Kriegsschrei gegen ihn zur Tagesordnung. Wie wir aus dem Schreiben Harry Arnim's an seine süddeutschen Freunde des Jahres 1870 ersehen, war damals dieser Kriegsname schon bekannt und im Jesuitenorden der wahre Anstifter und Leiter des vaticanischen Concils entdeckt. Als sodann mit dem Auftreten der katholischen Minderheit im Reichstag die vaticanische Gefahr dem deutschen „Norden" auf den Leib rückte, erwarb sich Bluntschli um die gute Sache das Verdienst, daß er unter diesem Kriegsschrei die nationalen Schaaren für den Zug gegen den ausländischen Eindringling sammelte und in ihren Cantonnements ordnete. Seine Unfruchtbarkeit auf dem wissenschaftlichen Gebiet ersetzte der neue Peter von Amiens durch diese Mobilisirung der Massen und als geeigneter Generalstab diente ihm der Protestantenverein, der seine entsprechende wissenschaftliche Unfruchtbarkeit und praktische Erfolglosigkeit durch die rührende Geduld und Ausdauer gut macht, mit der er von Jahr zu Jahr seine Thesen über Geist und Schriftwort, Freiheit und Consistorialregiment wiederholt.

So strömten auf den Betrieb des Agitators die gegen die Jesuiten gerichteten Petitionen in den Reichstag, wo sie im Mai 1872 ihre erste Verwerthung fanden und im Juni darauf der letzte Aufzug des Jesuiten-Drama's folgte, und in beiden Akten stellte sich der rechte Mann ein, der mit seiner Begabung für die Ausdehnung und Einschrumpfung einer wissenschaftlichen Construction ganz dazu geschaffen war, dem finstern Gestirn ein Ende zu bereiten. Das war Gneist. Besonders in der Schlußdebatte vom 19. Juni bewirkte dieser Dialektiker, ehe der Vorhang fiel, einen glänzenden Effect, indem er ein Bild von dem Plan entrollte, wonach die Jesuiten seit dem Anfang der sechziger Jahre auf die Erweiterung der Macht der Curie hinarbeiteten, ihr die Geistlichkeit sammt den Bischöfen unterwarfen und von ihren deutschen Stationen aus auch die Reichsbürger in folgsame Bataillone und Regimenter umwandelten. Dies rednerische Finale war für die Abstimmung, die sogleich darauf erfolgte, entscheidend.

Allein sowohl der parlamentarische Geschichtsmaler als auch Andere, die vor und nach ihm die Neuheit der gegenwärtigen kirchlich-römischen Centralisation noch nachdrücklicher als er hervorgehoben und daraus die Lossprechung des Reichs von den bisherigen Rücksichten auf die Curie abgeleitet haben, übersahen bei ihren völkerrechtlichen Beweisführungen, daß sich neben den geistlichen und gleichzeitig mit ihr auch eine große politische Centralisation erhoben hatte. Die Stiftung der Jahre 1866 und 1870 hat man nun schon so oft als ein neues Reich bezeichnet, welches sich sowohl von den kaiserlichen Gebilden des Mittelalters wie von dem nächstvorhergehenden Bundesstaat der Gegenwart unterscheidet, — warum hat man also diese neue Stiftung nicht mit der römischen Schöpfung der sechziger und siebziger Jahre in Parallele und Zusammenhang gebracht? Warum ist man nicht zur Frage fortgegangen, ob Pius IX. diese deutsche Centralisation nicht in Erwägung gezogen und mit ihr gleichen Schritt gehalten hat?

Seit dem italienischen Krieg des Jahres 1859 mußte der Pabst den Verlust der weltlichen Herrschaft in seine Berechnungen ziehen. Zwei seiner Vorgänger, Pius VI. und VII., waren aus dem Quirinal in französische Gefängnisse geschleppt, er selbst von der römischen Republik vertrieben worden. Sein Unglaube an den Bestand Napoleon's III. ward bestätigt, als der Kaiser in der Verlegenheit, welche ihm das mexikanische Abenteuer bereitete, dem König von Italien die Zwischenstation Florenz zum letzten Sprung auf Rom anweisen mußte. Zugleich sah Pius, wie seine andere Schutzmacht, Oesterreich, aus Mangel an militärischer Rüstung, an Scharfsinn und an Entschlossenheit für eine

ernste Erfassung der Katastrophe, auch in der schlecht begründeten Hoffnung, als Preußens militärischer Alliirter dessen Arm zu fesseln, mit seinem Nebenbuhler in den schleswig-holsteinischen Krieg zog und nach dem Wiener Frieden dazu half, den deutschen Bundestag an eine bescheidene Auffassung seiner Competenzen zu erinnern.

Die Stellung des Pabstes war hoch, seine Lage bedroht und sorgenvoll, sein Scharfsinn durch frühere Katastrophen geübt genug, als daß er sich durch das scheinbare Chaos der damaligen preußischen Zustände hätte täuschen lassen. Der Conflict zwischen der gesteigerten und militärisch gestärkten Ministerialgewalt und einer Volksvertretung, die in der deutschen Einheit das Heilmittel gegen eine wachsende Regierungsgewalt suchte, imponirte ihm nicht. Die erhöhte Militärmacht in Verbindung mit den Verheißungen des allgemeinen Stimmrechts und einer deutschen Volksvertretung waren kräftige Zaubermittel, um den Ausgleich zwischen dem mächtigen Minister und den Angehörigen des Nationalvereins herbeizuführen und Letztere in dienstbare Gehilfen für die Schöpfung einer neuen deutschen Centralmacht umzuwandeln.

Angesichts der Vorbereitungen für diese neue Macht im mittleren Europa und dann ihrer unaufhaltsamen Erweiterung war es nun, daß Pius an der intensiven Centralisation seiner geistlichen Macht arbeitete. Selbst seines Sitzes in Rom konnte er nicht für immer sicher sein. Die wechselnde Freundschaft und Gegnerschaft der einen Macht mußte andere Regierungen auf die Bühne rufen. Je nachdem die eine Regierung das Königreich Italien gegen den Besitzer des letzten geistlichen Hufens auf dessen Boden unterstützte oder im Stich ließ, konnten sich andere Mächte zum Ersatz anbieten, bis der Krieg sich unter den Mauern der kirchlichen Burg entzündete. In der äußersten Perspective stand als Zuflucht für den Nachfolger Petri immer nur die Fischerhütte, die als Ausgangspunkt des ersten Würdenträgers galt.

Die Geschichte erzählt uns seit den Tagen der asiatischen, macedonischen und römischen Nivelleure von großen Culturstädten, die zur Unbedeutenheit von Landgemeinden, von Würden, die zu schwachen Titeln, von mächtigen Reichen, die zu dem Range von unselbstständigen Provinzen herabsanken. Die deutschen Nationalliberalen haben selbst, nachdem sie in den Wirbel der politischen Centralisirung sich gestürzt hatten, ihren Scharfsinn angestrengt, um immer neue Competenzen der Reichsgewalt zu entdecken und die Mittelgewalten einzuschränken, und nun erheben sie gegen die Curie den Vorwurf, daß sie ihren Gehilfen, den Bischöfen einen großen Theil ihres amtlichen Selbstgefühls entzogen habe? Diese zärtliche Theilnahme z. B. eines Gneist für die Erhaltung der bischöflichen Amtswürde übersieht zunächst, daß keine Macht in dem Grade wie die päbstliche an eine Ueberlieferung von Jahrtausenden und an Gesetze und Grundbestimmungen gebunden ist, die aus den Wurzeln der Tradition ihre Kraft ziehen. In keinem weltlichen Staatsgebilde ist Hingebung an die Verfassung und Glaube an die „Majestät des Gesetzes" als die erhaltende Kraft des Ganzen in gleicher Weise wie in der römischen Kirche durch alle Glieder vom Haupt bis zu den Gemeinden verbreitet. Sodann ist diese nähere Heranziehung der Verwaltungsspitzen und ihrer Amtsbezirke an ihr gemeinsames Haupt mit der Erhöhung ihrer Verantwortlichkeit und ihrer Amtsthätigkeit verbunden. Die straffere Verbindung der Bischöfe mit dem Träger der Tiara ist die Vorbereitung auf die Wiederholung der macedonisch-römischen Imperatorenzeit, die sich seit den Tagen Napoleon I. in großem Styl ankündigt.

Pius sah, wie sein mächtigster Gegner, Rußland, unermüdlich daran arbeitet, sich in Asien auszubreiten und mit seinem Riesenleibe auf das mittlere Europa einzuwirken. Er ahndete seit 1864, daß Preußen die Kraft und den Wirkungskreis seiner deutschen Basis erproben wird. Jetzt ist auch England, welches auf allen Welttheilen Fuß gefaßt hat, hinzugekommen und will seinen,

noch vor Kurzem als eine Sage der Vergangenheit verlachten Einfluß auf das europäische Festland zu einer Wahrheit machen.

Die Kreise, welche diese Mächte von ihrem Mittelpunkt im politischen Meere aufrühren und immer weiter zu treiben gezwungen sind, durchkreuzen und schneiden einander und aus der empfindlichen Unruhe, die sie sich untereinander und der ganzen Mitwelt bereiten, entspringt das Vorgefühl einer großen Vereinfachung der Landkarte von Europa, Asien und Nordafrika. Ueber alle diese Kreise, die Embryonen einer Weltherrschaft, greift aber die katholische Kirche hinaus und Pius schwebte das Zukunftsbild vor Augen, wie seine Nachfolger von ihrer einstigen Fischerhütte aus dazu berufen seien, gleich ihren Urvätern, welche in der römischen Imperatorenzeit die Zusammenfassung der antiken und griechischen Weisheit zu einem persönlichen Bilde vertheidigten, diesen Nachlaß auch in der Zukunft zu behaupten. Der Unterzeichnete erlaubt sich, auf die Erläuterung dieses Satzes in seiner Schrift „Christus und die Cäsaren" hinzuweisen; die Stellung des anderen Miterben und wissenschaftlichen Fortbildners der griechisch-römischen Weisheit, der weltlichen Forschung zum Zwist der politischen Centralisatoren hat er im Eingangsartikel zur vorliegenden Orientirung über die neuere Aera angedeutet.

Die parlamentarischen Ankläger der Jesuiten sagten ihren Spruch von der zwanzigjährigen Intrigue, welche die neuere Centralisirung der Kirche ersonnen und durchgesetzt haben soll, von der Redekanzel wie ein auswendig gelerntes Schulpensum her, ohne zu erklären, woher den Vätern der Gesellschaft auf einmal dieses politische Genie gekommen. Sie wußten Nichts davon, daß die Blüthe des Ordens nur achtzig Jahre, von ihrem Wirken auf dem tridentinischen Concil bis zum Auftreten Gustav Adolph's in Deutschland dauerte.

Philipp II. von Spanien, der ihre Dienste für die Katholisirung der südlichen Provinzen seiner Niederlande benutzte und ihre Niederlassung in den Collegien Brügge's, Gents, Brüssels u. s. w. gestattete, stand rathlos ihrem Aufschwunge gegenüber. Er beargwöhnte sie, wenn er sie auch gewähren ließ. Ein so doctrinärer Absolutist, wie dieser König, unter dessen Regierung, ja, in dessen Stammlande die Gesellschaft den Gipfel ihrer wissenschaftlichen Entwickelung erreichte, sah perplex zu, wie sie die Vertragstheorie für das Verhältniß zwischen Obrigkeit und Unterthan zur Grundlage machten, die Bestrafung und Absetzung des Herrschers gleich den kühnsten Calvinisten für nothwendig erklärten, das weltliche Geschäft aus der Verquickung mit den Glaubensbedenken herausschälten und Völkerrecht, Staatsrecht und Nationalökonomie schufen und zugleich ihrer scholastischen Dictatur unterwarfen. Solch' ein Aufschwung des weltlichen Geistes, der seine Weihe und Autorität zugleich vom Himmel ableitete, war ihm unbegreiflich. Der starre und finstere Absolutist verlor die Fäden für jegliches Urtheil, wenn er sah, wie ein Orden, der den Absolutismus des Pabstes auf dem tridentinischen Concil gegen die Freiheitsgelüste der anderen Orden stabilirt hatte, in Moral und Dogmatik dem freien Willen Raum ließ und dessen weltlichen Rücksichten und Verpflichtungen auch im Beichtstuhl Rechnung trug, — der endlich in China und Indien die Zauber der Natur- und Volksreligionen nicht verschmähte und aus der Verschmelzung derselben mit der Botschaft des Evangeliums eine neue Religion ins Leben rief.

Bekannt ist Philipp's Wort: alle anderen Orden verstehe er, nur die Jesuiten nicht — ganz wie später Nikolaus von Rußland sagte: Alles verstehe er, Republik und Monarchismus, nur den Constitutionalismus nicht. Bald darauf aber, nachdem der Orden sich in Frankreich, auf diesem weltlichen und der Verstandesthätigkeit günstigen Boden, heimisch gemacht hatte und im Anfang des dreißigjährigen Krieges für seine Katholisirung Oesterreichs mit der Heiligsprechung Franz Xaver's (1619) und Loyola's (1622) belohnt worden war, kam die Zeit, wo er die Welt nicht mehr verstehen sollte. Neue Triumphe schienen ihm gewiß zu sein. Der Kaiser war Anfangs Sieger, die

Dictatur ihm gewiß, das Haus Habsburg konnte das gebietende Wort in Europa sprechen und der Orden am Glanz des Erfolgs theilnehmen. In diesem Augenblick der Erndte trat eine neue Idee auf, an deren Ausarbeitung der Orden unschuldig und auf die er nicht einmal vorbereitet war.

Kein Geringerer als Pabst Urban VIII. erklärte sich für Richelieu's Idee, im Bunde mit dem deutschen Protestantismus die österreichische Dictatur zu brechen; Urban erwartete vom Schwedenkönig die Freiheit der katholischen Kirche, die ihm durch die exclusiv katholische Tendenz Ferdinands, durch dessen Siege und durch den Ernst, mit dem er die Schirmvogtei über die Kirche in Anspruch nahm, gefährdet schien; derselbe Pabst erklärte sich auch in Widerspruch mit den Jesuiten gegen das Ferdinandische Restitutionsedict des Jahres 1629, wonach der Besitzstand der beiden Kirchen in Deutschland auf dem Fuß der Zeit des Passauer Vertrags geregelt werden sollte. Eine gleiche Ueberraschung für die Jesuiten war die Allianz, welche der Kaiser Leopold 1689 mit Holland und durch Vermittelung des Letzteren mit Wilhelm III., der Seele des Unternehmens, gegen Frankreich und Ludwig's XIV. katholische Misère auf dem Festlande und in dem Inselreiche abschloß.

Die Verhandlungen des deutschen Reichstages vom 15. und 16. Mai 1872, die unmittelbar auf die Hohenlohe-Debatte vom 14. folgten, haben keinen Beweis dafür aufgebracht, daß der Orden, über dessen Schicksal man berieth, wieder Kraft und Geist zu einer großen politischen Wirksamkeit gesammelt hat. Nur wegen der „Bewegung", welche der Berliner Abgeordnete Windthorst mit dem Schluß seiner Rede hervorrief, erwähnen wir dessen pathetischen Knalleffect. Wie schwach mußten die Nerven einer Versammlung sein, welche sich durch den Fluch: „möge am 24. August d. J." (dem Datum der Pariser Bartholomäusnacht von 1572) „kein Jesuit mehr den deutschen Boden entweihen" elektrisirt fühlte.

Der Eindruck dieser Phrase auf die Reichsvertreter erinnert uns an das Wort, mit welchem Stephan Schulz, Missionär, zuletzt Director des Callenbergischen Institutum judaicum in Halle, seinen Bericht über die Gründonnerstag-Scene (des Jahres 1750) in der Peterskirche schließt. Die Verlesung des Bannspruchs über die Ketzer und den königlichen Eifer, mit dem dann der Pabst unter Kanonendonner die schwarze Ketzer-Kerze aus einer Höhe von mehr als 80 Schuh zu Boden wirft, daß es kracht, nennt er („Leitungen des Höchsten." Halle 1773. Dritter Theil, p. 278) „ein majestätisch scheinendes Kinderspiel". So können wir dem Berliner Vertreter mit seinem majestätisch scheinenden Bannfluch mit Benutzung der bekannten napoleonischen Anekdote, das entgegengesetzte päbstliche Wort „Tragediante" widmen.

War der Schluß des ersten Verhandlungstages kräftig und vielleicht auch zeugungsfähig, so krönte Gneist die Debatten des zweiten Tages mit einem Gedanken, der auch nicht unfruchtbar war und aus dem sich etwas machen ließ. Ausgehend von dem Zugeständniß, daß dem feindlichen Verein „immer" doch eine ideale Macht innewohne, aber unfähig, sich eine gesellschaftliche Reaction anders als unter dem Bilde eines evangelischen „Männervereins" oder „Casinos" vorzustellen, warf er die ganze Angelegenheit in den Schooß einer allmächtigen „idealen Macht, der Majestät des Staats, der neuen Reichsmacht". Diesen „Schooß des verjüngten Reichs" nennt er auch „das Einheits- und Gerechtigkeitsgefühl des deutschen Volks"; um Mißverständnisse zu verhüten, bemerkte er noch, daß es sich bei diesem Appell an die Reichsmacht keineswegs „um die oft gemißbrauchte Gewalt der Polizei, sondern um sehr gemessene gesetzliche Befugnisse" handle, und ließ dann über dieser Construction „die stetige Controlle durch die Gerichte" als leuchtende Sonne aufgehen.

Das wirkte und schlug ein. Diese fruchtbare Idee ward in der Resolution verarbeitet, wonach der Reichskanzler um die Vorlage eines Gesetzentwurfs ersucht wurde, „welcher auf Grund des Artikels 4, Nummer 13 und 16 der

Reichsverfassung die rechtliche Stellung der Orden, Congregationen und Genossenschaften, die Frage ihrer Zulassung und deren Bedingungen regelt, sowie die staatsgefährliche Thätigkeit derselben, namentlich der Gesellschaft Jesu, unter Strafe stellt".

Da die genannten Nummern der Reichsverfassung der Competenz des Reichs das Strafrecht und die Oberhoheit über das Vereinswesen zuweisen, somit die dahin einschlagenden Bestimmungen der preußischen Landesverfassung außer Kraft setzen, so war der Justizausschuß des Bundesraths durch den Reichstag selbst zu dem Gesetzentwurf berechtigt, welcher nach einer dreitägigen Debatte der Volksvertretung seine definitive Form erhielt. Die Auflösung der Niederlassungen des Jesuitenordens innerhalb des Reichs, die Ausweisung der ausländischen Angehörigen, die Internirung der Inländer war den Landespolizeibehörden, die zur Ausführung des Gesetzes erforderlichen Anweisungen waren dem Bundesrath anheimgestellt. Die Vertrauensmänner der Mittelpartheien hatten dem Entwurf, wie er aus der Mitte des Justizausschusses kam, die letzte Redaction gegeben; beim Zusammentritt jener Vertrauensmänner und bei ihren Berathungen war besonders der Vicepräsident des Reichstags, Fürst Chlodwig von Hohenlohe, thätig gewesen.

Vergebens mahnten in den Verhandlungen vom 14., 17. und 19. Juni die Sprecher der katholischen Minderheit zur Mäßigung und Besinnung. Sie warnten die Majorität vor dem Betreten eines Bodens, dessen Fruchtbarkeit sich gelegentlich auf ihr bemerklich und fühlbar machen könnte. Sie erinnerten die stürmischen Eiferer an den Terrorismus, mit welchem in den letzten Zeiten Griechenlands und Roms die wechselnden Sieger die Minderheit des Augenblicks mit Verbannungen und Aechtungen heimsuchten.

Taub gegen diese Mahnungen nahmen die Sprecher der Mehrheit das im Lauf der Debatte hingeworfene Stichwort des partiellen Belagerungszustandes mit rauschendem Beifall auf. Ein Schulze (Delitzsch) forderte sogar noch strengere Maßregeln, als der Gesetzentwurf in Aussicht stellte. Competenzbedenken, rief er aus, wie können sie uns in einem Augenblick zurückhalten, wo alle Theile der Bevölkerung des Reichs von dem Bewußtsein der drohenden Gefahr erfüllt sind? Er kannte nur die Eine Furcht, daß die Mängel und Schwächen des Gesetzes der Regierung es leicht machen könnten, „sich, falls es ihr einmal darum zu thun sein könnte, mit guter Art aus der Affaire zu ziehen".

Wenn der stürmische Schulze die Warnungen der Minderheit, daß für ihn und seines Gleichen auch einmal ein Sondergesetz kommen könne, wie ein Kind in den Wind schlug, betete Löwe (Calbe) seinen Glauben gleich einem Kinde her und dieser Glaube war für ihn und für die Welt wunderthätig. Er glaubt und glaubt mit Inbrunst und mit Ueberzeugung, daß der Glaube der Regierung an die Feindschaft Roms und der Centrumparthei der allein richtige und orthodoxe ist. Er glaubt, daß sein Glaube an das Recht der Regierungen, „von deren Freundschaft er doch auch seine Erfahrungen gemacht habe", eine wirksame Propaganda machen und die Zweifler von der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit der vorgeschlagenen Maaßregeln überzeugen werde. Gläubig will er den Regierungen die ihnen nothwendig scheinende Gewalt „in die Hände legen" und glaubt, daß sie, nachdem ihnen das vorliegende Gesetz in dieser Angelegenheit Luft gemacht hat, „sich der Entwicklung des modernen Staats zuwenden und keine Herrschaft über die Gewissen ausüben werde". Nur nach Einer Richtung hin ist dieser Glaubensheld ungläubig — gegen Volk, Wissenschaft, Lehrfreiheit, Macht der Prüfung. Da könnte man lange warten, meint er, wenn er an das Stichwort der „geistigen Waffen und des Siegs der Wahrheit" geräth; er will den Erfolg sichtbar und fühlbar sofort und auf der Stelle haben.

Bekanntlich werden schwache Leute, wenn sie Nachts durch einen Wald müssen oder sich in einem Zimmer befinden, wo es spukt, Helden und zeigen

durch lautes Reden, daß sie ein Herz im Leibe haben. So sprach auch aus den Reden der Mehrheit ihr Gefühl von der Unheimlichkeit des Bodens, auf den sie sich gewagt hatten. Eine innere Stimme sagte ihnen, daß sie Gefangene ihres Entschlusses waren und der bloße Gedanke an den Rückzug oder ein augenblickliches Stillestehen das Eingeständniß der Niederlage sein würde. Darum waren sie froh, wenn hinter ihren Reihen der Nothruf sich hören ließ: „wir dürfen den Reichskanzler nicht sitzen lassen"; Schulze traf mit seinem „weiter, immer weiter!" die Stimmung der Seinigen und die „Spenersche Zeitung", die zwei Tage nach dem Schluß der Debatte mit ihrer Bulle „praesente cadavere" für die Fortsetzung des Kriegslärms sorgte, verstand die Lage nach dem ersten Schlachttage sehr richtig, wenn sie die Kreuzfahrer am 15. Juni mit dem Ruf: „wir können nicht mehr zurück, wir müssen diesen Kampf durchfechten", zu neuen Anstrengungen ermuthigt.

Noch Eine besondere Angst, welche die Fieberhitze der Ritter erzeugte, hatte Schulze in seiner Rede verrathen. Seine Genossen hegten in der That die Besorgniß, daß die Regierung sie bei Gelegenheit bei Seite lassen könne, und darum besonders sollte ihr „weiter! weiter!" mit der Kraft des Sturms auch den Reichskanzler mit sich fortreißen; sie wollten denselben vor etwaigen, eignen Bedenken retten und er sollte ihr Gefangener werden, wie sie selbst die Ketten ihres Beschlusses an ihrem eignen Leibe fühlten.

Die Mai- und Junidebatten des Reichstags über die Jesuitenangelegenheit werden immer ein classisches Zeugniß von der Verwirrung der Geister bleiben, welche zur Entscheidung mitwirkten. So sprach der Bevollmächtigte des Bundesraths, Friedberg, als er am 14. Juni die Berathung eröffnete, die Hoffnung aus, daß ein Gesetz, welches immerhin in das Gebiet des Gewissens und der Ueberzeugung einschlage, durch die noble und „vornehme Ruhe" der Debatte ein Gesetz des Friedens werden möge. Und die Sprecher der Mehrheit kamen dieser Erwartung mit der Hast entgegen, mit der sie der Minderheit das Strafgesetz vor Augen hielten und das Bild des partiellen Belagerungszustandes vormalten.

Den Schluß der Debatte leitete der Vorsitzende des Reichskanzleramts Delbrück im Namen der verbündeten Regierungen und unter besonderer Betonung mit der Erklärung ein, daß man die landläufige „Identificirung des Jesuitenordens mit der katholischen Kirche" nicht anerkennen könne, noch werde, und unmittelbar darauf folgte Gneist's entscheidende Schlußrede, in welcher dieser Universal-Dialektiker nachwies, wie im Laufe der vorhergehenden Jahre diese Einheit des Jesuitismus und der Kirche durchgesetzt sey.

Die Schwerdter, welche die Sprecher der Mehrheit in den Mai- und Junidebatten schwenkten, flimmerten zwar tüchtig in der Luft und doch war das Ganze nur ein Scheingefecht. Man wollte die römische Kirche treffen und die Säbel klatschten nur auf ein Ordensgewand, hinter dem man die Kirche versteckt glaubte. Der Klang war und blieb hohl. Die Schlachtenhelden Schulze, Löwe und Gneist benahmen sich wie die mittelalterlichen Ritter eines Schauturniers oder auch ernstlichen Gefechts, wo die Geharnischten hoch zu Roß sitzen, auf die Schilde und Eisenschienen der Gegner einhauen und die Sache zu Ehren ihrer Dame erledigen, wenn sie ein Paar Mann der andern Seite aus dem Sattel heben.

Solch' ein Turnier konnten zwar im vorigen Jahrhundert die Schöngeister der aristokratischen Kreise zu Paris, Madrid oder Florenz aufführen und mit Witz oder auch gangbaren Stichworten Jesuiten und Kirche gefährlich treffen. So war es auch den Regierungen der Bourbonischen Höfe möglich geworden, nachdem die Gesellschaft Jesu aus den Berechnungen der großen Politik längst ausgefallen war, die Ordensmitglieder auf dem Schub über die Gränzen zu schaffen und die Curie dem Gebot der auswärtigen Cabinette fügsam zu machen. Damals gab es aber noch keine katholischen Völker und über dem

Haupte dessen, was Volk oder Nation hieß, schaltete und waltete Bildung, Geist und Berechnung der Salons und Bureaux.

Katholische Völker gingen erst aus dem Schooß der französischen Revolution hervor. Die Freiheit, welche die Nationalversammlungen eroberten, machten sich auch diejenigen zu Nutze, die gegen die Beschlüsse derselben ihren Glauben behaupten wollten. Der innere Krieg stärkte die Massen; der gewaltsame Transport Pius VI. über die Alpen nach Valence durch das Directorium, der gleiche Transport Pius VII. nach Savona und die Huldigungen, mit denen die Volkshaufen Italiens und Frankreichs die beiden Gefangenen auf ihrer Fahrt nach dem Kerker bewillkommneten und begleiteten, vollendete die Popularisirung des Katholicismus.

Die Ritter der Mai- und Junidebatten sprachen, als ob es außerhalb ihres Sitzungssaales kein Volk gäbe, welches, mit dem allgemeinen Stimmrecht ausgestattet, in den öffentlichen Angelegenheiten, also auch in den kirchlichen, ein bedeutendes Gewicht erhalten hat. In andern Ländern, wie in Italien, Savoyen, Frankreich haben die Nationalitäten durch die Massen ihrer Stimmen Kronen erhöht oder bestätigt, aber unter denselben auch eine Macht erhalten, die in Fragen der Kirche und Gewissen wohl zu beachten ist. Die Reihe der Verbrechen und Gewaltstreiche, welche Gneist in seiner Rede vom 19. Juni der römischen Kirche vorwirft, reducirt sich auf die Regierungsklugheit, welche Pius den Neunten beim Beginn dieser Plebiscite (im Jahre 1860) die neue Macht der Gegenwart wohl erkennen und danach die Politik seiner Kirche ordnen ließ.

Die Führer des Reichstags haben demnach in jenen Mai- und Juni-Debatten die Frage des Tages in einen sehr beschränkten Umkreis eingeschlossen und, soweit sie auf das Urtheil des Publikums, was allerdings in ziemlich reichlichem Maße geschah, einwirkten, dessen Gesichtskreis sehr knapp eingeschränkt. In der neulichen Debatte des Reichstags über das Socialistengesetz nannte es Ludwig Bamberger (am 16. September) bedenklich, daß die Regierung (in den Motiven zur Auflösung des Reichstags) „eine Art von Appell an den Egoismus der bürgerlichen Classen" gerichtet habe, indem sie ihnen die Zusicherung gab, daß ihre Freiheit nicht beschränkt werden solle. Er, der am kühnsten und schärfsten die Situation des Augenblicks auffaßte, forderte demnach eine allgemeine Herabstimmung der Gesetzgebung und der bürgerlichen Freiheit. Aber auch seine Würdigung der Situation schwebte zum Theil noch in der Luft und er würde den Preis des Tages gewonnen haben, wenn er zugestanden und offen erklärt hätte, daß die allgemeine Herabstimmung des Urtheils und der Wünsche thatsächlich schon existirt und durch ihn selbst wie durch die übereilte Gesetzgebung seiner Genossen seit Jahren herbeigeführt ist.

B. Bauer.

Milton und Cromwell.

Von dem schönen großen Werke Alfred Stern's „Milton und seine Zeit," dessen erste zwei Bände im vor. Jahre (Duncker u. Humblot in Leipzig) erschienen, sind demnächst die beiden Schlußbände zu erwarten. Eine freundliche Mittheilung setzt uns in den Stand, aus dem Kapitel, das Milton im Dienste des Protectors schilderte, schon jetzt einige Stellen wiedergeben zu können. Auf das Ganze kommen wir nach der Vollendung ausführlicher zurück. S. 147 lesen wir:

Milton hatte im Dienst des Rumpfparlaments gestanden. Der Staatsrath, welcher aus diesem hervorgegangen war, hatte ihn angestellt. Jenes Par-

lament und jener Staatsrath wurden aufgelöst, aber er blieb in seinem Amte. Die Zwischenregierung, die sich unter Cromwell's Leitung konstituirte, nahm seine Dienste in Anspruch. Der erste Staatsrath des kleinen Parlaments beließ ihn stillschweigend auf seinem Posten, der zweite gab ihm seine ausdrückliche Bestätigung. Obwohl in William Jessop und Philipp Meadows neue Kräfte für die Erledigung der Geschäfte gewonnen wurden, die anfangs Milton allein besorgt hatte, blieb er doch im vollen Genuß seines Einkommens. Der Staatsrath des Protektors behielt „Mr. Milton" als Angestellten bei, gab indessen jenem Meadows gleichfalls den Titel eines „lateinischen Secretärs" und verkürzte am 17. April 1655 den jährlichen Gehalt des Dichters auf 150 L. In Ansehung seiner verminderten Leistungsfähigkeit war dies nicht ungerecht, um so weniger, als ihm dieses Einkommen als ein „lebenslängliches" zugesichert wurde. Offenbar war die Absicht ihm eine Pension zu gewähren und auf seine Thätigkeit so gut wie ganz zu verzichten. Milton scheint sich indessen gegen die Annahme eines Ruhegehalts gewehrt zu haben. Eine Verminderung seines ursprünglichen Einkommens trat freilich ein. Aber es betrug doch noch am Ende des Protektorats 200 L., wobei er seinerseits der Regierungskanzlei nach besten Kräften sich nützlich machte.

In der That würde die Sammlung seiner Staatsbriefe schon allein dafür sprechen, daß seine Feder noch vielfache Verwendung gefunden hat. Wie vordem, so betraf ein großer Theil der lateinischen Korrespondenz, die in seinen Händen lag, Gegenstände von nicht eben hervorragendem Interesse. Beglaubigungsbriefe für englische Gesandte, Reklamationen zu Gunsten englischer Unterthanen wegen geweigerter Rechtshilfe oder Schädigung ihres Eigenthums konnten seinem Genius wenig Gelegenheit zur Entfaltung seiner Kraft bieten. Aber daneben tauchten Fragen der großen Politik auf, die er namens des Protektors in der Sprache des alten Rom zu behandeln hatte und die er mit einer Würde und einer Wärme ohne gleichen zu behandeln wußte. Die Sammlung seiner Staatsbriefe trägt daher in dieser Zeit fast noch mehr als in der früheren den Charakter einer Art von diplomatischem Blaubuch. Aber es sind nicht diese Briefe allein, die für Milton's fortgesetzte amtliche Beschäftigung Zeugniß ablegen. Als ein schwedischer Gesandter in London über eine Ergänzung des früheren kommerziellen Vertrages und den Abschluß eines engeren Bündnisses verhandelte, mußte man sich an Milton, als Uebersetzer, wenden. Sein Kollege Meadows war auf einer Mission nach Portugal abwesend, andere des Lateinischen kundige Mitglieder der Kanzlei standen gleichfalls augenblicklich nicht zur Verfügung. Es gab indessen eine unliebsame Verzögerung und der Gesandte beschwerte sich darüber, daß ein Blinder, dessen Amanuensis leicht etwas ausplaudern könne, mit dieser Arbeit betraut werde. Dieser Anlaß, Milton's Latinität auf die Probe zu stellen, war nicht der einzige seiner Art, und wir werden noch Gelegenheit finden, ähnliche Spuren seiner Thätigkeit zu bemerken.

Weniger angestrengt als vorher, blieb er doch mit dem Lauf der öffentlichen Angelegenheiten immer vertraut und mit den leitenden Persönlichkeiten in gewisser Berührung. Von seinen nächsten Kollegen, den Angestellten der Regierung, nahm keiner eine gleich wichtige Stellung ein wie John Thurloe. Er war der Sekretär des Staatsraths, in die größten Geheimnisse der Cromwell'schen Politik eingeweiht. Von ihm, der sich allmählich zur Stellung eines ersten Ministers erhob, hatte Milton unzweifelhaft nicht selten die nöthigen Anweisungen für Abfassung der lateinischen Depeschen entgegenzunehmen. Aber auch die Mitglieder des Cromwell'schen Staatsraths werden ihm nicht unbekannt geblieben sein. Die meisten der glänzenden Namen, die er in seiner zweiten Vertheidigung verherrlicht, fanden sich hier zusammen. Daß er diesen und jenen der Staatsräthe, wie den charakterlosen Ashley Cooper, von jener Ehrentafel ausschloß, geschah wohl nicht ganz

ohne Absicht. Vor allem zu dem mächtigen Gebieter, zu Cromwell selbst, trat er nun erst in ein näheres persönliches Verhältniß. Es hatte einen Augenblick gegeben, in dem er sich entscheiden mußte zwischen ihm und zwischen Henry Vane. Die Wahl mag ihm nicht leicht geworden sein. Aber er überwand sich, den geschehenen Gewaltakt als nothwendig und heilsam anzuerkennen, statt sich mit dem republikanischen Freunde grollend zurückzuziehn. So standen sie nebeneinander, der Mann des Wortes und der Mann der That, jeder von von beiden eine in sich abgeschlossene Individualität, jeder Meister in seinem Fache, durch dieselbe Welle der stürmischen Zeit emporgehoben, um demselben Gemeinwesen in gemeinsamer Arbeit zu dienen.

Es fehlt uns an Zeugnissen darüber, wie der Protektor über seinen lateinischen Secretär gedacht hat. Wir wissen nicht, ob er sich dazu herabließ, ihn seines vertrauten Umgangs zu würdigen. Nur die Phantasie des Künstlers malt sich aus, wie er, auf sein Schwert gestützt, mit der Lady Protectreß im Kreise seiner Kinder und Getreuen dem Orgelspiel des blinden Dichters lauscht. Aber wie dieser den Herrscher beurtheilte, was er von ihm hoffte, wessen er ihn für fähig hielt, geht deutlich genug aus seiner zweiten Vertheidigung des englischen Volks hervor. In klassischer Sprache skizzirt er das Jugendleben seines Helden. Mit Worten der Entrüstung nimmt er ihn gegen die Verleumdungen der Royalisten in Schutz. Er zählt die tapferen Thaten seines Schwertes auf, aber er rühmt vor allem, daß der Sieger in so vielen Schlachten gelernt haben müsse, sich selbst zu besiegen. Im Frieden erscheint er ihm nicht weniger groß als im Kriege, und er scheut sich nicht, auch der beiden entscheidenden Thaten zu gedenken, welche dieser „friedlichen" Epoche Cromwell's angehören. „Als du sahest — so milde spricht er von der Zersprengung des Rumpparlaments — daß man auf Zögerungen bedacht war, daß jeder eher seinen Privatvortheil als das öffentliche Wohl im Auge hatte, daß das Volk sich darüber beklagte, die Macht einiger Wenigen raube ihm die Erfüllung seiner Hoffnungen: da machtest du, was sie selbst trotz häufiger Aufforderungen zu thun sich geweigert hatten, ihrer Herrschaft ein Ende. Ein neues Parlament — er meint das kleine — wird berufen. Die Mitglieder werden von denjenigen, denen es anstand, ausgewählt. Die Erwählten kommen zusammen, aber sie bringen nichts vor sich. Nachdem sie sich lange genug durch Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten ermüdet haben, kommt die Mehrzahl zur Erkenntniß daß sie ihrer großen Aufgabe nicht gewachsen sei, und die Versammlung löst sich aus freien Stücken auf. Wir sind verlassen, Cromwell. Du allein bist noch übrig. Auf dich ist die höchste Gewalt übergegangen, bei dir ruht sie, wir alle beugen uns vor deiner unbesiegbaren Tüchtigkeit." Er geht über die Ausnahmen von diesem etwas kühnen „wir alle" kurz hinweg. Er nennt den Protektor den „größten und ruhmvollsten Bürger, den Erhalter und Wächter des Vaterlandes". Er preist ihn deshalb, daß er den Königsnamen verschmäht und einen anderen Titel angenommen habe, der ihn dem Bereich der übrigen Menschen näher bringe.

Man könnte meinen, dieser Redeprunk sei die schmeichlerische Demüthigung des Journalisten vor dem Manne der That, weil der Erfolg auf dessen Seite stand. Kein größeres Unrecht vermöchte man Milton zuzufügen. Wenn er die wahrhaften Verdienste des mächtigen Genius erhebt, so opfert er seine eigene Meinung deshalb nicht auf. Der Anwalt des Freistaates stellt sich ebenbürtig neben seinen Protektor. In demselben Athem, in dem er seinen Namen zu den Sternen erhoben hat, fordert er Gehör für sich und alle Freien in England und wagt es dem siegreichen Inhaber der Macht ahnungsvolle Warnungen und Ermahnungen zuzurufen.

„Denke daran, welch ein kostbares Kleinod die Freiheit ist, die das Vaterland deinem Schutze anvertraut hat. Denke daran, daß dies Vaterland die Hoffnungen, die es eben noch auf die Auserwählten der Nation setzte, jetzt auf

dich allein übertragen hat. Ehre diese Hoffnung, ehre dies Vertrauen. Ehre das Antlitz und die Wunden all der Tapferen, die unter deiner Führung so wacker für die Freiheit gestritten haben. Ehre die Schatten derer, die im Kampfe gefallen sind. Ehre das Urtheil der fremden Völker, die von unserem tapfer errungenen und ruhmvoll begründeten Gemeinwesen so viel erwarten. Ehre vor allem dich selbst und laß es nicht geschehen, daß die Freiheit, für welche du so vielen Sorgen und Gefahren Trotz geboten, von dir selbst oder von anderen verletzt werde. Du kannst nicht frei sein, wenn wir es nicht sind. Denn das ist ein ewiges Gesetz der Natur, daß der, welcher anderen die Freiheit raubt, zuerst die seinige verlieren und sich zum Sklaven machen muß. Wenn du, der du ihr Beschützer und Schirmgeist sein solltest, die Freiheit angriffest, so wäre das nicht nur für dein Andenken, es wäre für die Sache des Guten und Edlen überhaupt ein tödtlicher Schlag, eine Verwundung des ganzen menschlichen Geschlechts, wie sie nicht schmerzlicher gedacht werden könnte."

Und nun faßt er alle die Forderungen zusammen, deren Erfüllung er von dem großen Staatsmann erwartet, davon ausgehend, daß dieser nicht eigenwillig, sondern nur mit dem Beirath seiner alten Waffengefährten und erprobter Patrioten regieren werde. Es ist vor allem die Trennung des Bundes zwischen Kirche und Staat. Milton stellt sich ganz und gar auf den Standpunkt des äußersten Independentismus, wie er in den radikalen Anträgen des kleinen Parlaments hervorgetreten war. Er bezeichnet jenen Bund als unheilvoll und unsittlich. Er findet, daß beide Gewalten sich nur scheinbar ihre Hilfe leihen, um sich in Wahrheit gegenseitig zu schwächen. Die kirchlichen Genossenschaften seien ganz auf sich selbst angewiesen, auf eigene Kraft gestellt, ohne die Fähigkeit thätliche Gewalt auszuüben. Dies ist aber, wie die Geschichte eines Menschenalters ihn gelehrt hat, am wenigsten möglich, so lange der Staat die Erhaltung ihrer Diener auf sich nimmt oder ein für alle Mal gewährleistet. „Denn die Gewalt wird nie aufhören, so lange der Sold für Verkündigung des Evangeliums wider Willen den Unterthanen abgepreßt wird, was nur dazu dient, die Religion zu vergiften und die Wahrheit zu erwürgen". In diesem Sinne mahnt er den Protektor „die Wechsler aus dem Tempel zu treiben". Er verlangt sodann Verbesserung der Gesetze, nicht sowohl durch Zufügung neuer als durch Aufhebung alter. „Schaffe mehr alte Gesetze ab als du neue einführst. Es giebt oft Leute im Staate, die ein ähnlicher Kitzel treibt, viele Gesetze zu machen, wie ihn gewisse Dichterlinge empfinden, viele Verse hinzusudeln. Aber je größer die Anzahl der Gesetze, desto geringer ihr Werth. Aus einem Zügel werden sie zum Fallstrick. Sorge daher, daß die Vorschriften, die du als nöthig aufrecht erhältst, sowie die, welche du zufügst, nicht die Guten und Bösen unter das gleiche Joch beugen. Strafe das Verbrechen, aber verbiete nicht an sich Erlaubtes unter dem Vorwand, es könne gemißbraucht werden. Das Gesetz vermag nur das Laster zu zügeln, die Freiheit allein ist die Bildnerin der Tugend". — Er fordert endlich bessere Sorge für die Erziehung der Jugend von Staats wegen, ohne andere Gunst und Parteilichkeit bei Austheilung von Belohnungen und Besetzung der Stellen als für Wissen und Talent, Freiheit der Lehre, Freiheit der Presse, Duldung verschiedenartiger Meinungsäußerungen, auch solcher, die den herrschenden Gewalten unliebsam sein mußten. Bestrebungen der Art und das Bemühen Aberglauben, Habsucht, Luxus zu bekämpfen, fügt er an die Adresse seiner Mitbürger hinzu, sind werthvoller als Vermehrung der Einkünfte durch raffinirte Kunstgriffe, Vergrößerung des Heeres und der Flotte, Ueberlistung fremder Gesandten, Abschließung schlauer Verträge und Bündnisse.

So wagte es der erste Schriftsteller der Nation vor ihrem ersten Staatsmann zu sprechen. Und war es Zufall, daß er das Bildniß Bradshaw's mit solcher Liebe ausmalte, desselben Bradshaw, der nach der Zersprengung des Parlaments einen letzten Protest gegen den Gewaltstreich eingelegt hatte? Hob

er ohne Absicht nachdrücklich hervor, Fairfax würde sicher auf seinem Posten geblieben sein, wenn er nicht die feste Ueberzeugung gehabt habe, sein Nachfolger werde die Freiheiten Englands schützen und wahren? Erschien es nicht als ein großartiger Beweis unerschrockenen Freimuthes, sich der Freundschaft jenes Colonel Overton offen zu rühmen, den tapferen Soldaten laut zu preisen, während eben dieser Overton, wegen seiner republikanischen Gesinnung gefürchtet, von Schottland nach London citirt worden war und dort vom Mai bis zum September 1654 festgehalten wurde? Man sieht: Milton war nicht dazu gemacht, seiner eigenen Würde zu vergessen. Er neigte sich vor der imponirenden Persönlichkeit des Protektors. Er weigerte dem Werke, das dieser geschaffen hatte, nicht seine Anerkennung. Aber der Glanz, der jenes gebietende Haupt umstrahlt, macht ihn nicht blind für die Zukunft. Und das Protektorat selbst betrachtet er als eine Art von vorläufigem Nothbehelf, „da nach dem vorausgegangenen Sturme, von dem die Wellen noch aufgewühlt sind, beim Gegensatz der Parteien ein wünschenswerther, vollkommener Zustand sich noch nicht verwirklichen läßt".

Die nächsten Jahre hatten zu zeigen, ob Milton's Hoffnungen begründet waren, oder ob er seine Enttäuschung gestehn mußte. Er brauchte nicht lange zu warten, um sich ein klares Urtheil zu bilden. Kein Wort war in seinem Appell an Cromwell so laut erklungen wie das Zauberwort der Freiheit. Cromwell, in den Grundlagen seiner Macht bedroht, von Verschwörungen umgeben, seines Lebens nicht sicher, griff zu gewaltsamen Mitteln, um die Freiheit zu beschränken. Er stellte sich der freien, parlamentarischen Debatte entgegen. Er machte die freie Kritik der Presse unmöglich. Die alten Freiheiten des englischen Bürgers, durch die sein Eigenthum und seine Person gegen Willkür gewahrt sein sollten, fanden gegen ungesetzliche Eingriffe der Protektoratsregierung nicht immer Schutz. Die Aufgabe, ein republikanisches Gemeinwesen mit einem stehenden Heer auf die Dauer zu vereinigen blieb ungelöst, weil sie unlösbar war. Eine neue tyrannische Staatsgewalt kam zur Erhebung, gestützt auf die militärische Streitmacht, welche der Revolution ihr Dasein verdankte. Der Träger dieser Staatsgewalt war sich ihres bedenklichen Charakters wohl bewußt. Er wünschte nichts sehnlicher als sich Anerkennung zu verschaffen, um der Anwendung jener gewaltsamen Mittel überhoben zu sein. Er blieb für seine Person geneigt, einen sparsammen und schonenden Gebrauch von ihnen zu machen. Er zeigte sich nachgiebig, um durch eine Aenderung der Verfassung der Regierung eine bessere Gewähr ihrer Haltbarkeit zu verleihen. Aber die Thatsache war unbestreitbar, daß England in diesen Jahren so gut wie ganz durch den Willen eines Mannes beherrscht wurde, der sich oft genug über die Mitwirkung des Parlaments, über die Zustimmung des Staatsrath, über die Rechte der Einzelnen hinwegsetzte und sich zu seiner Vertheidigung nur immer wieder auf die „Nothwendigkeit" berufen konnte, „die kein Gesetz kennt". Denn diesen Gang nahmen die öffentlichen Angelegenheiten, seitdem Milton vergeblich seine warnende Stimme hatte erschallen lassen.

Gleich das Parlament von 1654 gerieth mit dem Protektor in unlösbare Konflikte. Seit vierzehn Jahren fanden zum ersten Male wieder allgemeine Wahlen statt, nach einem verbesserten Plane, in dem auch eine Vertretung Schottlands und Irlands ihre Stelle erhalten hatte. Sie waren freilich beschränkt durch die Bestimmungen der Verfassung und durch die Form des Ausschreibens, welches voraussetzte, daß die bestehende Regierung nicht in Frage gestellt werde. Aber sie gewährten dennoch dem Ausdruck der Parteien freien Spielraum. Neben zahlreichen Independenten erschienen viele Presbyterianer, neben Anhängern der Regierung, wie Lambert und Fleetwood, alte Republikaner wie Bradshaw und Haselrig. Kaum war die Versammlung eröffnet, so regte sich in ihr das parlamentarische Selbstgefühl. Der Gedanke der Volkssouveränetät wachte mit aller Kraft in ihr auf. Als die alleinige Inhaberin dieser Souveränität betrachtete sie sich selbst. Sie wollte

keine Regierungsgewalt dulden, die ein ursprüngliches Recht neben ihr beanspruchte. In diesem Sinn machte sie sich an eine Prüfung der Protektoratsverfassung. Nicht daß die Absicht gewesen wäre, den Protektor von seinem Posten zu verdrängen, aber er sollte sein Amt nur parlamentarischer Uebertragung verdanken, er sollte sich den Bedingungen fügen, die man für gut halten würde ihm vorzuschreiben. Cromwell sah die Fundamente seines Gebäudes erschüttert. Er sagte dem Parlament, daß er eine Fortsetzung dieser Debatten nicht dulden werde. Er forderte die schriftliche Erklärung der „Treue gegen den Lord Protektor und das Gemeinwesen von England, Schottland und Irland" und des Versprechens, die bestehende Regierung „eines Einzigen und eines Parlaments" nicht ändern zu wollen. Die Mehrzahl der Mitglieder fügte sich dieser Forderung. Aber die Unvereinbarkeit der Gegensätze war damit nicht aufgehoben. War der erste Artikel der Verfassung über jede Anfechtung hinausgerückt, so wurden alle übrigen einer um so schärferen Kritik unterzogen. Bedeutende Rechte des Protektors und des Staatsraths sollten beschränkt werden. Wichtige Verordnungen, die in der Zwischenzeit erlassen worden waren, wurden suspendirt oder Commissionen zur Begutachtung überwiesen. Die Gegner der stehenden Kriegsmacht nahmen an der Vermehrung des Heeres und der Flotte Anstoß. Die Gegner der independenten Toleranz wünschten Wiederherstellung der Strafgesetze und Ketzerlisten früherer Zeiten. Mit einem Worte: die Versammlung legte sich einen konstituirendeu Charakter bei und verlangte, daß der von ihr ausgearbeitete Verfassungsentwurf im ganzen und großen angenommen werde. Noch waren die nöthigen Bewilligungen für die Erhaltung von Heer und Flotte nicht Gesetz geworden. Auch waren die fünf Monate, während deren eine einseitige Auflösung verboten war, noch nicht abgelaufen. Aber Cromwell sah sich zum äußersten getrieben. Er wagte es den Monat zu achtundzwanzig Tagen anzunehmen entsprechend der Berechnung, die bei der Soldzahlung im Heer und auf der Flotte üblich war, und löste das Parlament am 22. Januar 1865 mit Worten des Unmuths auf.

Der erste Versuch, die Ansprüche des Parlaments und der aus dem Heere hervorgegangenen Regierungsgewalt mit einander auszugleichen, war gänzlich gescheitert. Die Regierung blieb auf sich allein angewiesen und fand sich den größten Schwierigkeiten gegenüber. Mit gutem Grunde hatte Cromwell dem Parlamente zum Abschied zugerufen, daß während seiner Sitzungen die Unzufriedenheit und Unruhe im Lande beständig gewachsen sei. Die Kavaliere schöpften frischen Muth. Die Republikaner hofften auf den Sturz des Usurpators. Unter den Soldaten wurden Befürchtungen wegen ihrer ungesicherten Zukunft laut, und hie und da machte man sich darauf gefaßt, daß sie durch Erzwingung freien Quartiers der Bevölkerung wieder zur Last fallen würden.

Die Regierung ließ es an Wachsamkeit nicht fehlen. Einer der ersten, den ihre strafende Hand traf, war Milton's Freund, Robert Overton. Im September 1654 war er wieder der Aufsicht entlassen und sogar als zweiter im Commando nach Schottland zurückgeschickt worden. Aber hier ließ er sich mit den Mißvergnügten des Heeres in eine Verschwörung ein, die um so bedrohlicher war, einen je höheren Posten er bekleidete. Es war davon die Rede, ihn an die Stelle Monk's zu setzen, nach England zu marschiren, eine Erhebung der republikanischen Partei zu veranlassen und das Protektorat zu stürzen, wenn nicht gar den Protektor nebst Lambert aus dem Wege zu räumen. Möglich, daß ein Theil dieser Pläne einer frühern Zeit angehörte. Jedenfalls fanden sich unter den Papieren Overton's Aktenstücke, deren Inhalt ihn belastete; selbst der Prätendent aus dem Hause Stuart machte sich Hoffnung auf seine Hilfe. Noch ehe die Verschwörung zum Ausbruch kam, ward er festgenommen und nach London abgeführt. Er wurde zuerst in den Tower gebracht und später, lediglich auf Grund einer Vollmacht Cromwell's, vom Gouverneur der Insel Jersey in Haft genommen. So lange der Protektor lebte, blieb er ein Gefangener,

ohne vor einem militärischen oder bürgerlichen Tribunal zur Verantwortung gezogen zu werden. Overton war nicht der einzige unter den republikanisch gesinnten Officieren, der auf den Umsturz der bestehenden Regierung hinarbeitete, aber alle Versuche von dieser Seite wurden im Keime erstickt. Nicht minder rasch gelang es, die gefährlicheren Bewegungen der Royalisten zur Ruhe zu bringen. In Yorkshire erhoben sich einzelne Kavaliere für Karl II. In Salisbury brach ein Reitertrupp während der Assisen in die Stadt ein und bemächtigte sich der Richter. Aber die Bevölkerung schloß sich den Insurgenten nicht an, und die bewaffnete Macht jagte sie bald auseinander. Mehrere der Gefangenen wurden zum Tode verurtheilt, andere zum Frohndienst nach Westindien verschifft.

Um die Ordnung in Zukunft aufrecht zu erhalten und die Einzahlung willkürlich aufgelegter Abgaben zu sichern, griff der Protektor zu unerhörten Maßregeln. Das ganze Land wurde in zwölf Militärbezirke getheilt, an deren Spitze die Generalmajore standen. Es waren Officiere von bekanntem Namen, dem Protector ergeben, und mit umfassenden Vollmachten bekleidet, die sie über jede bürgerliche Behörde stellten. Von diesen Vollmachten waren zwei von besonders starkem Gewicht. Die Generalmajore verfügten über die Miliz in ihren Bezirken, die neuorganisirt und in scharfer Zucht gehalten, eine Art von Nationalgarde bildete, von der man ähnliche Versuche der Auflehnung, wie sie sich im stehenden Heere gezeigt hatten, keineswegs fürchtete. Sie erhoben ferner zur Erhaltung der Miliz eine außerordentliche Steuer, ein Zehntel von dem Jahreseinkommen aller derer, die für die Stuarts gekämpft hatten, sobald dies eine gewisse Höhe erreichte, und handelten damit einer früher erlassenen Amnestieakte zuwider. Auf diese Machtmittel gestützt, sollten sie jeden Aufruhr unterdrücken, Papisten und Royalisten entwaffnen, die einzelnen Haushaltungen und Wirthshäuser beaufsichtigen, Register über die Verdächtigen führen, Schauspiele, Bärenhetzen, Wettrennen und andere Anlässe zu Volksansammlungen unmöglich machen, gegen Trunkenheit, Fluchen und Blasphemie einschreiten. In ihrer Hand lag eine Summe militärischer und polizeilicher Befugnisse, die sie zu Herren über Freiheit und Eigenthum ihrer Mitbürger machen konnte. Das ganze Reich befand sich wie im Belagerungszustand. Jeder Hausvater mußte, wenn es verlangt ward, für die Gesinnung seiner Dienerschaft Bürgschaft leisten. Jeder Fremde mußte sich eine scharfe Kontrolle gefallen lassen. Der freie Verkehr der Reisenden wurde beschränkt, die Zahl der Gasthöfe und Schenken vermindert. Bei allen diesen Anordnungen und bei der Art ihrer Ausführung verläugnete sich keinen Augenblick der Geist des Puritanismus. Nicht nur die öffentliche Ordnung sollte geschützt, es sollte zugleich ein sittlicher Lebenswandel erzwungen werden. Die Soldaten selbst hielten strenge Disciplin. Weit entfernt davon, sich Ausschweifungen zu erlauben, wurden sie von den leichtfertigen Insassen schlechter Häuser wie von der lustigen Zechgenossenschaft lärmender Tavernen gleich sehr gefürchtet. Vor ihren Patrouillen verschwanden die verdächtigen Gestalten, die zur Seite der Heerstraße im Buschwerk gelauert hatten. Nicht selten begrüßte man sie als „Beschützer und liebe Gäste". Aber unerträglich war doch der Druck dieses Regiments, der zwar auf einer Partei am schwersten lastete, allen jedoch mit jedem Tage fühlbarer werden mußte. Cromwell freilich gab nach wie vor der Milde Gehör. Die Dichter Waller und Cowley, so bekannt ihre frühere Gesinnung auch war, hatten nach ihrer Rückkehr in die Heimath von dem Protektor nichts zu fürchten. Davenant, den einige Jahre vorher seine Ergebenheit für die Sache der Stuarts in die größte Gefahr gebracht hatte, erhielt die Erlaubniß, mit Zuhilfenahme musikalischer Begleitung die theatralische Kunst wieder zu beleben. John Cleveland, der einstige College-Genosse Milton's, wurde auf eine freimüthige Petition an Cromwell seiner Haft entlassen. Allein persönliches Eingreifen konnte die Härte des Systems nicht ändern. Die Generalmajore schalteten mit unbe-

schränkter Macht und weckten Gefühle eines allgemeinen Unmuths, die im nächsten Parlamente sich Luft machten.

Cromwell hatte keineswegs die Absicht, die Berufung einer parlamentarischen Versammlung zu umgehen. Auch sah er sich durch den Lauf der auswärtigen Politik dazu gezwungen, die finanzielle Unterstützung eines Parlaments nachzusuchen. Dies Mal indessen wollte er sich im voraus der Fügsamkeit der Gewählten versichern. Nichts blieb unversucht, diesen Zweck zu erreichen. Schon längst ward die Presse in einer Weise behandelt, die zu den Rathschlägen Milton's im schroffsten Gegensatz stand. Am 5. Sept. 1655 hatte der Staatsrath verfügt, daß fortan keine Zeitung erscheinen dürfe, außer mit Erlaubniß seines Sekretärs. Die Folge war, daß die officiellen Blätter, die von Marchmont Needham geleitet wurden, zur Alleinherrschaft gelangten. Die Censur bestand nach wie vor. Sie wurde zwar lässig gehandhabt, aber Schriften, welche mit Umgehung derselben die Regierung angriffen, wurden auf der Stelle unterdrückt. Vor den Wahlen erschien die Aengstlichkeit und Wachsamkeit der Preßpolizei verdoppelt. Aber es galt nicht blos die Presse mundtodt zu machen, sondern auch eine Anzahl von Personen einzuschüchtern, deren feindselige Haltung man fürchtete. Mehrere Royalisten und Republikaner von Ruf wurden für kürzere oder längere Zeit in Haft genommen, ohne ihnen Gelegenheit zu geben, sich vor Gericht zu verantworten. Von allen Willkürhandlungen machte keine so großes Aufsehn wie diejenige, unter welchen Henry Vane zu leiden hatte. Vane war bis dahin ein schweigender Zuschauer der Ereignisse geblieben. Erst im Frühling des Jahres 1656 fand er sich veranlaßt, aus seiner Zurückhaltung herauszutreten. Der Protektor hatte einen allgemeinen Fasttag angeordnet, an dem das ganze Volk „den Herrn anflehen sollte, den Achan zu entdecken, der dem Frieden des zerütteten Reiches im Wege stehe". Die Frage war zu verlockend, als daß Vane nicht in einer Flugschrift hätte antworten sollen. Er nahm sich vor, „Balsam in die Wunde zu träufeln, ehe sie unheilbar werde". Das Heer erhält aus seinem Munde reiches Lob, den General, der es anführt, nennt er „ehrlich und weise", er will sich sogar gefallen lassen, daß ein Einzelner an der Spitze der Regierung stehe. Aber maßgebend ist ihm immer der Grundsatz der Volkssouveränetät, wobei er freilich nicht vergißt, das Volk auf die Verfechter der „guten Sache" zu beschränken. Nur durch „freie Zustimmung" der Vertreter des Volks kann die höchste Macht übertragen werden. Stützt sie sich nur auf das Schwert des Soldaten, so lebt die alte Tyrannei wieder auf, mit der Gott die Vorfahren heimgesucht hat. Vane war seiner Sache so sicher, daß er vor der Veröffentlichung seiner Schrift Cromwell mit ihr bekannt zu machen suchte. Aber als die Wahlen bevorstanden, wurde er vor den Staatsrath citirt, um sich zu verantworten. Sein Werk wurde als ein solches bezeichnet, durch das er die Ruhe des Gemeinweseus zu stören beabsichtige. Ihm selbst war die Leistung einer Friedensbürgschaft von 5000 £ auferlegt. Er wies dies Ansinnen mit Entrüstung von sich und wurde in Folge dessen nach der Insel Wight entfernt (9 Sept.). Dasselbe Schloß Carisbrooke, welches der Kerker König Karl's gewesen war, beherbergte bis zum Ende des Jahres 1656 Henry Vane als Staatsgefangenen in seinen Mauern.

Unter den Eindrücken dieser Vorgänge fanden die Wahlen statt. Die Generalmajore hatten Mittel genug, auf sie einznwirken. Die Abgeordneten von Irland und Schottland konnten als Ernannte der Regierung gelten. Das Parlament ließ demnach in seiner Gesammtheit keinen Widerstand befürchten.

Der Preßproceß der „Wage“.

Am 6. d. verhandelte die 2. Deputation des Berliner Stadtgerichts gegen den Herausgeber d. Bl. wegen der im ersten Artikel der Nr. 34 d. Bl. angeblich enthaltenen Beleidigung des Kronprinzen. Der in Betracht kommende Satz ist der am Schlusse, in welchem es heißt: „aber in dieser tiefen Stille wird — so fürchten wir — dem jungen Fürsten, der mit diesem (dem Socialisten-) Gesetz und der Wiederbelebung des Beils seine Herrschaft eingeweiht hat, plötzlich klar werden, daß er übel berathen war“. Die Anklageschrift sagt: „In dem Schlußsatz wird Se. Kais. Hoh. der Kronprinz beleidigt, indem gesagt wird, daß derselbe seine Herrschaft mit der Wiederbelebung des Beils eingeweiht habe.“ Das führte im Termine der Staatsanwalt S. v. Zastrow also aus:

Durch den Ausdruck „eingeweiht“ wird zu erkennen gegeben, daß das Beil in der Regierungszeit des Kronprinzen eine Rolle zu spielen bestimmt sei, so zu sagen die Signatur der Regierung des Kronprinzen ausmachen werde. Das Odium, welches noch immer dem Henker anklebt, wird sonach auf den Kronprinzen abgewälzt. Unter Umständen braucht dies nicht beleidigend zu sein: ich mache aber auf den allgemein anerkannten Rechtsgrundsatz aufmerksam, daß die Person zu berücksichtigen ist, welcher die Handlung imputirt wird. Eine solche kann für den Einen harmlos, für den Andern schwer beleidigend sein. Hier handelt es sich um die höchste Herrscherwürde, und deren Verletzung muß mit einer etwas empfindlicheren Wage gemessen werden. Ich beantrage für diesen Artikel gegen Pulkrabeck 4, gegen Dr. Weiß 9 Monate Gefängniß, wobei dessen Vorbestrafungen zu berücksichtigen sind. — Rechts-Anwalt Gerth als Vertheidiger des Angeklagten Dr. Weiß: Als mir mein Mandant den Artikel überbrachte und erklärte, daß darin eine Beleidigung des Kronprinzen gefunden werde, habe ich lange Zeit vergeblich darüber nachgedacht, in welchen Worten überhaupt eine solche nur gesucht werde. Ich bin anfangs auf die Vermuthung gekommen, daß das für einen Regenten schon beleidigend sei, wenn man meine, daß er übel berathen sei. So viel steht unter allen Umständen fest, daß es vorliegend eines längeren Studiums bedarf, um überhaupt zu ermitteln, wie eine Beleidigung in dem Artikel gefunden werden kann. Wenn man aber auch für einen Augenblick annehmen will, daß objectiv eine Beleidigung in dem Artikel gefunden werden könnte, wie will man dabei die Feststellung treffen, daß dem Angeklagten bei Abfassung das beleidigende Bewußtsein innegewohnt hat? Ich habe aber auch schlechterdings objectiv nichts Beleidigendes in dem Artikel gefunden. Der Staatsanwalt hat selber erklärt, daß die Beleidigung nur durch die bildliche Ausdrucksweise consumirt worden sei, sonst wäre sie nicht vorhanden. Der Herr Ankläger hat aus dem Artikel herausgelesen, daß das Beil die Signatur der Regierung des Kronprinzen bilden würde und dasselbe mit dem Regenten in so nahe Verbindung gebracht, daß ein Theil des Odiums gegen den Henker auf den Kronprinzen zurückfällt. Wie es möglich war, dies herauszulesen, ist mir ganz unbegreiflich. Wenn es aber auch möglich sein sollte, so darf man eine solche Insinuation schon aus Gerechtigkeit nicht dem Verfasser unterschieben. Mit keiner einzigen Wendung ist etwas derartiges auch nur angedeutet. Der Artikel hat gar nicht von der Zukunft gesprochen; wenn dies auch geschehen, so wäre immer noch keine Beleidigung darin zu finden. In dem Ausdruck „Wiederbelebung des Beiles“ liege nur so viel, daß in einem bestimmten Fall ein Todesurtheil vollstreckt worden ist. Woher will man deduciren, daß das Beil die Signatur der Regierung des Kronprinzen sein würde? Ich frage mich, wie ist es möglich gewesen, daß der Staatsanwalt zu einer solchen Deduction überhaupt kommen konnte? Das gebrauchte Wort „eingeweiht“, welches so viel heißt wie „begonnen“, konnte doch solche Deduction nicht hervorrufen. Nirgends ist von einer Neigung des Kronprinzen zu großer Strenge ꝛc. die Rede, im Gegentheil verwahrt sich der Angeklagte dagegen, indem er hinzufügt, daß der Kronprinz übel berathen sei. Ich habe die feste Zuversicht, daß in dem Artikel nun und nimmermehr eine Beleidung gefunden werden wird, und beantrage die Freisprechung des Angeklagten. — Dr. Weiß: Ich danke meinem Herrn Vertheidiger und verzichte auf das Wort. —

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch C. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 15. November 1878. Nr. 46.

G. F. W. Großmann.

Zum Angedenken an einen Vorläufer.

Von Julius Duboc.

Das Gediegene und Tüchtige hat seine eigne Auferstehungskraft und darin liegt eine tröstliche Gewißheit Angesichts der alltäglich zu machenden Erfahrung, daß die Zeitgenossen häufig so theilnahm- und verständnißlos an ihren besten Angehörigen vorübergehen. Kein Weckeruf vermag manchmal der Gegenwart die Bedeutung eines unter den Lebenden weilenden Genius zum Bewußtsein zu bringen. Nur wenige würdigen ihn, für die Menge hat sein Name keinen Klang. Bald nach seinem Hingang ist sein Gedächtniß verschollen. Aber siehe da, die Zeit übernimmt den Weckruf und von mächtigem Posaunenton begrüßt sehen wir den Unsterblichen dem Grabe unrühmlicher Vergessenheit entsteigen.

Vor etwa 90 Jahren enthielt eine leidige Wahrheit, was ein genauer Kenner der Zeit in einem Brief an einen damaligen dramatischen Dichter urtheilte: „Lessing, Iffland, Schröder sind vergessen. Deutschland hat immer nur einen dramatischen Lieblingsdichter und der ist jetzt Kotzebue." Nun aber vergleiche man heute die Stellung von Kotzebue und Lessing. Oder man werfe, ohne sich auf diesen Vergleich weiter einzulassen, überhaupt nur einen Blick auf die grade bei Lessing sehr frappante Art, wie dieser Geistesheld in unserer Zeit eine immer weitere Kreise berührende Auferstehung feiert. Neue Ausgaben seiner Schriften sind erschienen, ein sehr umfangreicher, durch Vollständigkeit und kritische Sichtung ausgezeichneter Commentar (von Schröter und Thiele. Halle 1878) fordert zum erneutem Studium dieses für viele Generationen noch hervorragenden Nationalwerks auf und zwei gleichzeitig erschienene, tief eindringende Biographien von englischer Seite, die beide auch schon wieder in's Deutsche übertragen sind, bezeugen die zunehmende internationale Anerkennung, die dem großen Denker gezollt wird.

Zwei Biographien — rechnet man die vorhandenen Deutschen dazu, so wird es deren im Ganzen jetzt 5 große, abgesehen von verschiedenen kürzeren Lebensläufen geben. Und 1791 plagte sich Jemand — es ist das eben der in der Ueberschrift erwähnte Vorläufer, auf den ich gleich weiter zu sprechen kommen werde — damit, Nachrichten über

Lessings Leben zu sammeln, er mühte sich vergebens und erhielt als Beantwortung einer an das „Journal von und für Deutschland“ damals eine hohe Autorität, gerichtete Anfrage folgende denkwürdige Auskunft:

„Gotthold Ephraim Lessing war geboren zu Kamenz in der Lausitz 1729; studirte zu Leipzig und Wittenberg, ward am letztern Orte Magister, führte einen Herrn von Winkler zu Leipzig als Hofmeister, schrieb die Berliner politischen Zeitungen, war Sekretär des preußischen Generals von Tauenzien, ward engagirt die Hamburger Dramaturgie zu schreiben, that eine Reise nach Italien und starb als Bibliothekar zu Wolfenbüttel an der Brustwassersucht und daher erfolgtem Steckflusse am 15. Februar 1781.“

„Kann man“, bemerkte hierzu der entrüstete Fragesteller „ein so merkwürdiges Leben eines so merkwürdigen Mannes wohl kürzer beschreiben? Wahrlich nein, ich habe dickere und breitere Lebensbeschreibungen von Dorfschulmeistern gesehen.“

Ich entnehme diese Worte einem vergilbten und vergessenen Schriftchen, das ich kürzlich von der Karre eines Antiquars erstand und das folgenden Titel führt: Lessings Denkmal. Eine vaterländische Geschichte. Dem Deutschen Publikum zur Urkunde vorgelegt von Großmann (Hannover 1791), mit einer Titel-Vignette, eine Graburne mit Lessings Bild und den Vogel der Weisheit auf der Urne sowie einen weinenden Engel vor derselben darstellend. Der Titel hatte mich angezogen und der Inhalt that es, als ich zu blättern anfing, nicht minder. Denn ich erfuhr hier etwas, was mir wenigstens bis Dato ganz fremd geblieben war und was gleichwohl einen recht characteristischen Beitrag zur Beleuchtung von Personen und Verhältnissen liefert, einen Beitrag, der mit Unrecht in Vergessenheit gekommen zu sein scheint. Ich hatte aus meinem Stahr, dessen Lessing-Biographie bei ihrer großen Verbreitung für die meisten gebildeten Deutschen die gangbarste und wesentlichste Quelle aller Lessing betreffenden Nachrichten bildet, die Thatsache entnehmen zu müssen geglaubt, daß die Deutschen Regierungen und speziell der Braunschweiger Herzog sich theilnahmlos und unsympathisch zu der Angelegenheit des Lessing'schen Denkmals gestellt hätten, daß aber das bürgerliche Publikum resp. Lessings Verehrer keine spezielle Verschuldung treffe. Stahr selbst drückt sich nämlich wie folgt am Schluß seines Werkes über die Angelegenheit aus: „Lessing starb so arm, daß der Braunschweiger Herzog ihn auf Staatskosten begraben lassen mußte. Aber dies war auch das Einzige, was der gepriesene Fürst für den Verstorbenen that. Selbst das Grab des Mannes, den er zu besitzen das unverdiente Glück gehabt hatte, blieb ohne einen Denkstein.

Als in unsern Tagen der begeisterte Eifer eines trefflichen Mannes den Entschluß faßte, Deutschland an die Abtragung seiner Ehrenschuld durch Errichtung eines würdigen Denkmals zu mahnen, war bereits in der Stadt, die jetzt dieses Denkmal von Rietschels Meisterhand besitzt, jede Spur der Erinnerung an die Grabstätte Lessings verschwunden, und nur nach langem mühsamen Forschen gelang es endlich dem Dr. Karl Schiller, den unter Unkraut und Gestrüpp versteckten versunkenen Grabstein aufzufinden, der von Moos und Erde gereinigt endlich den Namen Lessing zeigte! Und als dann der von Karl Schiller gestiftete Verein an ganz Deutschland, besonders aber an dessen Fürsten

die Aufforderung und Bitte ergehen ließ, das Ehrendenkmal Lessing's errichten zu helfen, da geschah, was die deutsche Kulturgeschichte erröthend in ihre Annalen mit ehernem Griffel verzeichnet hat: von vier und dreißig deutschen Fürsten antworteten dreißig theils ablehnend, theils gar nicht und nur vier, die Fürsten von Detmold, Schaumburg-Lippe und Lichtenstein und der Großherzog von Baden, zeigten durch ihre Beiträge und die begleitenden Antwortschreiben, daß sie die Ehre zu schätzen wußten, Volksgenossen eines Lessing zu sein."

Liest man das, so überläuft Einen eine wohlgesinnte Gänsehaut über fürstliche Mißachtung des Genius und gleichzeitig fühlt man sich liberal erhoben durch ein angenehm erwärmendes Gefühl eigner Werthschätzung. „Volksgenossen eines Lessing" — die hätten doch nie so gehandelt und haben ganz anders gehandelt als der Ruf einmal an sie erging. Ist dem wirklich so? Es wäre ja recht schön und auf die Autorität von A. Stahr hin habe ich mir das immer ungefähr so vorgestellt, aber das Büchlein von Großmann hat mich eines Anderen belehrt und zu Nutz und Frommen der großen Stahr-Gemeinde will ich der „vaterländischen Geschichte" Großmanns einige unvergeßliche Daten entnehmen, die Stahr des effectvollen Schlusses halber zu übergehen für gut befunden, die aber doch eigentlich sehr wesentlich zur Sache — und zur eigenen Selbsterkenntniß gehören. Großmann, der zur Zeit der Abfassung seines Schriftchens, Schauspieldirector war, hatte um diese Zeit, begeistert für Lessings Bedeutung und gekränkt von der Vernachlässigung seiner Verdienste, den Plan eines ihm in Braunschweig zu errichtenden Denkmals gefaßt, dessen Kosten er durch die deutschen Bühnen, die dem löblichen Zweck die Vorstellung eines Lessing'schen Dramas widmen sollten, aufbringen wollte. Was geschah? Der Herzog, der bei Stahr in vorderster Reihe den Blicken sehr ausgesetzt an den Pranger geräth, bewilligte auf ergangenes Ersuchen sofort einen Platz in Wolfenbüttel, den er Großmann selbst auswählen ließ. Es wurde von diesem und einigen befreundeten Künstlern der schön belegene Finkenberg gewählt. Die Volks- und Kunstgenossen aber — wie verhielten sie sich? Das Ergebniß war derart, daß, um mit Stahr zu sprechen, „die deutsche Culturgeschichte es ebenfalls erröthend in ihre Annalen verzeichnen" dürfte, wenn das auch gelegentlich vergessen wird. Es rührte sich nicht Hand noch Fuß oder vielmehr sie rührten sich wohl, aber meistens abwehrend und das Ende war ein Fiasco. Selbst Schröder, den Großmann ersucht hatte in Gemeinschaft mit ihm die deutschen Schaubühnen zum Beitritt zu ermuntern, lehnte dies Ersuchen mit der Bemerkung ab, daß seine Geschäfte ihm durchaus nicht erlaubten „nur eine Feder darum anzusetzen." Er wolle sich zwar nicht ausschließen, wisse aber ganze Einnahmen für die Versorgung seiner Schauspieler besser anzuwenden. Einige, wie namentlich Iffland, Dalberg, Knigge, verhielten sich antheilnehmender und suchten den Plan nach Kräften zu fördern, im Ganzen trat aber so viel Flauheit und Unlust zu Tage, die wenigen Zusagen, welche einliefen, waren so sehr mit Wenn und Aber verbrämt, daß Großmann seinen Plan mit schwerem Herzen scheitern sah. Erst 3 Jahre später, 1796, kam theilweise auf Grund der Veranstaltungen Großmanns, der in demselben Jahr schon ein unzeitiges Lebensende fand, durch den dramatischen Dichter Graf v. Soden ein Lessing-Denkmal in Braunschweig zu Stande. Demselben war das sonderbare Schick-

sal beschieden, daß es wegen fortgesetzter böswilliger Beschädigungen 1802 in das Innere des Bibliothekgebäudes gebracht werden mußte. Die Lessing-Statue gereichte also zum öffentlichen Aergerniß und welcher Art dies Aergerniß war, wird am besten durch die Anecdote characterisirt, daß die dem Einfluß der Geistlichkeit am nächsten stehenden Volksmenge sich in den Kopf gesetzt hatte, die an dem Denkmal sichtbare Maske der komischen Muse bedeute den Engel, der Lessing früher geleitet, die der tragischen aber stelle den Teufel vor, der ihn sich schließlich geholt habe.

Großmann hat das Lessing-Denkmal, das er plante, nicht zu Stande gebracht, aber in der redlichen Absicht ein solches zu schaffen, hat er sich selbst ein Denkmal gestiftet. Als einem Vorläufer, der sogar den Gedanken einer Lessing-Biographie schon mit sich herumtrug, die dann einige Jahre später Lessings Bruder zum erstenmal verwirklichte, gebührt ihm Dank und Erinnerung. Ohnehin war er eine geistig hervorragende und interessante Persönlichkeit, auf deren Lebensumstände daher auch aus diesem Grunde hier zum Schluß noch ein Streifblick entfallen möge. Großmann war Berliner Kind — (1746 geb.) — ein offner Kopf, munter, witzig, heftig, sanguinisch, dabei gutmüthig, im Grunde eine echte Künstlernatur. Ursprünglich war er nach einer unter dem Druck bitterer Armuth verlebten Jugend und mühselig vollendeten Studien in die diplomatische Carriere hineingerathen. Dort hatte er sich als Legationssecretair bei dem Preußischen Residenten zu Danzig, Herrn v. Jung, seine Sporen verdient, war häufig zu Missionen verwandt worden und hatte sogar bei der Theilung Polens eine gewisse Rolle gespielt. Indessen siegte nach und nach die ursprüngliche Begabung, die ihn nach anderer Seite zog und eine zufällige Berührung mit Lessing in Berlin führte ihn ganz der schönen Literatur in die Arme. Er verfaßte einige Schauspiele und als er 1774 mit der Seyler'schen Schauspielergesellschaft in Berührung kam, wurde dies für sein künftiges Leben entscheidend. Er trat mit entschiedenem Glück und Talent, dem ein eifriges Studium doppelte Förderung gewährte, in die theatralische Laufbahn ein, machte sich nach einigen Jahren, während welcher er mit der erwähnten Gesellschaft in Verbindung blieb, selbständig, und übernahm dann die Direction des Churfürstl. Hoftheaters in Bonn, später die der Schaubühne in Mainz und Frankfurt und schließlich die der Hannover'schen Bühne, womit zugleich die Theater von Bremen und Pyrmont verbunden waren. Dieser Höhe seiner Laufbahn und Verhältnisse folgte ein rascher Verfall, der zum Theil durch allerlei unverdientes Mißgeschick, zum Theil aber auch durch Excentricitäten und Unvorsichtigkeit herbeigeführt zu sein scheint. In dem Winter von 1794—95 spielte er, erst kürzlich von einer schweren Krankheit genesen, mehrfach vor der damals in Hannover anwesenden Prinzeß Carolina von Braunschweig, der Braut des Prinzen v. Wales, die sein Talent besonders schätzte. Eines Abends begann er, überreizt und durch geistige Getränke erhitzt, extemporisirend auf die Zeitumstände zu sticheln. Immer bedenklicher wurden die Anspielungen auf die Großen der Erde, die er dem Dorfschulmeister in dem Lustspiel: Wer wird sie kriegen? in den Mund legte. Dabei hatte er sich der Loge der Herzogin genähert und hielt einen Blumenstrauß, den er eigentlich der Braut in dem Lustspiel überreichen sollte, hoch zu ihr empor. Ueber den weiteren Verlauf berichtet eine

Niederschrift von Großmanns Tochter wie folgt: „Die Herzogin blieb ruhig, bis der unglückliche Vergleich mit dem König von England und einem Esel kam. Der Esel — sagte mein Vater — muß die Lasten nach der Mühle tragen, der König in sein Cabinet; wenn auch gutes Mehl aus der Mühle kommt, es wird doch viel schlechtes Brod gebacken und wenn auch der gute Esel —, hier stand die Herzogin auf, ich ließ schnell durch den Theatermeister Rost den Vorhang fallen und wollte zu meinem Vater. Der aber schrie mit fürchterlicher Stimme: „wer den Vorhang heruntergelassen hat, den schlag ich todt.“ Hiermit endigte die Katastrophe, die aber für Großmann sehr traurige Folgen haben sollte. In Folge einer von ihm eingereichten Bittschrift, die durch unvorsichtige Sprache, Aufdeckung von Mißbräuchen der Hannoverschen Regierung u. s. w. noch Oel ins Feuer gegossen zu haben scheint, wurde er verhaftet, seine Vermögensverhältnisse geriethen in Zerrüttung, er selbst wurde erst nach mehrmonatlichem Gefängniß gegen das Versprechen, die Bühne nicht mehr betreten zu wollen, aus der Haft entlassen.

Großmann, der von zarter Constitution, wenn auch sehr ausdauernden und elastischen Kräften war, widerstand dem Schlag nicht lange. Am 20. März 1796 endete ein Blutsturz sein Leben.

Großmanns künstlerische Begabung ist von den Mitlebenden außerordentlich geschätzt worden. Er war in seiner dreifachen Bedeutung als Schauspieler, Schauspieldichter und Schauspieldirector ein denkender und ungewöhnlich umfassend gebildeter Mann. Als eine seiner Glanzrollen galt der Marinelli in Emilia Galotti und das ungemein beliebte, von ihm verfaßte Lustspiel: „Nicht mehr als sechs Schüsseln“ ist unzähligemal über alle deutschen Bühnen gegangen und verlohnte vielleicht eine Wiedereinführung. Lebhaften und liebenswürdigen Geistes hat er sich mit den meisten berühmten Männern gegen Ende des vorigen Jahrhunderts brieflich berührt und sein Nachlaß bezeugt einerseits die Achtung, in denen er bei denselben stand und dürfte andererseits noch manche interessante Ausbeute gewähren. Einen mir freundlich überlassenen Brief der Frau Rath Goethe, dessen Original sich in der Kestner'schen Autographensammlung befindet, theile ich hier am Schluß noch mit, da sich dessen Inhalt ebenfalls auf die Lessing-Denkmal-Angelegenheit bezieht. Die Frau Rath bezeigt sich dem Project ebenfalls nicht hold. Es ist aber dabei zu bedenken, daß mittlerweile Kriegszeiten eingetreten waren, was, als Großmann den Plan zuerst anregte, (um 1788) noch nicht der Fall war.

Der Brief lautet nach dem Original:

Den 27. April 1793.

Werthgeschätzter Herr Gevatter!

Sie werden verzeihen, daß ich Ihnen so lange die Antwort auf zwei Briefe schuldig geblieben bin. Doch liegt meine Entschuldigung in den gegenwärtigen Zeitläuften — seit dem 22. October 1792 hatten wir andere Dinge zu betreiben und zu besorgen als Briefe zu schreiben, die erfordern (wenigstens bei mir) ein ruhiges Gemüth, wer aber bey zwey Milionen Brandschatzung — bei der starken Einquartierung, (da ich eine Stube vor mich vor Essen — Trinken — Schlafen und visiten guter Freunde nur übrig behalten habe) wer bei Einnahme der Stadt in Gefahr war, sein Haus und Vermögen in die Luft fahren zu sehen — wer aus christlichem Mitleid den armen Blessirten und Gefangenen Nahrung und Kleidungsstücke in die Spiethäler und Gefängnisse zu

schicken hatte — wer bey allem diesem wirrwarr sich ruhig hinsetzen und Briefe schreiben konnte, der war geschickter wie ich — und noch bis auf den heutigen Tag sind und können wir nicht ruhig seyn — so lange das beklagungswürdige Maintz nicht wieder in deutschen Händen ist, dürfen wir noch nicht ganz ohne Furcht seyn. Aus allem diesen erhellt nun zur Genüge, daß uns die Lebendigen so viele Mühe, Arbeit und Kosten verursachen, daß wir an die Todten nicht denken können. Ueberhaupt möchte ich mein Herz über verewigung großer Menschen durch Obelisken, Urnen u. dgl. wohl einmal ausschütten — aber nur nicht gegen Ihnen — denn da Sie alle Briefe dieser Art drucken lassen, so könnte mir diese Ehre ebenfalls wiederfahren — welches mir dann keinen kleinen ärger verursachen würde. Vor die Uebersendung der Tramaturgischen Blätter danke ergebenst — ich lese so was mit Vergnügen, da das Theater noch bis dato mein liebstes Steckenpferd ist. Ich habe im Jorick gelesen, daß das ein böser Wind wäre, der Niemand was gutes zuwehte — das gilt von Unserem hiesigen Theater — das hat durch den Krieg diesen Winter erstaunlich gewonnen. — Der König von Preußen, die Printzen, Generähle — kurz alles war alle Abend im Schauspiel, worüber ich denn eine herzinnigliche Freude hatte und in denen Stunden alles übrige Leyd so ziemlich vergesse. Der guten Viala bin ich auch noch eine Antwort schuldig!! Grüßen Sie sie auf's schönste und beste von mir und versichern Derselben die Fortdauer von meiner Freundschaft. Dieses nehmliche sagen Sie Ihrer Lieben Ehehälfte der Frau Gevatterin und zum Beschluß Sich selbst.

Ich bin wie vor Olim

Dero
Gute Freundin
Goethe.

Von und über Proudhon.

Von Arthur Mülberger.

V.

Proudhon hatte, wie gesagt, im Sommer 1841 sein Verhältniß zu jenem Pariser Advokaten gelöst. Er gehörte wieder sich selbst. Nachdem er unter Studien und Vorbereitungen für weitere Publikationen noch einige Zeit in der Hauptstadt verweilt, kehrte er mit Beginn des Winters nach Besançon zurück. Am 10. Januar 1842 erschien seine dritte Schrift über das Eigenthum unter dem Titel: Avertissement aux Propriétaires ou Lettre à M. Victor Considérant, Redacteur de la Phalange, sur une Defense de la Propriété. (Warnung an die Eigenthümer oder Brief an Herrn Considerant, Redacteur der Phalange, über eine Vertheidigung des Eigenthums.) Considerant war bekanntlich das Haupt der Fourieristen. In seinem Blatte, der Phalange, war Proudhon wiederholt angegriffen worden. Dies bot ihm willkommene Gelegenheit, einmal mit dieser Socialisten-Gruppe und so manchen andern politischen Parteien, die sich mittlerweile hatten vernehmen lassen, abzurechnen. Er that es in einer Weise, als ob es ihm so recht darauf ankäme, tabula rasa zu machen; à la guerre, comme à la guerre (im Krieg, wie im Krieg) ruft er selbst aus. Aber es ist jene edle, sittliche Polemik, die auch im Irrthum des Gegners das Streben nach Wahrheit ehrt, die, selbst wenn sie zermalmend wirkt, das Recht des Unterliegenden, die Wahrheit zu suchen, anerkennt. Die Schrift Proudhons

enthält Stellen von wunderbarer Kraft. Man lese Folgendes: „Wenn ich die Zeitungen lese, ruft Proudhon in der Einleitung aus, wenn ich eine Revue durchblättere, wenn ich irgend eine Brochure eines unserer politischen Helden öffne, das Erste, was mich erstaunt, ist dieses Geschrei heiligen Unwillens über die falschen Lehren, die untergrabenden Lehren, die fluchwürdigen Lehren, welche das Volk verführen und die Gesellschaft bedrohen sollen. Warum stellt man denn diesen verruchten Lehren nicht bessere entgegen? Die Wahrheit der Regierung, hat sie denn keine Apostel mehr? Sind denn die gut denkenden Männer so schlecht bezahlt? Oder ist die Kasse für geheime Unterstützungen leer? Wie! Es existirt eine wahre Lehre, eine heilbringende Lehre, eine heilige und unsterbliche Lehre; eine Lehre, welche nicht die der constitutionellen Monarchie ist, von der man nichts mehr will, noch die der Republik, welche am 9. Thermidor starb; noch die der Legitimität, welche das Volk zweimal verwarf; und diese Lehre an welche Jedermann glaubt und die niemand enthüllt, wird von der Regierung statt gesucht, vielmehr gefürchtet, die Privilegirten verfluchen sie zum Voraus und schreien Wehe über die, welche davon reden! In der That! Die Fourieristen haben Beschimpfer, aber keine Richter; die Communisten werden, wie ehemals die Christen, für Feinde des Menschengeschlechts erklärt, wahrscheinlich weil sie armes Herzens und arm an Gütern sind; Egalitaire besonders sind verfehmt, als Vernichter des Privilegs und Verächter der Helden und Genies. Gegen diese Neuerungen hat man Bannflüche und Schimpf, aber keine Gründe. Warum unterlassen es denn diese grau gewordenen Priester der hinsinkenden Religionen, diese versteinerten Doctoren der reinen Moral und der gesunden Philosophie und des unaustilgbaren Rechts, warum unterlassen sie es denn, mit uns in den Kampf einzutreten und mit uns zu wetteifern, zum Heil des Volks und zum Ruhme Gottes? Warum weigert sich ein Guizot, Cousin, Villemain und ihre zahllosen Pensionaire, anstatt für ihre Portefeuilles und Plätze zu kämpfen, nach der neuen Ordnung suchen zu helfen und die wahre Lehre der Nationen zu ergründen.

Ich suche in den zahlreichen Reihen der officiellen Welt, ich durchlaufe von oben bis unten die hierarchische Leiter der Berufsarten und Stände, ich finde überall Leute, die essen und declamiren, aber nicht einen, der überlegt und nachdenkt. Wer sind denn die, welche daran arbeiten, das Volk zu erleuchten und das Chaos der socialen und philosophischen Wissenschaften zu lichten? Sind es unsere habgierigen, schamlosen, speichelleckerischen Philosophen? Sind es unsere Priester, die sich, wie in den schönsten Tagen ihrer Geschichte mit mildthätigen Firlefanzereien abgeben und unser ganzes sociales Bewußtsein mit der christlichen Barmherzigkeit decken wollen, als wäre die Vorschrift der Barmherzigkeit ein Gesetz politischer Organisation? Sind es unsere Beamten, diese stoischen Werkführer aller parlamentarischen Feigheiten, Niedrigkeiten und Tollheiten? Sind es unsere Akademiker, so retrograd, so höfisch, so nichtig? Sind es unsere Journalisten, diese kleinen Tyrannen der öffentlichen Meinung, deren Name schon hinreicht, um Gelächter hervorzurufen? Sind es unsere Abgeordneten, diese Präto-

rianer des constitutionellen Regimes, diese Verhandler von Ministersitzen und geheimen Fonds? Ist es die Regierung endlich, die heuchlerischste, die verdorbenste, die habgierigste, die antinationalste, die wir jemals gehabt?

Ja, es ist sicher wahr: es ist eine im höchsten Grade anormale Erscheinung, eine Geisel für die Gesellschaft, daß Predigt und Unterricht sich den legitimen Lehrern entwinden und Männern ohne Mission und ohne Autorität anheimfallen; daß ich, ein armer Arbeiter, der weder Abgeordneter, noch Beamter, noch Akademiker, noch Journalist, noch Priester ist; daß ein Considerant, Artillerie-Hauptmann, der bei seinen Kanonen sein oder eine Fabrik leiten oder eine Eisenbahn bauen sollte; daß ein Boyer, der von seiner Arbeit hätte leben können, ohne sich um Organisation und Schiedsrichterei zu kümmern; daß so viele andere endlich, welche nicht bei ihrem Handwerk sind und sich in Dinge mischen, die sie nichts angehen, daß wir uns damit beschäftigen, die Welt umzugestalten und so verwegen sind, unsere Hand nach der Gerechtigkeit und dem Kommandostab auszustrecken. Aber, wer trägt die Schuld, frage ich noch einmal? Sind es nicht diese Hirten der Völker, wie der gute Homer sagt, die uns ohne Brod und Arbeit weiden lassen; diese bureaukratischen Verwaltungsbeamten, welche sich in ihre Acten vergraben und zu unfähig sind, um die Feste des Monopols zu organisiren und Illuminationen zu arrangiren; diese Richter, welche dazu bestimmt scheinen, Vagabunden zu verurtheilen und Advokaten anzuhören. Dieser Klerus ohne erworbene Lehre, diese Gelehrten, die gerade das nicht wissen, was wir am liebsten wissen möchten, all' diese Einschläferer der politischen Presse, welche den hundertarmigen Riesen mit einem Schmetterlingsnetz einfangen möchten? — Heraus also mit der Sprache, Briareus!"

Vielleicht interessirt es den Leser auch, zu hören, welchen Eindruck das damalige Zeitungswesen bereits auf einen unabhängigen Kopf machte, und es war damals, wo die Presse noch erst in ihrer Entwickelung begriffen war. Das Bild ist zunächst an die Adresse des National gerichtet, aber es sind noch heute manche, die ihre eigenen Züge darin erkennen werden. „Wenn ich mir diese Maschine vorstelle, sagt Proudhon, die man Zeitung nennt, wenn ich daran denke, wie viel Gutes sie wirken könnte und wie viel Schlimmes sie thatsächlich wirkt, so weiß ich nicht, ob der Zorn oder Ekel in meinem Innern überwiegt. Stellt Euch ein ungeheures Sprachrohr vor, das sein Mundstück im dunkeln Winkel irgend einer Druckerei hat und sich weithin vernehmbar macht, viel weiter, als die Drähte des Telegraphen reichen. Da sitzen die Schreier, welche Diplom und Privileg haben und verbreiten weithin wahre und falsche Nachrichten. Durch diese gigantische Röhre regnen jeden Tag, uns zum Schaden und jenen Schreiern zum Nutzen, Beleidigungen, Lügen, Verleumdungen, entstellte, verstümmelte oder betrüglich zugestutzte Thatsachen, treulose Berichterstattungen, anarchische Leitartikel, Erdichtungen der Correspondenten, Schimpfereien der Reklame und Schamlosigkeiten der Annonce auf uns herab.

Wenn der unfläthige Vierfüßler, den die Orientalen von ihrem Tische verbannen, im Kothe seine schmutzige Nahrung sucht, wälzt er alles durch seine hungrigen Kinnladen, die Excremente von Thieren, die Reste von Kadavern, den stinkenden Schlamm und dies eckle Geschmier:

der Gaumen des Thieres weiß zu wählen, was ihm zusagt; der Rest wird vom gefräßigen Thier ausgeworfen. Dies ist das Bild einer Journalfabrik: das Gold, welches die Schreier inmitten des täglichen Unflaths suchen, fällt in den Kasten der Maschine: der schwarze Brei läuft über und ergießt sich auf das Publikum."

In weiteren Kreisen ist aus dieser Schrift ein Ausfall gegen das Genie und das Talent bekannt geworden, une magnifique invective, (eine großartige Invective) wie Sainte Beuve sagt.

Ich will es versuchen, auch diesen kurzen Abschnitt zu übersetzen: „Was redet ihr jetzt, ruft Proudhon aus, von Talent und Genie? Diese Bevorzugung, welche von euren sogenannten Capacitäten mit so lächerlicher Dringlichkeit beansprucht wird, ist ein Raub begangen am Product des Arbeiters, den ihr unter dem Vorwand der Inferiorität in Sclaverei haltet. Entwickelt diese Intelligenzen, bildet diese Organe aus. emancipirt diese Seelen und bald, ihr vom Egoismus zerfressenen Herzen, werden wir sehen, was eure angebliche Superiorität ist.

Talent und Genie! Erhabene Worte, mit welchen die Gesellschaft diejenigen ihrer Kinder zu belohnen pflegt, welche, wie Vorposten, auf ihrem Marsche vorauseilen; aber unheilvolle Worte, welche mehr Sclaven gemacht haben, als der Name der Freiheit Bürger gezeugt hat. Talent und Genie! Bei diesen magischen Worten wirft sich die menschheitliche Heerde, wie beim Anrufen der Gottheit zu Boden; der Wille erlischt in diesen unterjochten Gewissen; der Geist macht Halt, gebannt durch die Verblendung der Furcht. Mein erstauntes Genie erzittert vor dem Ihrigen, sagte Nero, als er von Agrippina sprach; und die Geschichte bezeugt, daß der Grausamste der Cäsaren damals nur ein kleinmüthiges Kind war. Zweifeln wir nicht, all' diese Denker ohne Energie, diese Schriftsteller ohne Charakter, diese servilen Nachäffer sind Kinder der Furcht. „Wir werden alle als Originale geboren, rief der ungezügelte Dichter der Nachtgedanken*) aus; woher kommt es, daß wir fast alle als Copien sterben?" Weil das Erscheinen eines Geistes uns Verstand und Muth nimmt. Es ist die Furcht, die gewisse Epochen unfruchtbar, wie gewisse Staaten tributpflichtig macht; es ist die Furcht der antiken Jahrhunderte, welche die Aera des Niedergangs einleitet; und wenn die Tyrannen die Völker unter das Joch beugen wollen, so jagen sie ihnen Furcht ein vor der Tugend. Die Zeit ist vorüber, rufen sie, ihr seid schlimmer geworden, als eure Väter. Darum haben die Gesellschaften bis zum heutigen Tag Perioden des Schlafs und Zeiten der Wiedergeburt, darum hat jede Kundgebung des Geistes, wie der Freiheit, mit der Empörung begonnen. Der Mensch kniet anfänglich vor diesen Götzen, die ihm seine Einbildungskraft so schrecklich erscheinen läßt, unmerklich aber faßt er wieder Muth. Zeit und Gewohnheit mindern seine Furcht und seinen Respect, des Gehorsams müde erhebt er sich plötzlich und lange vor seiner Vernunft hat sein Herz die Gleichheit proklamirt.

Lasset also, lasset diese jungen Intelligenzen wachsen, die vor dem erschrecken, was Ihr Genie heißt; höret endlich auf, für das Talent diese unwürdige Steuer zu erbetteln, so lange so viel Seelen jeder

*) Young.

geistigen Nahrung beraubt sind. Wer nicht concurriren durfte, hat keinen Tadel verdient und niemand hat das Recht, den einen Feigling zu nennen, den die Sclaverei verstümmelt hat. Ach! Entfesselt diese Hände, die das Elend gebunden hält, befreit diesen Gedanken, der in Banden liegt, stellt diesen Menschen in die Verhältnisse, welche die Natur gewollt und nun greift ihn an in seiner Kraft und in seiner Jugend; wenn er dann vor seines Gleichen erröthet, wenn ihn der Anblick seines Nebenmenschen erniedrigt, wenn er vor seiner edelsten Aufgabe erschrickt, schlagt ihn: er ist kein Bürger, er ist ein Sclave."

Sainte Beuve meint, man habe nie mit mehr Talent gegen das Talent gesprochen. „Es ist der Arbeiter und Proletarier Proudhon, fährt er fort, der stark im Bewußtsein seines Talents sich empört, seine Ketten zerbricht und vor der Welt die Sache Proudhon's und die aller Proudhons der Zukunft führt."

Was den sachlichen Inhalt dieser dritten Schrift betrifft, so sind es hauptsächlich zwei Momente, die ihn in hohem Grade interessant machen — der unverkennbare Einfluß Adam Smith's und der tiefinnerste Haß Proudhon's gegen den politischen Radicalismus. Der Erstere zeigt sich in dem Nachweis, daß die Smith'schen Grundanschauungen, was die Bestimmung der Löhne betrifft, unabweislich auf die Gleichheit der Bedingungen abzielen. Alle Abweichungen von diesem Princip sind für Proudhon Folge des Eigenthums-Begriffs, wie er ihn in seiner Ersten Schrift entwickelt hat und wie er thatsächlich noch die heutige Welt beherrscht. Man erkennt in dieser Gegenüberstellung zweier sich gegenseitig bekämpfender Principien unschwer die Grundidee, welche Proudhon späterhin in den Contradictions économiques (Oekonomische Widersprüche) in so grandioser Weise durchführte. Die Polemik gegen den Radicalismus ist wiederum an die Adresse des National gerichtet. Sie giebt einen lebhaften Vorgeschmack der Kämpfe, welche das Jahr 1848 für Proudhon bringen sollte. Die „Republikaner" sind für ihn nur „d'orgueilleux routiniers" (ehrsüchtige Routiniers); im Jahre 1849 hat er sie bekanntlich, und wohl mit nicht weniger Recht „blagueurs" (Aufschneider) genannt.

Der Kampf, den Proudhon immer lebhafter ersehnte, sollte nicht ausbleiben; allein der erste Angriff kam von einer Seite, woher ihn der Verfasser nicht erwartet hatte. Der Gerichtshof von Besançon legte Beschlag auf die Schrift und rief den Verfasser vor seine Schranken. Ein Brief Proudhon's an Ackermann vom 23. Mai 1842 erzählt uns die näheren Umstände dieser Affaire. Dieser Brief ist ein kleines Meisterstück launiger Satyre. Man hört Paul-Louis Courier, meint Sainte Beuve, und Beaumarchais, dazu das Salz und Gewürz der Franche-Comté! „Sie wissen, mein lieber Ackermann, schreibt Proudhon, daß ich im December an meinem dritten Memoire arbeitete. Dieses Memoire erschien am 10. Januar, just an dem Tage, da ich von Paris abreiste; es wurde am 18. mit Beschlag belegt; der Verhaftungs- und Vorführungsbefehl gegen den Verfasser datirt vom 22. Ich selbst erfuhr alle diese Neuigkeiten am 24., in meinem Zimmer der Straße Jacques wurde Tags darauf Hausdurchsuchung vorgenommen; 500 Exemplare meines Pamphlets wurden unterwegs attrapirt und beim Pariser Gericht deponirt, auch mein Buchhändler und mehrere Freunde erhielten

vertrauliche Besuche der Polizei. Man betrieb die Sache nicht lässig, ich versichere Sie. Meine Freunde waren bestürzt: sie beklagten meine heftigen Ausfälle meinen finstern Unmuth gegen die Eigenthümer und diese Wuth erbitterter Kritik, welche mich unter die unversöhnlichen Hände der Regierung brachte. Der Telegraph arbeitete mir zu Ehren (denn wir haben eine Telegraphenlinie in Besançon): war ich doch von oben empfohlen, der Eifer unserer Untergebenen gegen das revolutionäre Ungeheuer ließ drum nichts zu wünschen übrig. Niemand sah für mich Rettung aus dieser Gefahr: die Geschworenen waren voreingenommen, die Richter triumphirend, der Klerus rieb sich die Hände, die Akademie sagte: Gut gemacht; jedermann war meiner Verurtheilung sicher. Ich war wegen neun Vergehen angeklagt; schließlich wurden sie aus Nachsicht oder weil die Einen in den Andern enthalten waren, auf vier reducirt: 1. Angriffe gegen das Eigenthum; 2. Aufreizung zum Haß gegen die Regierung; 3. und gegen mehrere Classen von Bürgern; 4. Schmähung der Religion. Ich war in dritter Vorladung für den 3. Februar vor die Assisen von Besançon verwiesen. Am 29. reiste ich ab, am 31. kam ich an und hatte achtundvierzig Stunden Zeit, um einen Advokaten aufzusuchen und eine Vertheidigung zu Papier zu bringen. Mein Rathgeber, ein intelligenter, edler junger Mann, wußte nicht, an welchem Zipfel er meine Sache anpacken sollte und ich war gezwungen, ihn zu unterweisen. Er war im Begriff, sich in Gemeinplätzen zu ergehen, die mich vernichtet hätten und die, im Uebrigen, mir nicht paßten. Ich trat also vor die Schranken: der Zuhörer-Raum war überfüllt; Haß, Neugier, Interesse, tausend Stimmungen der widersprechendsten Art beherrschten das Publikum. Es ist unglaublich, bis zu welchem Haß man sich verstieg: ich war ein Robespierre, ein Antichrist. Ich sah eine junge und hübsche sechszehnjährige Person vor mir fliehen, so groß war der Schrecken, den ich ihr einflößte; eine Dame von fünfzig Jahren blieb von einer Abendgesellschaft weg, weil sie hörte, ich werde dort sein. Man sprach von mindestens fünf Jahren Gefängniß; Geldstrafen dazu, Confiscation u. s. f. Zugleich erhielt ich auch Zeichen edler Theilnahme: wenn ich zu 10,000 Frcs. Geldstrafe verurtheilt worden wäre, in zwei Tagen wären sie durch Subscription gedeckt gewesen. Die Akademie rangirte mich in ihrem Journal (unsere Akademie ist unter die Journalisten gegangen) unter die Mörder und Räuber und erbat für mich, als armen Teufel, zehn Jahre Kerker und fünfzig Francs Geldbuße. Das gehört unter die literarischen Liebenswürdigkeiten.

Als der Staatsanwalt seine Klage vorgebracht hatte, stieg das Entsetzen auf's Höchste. Die bloße Lecture der angeschuldigten Stellen mit klangvoller, gewandter Stimme machte die Zuhörer erbeben. Um die Wahrheit zu sagen, ich habe nichts geschrieben, das packender und besser ausgearbeitet wäre. Ueberdies hatte ich unrechter Weise alle Welt angegriffen, so daß ich von keiner Seite auf Theilnahme hoffen durfte. Die Spannung stieg auf's Höchste. Was wird er zu seiner Vertheidigung vorbringen? Widerrufen? Das hieße sich nutzlos entehren. Die Regierung verzeiht dem Reumüthigen nicht. Sich erklären? Das wäre zweideutig und unehrlich. Die Freiheit der Meinungsäußerungen anrufen? Ein abgetretener Gemeinplatz. Muthig auf seiner Ansicht beharren? Das hieße die Situation noch schlimmer machen. — Mein

Verhör hatte insbesondere einen magischen Effect hervorgebracht, als ich über eine Stelle meiner Brochüre interpellirt wurde und die Antwort verweigerte. Ich hatte nämlich den Eigenthümern mit irgend etwas gedroht, das weder Mord, noch Plünderung, noch Empörung, noch Arbeitsverweigerung, noch Brandstiftung, noch Fürstenmord u. s. w., das aber viel schrecklicher und viel wirksamer als all' das sei. In diesem Augenblick hielt man mich für verloren. Man erschöpfte sich in Conjecturen über das verhängnißvolle Geheimniß: Das war ein schöner Vorwand, mich zu einem Geist der Hölle zu machen. Ihnen kann ich sagen, daß ich dabei die Reorganisation der Fehmgerichte, der geheimen Tribunale Deutschlands im Auge hatte.

Schließlich sprach ich für mich selbst: mein Vortrag dauerte zwei Stunden. Denken Sie sich das Erstaunen all' dieser Neugierigen, Priester, Frauen, Aristokraten u. s. w. statt eines Republikaners in rother Weste, mit Bocksbart und Grabesstimme sah man einen kleinen Blondkopf mit frischem Gesicht, einfacher, ehrlicher Miene, in ruhiger Haltung, der behauptete, er sei nur durch ein Mißverständniß des Gerichtshofes, dessen Eifer im Uebrigen sehr lobenswerth sei, unter Anklage gestellt; der weiterhin betonte, daß seine Ideen von aller Welt getheilt werden; daß dieselben, weit entfernt der Regierung zu schaden, vielmehr nützlich für dieselbe seien, daß sie weit entfernt, von irgend Jemand Tadel zu verdienen, vielmehr des Lobes würdig seien; der dann diese These bewies durch eine Reihe sehr schwieriger Entwickelungen, die theils in klarster und durchsichtigster Form vorgetragen, theils und zwar öfter voll metaphysischer Tiefe und streng wissenschaftlich waren, so daß man nichts mehr davon verstand; denken Sie sich, sage ich, einen Menschen unter der Anklage, sich wider die sociale Ordnung verschworen zu haben und der nun als Vertheidigungsmittel eine Pastete politischer Oekonomie präsentirt, die so schwierig zu verdauen und zu begreifen ist, daß Jedermann zugab, nichts davon verstanden zu haben und Sie werden so ungefähr einen Begriff von dieser juristischen Mystification haben. — Mein Vertheidiger begann mit der Erklärung, daß er meinen Studien fremd gegenüberstehe, er könne sie also weder annehmen noch verwerfen und hielt dann daran fest, die Geschworenen seien in wissenschaftlichen Fragen incompetent. Dann erklärte er von diesem Gesichtspunkte aus die lebhafte Fassung meiner Sätze. Der Staatsanwalt gab zu, daß er auf mein Plaidoyer nichts erwidern könne, aber mein Buch sei da, und dieses, denke er, spreche deutlich genug. . . Das hieß die Waffen strecken. — Der Präsident stellte sich in seinem Resumé auf einen analogen Standpunkt: so zwar, daß es sich für die Geschworenen darum handle, zu wissen, ob meine Lehren wirklich eine philosophische Seite hätten, welche die fürchterlichen Verwünschungen, die ich mir dem Eigenthum gegenüber erlaubt habe, verständlich und entschuldbar machen könnte. Der Obmann der Geschworenen sagte: „dieser Mann lebt in einer Ideen-Sphäre, die dem Volke unzugänglich ist; wir können ihn nicht auf gut Glück hin für schuldig erklären; wer steht uns für seine Schuld ein?"

Das ist nicht Alles: angeklagt, Haß und Verachtung gegen Priester, Akademiker, Journalisten, Philosophen, Beamte, Deputirte u. s. f. zu erregen, hielt ich mich an den wissenschaftlichen und unnahbaren Theil meiner Vertheidigung, um dann diese verschiedenen Klassen von Bürgern

kritisch Revue passiren zu lassen. Diese Kritik las ich mit großem Ernst und ganz einfacher Betonung, die mit dem Salz, der Lebhaftigkeit, der Energie, der Richtigkeit der Sarkasmen und den zahlreichen persönlichen Anspielungen, welche manchem Anwesenden galten, lebhaft genug contrastirte; sie erzielte eine wunderbare Wirkung. Die Geschworenen schauten sich an und kniffen sich, um nicht zu lachen. Die Richter blickten zu Boden, um ihre Würde zu wahren und das Publikum lachte. Das, was man mir vorwarf, geschrieben zu haben, trat ganz zurück hinter dem, was man mich sagen ließ und meine homöopathische Gabe erzielte die erwartete Wirkung. Ich wurde unter dem Beifallklatschen der Menge freigesprochen, die Geschworenen drückten mir die Hand und die Richter beglückwünschten mich!!! Tags darauf machten sich die Herren des Gerichtshofes Vorwürfe, indem Einer dem Andern vorwarf, diese ungeschickte Klage verursacht zu haben. . . .

Jetzt bin ich außer Schußweite; meine Brochüre findet, wenn auch immer noch langsam, Absatz. Ich habe nicht die Ehre, mich der Sympathien irgend einer Partei zu erfreuen; ich habe den National so schlimm behandelt, daß Jedermann für meine Sicherheit fürchtete; ich habe Fourier, Saint Simon und die Communisten so sehr getroffen, daß meine Gegner das Feuer eingestellt haben; aber es herrscht gegen mich, wie ich gesagt habe, eine Verschwörung des Stillschweigens (conspiration de silence). Ich habe seit zwei Jahren mehr als irgend Jemand dazu beigetragen, das Terrain der politischen Diskussionen zu verrücken: in dieser Beziehung habe ich indirect der Regierung und der Ordnung Dienste geleistet; aber man liebt mich nicht. Blanqui schrieb mir: „die Regierung läßt ihrem Charakter Anerkennug widerfahren, aber sie beklagt Ihre Tendenz." Nun, ich will, daß meine Tendenz die der Regierung werde und ich stehe dafür, daß dem so sein wird.

Dies, mein lieber Ackermann, ist die Geschichte meines Mißgeschicks. Ich bin noch gut davongekommen, aber Mühe genug hat es gekostet. Ich hatte meine ganze Geistesgegenwart und all' meine Kräfte von nöthen; die Anstrengung, welche mich die Vorbereitung meiner Vertheidigung zwei Tage lang kostete, hat mir eine Neuralgie und achttägige Hirncongestionen verursacht. Es ist kein Kinderspiel vor den Geschworenen zu stehen nnd ich wünsche Ihnen, dieses Glück immer zu entbehren."

Eine kurze Darstellung dieses Prozesses, welche den größten Theil der Vertheidigungsrede Proudhon's enthält, ist der Gesammtausgabe seiner Werke einverleibt und trägt den Titel: Explications présentées au ministère publique sur le droit de propriété. (Erläuterungen über das Recht des Eigenthums, dem öffentlichen Ministerium vorgelegt). Proudhon hatte nämlich zugleich mit dem Erscheinen seiner dritten Schrift einen Brief an den damaligen Minister des Innern, Duchâtel, gerichtet, der höchst bemerkenswerth ist und diesen Brief theilweise als Vertheidigungsmittel gebraucht.

Der Beginn des Jahres 1842 bringt, um es kurz zu sagen, die Sturm- und Drangperiode Proudhons zum Abschluß. Ein Rückblick auf das, was er bisher erreicht, fällt reich genug aus, um auch ein ehrgeizigeres Herz als Proudhon hatte, zu befriedigen. Er hatte durch seine Schriften der offiziellen Wissenschaft, wenn nicht Anerkennung, doch Ach-

tung abgezwungen. Er hatte sich den politischen Radicalismus zum geschworenen Feinde gemacht und schon mit dieser bloßen Thatsache den Schwerpunkt der Culturarbeit seines Volkes auf die wirthschaftliche Entwickelung gestellt. Unter den socialen Schriftstellern seiner Zeit war er bereits, wenn nicht der berühmteste, so doch der gefürchtetste. Er hatte, wie er selbst sagt, „das Terrain der politischen Discussionen verrückt." Die socialistischen und kommunistischen Secten, waren, wenigstens ihm gegenüber, zum Schweigen gebracht; er zollte ihrem Wollen alle Anerkennung, ihr Wissen ward vor seiner Kritik hinfällig. Proudhon nannte sich Egalitair. Allein die Gleichheit war für ihn kein Dogma, das kraft irgend einer menschlichen oder göttlichen Autorität von oben herab der Gesellschaft aufoctroyirt werden sollte, sondern die Resultante der Geschichte selber. Um sie lebendig werden zu lassen, bedarf es also nicht der Enteignung der menschlichen Persönlichkeit, wie die damaligen socialistischen Schulen glaubten, deren Nachklänge noch heute, namentlich in der deutschen socialistischen Bewegung fühlbar sind, sondern einfach der Erkennung der Gesetze, welche die menschliche Gesellschaft leiten, d. h. der Wissenschaft. Alle Gewalten, die sich in der heutigen Gesellschaft der Gleichheit entgegenstemmen, faßt Proudhon in dem Einen Wort Eigenthum zusammen. Dieses Wort ist für ihn die Sphinx, deren Räthsel die Menschheit lösen muß, wenn sie nicht unter der Anarchie der wirthschaftlichen Zusammenhänge vermodern oder in den Banden des Kommunismus ersticken soll. Seine bisherigen Schriften sind daher nichts weniger und nichts mehr als ein Versuch, dieses Räthsel zu enträthseln. Hierin liegt ihre historische, ich sage es unverblümt, ihre welthistorische Bedeutung.

Besser als irgend Jemand kann, zeichnet Proudhon selbst die eigenthümliche Stellung, welche er nunmehr in der socialen Bewegung seiner Zeit einnimmt. In einem Brief vom 23. Februar 1842 an Bergmann spricht er von der Wirkung seiner Schriften und seines Prozesses auf seine Mitbürger. „Meine Mitbürger, sagt er, urtheilen so über mich: Dieser Mann, sagen sie, ist weder Kommunist noch Republikaner im gewöhnlichen Sinne: er verlangt die Abschaffung des Eigenthums, aber er versteht unter dieser Abschaffung eine organische Umwandlung (transformation organique), die sich durch Entwickelung vollzieht. Jede Zerstörung, Unterschiebung oder Revolution (éversion, substitution ou révolution) ist seines Erachtens schlecht; die Unterbrechung im socialen Leben ist der Tod. (L'interruption dans la vie sociale, c'est la mort.) Deshalb ist er für Aufrechterhaltung des Eigenthums in der Hand seiner Inhaber, vorbehaltlich der Forderung, gewisse schon anerkannte Principien zu entwickeln, die seiner Theorie zu Folge das Eigenthum verallgemeinern und in's Gleichgewicht setzen müssen; deshalb will er die Aufrechterhaltung der Juli-Regierung vorbehaltlich der Wahl des fähigsten Ministeriums, um diese Umformung und Entwickelung durchzuführen.

Und all das, fährt Proudhon fort, ist vollkommen wahr: ich kritisire das Eigenthum nicht als transitorische, sondern als definitive Form; ich greife die Minister an, nicht weil sie Anhänger der Juli-Regierung sind, sondern weil sie deren Consequenzen fälschen wollen."

In Sachen Joh. Jacoby's.

Nicht in Sachen seiner Büste, die nun wohl von Obrigkeits wegen aus dem Saale der Königsberger Stadtverordneten entfernt sein wird. Denn dergleichen ist ja nicht neu in deutschen Landen und 1849 und später, zur Zeit Hinckeldey's, genügte es in Berlin, daß in einer Privatwohnung in der Fensternische oder sonst von draußen bemerkbar ein klein Groschenbildchen von Waldeck, von Jacoby, von Blum oder einem andern der bekannten Volksmänner hing, um sofort den Besuch des Constablers und die Confiscation des staatsfeindlichen Bildes gewärtigen zu können. War es nicht sogar schon 300 Jahre früher, in der Schloßkirche zu Wittenberg und an der noch frischen Gruft Luther's, daß wir von dem Vorschlage Alba's wissen, des Ketzers Gebeine zu zerstreuen und seinen Denkstein zu zertrümmern, sowie von der Antwort des fünften Karl: „Mit Todten führe ich nicht Krieg!" — Von dieser Concurrenz also, die da Jemand mit dem kohlensauren Kalk ums Verwittern angefangen hat, soll nicht die Rede sein. Gäbe man sich für dergleichen die Mühe der Schadenfreude, so würde man finden, daß sehr mit Recht eine Büste, der man vorweg das Fundament zur äußersten Linken entzogen hat (man weiß, daß die Fortschrittspartei es gewesen ist, welche ganz partikularistisch dies Denkmalunternehmen betrieben hat), nun von der äußersten Rechten her zu Falle gebracht wird. Daß letztre überhaupt wieder auftreten kann, daß sie von 1848 wieder reden darf, — nicht blos in diesem Falle, sondern auch in Nänien um Herrn Gödsche, ihren todten Helden —, das sollte freilich den Herren, die Jacoby's Büste erhöhen wollten, ein merkliches Zeichen der Zeit sein.

Auch von des Herrn Busch Buche über Bismarck wollen wir hier nicht reden, wie sehr uns das auch mit seinen immer wiederholten Beziehungen auf den Königsberger Mann reize. Wir werden noch besonders von dem „alten dürren Juden" zu reden haben. Hier wollen wir nur erwähnen, daß die Verhaftung und Abführung nach Lötzen vom damaligen Bundeskanzler zwar gerechtfertigt aber ungesetzlich genannt wird, daß er davon spricht, wie er vergeblich vom General Vogel v. Falckenstein die Freilassung verlangt habe und wie deshalb die Zusammenberufung des Landtages, der das unbestrittene Recht gehabt habe Jacoby einzuberufen, um vier Wochen verschoben worden sei. — An allen diesen Dingen würde der weise alte Mann lächelnd und schweigend vorübergehn.

Aber nicht ganz gleichgiltig würde ihm sein, wenn er in dem oben erwähnten Tagebuche des Herrn Moriz Busch unter dem 9. Februar 1871 läse: „Abends schickte mir der Chef einen sehr krausen und querköpfigen, von Schmähungen und Verdrehungen wimmelnden Brief Jacoby's in der „France" zum Vortrag."

Dieser „Brief Jacoby's", der damals unseres Wissens in südfranzösischen Blättern zuerst auftauchte und von da seine Runde bis Belgien machte, ist möglicherweise heutzutage noch ein feststehendes Phantom. Wenigstens haben Diejenigen, deren Beruf es wäre, vom Falschen das Wahre zu sondern, nichts dazu gethan, den Argwohn zu zerstreuen, der hieraus entstand. So möge denn, Tagebuch gegen Tagebuch, über diesen „Brief" die nüchterne Wahrheit berichtet sein:

Jacoby erzählt mir: „Einige Zeit nach der Freilassung aus Lötzen erhielt ich von Amand Gögg aus Genf eine Anfrage, ob der Brief, der unter meinem Namen in französischen Blättern circulire, denn echt sei." (Der Brief, der beigelegt war, sprach in den gröbsten Ausdrücken von den leitenden Personen in Preußen, prahlte mit einer nicht findbaren republikanischen Partei in Preußen, deren Berliner Chefs, ebenso unfindbar, mit Anfangsbuchstaben proclamirt waren — kurz es war eine, jedem geübten Blicke ganz unzweifelhafte Arbeit aus nichtdeutscher Werkstatt.) Ich schrieb ihm sofort, daß derselbe in jeder Zeile erfunden sei. („Er war zwei Foliospalten lang," — fügte J. lachend hinzu, — „ich und zwei Foliospalten schreiben!") Ein paar Tage darauf treten ein paar Herren bei mir ein, die sich als der Stadtgerichtsrath X und der Staatsanwalt Y vorstellen, sie haben einen Befehl des Generals Vogel v. Falckenstein, wegen dieses Briefes zur Haussuchung und zur Verhaftung zu schreiten. Sie wollten denn doch aber erst fragen, ob ich überhaupt etwas davon wisse. O ja! antwortete ich und reichte ihnen die Antwort an Gögg hin, von der ich die Abschrift behalten. „Ob sie das Original aus Genf sich reclamiren könnten?" Warum nicht? Und so schrieben sie die Reclamation sofort an meinem Tische und ich schrieb darunter, Gögg möge der Bitte willfahren. Darauf der Ordre gemäß auch die Haussuchung. Ein paar Tage später lief das Original aus Genf ein und „der Spuk war aus".

Die Originalien für diese Notiz stehen zu Diensten. Vielleicht hat Herr Busch bei einer späteren Auflage, die sein Buch ja erleben wird, die Freundlichkeit, die der Ehrlichkeit als Pflicht erscheinen wird, in einer Randbemerkung zu Bd. II. S. 360 beizufügen, daß der von ihm so richtig charakterisirte Brief sich bei obrigkeitlicher Nachfrage als Fälschung erwiesen habe.

Der Preßprozeß der „Wage".

Am 11. d. wurde in dem bereits erwähnten, gegen einen Artikel in Nr. 34 d. Bl. gerichteten Processe das Urtheil gesprochen. Es lautete auf **Schuldig** der Beleidigung des Kronprinzen als Mitglied des Königlichen Hauses und sprach eine Gefängnißstrafe von **Sechs Monaten** aus. Der Artikel, hieß es in der Begründung, enthalte eine unbefangene und nicht zu beanstandende Kritik des Socialistengesetzes. Am Schlusse desselben aber sei von dem Kronprinzen gesagt, daß er übel berathen gewesen sei, indem er seine Regierung mit dem Socialistengesetze und der „Wiederbelebung des Beils" **eingeweiht** habe. In dem Worte „Einweihen" liege eine symbolische Handlung für eine bestimmte Richtung, der Regentschaft des Kronprinzen sei also das Symbol des Beils aufgedrückt. Das sei zweifellos beleidigend. Zuzugeben sei der Vertheidigung zwar, daß das Wort „Eingeweiht" auch gleichbedeutend mit „begonnen" sei; wenn man aber dies auch annehmen wolle, so müsse die bloße Erinnerung an das Beil für den Regenten schon beleidigend sein. Andererseits wisse der Angeklagte Dr. Weiß als bewährter Journalist sehr wohl, welche Ausdrücke er zu wählen habe und sei durch seine Vorstrafen gewarnt, und wenn er das Wort „eingeweiht" gewählt habe, so habe er gewußt, was er thue und daß er die Consequenzen zu tragen habe. Auf ein geringeres Strafmaß, als der Staatsanwalt beantragt (9 Monate), sei erkannt worden, da die letzte Freiheitsstrafe des Verurtheilten nur 3 Monate betragen habe und da die Beleidigung nur in Einem Worte zu finden gewesen sei. — Die Sache geht zunächst an die zweite Instanz.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. | Berlin, 22. November 1878. | Nr. 47.

Friedrich Wilhelm II., König von Preußen und Danton.

B. V. Ephraim's Mission in Paris und Danton bei Valmy.

Wir haben im Laufe der vorhergehenden Orientirungsartikel in den Anregungen, Funken, zuweilen auch Blitzen, welche Friedrich Wilhelm II. seit dem Beginn seiner Regierung nach den äußersten Spitzen des Festlandes von Amsterdam und Brüssel nach Konstantinopel, von Wien und Pesth bis Stockholm, Warschau und Petersburg verbreitete, manchmal auch schleuderte, die Grundlinien der Bismarck'schen Aera nachgewiesen. Die Bewunderer und Vorarbeiter dieser Aera, z. B. Häusser, haben zwar richtig herausgefunden, daß der Friede von Basel, in welchem sich die stürmische Thätigkeit Friedrich Wilhelm's beruhigte und mit dem Schutzamt über die deutschen Fürsten und Stände im Norden des Mains gestillt wurde, schon die vorandeutende Skizze des spätern Norddeutschen Bundes entworfen. Das Friedenswerk vom 5. April 1795 bleibt indessen nur ein Werk des Zufalls oder die Folge der beiderseitigen Erschöpfung, wenn man in den Bevollmächtigten des legitimen Königs und den Vertretern der Republik nicht die Mitwirkung jenes geheimen Zuges beachtet, welcher den Fürsten und seine Rathgeber schon oft mit den Lenkern des französischen Kriegswagens zusammengeführt hatte.

Auch den ausführlichsten Schilderungen des diplomatischen Getriebes bei Valmy und den Lockungen, mit denen die Generale der französischen Armee und die Bevollmächtigten des Conventes den König für ein Bündniß mit Frankreich zu gewinnen suchten, fehlt der rechte Hintergrund, so lange man die Erinnerung an den früheren intimen Verkehr des Königs mit den Häuptern der Opposition der constituirenden Versammlung nicht mit in Rechnung zieht. Ferner bleibt das Hin- und Herhuschen der Sendboten zwischen den Heerlagern von Valmy unerklärt, wenn man nicht die Hand sieht, die im Einvernehmen mit Dumouriez die geheimen Sendlinge und amtlichen Bevollmächtigten des Convents als willige Werkzeuge zur Bezauberung Friedrich Wilhelm's und zur Rettung seiner Armee am Faden hielt. Diese Hand gehörte Danton an, — dem wirklichen Danton, der auf dem glühenden Boden der Revolution trotz des warnenden Beispiels, welches ihm Mirabeau und Lafayette gegeben hatten, innehalten, dem Brand Einhalt gebieten und sich selbst, unter dem Schutz des Königthums, den ruhigen Genuß der erworbenen Macht und gewonnenen Stellung sichern wollte.

Der Regisseur des Valmy'schen Dramas griff auch noch als geheimer Freund und Verbündeter der Preußen in die Rheincampagne der Alliirten vom Jahre 1793 ein und er blieb die Seele des Baseler Friedens. Sein Geist, welcher die blutige Katastrophe vom April 1794 überlebte, trieb seine in den Gerichten jenes Monats noch nicht erreichten Genossen und Anhänger in den

Todeskampf mit Robespierre und jauchzte vor Genugthuung, als er die Verschworenen und Sieger des Thermidor in dem Genuß der Macht und der Freuden sah, nach denen er vergebens gelechzt hatte. Seine alten Freunde herrschten im Convent und Wohlfahrtsausschuß und er ging endlich zur Ruhe ein, als dieselben seine Ueberlieferungen und die Vorsätze von Valmy Hand in Hand mit Hardenberg zu Basel erfüllten.

Diese Parallele der Danton'schen und der preußischen Action ist es nun, die wir in drei Artikeln: 1. Valmy, 2. Rheincampagne des Jahres 1793 und 3. Baseler Frieden durchführen werden.

Freilich wird in diesen Bildern nicht der Danton auftreten, der in der Thiers'schen Darstellung mit dem Donner seiner Stimme die Revolution erweckt und leitet und mit dem Stampfen seines Fußes die Freiwilligen-Heere hervorruft, — nicht der Danton, wie ihn Thiers für die französische Anschauung noch bis auf die Gegenwart zur stehenden Figur gemacht hat. So glaubte z. B. ein Pariser Föderirter in einer öffentlichen Versammlung vom October 1872 Gambetta für seinen angeblichen Verrath der Volkssache auf das empfindlichste zu züchtigen, indem er ihn „einen Danton aus Pfefferkuchen" nannte. In seinem „Brief an die Römer", in welchem Victor Hugo unterm 21. Mai desselben Jahres den Gruß einiger Bürger der ewigen Stadt an das französische Volk mit einem Bilde des italienisch-französischen Volksbundes beantwortet und z. B. Cato dem Barbès entgegen kommt, reicht Rienzi Danton den Arm. Das gleichzeitige Gedicht desselben Meisters vom „schrecklichen Jahr" stellt den Deutschen triumphirend die Aufgabe, sie möchten doch sehen, ob sie sich von Pascal, Danton und Voltaire befreien könnten. Was aber Danton betrifft, so könnte es sich für die Deutschen höchstens nur darum handeln, sich von der französischen, durch Thiers versteinerten Legende los zu machen; dieses Werk der Befreiung hat indessen Friedrich Funk in seinem Werk „1793. Beitrag zur geheimen Geschichte der französischen Revolution" (Mannheim) in den Grundzügen längst ausgeführt.

Friedrich Wilhelm that den ersten Schritt zu einer intimen Verbindung mit Frankreich und wandte sich an die Vertreter der Volkspartei in der Constituante, welche die Macht des Königthums zu beschränken suchten. Der preußischen Politik kam es darauf an, daß Ludwig XVI. die Hand gefesselt und ihm die alte Prärogative seiner Vorfahren, über Krieg und Frieden zu entscheiden, entzogen würde. Die Berechnungen des Berliner Cabinets, wonach England mehr als es dessen Interessen und Absichten entsprach, zur Vertreibung Oesterreichs aus dem aufständischen Belgien mitwirken sollte, waren in ihrem scheinbar wirksamsten Hebelwerk bedroht. England selbst stand plötzlich vor einem Kriege und rüstete eine ansehnliche Flotte aus, als Schiffe seiner Angehörigen in der, von Spanien in Anspruch genommenen Nootka-Bai Californiens aufgehoben waren. Spanien rief auf Grund des Bourbonischen Familienvertrags Frankreichs Hilfe an und schon sprach Ludwig's Minister des Auswärtigen, Montmorin, in dem am 14. Mai 1790 an die Nationalversammlung gerichteten Schreiben die Hoffnung aus, daß dieselbe die Mittel zu einer bewaffneten Vermittelung zwischen den beiden vor dem Krieg stehenden Mächten bewilligen werde. Die Regierung verließ sich auf den kurz zuvor zwischen Mirabeau und dem Hofe abgeschlossenen Vertrag und hoffte mit dessen Beistand zu einem Krieg zu kommen, welcher ihr gegenüber der Demokratie der Versammlung eine ansehnliche Verstärkung verschaffen mußte.

In dieser Verlegenheit ertheilte Friedrich Wilhelm seinem Gesandten in Paris, dem Grafen Goltz, die Anweisung, mit den Demokraten Pethion und Barnave zu unterhandeln und dieselben mit Geld für den Kampf gegen die königliche Initiative in der Kriegs- und Friedensfrage zu erwärmen. Max Duncker hat in seinem Vortrag in der Sitzung der Academie der Wissenschaften vom 23. März 1876, zur Feier des kaiserlichen Geburtstags aus seinen archivalischen Studien Einiges über diesen diplomatischen Feldzug mitgetheilt und die

„Nationalzeitung" hebt in ihrem Bericht über diese festliche Rede mit besonderer Theilnahme den Zug hervor, wie der König in seiner Freude über den Sieg, dem Gesandten an's Herz legt, einen Mann wie Pethion „warm zu halten."

Der Kampf zwischen Mirabeau und seinen Gegnern und deren demokratischen Waffengefährten, den beiden Lameth's, dauerte vom 15. bis zum 22. Mai und endigte mit dem Beschluß, daß die Versammlung nach dem der Nation zustehenden Recht über Krieg und Frieden zu beschließen hat. Dem König blieb die Initiative des Vorschlags und die Sanction des etwaigen Kriegsbeschlusses.

Noch im November desselben Jahres schickte Friedrich Wilhelm den Benjamin Veitel Ephraim, Sohn jenes Ephraim, der besonders im siebenjährigen Kriege Friedrich II. als Münzagent zur Seite gestanden hatte, mit einer Mission nach Paris. Dieser thätige Agent war kurz vorher aus den Niederlanden zurückgekehrt, wo er den Belgiern die nachdrücklichste Unterstützung von Seiten Preußens zuzusichern hatte, falls Oesterreich nicht mit den Türken Frieden schließen sollte. Das erste Wort, mit welchem ihn der König bei seiner Rückkehr in Breslau empfing, war: „ihm den (damals zu Stande gekommenen) Reichenbacher Frieden zu verdanken". Friedrich Wilhelm fühlte sich noch durch diese Convention beglückt, merkte aber allmälig, daß die Vermittelung, die er nach dem Reichenbacher Abkommen gemeinschaftlich mit England zwischen den aufständischen Belgiern und dem Kaiser herbeizuführen hatte, nur zum Vortheil Oesterreichs ausfallen würde, da das Londoner Cabinet in der Befestigung der kaiserlichen Herrschaft über Belgien die sicherste Garantie für seine Interessen und für die Eindämmung Frankreichs erblickte. So faßte er nun Paris ins Auge und eröffnete dem Ephraim (siehe dessen Schrift: „über meine Verhaftung und einige andere Vorfälle meines Lebens", Berlin 1807): „er solle nach Paris gehen und sehen, ob er nicht unter dem Vorwand eines Commerztractats eine Allianz abschließen kann. Wenn er die Sache gut macht, setze ich ihn in ein Departement."

Der Geheime, der neben und unabhängig von dem Grafen Goltz die wechselnden Elemente des damaligen Paris für die Zwecke Friedrich Wilhelm's studiren und bearbeiten sollte, bemerkte aber bei dem Minister Montmorin sogleich in der ersten Besprechung (im Anfang des November 1790) einen Widerwillen gegen Alles, was der Revolution nur den geringsten Vorschub geben konnte. Das heißt, der Minister eines Königs, der bei sich zu Hause seine Autorität sich zerbröckeln sah, hatte keine Neigung dazu, in dem Nachbarstaate, im Hause des Kaisers, des Anverwandten seiner Königin, den schon erlöschenden Heerd des Aufstandes wieder anzufachen. Jedenfalls täuschte sich auch Montmorin darüber nicht, daß England die zu Reichenbach versprochene Vermittlung nicht zum einseitigen Vortheil der Aufständischen durchführen und vielmehr Alles dazu thun würde, daß dem Kaiser die englische Barrière gegen Frankreich gesichert bliebe.

Mehr Glück hatte Ephraim beim diplomatischen Ausschuß der Nationalversammlung, besonders aber bei Mirabeau, mit dem er bis zu dessen Anfangs des April 1791 erfolgten Tode viel verkehrte und der sich schon bei seiner geheimen Mission in Berlin, in den ersten Monaten der Regierung Friedrich Wilhelm's, als Freund einer preußisch-französischen Allianz einen Namen gemacht hatte. Barnave, mit dem er öfters, wie mit dem gleichgesinnten Duport tafelte, hatte sich im Mai 1790 als gefälliger Freund Preußens bewährt.

Indessen trübten sich die Aussichten, an denen er sich in den Gesprächen mit geistesverwandten Politikern erfreute. Die Letzteren schlossen sich der königlichen Sache selber an, als die Wogen der Bewegung nach der verunglückten Flucht des Königs (im Juni 1791) gegen den Thron lebhafter anschlugen. Ein royalistisches Blatt, eine Nachahmung von Marat's „Volksfreund", fing sogar an, den geheimen Agenten zu verfolgen und wegen seiner Umtriebe gegen

die Sicherheit des Staats anzuklagen. Die Sache kam unter der Form, daß der Berliner Emissär an einer Vereinbarung zwischen Frankreich und Preußen zur Eindämmung der französischen Volksbewegung arbeite, an den Untersuchungsausschuß der Nationalversammlung. Jedoch fehlte es ihm in diesem nicht an thätigen Freunden, die sich beeilten, ihn am Morgen nach dem Blutbade, in welchem die republikanische Kundgebung am 17. Juli auf dem Marsfeld erstickt war, im Gefängniß der Abtei der Wuth des Volks zu entziehen. Und auch hier traf es sich so glücklich, daß die vereinigten Commissäre des Untersuchungs- und des Berichterstattungs-Ausschusses aus dem ihnen dargebotenen Portefeuille seiner Correspondenz mit seinem Könige, welches ihm, dem preußischen Geheimenrath, bei der Beschlagnahme seiner Papiere uneröffnet geblieben war, gerade solche Schriftstücke herauszogen, in denen er Friedrich Wilhelm jede Einmischung in die französischen Angelegenheiten widerrieth.

Am 21. Juli befand er sich wieder in Freiheit; allein trotz des Rückhalts, den er an seinen Freunden besaß, fühlte er unter dem Pflaster von Paris die Vorboten eines nahenden Erdbebens. Im Anfange des August reiste er nach Berlin zurück, nachdem er noch zum Abschied von einigen Mitgliedern des diplomatischen Ausschusses zu einem Gastmahl bei Mehu eingeladen war. Als er zu Hause eintraf, war der Pillnitzer Vertrag vom 27. August 1791 abgeschlossen, in welchem Friedrich Wilhelm und der Kaiser die gegenwärtige Lage des Königs von Frankreich als einen Gegenstand des gemeinsamen Interesses aller Souveräne Europas bezeichneten und ihren Entschluß verkündigten, mit den Monarchen, die ihrem Aufruf zu gemeinsamer That folgen würden, die nothwendigen Mittel zu ergreifen, um Ludwig XVI. für die Aufrichtung eines monarchischen Gouvernements beizustehen.

Jetzt war es mit Aufträgen, wie sie Goltz bei Pethion zur Schwächung der königlichen Initiative ausführte, vorbei, — auch mit Ephraim'schen Missionen zur Anfachung eines populären Aufstandes. Dafür erhob sich in Paris eine revolutionäre Regierung und es konnten sich inmitten derselben und unter ihren Dienern Freunde finden lassen, mit denen sich geheime Verbindungen für das Losungswort des Tages — die Wiederherstellung des legitimen Throns — anknüpfen ließen. Mit diesem neuen Arbeitsfeld war Preußens Macht in unmittelbare Berührung getreten, als Friedrich Wilhelm an der Spitze der alliirten, preußischen und österreichischen Truppen und gegenüber dem Heerhaufen der neuen französischen Regierung bei Valmy stand.

B. V. Ephraim stand der Angelegenheit, um die es sich im September 1792 handelte, wieder nicht fern. Noch ehe die Katastrophe in der Champagne zum Ausbruch kam, hatte er in ein Paar Denkschriften an den Herzog von Braunschweig und an Bischofswerder, den Förderer des verhängnißvollen Kriegszugs, seine Kenntniß der französischen Partheien für den Rath verwerthet, daß man am Besten thäte, den revolutionären Krater Frankreichs in sich selbst austoben zu lassen. Wahrscheinlich hatte er auch angedeutet, wie man sich in der „Oppositionsparthei" Einfluß verschaffen könne. Nach dem Rückzug aus der Champagne wurde er nach Frankfurt berufen, um daselbst im Königlichen Hauptquartier sein Licht scheinen zu lassen.

Indessen gab es in Paris einen Mann, der an der Spitze jener sogenannten Oppositionsparthei stand. Derselbe hatte sich mit dem Donner seiner Stimme und mit den Kraftstücken seiner Drohungen gegen Hof und Adel den Ruf des äußersten Revolutionärs erworben und sah es nicht ungern, wenn seine Person durch den Vorwurf, er sei der eigentliche Anstifter und Leiter der Septembermorde, einen düstern Hintergrund erhielt. Er war an den Gräueln jener Tage so unschuldig, wie an dem Krieg, welchen die Bergparthei bis zu ihrem Triumph am 1. Juni 1793 gegen ihre girondistischen Gegner auf Tod und Leben führte. Mit demselben revolutionären Gebrüll, mit dem er in diesen Mai- und Junitagen seine Theilnahme für die Widersacher der Bergparthei zu verstecken wußte, war er auch auf der Blutstätte des 2. September erschienen, um so viel Opfer als möglich zu retten.

Dieser Mann, George Jacques Danton, hatte sich unter der Protection Mirabeaus und Alexander Lameth's als Clubredner einen Namen gemacht und wie diese Männer, während er sie mit seinem Donner gegen Hof und Minister unterstützte, auch den Weg dazu gefunden, sich der Regierung gefällig und dankbar zu erweisen. So stand er am 17. April 1791, als er vor dem Portal der Tuilerien den Rossen des Wagens, in welchem Ludwig zur Osterfeier mit seinem unvereidigten Priester nach St. Cloud fahren wollte, in die Zügel fiel, mit Alexander Lameth in Verbindung, lieferte aber damit Ludwig den gewünschten Beweis seiner Gefangenschaft und eine Rechtfertigung für seine spätere Flucht. Er hatte ferner von Mirabeau den von diesem bei Seite gelassenen Orleans geerbt und betrieb mit dessen Werkzeug de Laclos nach dem verunglückten Fluchtversuch des Königs jene Kundgebung auf dem Marsfelde, die Lafayette den willkommenen Anlaß gab, durch seine Fusillade auf die Volkshaufen ein blutiges Exempel zu statuiren. Seine Dienstmannschaft an diesen beiden Tagen für den Hof wird durch den späteren Gang seines Lebens außer Zweifel gestellt; jetzt übergab ihm das Ereigniß vom 20. September 1792 die Entscheidung in einer Frage der hohen europäischen Politik.

Das erste große Zusammentreffen der Armee Friedrich Wilhelms mit den französischen Schaaren war unentschieden geblieben, somit zu Ungunsten des Königs ausgefallen. Die Armee war nach einem trägen Marsch erschöpft bei Valmy angekommen. Ein wochenlang anhaltendes Regenwetter und mangelhafte Verpflegung hatten Seuchen unter den Truppen hervorgerufen und die Mannschaften decimirt. Das Fouragiren, welches schon beim Eintritt in Frankreich begann, war trotz der Verbote Braunschweigs und trotz der Versuche einzelner Officiere, die Mannszucht aufrecht zu erhalten, in Plündern und Verwüstung der Felder und Dörfer ausgeartet. Als man sich in der Nacht zum 20. September im Koth und unter brausendem Unwetter lagerte, mußten die Officiere ruhig zusehen, wie die Leute zum Schutz gegen die schneidende Kälte in die Dörfer liefen und was ihnen an Holzwerk in die Hände fiel, Hausgeräth bis auf die Wagen und Karren zusammenschleppten und ein Feuer wie in der Hölle anmachten. Daneben wurde auch, da die Proviantwagen in den grundlosen Wegen weit zurückgeblieben waren, nach Lebensmitteln gesucht und gingen die Bauernhöfe, Scheunen und Ställe in Feuer auf.

Die Stimmung der Armee war unter diesen Umständen sehr gedrückt. Die Officiere waren Politiker geworden und ergingen sich in lauten Raisonnements; schon vor dem Tage von Valmy hatten sie sich darüber ausgesprochen, daß sie sich Nichts Gutes vermutheten. Als der classische Zeuge jener Zeit, Laukhard, auf dem Rückzuge unter seiner Muskete zu Kameraden von der ungünstigen Lage gegenüber den unternehmenden Franzosen sprach, begnügten sich seine Vorgesetzten mit der Mahnung, er möge im Reden nur behutsamer sein und immer zusehen, mit wem er zu schaffen hätte.

Der Herzog von Braunschweig war nicht, wie man gewöhnlich annimmt, das unschuldige Schlachtopfer des Vertrauens, mit welchem sein Gebieter sich auf die Luftschlösser der Emigrirten verließ; er glaubte selbst an deren Schilderungen der feindlichen Armee. Dem Generallieutenant von Schlieffen meldete er z. B. am 18. September 1791 die Versicherung des ausgewanderten und soeben bei ihm weilenden Generals Lambert, daß im Fall des Kriegs die Linientruppen zum König von Preußen übergehen würden und ein Winterfeldzug gegen die Nationalgarden hinreiche, um sie zu Paaren zu treiben, ohne diese Weissagung auch nur im Mindesten zu bezweifeln. Und am 3. Februar 1792 schreibt er an denselben Helden von Lüttich, welcher eine möglichst ernste Auffassung des Kriegs mit Frankreich anrieth, es sei „ein unlösbares Problem, wie dieses unglückliche Land mit seiner Schuldenlast, mit seinem Deficit und mit einer incompletten, desorganisirten und gegen ihre uneinigen Generale mit Mißtrauen erfüllten Armee die Hilfsmittel zu einem Widerstande finden könne".

Von einem Manne, der sich doch in der Auswahl seiner Stellungen und Bewegungen während der Rheincampagne des Jahres 1793 als gelehrten Mili-

tär zeigte, kann man das militärische Unding seines Feldzugsplans gegen Paris, wie er bedeutende Festungen im Rücken und zur Seite liegen lassen und auf einem dünnen Faden gegen den Heerd der Revolution vorrücken wollte, nur aus seiner Ueberzeugung erklären, daß er sich dem Feinde nur zu zeigen brauchte, um ihn zu sich herüberzuziehen.

Die Truppen Kellermanns, gegen deren Aufstellung auf der Höhe von Valmy der Herzog seine Armee mechanisch aufstellte und ebenso mechanisch eine Kanonade von etwa sechs Stunden unterhielt, stiegen von ihrer Stellung nicht herab, um ihm Frankreich zu übergeben. Damit war die Anfrage und der Feldzug entschieden. Der Herzog hatte nicht geleistet, was die öffentliche Meinung Europas von ihm erwartet hatte; dagegen waren die Franzosen durch ihr männliches Feststehen gegen die Musterarmee der damaligen Zeit in ihren eigenen Augen und in der Meinung Europas gestiegen. Die Wechselfälle eines ernsten Angriffs auf die Stellung des hartnäckigen Feindes getraute sich der Herzog nicht zu wagen, da selbst ein blutiger Sieg die bereits erschöpfte Armee nur noch mehr geschwächt und der Versuch, den Vormarsch auf Paris fortzusetzen, sie dem Untergange zugeführt hätte. Der Gedanke, am 21. den Kampf wieder aufzunehmen, verbot sich selbst, da die Munition erschöpft war und Tempelhof die beiden anderen Chargirungen, welche die Armee mit sich führte, bei den Parkcolonnen in Luxemburg, Longwy und Verdun verzettelt hatte.

An die Stelle der militärischen Action traten Unterhandlungen, von denen allein sich die Rettung aus dieser Stockung erwarten ließ. Braunschweig hatte schon am 15., als er die Umgehung der linken französischen Flanke ausgeführt und die feindliche Armee von Rheims und Chalons abgeschnitten hatte, Massenbach nach Grandpré geschickt, um Dumouriez zu einer Unterredung einzuladen. Dieser war zwar der Conferenz ausgewichen und hatte sich auch schon für den folgenden Tag versagt; der Abgesandte des Herzogs hörte aber von dem würdigen, sechszigjährigen und seit 1745 in Dienst stehenden General Duval, der ihn an Stelle des Oberfeldherrn empfing, Alles, was dieser ihm hätte eröffnen können, und das ganze Thema, welches bald darauf in den Verhandlungen von Valmy erörtert wurde. Jener Hochachtung einflößende und mit dem ruhigsten Selbstvertrauen auftretende Mann fragte den Boten, wie sich nur der König von Preußen mit einer feindlichen Macht, dem treulosen Oesterreich, gegen seine natürlichen Bundesgenossen verbinden könne. Er warnte ihn, den Emigrirten, die ihr eigenes Volk nicht kennen, zu trauen und zu glauben, daß die alliirten Mächte in Frankreich eine Contre-Revolution hervorrufen könnten. Zum Schluß gab er ihm die Versicherung, daß die Alliirten die Revolution nur stärken und ihr Consistenz geben und irgendwo ihr Pultawa finden würden.

Friedrich Wilhelm, dem Massenbach im Auftrage des Herzogs diese Unterredung meldete, nahm Duval's Aeußerungen mit hohem Mißfallen auf, ging aber am Tage nach der Enttäuschung des 20. September mit größerer Bereitwilligkeit auf die Inspirationen des französischen Hauptquartiers ein. Sein Privatsecretär Lombard, der am 20. bei einem Ueberfall des Gepäcks hinter der Armee gefangen genommen war, kam, als er auf sein Ersuchen am 21. zurückgeschickt ward, mit einem Schreiben Dumouriez' zurück, in welchem neben den Duval'schen Erörterungen die Erschwerung von Ludwig's XVI. Schicksal durch die Fortsetzung des preußischen Feldzugs eine große Rolle spielte. In einer Unterredung vom 23., zu welcher Westermann, Generaladjutant der Nordarmee und Vertrauter Danton's, im Namen Dumouriez' am 22. die Einladung brachte, einigte sich der preußische Oberst Manstein mit dem französischen Oberfeldherrn über die Wiedereinsetzung Ludwig's in seine Königlichen Rechte. Am Tage darauf ward Massenbach in Kellermann's Quartier geschickt und kam mit Arthur Dillon's Mittheilung zurück, daß im Rücken der Alliirten eine Invasion über den Rhein im Werke sei und nur der Friede das Königthum in Frankreich retten könne.

Die an demselben Tage eingetroffene Nachricht von der Verkündigung der Republik durch den Convent änderte Nichts an dem Fortgang der Verhandlungen, noch weniger die Ankunft von drei Conventsdeputirten am 28., denn Danton hatte Dumouriez wissen lassen, daß zwei derselben, Carra und Sillery mit ihm für die Erhaltung des Königthums einverstanden seien. Lucchesini's Bravourstück, der am 27. von einer Mission aus Verdun eintraf und eine neue Denkschrift Dumouriez' mit einer strengen Verweisung auf die Pflichten der österreichischen Allianz beantwortete, war eben so folgenlos wie Braunschweig's Manifest vom 28., in welchem der drohende Ton vom Juli wieder angeschlagen wurde. Auch Friedrich Wilhelm's wiederholtes Aufbrausen über die Lehren, die ihm Dumouriez' Zuschriften im Punkte der Pflichten und Interessen Preußens geben wollte, konnte die Lage der Armee nicht bessern und es blieb nur der Rückzug übrig, zu dessen Sicherung die Convents-Commissäre noch zuletzt in dem Vergleich von Verdun (am 14. October) mitwirkten. Die Verfolgung durch Kellermann's Truppen und durch das Corps des General Valence ward zu einer friedlichen Escorte.

Der König war für große und umfassende Pläne entzündlich und hatte sich seit dem holländischen Feldzug in die weitaussehendsten Unternehmungen gestürzt. Dabei versprach die natürliche Güte, die ihn Jedermann mit gleichem Wohlwollen empfangen ließ, nach dem Druck, welchen Friedrich, der Einsiedler von Sanssouci, auf Bürgerthum, Beamte und Kriegskameraden ausübte, eine Zeit der Milde und Menschenfreundlichkeit. Während er in seiner schwellenden Naturkraft und in einem feurig rollenden Blutreichthum das Zeug zu einem großen Mann und Helden in sich fühlte, wollte er durch und durch Deutscher sein und mit den Zeichen der Anerkennung, die er einigen Dichtern und Verherrlichern von Friedrich's II. Thaten widmete, der vaterländischen Literatur eine neue Aera eröffnen. Eine hünenmäßige und doch bewegliche Figur schien ihm seine große Bestimmung zu verbürgen und er fühlte sich als den rechten Helden des Tages und Agamemnon Europa's, als er an der Spitze seiner Preußen und der verbündeten Oesterreicher und Hessen den Heereszug nach Paris antrat.

Dieser heroischen Gestalt fehlte aber die Kraft zur Arbeit. Die Mühen des Details waren dem Fürsten lästig. Zwischenfälle schnellten ihn leicht in sein Inneres zurück, dort fand er aber keinen Nachhalt zur Ausdauer, noch Nahrung für sein jähes und bald wieder zusammensinkendes Feuer. Diese Leere suchte er mit der Befriedigung sinnlicher und stürmischer Reize auszufüllen und die Folge war nur größere Ermattung und Verödung.

Als er noch in der Champagne stand, hatte er sich mit der Gräfin von Dönhoff, seiner zweiten Nebenfrau, nach dem Tode der Gräfin von Ingenheim, geborenen von Voß, überworfen und von ihr getrennt. Briefe aus Berlin meldeten ihm, daß diese Geliebte, die ihn schon vorher mit Vorwürfen und Klagen und nach wiederholten Wiederversöhnungen mit neuen Stürmen gemartert hatte, sich mit Mißachtung über ihn aussprach und über die tödtliche Last und Langeweile beklagte, welche ihr die Beweise seiner lebhaften Zärtlichkeit bereiteten. Ihr letzter Brief, der ihn in Frankreich traf, brachte ihn so auf, daß er zur Scheidung schritt; sie hatte sich freimüthig über den Leichtsinn eines Feldzugs ausgesprochen, den er mit 200,000 Preußen und 150,000 Oesterreichern hätte antreten müssen.

Diese bittere Erfahrung hinderte ihn nicht, in seinem Hauptquartier zu Frankfurt der durch Geist und Schönheit ausgezeichneten Tochter des Banquier Bethmann seine Hand anzutragen, dieselbe wies aber das Anerbieten unerschütterlich zurück. Auf den Bällen und Festlichkeiten jener Reichsstadt sah man ihn zum letztenmale in seiner heroischen Manneskraft; seitdem zehrten an ihm die Aufregungen und Unglücksfälle des französischen und des polnischen Kriegs; nach dem Frieden von Basel war sein Leben nur ein langsames Hinsiechen.

Für die Wiederherstellung des französischen Königthums, dessen Sturz Friedrich Wilhelm durch die Ankündigung seines Feldzugs wie durch die unbedachte Ausführung desselben nur beschleunigt hatte, war indessen Danton thätig. Dieser Demagoge, der schon längst mit der Regierung Ludwig's in Verbindung gestanden hatte, setzte seine Wirksamkeit nach dem Rückzug der preußischen Truppen fort und arbeitete seit dem December mit Dumouriez auf dem Belgischen Boden. Seine revolutionären Reden und das Ansehen seiner Stellung im Convent als eines der Häupter der Bergparthei dienten ihm als Mittel, seine nächsten Nebenmänner zu täuschen und zu umstricken und die girondistischen Gegner trotz der Wuth und des Abscheus, der sie gegen ihn erfüllte, zu retten, schließlich aber ihre, hauptsächlich royalistischen Vorarbeiten für sein Aufsteigen zur Herrschaft zu benutzen. Milde, Gnade, Versöhnung waren die Stichworte, mit denen er in den Kampf zwischen Bergparthei und Gironde eingriff, bis er in den letzten Monaten vor seinem Ende sich den Ruf des sehnlich Erwarteten und Friedensstifters erworben hatte, welcher die Wogen der Revolution besänftigen würde.

Er bedurfte am meisten der Gnade und Schonung für die dunkeln Wege, auf denen er nach einer gesicherten Macht strebte. Ihm war, wie sich ein deutscher Zeitgenosse und aufmerksamer Beobachter seiner Laufbahn in Huber's „Friedenspräliminarien" (1794) ausdrückt, ein König nöthig, aber als Schildwache, um hinter der Verschanzung des Throns, frei von dem Bedürfniß der Volksgunst, ruhiger seinen Lüsten fröhnen zu können.

Er und Dumouriez trafen in dieser Suche nach einem König zusammen. Bei Valmy und in den nächsten Monaten darauf dachten sie an die Erhaltung Ludwig's; im März 1793 vereinigten sich ihre Entwürfe in Orleans Egalité's ältestem Sohn Ludwig Philipp, Herzog von Chartres (nachherigem Bürgerkönig), der bei Valmy das Centrum der Kellermann'schen Armee befehligt und durch die Eigenschaften des Herzens und des Geistes sich beim Heer beliebt gemacht hatte. Als Dumouriez nach seinem Verrath in die Dunkelheit des Privatlebens versank, war Danton's Ziel die Spitze in der Regentschaft neben dem Sohn Ludwig's.

Sein Aeußeres war nach der Schilderung des genannten Beobachters wild und gebietend, der Körper von starkem Knochen- und Muskelbau, ohne schwerfällig zu seyn. Der Oberleib war untersetzt, aber von geschmeidiger Corpulenz; eine hohe Brust, breite Schultern, ein kurzer Hals trugen einen kleinen runden Kopf mit krausem braunem Haar, den er rückwärts trug und warf, in der Bewegung eines muthigen Rosses. Das Gesicht war kräftige Häßlichkeit, die Augen klein, dunkelbraun, blitzend, — das Charakteristische des Gesichts eine kurze aufgestülpte Nase, eine mächtige Stirn und die zirkelförmig über die untere weglaufende Oberlippe, — das Ganze der Person eine Mischung von Auerochs und ungarischem Vollstier, der Ausdruck des Vermögens, wie er dem Volk gefällt.

Die Folgen der Verhandlungen von Valmy und des nicht unbemerkt gebliebenen Verkehrs zwischen dem preußischen Hauptquartier und dem französischen Lager war eine gründliche Zerrüttung des Vertrauens zwischen den deutschen Alliirten. Die preußischen Generale kamen mit dem Zukunftsbild einer französischen Allianz zurück, in den Officierszelten war der Bund mit der Republik das Tagesgespräch und der gemeine Mann ein politischer Raisonneur geworden, — das Alles bot für Danton's fernere Thätigkeit einen empfänglichen Boden.

B. Bauer.

Von und über Proudhon.

Von Arthur Mülberger.

VI.

Das Jahr 1842 hatte stürmisch für Proudhon begonnen; auf den Sturm folgte innere und äußere Ruhe. „Ich bleibe in Besançon, schreibt er unmittelbar nach seiner Freisprechung an Bergmann, ich glaube Dir schon geschrieben zu haben, daß unser Bürgermeister und sein Gemeinderath im Sinne haben, mir eine Anstellung zu geben, welche mir die für mein Studium so nothwendige Ruhe und Unabhängigkeit sichern könnte. Ich denke, es wird das Beste sein, wenn ich zu diesem Entgegenkommen die Hand biete.“ Und Zeugnisse von Freunden und Bekannten der damaligen Zeit berichten uns, daß der ganze Ehrgeiz des jungen Neuerers in der That während des Jahres 1842 darin bestand, eine bescheidene öffentliche Anstellung in seiner Vaterstadt zu bekommen. Er hatte trotz seiner Vergangenheit alle Chancen für sich, allein er warf, wie wir später sehen werden, selber den Milchtopf um, ehe er gefüllt war. Mittlerweile galt es, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Proudhon führte die Geschäfte seiner Druckerei und arbeitete zugleich angestrengt an einem neuen wissenschaftlichen Werke. Er fühlte, wie es scheint, inmitten seiner flammenden Polemik das Bedürfniß ruhiger wissenschaftlicher Vertiefung. „Ich arbeite, schreibt er bereits am 9. Mai desselben Jahres an Bergmann, lebhaft an meinem neuen Werk (La Création de l'Ordre: Die Schöpfung der Ordnung); ich erwarte von ihm meinen ganzen Ruf und meine definitive Einreihung unter die Denker. Ich wage noch nicht zu hoffen, daß die Regierung den Werth meiner Forschungen zugeben wird: die Leute der Regierung sind immer so voreingenommen, daß eine Wahrheit ihnen Furcht einflößt und daß sie dieselbe lieber verbergen als verbreiten möchten. Der Mann, welcher in jeder Entdeckung eine neue Hilfsquelle und ein neues Organisationsmittel finden soll, dieser Mann ist noch nicht erschienen.“ Er sagt seinem Freund, daß er die Absicht hege, einen Abschnitt seines Werkes ihm zu widmen und fährt dann fort: „Du bist der einzige wahrhaft synthetische Kopf unter meinen Freunden; und da auch die Linguistik eine Stelle in meinem Werke, wie in meinem ganzen Leben einnehmen wird, so habe ich Dich nöthig. Entschließe Dich also, mein Freund, in einem Buche eine Ehrenstelle einzunehmen, das ein Resultat meiner größten Gedanken-Anstrengung sein wird und das ich seit vier Jahren inmitten dieser unglückseligen Polemik vorbereite“. Im Herbst sollte ein wissenschaftlicher Congreß in Straßburg stattfinden; Proudhon hoffte dort zwei Vorträge halten und den Freund wieder sehen zu können. Allein die Mittel fehlten ihm.

Daß er trotz seiner rein wissenschaftlichen Arbeit die lebendige Wirklichkeit nicht aus dem Auge ließ, beweist eine kleine politische Schrift, welche unter dem Titel Avis motivé (motivirte Meinung) in einer Zeitung Besançons erschien. Sie bezog sich auf die im Frühsommer 1842 stattfindenden Allgemeinen Wahlen und war rein lokaler Natur. Ueber den näheren Inhalt derselben ist mir nichts bekannt; in Proudhon's Werke ist sie nicht aufgenommen. Ein Brief Proudhon's vom 5. Juli

an Gauthier beginnt folgendermaßen: „Mein lieber Gauthier, ich schicke Dir beiliegend durch die Post ein Exemplar eines Wahlpamphlets, dessen verantwortlicher Herausgeber ich bin und dessen Verfasser Du errathen kannst, wenn Du magst. Die Schrift spielt auf verschiedene kleine Lokal-Verhältnisse an, die Du theilweise kennst. Wir sind in Gefahr, einen Regierungsrath oder Staatsanwalt als Abgeordneten zu bekommen. Wenn Dein Vater Wähler ist, schreib' ihm, er solle gut wählen: man darf das alte Regime nicht mehr über Wasser kommen lassen."

„Meine Druckerei, heißt es in demselben Brief, ist für mich eine Ursache der Langweile und des Ruins. Ich biete sie offen aus, Jedermann weiß es, und schlage sie als alt Holz, alt Blei, alt Eisen an. Man will sie nicht einmal um diesen Preis; man bildet sich ein, es sei ein Fallstrick. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich sie mit 6000 Francs Verlust los wäre; ich hätte dann 100 Thaler Rente zu bezahlen mein Leben lang und meine Erben auch, falls ich solche hinterlasse. Nicht einmal das Glück darf ich genießen, Proletarier zu sein mit 6000 Francs unter Null." Proudhon fand erst Anfang des nächsten Jahres (1843) einen Käufer mit 25 Procent Verlust; es blieb ihm ein Deficit von 7000 Francs zu decken. Am 1. März übergab er das Geschäft seinem Nachfolger.

Das Wahlpamphlet mochte wohl dazu beigetragen haben, Proudhon nun in definitiver Weise für den kleinen Magistratsposten, den er angestrebt hatte, unmöglich zu machen. Er war auch in der That unmöglich für eine solche Stellung und so wurde er wieder, was er vorher gewesen — pur prolétaire wie Sainte Beuve sagt (reiner Proletarier).

„Die Geschichte mit der Präfectur ist aus, schreibt er am 4. Februar 1843 an Bergmann, der Präfect hat sich definitiv gegen mich erklärt: die eigentlichen Gründe kenne ich nicht. Da meine Freunde und Fürsprecher über das Scheitern ihrer Aussichten für mich tiefes Stillschweigen beobachten, so nehme ich an, daß die Ursachen meiner Zurückweisung von meiner Vergangenheit herrühren und der geringen Hoffnung, die man hegt, mich meine Anschauungen ändern zu sehen. Was mich in dieser Ansicht bestärkt, ist die Erzählung eines Adjuncten der Mairie, der dem Maire vorgeschlagen hatte, mich zu wählen; der Maire gab zu, daß ich vollständig befähigt sei für die betreffenden Arbeiten, allein er fürchte, ich werde mit der Behörde grade so umspringen, wie mit den Akademikern und die Leute zu Nichtsen und Werkzeugen machen.

So kommen denn, mein Lieber, deine trefflichen Rathschläge zu spät, um ausgeführt werden zu können: von der Präfectur und der Mairie zurückgewiesen, dem Gerichte verdächtig, dem Klerus feindlich, von der Bourgeoisie gefürchtet, ohne Stellung, ohne Mittel, ohne Credit, das ist es, zu was ich es mit vierunddreißig Jahren gebracht habe. Ich habe in Besançon nichts mehr zu thun, in meinem Beruf als Schriftsetzer habe ich einen ehrenhaften und sicheren Rückhalt; meine Feder wird mir dazu etwas unter die Arme greifen, so kann ich die Ereignisse erwarten und verzichte auf die Rolle eines Bewerbers."

Das neue Werk dem, wie wir oben gehört haben, Proudhon selbst eine so große Bedeutung beilegte, wollte immer noch nicht erscheinen. Die endgiltige Fertigstellung zog sich sehr in die Länge. Es erschien erst Anfang September 1843 und wurde in der Druckerei seines Nachfolgers,

eines gewissen Pintot, gedruckt. Das Werk führt den Titel: De la Création de l'Ordre dans l'humanité ou principes d'organisation politique (Die Schöpfung der Ordnung in der Menschheit oder Principien politischer Organisation) und bildete späterhin den dritten Band der Gesammtausgabe von Proudhon's Werken. „Sie finden, schreibt der Verfasser am 20. September an Ackermann, eine ganz neue Metaphysik, viel einfacher, viel klarer und fruchtbarer, als die Ihrer Deutschen. Pauthier*) hat mir große Complimente darüber gemacht. Bergmann beglückwünscht mich von ganzem Herzen; er geht so weit, zu sagen, er hätte nicht gedacht, daß ich so Großes und so Gutes fertig brächte. Einige ganz specielle Ausstellungen rührten, wie ich ihm nachgewiesen habe, davon her, daß er einen Theil meiner Sätze außer Acht gelassen hatte.

Als Verhaltungsregel bezüglich der Würdigung dieser letzten Schrift gebe ich Ihnen frohen Herzens Folgendes: Ich will alles, was ich bis jetzt veröffentlicht habe, als Studie und Vorübung verstanden wissen; es ist wahr, ich hielt für gut, dieselben dem Publikum zugänglich zu machen, aber nichtsdestoweniger will ich sie nicht in den Kreis meiner ernsthaften und dauernden Arbeiten aufgenommen wissen. Von jetzt ab will ich, wenn nichts dazwischen kommt, meine literarische und wissenschaftliche Laufbahn beginnen. Ich habe viel Material, Ideen, Ausdrücke u. s. w. angehäuft. Ich habe eine Menge Sachen durchwühlt; alles liegt auf der Werfte und erwartet, in Angriff genommen zu werden. Ich muß sehr unglücklich oder sehr ungeschickt sein, wenn bei alledem nichts herauskommt."

Wenige Wochen später schreibt Proudhon demselben Freund unter Anderem: „Bezüglich meines Buches empfehle ich Ihnen, über die Kategorien nichts zu veröffentlichen, bevor Sie mich gelesen haben; denn ich gebe in meinem dritten Kapitel die Analyse der Kategorien und die Lösung des berühmten Problem's der Gewißheit. Diese Parthie ist die interessanteste, neueste, fundamentalste und, wenn ich so sagen darf, unangreifbarste meines Buches. — Ich erwarte davon eine Revolution in den philosophischen Studien, die viel größer noch ist, als die, welche Kant in Scene gesetzt hat. Sie werden bei mir Dinge finden, die in der Welt der Denker bis dahin ganz unerhört sind, Dinge, die in ihrer Gesammtheit und ihrem Detail eine ganz neue Weltanschauung erschließen und deren Wirkung (Irrthum vorbehalten) sich nur mit dem vergleichen kann, was das Erscheinen des Newton'schen Systemes schuf. Die Deutschen, mehr Grübler, als große Geister, werden es merkwürdig gut verstehen.

Der Titel meines Buches ist: Die Schöpfung der Ordnung in der Menschheit.

Es ist in Kapitel, Paragraphen und Nummern eingetheilt.

Das 1. Kapitel führt den Titel: Die Religion.
" 2. " " " " Die Philosophie.
" 3. " " " " Die Metaphysik.
" 4. " " " " Die politische Oekonomie.
" 5. " " " " Die Geschichte.
" 6. " " " " Die Functionen (oder sociale Organographie.)

---

*) Der bekannte Sinologe.

Die Religion und die Philosophie sind meines Erachtens zwei Vorbereitungszustände der Gesellschaft (deux états préparatoires de la société), die These und die Antithese des menschlichen Geistes. In Wirklichkeit sind sie nichts, formell sind sie unlogisch, illegitim, anormal, deßhalb nicht dauernd.

Die Dialectik ist der vierte Ausdruck dieser Serie: 1. Geometrie. 2. Arithmetik. 3. Algebra. 4. Dialectik.

Die Dialectik war immer unbekannt und wir wissen noch nicht zu denken (raisonner).

Die Metaphysik ist die Theorie des seriellen Gesetzes, ist die absolute Methode, welche in ihren verschiedenen Anwendungen alle Wissenschaften beherrscht. Sie bietet das Mittel, diejenigen zu constituiren, welche noch nicht bestehen, wie beispielsweise die politische Oekonomie."

Proudhon selbst hat später ganz anders über dies sein philosophisches Jugendwerk geurtheilt; er nennt es in den Confessions*) (Bekenntnisse) „weniger als mittelmäßig" (au dessous du médiocre). Hören wir wie der reife Denker darüber urtheilt. Nachdem Proudhon auf seine drei ersten kritischen Schriften einen kurzen Ueberblick geworfen, fährt er also fort:

„Jedoch es genügt nicht, daß die Kritik zerstöre, sie muß auch bejahen und aufbauen. Ohne das würde der Socialismus ein Object purer Neugier bleiben, die Bourgeoisie alarmirend und ohne Nutzen für das Volk. Ich sagte mir das alle Tage: ich brauchte dazu weder die Ermahnungen der Utopisten noch die der Conservativen.

Die Methode, welche mir zur Zerstörung gedient hatte, ward für den Aufbau ohnmächtig. Das Verfahren, durch welches der Geist affirmirt, ist nicht dasselbe, wodurch er negirt. Vor dem Aufbauen war es nothwendig, aus dem Widerspruch herauszukommen und eine Methode der revolutionären Erfindung, eine nicht mehr negative, sondern, um mit August Comte zu reden, eine positive Philosophie zu schaffen. Die Gesellschaft allein, dies Collectivwesen, kann ohne Furcht vor einem absoluten und unmittelbaren Irrthum ihrem Instinct folgen und sich ihrer freien Willkür überlassen; die höhere Vernunft, welche in ihr lebt und sich nach und nach entwickelt durch die Manifestationen der Menge und durch das Nachdenken der Einzelnen, führt sie immer auf den rechten Weg zurück. Der Philosoph ist unfähig, durch unmittelbare Anschauung die Wahrheit zu entdecken; und wenn er es gar unternimmt, die Gesellschaft zu leiten, so läuft er Gefahr, seine eigenen stets mangelhaften Ansichten an die Stelle der ewigen Ordnung zu setzen und die Gesellschaft in den Abgrund zu stürzen. Er braucht einen Führer und wer kann dieser Führer anders sein, als das Gesetz der Entwickelung, die immanente Logik der Menschheit selbst? Wenn ich an der Einen Hand den Faden der Ideen, in der andern den der Geschichte hielt, so stellte ich mir vor, müßte ich in den innersten Gedanken der Gesellschaft eindringen. Ich wurde Prophet, ohne aufzuhören, Philosoph zu sein.

So begann ich denn unter dem Titel: Schöpfung der Ordnung in der Menschheit, eine neue Folge von Studien, die abstru-

*) Les Confessions d'un Révolutionnaire, ein späteres Werk Proudhons.

festen, denen sich nur der menschliche Geist widmen kann, die jedoch in der Lage, in welcher ich mich befand, unumgänglich nothwendig waren. Das Werk, welches ich bei dieser Gelegenheit veröffentlichte, genügt mir nicht, obwohl ich von seinem Inhalt nur sehr wenig zurückzunehmen habe. Es scheint aber auch, trotz einer zweiten Ausgabe desselben, beim Publikum sehr wenig Anerkennung gefunden zu haben und dies ist völlig gerecht. Dieses Buch, eine wahre Höllenmaschine, welche alle Werkzeuge des Schaffens und des Zerstörens enthalten sollte, ist schlecht gearbeitet und selbst weit unter dem, was ich producirt haben könnte, wenn ich mir Zeit genommen hätte, meine Materialien auszuwählen und in Ordnung zu bringen. Ich habe es indeß bereits ausgesprochen, ich arbeite nicht um des Ruhmes willen. Ich hatte, wie Jedermann in dieser Zeit, Eile etwas zu Stande zu bringen. Der Geist der Reform war in mir ein Geist des Krieges geworden und die Eroberer warten nicht. Trotz ihrer Originalität ist meine Arbeit unter der Mittelmäßigkeit. Dies mag meine Strafe sein.

So mangelhaft sie gleichwohl jetzt erscheinen mag, sie genügte doch meinem Zweck. Worauf es ankam, war, daß ich mich mit mir selbst verständigte. So wie der Widerspruch mir dazu gedient hatte, zu zerstören, so sollten mir nun die Entwickelungsstufen (la Série) dazu dienen, aufzubauen. Meine intellectuelle Erziehung war vollendet. Die Création de l'Ordre hatte kaum das Tageslicht erblickt, als ich bei der unmittelbar darauf folgenden Anwendung der schöpferischen Methode begriff, daß es, um Einsicht in die Revolutionen der Gesellschaft zu erlangen, das Erste sein müsse, die ganze Reihe ihrer Antinomieen, das System der Widersprüche, zu construiren."

Die Création de l'Ordre ist, offen gestanden, ein ungenießbares Buch; es gehört damit in ein Genre von Büchern, das uns Deutschen nicht ganz unbekannt ist. Mit dem Ausdruck „ungenießbar" will ich mehr den Begriff der Unzugänglichkeit, des Abstrusen, des vielfach Dunkelen bezeichnet haben, ohne über Form und Inhalt ein positives Urtheil damit abzugeben. Es ist ein Werk, dem man, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, heute nur auf Umwegen Interesse abgewinnen kann, d. h. man muß Proudhon und seine Grundanschauungen bereits kennen und so, zurückgreifend, aus der reifen Frucht den Bau der Blüthe und des Keims zu erschließen suchen. Von diesem Gesichtspunkt aus wird das Werk in hohem Grade interessant und enthält für den aufmerksamen Leser eine Fülle überraschender und schöner Untersuchungen. Was das Verständniß desselben überdies in hohem Grade erschwert, ist die Anwendung durchaus eigenartiger, selbst willkürlicher Formeln und Kunstausdrücke, die uns nicht bloß im Einzelnen, sondern auch bei der Bildung allgemeiner Begriffe überaus fremdartig anmuthen. So nennt Proudhon z. B. jenes Dritte, das über Religion und Philosophie hinausgreifend und dieselben auflösend das wahrhafte Gesetz der Entwicklung (la loi sérielle) bringen und begründen soll — Metaphysik, während wir Deutsche und die übrige Welt mit uns darunter immer ein ganz bestimmtes Gebiet der Philosophie verstanden hatten. Die erste Bedingung also, den wirklichen Werth des Werkes kennen zu lernen, ist eine gänzliche Voraussetzungslosigkeit, ein totales Abstrahiren von denjenigen Begriffsformeln, die bei uns in philosophischen Dingen gang



und gäbe sind. Proudhon hat die späteren Auflagen seines Werkes mit zahlreichen kurzen Anmerkungen versehen, die als ein nicht ohne Ironie abgefaßtes Stück Selbstkritik dazu dienen, die Bedeutung des Ganzen zu erhöhen.

Wie klar der jugendliche Philosoph übrigens sich selbst im Innersten ist, wie klar er philosophische Theoreme zu formuliren versteht, wenn es gilt, wie im Briefe, die gewöhnliche, nicht die Gelehrten-Sprache zu reden, dafür zeugt unter anderem ein Brief an den bekannten Sinologen Pauthier vom 13. August 1843: „Ich würde, heißt es hier, Ihre Glückwünsche annehmen, wenn ich nicht wüßte, daß ich selbst ein unendlich Kleines in der Inauguration des Gesetzes der Entwicklung (la loi sérielle) bin und daß mein Verdienst einzig darin besteht, das Signal einer neuen intellectuellen Aera gegeben zu haben, wie sie allmählig der unvermeidliche Lauf der Dinge mit sich bringt. Aber ich bedaure, daß die Flüchtigkeit Ihrer Lectüre Ihnen nur gestattet hat, die Hälfte meiner Ideen zu erfassen, sonst hätten Sie mir nicht den befremdenden Einwurf entgegen halten können, den ich in Ihrem Briefe lese. Nein, die Aufstellung des Gesetzes der Entwicklung wird an dem normalen Lauf der Gesellschaft nichts ändern, ebensowenig als die Entdeckung Newton's den Lauf der Gestirne gestört hat, weil das Gesetz der Entwicklung eben selbst die Norm ist, nach der sich die Gesellschaft entwickelt. Dieser Satz ist das specielle Object meines Buches. Was durch diese neue Theorie verändert wird, das sind unsere Meinungen, das ist unsere intellectuelle Schulung; ebenso wie die Entdeckungen eines Newton, Galilei, Kopernikus die astronomischen Systeme umgewandelt haben. Was sage ich von den ersten Zeilen meines Buches an? Daß die Gesellschaft, um sich in definitiver Weise nach ihrer Norm zu constituiren, dieselbe zuvor erkennen muß; daß sie bis dahin eine Reihe von Versuchen und Revolutionen durchläuft, deren Ziele die Vorstellung des absoluten Gesetzes ist. Wenn ich also das thatsächlich gethan habe, was ich Ihrer Meinung nach außer Acht gelassen, so müssen Sie zugeben, daß Sie nichts mehr auszusetzen haben.

Aber als guter Orientalist, der Sie sind, fallen Sie dem Verhängniß in die Arme. Das Verhängniß (la fatalité)? Wie können Sie diesen alten Kohl als das Gesetz der Welt ausgeben, wenn Sie es nicht so verstehen, summa lex, summa necessitas? Denn bedenken Sie, daß das Wort Verhängniß oder Nothwendigkeit für den Geist nichts bedeutet; so oft ich es aussprechen höre, wird mir ganz schwindlig zu Muthe. Bemerken Sie überdies die glückliche Verwendung, welche dieses Wort in meiner Kritik der Philosophie findet. Die Philosophen suchen die **Ursachen** (causes) und verstehen unter Verhängniß, Nothwendigkeit, Schicksal u. s. w. eine unbesiegbare **Kraft**, d. h. etwas für uns vollständig unfaßbares. Wir Metaphysiker dagegen suchen **Gesetze** und **Beziehungen** (lois et rapports) und verstehen unter Verhängniß die oberste Bedingung alles Seins, das Warum und das Wie, welches ein jedes Ding zu dem macht, was es ist und nicht anders macht, als es ist; wie beispielsweise die Quadratwurzel von 64 nothwendig 8 ist und ohne seriellen Widerspruch nicht 7 oder 9 sein kann ...... Alles was Kraft, Ursache oder auch Substanz ist, bleibt uns unfaßbar: daraus folgt, daß das „Ver-

hängniß" für unsere Intelligenz (ich sage nicht für unser innerstes Gefühl, denn das Gefühl fühlt eben; es unterscheidet, es definirt nicht) seinen Sinn nur darin haben kann, daß es nicht Kraft oder Ursache, sondern daß es Gesetz ist. Aber von dem Augenblick an, wo das „Verhängniß" dem höchsten oder universellen Gesetz synonym ist, gilt es, die Formel dieses Gesetzes, so wie seine speciellen Anwendungen zu finden. Es steht mir nicht zu, zu sagen, ob mir das gelungen ist oder nicht. — Gott in diesem System, Gott, wenn er existirt, ist also nichts anderes als das unbegrenzte Ich, dessen Vernunft, dessen νοῦς diesem Entwickelungsgesetz oder dem Verhängniß adäquat, während sein Wollen, seine Freiheit ihm ganz und gar unterworfen sind. Gott endlich, eben weil er allwissend und unendlich frei ist, identificirt sich wissentlich und willentlich mit diesem Gesetz oder dem objectiven, subjectiven und absoluten Verhängniß; und zwar so, daß man sagen kann: Summa lex, summa necessitas, summa libertas.

Dies ist es, mein lieber Sinologe, was Sie klar in meinem Prospectus finden werden, wenn Sie sich Zeit nehmen, es zu suchen; vielleicht sind Sie dann, wenn Sie durchaus ein Gesetz des Gesetzes wollen, genöthigt, über das Schicksal selbst, dieses philosophische Extrem der alten Welt hinauszugehen. Alle Völker haben das Vorgefühl eines höchsten Gesetzes gehabt: aber, wie ich das dargethan habe, die Völker im Kindesalter identificiren das Gesetz mit dem Willen, sie symbolisiren ihre Idee, indem sie das absolute Gesetz unter dem Bild einer blinden Gottheit, die auf einen Thron von Erz über den Sternen u. s. w. u. s. w. ruht, sich vorstellen. Wir aber erklären uns das Symbol, so gut wir eben können; wenn wir uns aber auch getäuscht haben, so dürfen Sie das Verhängniß nicht als vom Gesetz verschieden hinstellen, denn das heißt ein Symbol für eine Idee nehmen, das heißt theologisch, nicht philosophisch raisonniren."

Schon in seiner ersten Schrift über das Eigenthum hat Proudhon der deutschen Philosophie, speciell Kant und seinen Antinomieen eine gewisse Aufmerksamkeit geschenkt. Es sind mehr Reibungen, keine eingehenden Würdigungen. Proudhon wurde erst später näher mit der deutschen Philosophie bekannt und zwar, da er der deutschen Sprache nicht mächtig war, insbesondere durch persönlichen Verkehr mit Deutschen, z. B. Karl Grün u. A. Nichtsdestoweniger wird der Leser mit Interesse und hoffentlich ohne Aerger einige Würdigungen unserer Philosophie aus französischem Munde lesen. Proudhon bekam von Ackermann aus Berlin allerhand kleine und große Ausstellungen über seine Schriften zu hören, nebst Randglossen mit deutschen Urtheilen. Er plaudert nun mit ihm darüber. „Wenn man, sagt er unter anderm in seinem Brief vom 23. Mai, die Dualität unserer Natur zugiebt, wie die Theologen und Spiritualisten bis heute gethan haben, so kann man sich in meinen Speculationen über die Vergesellschaftung (sociabilité) und die Gerechtigkeit nicht zurechtfinden. Ich glaube so ziemlich alles zu kennen, was man bei mir tadelt; die Gerechtigkeit, wie die Idee des Schönen, sagt man, sei eine primitive und wesenhafte Erkenntnißform unserer Seele; ich meinerseits mache ein physiologisches Attribut daraus, das dem Menschen und den Thieren gemeinsam ist und sich bei ihnen nur graduell unterscheidet, indem gewisse Ideen jenen angehören, die diesen nur fehlen. Wenn ich nicht

alles gelesen hätte, was vor mir gesagt wurde, so würde diese so brusque aufgestellte Lehre eine große Unwissenheit beweisen; aber ich wollte nur in wenigen Worten, mehr andeutend, meine psychologischen Anschauungen darlegen; der Schluß ist die Hauptsache. Ich verneine kurzweg die ganze Kant'sche Psychologie und Metaphysik; was die Physiologie betrifft, so fürchte ich sehr, daß meine Herren Deutschen auch hier, wie in allem, ihre unermüdliche Gelehrsamkeit für wissenschaftliche Tiefe ausgeben; und obgleich Nicht-Physiologe, bin ich keineswegs gewillt, dieselben in was es immer sei, als souveraine Autoritäten hinzunehmen. Man kann alle ihre Schriftsteller an Einem Beispiel messen; glauben Sie, daß das Buch von Strauß, welches ich ganz gelesen habe, weniger gelehrt wäre, wenn es aus 200 Seiten bestände, statt 4 Bände in Octav? So sind die Deutschen; während der Franzose spielend seine Arithmetik lernt, und zur Noth ein paar practische Anwendungen davon macht, um von den ewigen Abstractionen der Wissenschaft auszuruhen, erprobt sie der Deutsche an allen Objecten der Welt; er zählt die Stunden, Minuten und Sekunden, welche seit der Sintfluth abgelaufen sind; er bildet so viel Proportions- und Klassenregeln, als es Handelsobjecte und Geschäftscombinationen gibt; und das nennt er Wissenschaft! Ich lasse mich von der Metaphysik und den Formeln Hegels nicht täuschen; ich nenne eine Katze eine Katze und glaube der Wahrheit nicht näher zu sein, wenn ich sage, dieses Thier sei eine Differenzirung des großen Alls oder Gott komme zum Selbstbewußtsein in meinem Gehirn. Ginge man dieser Metaphysik näher zu Leibe, so würde man schließlich leicht folgern, daß die Intelligenz, latent in der anorganischen Materie, im Menschen ihr Maximum der Actionsfähigkeit und Wirkungskraft erreicht; womit der Pantheismus und der Materialismus gleich zufrieden sein können. Ist das eine tiefe Philosophie: „Wenn man in der Natur von jeder Differenz und Specialisirung abstrahirt, so bleibt die Null der Form; dieser Zustand ist die reine Wesenheit" oder gar: „Jedes Wesen ist ein differenzirter Theil ihrer selbst u. s. w.?" — Wenden Sie diese Sätze mittelst der tautologischen Formeln und Wort-Abstractionen Hegels um und Sie können damit ein dem Anscheine nach ingenieuses und tiefes, universales System produciren, aber es wird Sie absolut nichts lehren.

Mein Werk über die politische Organisation wird in einem halben Jahr vollendet sein. Ich werde mit dieser Detailwissenschaft nicht pochen, welche der Deutsche so sehr liebt; zwei und zwei macht vier, das genügt mir und ich fühle nicht das Bedürfniß alle Eier, Ochsen, Bäume, Schwämme aufzuzählen, von denen man sagen kann, daß zwei und zwei vier giebt. Auch mit dem Uebrigen geht mir's gerade so. Oder ist vielleicht das System Hegels etwas anderes, als die Formel These, Antithese, Synthese, deren Gesetz die Differenzirung des Absoluten ist und das der Reihe nach mit großem Apparat und Wortgepränge auf alle Fragen der Philosophie, der Kunst, des Rechts u. s. w. angewendet wird."

Das Jahr 1842 verging, ohne daß sich die äußeren Verhältnisse Proudhon's irgendwie zum Bessern gewendet hätten. Er war und blieb Proletarier „unter Null", wie er selbst sagt. Erst im nächsten Jahre eröffneten sich ihm freundlichere Aussichten.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 29. November 1878. Nr. 48.

Friedrich Wilhelm II., König von Preußen und Danton.

II.

Die Rheincampagne von 1793 und Danton's Friedensarbeiten.

Das Zusammentreffen bei Valmy war mit seinem unentschiedenen Ausgang für die preußische Armee verderblicher, als eine entschiedene Niederlage hätte sein können. Ein empfindlicher Schlag hätte die Armee, die schon im bayerischen Erbfolgekrieg sammt ihrem Königlichen Oberfeldherrn einem schleichenden Marasmus anheimgefallen war, vielleicht aus ihrer Erstarrung herausgerissen und zur Ermannung geführt; der träge Kanonendonner aber, auf den sich die Offenbarung ihrer gerühmten Tüchtigkeit beschränkte, war nicht im Stande gewesen, die schwere Luft, die auf ihren Reihen lastete, zu zerstreuen. Die beiden Heerhaufen auf dem Windmühlenberg von Valmy und an dessen Absenkung glichen zwei fahrenden Rittern, die einander zur Fehde aufgesucht hatten und erstaunt stille hielten, als sie sich eines Morgens in einem dichten Nebel plötzlich gegenüberstanden. In einer Art Versteinerung beobachteten sie einander; als aber derjenige, der aus weiter Ferne gekommen war und dem Andern schon Monate vorher seinen Fehdebrief zugeschickt hatte, nur seine Drohungen wiederholte und dem Handgemenge auswich, konnte der Andere sich des Sieges rühmen und die Sonne, die endlich den Nebel zerstreute, begrüßte zuerst seine Waffenrüstung und umgab ihn auf seiner Höhe mit einer leuchtenden Glorie.

Diejenigen französischen Adligen hatten Recht gehabt, die den König Friedrich Wilhelm und den Herzog von Braunschweig während des Sommers mit ihren (von Massenbach mitgetheilten) Denkschriften bestürmten und vor einem Einfall in Frankreich, welcher die militärische Kraft der revolutionären Nation nur erwecken und den Sturz Ludwigs beschleunigen würde, sowie vor dem Bündniß mit Oestreich gewarnt hatten. Das Unglück war eher eingetroffen, als die Warner erwarteten, und am Tage von Valmy eröffnete sich bereits der Quell des Verderbens, welches die Armee in der Rheincampagne der Jahre 1793 und 1794 heimsuchte.

Die Unentschlossenheit, welche das oberste Armeecommando am 20. September lähmte, wirkte auf die Armee und zerstörte die Zuversicht, mit welcher der preußische Soldat bisher zu dem Königlichen Kriegsherrn hinaufblickte. Nachdem der Rückzug bis Luxemburg unter dem freundlichen Geleit der französischen Truppen die Wege mit den Opfern der Seuche, gefallenen Rossen und mit den Trümmern der Bewaffnung besäet hatte, geschah auch der Vormarsch nach dem Main mit zögernder und unbehilflicher Vorsicht. Man hielt jede Unternehmung gegen die schwachen Schwärme des Feindes für zu schwierig und

gewagt, die Armee, der man kein Vertrauen schenkte, verlor auch das Selbstvertrauen und da im Kreis der jüngeren Führer die Verzweiflung an der eigenen Kraft um sich griff, eine Anregung weder erwartet noch gestattet war, konnten sich auch keine neuen, das Ganze belebenden Kräfte bilden.

Der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, zum kommandirenden General der verbündeten preußischen und österreichischen Truppen für den Feldzug gegen Frankreich bestimmt, stand von vornherein unter dem Druck der Voraussetzungen, mit denen man in der Potsdamer Conferenz vom 11. Februar 1792 unter dem Vorsitz des Königs den Krieg beschlossen hatte und die er dann in seiner Denkschrift vom 19. Februar zusammenstellte. Den Hintergrund des Kreuzzuges zur Befreiung des Königs von Frankreichs aus den Fesseln der Revolution bildete der Wunsch der Kaiserin Katharina, dem Zarenreich in Polen ein vorgeschobenes Kriegslager gegen den Westen zu schaffen, und ihr Versprechen, Preußen mit einem Antheil an dem polnischen Gewinn für seine Anstrengungen jenseits des Rheins zu belohnen. Da aber die Potsdamer Beschlüsse und, mit ihnen einverstanden, der Herzog den polnischen Erwerbungen vor etwaigen Eroberungen in Frankreich den Vorzug gaben, so war der Blick des preußischen Cabinets und Kriegsraths von vornherein zwischen dem Rhein und der Weichsel getheilt und danach auch das Aufgebot gegen Frankreich kärglich abgemessen. Ein gleicher Riß durchzog von Anfang an das preußische Verhältniß zu dem verbündeten Oesterreich, dessen Einwilligung zu den Veränderungen in Polen und zur Ausdehnung Preußens im Norden des Kaiserstaats man erst gewinnen mußte, während man nicht Mannschaft genug am Rhein stellte, um österreichische Eroberungen in Frankreich zu unterstützen, und die eigene Hauptmacht vielmehr in Reserve behielt, damit man für die Revolution im Osten sich nicht entblöße. Ueber die Gefahren, welche diese Theilung des Blicks und das Doppelverhältniß zu Oesterreich am Rhein und an der Weichsel mit sich bringen mußten, ging man Anfangs noch leicht hinweg, da man, nach dem Ausdruck Bischofswerder's, der „Komödie" in Frankreich keine lange Dauer versprach und fest darauf rechnete, daß die aristokratischen Freunde dem preußischen Commando sofort beim Einrücken in das Land die versprochenen Schlüssel zu den festen Plätzen entgegenbringen würden.

Der Herzog selbst, unterrichtet und arbeitsam, wie die musterhafte Verwaltung seines Landes bewies, hielt sich bei seiner weltmännischen Zurückhaltung, mit der er eine oft bis zur Gesuchtheit übergehende Höflichkeit und Geschmeidigkeit verband, für einen großen Politiker, obwohl ihm jede männliche Entschlußkraft dazu fehlte, um dem König gegenüber, selbst wenn es sich um das Heil des Ganzen, Preußens und des deutschen Reichs handelte, mit einer eigenen Ansicht aufzutreten. Friedrich Wilhelm hatte sich durch die Lehren, die ihm die Reichenbacher Unterhandlungen gaben, in seiner imposanten Stellung inmitten der Cabinette Europa's nicht irre machen lassen. Es war, als ob ihm selbst nach dem Scheitern der Herzberg'schen Abenteuer aus dem norddeutschen Tieflande mit den Bollwerken der Oder und Elbe die Kraft zuströmte, diese Ebene und ihr Berlin zum Mittelpunkt zu machen, dessen Strahlen nach Paris, Wien und Petersburg reichten. Solchem Stolz und Selbstgefühl gegenüber konnte der Herzog nur schweigen; passiv folgte er dem König nach Valmy, wo ihn der Anblick der Standhaftigkeit Kellermann's aus dem Concept brachte, und mißmüthig stand er ohne eigene Idee und Einsicht seinem Oberherrn im Feldzuge von 1793 zur Seite.

Er gehörte zu jenen Zöglingen Friedrich's II., welche das Uebergewicht dieses Fürsten, besonders während der Verknöcherung seines Mechanismus in den letzten Jahrzehnten bis 1786, gebrochen hatte. Friedrich's Bruder, Prinz Heinrich, sagte im Anfang des Jahres 1795 in einem Gespräch zu Massenbach: „Der Herzog, mein Neveu, hat Talent und Genie, aber beides ist durch den Herzog Ferdinand und meinen Bruder unterdrückt worden. Glauben Sie mir, er fürchtet noch immer seine beiden Onkels. Könnte er diese Furcht verlieren

und unumschränkt handeln, er würde große Dinge gemacht haben und noch machen."

Außerdem gehörte er zu den Unzufriedenen des Hofes. Entgegengesetzt dem Prinzen Heinrich, der den Wechsel seiner Hoffnungen und Enttäuschungen offen zur Schau trug, stand er schweigend und leidend bei Seite, als die Gunst des neuen Fürsten die Werkzeuge seiner Regierung berief; insgeheim aber klagte er, wie der Prinz, darüber, daß die Zukunft Preußens Mittelmäßigkeiten anvertraut würde. Tief gedrückt durch die kalte Höflichkeit, mit der ihn der König abfand und bei Seite ließ, sah er in dem Auftauchen der Bevorzugten die Vorzeichen einer verderblichen Katastrophe und sprach sich über diese trüben Aussichten sehr nachdrücklich gegen Mirabeau aus, der ihn in der Mitte des October 1786 in Braunschweig besucht hatte. „Wenn der Tag des Hauses Brandenburg, sagte er, gekommen sein wird, werde ich nicht der Letzte sein, den Rückzug anzutreten. Ich bin unabhängig, dabei bereit, das Werk Friedrich's II. mit meinem Blute zu befestigen, aber ich werde nicht durch meine bloße Anwesenheit Mitschuldiger an seiner Zerstörung sein. Die Angelegenheiten meines Landes und meiner Kinder werde ich in großer Ordnung zurücklassen; wegen der verwandtschaftlichen Beziehungen zu Hannover (England) werden wir wahrscheinlich beim Zusammensturz des deutschen Reichskörpers zuletzt getroffen werden."

Trenck behauptet zwar in seiner Gegenschrift gegen Mirabeau's „geheime Geschichte des Berliner Hofes", der Herzog sei ein viel zu schlauer Politiker und vorsichtiger Hofmann gewesen, als daß er sich durch das schmeichelnde Drängen des französischen Spions zu einer Herzensergießung dieser Art hätte verleiten lassen. Der feine Hofmann war aber doch so schwach, einem ähnlichen Drängen seines Quartiermeisters Massenbach nachzugeben. Gewöhnlich antwortete er auf die Mahnungen desselben, er müsse sich zum Heil Preußens als Wallenstein der Gegenwart erheben, mit einem zornig drohenden Blick und kurzen Verweis, während das tiefe Erröthen seines Gesichts zu verrathen schien, daß der militärische Gehilfe seine geheimsten Gedanken getroffen habe. Als aber während des schwerfälligen Kriegsganges im Frühjahr 1793 Massenbach ihm zurief: „Ew. Durchlaucht bleibt nichts Anderes übrig, als sich zum Connetable Preußens machen zu lassen oder den Commandostab niederzulegen und den rollenden Wagen in den Abgrund rollen zu lassen", antwortete er: „Ja, der Untergang Preußens ist unvermeidlich. Mein armes Braunschweig! Meine armen Unterthanen!"

An der Spitze Derjenigen, auf welche dieser in der Gefahr zaghafte oder verzweifelnde Feldherr als auf Mittelmäßigkeiten herabsah, stand Bischofswerder, ein Sachse von Geburt, früher Kammerherr des sächsischen Prinzen Karl, einstens Herzogs von Kurland, nach dem bayerischen Erbfolgekrieg preußischer Offizier, Adjutant des Prinzen von Preußen und Freund des künftigen Königs. Nach der Thronbesteigung desselben sein thätiger und umsichtiger Beistand, strebte er weder nach Titeln noch hohen Posten, prahlte nicht mit seinem Credit und ließ auch seinen Herrn mit keiner Miene merken, daß er sich durch seine Arbeiten um ihn verdient zu machen oder mit seinen Plänen und Anschlägen auf ihn zu wirken glaube. Bei Tage war er beim König, des Nachts mit der Ausführung seiner Aufträge und Briefe beschäftigt. Die Apathie seiner Gesichtszüge unterstützte ihn in der Aufrechterhaltung des Anscheins seiner Unbedeutendheit. In der Unterhaltung nachlässig und ohne Sucht zu glänzen, zeigte er gesundes Urtheil, lichtvolle Darstellung und ansprechende Gesichtspunkte, jedoch ließ er auch im Geplauder der Unterhaltung nicht das Geringste seiner Absichten oder Geheimnisse merken, während seinem matten, aber durchdringenden Auge keine Miene, kein Zeichen einer inneren Gemüthsbewegung oder Absicht des Andern entging. Auch sein Aeußeres entsprach dieser Doppelnatur; beleibt und scheinbar schwerfällig, war er in der Behandlung der Waffe und als Reiter gewandt und Meister, wie sein einförmiger Ernst den Geschmack für Vergnügen

und Lebensgenuß verschloß. Weder Genie, noch wissenschaftlich geübt, war er nicht der Gefahr ausgesetzt, als Pedant oder als aufdringlicher Systemmacher zu erscheinen, und konnte er mit seinen Rathschlägen den Eindruck des praktischen Geschäftsmanns bewirken.

Neben diesen Naturgaben besaß er aber noch einige besondere Schätze, die ihm die Zuneigung seines Gebieters sicherten. Er war in die geheimen Künste seiner Zeit eingeweiht und besaß das Recept zum Wunderelixir, welches die Lebensdauer verlängert, außerdem hatte er in den Freimaurerweihen Aufschlüsse über die jenseitige Geisterwelt gefunden und auch nach seinem Aufsteigen in Berlin die Verbindung mit dem Kreis der Erwählten unterhalten. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's zog er eine wahre Kolonie aus Sachsen herbei, die ihm beistand, dem Fürsten die Geister des Jenseits zu citiren. So kam Graf Karl von Brühl, der als Generallieutenant in die Armee eingestellt und dem Kronprinzen als Gouverneur beigegeben ward, dann Dubosc, Kaufmann in Leipzig, von großem Ruf als Geisterseher und Kenner der Ideenwelt, in Berlin dazu berufen, als Commerzienrath neue Handelspläne im Gegensatz zu Friedrich's II. Monopolsystem anzugeben. Als Gehilfen der sogenannten Visionspartei kamen ferner aus Leipzig Fröhlich, früher Kellner und Magus bei Schrepfer, der sich nach dem Zusammenbruch seines Freimaurergebäudes im Rosenthal bei Leipzig erschoß, und Steinitz, der bei demselben sächsischen Zauberer als Bauchredner Dienste geleistet hatte.

Das Jahresgehalt Bischofswerder's wie der anderen Günstlinge war nach der Fridericianischen Ueberlieferung und nach der kärglichen Naturausstattung der Mark karg zugemessen; erst später bei der Vertheilung der polnischen Erwerbungen und Starosteien kam etwas Aehnliches wie der Milliardensegen der neuesten Aera und übte wie dieser eine gleich verheerende Wirkung auf die moralische Stimmung der oberen und mittleren Klassen.

Der Nebenmann an der Seite Bischofswerder's, Wöllner, früher Landprediger, nicht ohne Geschick, noch ohne Kenntnisse, hatte dem Prinzen von Preußen einen Cursus über Landesverwaltung und Oekonomie, Finanz, Handel und Rechenwesen vorgetragen und unterzog sich sogleich nach dem Tode Friedrich's der schwierigen Arbeit, den Stand des vorhandenen Geldes, bei dem Mißtrauen des verstorbenen Königs gegen die Ressortspitzen ein wahres Geheimniß, aufzuhellen. Von derselben Klugheit wie Bischofswerder geleitet, verzichtete er auf Titel, Ansehen und öffentlichen Glanz, konnte es aber nicht verhindern, daß er schon im December 1786 im Publikum der Vicekönig oder der kleine König hieß. Was für die Organisation der Regierung geschah, ging von ihm aus. Ihm schickte der König am Morgen die bis zum vorhergehenden Abend eingegangenen Briefe und Schriftstücke zu, Wöllner nahm sie dann durch, entschied mit dem König und die Minister erhielten Befehle, ohne Rath zu ertheilen. Dazu war der Vicekönig ein Mitglied des Bundes der Erleuchteten und Erwählten, — was konnte neben diesem Betriebsamen und seines Gleichen der stumme, stets sich verbeugende und bei seinem Mangel an concentrirtem Willen immer der Verzweiflung nahe Braunschweig bedeuten?

Erwähnen wir noch Haugwitz, den Verehrer des Propheten von Zürich und den Königlichen Privatsecretär Lombard, von denen der Erstere den Bund des hohen Beamtenthums mit der ersten Geliebten des Königs, später Gräfin Lichtenau, der Andere die Allianz mit Herrn Riez und den Schönheiten des Theaters vertrat, — ferner den Italiener Lucchesini, der letzte literarische Gesellschafter Friedrichs, der beim neuen König auf einen Platz wartete, zunächst die Trauerode für die Bestattung des verstorbenen Monarchen dichtete, dann in der Finanz oder im Commerce eine Stelle suchte, bis er in der Diplomatie ein Unterkommen fand und sich z. B. in den Allianzverhandlungen mit der Republik Polen durch sein schroffes und übertriebenes Preußenthum bemerklich machte, — endlich den Obersten Manstein, der als Ultrapreuße und Feind Oesterreichs bei Valmy der rechte Unterhändler mit Dumouriez war und von

diesem für die finstere und ungemüthliche Miene, mit der er die hohe Bedeutung seiner Einweihung in die Arbeiten der Geisterseher zur Schau trug, in einem seiner Valmyer Schriftstücke mit dem Ehrentitel des „vertueux Manstein“ gefeiert wurde.

Indem wir nun zu Danton's Wirksamkeit zur Förderung der preußischen Sache im Sommer 1793 übergehen, knüpfen wir an folgende Daten seiner angeblich revolutionären Betriebsamkeit an. Er und sein Freund Lacroix hatten in Belgien mitgewirkt, als Dumouriez im Januar seine hunderttausend Mann bis nach Aachen so vertheilte und zersplitterte, als ob bei Köln keine österreichische Armee stände, die sie mit leichter Mühe aufrollen und vernichten könnte. Danton wartete in Belgien, als der General durch das westliche Flandern wie durch ein Nadelöhr kroch, um Holland einzunehmen und in Amsterdam die Freiheit der Welt zu verkünden, als ob die Engländer nicht schon ihre Truppen zur Einschiffung nach Holland bereit hielten. Danton kehrte nach Paris zurück, als die Oesterreicher von Köln her vorgebrochen waren und Dumouriez, der geschickter als Hans Nord in die Flasche gekrochen war, zur schleunigen Rückkehr aus seiner Sackgasse zwangen. Das Ganze, doppelsinnig wie alle Unternehmungen des Generals, sah neben dem Vertrauen des Spielers auf einen glücklichen Zufall wie ein auf die Verwirrung und Schwächung der republikanischen Armee angelegtes Spiel aus und als letzteres gelungen war, unterhielt Danton, nach Paris zurückgekehrt, den Convent am 8. März mit hohlen Kraftreden und mit Verherrlichungen des Dumouriez'schen Genies. Er und seine Leute stifteten daneben den mißlingenden Aufstand vom 10. März an, der die großbürgerlichen Bezirke erschrecken und dem General den Vorwand liefern sollte, mit der Armee nach der Hauptstadt zu eilen und die Bergpartei zu Gunsten des Hauses Orleans zu vernichten. In der That schickte Dumouriez, der sich auf Danton's Kunst verließ, am 12. ein Schreiben an den Convent, in welchem er sich über die Mord- und Blutscenen der Hauptstadt beschwerte, da aber die Scenerie, auf welche das Schreiben rechnete, nicht eingetroffen war, setzte es Danton beim Vertheidigungsausschuß durch, daß dasselbe verheimlicht wurde, und reiste mit Lacroix im Auftrag des Convents zum letzten Male nach Belgien, aus welchem sie in den früheren glücklichen Zeiten ihre Beute fuhrenweise nach Paris befördert hatten. Sie trafen den Feldherrn nach seiner Niederlage bei Neerwinden, die, wie er hoffte, den demokratischen Freiwilligen seiner Armee eine Abkühlung bereitet hatte, und am 22. März, wo sie sich mit ihm besprachen, hatte er seine Zusammenkunft mit Mack, dem politischen Haupt des österreichischen Generalstabs. Indessen steht Danton am 27. wieder auf der Tribüne des Convents und preist den Rückzug Dumouriez als das Manöver des Antäus, der aus der Berührung mit der mütterlichen Erde neue Kraft gewann. Lacroix befindet sich noch in Belgien, während der General am 27. in einer zweiten Zusammenkunft mit Mack sich der stillen Compagnieschaft der Kaiserlichen für seinen Zug nach Paris, für die Niederwerfung des Convents nnd Aufrichtung der Monarchie versichert und ihnen als Pfand für den Ernst seiner Auflehnung gegen die Republik die Auslieferung der Festung Condé verspricht.

Die beiden Helfershelfer des Generals, die den Faden der Intrigue an beiden Enden, in Belgien und in Paris, in der Hand hatten, waren ihrer Sache so gewiß, daß Danton noch am 1. April den Bericht der drei angeblichen, vom Minister Lebrun an Dumouriez abgesandten Jakobiner über ihre dreitägigen Unterhandlungen mit dem General (vom 26. bis zum Morgen des 28.) im Moniteur abdrucken ließ. In diesem mit frecher Lustigkeit abgefaßten Bericht erzählen die Drei, die vom General Aufklärungen über seine Drohungen fordern sollten, mit wahrer Herzensfreude und unter innerlichem Lachen, wie er gegen die „Schurken“ und 745 Tyrannen des Convents loszog und ankündigte, daß er mit seiner „Mameluken-Armee“ über sie Gericht halten und mit den Auswärtigen Frieden schließen würde.

Dieser Bericht sollte mit seiner dramatischen Färbung und lustigen Offenheit für den General, der sich am 1. April noch nicht durch seinen Galopp in's österreichische Lager völlig ruinirt hatte, wirken, die geheimen Freunde in Paris ermuthigen und die Gegner schrecken. Bald darauf mußte aber Dumouriez sich vor den Kugeln der Freiwilligen spornstreichs bei den Oesterreichern in Sicherheit bringen und der Convent, d. h. die zahlreichen Mitschuldigen Danton's thaten inmitten dieser Katastrophe vergeßlich und drangen nicht mehr auf den Bericht über seine belgische Mission, den er in den zwanziger Tagen des März, neben heroischen Floskeln über die schleunigste Aufstellung einer colossalen Armee von Pikenmännern, mit der wiederholten Betheuerung, er werde Alles — Alles sagen, versprochen hatte.

Man muß die Verwegenheit und Ausdauer beinahe bewundern, mit denen Danton wenige Tage darauf, nachdem er mit genauer Noth einer völligen Entlarvung entgangen war, sein Friedensspiel mit den Auswärtigen wieder begann. Schon am 13. April, als der Convent noch über den Verrath Dumouriez' berieth und Robespierre die Todesstrafe gegen Jeden verlangte, welcher eine Unterhandlung mit den Auswärtigen beantragen sollte, verstand er es, in die Formirung des Beschlusses die nähere Bestimmung zu bringen, wonach nur mit Feinden, „die nicht zuvor die Souveränetät des Volkes anerkannt hätten", Unterhandlungen unzulässig seien.

Er wollte sich trotz des belgischen Mißgeschicks den auswärtigen Regierungen als den Friedensvermittler der Zukunft empfehlen. An sie war seine Rede gerichtet, sie sollten es hören, wie er das „in einem früheren Augenblicke des Enthusiasmus erlassene, in seinen Motiven unzweifelhaft schöne Dekret", welches den Völkern den Beistand gegen ihre Unterdrücker verhieß, dahin persiflirte, daß es Frankreich am Ende die Verpflichtung aufzuerlegen scheine, „auch einigen Patrioten beizustehen, die etwa in China eine Revolution machen wollten."

Sybel, welcher in Bezug auf Danton der Thiers'schen Legende folgt, führt als Beweis der staatsmännischen Begabung und Politik dieses Schreckensmannes den Vertrag an, den er im Mai 1873 mit dem Baron von Stael, schwedischem Gesandten, zu Stande brachte. Nach diesem Uebereinkommen sollte das nordische Königreich unter dem Vorwande, den nationalen Handel gegen den englischen Druck zu schützen, für eine Subsidie von etwa 12 Millionen Francs ein Geschwader von 10 wohlbemannten Linienschiffen ausrüsten, in der That aber zur Cooperation mit der Republik stellen.

Allein nach Barère's Memoiren verhielt sich die Sache nicht so glänzend und epochemachend, wie sie in Sybel's Darstellung erscheint. Der Wohlfahrtausschuß, welchen Danton beherrschte und Stael persönlich bedrängte, wurde von Barère davor gewarnt, eine diplomatische Action, die allem Anschein nach nur eine Geldspeculation sei, zu unterstützen. Danton ließ auch nach und nach mit sich handeln und gab sich damit zufrieden, daß Stael, mit einem Reisegeld von 100,000 Thalern ausgestattet, sich zunächst nach Stockholm begebe, um die Ausrüstung des Geschwaders zu betreiben. Stael und Danton erhielten wirklich diese Summe, der schwedische Gesandte begab sich aber statt nach Stockholm vielmehr zu seinem Schwiegervater nach Coppet, beobachtete von dieser Warte aus die Pariser Wirren und kehrte erst nach dem Sieg der Dantonistischen Partei im November ~~1794~~ auf seinen Gesandtschaftsposten zurück. Sybel beruft sich gegen die „unvollständige" Darstellung Barère's auf den „ausführlichen Bericht", welchen Stael am 4. April 1795 dem Wohlfahrtsausschuß zuschickte. Die Zahl der Worte und der Umfang der Sätze sind jedoch ein sehr ungenügendes Kriterium für die Beurtheilung zweier in der Sache selbst einander widersprechender Berichte. Die Darstellung eines Mannes, welcher das von der Republik dargereichte Reisegeld bei den Gegnern derselben verzehrte, konnte vielmehr nur nach den Wünschen und Ansichten der Dantonistischen Herrscher

eingerichtet sein und mußte das politische Genie ihres frühern Meisters und Helden feiern.

In seiner Bewunderung für Danton's große Politik ergötzt sich Sybel nicht nur an dem Kriegsfeuer, welches durch den schwedischen Alliirten gegen Rußland an der Düna, Newa und Weichsel sich entzünden und aufprasseln würde. Sein Auge richtet sich noch weiter nach dem Osten und sieht durch Semonville, bei dessen Absendung nach Constantinopel Danton auch betheiligt war, am Gestade des Hellesponts die Flamme der orientalischen Frage gegen England aufsteigen. Mit derselben Theilnahme sieht er neben Semonville auch den für Neapel bestimmten Maret die Reise durch die Schweiz nach Italien antreten und bewundert Dantons Auftrag, wonach die Beiden die Kleinstaaten Italiens durch ihre Bürgschaft für die Erhaltung des Lebens der Königin Marie Antoinette gewinnen und auf diesem Umweg auch auf die Gesinnung Oestreichs einwirken sollten.

Und diese, nur mit der Herzbergschen Universalaction vergleichbare Politik fällt eben so schnell und prosaisch wie die schwedische Einwirkung auf „die Düna, Newa und Weichsel" zu Boden. Während Stael im Neckerischen Kreise auf Coppet über unfruchtbaren Plänen gegen Paris brütet, werden Semonville und Maret Ende Juli in Graubündten durch österreichische Posten aufgehoben und als Gefangene nach Mailand geschafft. Ein Paar Tage darauf, am 1. August, muß die Königin aus dem Temple nach der Conciergerie wandern.

Gleichzeitig prasselte ein anderes, von Sybel bewundertes Feuerwerk Danton's in die Luft auf, hatte aber für den Tausendkünstler sehr bedenkliche Folgen und mahnte seine Gegner zum Einschreiten. Der Beherrscher des Wohlfahrtsausschusses und Leiter der ministeriellen Politik hatte Custine, welcher die von Braunschweig zur Deckung der Belagerung von Mainz befehligte Postenkette durchbrechen sollte, vielmehr beauftragt, sich mit dem Herzog in Briefwechsel zu setzen und für einen Friedensschluß zu wirken. Der General der Republik mußte sich bei seinem Gegner als Feind der Jakobiner enthüllen und ihm als Mittel zur Herbeiführung des Friedens die Säcularisation der drei geistlichen Churstaaten des Rheins in Vorschlag bringen. Diese Idee war schon, als Mirabeau Berlin studirte, daselbst das Tagesgespräch der Politiker; als Friedrich II., Frankreich und der bayrische Gegenkaiser eine Umgestaltung des deutschen Reichs gegen Maria Theresia beriethen, war schon der Plan einer Vergrößerung Preußens und Bayerns auf Kosten jener geistlichen Staaten gleichfalls zur Sprache gekommen; jetzt verlangte Frankreich auch seinen Theil. Die Kriegführung Custine's war unter diesen Umständen ein militärisches Unding wie Braunschweigs Einzug in die Champagne. Der Herzog glaubte, er brauche nicht zu schießen, Custine wollte nicht schlagen und zog es vor, sich selbst von der Minderzahl in die Flucht schlagen zu lassen. Während eines dieser Scheingefechte mit den Vortruppen Braunschweigs tafelten die französischen Generale von Mainz in dem Zelte des Prinzen Louis Ferdinand und besprach sich mit diesem Danton's Freund, der Conventscommissär Merlin von Thionville über die Räumung der Festung. Das preußische Gold öffnete endlich am 22. Juli die Thore, ehe die zweite Parallele eröffnet war. An demselben Tage ward Custine, den man nach Paris berufen hatte, verhaftet; zwölf Tage vorher war bei der Neuwahl des Wohlfahrtsausschusses Robespierre eingetreten, Danton unbeachtet geblieben und die Zahl der Dantonistischen Mitglieder von neun auf zwei zusammengeschwunden.

Die Folgen dieser Umwendung, welche einen neuen Geist in die Truppen und neue Kräfte an ihre Spitze brachte, erfuhr Braunschweig am 14. September 1793 bei Pirmasens. Er hatte in richtiger Berechnung des nun mächtig aufstrebenden Geistes der feindlichen Generale befürchtet, daß Moreau in seinem Rücken auf ihn losgehen würde, und danach, trotz des Unglaubens Massenbachs, seine Maaßregeln getroffen. Das Unternehmen des Neulings war kühn und groß, weil im Fall des Gelingens die Armee des Herzogs nicht nur vom

Elsaß und den Oestreichern abgeschnitten, sondern auch vernichtet wurde. Nur die Ueberlegenheit der preußischen Taktik rettete die Armee.

Die Oberleitung Hoche's führte die Krisis im Elsaß herbei und befeuerte die noch ungeübten Truppen zu einem zwölftägigen Ringen, in welchem sie, von Hauptpunkten wie Froschweiler, Reichshofen, Wörth zurückgeschlagen, immer wieder vorbrachen und den wechselnden Kampf um Weißenburg und den Geisberg am 26. December entschieden.

Damit war auch die Rheincampagne des Jahres 1793 entschieden und das Gericht über Danton möglich geworden, welches uns seinen Hof und seine Leute, wie die Ueberlebenden, die Männer des Baseler Friedens vorführen wird.

B. Bauer.

Von und über Proudhon.

Von Arthur Mülberger.

VII.

Die Söhne des Hauses Gauthier hatten in Lyon ein großes Kohlen- und Transportgeschäft unter der Firma Gauthier frères. Sie hatten ihren Jugendfreund Proudhon nie ganz aus den Augen verloren und namentlich der älteste Sohn, Antoine, war und blieb Proudhon stets in treuer Freundschaft verbunden. Im Sommer 1843 boten sie ihm eine Stellung in ihrem Geschäfte an und Proudhon zögerte nicht, dieselbe anzunehmen. Am 20. September schreibt er bereits an Ackermann: „Die Vignette, welche den Kopf meines Briefes ziert, giebt Ihnen meine Adresse und belehrt Sie darüber, was ich treibe und wo ich bin .... Als ich mein leidiges Geschäft los war, saß ich so sehr auf dem Trockenen, daß mir nichts übrig blieb, als die Stellung eines Commis anzunehmen, um wenigstens mein Leben zu fristen. Ich bin also Commis und Flußschiffer (commis-batelier) in Lyon; ich verkehre tagtäglich mit Matrosen, Reffträgern, Fuhrleuten, Commissionären, Kaufleuten, Heizern u. s. w. u. s. w. und bin bald in meinem Bureau, bald an Bord unseres Remorqueurs, Le Dragon (der Drache), eines der stärksten Dampfer, welche auf der Saone fahren.

Ich hoffe diesen Winter in Paris zu sein, wo ich meine Journalisten-Laufbahn beginnen werde. Sie sollen dann einen andern Mann in mir kennen lernen. Während man mich in der Metaphysik begraben wähnt, werde ich plötzlich mit practischen Kenntnissen anrücken, die ich mir in zahlreichen Punkten erworben habe; ich hoffe damit viele Leute recht wüthend zu machen. Das nächste Jahr wird manches Neue bringen; seien Sie dessen sicher."

Proudhon hat diese Stellung im Hause Gauthier vier Jahre lang bis Ende 1847 inne gehabt. Es war eine wichtige und bedeutsame Zeit in seinem Leben. Auf der einen Seite hatte er freie Bewegung genug, um seine Studien weiterzuführen, auf der anderen Seite bot sich ihm alle Gelegenheit, um, wie er selbst sagt, eine Art practische Schulung durchzumachen, welche ihm für die so nahe bevorstehenden politischen Stürme seines Vaterlandes und seine Stellung in ihnen vom wesentlichsten Nutzen werden sollte. Proudhon hat in dieser Zeit nicht nur eines seiner wichtigsten Werke, die „Oekonomischen Widersprüche" vollendet, sondern auch nach allen Seiten hin seinen Wirkungskreis erweitert

und mannigfache Verbindungen angeknüpft, die für die Folge nicht ohne Bedeutung waren. In letzterer Beziehung bot ihm seine nunmehrige Stellung sehr viele Vortheile; er hatte vielfach Reisen zu machen und konnte öfters kürzer oder länger in der Hauptstadt verweilen. In Lyon war er unter dem Namen „der Advocat der Gauthier“ bekannt und Augenzeugen versichern, er habe in der Behandlung schwieriger Rechtsfälle so viel Sachkenntniß und Talent gezeigt, daß man zu der Annahme berechtigt gewesen sei, die Jurisprudenz für dasjenige Gebiet zu halten, auf dem er hätte am meisten Lorbeeren ernten können. Ein Brief Proudhon's vom 4. Juni 1847 an Bergmann giebt uns ein anschauliches Bild von der Art seiner Thätigkeit. „Im October, November und December, heißt es, haben mich die Geschäfte und Processe meines Hauses fast beständig in Lyon festgehalten; ich hatte die Genugthuung, mehrere dieser Streitigkeiten, deren Prüfung den Haupttheil meiner Functionen ausmacht und deren finanzielle Bedeutung sich zwischen 50,000 und 200,000 Francs bewegt, gut ausfallen zu sehen. Der königliche Gerichtshof hat bereits mit dem achten Erkenntniß zu thun, denen im Wesentlichen die Darlegungen meiner Memoires zu Grunde liegen. Du siehst, daß ich, falls ich in meinen Büchern Utopist bin, in den Geschäften hinlänglich practische Erfahrungen besitze; nach meinem Dafürhalten räsonnire ich stets in derselben Weise und immer nach denselben, aber verschieden formulirten Principien; mit Einem Wort, meine Theorie und meine Praxis sind vollkommen adäquat; Du wirst mir erlauben, darin für meine Reformpläne ein günstiges Vorzeichen zu sehen.

Den Monat Januar war ich fast ganz in Besançon und in Burgille, einem kleinen Dorfe, wo meine Mutter bei meinem Bruder wohnt. Ich glaubte einen Augenblick, ich werde die arme, alte Frau in's Grab legen helfen; ich war in großer Sorge und konnte fühlen, wie herb es sei, nach ihrem Tode allein, ohne Lieben, in der Welt zu stehen. Ich war recht traurig; aber die Genesung meiner Mutter, meine Abreise nach Paris und eine neue Monstre-Affaire meiner Patrone, die auf dem Fuße folgte, rissen mich bald in neue Zerstreuungen. Einen ganzen Monat lang war ich in täglichem Verkehr mit vierzig Abgeordneten, um von der Regierung 2000 Pferde zu verlangen, mit denen das Haus Gauthier den Getreidetransport die Rhone hinauf und die Versorgung des ganzen östlichen Frankreichs übernehmen wollte, und zwar zu einem Preis, der fünfmal geringer war, als der der Compagnien. Der Preis des Brodes hätte sich vom 15. Februar ab überall auf 20 Centimes per Kilogramm reducirt, statt 40 und 50; für das ganze Land hätte sich ein Gewinn von 100 Millionen ergeben. Von den Abgeordneten wurden wir sehr entgegenkommend aufgenommen und von den Ministern höflich hinaus gewiesen; das mußte so sein.“ Und weiter unten schreibt er: „Die Herren Gauthier, welche immer mehr auf meine Dienste rechnen, haben mich gebeten, meine Stellung ihnen gegenüber zu regularisiren; wir haben 4000 Francs Jahresgehalt vereinbart oder 300 Francs monatlich, falls ich es vorziehe, nur einige Monate und mit Unterbrechung zu arbeiten.“

Unter den nicht eben zahlreichen Briefen, welche aus dieser Lebensperiode Proudhons bis jetzt veröffentlicht sind, bieten namentlich auch diejenigen großes Interesse dar, welche auf die Lage der letzten Jahre

des Juli-Königthums ein theilweise überraschendes Licht werfen. In dieser Hinsicht ist namentlich Proudhon's Correspondenz mit dem Abgeordneten seiner Vaterstadt Besançon, Maurice, sehr beachtenswerth. „Ich sehe wenig Leute, heißt es in einem Briefe an denselben vom 27. Juli 1844, und bleibe von den politischen Versammlungen so viel als möglich fern. Cabet ist augenblicklich hier (Lyon). Dieser brave Mann bezeichnet mich schon als seinen Nachfolger im Apostolat; um eine Tasse Cafe ist mir diese Nachfolgerschaft feil. Gegenwärtig predigt man, ich weiß nicht, wie viel neue Evangelien, ein Evangelium Buchez, ein Evangelium Pierre Leroux, ein Evangelium Lamennais, Considerant, George Sand und Flora Tristan, ein Evangelium Pecquer*) und noch viele andere. Ich habe keine Lust, die Zahl dieser Narren zu vermehren; ich mache deshalb auch auf diejenigen, welche mich zum Erstenmal sehen, einen wundersamen Eindruck, wenn sie sogleich bemerken, daß ich noch meinen gesunden Menschenverstand habe.“ Am 13. August schreibt Proudhon an denselben: „Sie wollen, daß ich Ihnen von Politik rede, mein lieber Maurice; das setzt voraus, daß Sie mich für erleuchteter halten, als die Zeitungen, welche Sie nicht mehr lesen; es ist schmeichelhaft für mich, gewiß. Allein ich bin ebenso schlecht unterrichtet, wie Sie; sollte ich hie und da Lichtblicke haben, so danke ich sie einzig der Gegenüberstellung, Vergleichung und Analyse der von den Kammern votirten Gesetze und der von der Verwaltung verfügten Maßnahmen. Um den geheimen Geist, der die Regierung leitet, zu erkennen, habe ich nur ihre Acte. Das ist ein langer schwieriger Proceß, der viel Mühe kostet und wenig einträgt.

Ich bin überzeugt, daß die Regierung den Jesuiten die Hand reicht, daß der Kampf der Universität gegen den Klerus mit der Niederlage der Ersteren enden und von der Monarchie und der Kirche ausgebeutet werden wird. — Nur Einen Beweis unter vielen: während das Ministerium Edgar Quinet von seinem Lehrstuhl im College de France den Katholicismus bekämpfen läßt, macht es ihn durch Lerminier in der Revue des Deux-Mondes lächerlich. Während Thiers sich das Ansehen giebt, seinen Bericht zu Gunsten der Universität zu schreiben, bewilligt dieser Bericht alle Ansprüche des Klerus.

Ich bin überzeugt, daß das Ministerium nur mehr ein Kramladen ist, wo das allgemeine Interesse dem dynastischen Interesse geopfert und von den Koterieen ins Schlepptau genommen wird. — Der Beweis liegt darin, daß die Regierung bestrebt ist, die großen Vermögen zu consolidiren, eine Handelsaristokratie zu constituiren, gleich dem Großgrundbesitz, weil das für die Dynastie unerläßlich ist. Ich bin überdies überzeugt, daß die strategische Frage, welche bei den Eisenbahnen doch nur von untergeordnetem Interesse sein darf, ganz in den Vordergrund tritt, nicht, weil die Regierung einen Krieg mit dem Ausland fürchtet, sondern weil das von ihr inaugurirte Eisenbahnsystem die Ergänzung zum Fortifikationssystem der Hauptstadt ist; wäre ich bei Ihnen, ich wollte es Ihnen auf der Karte beweisen.

Also monarchische Reaction, kirchliche Reaction; die eine wie die andere im vollen Einvernehmen mit der hohen Bourgeoisie, dem Groß-

*) Verfasser einer République de Dieu (Republik Gottes).

handel, dem Großgrundbesitz und den verbündeten Legitimisten. Dies ist in zwei Worten der Charakter der gegenwärtigen Politik. All das, Sie fühlen es, vollzieht sich nicht im hellen Tageslicht, sondern verstohlen, heimlich, auf Schleichwegen, aber unabänderlich. Man giebt es noch nicht zu, aber man fühlt es und schon macht es sich bemerklich.

Während die Spitze der Gesellschaft in der einen Richtung marschirt, wendet sich das Volk nach der andern.

Die Regierung neigt sich zur Religiosität, das Volk verläßt den Katholicismus. In Lyon beispielsweise existiren schon eine Menge Familien, welche alle Beziehungen mit der Kirche abgebrochen haben; man tauft die Kinder nicht mehr, man läßt sich nicht kirchlich trauen, man geht nicht zum Abendmahl, man unterläßt die kirchlichen Begräbnisse; Schriftsteller, Aerzte, gute Bürger machen es so. Auf dem Lande lesen die Bauern Volney; auf allen Punkten beginnt die Auflehnung gegen den Unterricht des Geistlichen. All' das kenn' ich aus eigenem Augenschein. Man beginnt an allen Ueberlieferungen zu zweifeln, was so viel bedeutet, daß man den monarchischen und religiösen Ideen den Rücken kehrt. Man könnte sagen, daß erst jetzt der Geist von 93 in's Volk einzudringen beginnt. In der That, das Volk von 93 kannte weder Griechen noch Römer, es bildete sich keine Idee von Republik, Gleichheit, freier Forschung; später hatte es, zerstreut durch die Kriege des Kaiserreichs, keine Zeit, über etwas nachzudenken. Die Restauration kam und verstand es durch ihren Adel und ihren Klerus richtig, diesen Stumpfsinn des Volkes rege zu halten. Seit einigen Jahren erst, kann man sagen, legt sich das Volk Fragen vor, welche Voltaire, Rousseau, Mirabeau zc. vor sechzig und achtzig Jahren für dasselbe gestellt haben; indem es diese Fragen aufwirft, beantwortet es dieselben, insofern sie das Bestehende betreffen, zunächst durch eine Negation, dann, was die Gestaltung der Zukunft betrifft, durch den Zweifel. Das Volk ist sich, mit Einem Wort, klar darüber, was es nicht will; es weiß noch nicht, was es wollen soll.

Das ist die Lage.

Wer wird bei dieser entgegengesetzten Tendenz den Sieg davon tragen, die Regierung oder das Volk? Es ist offenbar unmöglich, daß nicht die Masse eines Tags die Regierung und alles, was sich ihr entgegenstemmt, absorbirt; aber wie, wann und um welchen Preis wird das geschehen, was für ein Kampf der Gedanken oder der Fäuste wird diese Revolution gebären? Ich glaube, es ist unmöglich, dies vorauszusehen. Ein Nichts kann in zehn oder fünfzehn Jahren Tage herbeiführen, die hundertmal fürchterlicher sind, als die von 93; die Indiehandnahme der Regierung durch einen einzigen Mann kann alle diese Symptome beschwichtigen. Merkwürdig — und zugleich beruhigend — ist, daß heutzutage Jedermann mehr oder weniger von diesem Gefühl durchdrungen ist; aber ein seltsames Verhängniß reißt die Regierung und die Gesellschaft mit sich fort. Lassen Sie eine dem revolutionären Geiste günstige Bewegung kommen und man wird überrascht sein, wie auf allen Punkten die jacobinirten Massen der Proletarier sich erheben, die heute noch nicht sichtbar sind. Der Himmel möge verhüten, daß Zorn und Rache sie nicht zu fürchterlichen Repressalien treiben.

Wenn etwas sich vollziehen muß, so fällt all' das, was man thut

es zu verhindern, zu seinem Nutzen aus. Man hat durch ein Gesetz die Associationen verboten; was war die Folge? daß die Propaganda sich im Angesicht der Sonne ausbreitet, daß die Mitglieder der geheimen Gesellschaften die Apostel einer Reform geworden sind, welche die Welt zu umfassen strebt. Man hat Preßgesetze erlassen; eitles Beginnen! Da heute nichts vor sich geht, was nicht früher schon gesagt und gedruckt worden wäre, so druckt man die alten Schriftsteller theils ganz, theils in geschickten Combinationen wieder und tödtet unter den Augen der Richter Gesetze, Traditionen und Institutionen. Was ich Ihnen sage, mein lieber Maurice, ist keine rhetorische Uebertreibung; ich kenne in Lyon und Umgegend mehr als 200 solcher Apostel, welche alle, während sie arbeiten, ihre Botschaft verkünden. Es ist ein aufgeklärterer und seiner Haltung nach hartnäckigerer Fanatismus, als man jemals gesehen hat. Im Jahre 1838 gab es in Lyon nicht einen einzigen Socialisten; man versichert mich, daß heute mehr als zehntausend da sind. Bibliotheken werden mittelst Collecten gebildet; es giebt sogar bereits Volksversammlungen von Frauen!

All' das, Sie dürfen mir's glauben, führt zu einem Ziel und die Bewegung sieht gar nicht aus, als wolle sie erschlaffen; im Gegentheil, es geht vorwärts, mit Riesenschritten vorwärts. Wenn Sie wissen wollen, wo Sie sind und wohin die Welt strebt, glauben Sie mir, fragen Sie nur nicht die Leute der Regierung. Gehen Sie nicht in die Predigt, glauben Sie nicht den reichen Egoisten, verachten Sie die Proclamationen, Programme und Bulletins, lesen Sie die academischen Reden ja nicht. Unterrichten Sie sich über den Stand dieser dumpfen Propaganda, welche spontan im Volke sich ausbreitet, ohne Führer, ohne Katechismus, ohne klar erkanntes System und versuchen Sie, deren Sinn und Tragweite zu verstehen; das ist der wahre politische Anzeiger."

Auch Ackermann bekommt hie und da etwas von Politik zu hören. Proudhon schreibt ihm am 4. Oktober 1844 unter Anderem: Wenn Sie je gesonnen sind, sich in Paris niederzulassen und wenn Sie für die Sache der Reform wirken wollen, so wage ich Ihnen, mehr Leser zu versprechen, als alle Gekrönten der Akademie je haben werden. Was man heute in Frankreich die socialistische Partei nennt, beginnt sich zu organisiren. Schon haben sich mehrere Schriftsteller geeinigt: Pierre Leroux, Louis Blanc, mehrere andere, die Sie nicht kennen, und Ihr Freund, obwohl unwürdig. Das Volk beginnt, für uns Platz und Propaganda zu schaffen; diese Rolle hat es sich zugetheilt. Es bittet uns nur, ihm das Beispiel der Einigung zu geben und es zu unterrichten. George Sand hat unsere Ideeen ganz zu den ihrigen gemacht; die Roman- und Feuilletonschreiber nützen sie nach ihrer Weise aus; und wenn die Widersprüche der Gütergemeinschaft und der Demokratie einmal enthüllt und die Utopien Saint Simons und Fouriers auf ihr richtiges Maß reducirt sind, so wird der Socialismus, auf der Höhe der Wissenschaft, der Socialismus, der nichts anderes ist, als die politische Oekonomie, die Gesellschaft mit sich fortreißen und sie mit unwiderstehlicher Gewalt ihrem ferneren Schicksal entgegenführen. Dieser Augenblick ist nicht mehr ferne; dann wird Frankreich seinen Platz an der Spitze der Menschheit unwiderruflich einnehmen.

Der Socialismus hat noch nicht das Bewußtsein seiner selbst

heute nennt er sich Communismus. Es gibt mehr als hunderttausend, vielleicht zweimal-hunderttausend Communisten. Ich arbeite mit allen Kräften daran, die Streitigkeiten unter uns aufhören zu machen und schleudere zugleich den Zwiespalt ins feindliche Lager. Der Weise nach Geschäftsmann, Speculant, Diplomat, Oekonomist, Schriftsteller centralisire ich die Kräfte, eine Centralisation, welche, wenn sie nicht in Worten verdunstet, früher oder später in formidabler Weise sich kundthun muß. Die Hälfte des Jahrhunders wird nicht vorübergehen, ich zweifle daran keinen Augenblick, ohne daß die europäische Gesellschaft unsern mächtigen Einfluß zu fühlen bekommt. Im Uebrigen spielt sich das Alles am helllichten Tag, im Angesicht der Sonne ab. Wir sind keine Verschwörer mehr, wir gebrauchen die Freiheit die uns gelassen ist."

Ein Brief Proudhons vom 15. Februar 1846 aus Paris, welcher wieder an Maurice gerichtet ist, spricht sich folgendermaßen über die innere Lage aus: „Was die gegenwärtige Politik betrifft so kann ich Ihnen nur meine Anschauungen schreiben, denn ich sehe Niemand. Mein Leben in Paris ist so einförmig, wie im Gefängniß. Ich will Ihnen aber so viel mittheilen, als ich zu beurtheilen vermag. Die Regierung arbeitet daran, die Monarchie von der Nation unabhängig zu machen und eine neue Aristokratie um den Thron zu sammeln. Dieser Gesichtspunkt, den Thiers, Guizot und die Linke trotz ihrer Zänkereien vertreten, ist der Einzige, welcher die Handlungen der Regierung verständlich macht.

Die Regierung schließt sich an den Klerus an, weil die Religion oder, wenn Sie lieber wollen, die Bigoterie wesentlich monarchisch ist.

Die Regierung haßt die Jesuiten nicht, weil sie sich mit ihnen noch besser, als mit einer Kammer verständigen könnte. Sie hat es nicht gerne, daß die Leute der Universität, eine andere Clique, welche nicht mehr werth ist, als die Jesuiten, gegen den Klerus so heftig Krieg führen, denn der Klerus ist mächtiger und für die Dynastie werthvoller, als die Universitäre. Sie hat den alten Rath für öffentlichen Unterricht aufgelöst; eine an sich gute und legale Reform, aber mit einem schlechten Hintergedanken. Der Tyrannei einiger Leute substituirt der Minister seine Omnipotenz; es ist mehr Einheit im Despotismus, folglich der Grund zu einem Staatsstreich mehr als zureichend.

Die Regierung liebt es 100000 Mann in Afrika zu unterhalten, weil das Creaturen für sie gibt. Sie hätte die Eisenbahnen lieber ganz den Compagnieen gelassen und sich, was die Ausführung betrifft, nicht darein gemischt, weil derartige Unternehmungen ein mächtiges Hilfsmittel sind, um diese Aristokratie von der ich Ihnen sprach, wachsen zu lassen und weil man andererseits in der Regierung ängstlich ist über den allgemeinen Erfolg der Eisenbahnen und deßhalb die Verantwortung nicht übernehmen will.

Die Regierung fürchtet die Agitation in der Arbeiterclasse, welche in England, Deutschland und der Schweiz so mächtig zu werden beginnt und in Frankreich eine so feindselige Haltung annimmt; deßhalb hat sie gar schonlich ein Gesetz über die Arbeitsbücher erlassen, welches die Arbeiter einreihen und discipliniren soll.

Die Regierung ist verschwenderisch mit Anstellungen und Gunstbezeugungen; aber im Allgemeinen wird dies nur ihren Creaturen zu Theil; das bloße Verdienst gilt nichts. Ich kenne Dutzende von Beispielen.

Die Abgeordneten sind eins mit den Intentionen der Regierung; die hohe Bourgeoisie träumt nur mehr, sich zu sichern, das Budget aufzufressen, sich Monopole zu schaffen und sich das Volk vom Leibe zu halten.

Als ich in diesem Jahr meine Oekonomisten sah, fand ich sie von gleichem Geiste beseelt und nur damit beschäftigt, Plätze zu erhalten. H. ist Director der Eisenbahngesellschaft von Bordeaux nach Teste; man hat ihm 1000 Actien versprochen, welche mit bloß 100 Frcs. Gewinn verkauft, 100000 Frcs. abwerfen, dafür, daß er seinen Namen hergeliehen. Hundert analoge Beispiele könnten Ihnen citirt werden".

Aus derselben Zeit ist uns auch ein Brief Proudhons an Karl Marx aufbewahrt, der namentlich für die deutschen Leser von großem Interesse sein wird. Er zeigt deutlicher, als eine lange Abhandlung vermöchte, den tiefen Unterschied, der beide Männer charakterisirt. Der Brief ist aus Lyon vom 17. Mai 1846 und lautet in seiner ersten Hälfte: „Mein lieber Marx! Ich bin gerne bereit, Einer der Mitarbeiter Ihrer Correspondenz zu werden; Zweck und Organisation derselben scheinen mir sehr nützlich zu sein. Ich kann Ihnen aber nicht versprechen, weder viel noch oft zu schreiben; meine vielseitige Beschäftigung und ein natürlicher Hang zur Trägheit gestatten mir solche Anstrengungen im Briefschreiben nicht. Ich werde mir überdies die Freiheit nehmen, einige Ausstellungen zu machen, zu welchen mich verschiedene Stellen Ihres Briefes veranlassen.

Zuförderst, was meine Ideeen bezüglich der Organisation und Realisation betrifft, so halte ich sie, wenigstens, was die Principien betrifft, augenblicklich durchaus im Rückhalt; ich glaube, daß es meine Pflicht, daß es die Pflicht eines jeden Socialisten ist, für einige Zeit noch die alte oder zweifelhafte Form anzuerkennen; mit einem Wort, ich stelle mich mit dem Publikum auf die Seite eines beinahe absoluten ökonomischen Anti-Dogmatismus.

Suchen wir gemeinsam, wenn Sie wollen, die Gesellschaft, die Art und Weise, wie diese Gesetze sich realisiren, den Fortschritt, demzufolge wir zu ihrer Entdeckung gelangen; aber hüten wir uns, bei Gott, nachdem wir alle apriorischen Dogmatismen vernichtet haben, nun unsererseits das Volk zum Doctrinär machen zu wollen (endoctriner); fallen wir nicht in den Widerspruch Ihres Landmanns Martin Luther, der, nachdem er die katholische Theologie über den Haufen geworfen, sofort daran ging, unter großem Aufgebot von Excommunikationen und Anathemas eine protestantische Theologie zu gründen. Seit drei Jahrhunderten ist Deutschland nur damit beschäftigt die Uebertünchung (replâtrage) Luthers zu zerstören. Richten wir dem Menschengeschlecht nicht eine neue Aufgabe durch neuen Mörtel (gâchis) zu. Ich stimme von ganzem Herzen Ihrem Gedanken bei, eines Tages alle Ansichten zu produciren; führen wir eine gute und ehrliche Polemik; geben wir der Welt das Beispiel einer weisen und vorsichtigen Toleranz, aber hüten wir uns, weil wir an der Spitze der Bewegung stehen, uns zu Führern einer neuen Intoleranz aufzuwerfen: geberden wir uns nicht als Apostel einer neuen Religion, selbst nicht, wenn diese Religion die Religion der Logik, die Religion der Vernunft ist. Bewillkommnen, ermuthigen wir alle Protestationen; bekämpfen wir jede Exclusivität (toutes les exclusions), jeden Mysticismus; halten wir eine Frage niemals für erschöpft und wenn wir unser letztes Argument verbraucht haben, lassen Sie uns,

wenn nöthig, mit Beredsamkeit und Ironie wieder vorne anfangen. Unter dieser Bedingung werde ich mit Vergnügen in Ihre Gemeinschaft eintreten, wenn nicht, nicht!

Auch über ein Wort Ihres Briefes habe ich Ihnen einige Bemerkungen zu machen: Im Augenblick der That (au moment de l'action). Vielleicht sind Sie noch der Ansicht, daß keine Reform gegenwärtig möglich ist ohne einen Handstreich, ohne das, was man ehedem eine Revolution nannte und was weiter nichts ist, als eine Erschütterung (secousse). Diese Ansicht, welche ich begreife, welche ich entschuldige, über welche ich gerne discutiren würde, da ich sie selbst lange getheilt, ich gestehe Ihnen, daß meine letzten Studien mich vollständig von ihr abkommen ließen. Ich glaube, daß wir derselben nicht nöthig haben, um zu reussiren; und daß wir demzufolge die revolutionäre That nicht als Mittel der socialen Reform aufstellen dürfen, weil dieses angebliche Mittel ganz einfach ein Apell an die Gewalt, an das Willkürliche, kurz ein Widerspruch wäre. Ich stelle mir das Problem so: die Reichthümer durch eine ökonomische Combination in die Gesellschaft zurückfließen lassen, welche der Gesellschaft durch eine andere Combination entnommen werden (faire rentrer dans la société, par une combinaison économique, les richesses qui sont sorties de la société par une autre combinaison). Mit anderen Worten, es gilt in der politischen Oekonomie die Theorie des Eigenthums gegen das Eigenthum zu kehren, der Art, um das zu erzeugen, was Sie, die deutschen Socialisten Gütergemeinschaft (communauté) nennen und was ich augenblicklich Freiheit, Gleichheit zu nennen mich bescheide. Nun, ich glaube das Mittel zu kennen, um in kurzer Frist dieses Problem zu lösen. Ich ziehe vor, das Eigenthum mit Kleingewehrfeuer zu Grunde zu richten, als ihm durch eine Bartholomäus-Nacht der Eigenthümer neue Kraft zu geben.

Mein nächstes Werk, welches gegenwärtig zur Hälfte gedruckt ist, wird Ihnen mehr darüber sagen.

Auf diesem Standpunkt, mein lieber Philosoph, stehe ich heute, unter dem Vorbehalt, mich zu täuschen und, wenn nöthig, von Ihrer Hand gezüchtigt zu werden; diesem gegenüber beuge ich mich höflich, in Erwartung meiner Rächer. Ich muß Ihnen noch beiläufig erwähnen, daß die arbeitende Classe Frankreichs mir im Wesentlichen ebenso disponirt zu sein scheint; unsere Proletarier haben solchen Durst nach Wissenschaft, daß man sehr schlecht von ihnen aufgenommen würde, wenn man ihnen nichts zum Trank zu bieten hätte, als Blut. Kurz, es wäre meines Erachtens eine schlechte Politik für uns, als Racheengel zu reden (de parler en exterminateurs); der Gewaltmittel werden genug kommen; das Volk braucht hiezu nicht besonders ermahnt zu werden." Die zweite Hälfte des Briefes betrifft das Schicksal eines deutschen Flüchtlings, mit dem Proudhon bekannt geworden und den er gegenüber gewissen Ausstellungen des Herrn Marx in Schutz nahm.

Noch will ich zum Schluß dieser authentischen Belege über die socialpolitischen Anschauungen Proudhon's und der damaligen Zeit eine bemerkenswerthe Stelle anführen aus einem Brief an Maurice vom 27. August 1847. „Unsere Regierung, schreibt Proudhon, oder um es besser zu sagen, unsere Dynastie ist in ihrem Apogäum, allein der

Triumph des Systems bethört mich nicht und der Widerwille, den es mir einflößt, wird nur um so größer. Da Sie zu wissen wünschen, wie ich denke, so will ich Ihnen nicht verhehlen, daß die Realisation meiner Projecte auf dem Sturze Louis Philipps oder seines Nachfolgers, falls wir so lange warten, fußt. Es gilt in unserem Jahrhundert, die Allianz zwischen der arbeitenden Bourgeoisie und der Arbeiterclasse im eigentlichen Sinne des Worts zusammenschmieden; alles Uebrige muß verschwinden oder zu Kreuz kriechen (passer sous les fourches). Deshalb ist nothwendig, der Bourgeoisie und den Lohnarbeitern die wahren Beziehungen zu erläntern, welche sie vereinen, ihnen das Gesetz des Tausches, ein Gesetz, welches Alles umfaßt, erklären: Ackerbau, Handel, Industrie werden von ihm bestimmt, es regelt die Dinge dieser Welt, ohne die Menschen zu fragen, als wäre es die Vorsehung selbst. Diese Ideen, glaube ich, werden leicht verstanden werden; aber noch einmal, um diese schöne Vereinigung zu Stande zu bringen, müssen alle Mißbräuche, Vorurtheile und die, welche davon leben, geopfert werden. Ihre Zahl ist unglaublich und ich mache mich auf einen fürchterlichen Kampf gefaßt."

In derselben Zeit, aus welcher die obigen Briefe herrühren, hat Proudhon, wie gesagt, sein großes Werk über „Die Oekonomischen Widersprüche" vollendet. Ehe ich auf dasselbe zu sprechen komme, habe ich noch zwei kleinere Schriften zu erwähnen, die aus derselben Zeit stammen und die nicht ohne Interesse sind.

Die eine dieser Schriften, welche Proudhon zuerst in der Revue des Economistes, dann als Brochüre veröffentlichte, datirt vom Mai 1845 und führt den Titel: De la Concurrence entre les Chemins de fer et les Voies navigables — (Die Concurrenz zwischen den Eisenbahnen und den Wasserstraßen). „Wenn es wahr ist, sagt Proudhon in der Vorbemerkung, daß die Circulation auf Eisenbahnen ihre Morgenröthe feiert, so ist es für mich nicht minder wahr, daß die Flußschifffahrt noch in der Kindheit liegt; meine einzige Absicht war, die öffentliche Aufmerksamkeit auf eine Concurrenz zu lenken, welche über kurz oder lang zwischen den zwei machtvollsten Industrieen ausbrechen wird, welche von der Civilisation erfunden wurden. Es wird einen Kampf zwischen Riesen geben. Es ist wichtig, daß die Wächter des Volkes hiervon benachrichtigt werden." Proudhon plädirt mit warmen Worten und tiefem Verständniß für die Wasserstraßen; er spricht damit pro domo; allein er erhebt die Frage zu einer Frage des allgemeinen Interesses.

Die andere Schrift führt den Titel: Le Miserere ou la Pénitence d'un roi (das Miserere oder die Reue eines Königs). Auch sie erschien zuvor in einer Revue und zwar in Form eines Briefes an den Pater Lacordaire, der im Jahre 1845 die Fastenpredigten in Lyon hielt. Der bekannte Bußpsalm David's (Ps. 51) bildet den Vorwurf dieser Schrift. Sie ist ein kleines Meisterwerk sittlicher Polemik und zeugt von dem tiefen Ernst und der ebenso tiefen Sachkenntniß, mit welcher Proudhon religiöse Fragen zu behandeln wußte.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 8. December 1878. Nr. 49.

Das Verbot der Jacoby'schen Rede.

Nonum prematur in annum — und nahezu neun Jahre sind ja auch vergangen, seit Jacoby, am 20. Januar 1870, mit seinen Berliner Wählern sich über die sociale Frage auseinandersetzte. Damals urtheilte Hr. v. Schweitzer, der wohl als Sachverständiger auf dem Gebiete der Socialdemokratie gelten konnte, an Ort und Stelle über die Rede, sie sei ein harmloser auf halbem Wege stehen bleibender Excurs, der ihm und seiner Partei nicht genügen könne. Auch die Staatsanwälte, denen Jacoby ja stets, vor wie nach, ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit war, haben damals nichts Unrechtes an dieser Rede gefunden, als sie im Drucke erschien. Die Nerven der Zeit sind inzwischen andere geworden und so hat denn auch diese, wohl längst vergriffene Brochüre (verlegt bei Adolf Cohn in Berlin) ein nachträgliches Geschick ereilt, sie ist auf Grund des Socialistengesetzes vom Berliner Polizeipräsidium verboten worden. Zur Begründung der Maßregel sagt die vom 19. Nov. datirte Verfügung:

„Die socialdemokratische beziehungsweise socialistische Tendenz der vorliegenden Schrift ist nach dem Inhalt des zweiten Absatzes auf S. 3 nicht zu bezweifeln, da der Verfasser als den Gegenstand seiner Betrachtung die Arbeiterbewegung, die sogenannte sociale Frage bezeichnet.

In dieser Schrift treten auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtete socialdemokratische Bestrebungen in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zu Tage.

Die auf S. 9 gegebene Schilderung von dem Massenelend der Arbeiter ist geeignet, in den ärmeren Bevölkerungsklassen Unzufriedenheit mit ihrem Loose, sowie Haß und Neid gegen die Besitzenden zu erwecken.

Am deutlichsten zeigen sich aber die auf den Umsturz aller bestehenden Staatsinstitutionen gerichteten Bestrebungen in den Schlußbetrachtungen auf S. 24, deren Gegenstand die Aufforderung zur Erkämpfung der staatlichen Freiheit und die Verherrlichung der politischen und socialen Freiheit in socialdemokratischem Sinne bildet."

Das ist die Begründung. An sie schließt sich der Hinweis auf die Frist, binnen deren eine Beschwerde gegen diese Maßregel nur zulässig sei. Nun, sie wird nicht erhoben werden, denn der Verfasser ist todt und der Verleger hat wohl kein geschäftliches Interesse mehr an

dem Schriftchen. So wird es verboten sein und verboten bleiben, einstweilen bis zum 31. März 1881.

Eine Anregung jedoch wünschten wir mit dieser Mittheilung zu verbinden. Unter den Verboten die neuerdings, besonders von auswärts her ergangen, befindet sich eine größere Zahl, z. B. gegen die Schäffle'sche „Quintessenz", gegen die Dühringschrift von Engels, bei denen es von Interesse und zur Warnung lehrreich sein würde, den Wortlaut kennen zu lernen. Mögen die betroffenen Verleger resp. Verfasser bei Zeiten darauf bedacht sein, solche Verordnungen, sowie event. die Entscheidungen der Beschwerdeinstanz an die Oeffentlichkeit zu bringen. Das ist ja ein Thun, das in keiner Weise gefährdet und für eine spätere historische Würdigung des Socialistengesetzes und seiner Erfolge ist eine Zusammenstellung dieser Verfügungen eine unerläßliche Vorarbeit. Auch der Reichstag schon wird, wenn ihm die zugesagte Rechenschaft abgelegt wird, in seinem Urtheil sicherer gehen können, wenn dies Material nicht erst mühselig von den Einzelnen aus den Akten zusammengesucht werden muß. Die „Wage" erklärt sich gern bereit zur Aufnahme solcher Mittheilungen und gleichen Dienst werden gewiß die Blätter, die noch zur ernsthaft freisinnigen Presse in Deutschland gehören, nicht versagen.

Vischer über den Cynismus.

Dem berühmten schwäbischen Aesthetiker hat neulich seine Wissenschaft einen unangenehmen Streich gespielt. Er ärgerte sich, wie das ja wohl auch Andern passirt, über die Ausartungen der neuesten Frauenmoden und bestieg sein Saumroß um den Kreuzzug zu predigen. Der Artikel „Wieder einmal über die Mode", den das diesjährige Märzheft von Lindau's „Nord und Süd" brachte, ist sicherlich, schon wegen des Staubes, den er aufwirbelte, dem Leser, noch mehr der Leserin noch im Sinne. Der Verfasser hatte dabei, wie uns scheint, nach zwei Richtungen hin fehlgegriffen, im Inhalt, wie in der Form. Wenn er die Frauenmode nicht blos nach den Anforderungen der Schönheit, sondern auch nach denen der Sittlichkeit beurtheilen wollte, so mußte er einen Schritt höher ins Allgemeine thun und die Frage stellen nach dem Wesen und Sinn der Mode und ihrer Wechsel überhaupt, nach ihrer Physiologie. Fand er dann als Grundzug das bewußte oder unbewußte Bestreben, dem andern Geschlecht zu gefallen, so durfte er sich an den Begriff der Mode als „Hochzeitskleid" (um kurz mit dem Darwinistischen Worte zu bezeichnen) fest anhalten, um auch über die Bedingungen des Wechsels und der Ausartung bald sicher zu werden. Daß nach Kriegen die Bevölkerungsziffer rasch zu steigen liebt, ist eine alte statistische Erfahrung, in gleichem Schritte mit diesem Streben wird also in solchen Zeiten auch die Lust zur Anlockung des Geschlechts sich steigern müssen, wird das Hochzeitskleid sich glänzender und verführerischer entfalten. In der Thierwelt ist es bekanntlich das Männchen, dem diese anstrengende und oft doch unfruchtbare Arbeit zufällt; in der höchst ungerechten Gesellschaftsordnung der Menschen ist diese Aufgabe (mit der unbedeutenden Ausnahme etwa junger Officiere, Schauspieler u. A.) allein dem weiblichen Geschlechte vorbehalten. Der Macht des Naturgesetzes gehor-

chend, wird diese Bemühung des Anlockens um so angelegentlicher, neigt sich aber auch um so mehr zur Ausartung hin, je weniger Entgegenkommen das andere Geschlecht zeigt, sei es daß dieses durch anderweitige Genüsse abgestumpft oder daß es durch moderne Philosophie zu düsterer Weltanschauung geneigt sei. Daß solche Apathie von der einen Seite im Gefolge eines großen Krieges sich zeigen könne, das wird zwar Hrn. Vischer wider den Strich gehen, in seinem noch unvergessenen Vortrage über den Krieg hatte er ja eher entgegengesetzte Erfolge verkündet; aber er konnte hier mit geschicktem Griffe sich salviren und zugleich alles das beseitigen, was etwa in der bisherigen Darlegung auf seine Leserinnen verletzend gewirkt hätte, indem er die Erklärung hinzufügte, daß natürlich sowohl diese blasirte Männerwelt, wie die dadurch zum Aeußersten gereizte Frauenwelt nur die von Frankreich sei, die das als naturgemäße Nachwehe ihrer Frevel von 1870—71 zu tragen habe und daß die deutsche Frauenwelt dabei nur der sanfte Vorwurf treffe, in Nachahmung der fremden Mode allzu unschuldig zu sein. Das gab dann vielleicht hier und da ein ungläubiges Schütteln der Köpfe und Köpfchen, aber zum lauten Widerspruch wäre es nicht gekommen.

Ferner aber hatte Hr. Vischer stark in der Form gesündigt. Er hat den Ehrgeiz, nach seinem Kochbuch auch kochen zu wollen und er gefährdet damit den im Laufe der Jahre zur Autorität gewordenen Ruf des ersten in merklicher Weise. Wie er sich vor etlichen Jahren ohne sonderlichen Erfolg vorgenommen hatte, den reinen Begriff der Satire in seinen „Epigrammen" zu verkörpern, wie er neuestens in wahrhaft verblüffender Weise der Welt zweibändig demonstrirt hat wie der eigentliche veritable Humor aussehen müsse: so war er auch, bevor er „wiederum über die Mode" schrieb, in seine Rüstkammer gegangen sich nach einer geeigneten ästhetischen Kategorie umzusehen. Wollen wir mal cynisch sein! sprach der Professor nach langem Besinnen, Kyon, Kynos, was sieht eine Frau nicht ihrem Schooshündchen an Unarten nach! Aber er vergriff sich in der Büchse oder führt falsche Etikets, denn was schließlich herauskam, war nicht jene ehrliche, den sinnlichen Reiz vielmehr verhöhnende Derbheit des Rabelais und Fischart, sondern ein gespreiztes nach Witz haschendes, in Wortkräuselei sich abmühendes Wesen das, wo es einmal warm werden wollte, einfach den Eindruck des Lüsternen machte. Damit soll dem alten würdigen Herrn — denn beides ist Vischer gewiß — nicht der Hauch eines persönlichen Makels angethan sein, er hat eben die Lehre vergessen, daß man im Alter verständigerweise geschlechtslos wird in Werken und Worten und es den Jünglingen und Mädchen füglich überläßt, wie sie sich am besten gefallen. Bei seiner offenbaren Absicht, der Frauenwelt selbst eindringlich ins Gewissen zu reden, wäre es schon ein arger Mißgriff gewesen, dies in cynischer Form zu thun, da der gebildeten Frau, geschweige denn dem Mädchen, der Cynismus immer nur, und schon äußerlich abstoßend, als Rohheit erscheinen wird und ihr seine ästhetische Berechtigung ebenso unbegreiflich bleibt, wie z. B. der Humor und die Selbstironie, denen gegenüber auch die gewandteste Frau zur hülflosen Lenette zu werden pflegt. Wieviel Aerger nun erst, wenn dieser Cynismus bisweilen noch verliebte Seitenblicke zu versuchen scheint!

An Beispielen läßt sich dieser Vorwurf leider nicht erhärten, man

müßte zu deutlich über Dinge werden, die sich dem guten Geschmack nun einmal in keinerlei Form genießbar machen lassen; da aber Hr. Vischer, wie aus seiner Rechtfertigung hervorgeht, nicht klar darüber zu sein scheint, was eigentlich seinem Artikel den ungünstigen Empfang zugezogen hat, so citiren wir ihm S. 11, am Schlusse des ersten Absatzes, die „Ideenassociation" und den Schlußsatz am Fuße von S. 9, dessen widerlichem Eindrucke man übrigens auch in dem neuen humoristischen Werke des Verfassers da, wo er die sogenannte tragische Katastrophe in Norwegen zu erzählen hat, begegnet.

Soweit der Widerspruch, und nun kommt der erfreulichere Theil. Hrn. Vischer hat es denn doch gewurmt, wie man seinen Essai so verlästern könne und da ihm der sonst übliche verachtungsvolle Hieb gegen die frivole, verderbte, unwissende Zeitungspresse diesmal nicht ausreichend schien, so hüllte er ihn in eine kleine Abhandlung ein, in der er außer dem Unrecht der Andern auch sein eigen Recht darzulegen versuchte und in diesem Geleite ließ er den verpönten Artikel noch einmal („Mode und Cynismus. Beiträge zur Kenntniß unserer Kulturformen und Sittenbegriffe. Von Friedr. Theod. Vischer. Stuttgart, Wittwer.") abdrucken. Und abgesehen davon, daß man am Schlusse der Lectüre des zweiten Aufsatzes doch sein Urtheil über die Geschmackssünden des ersten nicht geändert findet, ist die Erörterung eine sehr lesenswerthe.

„Man begreift", sagt der Verf., nachdem er kurz den Hergang der Dinge berichtet, der ihn zu dieser Veröffentlichung veranlaßt hat, „daß ich nicht zur Feder gegriffen habe, um den beschrieenen Artikel gegen seine Widersacher und gar gegen die letztere Gattung derselben zu decken. Ich leugne zwar nicht daß bei manchem Einwurf, wie solche allerdings auch von anhörenswerther Seite gekommen sind, der Drang zur Gegenwehr sich regen muß, ja daß auch unvernünftiger Vorhalt das natürliche Gefühl zum Gegenstoß anreizt, aber versichern kann ich, daß dieser Zweck allein mich nicht entschieden hätte. Man soll die Literatur nicht vermehren, nur um sich seiner selbst anzunehmen. Aber Begriffe klarstellen: das ist ein Zweck, der zum Schreiben berechtigt und auffordert. Und der Begriff, um den es sich hier handelt, bedarf der Klarstellung; sie ist nicht leicht, fordert eine Reihe dialektischer Unterscheidungen, ist meines Wissens noch nirgends gründlich vorgenommen und ich gestehe, daß ich selbst durch die neuere Erfahrung erst gemahnt worden bin, mir über die Gründe meines guten Rechts deutlichere Rechenschaft abzulegen, als zur Zeit, da ich in raschem Zuge niederschrieb, was seit Jahr und Tag die jetzige Mode zu denken gibt. — Nachdem ich übrigens einmal an diese Arbeit gegangen bin, wäre es nur gesucht, wenn ich von ihren Ergebnissen nicht auf den Artikel die Anwendung machte, der doch die Veranlassung einmal gegeben hat; warum das Concrete meiden, wenn es just am Wege liegt?

Ich soll in der Art, wie ich mich ausließ, den Anstand verletzt haben. Wie nennen wir diese Verletzung? Ihr Name sollte den Titel abgeben. Schon dieser war schwer zu finden. Ich dachte, nur eine ungefähre, negative Bezeichnung zu wählen und zu setzen: „Ueber die Grenzen des Anstands" oder etwas gedehnter: „Ueber die nothwendigen Grenzen im Einhalten des Anstands." Die letztere Wendung wäre von Schiller entlehnt; seine Abhandlung „Ueber die nothwendigen

Grenzen beim Gebrauch schöner Formen" ist wenig beachtet und doch gleich wichtig an sich wie für den Entwicklungsgang der Ansichten des edlen Denkers und Dichters. Schiller fühlte offenbar, daß er die ästhetische Bildung überschätzt hatte, als er ihr in seinem Gedichte: Die Künstler und in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen die große Rolle zuwies, geradezu das ungeheure Werk der Menschenerziehung zu übernehmen bis zu der Station, wo der Mensch fähig sein soll, die scheinlose Wahrheit und das strenge Sittengesetz frei vom einhüllenden Reize des Schönen zu fassen und zu befolgen, als er kühn vertraute, daß unter der Hülle der schönen Form die Völker und Individuen das Wahre und Gute in sicher leitender Ahnung schon mitbekommen. Er ließ im selben Jahre (1795) schon den genannten Aufsatz folgen. Jetzt unterschied er streng die Fälle, wo der Mensch dem Schönheitsgefühle als einem gefälligen Surrogat für die unerbittliche Pflicht und den strengen Begriff sich überlassen dürfe, von denjenigen, wo es heißt: scheiden! Entweder, Oder! Hier gebietet entweder die Vernunft, das Sittengesetz oder das Gefühl, die Einbildungskraft, der Geschmack, und wenn jene, so giebt es keinen Compromiß mit diesen Schiller kehrt sich nun vor Allem gegen die spielende Unterrichtsmethode, wie sie damals aufgekommen war, und gegen das Belieben unterhaltenden, bilderreichen Vortrags, wo strenge wissenschaftliche Methode gefordert ist — das Letztere gewiß eine Mahnung, die für unsere Zeit nichts weniger als verspätet kommt, — dann aber gegen die moralische Verweichlichung durch einseitig ästhetische Cultur. Er greift hier seine Beispiele vorerst aus dem Privatleben; er zeigt, wie leicht die Liebe, sonst ein Hebel jeder edelsten sittlichen Kraft, in Versuchung geräth, unbedingte Pflichten zu verletzen und die Verletzung mit dem Namen eines Opfers für den Geliebten zu beschönigen, wie leicht wir ungerecht handeln, um großmüthig zu handeln, wie nahe es liegt, höflich und delikat zu sein auf Kosten der Wahrheit, unmenschlich, um einer Vorspieglung des Ehrgefühls genugzuthun, dann aber geht er auf das politische Gebiet über und da lautet die Verkehrung: blutig vorgehen, um ein unmögliches Ideal politischer Glückseligkeit zu verwirklichen, Gesetze in den Staub treten, um für bessere Platz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elend preiszugeben, um das geträumte Wohl der nächstfolgenden dadurch zu begründen. Man erinnere sich der Zeit, in welcher er schrieb. Es war eine schönselige Stimmung, aus welcher die Greuel der Revolution hervorgingen, es war die Sentimentalität, welche die französischen „Schinderskuechte" zur Schneide der Guillotine zuschärften; sie hielten für passend, die Leute zu köpfen, um für Rousseau's Welt-Idylle Raum zu schaffen. Nicht so empfindsam ist unsere Zeit, doch aber wie unheimlich paßt auf sie auch dieses schlagende Wort, da jetzt Rousseau's Wahnbild von Freiheit und Gleichheit abermals aufsteht und Gesellschaft und Staat zu zerstören droht! — Ich muß dem Reiz widerstehen, dies zu verfolgen, und hebe noch folgende Sätze aus, die sich auf das rein menschliche Gebiet beziehen und deren zweiter gar leicht auf mein Thema — die Frage, wo die Artigkeit aufhören müsse — sich anwenden läßt: übertriebener Hang zum Schönen kann den Charakter verderben; — die Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl kann

unschädlich sein, aber der Fall verändert sich gar sehr, wenn Empfindung und Vernunft ein verschiedenes Interesse haben, wenn die Pflicht ein Betragen gebietet, das den Geschmack empört. —

Ein anderer kleinerer Aufsatz enthält „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst." Unter dem Gemeinen versteht Schiller Alles, was einem geistigen Interesse gegenüber blos sinnliche Bedeutung ansprechen kann, wie z. B. an einem großen Manne sein Stammbaum, seine Kleidertracht, sein Hauswesen gegenüber seinen Entwürfen und Unternehmungen. Er unterläßt nicht, sogleich hinzuzufügen, daß es doch nicht auf den Stoff an sich ankommt, sondern auf die Behandlung; diese kann das bloße „Gegenüber" in einen innern Zusammenhang verwandeln; Schiller verweist zunächst auf den Geschichtschreiber; besitzt er Geist und Seelenadel, so wird er auch in dies Untergeordnete ein Interesse, einen Gehalt legen, der es wichtig macht, in höhere Beleuchtung aufnimmt. So nun auch der Künstler, der Dichter. Er kann das Gemeine in seiner Gröbe aufnehmen und durch den Zusammenhang, in den er es stellt, durch irgend eine geistige Beziehung, die er ihm giebt, es veredeln. Schiller steigert vorerst den Begriff, er führt dem Titel gemäß auch das Niedrige ein, das sich — so bestimmt er die Bedeutung des Worts — zum Gemeinen verhält wie konträres zum kontradiktorischen Gegentheil, also wie beispielsweise Bös zum bloßen Nichtgut. Das Niedrige ist nicht einfach nur ein Sinnliches, das durch keinen Zusammenhang mit dem Geist geadelt wird, es besteht in der Rohheit, in der verächtlichen Gesinnung, die das bloß Sinnliche zum Gewollten erhebt und dabei überdies absichtlich den Anstand außer Augen läßt. Nun wäre eigentlich ein wichtiger Unterschied einzuführen: der des objectiven und des subjectiven Gebrauchs der genannten Ingredienzien, nämlich eben des Gemeinen und Niedrigen: es ist natürlich sehr zweierlei, ob ein Dichter oder Künstler es wagt, für seinen Zweck gemeine und niedrige Züge oder ganze Personen uns vor Augen zu bringen, oder ob er im eigenen Namen sprechend den Anstand und die edlere, geistigere Sitte vor den Kopf stößt. Beim zweiten dieser Fälle müssen wir statt: Dichter allgemeiner sagen: Schriftsteller, denn es ist zwar auch an Dichter zu denken, vorzüglich an satirische, doch eben so sehr, ja mehr noch an literarische Darstellung, Besprechung überhaupt, namentlich an jene, die nicht an wissenschaftliche Strenge und Würde gebunden ist, sondern lebendig an die Gegenwart sich wendet und daher das Recht freierer Bewegung genießt. Kurz und straff, wie er zum Ziele geht, denkt Schiller nur an den ersten Fall und führt nun die zwei Bedingungen auf, unter welchen das Gemeine und Niedrige in die Kunst eingelassen werden darf, die zwei Mittel, für diese unsaubern Figuren das Bürgerrecht zu erkaufen: sie sind das Komische und das Furchtbare. Jeder Bewanderte sieht, daß er hierbei auf Lessing fußt. „Was der Dichter für sich selbst nicht nutzen kann, nutzt er als ein Ingrediens, um gewisse vermischte Empfindungen hervorzubringen und zu verstärken, mit welchen er uns in Ermangelung rein angenehmer Empfindungen unterhalten muß. Diese vermischten Empfindungen sind das Lächerliche und das Schreckliche. Wenn unschädliche Häßlichkeit lächerlich werden kann, so ist schädliche allezeit schrecklich", so sagt der große Kritiker im

Laokoon; den Styl der Zeit und gewisse Mängel in der Begriffs-Bestimmung wird ein nachdenkender Leser leicht abziehen und sich gern in die schlagende Wahrheit und Fruchtbarkeit vertiefen, die er schon auf den zweiten und dritten Blick diesen Sätzen ansehen muß.

Es ist nun, was wir durch Hülfe dieser Autoritäten gewonnen haben, erst für unsern Zweck zurechtzurücken. Dabei handelt es sich um folgende Punkte:

Lessing hat, wie Schiller, nur die Kunst im Auge; auf sie hinüberzublicken wird in unserem Zusammenhang allerdings gut und lehrreich sein, an sich aber stehen wir auf einem anderen Boden, auf dem, welcher soeben schon angedeutet ist: diese Untersuchung knüpft sich nicht an ein Dichtwerk, das sich erlaubt hat, anstandswidrige Figuren oder Wendungen vom Stapel zu lassen, sondern einfach an ein Urtheil, das über eine ästhetisch-sittliche Erscheinung ausgesprochen wurde, und sie dreht sich um die Frage, ob es nicht, indem es seinen Gegenstand als großentheils häßlich darstellte, durch die Art seiner Darstellung selbst häßlich geworden sei; dies ist der Anlaß, und die Beantwortung der speziellen Frage führt, wie sich bereits einleuchtend ergeben hat, auf die allgemeine, wann und wieweit Verletzung des Geschmacks und Anstands berechtigt, vielleicht sogar gefordert sei.

Sodann muß genauer genommen werden, was Schiller Geschmack-empörend gemein, niedrig, was Lessing mit allgemeinerem Wort häßlich nennt. Nicht, daß wir erschöpfend zu Werke gehen müßten; insbesondere haben wir nicht unmittelbar auf das moralisch Häßliche abzusehen, worauf Schiller in seiner Art zu schnell und ausschließlich lossteuert; allerdings zwar ist unsere Frage ebenso sehr eine moralische, als eine Form- oder Geschmacksfrage, ja sie ist das erstere in ganz prägnantem Grad, aber zunächst müssen wir das Häßliche in so allgemeinem Sinne fassen, daß die eine der genannten Wirkungen, die komische, nicht ausgeschlossen wird, zu welcher ja wesentlich gehört, daß irgend etwas eintrete, was die Betrachtung vom sittlichen Standpunkt ableitet. Erst im Verlaufe wird dieser in seiner Bestimmtheit aufzunehmen sein, da nämlich, wo unser Weg zu dem führt, was Schiller und Lessing das Furchtbare, das Schreckliche nennen. Diesen letzteren Begriff werden wir erweitern müssen; wir sagen vorerst, wie oben, als wir ganz vorläufig die betreffende Unterscheidung einführten, besser nur: ernst, ernste Wirkung; die Stelle wird sich finden, wo davon die Rede sein muß, daß es wirklich gelten kann, Stöße so starker Art zu führen, wie sie durch jene Namen bezeichnet sind. Uebrigens wird es sich auch von einer Mischung handeln, worin die komische und die ernste Wirkung zu einer gewissen Einheit sich verbindet.

Wir können unser Thema auch so bezeichnen: es gilt, Schillers kurze Aufstellungen „über die nothwendigen Grenzen im Gebrauche schöner Formen" und „über das Gemeine und Niedrige in der Kunst," — Sätze. die in sich das Bestimmte des Stoffs zu wenig einlassen, weiter zu entwickeln und speziell auch auf das Anstandsgebiet außerhalb der Kunst anzuwenden. „Das Bestimmte des Stoffs": dazu müssen wir sogleich setzen: und seiner Behandlung.

Es wird auf keinen Widerspruch stoßen, wenn wir nun sagen: diese Behandlung ist überhaupt zu bezeichnen als ein Aufdecken und

zwar Aufdecken eines Solchen, was in dieser Aufdeckung ekelhaft erscheint, häßlich im Sinne des Ekelhaften. Und das Prädikat häßlich oder ekelhaft trägt sich, je nachdem das Aufdecken beschaffen ist, auf den Aufdeckenden über. In den paar Worten: „je nachdem das Aufdecken beschaffen ist", verbirgt sich, wie man leicht erkennt, eine Welt von Fragen. Wer kurz sieht, wird dies aber nicht finden, sondern einfach sagen, die Uebertragung vollziehe sich nothwendig auf alle Fälle, denn der Anstand verbiete das Aufdecken schlechtweg und immer.

Das Häßliche, sofern es sich als Prädikat dem Aufdeckenden anhängt, wollen wir nun cynisch nennen und da ich eine kurze Ueberschrift brauchte, so habe ich einfach gewählt: über das Cynische. Doch etwas mehr vom Inhalt muß der Titel andeuten; ich fügte hinzu: und sein bedingtes Recht; denn wir haben die Frage nun so zu stellen: ist das Cynische schlechthin unerlaubt, oder, wenn es Bedingungen giebt, unter denen es gerechtfertigt ist, welche sind sie?

Natürlich müssen wir nun zuerst näher zusehen, was das Cynische ist, und es muß zu diesem Zweck ein Wort über das Wort vorangeschickt werden. Die Bezeichnung hat ihre Schwierigkeit. Der Ausdruck ist, wie man weiß, vom Hunde genommen. Die Natur hat diesem edelsten aller Thiere einen doppelten Fluch aufgelegt. Seine größte Tugend, die unbedingte Anhänglichkeit an seinen Herrn, hat seinen Namen zum Schimpfwort für ehrlos unterwürfige Menschen gemacht, so im Deutschen, Italienischen, Französischen; die Bedeutung wird von da über alles Niederträchtige, Verächtliche erweitert (canaglia, Hundepack). Die zweite unselige Mitgift sind gewisse Gewohnheiten, die den armen Burschen, der nichts dafür kann, zum Bilde des Schmutzigen, des Wühlens im äußerst Natürlichen gemacht haben; das Gebiet ist so unsagbar unanständig, daß die neueren Sprachen vorgezogen haben, das Wort aus einer todten zu entlehnen, wenn der Hund seinen Namen für vergleichbares menschliches Treiben hergeben soll: ein Sprachgebrauch, dem offenbar ein Gefühl zu Grunde liegt, als würde das höchst Widerliche, um das es sich handelt, der Vorstellung bereits zu nahe gerückt, wenn man die Bezeichnung aus der eigenen Sprache holte. Wir sagen: hündisch, wenn von serviler Selbstwegwerfung, dagegen cynisch, wenn von dem gewissen Griff in den Schmutz die Rede ist, der an dieses Gebahren des Hundes erinnert. Da sich das Thier dessen im Geringsten nicht schämt, so muß der Ausdruck Cynismus öfters auch dienen, besonders frech auftretende moralische Gemeinheit zu charakterisiren, eine Gemeinheit, welche vorgeht, als verstände sich das Schlechte, das Ehrlose von selbst; dies ist es, was Schiller im zweiten der genannten Aufsätze das Niedrige nennt. Wir müssen aber in unserem Zusammenhang von diesem letzteren Sprachgebrauch absehen, sonst verwirren wir uns. Es ist spezifisch das Schmutzige, was uns beschäftigt, es ist das turpe, wie es gemeint ist, wenn man sagt: naturalia non sunt turpia — eine Sentenz, mit deren übrigem Sinn wir uns für jetzt noch nicht zu befassen haben. Nicht so einfach, als es einem naiven Leser scheinen mag, beantwortet sich die Frage, was darunter zu verstehen sei. Man muß sich die Mühe nehmen, Unterscheidungslinien durch das ungern betretene Feld zu ziehen; eine derselben ist so wesentlich, daß sie sogleich aufgeführt werden muß, da sie

geradezu die Richtigkeit unseres Titels in Frage stellt. Bei dem Worte turpia denkt man an allerhand Schmutziges, das nicht eben in das geschlechtliche Gebiet gehört, und Verletzungen der Scham und Sitte, die in das letztere fallen, nennt man, genauer genommen, nicht cynisch, sondern obscön; da von diesem Gebiete hier ebenso die Rede sein muß, wie von dem der turpia, so müßte unsere Ueberschrift neben dem Cynismus eigentlich auch den Obscönismus nennen. Man meine nur nicht, es handle sich hier um eine Wortklauberei; der Verlauf wird es zeigen; soviel mag schon hier gesagt werden: Cynismus (jetzt im engeren Sinne des Worts) und Obscönismus ist so sehr zweierlei, daß der derbste Cynismus Kinder-Unschuld sein kann verglichen mit dem kleinsten Obscönismus."

Die Wissenschaft — so geht der Gedanke nun ungefähr weiter — hat die Disharmonie, die zwischen den körperlichen Bedingungen unsres Daseins und den geistigen Aspirationen eintreten kann, durch ihre Erkenntniß von der tiefern Einheit beider überwunden; in der Gesellschaft hat sich ein System von Mitteln herausgebildet, um diese Disharmonie nicht hervortreten zu lassen. So hat der Begriff des Anstandes sich entwickelt als „eine stillschweigende, als selbstverständlich feststehende Uebereinkunft, daß all das, woran sich der Eindruck knüpft, als würden wir, wenn es offen gelegt wird, unter unsre Menschenbildung hinabgedrückt, Ein für allemal zugedeckt bleibe, nicht genannt, nicht gezeigt werde". Aber nur scheinbar ist dieser Anstand etwas so Feststehendes. Man zieht in Männergesellschaft ihm weitere Grenzen, aber auch da wo beide Geschlechter vertreten sind, wird je nach dem die Gesellschaft wirklich gut ist, auch ein freierer Ton der Rede geduldet sein. „Kann sein", fügt schwäbisch Hochgefühl hinzu, „daß man hierin im Süden Deutschlands liberaler ist, als im Norden; es hängt auch mit dem Gelten des Dialekts zusammen. Der Norddeutsche mußte einst den seinigen opfern, um das Neuhochdeutsche zu lernen; wir, im Bewußtsein daß unser hoch-, d. h. oberdeutscher Dialekt den weitaus größeren Beitrag zur Ausbildung dieser Sprachnorm gegeben hat, sind zu bequem, die kleinere Mühe des kürzeren Schrittes von jenem zu dieser uns aufzulegen, bleiben daher halb im Dialekt stecken, gebrauchen ihn überall, wo es nicht öffentliche Rede gilt, und trüben diese mit unberechtigten Provinziallauten. Dies Verhalten ist zu tadeln, hat aber doch auch seine gute Seite. Wir halten uns das Naturgefühl der Sprache wärmer, bleiben dem Sprachquell näher und im Besitze eines Reichthums von Wurzeln, Wortbildungen, Redensarten, Schätzen verschiedner Art, die das Schriftdeutsche versäumt hat zu heben, sich anzueignen. Eine gewisse Naturlosigkeit fühlt man immer der Sprache jener Stämme an, die das Hochdeutsche einst mit ganzem Opfer ihres Dialektes lernen mußten, wie auch ihrer Aussprache, die zwar nicht an so vielen Nachlässigkeiten wie die unsrige, aber an gewissen Fehlern leidet, die uns immer wie naturfremde Kostbarkeit, überflüssige Bewußtheit gemahnen. Auch sie zeigen mehr Fülle, Kraft, gute Naivität und Humor, wenn sie zu ihrem alten Dialekte zurückgreifen. Sind wir nun dem Naturquell der Sprache näher geblieben, so hängt uns auch mehr Neigung an, Derbheiten der Volkssprache in den Verkehr der Gesellschaft Eingang zu gestatten. Die Erziehung verbietet weniger streng den Gebrauch eines saftigen Wortes, es

dauert uns das Salz der Rede und des Gedankens, das verloren geht, wenn zahme Schicklichkeit absolutes Gesetz ist; wir erschrecken nicht, wenn einmal ein Schuß fällt. Dabei meint der auswärtige Deutsche, wir gönnen uns dergleichen oder lassen es zu, weil wir unfrei in Cynismus versenkt seien. Sehr unrichtig, ja selbst unfrei! Wir schweben darüber, indem wir hineintreten." Respect vor der äquilibristischen Leistung!

Fernere Unterscheidungen in Bezug auf Anstandsbegriff und Anstandsverletzung sind zu machen, insofern das Wort ein gesprochenes oder gedrucktes ist, ob Wort oder Bild, oder ob gar Thun? Und hier ist er nun bei seinem Thema, bei dem Anstandsverstoße, den manche Frauentoiletten begehn. „Man geht von dem Satze aus: gewisse Dinge sollen nicht genannt werden. Nun geschieht Anstandswidriges, tritt faktisch auf in der Form des Thuns; es kommt Einer und nennt dies faktisch Anstandswidrige anstandswidrig, und die Folgerung ist: Du hast den Anstand verletzt. Also ergäbe sich: das Unanständige besteht darin, daß man das Unanständige unanständig nennt. Eine schöne Logik das! Weil es für das Unanständige keinen anständigen Namen giebt (das ist ja aber eben die Frage, Hr. Vischer!), soll die Schuld auf den Namengeber fallen. So wird der Anstand zum Freibrief für den Unanstand." Die Frechheit im Thun, geschützt vom Anstandsbegriff, fordert nothwendig dazu heraus, diesen vor den Kopf zu stoßen, in gleicher Weise thut es das Gegentheil jener Frechheit, die Prüderie. Gegen die erstere wird der Ernst, gegen die zweite der Humor die beste Waffe sein und so wird, im Sinne des oben citirten Lessing'schen Wortes vom Häßlichen als Hebel des Furchtbaren oder des Lächerlichen, der Cynismus da ein Recht haben, wo ernste oder wo komische Wirkung ihn nicht entrathen kann. Von letzterem möge der Verfasser nun wieder selbst reden:

„Wer unbedingt das Cynische verbietet, der verbietet das Komische, denn dieses kann des Cynischen nicht entbehren. Das Komische wird wahrhaftig nicht immer, nicht nothwendig cynisch sein, aber es muß die Hände ganz frei haben, sich des Cynischen zu bedienen, wann es ihm dient. Denn das Komische ruht auf dem Kontrast, die Freiheit im Kontrast-Erzeugen ist aber dahin, wenn es verboten sein soll, mit einem starken Ruck aufzuzeigen, daß dasselbe Wesen, der Mensch, dessen Haupt in der Geisterwelt steht, mit breiter Basis in der Natur steckt, mit langen Wurzeln in die Mutter Erde gesenkt ist, oder wenn es verboten sein soll, denselben Kontrast, wenn der Zufall ihn aufdeckt, zu bemerken und zu belachen. Statt Kontrast müssen wir eigentlich setzen und haben bereits gesetzt: Widerspruch. Das Komische ist der ertappte Mensch. Wäre der Mensch nur ein andermal ein Weiser, ein andermal ein Thor, jetzt ein freies Kunstwesen, jetzt ein thierverwandter Sohn der Natur, in dieser Stunde ein hochfühlender Geist, in der nächsten nach Speise und Trank lechzend und den Folgen dieser Genüsse unterworfen, da wäre nichts zu lachen. Das Zwerchfell schüttelt sich nur, wenn wir reimen sollen, was sich nicht reimen läßt, außer im ruhigen, nüchternen Denken, zu dem uns aber die Plötzlichkeit des Schlags, die bei allem Komischen vorausgesetzt ist, keine Zeit läßt. Genau ebendasselbe Wesen und in ebendemselben Momente muß als dumm und gescheut, stark und schwach, hoch und niedrig dastehen, der

Eine dieser zwei Endpunkte muß durch den andern durchscheinen. Nun ist aber sonnenklar, daß eine Grenzlinie dafür, wie weit oder wie wenig weit der Zufall oder der Witz in's Niedrige greifen dürfe, um es dem Hohen, dem Geistigen in Einem und demselben Wesen entgegenzuschleudern, unmöglich gezogen werden kann. Ein edler, hochgestimmter Mensch, der von einer Eitelkeit, Naschhaftigkeit, einem sinnlichen Gelüsten irgendwelcher beziehungsweise milder, unschuldiger Art unbewußt beschlichen wird und dies naiv zum Vorschein bringt: dies kann genügen zu einem vollkommen komischen Kontraste. Wird er sich des Widerspruchs selbst bewußt und belacht ihn, wird also aus dem Ertappten und Ertappenden Ein Mann: um so besser. Der heilige Augustin bekennt, als er Christ geworden, aber so schnell aus dem Genußleben seines lustigen Heidenthums sich noch nicht losringen konnte, habe er oft seufzend zu Gott gebetet, er möchte ihn aus dem Pfuhl der Lüste erretten, doch manchmal hinzugefügt: aber nur nicht gar zu schnell! Dies ist vollendet komisch ohne irgendwelche Nennung des Häßlichen. — Ein Pfarrer, der versichert, er pflege aus Gesundheitsgründen zu predigen, bis er schwitze, sagt immer noch nichts Unanständiges, — Schweiß: das passirt noch. Aber es kann im Komischen so glatt eben gar nicht immer ablaufen.

Nun denke man an Naturen, die eine Neigung zum Komischen, Laune, Witz, Humor haben, und man begreift, daß sie keine matten, halben Kontraste lieben, daß sie daher gern stark salzen. Nie wird es gelingen, sie darin zahm zu machen. Es ist höchst geistlos, den Häring gelten zu lassen, mit dem Zusatz: wenn er nur nicht so salzig wäre. Oben ist gesagt, Cynismus sei „zunächst" ein Wühlen im Schmutz mit Vorliebe. Dieser Begriff hat sich uns nun wesentlich vertieft, veredelt. Aus der Vorliebe und ihrem Thun ist eine freie Liebe zu einem Spiel geworden, das Sinn und Tiefe hat und ästhetisch genannt werden muß, obwohl es in den Schmutz greift. Man stelle sich aber auch ganz idealistisch gestimmte Menschen vor, die als solche für Störungen hoher Gefühle, Phantasieen, Gedanken so äußerst empfindlich sind, man versetze sich in ihren Grimm gegen diese Störungen, man vergegenwärtige sich diejenigen unter ihnen, die zugleich die humoristische Ader haben, so muß doch einleuchten, daß sie doppelt gern stark salzen, daß sie also ihren Zorn auf das Niedrige, das so quer uns kreuzt, durch die stärksten Bezeichnungen auszustoßen lieben: so wird man doch erkennen, wie schwach es wäre, zu erbeben, sich zu entrüsten, wenn sie so stark in's Zeug gehen. Es ist ja eben Idealismus, es geschieht ja aus Idealismus; es soll ja darauf getrumpft werden, daß die reinsten geistigen Stimmungen von der Beschäftigung mit dem Schmutze unterbrochen werden, welche unbarmherzig die Natur uns auflegt. Befreien wollen sie sich von der Erdenlast, indem sie das Schimpfenswerthe verschimpfen, mit Ekelnamen brandmarken, negirt wird das Niedrige, indem der Geist es verdonnert. Doch dies gehört nur so weit hierher, als sie noch halbärgerlich zu dem Elend lachen, vom Cynismus in lauterem Ernste ist hier noch nicht die Rede. Man darf außerdem nicht vergessen, daß nicht nur solch erzürnter, halb pathologischer Idealismus, sondern auch der freie Humor, aller Humor gern, ja nothwendig übertreibt, daß er die Hyperbel nicht entbehren kann. Falstaff weiß wohl, daß Bardolphs

Nase nicht Laterne am Admiralschiff, nicht das höllische Feuer, nicht der reiche Mann in Purpurkleidung, nicht ein flammendes Cherubschwert, ein ignis fatuus, ein unauslöschliches Freudenfeuer, nicht lodernde, leuchtende Fackel ist; Joh. Christoph Friedr. Haug weiß wohl, daß Herrn Wahls Nase nicht so groß ist, wie er sie macht, daß sie nicht zwei Stunden lang zum Königsthor hereinkommt und arretirt werden soll, weil sie sich nicht ausweisen kann, nicht so groß, daß man von Vermessung abstehen muß, weil die Geometer Diäten fordern. Der Humor idealisirt in seiner Weise, nämlich umgekehrt, er vergöttlicht das äußerst Kleine, das über sein Maß wächst und das Wohlverhältniß stört, als wollte es Rache üben an dem Zwang, den es um der lieben Ordnung willen erfahren muß, als wollte es abwehren, daß die Welt vor lauter Regel fad und langweilig werde. So kann es ihm denn auch nicht einfallen, die Natur sauber zu waschen, wo sie in die ängstlichen Kreise des Anstandes einbricht oder wo er sie für seine Zwecke einbrechen läßt; grob, je gröber je lieber muß er sie auftreten lassen, denn wo bliebe sonst der geforderte komische Kontrast?

Wir müssen nun den rein komischen Cynismus erst etwas näher betrachten. Das vorhin angeführte Beispiel von gereizten Idealisten ist aus der Welt einer Bildung gegriffen, deren geschärftes Bewußtsein höchst empfindlich ist gegen die Launen, womit die Natur, an die wir gekoppelt sind, den Geist und seine Schwingungen durchkreuzt; jetzt ist der freie, lustige freie Humor im Auge zu behalten und ist darin sogleich eine Unterscheidung einzuführen, die mit der obigen nicht verwechselt werden darf, welche einen harmlosen Kinder-Cynismus und einen häßlichen, nicht harmlosen Zoten-Cynismus einander entgegenstellte; nur eine Parallele wenigstens zwischen dem ersten Gliede des einen und andern Paares läßt sich bemerken, wenn wir jetzt einen naiven Cynismus ganzer Perioden und Schichten der Gesellschaft von einem bewußteren, zugespitzteren, durch bestimmte oppositionelle Wendungen in der Culturgeschichte bedingten fest unterscheiden.

Verweilen wir zunächst bei der ersteren Form. Ganz ohne Oppositions-Absicht ist allerdings auch sie nicht. Der Cynismus mit komischem Absehen hat, wie wir gefunden, hinter seinem nächsten Ziel immer auch die falsche Bildung, die übertriebene Scham, die zu ängstliche Verhüllung des Natürlichen im Auge; er führt immer Krieg mit diesem Feinde, mag derselbe auch nur im Hintergrunde stehen. In der That ist dieß der Fall schon in den Zeiten und Sphären, wo der in Rede stehende naive Cynismus zu Hause ist. Man kann fast sagen, er kämpfe doch auch gegen eine stete Möglichkeit des Uebergangs der richtigen Anstandsbegriffe in falsche, in Zimpferlichkeit und Prüderie. Er ist wirklich verwandt mit der Liebe der Kinder, im Schmutz zu wühlen und das Geschlechtliche herauszukriegen, wovon wir gesprochen und gesehen haben, daß ein Minimum von Opposition gegen das Künstliche in der Bildung dahinter steckt. Die Bildung ist immer künstlich, mag sie auch so neu sein, daß von zu großer Künstlichkeit noch nicht eine Spur sich zeigt; sobald der Mensch aus der Thierheit heraus ist, ergreift er ein System von Mitteln, seine Naturseite zuzudecken, das Kunst zu nennen ist, obwohl eine sehr gute, die ihm nur zur Ehre gereicht; aber die schwachen Keime künftiger Künstlichkeit liegen doch bereits in dieser noch

jungen Kruste verborgen. Das wittern denn alte Kinder, wie jederzeit die jungen, nehmen die Hand voll Lehm und werfen darauf los. In der That herrscht in den Zeiten, von denen jetzt die Rede ist, nichts weniger, als Prüderie — nämlich noch keine, wie in unsrer modernen Zeit keine mehr herrscht (wenn man nicht das Verkriechen der Frechheit unter den Anstandsbegriff so nennen will). Unsere Anstandsgesetze sind von viel neuerem Datum, als die Meisten glauben. Keine kleinere Geschichtsperiode, als geradezu das ganze Alterthum, Mittelalter, noch das sechzehnte, siebzehnte, und ein nicht leicht zu begrenzender Theil des achtzehnten Jahrhunderts ist unter unserem Gesichtspunkt als Zeitraum der Naivetät zu bezeichnen. Ist nun alle Welt naiv, so scheint ein Gegner, der wegen zu viel Scham cynisch zu verlachen wäre, gar nicht vorhanden; aber unsichtbar, im genannten Sinne, ist er doch vorhanden. Die Cynismen des Aristophanes sind faustdick, ich erinnere nur an die Schluß-Scene des ersten Akts der Weibervolksversammlung, an die Witze, welche den Aufflug des Trygäus im „Frieden" begleiten, und an die gewissen Sichtbarkeiten in der Lysistrata. Man kann allerdings mit einigem Rechte sagen, es sei die Feierlichkeit des hohen Styls in der Tragödie gewesen, wogegen die alte Komödie sich diese Genugthuung nahm: eine Rache des Lächerlichen am Erhabenen. Wie es in den Satyrstücken, dann auch in der neueren Komödie der Griechen, wie es in den italischen Atellanen herging, kann auch der Unkundige aus Vasenbildern ersehen. — Das Christenthum, sollte man meinen, werde eine neue Aera strengerer Verhüllungen und Verschweigungen geschaffen haben. Lag es doch in seinem Prinzip, daß es mit dem Messer der Negation zwischen Geist und Leib hindurchschnitt; daraus scheint ja zu folgen, daß das Gefühl der Scham mit einer den Naturreligionen unbekannten Stärke in den Gemüthern aufgestiegen sei. Allein ganz andere, spätem Wachsthum vorbehaltene Bildungs-Elemente mußten erst hinzutreten, um den im spirituellen Dualismus dieser Religion schlummernden Keim zu entwickeln. Auch die romantische Zeit mit all ihrer Ueberschwenglichkeit im Frauen-Cultus war noch unendlich ungenirt und die Scherzbücher des Mittelalters bereiten mit herzlicher Unflätherei den Eulenspiegel vor. Dem sechzehnten Jahrhundert, dem Zeitalter der Reformation fiel es nicht ein, daß aus dem neuen ethischen Leben, das mit der Abschüttlung langer Unmündigkeit aufging, auch strengere Decenzbegriffe zu folgern seien. Im Gegentheil, da nun auch das Volk aufwachte, geht ein Grobianismus los, wie er noch nie dagewesen. Man weiß, wie Luther redet und schreibt, man weiß, was für Dinge er in offenem Sendschreiben dem König Heinrich VIII. von England sagt, der den Theologen gemacht und über die Lehre vom Abendmahl gegen den Reformator geschrieben hatte: es ist so, daß einem ordentlichen Schüler heutiger Anstandsbegriffe die Haare wie Spieße sich aufrichten müßten, wenn ich es hersetzte. Und an der Reinheit und Zartheit von Luthers Gemüth kann doch Niemand zweifeln! — Ich will statt zahlloser Belege nur den herrlichen Mann und närrischen Humoristen Fischart noch anführen. Der hatte nun freilich in seinem Rabelais, als er dessen Gargantua und Pantraguel frei übersetzte, eben kein Muster von Decenz vor sich, allein Deutsche und Franzosen, wie auch Engländer waren darin Eines Sinnes, Niemand wußte es anders, als daß es ein ungeheurer Spaß sei, wenn

man vom Natürlichen mit derber Faust das Feigenblatt wegreiße. Das Kapitel „wie sich Grandgoschier verheiratet“ in Fischarts „Affenteuerlich Naupengeheuerliche Geschichtsklitterung“ ist bekanntlich zu gutem Theil eigenes, freies Werk des Rabelais-Uebersetzers und ist ein rührend schönes Zeugniß von seiner hochsittlichen Schätzung des Werthes der Ehe, aber dies herzliche, rein und warm gefühlte Lob aller Güter, welche das eheliche Band in sich schließt: welche colossalen Unflätereien und Obscönitäten sind dazwischen eingeklext oder besser, umgekehrt: aus welchen Klexen fingersdick aufgetragener Kothfarbe hebt sich der gemüthvolle Himmel dieses rührenden Bildes! — Der Volkshumor schuf sich damals bekanntlich seinen typischen Träger im Narren, im Hanswurst. Der war nun durchaus ein Cyniker erster Sorte, und Gottsched, als er zwei Jahrhunderte später dem so groben und schmutzigen, als heiteren Burschen den feierlichen Prozeß machte, hat dazu bessere Gründe gehabt, als es einem heutigen Freunde des Humors scheinen mag, der den Untergang dieser personifizirten Komik, dieses stehenden komischen Chorus beklagt. Es führt dies freilich abermals auch auf die Zote zurück, denn der Hanswurst war so stark in diesem Punkte, wie in den turpia. Das ist sehr schlimm; allein seine Zoten waren grob, und dies ist doch nicht ganz so schlimm, als wenn sie fein gewesen wären. Wir wollen hier einen Nebensprung auf das moderne Theater machen. Die Offenbachischen Singstücke sind in ihren guten Theilen hanswurstisch und dies ist ganz nett und lustig. Es soll immer auch eine Kinder-Komik geben, fröhlichen, dummen Spaß für alte und junge Kinder. Nun aber ziehen sich dazwischen Anzüglichkeiten, Lüsternheiten, freche Reize, frivole Anspielungen mit Spitzen des Hohnes auf jeden Glauben an Keuschheit und Treue, die einem Boden gründlicher Verdorbenheit entwachsen sind. Das ist Gift und doppeltes Gift, weil der Schierling da gepflanzt ist, wo man ihn nicht vermuthet: in einem Kindergarten mit Schaukel, Caroussel und Rutschbahn für harmlose Lust! Gierig hat man diese Mischung von lustiger Narrheit und Arsenik besonders in Wien in sich aufgenommen, wo der Gaumen schon gründlich dafür zugerichtet war. Ich habe, da ich Wien zu verschiedenen Zeiten besuchte, die Stadien vom gesunden, hellen, köstlichen Raimund-Humor bis zur Schmutzlache stufenweis verfolgen können. Der Pegel war Nestroy, dem ich einst so lustige Theater-Abende dankte, wie jenem Zaubermeister der ächten Komik, den ich dann endlich auf einer Stufe der Gemeinheit angekommen sah, daß man ihn mit einem Fußtritt von der Bühne hätte stoßen sollen. Er konnte mit einem bloßen gequetscht nasalen „Ah“ im Zusammenhang eines Gesprächs, wo von weiblicher Unschuld die Rede war, ein ganzes Jauche-Faß von Schmutz entladen, war aber gleich stark in der Kunst, das feinere Eitergift des artikulirten deutlich zweideutigen Wortwitzes in jedes Ohr und in jede Seele zu spritzen. Damals sagte Hebbel von ihm: wenn der an einer Rose nur gerochen hat, so stinkt sie. Die Zuhörer waren hochbeglückt. Wie es dann weiter gekommen, weiß man. Es ist eine eigene Nase, die Nase eines großen Theils des Wienerpublikums — was nicht stinkt, mag sie nicht. Das Treibrad in diesen Steigerungen ist die Hetze. Immer mehr! Immer Neues, immer stärkeren Pfeffer ist die Losung und so wird das gelüstige, naschhafte, ungeduldige Kind zum verdorbenen Lecker von Teu-

felsdreck. Es ist übrigens nicht blos die bald gröbere, bald feinere Zweideutigkeit, nicht blos ein Unfug der Schaubühne, um was es sich handelt. Unsere Zeit hat ein Geschlecht von Schreibern erzeugt — es blüht vorzüglich auf dem Helikon des Journalwesens, soweit ihn nicht die Sonne der Ehre bescheint, und lagert sich gern im Feuilleton —: dieses Geschlecht weiß viel, hat sogar Schopenhauer gelesen, ist höllisch modern, gründlich blasirt, hegt und treibt aber Ein tiefes Mysterium: die große, nagelneue Geheimlehre, daß das ganze Leben sich einzig um den Geschlechtstrieb (neben dem Gelde) drehe. Das gleicht dem ägyptischen Tempel, der mit Sphinx-Alleen, Prachtthoren, Säulenhallen geheimnißvoll die Erwartung hinzog, bis endlich im kleinen Heiligthum das Räthsel sich löste: Stier Apis."

Neben den zu komischer Wirkung bestimmten naiven Cynismus stellt sich dann der culturgeschichtlich motivirte polemische, der da auftritt und berechtigt ist, wo es gilt, abgelebten Formen der Schönheit oder der Sitte einen fröhlichen Garaus zu machen. Goethe in der Sturm- und Drangperiode wird hier als das mustergiltigste Beispiel aufgeführt, neben ihm Jean Paul, in dem der Cynismus freilich nur als schroffste Form des Realismus überhaupt und nur um dessen Gegensatz zum Idealismus und den daraus sich entwickelnden Humor desto schärfer auszuprägen, auftritt.

Schließlich wendet sich die Ausführung zu dem Cynismus, der ernste Wirkung erzielen will. Der Anstand, haben wir gesehen, ist conventionell geworden und in diesem Uebergange ihr wahres Wesen nicht bewahrende Scham, diese Wandlung kann im Verlauf sogar dahin führen, daß er im Thun das Schamloseste erlaubt und nur verbietet, es zu nennen. Da braucht man nun den Cynismus, um dem Heuchler, dem Lügner Anstand die Larve abzureißen. Man will erschrecken, man will das in Schlaf gelullte wahre Gefühl mit einem Stoß aus seinem Schlummer rütteln. Hier geräth der Verfasser nun in echte Wärme, hier bricht sich die Entrüstung auch ohne Zuthat der „cynischen" Würze in vollem Naturlaut Bahn und man kann sich kaum der holden Illusion erwehren, es handle sich bei dieser donnernden Schutzrede für die Freiheit des Wortes um etwas Höheres, Allgemeineres, als nur um das Recht, „burschikos" und in Ausdrücken, die nicht „aus Regionen stammen, wo nach Schnaps riechende verdorbene Dialecte herrschen" seine Meinung auszudrücken.

Die „Moral" aber faßt die Schrift also zusammen: „Man steht hier vor einer der Regionen, wo entgegengesetzte Thesen mit gleichem Rechte sich gegenübertreten und die lösende Auskunft der Diagnose des richtigen Gefühlstakts in der Praxis des Lebens anheim zu stellen ist. Die These heißt: man darf dem Cynismus auch nicht eine Spanne weit die Thür öffnen, sonst wird unaufhaltsam, unberechenbar mit der zulässigen Ausnahme die breite Rohheit den Spalt erweitern und in Massen eindringen. Die Antithese: wird die Thür unerbittlich verschlossen, so wird es im Zimmer so langweilig, dumpf, stumpf, ja entsteht solche parfümirte moralische Stickluft, daß es nicht auszuhalten ist; es ist auch glücklicher nicht möglich, so ganz abzusperren, das Leben sträubt sich mit Naturmacht dagegen, vor Salzlosigkeit zu verwesen. Da bleibt denn nichts übrig, als an den wirklichen lebendigen Menschen uns zu wenden

mit dem höchst unmaßgeblichen und unwohlweisen Rathe: gewöhne den Anstand so Dir an, daß er Dir zur andern Natur wird, daß Du es zur vollen Sicherheit darin bringst und keine wirklich gebildete Gesellschaft vor Dir Angst zu haben braucht; aber verschreibe ihm nicht Deine Seele, bleibe ein Mann, bewahre Dir die Reinheit der Wahrheit, Du kannst es vereinigen; — wenn Dir das Einhalten des Formgesetzes in Blut und Saft übergegangen ist, dann darfst Du es wagen, es zu übertreten, dann wirst Du Ort, Zeit, und Maaß richtig treffen. Halte den Anstand ein, halte aber auch fest am Rechte des Humors und am Recht, im Ernste darauf zu schlagen, wenn es zu bunt kommt; Menschenfurcht kann Dich nicht abhalten, das Ekelhafte ekelhaft zu nennen, wenn es sich erfrecht allgemein zu werden; die Mitwelt wird Dich schmähen, die Nachwelt wird sagen: Einer hat es doch mit Luther's Wort gehalten:

„Tritt frisch auf!
Thu's Maul auf!"

Ein Nachtrag zu Nr. 46 der „Wage".

Von Julius Duboc.

Ich habe in der genannten Nummer der „Wage" eine kurze Lebensskizze des ehemaligen Schauspieldirectors F. W. Großmann, als eines Vorläufers in dem Bemühen Lessing ein Denkmal zu errichten, veröffentlicht und den Verlauf dieser Angelegenheit erzählt. Als Ergänzung möge das nachfolgende charakteristische Actenstück dienen, zu dem sich das Original in der Kestner'schen Autographen-Sammlung in Dresden befindet. Es ergänzt in beziehungsvoller Weise sowohl das Characterbild des Mannes, als die Denkmalsangelegenheit, der er bis zum Schluß seines Lebens so treu gedient.

Nachricht an das Publikum.

Ohne die vorzügliche Gnade des regierenden Herzogs von Braunschweig, welcher mir zu dem Lessing'schen Denkmal für beinahe 700 Reichsthaler Blankenburger Marmor huldreichst geschenkt hat, müßte ich vielleicht noch etliche Jahre gleich einem terminirenden Bettelmönch hausiren gehen, um Beiträge zu sammeln. Und doch bleiben mir noch Berge zu übersteigen übrig.

Die ganze Einnahme beträgt	Rthlr. 550	18	Gr.
Meine Auslagen	„ 865	19	„
Mithin stehe ich im Vorschuß mit	Rthlr. 315	1	Gr.
an den Bildhauer Hrn. Prof. Doel in Gotha ist noch zu zahlen	„ 476	14	„
den Grund zu legen ohngefähr	„ 150	—	„
ein eisernes Gitterwerk	„ 120	—	„
einem Bildhauer für die Aufsicht	„ 20	—	„
	Rthlr. 1081	15	Gr.

Hierzu sollten aus Wien vom Grafen Uparte eingehen hundert Dukaten, welche bei dem gräflich Friese'schen Comptoir deponirt sein sollten und 100 Rthlr., welche der Direkteur Seconda in Dresden zu zahlen versprach. Allein Graf Soden, welcher sich der Unternehmung eifrigst angenommen, meldet mir:

„daß der Graf Friesen von keiner Deponirung etwas wisse und Seconda nicht zahlen wolle."

Vorfälle, welche am Ende eines Hiob's Geduld ermüden möchten! Allein der Teutsche verliert das einmal vorgesteckte Ziel nicht aus dem Auge, kämpft mit jedem Hinderniß, bis er es erreicht hat und versucht alle ehrbare und erlaubte Mittel, um seinen Zweck zu erlangen. Ein solches Mittel ist — die Großmuth des Publikums, dessen Nationalstolz und Nationalliebe ich in Anspruch nehme und inständigst bitte: Mich mit Beiträgen zu unterstützen.

Wahrlich! Lessing verdient es! Und ich verdiene für Jahrelangen Verdruß und Mühseligkeiten die Zufriedenheit, welche erreichte Absicht gewährt.

Die Berechnung der eingelaufenen Gelder und deren Verwendung soll bei der Schlußrechnung getreulich angezeigt werden.

Hannover, den 20. May 1795. Großmann.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 15 December 1878. Nr. 50.

Friedrich Wilhelm II., König von Preußen und Danton.

III.

Der Baseler Frieden und Danton's Geist.

In einer gewissen Garküche, wo sich zur Zeit des höchsten Schreckens im Anfang des Jahres 1794 die Beisitzer und Geschworenen des Revolutionstribunals von ihrem Tagewerk erholten, war einmal, nach der Mittheilung eines jener deutschen Correspondenten der Huber'schen „Friedenspräliminarien", vom Convent die Rede. Als Einige meinten, es würde wohl noch Mancher von den Volksvertretern daran müssen, erwiderte Nicolas, erster Schildträger Robespierre's, Buchdrucker und pünktlicher Arbeiter auf der Geschwornenbank, „es frage sich, wer die Thüre zuschließen", das heißt, wer Küster sein wird.

Seit dem Beginn der Revolution hat es aber schon Manchen gegeben, welcher dieses wichtige Schlüsselamt übernehmen wollte. So ließ Ludwig XVI. den Saal schließen, in welchem sich die Abgeordneten des dritten Standes am 17. Juni 1789 als Vertreter der Nation constituirt hatten, konnte aber nicht alle Säle versperren, zu welchen die Deputirten wanderten. Mit dem zweiten Küsterstreich beschäftigte sich Mirabeau; nach seinem Plan sollten die Departements durch Flugblätter und Broschüren bearbeitet werden und ihre Abgeordneten die Auflösung einer Versammlung fordern, welche am 23. Juni mit dem Schwur des Ballsaals ihre Vollmachten überschritten hätte. Dann meldete sich als Thürschließer Lafayette und trat anderthalb Monate vor dem 10. August des Jahres 1792 in die gesetzgebende Versammlung, um die Bestrafung der Aufrührer vom 20. Juni zu fordern, vermochte aber nicht einmal, da ihn die Nationalgarde in Stich ließ, den Jakobinerclub zu schließen.

Nach der Verkündigung der Republik standen drei Gruppen auf dem Platz, die sich dem Küsteramt gewachsen fühlten. Die Gironde, Dumouriez und Danton mit seinem zahlreichen Anhang, — sie Alle trafen in dem Vorsatz zusammen, die Bergparthei zu stürzen und das revolutionäre Uebergewicht der Hauptstadt durch das Großbürgerthum der Departements zu zerstören. Alle Drei waren durch langjährige Erfahrung im Handwerk und in der Sprache der Revolution geübt und hofften mit den Formeln des Tages selbst in der Hauptstadt ein Publicum für ihre Pläne zusammen zu bringen.

Kein Monarch ist so hintergangen und verrathen, nie ein Volk so übertölpelt worden, wie die Revolution von ihren Vorkämpfern.

Danton und Dumouriez, die sich im September 1792 bei Valmy sehr wohl verstanden hatten, führten z. B. in der Mitte des October, als der General die Huldigungen der Hauptstadt für seinen Erfolg im Ardennenwalde entgegennahm, vor dem Jakobinerclub ein revolutionäres Duett auf. Der militärische Küster der Revolution, der sich die Jakobinermütze aufgestülpt hatte, schwur hoch

und theuer, daß er „binnen hier und dem Ende des Monats die Völker von den Tyrannen befreien werde"; Danton, damals Vorsitzender des Clubs, wies den General in der Lobeserhebung, mit der er dessen Ansprache beantwortete, auf die ihm vorstehende Laufbahn hin, auf welcher „die Pike des Volks die Scepter der Tyrannen zerbrechen würde," — und in denselben Tagen hatten sie sich über die Herstellung des Königthums und Unterdrückung der Demokratie berathen.

Derselbe parlamentarische Kopf, welcher die Demokraten durch Kraftsprüche bezauberte, richtete seine Reden zugleich so geschickt ein und übertrieb den Volkston in dem Grade, daß der Argwohn der bürgerlichen Besitzer gegen die Pläne der Revolution genährt wurde. Er und seine Helfershelfer scheuten sich nicht, Pöbelaufstände gegen das Eigenthum und Warenläden zu erregen und Anstalten zur Belagerung des Convents zu treffen, um Paris den Departements zum Gräuel und dem Bürgerthum die Revolution verhaßt zu machen.

Dumouriez rechnete auf diese Kunst seiner pariser Verbündeten und erwartete bestimmt, von dem Großbürgerthum der Hauptstadt und der Provinzen als Befreier empfangen zu werden, wenn er mit der Armee nach Paris zog und die Pforten des Convents schloß. Aber er hatte sich doch verrechnet, denn Viele von denen, die das Königthum wieder angenommen hätten, wollten es doch nicht von einer Armee, die ihnen zugleich den auswärtigen Feind mitgebracht und auf den Hals gezogen hätte, zurückgeführt sehen. Nur die Führer einer siegreichen Armee konnten die innere Ruhe wieder herstellen und auch sie nur unter der Bedingung, daß sie die revolutionäre Kraft des Landes gegen Europa ins Feld führten.

Danton hat nicht nur seine Zeitgenossen und die späteren Historiker irre geführt, sondern war auch für eine ganze Reihe deutscher Dramatiker verhängnißvoll. Der Gegensatz seines Verlangens nach dem Genuß und seiner übermüthigen Auffassung des Lebens zu der strengen Haltung Robespierre's, — sein verwegenes Herumsteuern auf dem Gebiet der auswärtigen Politik, die seinen demokratischen Gegnern nur als Mittel zur Anspannung der einheimischen Volkskräfte diente, — endlich sein Sturz durch die terroristische Demokratie schienen ihn zum rechten Helden einer Tragödie zu machen. Allein in der Freude über diesen Fund hat man übersehen, daß die innere Spannung und Einheit der Tragödie den Zusammenhang der That und Leistung des Heros mit seiner Schuld und endlichen Vernichtung fordert.

Wir können uns sehr wohl vorstellen, daß ein Nero oder Tiberius, nicht wie diese Cäsaren in neueren rhetorischen Spectakelstücken oder in den Fabeln des Tacitus erscheinen, mit der Ueberspanntheit ihrer Gottmenschheit und mit ihrem endlichen Zusammenbruch wohl auf die tragische Bühne gebracht werden können. Ihre Gottmenschheit ist ihre That und Leistung, aber als ausschließlicher Genuß und eifersüchtig bewachte Eigenheit ein Raub an der Menschheit, welche sie durch den Sturz der alten politischen Mächte und Gottheiten aus der früheren Leibeigenschaft gezogen haben. Bei Danton fehlt dieser Zusammenhang zwischen That und Schuld. Daß er die Revolution, an der er unschuldig ist, zur Uebung seiner Kraftfülle benutzte oder als Geliebte seiner Laune behandelte, auch mißhandelte und zuletzt von einem nüchternen Dogmatiker unschädlich gemacht ward, ist kein tragischer Stoff. Die Täuschung, die er zuletzt erfährt, als man entdeckte, daß er dem Imperialismus, dem schließlichen Sieger auf dem Leichenhaufen der alten Grundsätze, den Schatten des Bourbonischen Königthums als Schutzgeist für die Stillung seiner persönlichen Gelüste unterschieben wollte, beweist nur, daß er sich einem falschen Calcul überlassen hatte. Ein bloßer Rechenfehler ist aber keiner tragischen Aufputzung fähig. Vielleicht könnte der Schrecken, der ihn zuletzt zermalmte, den Zuschauer ergreifen, weil der Blitz der Katastrophe aus derselben Revolution hervorbricht, mit welcher der Verwegene bisher gespielt und mit deren Schrecken er sich selbst bekleidet hatte,

als er das Reich der Milde und Gnade vorbereitete. Die Störung eines unglücklich angelegten Spiels ist aber auch kein tragischer Stoff.

Wir haben in den beiden vorhergehenden Danton-Artikeln nachgewiesen, daß die Emigranten im Auslande und die auswärtigen Mächte nicht Unrecht hatten, wenn sie sich rühmten, sie seien in das innerste Heiligthum der revolutionären Gesetzgebung gedrungen, ihre Eingebung beherrsche das Geheimniß des Wohlfahrtsausschusses, die Hand, die das Staatsruder führe, sei von ihnen geleitet und die Führer der Armee gehorchten ihrem Commando. Diese Verbündeten des Auslandes mußten jedoch, um das Vertrauen der von ihnen betrogenen Mitbürger zu gewinnen, das Kleid der Revolution anlegen, und, wenn auch widerwillig, zu den Zwecken mitwirken, die den Plänen des Auslandes geradezu entgegengesetzt waren, und sich selbst mit einer gewitterschwarzen Wolke umhüllen, deren Blitze sich zuletzt gegen den falschen Spieler entladen mußten. Zu dem Wundermann, wie ihn sich das Ausland, die Emigranten und das flüchtige königliche Haus dachten, gehörte nicht nur, daß er seine Gehilfen als blinde Werkzeuge und die Nation als knetbaren Stoff verarbeitete, sondern auch den Verschworenen draußen seine einheimische Eroberung als ein zahmer Cromwell auslieferte. Solch' ein Zauberer war unmöglich, denn so wie er nur eine Handregung oder eine Miene machte, den Fremden mit Frankreich ein Geschenk zu machen, so war er verloren. Dumouriez und Pichegru nahmen ein trauriges, kein tragisches Ende und mit Dumouriez auch Danton, weil sie den Frieden ohne Ueberwindung des Auslandes wollten.

Die Berechnung Danton's lief darauf hinaus, Jakobiner und Girondisten als Werkzeuge seiner persönlichen Absichten zu gebrauchen und diese Werkzeuge zuletzt zu zerbrechen, wenn er sie nicht mehr brauchte. Indessen nahmen ihm die Demokraten Einen Theil dieser Mühe ab und stürzten am 2. Juni 1793 die Girondisten, ehe er diese Hilfsschaar und Rivalen ganz ausbrauchen konnte. Nachdem er dann auch aus dem Wohlfahrtsausschuß beseitigt war, blieb ihm nur sein altes Hilfsmittel, die Steigerung der Revolution zu einer abenteuerlichen Höhe, und im Sinne dieser unterirdischen Politik beantragte er am 1. August mit einer seiner donnerndsten Reden die Umwandlung des Wohlfahrtsausschusses zu einer unabhängigen und allmächtigen Regierung und die Ausstattung derselben mit 50 Millionen. „Seien wir fürchterlich, rief er, führen wir den Krieg als Löwen," und als Kenner der geheimen finanziellen Wirthschaft nannte er „eine maaßlose Verschwendung für die Sache der Freiheit eine Anlage mit Wucherzinsen," während er der zukünftigen Regierung die Vollmacht geben wollte, jene Summe nöthigenfalls auch an Einem Tage auszugeben.

Der Wohlfahrtsausschuß sah, wie Barrère in seinen Memoiren ausführt, in dem Antrag die Kriegslist Danton's, wonach er die zur Allmacht erhobene Regierung zum Gegenstand des allgemeinen Hasses machen und entweder zum Jubel der Nation sprengen oder unter seinen Willen beugen und, wenn Beides nicht gelänge, mit dem Zauber der Milde das von ihm selbst geschaffene Medusenhaupt als der Augustus der Güte bezwingen wollte. Demzufolge wies der Convent den Antrag auf Aenderung der Verfassung am folgenden Tage zurück und gab nur zu, daß jene Millionen der nationalen Finanzkammer zur Verfügung gestellt würden. Der unermüdliche Machinist ließ aber nicht nach und am 11. August mußte sein alter Genosse Lacroix die Festfeier des vorhergehenden Tages, wegen der Annahme der neuen Verfassung, zu einem entgegengesetzten Schlage gegen den Wohlfahrtsausschuß benutzen. Nach diesem Antrage seines Freundes sollte die Zeit der regelmäßigen Regierung beginnen und der Convent für Neuwahlen zu dem verfassungsmäßigen gesetzgebenden Körper die nöthigen Maaßregeln treffen. Zunächst reichte die Bezeichnung dieses Antrags als eines „unglaublichen" durch Robespierre in der Sitzung des Jakobinerclubs vom Abend desselben Tages hin, um Danton's neuen Anlauf zurückzuschlagen. Die volle Antwort des Wohlfahrtsausschusses war der Conventsbeschluß vom

10. October, wodurch der Einklang der Regierung mit den revolutionären Gesetzen und ihre Fortdauer bis zum Frieden gesichert wurde.

Zwei Tage darauf ward im Convent Danton's Urlaubsgesuch, um in seiner Vaterstadt der Wiederherstellung seiner Gesundheit zu leben, verlesen und genehmigt. Es war ihm in Paris schwül geworden; besonders wollte er dem Proceß gegen die Girondisten und gegen die Königin aus dem Wege gehen; für die Rettung der Letzteren hatte er noch kurz zuvor, wie de Pradt in seiner Schrift über Belgien erzählt und von Mercy in Brüssel selbst gehört hatte, diesem Kaiserlichen Minister seine Unterstützung zugesichert.

Seit seiner Rückkehr nach Paris (in der Mitte des November) benutzte er einige reizbare Seiten seines Rivalen, um denselben zur Lichtung seiner demokratischen Umgebung zu verleiten. Der Unwille, mit welchen der zukünftige Küster der theokratischen Republik auf Hebert's und Chaumette's Sturm gegen den christlichen Cultus herabsah, bot eine Handhabe zur blutigen Beseitigung dieser Männer; mit gleichem Erfolg wurde das Mißtrauen Robespierre's gegen Ronsin und Vincent in Bewegung gesetzt, in deren Kreisen man nach der Erhebung eines verständigen Mannes zur Führung der Volksbewegung rief. Dazwischen mußte Camille Desmoulins die Morgenröthe des Reichs der Gnade und Milde dem Bürgerthum vormalen und arbeitete Danton für die Freilassung der am 3. October in Verhaft genommenen 73 Conventsmitglieder, die gegen den 2. Juni protestirt hatten und nach ihrer Rückkehr in den Convent die Gegner der Gironde ohne Verzug zur Guillotine geschickt hätten. In diese schwüle Finsterniß traf die Nachricht, daß ein Versuch gemacht sei, den Dauphin zu befreien und Malesherbes neben dem minderjährigen König als Regenten ausrufen zu lassen. Jetzt war kein Augenblick mehr zu versäumen und St. Just verlas am 31. März den Bericht des Wohlfahrts- und des Sicherheits-Ausschusses über die Dantonistische Verschwörung.

Es hatte gerade ein Jahr gedauert, bis man den Hof Danton's und die Leute, die ihm in dem Friedenswerk zur Beglückung Preußens und Frankreichs zur Seite standen, durchschaute.

Einer der rührigsten unter diesen Friedensstiftern, Johann Peter Berthold Proly, stand an der Spitze jener Commission, welche in den letzten Märztagen 1793 Lebrun, der Minister des Auswärtigen, nach Belgien schickte, um von Dumouriez Aufklärungen über seine Bedrohung des Convents zu verlangen. Proly berieth mit dem General Inhalt und Färbung des Berichts, den er mit seinen Genossen Dubuisson und Pereyre an Lebrun, zu erstatten hatte, besonders den Punkt der Friedensunterhandlungen, welche Dumouriez mit den Oesterreichern unter der Hand eingeleitet hatte; Proly's Feder war mit Hilfe der Dictate des Generals bei der schließlichen Abfassung des übermüthigen Berichts besonders betheiligt.

Der Minister war selbst in das Geheimniß eingeweiht und beeilte sich, als der General sich durch seine Flucht ins kaiserliche Lager unmöglich gemacht hatte, dem Verdacht gegen die drei Commissäre zuvorzukommen. In seiner Zuschrift vom 5. April an den Convent, hebt er nicht nur hervor, daß dieselben sich großen Gefahren ausgesetzt und das Verdienst erworben hätten, den großen Verrath des Generals zuerst zu entdecken, sondern bringt er auch die Erklärung in Vorschlag, daß sie sich um das Vaterland verdient gemacht haben.

Das war dem Convent doch etwas zu stark und er begnügte sich damit, seine Befriedigung über die Aufführung dieser Mitbürger auszusprechen.

Allmälig kam der Verdacht, daß Proly ein fremder Spion sei, doch zur Sprache; in der Sitzung des Jakobiner-Clubs vom 24. October 1793 machte der, gleichfalls als Verräther verdächtige Desfiaux für ihn geltend, daß man ihm das Verdienst, Dumouriez zuerst denuncirt und dessen beabsichtigten Schlag vereitelt zu haben, nicht vergeben könne.

In der Sitzung des Clubs vom 21. November führte aber Robespierre

gegen ihn den entscheidenden Schlag und bewirkte seine, Dubuisson's, Desfieux' und Pereyre's Ausstoßung aus der Gesellschaft. Die Unterredung, welche die drei Commissäre mit dem General gehabt haben wollen und in ihrem Bericht schildern, bezeichnet er als eine „angebliche", somit als freie Umarbeitung eines ganz anders gemeinten Gedankenaustausches über die damalige Situation. Er erinnert daran, daß Proly der natürliche Sohn des Fürsten Kaunitz ist, die geheime Leitung des Jakobinerclubs an sich gerissen und die Contrerevolution unter dem Deckmantel patriotischen Eifers organisirt hatte. Proly hatte gegen fünfzig Volksclubs gegründet, um in seinem Sinne die Jakobiner zu beeinflussen. Er widmete den Sectionsversammlungen eine rührige Thätigkeit, besonders den Vereinen der revolutionären Frauen, deren Vorsitzerinnen er ernannte. Er war der unsichtbare Sylphe, der sie alle inspirirte und die dienstbaren, sichtbaren Sylphen unter sich hatte; letztere lieferten die Heroinen, die bei großen Festaufzügen auf den Kanonen ritten, die Sprecherinnen der weiblichen Deputationen an der Barre des Convents und die Megären, welche die bestellten Stürme auf Bäcker- und Kaufmannsläden in Gang brachten.

Endlich wurde auch Herault de Sechelles, Vetter der Polignacs und lustiger Uebertreiber der demokratischen Stichworte wegen seiner Verbindung mit Proly am 16. December im Club angeklagt. In der Conventssitzung vom 29. December erwiederte er zwar in Bezug auf diesen Zwischenfall, er habe freilich vielfachen Umgang mit Proly gehabt, aber nie ein Wort von ihm gehört, welches ihn zur pflichtmäßigen Anzeige hätte veranlassen können. Jedoch berichtet Barrère in seinen Memoiren, daß Herault ihm, als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, die wichtigsten Originaldocumente von den Plänen der Coalition abzuschwatzen gewußt und Proly mitgetheilt habe und zwar zu einer Zeit, da er einen Urlaub nach Hüningen hatte. Dieser Ort bot aber die leichteste Verbindung mit den beiden Sammelpunkten der auswärtigen Agenten am Oberrhein und in der Schweiz.

Schon in den nächsten Tagen nach der Kanonade von Valmy machte sich Proly zum Organ der Ideen Danton's und Dumouriez' und suchte die Initiative der Jakobiner für die Verbreitung des Stichwortes zu gewinnen, daß man den Rückzug der Preußen eher begünstigen, als durch eine unkluge Verfolgung hindern müsse, um sich den Weg zu Unterhandlungen mit Preußen offen zu halten, und den König von der Coalition zu trennen. Selbst nach dem Untergang Dumouriez' gab er seine Friedensarbeiten nicht auf. Als Dampierre an der Spitze des Restes der Nordarmee am 8. März tödtlich verwundet ward, fand man in seiner Tasche einen Brief Proly's, in welchem derselbe Friedensunterhandlungen empfahl. Vor dem Revolutionstribunal führte er zu seiner Rechtfertigung an, einige Mitglieder des damaligen (von Danton beherrschten) Wohlfahrtsausschusses hätten ihn aufgefordert, Dampierre einzuladen, er möchte die verbündeten Mächte auf eine kluge Weise dahin bringen, daß sie die Republik anerkennen und sich auf den Heimweg begeben.

Daß seine Mutter eine Maitresse des Fürsten Kaunitz gewesen, war eine Sage der pariser Lästerchronik; genug, sein Vater, Graf Proly, residirte als kaiserlicher Staatsrath und Generaleinnehmer der Niederlande in Brüssel, war der eifrigste Diener des Ministers Metternich und glühender Gegner der Revolution, und correspondirte mit dem Sohn. Proudhomme will in seinen „Révolutions de Paris" wissen, daß der junge Proly, als die Franzosen zum erstenmal in Brüssel einzogen und im Hause seines Vaters die Siegel angelegt wurden, heimlich dorthin geeilt sei, um dieselben abnehmen zu lassen und seine Briefe an die Eltern zu sich zu nehmen.

Lassen wir Proly, da der Raum für die Schilderung der Anderen nicht ausreicht, als den sprechendsten Typus des Danton'schen Gefolges gelten und begeben wir uns nach No. 60 des Palais Royal, wo wir den Stab der ganzen Gesellschaft im Saal der Frau von Sainte Amaranthe zusammen finden.

Diese Dame hielt hier mit ihrem Schwiegersohn, Herrn von Sartine, früherem Staatsrath zweiter Classe, Sohn des einstigen Marineministers, ein offenes Haus, in welchem sich auch schon zur Zeit der Legislative die Lebemänner der Gironde eingefunden und gegen gutes Geld vergnügt hatten. Graf Tilly erzählt in seinen Memoiren, daß er daselbst mit Vergniaud verkehrt und ihn hätte stöhnen hören: „ich wollte, es wäre alles zu Ende und ich hätte zwanzigtausend Francs Rente". Jetzt fanden sich hier die Mitglieder des Convents ein und erholten sich beim Spiel und bei Soupers von ihren politischen Anstrengungen. Namentlich war Danton Stammgast, theilte seinen Helfershelfern die Parole aus und empfing von ihnen Bericht über ihre Leistungen.

Danton endigte am 5. April 1794 mit einem Theil seiner Genossen unter der Guillotine; die viel genannten drei Commissäre Lebrun's sammt Pereyre waren ihm am 24. März auf demselben Wege vorangegangen.

In dem Augenblicke, wo das preußische Heerlager seinen nützlichsten Alliirten vom Jahr 1793 verloren hatte, ging mit demselben eine wichtige Krisis vor. Ein Vierteljahr vorher hatte es einen neuen Oberbefehlshaber erhalten. Das gegenseitige Vertrauen zwischen Friedrich Wilhelm und dem Herzog von Braunschweig war seit dem Tage von Valmy so erschüttert, daß Letzterer im December 1793 um die Ernennung eines Nachfolgers bat, während er wußte, daß auch ohne sein Zuthun ein Wechsel des Commandos eintreten werde. Hatte schon unter seiner Führung der moralische Halt der Armee gelitten, so ergriff das Unheil unter seinem Nachfolger Möllendorf das gesammte Officiercorps; dazu kam, daß der Mann, der sich als Bataillonführer bei Leuthen und Torgau einen Namen gemacht hatte, ein entschiedener Feind Oestreichs und gegen die Allianz mit diesem Widersacher der Fridericianischen Pläne war, überhaupt aber das Unternehmen gegen Frankreich von vornherein nicht gebilligt hatte.

An der Weichsel war indessen schon der Krieg entbrannt, als man am Rhein an die Eröffnung des Feldzugs zu denken hatte. Am 24. März hatte Kosciusko die Fahne des Aufstandes erhoben und am 4. April einen Sieg über die Russen davongetragen; am 18. April zwang der Straßenkampf in Warschau die Russen, die Stadt zu verlassen. Diese Tage waren für die Convention, welche die Seemächte mit Preußen am 19. April im Haag abschlossen, sehr unglücklich gewählt; Preußen sollte, während die Begebenheiten an der Weichsel seine militärischen Kräfte in Anspruch nahmen, zur Unterstützung der Oesterreicher in Belgien den Seemächten 62,000 Mann unter seiner eigenen Führung stellen und gestand den Seemächten die Verwendung zu, wo es ihren Interessen am vortheilhaftesten scheinen würde.

In der That erhielt die Armee Befehl, ihre Cantonnirungen am Mittelrhein zu verlassen und sich nach der Sambre in Bewegung zu setzen. Massenbach ward beauftragt, Alles, was zum Empfang der Armee bei Cölln vorbereitet werden mußte, in Angriff zu nehmen. Die Vortruppen waren bereits in Cölln angekommen und die Mund- und Kriegsvorräthe schwammen den Rhein hinunter. Plötzlich aber ward der Marsch eingestellt und die Armee zieht sich in ihre Stellung am Mittelrhein zurück.

Die beiden Kriege im Westen und in Polen, wo Friedrich Wilhelm selbst sich den Aufständischen ohne Erfolg entgegenwarf, standen einander im Wege. Eine ernste Mitwirkung mit Oesterreich, sei es in Belgien, sei es mit dessen Schaaren am Oberrhein, mußte zu großen Schlachten führen, die auch im Fall einzelner Siege die Armee schwächten und ihre Bedeutung für einen etwaigen Oder-Krieg um die polnische Beute verminderten. Absonderung von Oesterreich stellte dagegen die Auflösung der Coalition, die Uebermacht Frankreichs und die Rache der Kaiserin Katharina in Aussicht. Nach beiden Seiten hin von Gefahr umringt, zog man die Unthätigkeit am Mittelrhein als sichersten Ausweg vor, da eben sich dadurch wenigstens eine Reserve für polnische Verwickelungen erhielt.

So steckte die Armee das Schwerdt auch dann wieder in die Scheide, als sie Ende des Mai sich des Hardtgebirges, der Deckung gegen den Elsaß und Lothringen, von Neuem bemächtigt hatte. Sie blieb in ihrer Unthätigkeit, als am 20. Juni die Bevollmächtigten der Seemächte wie Dei ex machina zu Kirchheim-Bolanden erschienen und mit Nichtauszahlung der im Haager Vertrag festgesetzten Subsidien drohten. Die Friedensruhe der Cantonnements, in denen sich die Truppen in aller Bequemlichkeit an den G[illegible] einer fruchtbaren Gegend labten, wurde endlich durch die feindliche Rhein- und Moselarmee gestört. Ueberall sahen sich die Truppen in ihren weitläufigen Stellungen angegriffen und überwältigt und sie mußten das Hardtgebirge räumen. Man erlitt namhafte Verluste, verlor zum erstenmal in diesem Kriege schweres Geschütz und die preußische Taktik, die im vorhergehenden Jahr bei Kaiserslautern und Pirmasens gesiegt hatte, sah sich vom Feind überholt.

Wiederum hatte man sich, da der Feind die Verfolgung seiner Vortheile noch nicht für nothwendig hielt, in die Friedensstille und in die Ueberzeugung eingelebt, daß dieser Krieg für Preußens Interesse schädlich sei, als der Erbprinz von Hohenlohe am 20. September durch seinen plötzlichen Schlag bei Kaiserslautern für die unglücklichen Tage des Juli Rache nahm. Aber im Hauptquartier wollte man von einer Benutzung des Siegs nichts wissen; der Prinz ward von Möllendorf finster angesehen, besonders scheel blickte Rüchel und der Prinz erhielt den Befehl, sein Corps nach Polen zu führen. Im November zog die Armee über den Rhein zurück; die Führer hatten die Campagne schon vollständig aufgegeben; die militärischen Gelehrten leben, nach Massenbach's Schilderung, mißmuthig in den Tag hinein; der Eine seufzt, der Andre klagt; Phull, der im vorigen Jahr Manstein inspirirt hatte, führt in ein Paar Denkschriften aus, daß man Nichts thun dürfe, verlangt den Frieden, er falle aus, wie er wolle, und meint in Privatgesprächen, „er werde sich um Nichts mehr bekümmern; der T..... werde doch Alles holen."

Seit dem August hatten sich der Armee die belgischen Erfolge der republikanischen Truppen in nächster Nähe fühlbar gemacht. Die Franzosen vertrieben die Oesterreicher aus Trier, setzten sich an der Saar und Mosel fest und bemächtigten sich der Straße auf Luxemburg. Im December merkte man, daß die holländische Unternehmung Pichegru's auch die westphälischen Lande Friedrich Wilhelms bedrohe.

Mit dem Schatz Friedrich's II. war es indessen auf die Neige gegangen. Im März 1795 waren die Kassen so erschöpft, daß die Armee nicht mehr nach dem Kriegsfuß bezahlt werden konnte. General Geusau, der eigentliche Kriegszahlmeister, klagte laut darüber, daß man das Licht an beiden Enden (in Polen und am Rhein) angezündet habe. Schon im Sommer 1794 hatte er während der unglücklichen Belagerung von Warschau Manstein diese Besorgniß mitgetheilt, Friedrich Wilhelm aber, welchem der „tugendhafte" Oberst diesen Brief vorlegte, ward über das kräftige Bild von den beiden Enden des Lichtes so entrüstet, daß er Geusau drohen ließ, er werde ihm den Kopf vor die Füße legen lassen. Gleichwohl blieb nichts Andres übrig, als diesen redlichen General zum Mitglied der Commission zu ernennen, welche Mittel und Wege zur Besoldung der Armee aufsuchen sollte.

Der Rettungsengel aus aller dieser Noth war jedoch schon im October 94 in der Person des Kreuznacher Weinhändlers Schwarz erschienen. Derselbe beruft sich in einem spätern Schreiben an den Conventsbevollmächtigten bei der Rhein- und Moselarmee, Merlin von Thionville, indem er sich über unzureichende Belohnung beklagt, auf die Dienste, die er als der „Reisende Möllendorf's" der Republik geleistet habe: — „er hat den Frieden mit Preußen vermittelt, — hat Preußen verhindert, den Kaiserlichen nach Trier hin die Hand zu reichen, und den preußischen Hof im October dazu beredet, seine Armee aus der Pfalz zurückzurufen, — endlich giebt ihm eine Inschrift im Speisesaal Barthelemy's, des Botschafters der Republik zu Basel, das Zeugniß, daß durch seine Bemühungen der Friede zu Stande gekommen sei."

Schwarz war also spätestens seit dem October als Möllendorf's Reisender auf den Beinen. Zuweilen enthielt seine Reisetasche auch sehr umfassende preußische Pläne; so meldet Merlin am 21. November, der Bote habe soeben bei ihm angeklopft, daß eine Erklärung der Republik über den Plan des Königs von Preußen, mit Oestreich die deutschen Kleinstaaten rechts vom Rhein zu theilen, gut thun werde. Schwarz war soeben auf dem Wege zum General Kalkreuth, der also auch ins Geheimniß gezogen war.

Die amtlichen Verhandlungen wurden in Basel seit dem 28. December durch den früheren Gesandten in Paris, Grafen Golz, nach dessen im Januar erfolgten Tode seit dem 18. März 1795 durch Hardenberg betrieben. Mannigfache Bilder der Zukunft, welche Merlin in seinen Berichten an den Wohlfahrtsausschuß entwarf, (siehe seine 1860 von Reynaud herausgegebene Correspondenz) schwebten den Franzosen bei diesem Friedenswerk vor Augen. Auf dem einen Bilde läßt man die Wölfe, Preußen und Oestreich, im Streit um die Vertheilung der deutschen Reichsstände sich unter einander verschlingen. Das zweite Bild zeigt das Kunststück der französischen Politik, wie beide Wölfe, nachdem man Preußen von der Coalition getrennt und mit dem Protectorat über das deutsche Reich ausgestattet hat, die Republik noch um Erlaubniß bitten, sich gegenseitig zu zerfleischen. Auf dem dritten Bilde bieten die Franzosen Oestreich die Hand und beschenken es gegen die Abtretung des linken Rheinufers und Belgiens mit Bayern. Ein reiflicheres Nachdenken überzeugte sie aber, daß das letztere Bild bei der Intimität des Kaisers mit Rußland und bei seinem Zusammenhange mit England sich nur als Drohung gegen Preußen wirksam verwenden läßt und eine zeitgemäße Umarbeitung des mittleren Bildes dem Zustand und den augenblicklichen Kräften Frankreichs entspricht.

„Wir eilen von Unruhe zu Unruhe, schreibt Merlin an den Wohlfahrtsausschluß, wir unterliegen, so zu sagen, unter dem Gewicht unserer Siege. Die Waffen haben wir doch nur ergriffen, um Friede, Ueberfluß bei uns heimisch zu machen. Ueberspannung der Kräfte und gigantische Entwürfe können uns dahin bringen, daß ein einziger Schlag Frankreich um all' seinen früheren Glanz bringen mag. Gebt uns daher Frieden, müßten wir selbst in unsere alten Gränzen zurückkehren."

Das war ganz die Stimme Danton's. Sein Geist hatte diejenigen, welche Robespierre am 31. März 1794 noch verschont und einem späteren Gerichte vorbehalten hatte, vier Monate darauf, am 9. Thermidor zum Sturz des Dictators angetrieben und jetzt genoß er die Genugthuung, daß seine Freunde mit der Windstille, die er dem Sturm der Bergparthei entgegenstellen wollte, die Leidenschaften der Grundsätze beruhigten und niederdrückten. Friede um jeden Preis war der allgemeine Wunsch und der Gegensatz von Republik und Monarchie trat vor dem Verlangen nach Genuß und Wohlstand zurück. Die Männer, die sich der Gewalt bemächtigt hatten, wollten zwar auch deshalb Friede, weil sie den Regungen des Royalismus den Vorwand zu Unruhen entziehen wollten, aber sie waren nicht abgeneigt, sich zu gelegener Zeit mit einem König zu verständigen, der ihnen dienen und den neuen Zustand der Dinge anerkennen würde. Barthelemy war später als Mitglied des Directoriums einer der Verschworenen, welche die Republik stürzen wollten. Tallien, der nach Robespierre's Sturz mit Danton's alten Freunden, Legendre und Merlin, das Triumvirat zur Revision der Gesetzgebung bildete, wandte sich nachher sogar an das spanische Königsschloß, um aus demselben einen König für Frankreich zu beziehen!

Die beiderseitige Ermattung erleichterte den Friedensschluß, der am 5. April 1795 zu Stande kam. Danach räumt Preußen das linke Rheinufer und die Franzosen besetzen dasselbe, bis der Reichsfriede die definitive Entscheidung giebt. Die Republik verspricht die Annahme der Verwendung Preußens zu Gunsten der Reichsstände, die mit ihr in Verhandlung zu treten wünschen, und Norddeutschland wird gegen den Krieg durch eine Demarcationslinie geschützt, inner-

halb deren Gränzen Preußen die Neutralität aufrecht erhält. Eine Nachtragsbestimmung von 17. Mai läßt zu, daß Preußen nöthigenfalls Hannover in Verwahrsam nimmt.

Nach einem halben Jahr tritt aber schon der Jünger Robespierre's auf die Bühne, der sich bei der Wiedereinnahme Toulon's einen Namen gemacht hatte, am 13. Vendemiaire (5. October) den royalistischen Aufstand gegen den Convent niederschlägt und das flüchtige Werk Danton's kritisiren wird. Am 27. October 1806 zieht dieser Robespierre zu Pferde, nachdem er die Coalition dreimal besiegt hatte, in Berlin ein und seine Legionen bringen in ihren Tornistern die Programme Turgot's und Calonne's mit, welche die Grundgesetze für den modernen Finanzstaat enthalten.

B. Bauer.

Die Verbote socialistischer Schriften.

In Folge der Anregung in der letzten Nummer der „Wage" (auch die Berliner „Volkszeitung" hat sich bereit erklärt zur Aufnahme solcher Mittheilungen) ist uns eine Anzahl von Polizeiverfügungen aus §§. 11 bis 14 des Socialistengesetzes zugegangen, von denen wir die durch ihr Object bedeutsameren hier zum Abdruck bringen. Sie betreffen die Brochüre von Ed. Sack wider die Prügelpädagogen, einen Theil der Lassalle'schen socialistischen Schriften, endlich einzelne Nummern der später bekanntlich überhaupt verbotenen socialistischen Zeitschrift „Zukunft". Die Einleitung, in der die betr. Schrift benannt und das Verbot ausgesprochen wird, sowie der Schluß, der auf die Frist für eine etwaige Beschwerde hinweist, sind meist gleichlautend, daher hier weggelassen; zu erwähnen wäre vielleicht nur noch, daß aus den Journalnummern der Berliner Behörde die Größe des äußern Umfanges ihrer Thätigkeit hervorgeht, da Verfügungen vom 2. November die Nummer 5437 bis 5450 tragen, die vom 6. November aber bereits die Nr. 5715, in den fünf Tagen also an 300 Aktenstücke allein von dieser einen Behörde ausgegangen sind.

Die erste Verfügung, von der Braunschweiger Behörde ausgehend, betrifft die Schrift von Ed. Sack: „Gegen die „Prügelpädagogen" und lautet:

Die von Ihnen verfaßte, im Verlage von W. Bracke hierselbst erschienene Druckschrift „Gegen die Prügel-Pädagogen 1878" wird durch die unterzeichnete Landespolizeibehörde auf Grund des §. 11 des Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie vom 21. October 1878 hiermit verboten, und zwar aus folgenden Gründen:

Die Schrift „Gegen die Prügel-Pädagogen" unterwirft die heutigen Schuleinrichtungen einer höchst abfälligen Kritik und läßt es dabei an gehässigen Seitenhieben gegen die bestehende angeblich auf die Ausbeutung der arbeitenden Klassen gerichtete Staats- und Gesellschaftsordnung nicht fehlen. Von der Schule wird behauptet, daß die herrschenden Parteien sie in selbstsüchtiger und völlig ungerechtfertigter Weise für ihre Interessen ausnutzten, körperliche Züchtigungen und andere barbarische Mittel zur angeblichen Aufrechterhaltung der Disciplin nur deshalb zur Anwendung gebracht wissen wollten, um in dem heranwachsenden Arbeitergeschlechte jedes edlere und höhere Gefühl schon im Keime zu ersticken, daß sie dasselbe absichtlich in Rohheit und Dummheit auf-

wachsen ließen, da sie nur so hoffen durften, die von ihnen angemaßten Prävagative (sic! Offenbar: Prärogative, aber auch in der von einem andern Schreiber copirten Verfügung an den Verleger findet sich das fehlerhafte Wort) aufrecht zu erhalten, und daß sie bei diesem Zwangssystem mit größter Schamlosigkeit und Parteilichkeit zu Werke gingen, denn während sie die unschuldigen Kinder der Arbeiter in frühester Jugend schon knechteten und in Idioten zu verwandeln suchten, bildeten sie ihre eigenen Kinder zu herzlosen Tyrannen und Bedienten (Wörtlich so in beiden Verfügungen, vielleicht soll es Bedrücker heißen, für den Beschwerdeführer ist es jedenfalls nicht ganz gleichgültig, seine Abwehr nur gegen einen hypothetischen Vorwurf richten zu können) der sogenannten Enterbten planmäßig heran.

Die Druckschrift zählt hiernach zu den agitatorischen Erzeugnissen der socialistischen Presse und ist geeignet, Haß und Neid des Arbeiterstandes rege zu machen und die Eintracht der Bevölkerungsklassen zu gefährden.

Gegen die vorstehende Verfügung steht Ihnen innerhalb einer Woche nach deren Zustellung die (bei der unterzeichneten Behörde anzubringende) Beschwerde an die Reichskommission zu.

Braunschweig, den 29. November 1878.

Herzogliche Polizei-Direction.
W. Pockels.

Hierauf folgen die von Berlin ausgegangenen Verbote Lassalle'scher Schriften, zunächst der Leipziger Rede vom 16. April 1863, die unter dem Titel „Zur Arbeiterfrage" und begleitet von zwei Briefen, von Rodbertus und Lothar Bucher, im Druck erschien: Das Verbot begründet sich also:

— — — Das Verbot findet nach Maßgabe des Gesetzes seine Begründung darin, daß die von dem in Leipzig herausgegebenen „Vorwärts, Central-Organ der Socialdemokratie Deutschlands" den Parteigenossen als socialistisch empfohlene Druckschrift zu denjenigen gehört, in welchen socialdemokratische auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen in einer den öffentlichen Frieden, insbesondere die Eintracht der Bevölkerungsklassen gefährdenden Weise zu Tage treten, weil in der Schrift die Bestrebungen der radikalen Demokratie mit dem Umsturz aller bestehenden Staatseinrichtungen und Herstellung des socialistischen Staates als Endziel, angepriesen und (auf Seite 21) zu einer Alliance aufgefordert, der von dem Redner (Lassalle) ausgegangene Schlachtruf als in der Erfüllung begriffen dargestellt, und die Hoffnung verkündigt wird, daß der belebende Hauch der großen Reformation, welche dieses Jahrhundert erfordert, seine Wirkung über die Fluren des Vaterlandes verbreiten werde.

Dann das „offene Antwortschreiben" Lassalle's, dessen Verbot also motivirt wird:

Das Verbot findet nach Maßgabe des Gesetzes seine Begründung darin, daß die von dem in Leipzig herausgegebenen „Vorwärts, Central-Organ der Socialdemokratie Deutschlands" den Parteigenossen als socialistisch empfohlene Druckschrift zu denjenigen gehört, in welchen socialdemokratische auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen in einer den öffentlichen Frieden, insbesondere die Eintracht der Bevölkerungsklassen gefährdenden Weise zu Tage treten, weil in der Schrift auf Seite 15 die Arbeiter als die „Enterbten" bezeichnet und dadurch ebenso wie durch die tendenziösen Schilderungen des Elendes der Arbeiter als der nothleidenden Klassen, z. B. auf Seite 22 und 23, Neid und Haß gegen die übrigen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft in dem Arbeiterstande erweckt werden.

Hierauf die Frankfurter Rede Lassalls's, das „Arbeiterlesebuch":

Das Verbot findet nach Maßgabe des Gesetzes seine Begründung darin, daß die von dem „Vorwärts, Central-Organ der Socialdemokratie Deutsch-

lands" den Parteigenossen als socialistisch empfohlene Druckschrift zu denjenigen gehört, in welchen socialdemokratische auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen in einer den öffentlichen Frieden, insbesondere die Eintracht der Bevölkerungsklassen gefährenden Weise zu Tage treten, weil in derselben die Demokratie und deren Endziele verherrlicht, und die Arbeiter durch die Auseinandersetzung, daß sie den Besitzenden gegenüber nichts als Waare seien, (Seite 61, 18, 19) zu Haß und Neid gegen die übrigen Gesellschaftsklassen aufgereizt werden.

Dann desselben Verfassers: „Bastiat-Schulze":

Das Verbot findet nach Maßgabe des Gesetzes seine Begründung darin, daß die von dem in Leipzig herausgegebenen „Vorwärts, Central-Organ der Socialdemokratie Deutschlands" den Parteigenossen empfohlene Druckschrift zu denjenigen gehört, in welchen socialdemokratische auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen in einer den öffentlichen Frieden, insbesondere die Eintracht der Bevölkerungsklassen gefährdenden Weise zu Tage treten, weil durch tendenziöse Schilderungen des Elends der Arbeiter, deren Rücken der grüne Tisch sei, auf welchem die Goldhaufen von den Besitzenden einkassirt werden, die ärmeren Klassen der Bevölkerung zu Haß und Neid gegen die übrigen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft aufgereizt, und zu Gewaltthätigkeiten durch die Aufforderung angefeuert werden, die Stimmen der Kastraten, d. i. der Besitzenden, durch den rollenden Ton groben Basses zu unterbrechen. (Seite 26, 90).

Zu bemerken ist bei diesen vier Verboten, daß sie sich sämmtlich nur gegen bestimmte Ausgaben, resp. sogar Auflagen der betr. Schriften richten, nur gegeu die billigen Volksausgaben, resp. Nachdrücke, wie sie außer in Berlin auch anderwärts, z. B. Chicago, erschienen sind, nicht aber gegen die Originalausgaben. Folgerungen werden daraus freilich nur mit Vorsicht zu ziehen sein.

Die folgenden Verbote betreffen die „Zukunft", — zunächst das letzte, am 1. Novbr. d. J. erschienene Heft 3 des zweiten Jahrganges und zugleich das fernere Erscheinen des Blattes untersagend. Dies Verbot lautet:

Berlin, den 6. November 1878.

In Gemäßheit des §. 13 des Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie vom 21. October 1878 eröffnet das Polizei-Präsidium dem Vorstande der Allgemeinen Deutschen Associations-Buchdruckerei hierdurch, daß dasselbe als Landespolizeibehörde auf Grund des §. 11 des gedachten Gesetzes das unter dem 1. d. Mts. erschienene Heft III. des zweiten Jahrganges der „Zukunft" (Socialistische Revue) wegen der in derselben in einer den öffentlichen Frieden, insbesondere die Eintracht der Bevölkerungsklassen gefährdenden Weise zu Tage tretenden socialistischen und socialdemokratischen, auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichteten Bestrebungen, unter Aufrechterhaltung der nach §. 15 gedachten Gesetzes verfügten Beschlagnahme verboten, und gleichzeitig das Verbot des ferneren Erscheinens der genannten periodischen Druckschrift ausgesprochen hat.

Schon in den drei ersten Aufsätzen des Heftes III. der qu. Druckschrift werden Lehren und Grundsätze des modernen Socialismus und der Socialdemokratie allerdings im Gewande wissenschaftlicher Erörterungen verfochten, wobei aber auch das Streben auf Umsturz der bestehenden Ordnung und die Gefährdung des öffentlichen Friedens sich dennoch nachweisen läßt. Z. B. wird auf Seite 57 der Klassenkampf in der modernen Gesellschaft zwischen Besitzenden und Besitzlosen als ein nothwendiges Ergebniß der bestehenden Gesellschaftsordnung hingestellt, auf Seite 63 als Ziel der Socialdemokratie die Befreiung der Arbeit in einem neu zu bildenden Staatswesen bezeichnet, auf Seite 64

die Wirkung einer wirklich socialistischen Umgestaltung unserer heutigen Zustände als großartig und segensreich gepriesen, und aus dem Beispiel altrömischer Gesellschaftsumgestaltungen der Beweis dafür entnommen, daß eine neue Organisation der Arbeit alsdann „nicht nothwendiger Weise mit Gewalt" in's Leben treten müsse, wenn die Zustände einmal reif seien. Es werden ferner auf Seite 65 die Nothwendigkeit der Neugestaltung der Dinge aus dem Boden der jetzt herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse, und als zwei Hauptgrundsätze des Socialismus der Gemeinbesitz aller Productionsmittel und die Solidarität der Arbeiter betont. Auf Seite 66 wird ausgeführt, es könne sich „leider" die Aufgabe des Socialisten nicht auf die „Beseitigung der Hindernisse", welche die Fortentwickelung und die Wirksamkeit der Einrichtungen der Gesellschaftsordnung hemmen, durch Entrollen der Fahne und Vertheilung der Waffen an die Kämpfer beschränken, es wird ferner von den „hochbedeutenden" Tagen der Pariser Commune gesprochen; auf Seite 69 und 73 werden als unversöhnliche Feinde auf dem Gebiete des wirthschaftlichen Lebens Arbeit und Capital, Arbeiter-Associationen und das in der Industrie herrschende Capital bezeichnet; der Aufsatz „die Kirche im Zukunftsstaate" endlich vertritt das Verlangen der Socialdemokratie, daß der Staat die Religion zur Privatsache erkläre, verunglimpft den Gottesglauben als Narrheit und Lüge, bedauert, daß das Volk in seiner Mehrzahl noch nicht dem Atheismus huldige und stellt den Grundsatz auf, daß die Kirche im Zukunftsstaate keinen Platz habe, das Christenthum mit der Socialdemokratie unvereinbar sei. Im Gegensatz hierzu treten in der Recension des Buches von J. Felix, „Le socialisme devant la société" (Seite 85—88), die im §. 11 des Gesetzes vom 21. October 1878 gekennzeichneten gemeingefährlichen Bestrebungen in der seither in der socialdemokratischen Presse üblich gewesenen agitatorischen Form unverhüllt zu Tage. Es genügt als Belag hierfür den folgenden Satz (Seite 87 der Druckschrift) anzuführen:

„Pater Felix sieht allerdings das Elend in der Welt, in der goldenen Zeit der Herrschaft seiner göttlichen Autoritäten aber war es auch schon dagewesen, mit dem einzigen Unterschiede nur, daß es damals von den Menschen geduldig getragen wurde, während die Menschen jetzt nach Genuß und Reichthümer jagen, wie Pater Felix versichert. Wenn er dies von den herrschenden Klassen sagen würde, gegen die der Socialismus seine Angriffe richtet, so würden wir es gerne unterschreiben, wenn er es aber vom Volke, von den unteren und armen Klassen des Volkes erzählt, so läßt das nur erkennen, daß er von der mächtigen, alle Dämme überfluthenden Bewegung nichts versteht, oder absichtlich dagegen die Augen verschließt. Das Volk will nicht das alte Gefäß zertrümmern, um ein neues gleiches daraus zu errichten. Es ringt vielmehr nach Erlösung von seinem Elende und strebt danach, das Heerdenthier-Dasein mit einem menschenwürdigen zu vertauschen."

Wenn hiernach das Verbot des 3. Heftes der „Zukunft" vom 1. November 1878 auf Grund des Gesetzes vom 21. October 1878 ausgesprochen werden muß, so läßt der Inhalt dieses nach dem Inkrafttreten des genannten Gesetzes erschienenen Heftes zur Genüge erkennen, daß die „Zukunft" als periodische Druckschrift dauernd den gemeingefährlichen Bestrebungen zu dienen bestimmt ist, welche seit ihrer Begründung fast in jedem Hefte derselben — es braucht nur Bezug genommen zu werden auf die Aufsätze in dem 10. Heft vom 15. Februar cr. „Ueber den Zusammenhang des wirthschaftlichen und des politischen Princips im demokratischen Socialismus", im 15. Hefte vom 1. Mai 1878. „Nur im Communismus ist größtmöglichste Freiheit, von Dr. A. Douai", im 18. Hefte vom 15. Juni cr. „Die Kirche im Zukunftsstaate", und im 24. Hefte vom 15. September cr. „Strafrecht, Strafverfahren und Strafvollzug im Lichte des Socialismus" — zu Tage getreten sind. Hierdurch rechtfertigt sich das Verbot des ferneren Erscheinens.

Gegen diese Verfügung steht dem Vorstande die Beschwerde zu, für deren Anbringung bei der unterzeichneten Behörde eine präklusive Frist von einer Woche gesetzlich festgesetzt ist.

Hiernach Heft 1 des ersten Jahrganges:

Das Verbot findet nach Maßgabe des Gesetzes seine Begründung darin, daß in dem ganzen Inhalte der sich selbst als socialistisch bezeichnenden Druckschrift socialdemokratische, auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschafts-Ordnung gerichtete Bestrebungen in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zu Tage treten.

Insbesondere bedarf es zur Rechtfertigung des Verbots nur der Hinweisung auf die, Seite 723 bis 726 enthaltene „Replik", welche sich gegen einige von dem Dr. Lindwurm dem socialdemokratischen Zukunftsstaate entgegengesetzte Einwendungen richtet und ausführt, daß nur in einem socialistisch organisirten Gemeinwesen sich eine vollständige Gerechtigkeit durchführen lasse.

Und endlich Heft 23 des ersten Jahrganges:

Die socialdemokratische beziehungsweise socialistische Tendenz der vorliegenden Schrift ist nach dem Inhalt der auf der Innenseite des Umschlages abgedruckten Ansprache des socialistischen Central-Wahlcomités Deutschlands mit der Ueberschrift: „Zur Einführung statt des Vorworts" nicht in Zweifel zu ziehen; der ganze Inhalt derselben läßt auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtete socialdemokratische Bestrebungen in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zu Tage treten. Insbesondere wird im ersten Aufsatze: „Der Socialismus und die Wissenschaft" die Begründung des socialistischen Staates als der einzige Weg zur Beseitigung aller durch die bestehenden Staats- und Gesellschaftszustände bedingten Ungerechtigkeiten dargestellt, und auf Seite 7 behauptet, daß mit der Beseitigung des alten Systems aus der Welt die unter der Herrschaft desselben entstandene Summe von Leid und Unglück verschwinden muß.

Gänzlich unverhüllt treten die im §. 11 des Gesetzes vom 21. October c. gekennzeichneten gemeingefährlichen Bestrebungen ferner in dem Aufsatze: „Der 16. Mai und die französischen Socialisten" zu Tage, dessen Darstellung durch die Verherrlichung der Pariser Commune als „des gesetzlichsten Aufstandes", welcher jemals sich ereignet, revolutionaire Gelüste und Leidenschaften bei den der Socialdemokratie anhängenden Volksmassen zu erregen, besonders geeignet ist; Seite 18.

Von und über Proudhon.

Von Arthur Mülberger.

VIII.

Im Oktober 1846 erschien denn das große Werk, an welchem Proudhon wohl volle vier Jahre gearbeitet hat, unter dem Titel: Système des Contradictions économiques ou Philosophie de la Misère (System der ökonomischen Widersprüche oder Philosophie des Elends) in zwei Bänden und mit dem Motto: Destruam et aedificabo (ich werde zerstören und ich werde aufbauen). Proudhon hatte während seines öfteren Aufenthaltes in Paris mehrere der hervorragendsten Oekonomisten z. B. Garnier persönlich kennen gelernt und war durch sie mit dem Buchhändler Guillaumin bekannt geworden, dem bedeutendsten Verleger für Werke aus der politischen Oekonomie. Bereits im Sommer 1844 war Proudhon in der Lage, nach vorhergegangener persönlicher Rücksprache mit Guillaumin, demselben in allgemeinem Umriß den Plan seines Werkes vorzulegen. „Ich hatte Ihnen versprochen, schreibt er am 15. August aus Lyon an ihn, vor meiner Abreise aus der Haupt-

stadt Sie noch einmal persönlich aufzusuchen; ein Befehl meines Hauses rief mich so plötzlich ab, daß ich mein Versprechen nicht halten konnte. Ich nehme deshalb heute den Faden unserer Unterhaltung wieder auf. Wie ich die Ehre hatte, Ihnen zu sagen, bin ich gegenwärtig mit einer Arbeit beschäftigt, deren wesentlicher Zweck der ist, die anerkannten Principien, die fürderhin unantastbaren Gesetze der politischen Oekonomie auf die Lösung einiger socialer Fragen, welche gegenwärtig an der Tagesordnung sind, anzuwenden und damit zugleich unser constitutionelles System und unsere Gesetzbücher einer Kritik zu unterziehen. Sie fühlen, mein Herr, daß ich weder die Anmaßung habe, noch haben kann, all' das allein zu reformiren; es wäre eine Arbeit für die vereinten Kräfte von hundert Oekonomisten. Es handelt sich nur, die Bahn zu eröffnen und einen ersten Schritt zu thun.

Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen, dessen Bedeutung ich mir nicht entgehen lassen möchte, hat die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften eine Reihe von Fragen*) gestellt, welche, richtig aufgefaßt und in ihrer Tiefe geprüft, alle großen Abtheilungen und das Gesammtgebiet der Wissenschaft umfassen. Die Akademie ging noch einen Schritt weiter, sie hat die Concurrenten eingeladen, ihre Ideen kühn zu entwickeln und sich ohne Furcht auf das Feld der Speculation zu begeben. Ich sage Ihnen nicht, Herr Guillaumin, daß ich die Absicht habe, zu concurriren, noch weniger mit dieser Erlaubniß Mißbrauch zu treiben; einestheils würde mir die Zeit zum Concurs nicht ausreichen und im Uebrigen habe ich nicht die Absicht, mich in geschmacklosen Plaudereien zu ergehen. Allein, es scheint mir nützlich, in einer originalen, würdigen, von jeder Nebenabsicht freien Antwort, die Tendenz zu Neuerungen zu constatiren, von der die Akademie, diese im eminentesten Sinne des Worts conservative Körperschaft des Staates ergriffen wurde.

Ueber Inhalt und Form meines Buches können Sie vollkommen ruhig sein. Falls meine nur zu sehr bekannten Antecedentien Sie vielleicht veranlassen sollten, mir gegenüber besonders vorsichtig zu sein, so muß ich Ihnen sagen, daß ich mich ausschließlich innerhalb der wissenschaftlichen Schranken halten werde. Die Fragen, welche mich beschäftigen, sind viel zu heikel, um etwaigen oratorischen Gelüsten mehr Rechnung zu tragen, als sich unmittelbar aus den ökonomischen Prämissen ergiebt.

Um einem Werke, das die unter einander scheinbar fremdartigsten Probleme behandeln wird, Einheit zu geben, mußte ich zuvor, vielleicht mehr als bis jetzt geschehen ist, die Tiefen der Oekonomie ergründen und das allgemeine Gesetz, welches alle Wissenschaft und deshalb die Gesellschaft selber leitet, suchen. Das ist der speculative oder metaphysische Theil, in einem Wort: das synthetische Band aller meiner Ideen.

Nichts von dem, was ich bis jetzt veröffentlicht habe, kann Ihnen einen Begriff meiner nunmehrigen Arbeit geben; einige Andeutungen, die ich da oder dort gemacht, sind zu geringfügige Zeichen, um dem Leser die ganze Tragweite verständlich zu machen. Es handelt sich um

*) Dieselben werden weiter unten, in einem Brief an Bergmann, näher angeführt.

ein höheres Gesetz, ein Gesetz der Natur und unseres Geistes, welches in gleicher Weise von der Ordnung und der Unordnung Rechenschaft giebt, von dem, was wir gut nennen, wie von dem, was uns schlecht dünkt, ein Gesetz, das die providentielle Nützlichkeit der Usurpation, der Tyrannei, der Sklaverei, des Pauperismus und aller gesellschaftlichen Störungen und Katastrophen erklärt und das uns das Mysterium dieser göttlichen Alchymie, wie irgend ein Oekonomist gesagt hat, erläutert, derzufolge das Böse auf der Welt immer das Gute erzeugt.

Das ist in der allgemeinsten Fassung der Plan meines Werkes, über dessen Herausgabe ich mich mit Ihnen verständigen möchte." Proudhon kommt dann weiterhin auf seine Bedingungen zu sprechen und setzt dem Verleger die näheren Verhältnisse auseinander. Er fand rasches Entgegenkommen. Bereits am 1. September desselben Jahres kann er seinem Freund Tourneux schreiben: „Ich habe mich soeben mit dem Buchhändler Guillaumin bezüglich einer wichtigen Publikation verständigt, die mich noch ein halbes Jahr Zeit kosten wird. Ist diese Arbeit fertig, so halte ich noch zwanzig andere in Bereitschaft; meine Schriften finden unter dem Volk einen ziemlich beträchtlichen Absatz, namentlich in Lyon und den umliegenden Städten und Ortschaften."

Einen noch deutlicheren Einblick in den Plan seines Werkes giebt uns ein Brief an Bergmann vom 24. Oktober 1844: „Folgendes habe ich meiner Bekanntschaft mit den Oekonomisten zu danken. Herr Guillaumin, der officielle Herausgeber der politisch-ökonomischen Revue und aller alten und neuen Publicationen aus dieser Wissenschaft, hat mir Anerbietungen gemacht und ich bin mit ihm dahin übereingekommen, ihm das Manuscript eines neuen Werkes zu liefern, das nicht weniger als zwei Bände in Octav halten wird. Seit meiner Durchreise durch Straßburg habe ich nicht aufgehört daran zu arbeiten und Material zu sammeln. Guillaumin giebt mir einen Vorschuß von 1000 Francs in verschiedenen Raten, sobald der vierte Theil des Manuscripts in seiner Hand ist. Du siehst, daß ich in den Augen des Publikums allmälig an Werth gewinne. Wie viele Schriftsteller von Verdienst sind genöthigt, ihre Publicationen auf eigene Kosten drucken zu lassen.

Der Gegenstand meiner Arbeit ist folgender:

Die Akademie der moralischen Wissenschaften hat folgende Preisaufgaben gestellt: 1. Das Problem der Vertheilung des Lohnes; das umfaßt die Begriffsbestimmung des Werthes. 2. Das der Versicherung; es ist im Grunde nichts anderes, als die Solidarität oder die Association. 3. Die Folgen des Geschmacks, des materiellen Wohlergehens für die Zukunft; eine Frage, die meines Erachtens die Umgestaltung der ganzen Moral in sich faßt. 4. Das Elend; in anderer Form ist dies das Problem von der Ungleichheit der Bedingungen.

Die Zeit für den Concurs war mir zu kurz, sie lief am 30. September ab, ich habe meine Zeit darauf verwendet, Besseres zu thun. Nach meiner Ansicht lassen sich diese vier Fragen nicht ge[illegible]t von einander, die eine ohne die andere, lösen; zum wenigsten wir[illegible]eine Arbeit beweisen; sie bilden ein untheilbares Ganzes, eine continuirliche Deduction. So können wir die Ursachen und Heilmittel des Pauperismus nicht verstehen, ohne die Gesetze der Arbeit und des Lohnes zu begreifen; mit Einem Wort, das Gesetz der Vertheilung (répartition)

des Products ist unverständlich ohne die wesentlichen Formen oder Bedingungen der Association zu kennen, ohne aus dem Studium der Vergangenheit den Geist der modernen Tendenzen zu erschließen (praktischer Sensualismus, Sinn für's materielle Wohlergehen).

In ähnlicher Weise kann die Association nicht außerhalb der ökonomischen Wissenschaft u. s. w. verstanden werden. Ich übergehe den Rest.

Aber die Association, die Moral, die ökonomischen Beziehungen, all' das muß, um nicht willkürlich zu sein, objectiv in den Sachen geprüft werden. Man muß den subjectiven Ausgangspunkt, der bis jetzt von den Philosophen und Gesetzgebern adoptirt wurde, verlassen und außerhalb der vagen Begriffe des Gerechten und des Guten die Gesetze erforschen, welche dazu dienen können, diese Begriffe zu determiniren und die uns objectiv gegeben sein müssen im Studium der socialen Beziehungen wie sie die ökonomischen Thatsachen mit sich bringen.

Ich werde mich wohl hüten, die so geläufige Gegenüberstellung von Subject und Object in meiner Einleitung zu benutzen. Die französischen Leser würden das Buch wegwerfen. Um sie ihnen begreiflich zu machen, muß man umgekehrt vorgehen und mit den Thatsachen selber beginnen, welche dieser Gegensatz erzeugt, d. h. man muß von den Consequenzen zum Princip aufsteigen (alter Styl).

Ich werde also beweisen, daß alle Grundlagen der politischen Oekonomie, der Gesetzgebung, der Moral und der Regierung wesentlich gegensätzlich (contradictoires) sind, gegensätzlich, sage ich, nicht blos unter einander sondern in sich selbst und dennoch durchaus nothwendig und unabweislich. Ich glaube behaupten zu können, daß eine derartige Arbeit, deren Grundgedanke nicht neu ist, dennoch niemals versucht wurde; es bedurfte hiezu mehrerer Bedingungen, die bis jetzt nur wenige Menschen in sich vereinigen.

Du fühlst, wie sehr diese Arbeit, indem sie den Schlüssel bietet zu dem intellectuellen Chaos, in welchem wir leben, dazu beitragen kann, die socialen Fragen aufzuhellen und vorwärts zu bringen. Wer mich verstanden haben wird, für den ist eine exclusive Meinung nicht mehr denkbar; es wäre lächerlich. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich zur selben Zeit die Theorie und das Beispiel der synthetischen Schlüsse all' dieser Gegensätze geben werde. Wenn die deutschen Philosophen, zu sehr beeilt, um zu einem theologischen oder transcendentalen Schluß zu gelangen, daran gegangen wären, die Antinomieen, wie sie sich ihren Augen darboten, gründlich zu studiren und gute Lösungen zu bieten, so hätten sie vielleicht bedeutendere Dienste geleistet, als durch das vorzeitige Baugerüste ihrer Systeme.

Den von der Akademie gestellten vier Fragen werde ich das Axiom einer fünften beigesellen, nämlich: Das politische oder gouvernementale Problem, dessen Lösung nothwendig ist, um die Realisation aller vorausgehenden Synthesen möglich zu machen. Ich werde dann mit philosophischen Schlüssen über die socialen Antinomieen oder Widersprüche schließen, über ihren Werth als dialectisches Element, über die weiteren Folgerungen, die sie gestatten auf das Problem der Gewißheit, der Seele, Gottes u. s. w. und endlich über den Platz, den sie in der Metaphysik (oder der Theorie der Entwicklung) einnehmen. Schreibe mir, wie Du darüber denkst. (Schluß folgt.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 18, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 30 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 20. December 1878. Nr. 51.

Ein neuer Gulliver.

Der Begriff einer „Weltliteratur", von der vor einem halben Jahrhundert bereits unser Goethe sehnsüchtig träumte, hat seitdem nicht die Entwicklung gefunden, die von der Zeit des Dampfschiffs, der Eisenbahn, des Telegraphen zu erwarten gewesen wäre. In die Breite gegangen ist diese internationale Strömung freilich gar sehr, aber wie tief sie gehe, welche bleibende Physiognomie sie ihrem Bette eingeprägt habe, davon wissen nur die, deren besonderes Studium darauf gerichtet ist. Ja, man kann selbst sagen, es könne einer bedeutenden geistigen Production in einem der großen Culturstaaten heute leichter geschehen, als vor hundert Jahren, jenseits der Sprachgrenze übersehen zu werden, unbekannt zu bleiben. Wenn der Bode damals einen englischen Autor uns übersetzte, wenn Grimm in seiner Correspondenz auf eine literarische Neuigkeit aus Paris aufmerksam machte, so konnte man sicher sein, daß die gebildete Welt in Deutschland auch ihren Sinn darauf richtete. Heute? — Leopardi ist vor vierzig Jahren schon in's Deutsche übersetzt worden und vielleicht wird es in diesen Tagen erst der Verskunst Heyse's glücken, diesem düsterschönen Gestirn seinen Platz auf deutschen Sternkarten zu sichern. Wäre Georg Brandes nicht und sein treuer Achates Strodtmann: was wüßte die Welt von den originellen Figuren der modernen dänischen Literatur? Und nur scheinbar ist es besser bestellt um unsern Verkehr mit England und Frankreich. An Uebersetzungen fehlt es ja freilich nicht und die billigen Original-Ausgaben englischer und französischer Romane haben ja weithin bei uns Verbreitung gefunden: aber ist damit der Begriff der „Weltliteratur" erfüllt, auch nur richtig erfaßt? Solche Uebersetzungen und die journalistische Tagelöhnerei, daraus besteht im Wesentlichen das geistige Band. Hauptsächlich ist es die Belletristik, die bei der Uebersetzung von Büchern in Betracht kommt, Geschichte und Philosophie kommen in zweiter Reihe, und hier bereits sehr nach Mode oder Laune. Hrn. Guizot's Geschichtsleistungen sind uns übermittelt worden, die Thierry's müssen wir uns im Original aufsuchen; die Spencer, Bain und andere Socialphilosophen servirt uns der deutsche Uebersetzer frisch vom Herde, von Comte wissen wir im Deutschen nur aus den Umrissen, die uns der ins Deutsche übersetzte Stuart Mill gegeben. Daneben in breiter Masse der Bedarf an politischen Nachrichten, den uns die Zeitungen alltäglich bieten. Hier

spricht unsere Schnelllebigkeit das maßgebende Wort. Das Gros dieser Nachrichten wird, wie man weiß, durch lithographirte Correspondenzen geliefert, die, schon um Jedem Etwas zu bringen, sich hüten werden, in Specialitäten einzugehen, die abseits der großen Heerstraße des Allgemeinen, des Gemeinen liegen. Nicht viel besser wird es, wenn die Zeitung sich eigene Correspondenten zu halten vermag. Die Pflicht des täglichen Dienstes steht obenan, da ist genug zu thun mit dem Resümiren des vorhandenen Stoffes, mit dem Lichteraufsetzen, mit dem Analogisiren und Pointenspitzen; wo bliebe die Zeit, eine Erscheinung außerhalb dessen, was sich in Parlamentsberichte, diplomatische Actenstücke, Leitartikel und Vermischtes registriren läßt, zu studiren, in ihrer literarischen Entwicklung zu beobachten und nach ihrer Bedeutung für allgemeine Culturinteressen darzustellen! Und nähme sich Einer die Zeit und er hätte das Zeug dazu: wie — um sehr prosaisch zu werden — wie lohnte sich ihm die Arbeit, im Vergleich zu der so viel leichteren Reporter- und Uebersetzer-Mühe?

So geschieht es, daß z. B. die höchst bedeutsame geistige Arbeit, die sich in den Revues und Reviews vollzieht, für die deutsche Presse fast ganz verloren geht; sie als Buch zu übersetzen, dafür sind diese Essais meist zu wenig umfangreich, zu sehr umfang- oder vielleicht auch inhaltreich sind sie für eine flüchtige Destillation in die Tageblätter. Es ist das grade die gediegene, besonnene, von Wind und Staub der Tagesmeinungen sich möglichst loslösende Arbeit der Nachbarvölker, von der wir die unvollkommenste Kenntniß erhalten und das sollte unter den bestehenden Verhältnissen in Deutschland besonders beachtet werden.

Ein zweiter kleinerer Verlust entsteht uns auf demselben Wege. Wenn, wie das in England zumal noch so leicht passirt, ein Schriftsteller den Vorurtheilen seines Landes und seiner Zeit stark ins Gesicht schlägt und um der Respectabilität willen von der Tagespresse möglichst todtgeschwiegen wird, so wirkt das natürlich auch auf das vielleicht in dem Einen oder Andern vorurtheilsfreiere Ausland und das erfährt von der Ketzerei gar nichts oder nur durch einen Zufall.

Ein solcher mag es wol auch nur sein, wenn Hr. Ambrosius Barth, der rüstige Leipziger Verleger, uns jetzt die Uebersetzung einer recht interessanten Satire bringt, die in England schon vor sieben Jahren Aufsehn erregt hat, aber wahrscheinlich aus den wohlbekannten Gründen baldigst von der Tagesordnung abgesetzt worden ist. „Erewhon" (Anagramm von Nowhere, Nirgendwo) betitelte sie sich. Der Verfasser — Samuel Butler — tritt schon auf den ersten Seiten als Vollblutengländer auf, kirchlich gesinnt und des Geldmachens beflissen. Er hat dem verehrlichen Publicum ein sehr gutes Geschäft vorzuschlagen, das aber zu seiner Evidenz einer längern Vorgeschichte bedarf. Diese ist nach dem altbeliebten Muster von Gulliver's Reisen entworfen, Neugier und Forschungstrieb haben den Verfasser von einer weit entlegnen Küstencolonie in das noch ganz unbekannte Innere geführt, über riesige Berge und durch reißende Ströme sammt sonstigen Schrecknissen in ein bisher unentdecktes wohlcultivirtes Land. Vor Jahrhunderten ist man dort bereits in allen technischen Erfindungen viel weiter gewesen, als die heutige Culturwelt, jedoch hat sich damals, in allerdings langwährendem Bürgerkriege, die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß die Maschine durch Weiterentwicklung

zu eignem Leben und freiem Willen gelangen könne und der Mensch dann zu ihr nur in dem untergeordneten Verhältnisse stehen werde, wie etwa jetzt das Thier des Feldes zum Menschen. Diese Verspottung der theologischen Einwände gegen die Darwin'sche Theorie tritt mit prächtigem Humor und in so verzweifelt ernsthafter Beweisführung auf, wie es ähnlichen Versuchen deutscher Federn nicht nachzurühmen ist. In Folge dieser Furcht sind damals alle Maschinen zerstört und für ewig unterdrückt worden, das Volk hat sich auch ohne sie zu großem Wohlbehagen, aber in der dadurch bedingten Isolirung auch zu einer ganz eigenthümlichen Lebensanschauung und Gesittung entwickelt. Ueber die markantesten derselben giebt uns das Buch nun genaue Auskunft. Einige unklare Sätze abgerechnet, an denen die Uebersetzung vielleicht die Schuld trägt, sprechen diese Excurse die erfreulich klarste Sprache und werden nicht blos in England, sondern auch bei uns ganz gut verstanden werden. Das Kirchenthum ist es, das die Kosten der Zeche zumeist bestreitet, die Heuchelei ferner der gesellschaftlichen Sitte, die Verkehrtheit der Erziehung, die Thorheit der Strafrechtspflege, sie alle finden da ihre erbauliche Beleuchtung. Nehmen wir eine kleine Probe davon:

. . . . . Indessen ist das Verhältniß zwischen Kindern und Eltern in Ergindwon (der deutsche Uebersetzer hat aus dem „Nirgendwo" des Titels ebenfalls ein Anagramm gemacht) bei weitem weniger erfreulich als in Europa. Fälle von wirklich herzlicher, inniger Liebe zwischen den Alten und Jungen sind mir sehr selten vor Augen gekommen. Nur hin und wieder hatte ich Gelegenheit mich zu überzeugen, daß die Kinder, und zwar selbst noch im Alter von zwanzig Jahren ihren Eltern mit größerer Liebe zugethan waren als irgend Jemandem sonst, und aus eigenem freiem Antriebe den Umgang mit Vater und Mutter dem mit Andern vorzogen. An der Thür solcher Häuser war natürlich die Karosse des Familienordners (des Geistlichen nämlich) nur sehr selten zu sehn und ich kann gar nicht sagen wie groß meine Freude war zu sehen, wie herrlich sich hier Güte, Klugheit und Nachsicht selbst belohnt. Ich bin aber auch fest überzeugt, daß sich genau dasselbe in den meisten Familien vorfinden würde, wenn die Eltern nur daran denken wollten, wie sie in ihrer Jugend empfunden haben, und sich ihren Kindern gegenüber grade so verhalten wollten, wie sie gewünscht hätten, daß ihre eignen Eltern es ihnen gegenüber thäten. Allein grade dies, das doch so einfach und selbstverständlich ist, scheint auch zu den Dingen zu gehören, die nicht Einer unter hunderttausend Menschen in der Praxis durchzuführen im Stande ist. Es sind immer nur die Größten und Besten, die einen lebendigen Glauben an die einfachsten Grundsätze des Lebens besitzen und die ebenso fest überzeugt sind, daß 19 + 13 = 32 als daß 2 + 2 = 4.

Ich glaube sicher daß, wenn dieser Bericht jemals einem Ergindwonianer in die Hände fallen sollte, er erklären wird, daß das, was ich über die Seltenheit inniger Beziehungen zwischen Eltern und Kindern gesagt habe, eine schmähliche Verdrehung der Thatsachen sei, und daß es in Wahrheit nur sehr wenige junge Leute gebe, die sich in der Gesellschaft ihrer nächsten Angehörigen nicht glücklicher fühlten als in der Andrer . . . . .

Und alledem liegt in der Hauptsache nichts weiter zu Grunde als das Geld. Wenn die Eltern ihre Kinder in den Stand setzen wollten,

ihr Auskommen früher zu finden als es jetzt der Fall ist, so würden dieselben bald sich selbst ernähren können und selbständig werden. Wie die Dinge aber jetzt liegen, werden die jungen Leute alt genug, um eine Menge berechtigter Bedürfnisse zu kennen, ehe sie noch gelernt haben, wie sie die Mittel zu deren Befriedigung sich verschaffen sollen. Daher bleibt ihnen nichts übrig als sich entweder ohne dieselben zu behelfen oder mehr Geld für sich zu beanspruchen, als die Eltern meist zu erübrigen im Stande sind. Und daran tragen die Hauptschuld die Schulen der Unvernunft, wovon nachher die Rede sein soll. Hier bringen sie viele Jahre zu, völlig unfähig irgend etwas zu leisten, während sie die Zeit benutzen sollten ordentlich thätig zu sein, mit Kleinem anfangend, immer erwerbend, und sich in die Höhe arbeitend je nach dem Maaße ihrer Energie. Diese Schulen haben mich in großes Erstaunen gesetzt. Ich will durchaus nicht ein falsches Nützlichkeitsprincip verfechten und recht gern glauben, daß das hier übliche System gut sein mag für Kinder reicher Eltern. Allein das Unglück war, daß Jeder, der nur einigermaßen auf Respectabilität Anspruch erhob, seine Kinder in eine dieser Schulen schicken mußte, die ihnen so auf Jahre hinaus eine hohe Geldbuße auferlegte. Ich war sehr überrascht zu sehn, welche Opfer die Eltern brachten, um ihre Kinder zu fast ganz unnützen Geschöpfen zu machen, und es ist schwer zu sagen, wer eigentlich mehr darunter zu leiden hatte, die Alten die sich zu hohen Ausgaben verurtheilt sahen, oder die Jungen die um einige der wichtigsten Zweige menschlicher Erkenntniß betrogen und in falsche Bahnen geleitet oder, wie das meistens der Fall war, einfach sich selbst überlassen wurden. Geringer allerdings war der Schaden bei den weniger gut situirten Klassen. Hier muß der Knabe schon mit zehn Jahren anfangen etwas zu betreiben. Ist er intelligent, so macht er seinen Weg aufwärts und läßt sich nicht niederhalten; ist er es nicht, so bleibt er stehn wo er steht, und das ist für alle Theile jedenfalls das Zweckmäßigste. In der Regel finden auch die Leute ihren richtigen Platz, und wenn sie ihn auch bisweilen verfehlen, so kann man doch im Allgemeinen sagen, daß, wer wirklich gut talentirt ist, nicht unbemerkt bleibt und seine Gaben verwerthen kann. Wie mir schien, fingen auch die Ergindwonianer damals an sich dieser Dinge klarer bewußt zu werden. Bereits war vielfach davon die Rede, Eltern, deren Kinder im Alter von 25 Jahren noch nicht einen ihrem Stande entsprechenden Verdienst hatten, mit einer Steuer zu belegen. Und ich bin überzeugt, daß sie diese Maßregel nie zu bereuen haben werden, vorausgesetzt, daß sie den Muth haben, sie durchzuführen. Die Eltern werden dann dafür sorgen, daß die Kinder schon in früherem Alter anfangen, sich Geld zu verdienen; die Kinder werden frühzeitig selbstständig werden und ihren Eltern ebensowenig zur Last fallen, wie diese ihnen, und beide werden sich gegenseitig viel lieber gewinnen, als es jetzt der Fall ist.

Das aber ist die wahre Menschenliebe. Wer sich im Welthandel ein colossales Vermögen erworben und durch seine Energie es erreicht hat, daß er den Preis von Wollenwaaren bei einem Pfunde um den tausendsten Theil eines Penny herabsetzen kann — der wiegt zehn sogenannte Philanthropen auf. Und das begreift man in Ergindwon auch ganz wohl. Ein Mann, der sich ein Vermögen erworben hat, das ihm

mehr als 20,000 Pfd. jährlicher Renten bringt, wird von jeder Steuer entlastet; man sieht in ihm gewissermaßen ein Kunstwerk, das zu kostbar ist, als daß man es anrühren dürfe. Denn, sagt man sich, wie viel muß ein solcher Mann für die Gesellschaft geleistet haben, daß sich diese herbeilassen konnte, ihm so viel Geld zu geben! Eine so wunderbare Organisation hat für die Leute etwas förmlich überwältigendes sie sehen in ihr etwas, das direct vom Himmel herabgekommen ist.

„Geld", hörte ich sie sagen, „ist das Symbol der Pflicht, es beweist, daß Einer dasjenige für die Menschheit geleistet hat, was diese fordert. Mag sein, daß die Menschheit kein ganz gültiger Richter darüber ist, aber wir haben keinen bessern." Diese Ansicht erschreckte mich anfangs, denn ich dachte an das Wort der Schrift, daß ein Reicher schwerlich in das Himmelreich kommen werde. Aber unter dem Einfluß meiner Umgebung hatte ich doch schon angefangen, die Dinge in einem andern Lichte zu sehen, als früher. Man pflegt bei uns Geld in Gegensatz zur Bildung zu setzen und zu meinen, daß Jemand, der seine Zeit darauf verwendet habe, sich Geld zu verdienen, ungebildet sei. O der Thorheit! Als ob die Bildung eine bessere Unterstützung finden könnte als in der Sicherung einer ehrenvollen Unabhängigkeit, und als wenn irgend welcher Bildungsgrad für den Armen eine andere Bedeutung hätte als die, ihm seine Lage nur noch schmerzlicher fühlbar zu machen! Der junge Mann, dem gesagt wurde, er solle alle seine Güter verkaufen und den Armen geben, muß eine ganz exceptionelle Persönlichkeit gewesen sein, wenn anders der Rath, der ihm gegeben wurde, für ihn selbst oder für die Armen ein passender, war. Viel häufiger geschieht es, daß wir einem Menschen begegnen, der alle möglichen vortrefflichen Eigenschaften besitzt, nur kein Geld. Einem solchen haben wir es zur wichtigsten Pflicht zu machen, daß er jeden Pfennig, den er von Andern für geleistete Dienste fordern darf, annehme und daß er suche reich zu werden. Denn nur insofern darf man den Geiz als die Wurzel alles Uebels bezeichnen, als die Liebe zum Gelde auch das Bedürfniß des Geldes in sich schließt. Diese Behauptungen mögen unehrerbietig klingen, und doch sind sie entsprungen aus der tiefsten Verehrung für die Dinge, welche allein eine solche verdienen, d. h. für die Dinge, welche wirklich sind, welche uns formen und bilden, mögen sie sein, welche sie wollen, für die Dinge, welche die Macht haben haben uns zu strafen, und die uns auch strafen werden, wenn wir sie nicht sorgfältig in Acht nehmen — also für unsere Herren und Meister."

Hat der Leser Lust bekommen an dieser Probe, so sehe er nun selber zu, wie keck und glücklich unser Reisender seinem Wunderlande entwischte und welche äußerst moderne Fructifikation er von seinem Abenteuer zu gewinnen denkt.

Von und über Proudhon.

Von Arthur Mülberger.

VIII. (Schluß.)

Das ist es, mein lieber Bergmann, was mich augenblicklich beschäftigt. Mein höchster Zweck ist, die Menschen aus sich selbst an's

Denken zu gewöhnen, indem ich ihnen zunächst den Beweis in concreter Form biete, indem ich ihnen die metaphysische Speculation durch die Darlegung ihrer Folgerungen in der Gesellschaft interessant mache, indem ich ihnen, mit Einem Wort, die Metaphysik am Werke zeige (en leur montrant la metaphysique en action). Und muß ich Dir's sagen? Es dünkt mich, als ob ich selbst besser, sicherer und rascher vorwärts schreite, seit ich meine Speculation auf Thatsachen gründe.

Ich bin sehr froh, daß Du Gelegenheit hattest, über die Principien der Oekonomie nachzudenken. Du hast auf den ersten Blick gefühlt, was Say niemals verstanden hat, denn er hat das als Princip aufgestellt, was just die Abwesenheit jedes Principes ist, nämlich das Nichtbestimmtsein des Werthes (l'indetermination de la valeur). Das ist's, was ich diesen Winter den Oekonomisten sagte: „Ihr tragt in Euren Büchern einem Commis auf die eine Seite sein Haben d. h. einen Monat Arbeit, und auf die andere Seite sein Soll mit 150 Frcs. ein. Sehr gut, aber wie kommt es, daß ein Monat Arbeit 150 Frcs. werth ist? . . . In jeder Buchhaltung, bei allem Rechnungswesen giebt es ein Schwankendes, das hypothetisch, willkürlich und sehr wahrscheinlich falsch ist. Nicht einen Monat, nicht einen Tag müßtet ihr dem Arbeiter in sein **Haben** schreiben, sondern sein Product gewerthet in einem Ausdruck, der unmittelbar für den Lohn Rechenschaft giebt."

Du wirst Dich jetzt erinnern, daß nach Smith der Werth an der Arbeit gemessen wird, so daß das Problem gelöst wäre, wenn die Arbeit oder, was hier auf dasselbe hinauskommt, das Product nach Qualität, Quantität u. s. w. sich selbst gleich wäre. Nun, das ist eben nicht der Fall und es gilt erst durch die fortschreitende Erziehung der Menschheit dahin zu gelangen. Im Uebrigen könnte man, unabhängig von dieser Ungleichheit der Arbeit, da man leicht mittlere Werthe feststellen würde, noch zu einer natürlichen allgemeinen Tarification aller Producte gelangen. Aber zu diesem Zweck müßte man aus der Idee des Werthes alles eliminiren, was der Thätigkeit des Arbeiters fremd ist d. h. alle Rücksichten auf's Eigenthum und Privileg, alle Störungen der Concurrenz und des Laisser-faire d. h. man braucht eine allgemeine Organisation der Arbeiter und eine Disciplin des Marktes. Aber hier scheiden sich die Oekonomisten: die Einen wollen, daß man organisire, die Andern wollen, daß man alles gehen lasse, indem sie sich auf die Unsicherheit und Willkür der Organisations-Theorieen berufen. So liegt jetzt die Frage; es ist eine der schwierigsten und umfassendsten, die sich der menschliche Geist vorlegen kann."

Auf die formelle Seite des Werkes werfen einige kurze Bemerkungen Proudhons in einem Brief vom 19. Januar 1845 an Bergmann überraschendes Licht: „Ich hoffe endlich, sagt er, das französische Publikum zu lehren, was Dialectik ist; ist es nicht beklagenswerth, daß, während in Deutschland jeder Schriftsteller sich einer anerkannten methodischen Form unterwirft und immer den logischen Gang nachweist, den er einhält, daß man in Frankreich ewig in die Kreuz und Quere herum krittelt, ohne sich jemals verständigen zu können? Ich hoffe als der Erste diese Nothwendigkeit einer Disciplin der Vernunft unter dem

Namen der seriellen Theorie oder Dialectik zu inauguriren, von der schon Hegel eine besondere Constitution gegeben hat. Nach neuerlichen Bekanntschaften zu schließen, die ich diesen Winter gemacht habe, werde ich von einem großen Theil Deutscher sehr gut verstanden; sie haben die Arbeit bewundert, die ich fertig gebracht, um allein zu dem zu gelangen, was, wie sie behaupten, bei Ihnen existirt.

Ueber die Verwandtschaft, welche zwischen meiner Metaphysik und der Logik Hegel's besteht, kann ich nicht urtheilen, da ich Hegel niemals gelesen habe; allein ich bin überzeugt, daß es seine Logik ist, die ich in meinem nächsten Werke anwenden werde; nun, diese Logik ist nur ein besonderer, oder wenn Du so willst, der einfachste Fall der Meinigen."

Hat nun Proudhon diese seine Versprechen gehalten und wie hat er sie gehalten?

„In meinen ersten Abhandlungen, sagt er in den Confessions, wo ich die bestehende Ordnung direkt angriff, sagte ich beispielsweise: Eigenthum ist Diebstahl. Es handelte sich darum, zu protestiren, die Nichtigkeit unserer Institutionen, so zu sagen, en relief aufzustellen. Ich hatte damals nur hiermit zu thun. Auch war ich in der Brochüre, worin ich durch A und B diesen anstößigen Satz bewies, bemüht, gegen jede communistische Consequenz zu protestiren.

In dem System der ökonomischen Widersprüche erinnerte ich zuvörderst an meine erste Definition, und bestätigte sie; ich fügte aber darauf eine ganz entgegengesetzte hinzu, die auf die Betrachtung einer andern Ordnung gestützt war und weder die erste Argumentation zerstören noch von ihr zerstört werden konnte: das Eigenthum ist die Freiheit. Eigenthum ist Diebstahl, Eigenthum ist Freiheit. Diese beiden Sätze sind auf gleiche Weise bewiesen und bestehen nebeneinander im System der Widersprüche. Ich operirte auf gleiche Weise mit jeder anderen ökonomischen Kategorie, der Arbeitstheilung, der Concurrenz, dem Staate, dem Credit, dem Communismus u. s. f. Ich bewies der Reihe nach, wie jede dieser Ideen und folglich die Institutionen, welche von ihnen erzeugt werden, eine positive und eine negative Seite haben; wie sie folglich eine doppelte Reihe von diametral entgegengesetzten Resultaten zur Folge haben: und immer schloß ich auf die Nothwendigkeit einer Harmonie, Versöhnung oder Synthese. Das Eigenthum erschien also hier mit den andern ökonomischen Kategorien in seiner Weise zu sein und sich aufzuheben d. h. als ein zwiefach wirkendes Element des ökonomischen und socialen Systems."

Die Contradictions économiques enthalten unendlich mehr, als der Titel ahnen läßt; sie enthalten vielleicht auch manches nicht, was die Leser darin zu finden hoffen. Die Einleitung oder der „Prolog" beginnt mit einer Kritik der Gottesidee, deren Kernpunkt nichts Geringeres ist, als die Wahrheit, welche in Deutschland Ludwig Feuerbach zuerst ausgesprochen hat. „Wenn Milton, sagt Proudhon, das Erste Weib darstellt, wie es sich in einer Quelle beschaut und liebend seine Arme ausstreckt gegen das eigene Bild, es zu umarmen, so hat er damit Zug für Zug das menschheitliche Geschlecht geschildert. — Dieser Gott, den Du gut, gerecht, allmächtig, allweise, unsterblich und heilig gemacht hast, Du selbst bist es: dieses Ideal von Vollkommenheiten ist Dein Bildniß, geläutert im glühenden Spiegel Deines Gewissens. Gott,

die Natur und der Mensch sind der dreifache Anblick eines und desselben identischen Wesens; der Mensch ist Gott selbst, der durch tausend Entwickelungen zum Bewußtsein seiner selbst gelangt; in Jesus Christus hat sich der Mensch als Gott gefühlt und das Christenthum ist wahrhaftig die Religion des Gott-Menschen. Es gibt keinen anderen Gott, als der, welcher von Anbeginn an gesagt hat: Ich; es gibt keinen andern Gott als Dich".

Im ersten Capitel, welches die Definition der ökonomischen Wissenschaft enthält und insbesondere vom Gegensatz zwischen der officiellen politischen Oeconomie und dem Socialismus Rechenschaft gibt, formulirt Proudhon seine eigenartige Stellung sehr treffend mit folgenden Worten: „Was uns betrifft, so behaupten wir gegen die Socialisten und gegen die Oekonomisten, nicht daß man die Arbeit organisiren müsse, noch daß sie organisirt sei, sondern daß sie sich organisire.

Die Arbeit, sagen wir, organisirt sich: d. h. sie ist im Zuge, sich zu organisiren seit Anfang der Welt bis an's Ende. Die politische Oekonomie lehrt uns die ersten Anfänge dieser Organisation; aber der Socialismus hat Recht mit der Behauptung, daß die Organisation in ihrer gegenwärtigen Form unzureichend und transitorisch ist; und die ganze Mission der Wissenschaft ist ohn' Unterlaß zu suchen, was die unmittelbar realisirbaren Neuerungen sind, indem sie den gewonnenen Resultaten und den sich vervollkommnenden Erscheinungsformen folgt". „Also ist, fährt er kurz nachher fort, der Socialismus nichts ohne eine tiefe Kritik und eine unablässige Entwickelung der politischen Oekonomie; und um hier den berühmten Aphorismus der Schule zu benutzen, Nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu, es ist nichts in den socialistischen Hypothesen, das sich nicht in der ökonomischen Praxis wiederfände. Auf der anderen Seite ist die politische Oekonomie nichts anderes als eine impertinente Rhapsodie, so lange sie die von Adam Smith und J. B. Say behandelten Thatsachen als absolut giltig hinstellt".

Nachdem Proudhon im zweiten Capitel eine ebenso klare als originelle Auseinandersetzung über die Lehre vom Werthe, dem Eckstein des ökonomischen Gebäudes gegeben, geht er vom dritten Capitel an zur Darstellung der ökonomischen Entwickelungsphasen über (évolutions économiques) und behandelt der Reihe nach in verschiedenen Abschnitten die Theilung der Arbeit, die Maschinen, die Concurrenz, das Monopol, die Polizei und die Steuer, die Balance des Handels, den Credit, das Eigenthum, die Gütergemeinschaft, die Bevölkerungslehre. Das Schlußcapitel des ersten Bandes enthält überdies die anthropologische Auflösung der religiösen Mythen vom Sündenfall und der Vorsehung. Diese ökonomischen Entwickelungsphasen sind es nun, von denen Proudhon der Reihe nach den Beweis zu führen sucht, daß jede in ihrem innersten Grund einen Gegensatz, einen vollkommenen Widerspruch darstellt, der nun in dialectischer Entwickelung, zwiefach und entgegengesetzt wirkend, in die lebendige Wirklichkeit eingreift. Unserer subjectiven Auffassung, welcher die Wirkung einer ökonomischen Kategorie bald gut bald schlecht zu sein scheint, liegt also nach Proudhon ein objectiver Gegensatz zu Grunde, der nicht versäumt, bald Segen bald Vernichtung über die arme Menschheit zu bringen.

Ich will es versuchen, an einer der einfachsten Kategorieen den eigenthümlichen Gedankengang des Verfassers nachzuweisen. Blicken wir z. B. auf die Maschinen und ihre Wirkung auf den socialen Organismus. Es ist unzweifelhaft, daß die Maschinen durch Zusammenfassen mehrerer Operationen, durch Vereinfachung der Proceduren die Arbeit in hohem Grade verdichten und die Herstellungskosten reduciren. Die Mühe des Arbeiters wird vermindert, durch billigere Preise werden die Werthe in Fluß gebracht, der Mensch schreitet zu neuen Erfindungen vorwärts und die Wohlfahrt hebt sich. „Die Maschine ist, sagt Proudhon, das Symbol der menschlichen Freiheit und das Zeichen unserer Herrschaft über die Natur, das Attribut unserer Macht, der Ausdruck unseres Rechts, das Emblem unserer Persönlichkeit.“ Auf der anderen Seite ist eine ebenso unbestreitbare Wirkung der Maschinen die, daß sie durch Verkürzung der Arbeitszeit die Arbeit vermindern und zahllose Arbeiter aufs Pflaster werfen. „Die Insubordination unserer Arbeiter, sagt ein englischer Fabrikant, hat den Gedanken nahegelegt, sich ihrer zu entschlagen. Alle erdenkbaren Anstrengungen werden gemacht, um den Dienst der Leute durch die gelehrigen Werkzeuge zu ersetzen und es ist uns gelungen. Die Mechanik hat das Capital von der Beherrschung durch die Arbeit befreit. Ueberall, wo wir einen Menschen einstellen, geschieht es nur provisorisch, in Erwartung einer Erfindung, die uns gestattet, denselben zu entbehren.“ Allerdings wird, wie die politischen Oekonomen sehr richtig bemerken, durch die Reduction der Preise in Folge der Maschinen der Consum erheblich gesteigert und die Hände wieder zurückgerufen, das Gleichgewicht, sagen sie, stellt sich „mit der Zeit“ wieder her, aber wie viel Elend, Jammer, Schmutz und Verbrechen haftet an diesem „mit der Zeit“! Die Maschinen befreien also nicht bloß den Menschen, sie vernichten ihn auch. Unsere Staatsmänner pflegen nur die erstere Seite zu sehen, das Volk aber hat ein sehr lebhaftes Gefühl für die Wahrheit der letzteren. In England gehörten bis in die Mitte dieses Jahrhunderts lokale Arbeiterrevolten wegen Einführung von Maschinen zu den ganz gewöhnlichen Erscheinungen, in Italien kommen sie bis zum heutigen Tag noch oft genug vor. Der circulus vitiosus, in welchem die contradictorische Natur der Maschinen zu Tage tritt, läßt sich denn mit Proudhon in allgemeinster Fassung, wie folgt, formuliren: „Reduction der Handarbeit ist synonym mit Herabsetzung des Preises, folglich mit Vermehrung der Umsätze; denn je weniger der Consument bezahlt, desto mehr wird er kaufen. Aber Reduction der Handarbeit ist auch synonym mit Einschränkung des Marktes; denn je weniger der Producent gewinnt, desto weniger wird er kaufen.“ Und in analoger Weise, wie hier bei den Maschinen entwickelt Proudhon die ganze Reihe der ökonomischen „Widersprüche.“

Die Contradictions économiques sind also, wie der Leser nunmehr verstehen wird, keine Lösung der die Welt bewegenden Fragen, aber sie sind, um es mit Einem Worte zu sagen, eine Vorbedingung zu dieser Lösung. Sie repräsentiren die großartige Gedankenanstrengung eines Mannes von Genie, sich die unser ganzes sociales Leben beherrschenden Gegensätze in ihrer tiefsten Tiefe klar zu vergegenwärtigen, um, wenn nicht die sofortige Lösung, doch die richtige Fragestellung für die Lösung vorzubereiten. Proudhon ist in in diesem Werke der eigentliche remueur d'idées, wie ihn Michelet genannt hat, der Ideen-Auf-

wühler; könnte man dieses Wort etwa übersetzen. Und in der That gewährt sein Werk eine unendlich größere Gedankenausbeute, als wohl irgend ein socialpolitisches Werk der letzten dreißig Jahre bietet. Es ist denn auch, theils bewußt, theils unbewußt, sattsam genug ausgeplündert worden. So, um nur eine Seite dieses Momentes hervorzuheben, ließe sich mit größter Leichtigkeit der Beweis führen, daß die politische Oekonomie und ihr Sohn, der Liberalismus, im Laufe der letzten Decennien nicht Eine richtige Ausstellung dem Communismus oder gouvernementalen Socialismus gegenüber zu Tage gefördert haben, die nicht bereits in den Contradictions économiques zu finden wäre.

Welchen Erfolg mußte dieses Werk in der damaligen Zeit haben? Proudhon giebt in den Confessions selbst die beste Antwort hierauf. „Ich habe, sagt er, seit dem Februar hundertmal an diese Elementar-Ideen erinnert, welche der Buchhaltung, wie der Metaphysik gemeinsam sind. Die gewöhnlichen Oekonomisten haben mir ins Gesicht gelacht. Die politischen Ideologen haben mich höflich aufgefordert, für das Volk zu schreiben. Noch schlimmer behandelten mich diejenigen, deren Interessen ich mir so sehr zu Herzen genommen hatte. Die Communisten verzeihen mir nicht, daß ich die Gütergemeinschaft kritisirt habe, wie wenn eine Nation nur ein großer Polypenstock wäre und es neben dem socialen Recht kein individuelles gäbe. Die Eigenthümer verwünschen mich bis in den Tod, weil ich gesagt habe, daß das Eigenthum isolirt seiner Natur nach Raub ist; als ob das Eigenthum nicht seinen ganzen Werth (die Rente) aus der Circulation der Producte zöge und folglich nicht aus einer viel höheren Thatsache als es selbst ist, aus der Collectivkraft, aus der Solidarität der Arbeit entspränge. Die Politiker endlich, was auch ihr Banner sein mag, sträuben sich unüberwindlich gegen die An—archie, welche sie mit der Unordnung für identisch halten, als wenn die Demokratie sich anders, als durch Vertheilung der Autorität realisiren könnte und der wahre Sinn des Wortes Demokratie nicht Abschaffung der Regierung wäre. Diese Leute gleichen alle jenem Krämer, welcher einen Commis annahm, um seine Rechnungen in Ordnung zu bringen und sich bestohlen glaubte, als er die Conto's auf beiden Seiten als Debet und Credit aufgeführt sah. „Ich mache alle meine Käufe baar, rief er aus! Ich schulde keinem Menschen etwas und will auch niemals etwas schuldig sein!" Thiers der mit seiner bewunderungswürdigen Gewandtheit den Ursprung und die Entwickelung des Eigenthums auseinandersetzte, ohne von seiner Verderbniß und Hinfälligkeit sprechen zu wollen, ist das Seitenstück zu diesem Krämer. Dies hindert nicht im Mindesten, daß Herr Thiers heutzutage nicht der Retter des Eigenthums und der Familie sein sollte. Zur Belohnung für sein ökonomisches Wissen wird er bald Minister sein, während ich, ein armer Verbesserer der Buchführung, eine öffentliche Pest bin und ins Gefängniß geworfen werde. Laßt Euch niemals einfallen, Eure Finger zwischen Gesellschaft und Eigenthum zu stecken."

In Einem hat Proudhon allerdings nicht Wort gehalten; er versprach die Synthese all' dieser Widersprüche zu geben, allein sein Werk behielt, wie ihm sein Freund Bergmann mit Recht schrieb, einen wesentlich negativen Charakter. Auch darin hat er sich wohl getäuscht, wenn er wähnte, die dialectische Methode in seinem Vaterlande so ohne Weiteres popularisiren zu können.

Verbote sozialistischer Blätter.

Nachdem in vor. Nummer eine Anzahl preußischer Unterdrückungsverfügungen mitgetheilt worden, mögen diesmal einige Zeugnisse von der Thätigkeit der k. sächsischen Behörden folgen.

Es sind dies die Verbote:

a) des „Chemnitzer Beobachter“:

Die K. Kreishauptmannschaft hat auf Grund der §§ 11 und 12 des Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie vom 21. Oktober 1878 beschlossen, die Nummer 18 des „Chemnitzer Beobachters“ — wie hiermit geschieht — zu verbieten und dieses Verbot auch auf das fernere Erscheinen der genannten Druckschrift zu erstrecken.

Der „Chemnitzer Beobachter“ ist an die Stelle des früheren dortigen Organs der socialdemokratischen Partei, der „Chemnitzer Freien Presse“ getreten und erscheint lediglich als eine Fortsetzung derselben unter Beibehaltung der socialdemokratischen Tendenz, nur tritt letztere gegenwärtig nicht mehr so offen und herausfordernd zu Tage, als dies unter der früheren Firma „Chemnitzer Freie Presse“ geschehen ist.

Zum Belege der vorstehenden Ansicht dient zunächst der Umstand, daß der „Chemnitzer Beobachter“ aus derselben zur Förderung socialdemokratischer Bestrebungen gegründeten Druckerei und Expedition, in demselben Formate, mit derselben Eintheilung wie die „Chemnitzer Freie Presse“ hervorgeht, daß sogar eine von der letzteren angefangene Erzählung unter der Redaktionsbemerkung, daß das Blatt die Leser der „Chemnitzer Freien Presse“ mit übernommen habe, in jenem fortgeführt ist und daß die Leitung des „Chemnitzer Beobachters“, wenn auch eine andere Person als Redakteur zeichnet, wesentlich in denselben Händen ruht, wie bei der „Chemnitzer Freien Presse“. Aber auch die in Nummer 1 des „Chemnitzer Beobachters“ unter der Ueberschrift „Zur Einführung“ enthaltene Ankündigung und die in Nummer 6 desselben auf der ersten Seite befindliche „Abonnements-Einladung“ bestätigen die oben aufgestellte Behauptung.

Aus dem Artikel „Zur Einführung“ ergiebt sich ganz evident, daß der „Chemnitzer Beobachter“ die Lücke ausfüllen soll, welche durch den Ausfall der „Chemnitzer Freien Presse“ in der Zeitungslektüre entstanden ist; es wird darin auf den Umstand hingewiesen, daß das bisher hier erschienene Oppositionsblatt, die „Chemnitzer Freie Presse“ in Bürger- und Arbeiterkreisen bis zum letzten Augenblick der lebhaftesten Sympathien sich erfreute und mit Rücksicht hierauf unter dem Appell an das Vertrauen des Chemnitzer Publikums die Hoffnung auf eine freundliche Aufnahme des „Chemnitzer Beobachters“ ausgesprochen. Was aber die in Nr. 6 enthaltene „Abonnements-Einladung“ anlangt, so ist daraus unschwer zu erkennen, wie die daselbst unterzeichnete Redaktion und Expedition bedauert, ihren Leserkreis — und dies ist in der Hauptsache ein aus Anhängern der Socialdemokratie bestehender — nicht in jeder Beziehung zufrieden stellen zu können. es wird gebeten, trotzdem dem Blatte treu zu bleiben und sich für seine Weiterverbreitung zu interessiren, „damit der Stadt Chemnitz ein unabhängiges und freisinniges Volksorgan erhalten bleibt.“

Der Sinn dieser „Abonnements-Einladung“ kann kein anderer sein, als der, daß das Blatt nach wie vor dem socialistischen Glaubensbekenntniß, welches dasjenige der überwiegenden Mehrzahl seiner Leser ist, treu bleiben will und nur eine vorsichtigere Haltung zu beobachten gedenkt, um nicht mit dem Gesetze in Kollision zu gerathen.

Wenn man nun schon die Wahrnehmung gemacht hat, daß der „Chemnitzer Beobachter“ in der Auswahl und Zusammenstellung seiner Artikel und Notizen systematisch darauf ausgeht, die bestehenden staatlichen, wirthschaftlichen

und gesellschaftlichen Zustände in einem möglichst ungünstigen Lichte erscheinen zu lassen und „die arbeitende und unbemittelte Bevölkerungsklasse als unterdrückt und nothleidend" von Unglück und schweren Schicksalen heimgesucht darzustellen, so tritt namentlich die socialistische Tendenz des Blattes in dem in Nr. 18 auf der dritten Seite Spalte 1 und 2 enthaltenen Referate: — „Die geschlossene Versammlung der sogenannten Reichstreuen" unverblümt zu Tage.

Wohlgemeinte Vorschläge zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klasse, zur Milderung der Klassengegensätze werden verhöhnt, als leerer Wortkram hingestellt und die ernste Absicht der Besitzenden, Anstalten in's Leben zu rufen, durch welche derartige Zwecke erreicht werden können, wird in frivoler Weise lächerlich gemacht und den Arbeitern gegenüber verdächtigt.

Daß aber durch solche Darstellungen der Klassenhaß geschürt und der öffentliche Frieden gefährdet wird, daß eine derartige Zeitungstaktik lediglich darauf ausgeht, dem Socialdemokrat- bez. dem Kommunismus Dienste zu leisten und auf den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung hinzuwirken, bedarf einer weiteren Auseinandersetzung nicht.

Man hat demgemäß die Anwendung des § 11 des Reichsgesetzes vom 21. Oktober d. J. für geboten anzusehen und das obige Verbot auszusprechen gehabt.

Das Polizeiamt zu Chemnitz wird hiervon mit der Veranlassung in Kenntniß gesetzt, wegen Bekanntmachung dieses Verbots nach § 13 leg. cit. und gemessener Durchführung desselben ungesäumt das Erforderliche zu verfügen.

Zwickau, am 15. November 1878.

Königliche Kreishauptmannschaft.

(gez.) Dr. Hübel. Anger.

An das Polizeiamt zu Chemnitz.

b) der „Glauchauer Nachrichten", gleichzeitig des „Volksfreund" für Lichtenstein-Callnberg und der „Volkszeitung" für Hohenstein-Ernstthal:

Die K. Kreishauptmannschaft hat auf Grund der §§ 11 und 12 des „Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie" vom 21. October 1878 beschlossen,

1) Nummer 263 der diesjährigen „Glauchauer Nachrichten",
2) Nummer 94 der diesjährigen „Volks-Zeitung für Hohenstein-Ernstthal, Oberlungwitz, Gersdorf und Umgegend" und
3) Nummer 133 des diesjährigen „Volksfreund für Lichtenstein, Callnberg und Umgegend"

— wie hiermit geschieht — zu verbieten und dieses Verbot auch auf das fernere Erscheinen der vorgenannten periodischen Druckschriften zu erstrecken.

Anlaß zu diesem Verbote hat der in den vorbezeichneten Zeitungsnummern und zwar „Glauchauer Nachrichten" auf der dritten Seite, Spalte 1 und 2, „Volkszeitung für Hohenstein-Ernstthal ꝛc." Seite 3, Spalte 2 und 3 und „Volksfreund ꝛc." Seite 3 und 4, Spalte 3 und 1, abgedruckte Artikel unter der Ueberschrift „Zeitgemäßer Vorschlag" gegeben.

Dieser Artikel erscheint nach Form und Inhalt als eine Satyre auf das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestimmungen der Socialdemokratie vom 21. October d. J. und ergeht sich in spottender Weise, in drastischen durch Uebertreibungen aller Art gewürzten Vorschlägen, auf welche Weise eine Zeitung redigirt sein müsse, um nicht dem beregten Gesetze zu verfallen, oder mit dem in dem Artikel gebrauchten Ausdrucke zu sprechen, um nicht „durch höhere Hand in den Orkus geschleudert" zu werden.

Wenn aber nun aus diesem Artikel fast aus jeder Zeile die Absicht hervorleuchtet, Regierungen und Behörden, welche das obengedachte Gesetz in Anwendung zu bringen haben, dadurch lächerlich und verächtlich zu machen, daß denselben eine im höchsten Grade ungerechte und unverständige Handhabung des Gesetzes imputirt wird, von welcher sich die Unterdrückung einer jeden Zeitung erwarten ließe, wenn dieselbe nicht auf geradezu widersinnige Weise redigirt würde; wenn ferner in diesem Artikel auf die Vermeidung von Anzeigen, woraus revolutionäre Bestrebungen gefolgert werden könnten, in persiflirender Weise aufmerksam gemacht wird und dadurch offenbar ernste und wohlerwogene Maßnahmen der Regierungen und Behörden gegen eine staatsfeindliche, Umsturz und Anarchie anstrebende Partei der Lächerlichkeit preisgegeben werden sollen: so hat man die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß der beregte Artikel wohl geeignet erscheint, die staatliche Autorität zu schädigen, gegen Regierungen und Behörden Haß, Erbitterung, Verachtung zu erregen und den öffentlichen Frieden zu gefährden.

Erwägt man hierzu, auf welchen Leserkreis die oben bezeichneten Blätter berechnet sind, daß derselbe zumeist aus einem Publikum besteht, welches der socialistischen Parteirichtung ergeben ist, erwägt man ferner, daß die genannten Zeitungen seit ihrem Entstehen als Organe der socialdemokratischen Partei gedient und eine ausgeprägte socialdemokratische Tendenz zur Schau getragen haben und auch nach dem Erscheinen des Gesetzes vom 21. October d. J., wenn auch in vorsichtiger Weise, durch gehässige Zusammenstellung von allerhand Nachrichten über die Handhabung des sogenannten Socialistengesetzes derselben dienen, so hat man die Aufnahme des mehrerwähnten Artikels den in § 11 des Reichsgesetzes vom 21. October 1878 gedachten Bestrebungen beizuzählen und demgemäß das obige Verbot auszusprechen gehabt.

Der Stadtrath zu Glauchau wird hiervon mit der Veranlassung in Kenntniß gesetzt, wegen Bekanntmachung dieses Verbots nach § 14 leg. cit. und Durchführung desselben ungesäumt das Erforderliche zu besorgen.

Zwickau, am 16. November 1878.

Königliche Kreishauptmannschaft.
Dr. Hübel. Anger.

c) endlich der „Neuen Leipziger Zeitung" und der „Mitteldeutschen Zeitung."

Die Kgl. Kreishauptmannschaft als Landespolizeibehörde hat No. 19 der im Verlage von Hermann Nebel und unter der Redaktion des Oskar Eisengarten erscheinenden, in der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig gedruckten periodischen Zeitschrift: „Neue Leipziger Zeitung" für Stadt und Land" d. d. Mittwoch, den 13. November 1878, nicht minder Nr. 1 der im Druck und Verlage der Genossenschaftsbuchdruckerei unter der Redaktion von Friedrich Nauert erscheinenden periodischen Zeitschrift: „Mitteldeutsche Zeitung", d. d. Mittwoch, den 13. November 1878, auf Grund des § 11 des Reichsgesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie vom 21. Oktober 1878, zu verbieten, dieses Verbot auch in Gemäßheit des Absatzes 2 des angezogenen Paragraphen auf das fernere Erscheinen der gedachten Zeitschriften zu erstrecken beschlossen.

Im Druck und Verlage der hiesigen Genossenschaftsbuchdruckerei erschien bis zum 29. September dss. Js. unter dem Titel: „Die Fackel, Volksorgan für Leipzig und Umgegend", eine periodische Zeitschrift, die sich als socialdemokratisches Parteiblatt zwar nicht nach ihrem Titel, wohl aber nach ihrem ganzen Inhalte unzweideutig darstellte. Man braucht zu dessen Beweise nur irgend eine der erschienenen Nummern herauszugreifen und deren Inhalt zu prüfen, — ins-

besondere gilt dies auch beispielsweise von den zur Zeit des letzten Reichstags-Wahlkampfes erschienenen Nummern 84, 85, flg. —, um ohne Weiteres zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß man es hier mit einem Organ, einem socialistischen Parteiblatte der Socialdemokratie zu thun habe, als welches dasselbe seiner Zeit auch mehrfach von Mitgliedern der socialdemokratischen Partei in Volksversammlungen ausdrücklich anerkannt und empfohlen worden ist.

Nachdem noch in der am 25. September dſs. Js. zur Ausgabe gelangten No. 115 der „Fackel" auf das mit dem 1. Oktober beginnende neue Abonnement empfehlend hingewiesen worden war, wurde an der Spitze der Nummer 117 vom 29. September dſs. Js. von der Redaktion und Expedition der „Fackel" bekannt gegeben, daß „die drohenden Ausnahmezustände" sie veranlaßten, die „Fackel" mit der gegenwärtigen, das III. Quartal 1878 beendenden Nummer eingehen zu lassen, daß sie aber im Interesse der großen Zahl ihrer Abonnenten bei dieser Gelegenheit sich verpflichtet fühle, denselben die am 2. Oktober erscheinende „Neue Leipziger Zeitung" zum Abonnement zu empfehlen, auf welche alle Colporteure der „Fackel", sowie die Expedition der letzteren, Abonnements entgegennehmen.

In der unter dem 2. Oktober dſs. Js. erschienenen ersten Nummer der „Neuen Leipziger Zeitung für Stadt und Land" bezeichnete die Redaktion und Expedition dieser Zeitschrift es als Aufgabe der letzteren, die Rechte und Interessen des gesammten Volkes in freisinniger und entschiedener Weise zu vertreten, und vorzugsweise die Gemeindeangelegenheiten von Stadt und Land zu behandeln und einer freimüthigen Kritik zu unterziehen — unbekümmert um Gunst oder Mißgunst der herrschenden Parteien. „Wer," — so lautet ein Passus der Abonnements-Einladung — mit den hier am Orte erscheinenden, den herrschenden Parteien angehörigen Preßorganen und ihrem gehässigen Parteitreiben nicht einverstanden ist, wer diesen eine Zeitung vorzieht, die ausschließlich von dem Standpunkte parteiloser Gerechtigkeit ausgehend dafür wirken will, die allgemeine Sittlichkeit, welche durch die socialen und politischen Uebelstände und Wirren in offenkundig gefährlicher Weise geschädigt worden ist, zu fördern, und das Gefühl der Menschenwürde und die Liebe zur Freiheit zu wecken und zu verbreiten — den kann die „Neue Leipziger Zeitung" ehrlich und unverhohlen auffordern, ihr Abonnent zu werden."

Als Redaktions- und Expeditionslokal wurde das zeitherige Lokal der „Fackel", Kl. Fischergasse 15, part., bezeichnet.

Nachdem nach dem Inkrafttreten des Reichsgesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie die Kgl. Kreishauptmannschaft als Landespolizeibehörde sich veranlaßt gefunden hatte, das fernere Erscheinen der periodischen Zeitschrift: „Vorwärts" auf Grund § 11 des gedachten Gesetzes zu verbieten, ließ die Redaktion und Expedition der „Neuen Leipziger Zeitung", wie aus der beiliegenden Anzeige des Polizeiamtes zu Altona hervorgeht, durch Colporteure gedruckte Zettel verbreiten, in denen den bisherigen Abonnenten des „Vorwärts" die „Neue Leipziger Zeitung" als Ersatz empfohlen wurde.

Daß die Letztere ein socialdemokratisches Preßunternehmen sei, und ähnliche Tendenzen, wie die eingegangene periodische Zeitschrift „Die Fackel" und der von der unterzeichneten Landespolizeibehörde verbotene „Vorwärts" verfolgen werde, war hiernach von Anfang an zu vermuthen. Es war aber zunächst abzuwarten, ob diese neue socialdemokratische Zeitschrift in derselben Weise, wie die vorgenannten älteren Preßunternehmen, socialdemokratische, socialistische oder communistische, auf den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen in einer den öffentlichen Frieden, insbesondere die Eintracht der Bevölkerungsklassen gefährdenden Weise zu Tage treten lassen, und abgesehen vielleicht von nebensächlichen Aeußerlichkeiten, in den wesentlichen

Beziehungen und Erkennungsmerkmalen, in der Gesammthaltung und Tendenz mit dem „Vorwärts“, beziehentlich der „Fackel“ in Uebereinstimmung treten werde.

Es stellte sich bald heraus, daß seit dem Inkrafttreten des mehrgedachten Reichsgesetzes bei der Redaktion der „Neuen Leipziger Zeitung“ ein ähnliches Verfahren eingeschlagen wurde, wie dasselbe bereits in der, das Verbot der gleichfalls in der hiesigen Genossenschaftsbuchdruckerei gedruckten, beziehentlich erschienenen periodischen Druckschriften „Freie Presse“, „Volksblatt und Anzeiger für Borna, Frohburg, Lausigk und Umgegend“, „Groitzsch-Pegauer Volksblatt“, „Muldenthaler Volksfreund“, „Volksblatt für das Herzogthum Altenburg“ und „Voigtländische Freie Presse“ aussprechenden Verordnung der unterzeichneten Kgl. Kreishauptmannschaft vom 6. dss. Mts. näher dargelegt und charakterisirt worden ist.

Die Anfangs geübte Vorsicht, die auf den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung gerichteten socialdemokratischen und socialistischen Bestrebungen in Citaten und Referaten aus anderen Druckschriften verhüllt zum Ausdrucke zu bringen, wurde in den späteren Nummern mehr und mehr außer Acht gelassen und immer offenkundiger trat in den Artikeln der „Neuen Leipziger Zeitung“ das Bestreben hervor, nicht nur die bisherigen Parteigenossen zum Ausharren bei der socialdemokratischen Sache zu bewegen, sondern den Parteibestrebungen immer neue Anhänger zuzuführen und den öffentlichen Frieden, insbesondere die Eintracht der Bevölkerungsklassen zu gefährden und zu stören. Es mag in dieser Beziehung nur auf die Schlußbemerkung der Notiz: „Zur Wilhelmsspende“ in Nr. 14, den Aufsatz: „Diplomatenkunst“ und die Correspondenz aus Dresden: „Die Arbeitslöhne der Bauhandwerker betr.“ in Nr. 15, die Schlußworte des Artikels: „Tiefer hängen“ in Nr. 16, die Bemerkungen zum Verbot des „armen Conrad“, und zu dem Artikel des hiesigen Tageblatts „Die Socialdemokratie und die Studenten“, sowie den Aufsatz „Fremde Arbeiter“ und die „Betrachtung über das Attentat in Spanien“ in Nr. 17, den Leitartikel und die Notiz „Mit geistigen Waffen“, sowie die einzelnen unter der Rubrik „Tagesgeschichte“ über die Ausführung, beziehentlich das Zustandekommen des Socialistengesetzes gemachten Bemerkungen in Nr. 18, endlich den Leitartikel und die Bemerkungen über die Themas: „Oeffentliche Disputationen mit Socialdemokraten“, „die Zunahme der Verbrechen“, „Orientalische Wirren“ u. s. w. in Nr. 19 hingewiesen werden, welche theils an und für sich, theils im Zusammenhange miteinander, keinen Zweifel darüber aufkommen lassen können, daß die „Neue Leipziger Zeitung“ nach ihrer Gesammthaltung und Tendenz den in § 11 des Reichsgesetzes bezeichneten Bestrebungen diene und die Anwendung der Bestimmung in Abs. 2 des § 11 cit. gerechtfertigt sei.

Im Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei ist nun unter dem 13. dss. Mts. die erste Nummer einer neuen periodischen Zeitung unter dem Titel „Mitteldeutsche Zeitung“ erschienen. Dieselbe soll nach der vorgedruckten Abonnements-Einladung einem längst gefühlten Bedürfnisse Abhülfe bringen. Es fehle nämlich für Sachsen und Thüringen ein freisinniges und billiges Blatt, welches die allgemeinen Volksinteressen vertrete, da die in Leipzig, und überhaupt in Mitteldeutschland herausgegebenen Zeitungen durchweg nur dem einseitigen Parteiinteresse dienen und viele unter ihnen lediglich dem materiellen Erwerbe nachgehen.

Nicht nur der Umstand, daß die Zeitung im Druck und Verlage der Genossenschaftsbuchdruckerei, welche sich hauptsächlich mit der Herausgabe socialistischer Preßunternehmen befaßt, sowie unter der Redaktion des als socialdemokratischen Agitators bekannten Friedrich Nauert erscheint, sondern auch die ganze äußere Ausstattung und innere Einrichtung des Blattes ließ vermuthen,

daß hier ein neues, den Interessen der Socialdemokratie zu dienen bestimmtes Organ vorliege, welches hauptsächlich für die früheren Leserkreise des „Vorwärts" und der eben angeführten 6 socialistischen Provinzialblätter berechnet sei. Diese Vermuthung wird durch den Inhalt der 1. Nummer vollinhaltlich bestätigt. Zunächst enthält diese Nummer außer einer Erwiderung auf einen in Nr. 89 des verbotenen Volksblattes für das Herzogthum Altenburg enthaltenen Artikel und verschiedenen — sonst in den genannten Provinzialblättern veröffentlichten — Annoncen, eine Reihe wörtlicher Abdrücke aus den letzterschienenen Nummern der „Neuen Leipziger Zeitung", darunter diejenigen Bemerkungen über das Zustandekommen, beziehentlich die Ausführung des Socialistengesetzes aus Nr. 18, auf welche vorher zur Begründung des Verbots der „Neuen Leipziger Zeitung" Bezug genommen worden ist. Aber auch in dem übrigen Inhalte des Blattes treten socialdemokratische, bez. socialistische, auf den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen in einer den öffentlichen Frieden, insbesondere die Eintracht der Bevölkerungsklassen gefährdenden Weise zu Tage, zu wessen Beweis — abgesehen von der Haltung des Leitartikels: „Zur Weltlage", — nur die Correspondenzen aus Frohburg und Lausigk sowie aus Halle, vom 6. November herausgegriffen und hervorgehoben werden mögen.

Die Kgl. Kreishauptmannschaft hat hiernach auch hinsichtlich der periodischen Zeitschrift: „Mitteldeutsche Zeitung" die Voraussetzungen des § 11 des Reichsgesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie als vorhanden anzusehen gehabt und die erste Nummer, sowie das fernere Erscheinen derselben zu verbieten beschlossen.

An das Polizeiamt hier ergeht, bei Rückgabe der eingereichten Unterlagen, andurch Veranlassung, die vorstehenden Verbote den Verlegern oder Herausgebern der in Frage stehenden periodischen Zeitschriften in Gemäßheit des § 13 des angezogenen Reichsgesetzes bekannt zu machen und die von den Verboten betroffenen Zeitschriften, da, wo sie sich zum Zwecke der Verbreitung vorfinden, in Beschlag zu nehmen, von dem Erfolge aber Anzeige anher zu erstatten.

Leipzig, am 14. November 1878.

Königliche Kreishauptmannschaft.
gez. Graf zu Münster.

An das Polizeiamt Leipzig.

Der Genossenschaftsbuchdruckerei zugefertigt.

Polizei-Amt Leipzig, 15. November 1878. Bausch.

Berichtigung.

In Nr. 50 d. Bl. ist in dem Artikel von Br. Bauer S. 791 Z. 10 v. u. und S. 792 Z. 1 und 6 v. o. zu lesen: Schmerz anstatt „Schwarz", S. 785 Z. 1 v. o. Pariser anstatt „gewissen".

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin 80.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch C. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang. Berlin, 27. December 1878. Nr. 52.

Graf Bismarck und seine Leute.

Man hat bei dem Buche des Hrn. Busch, das diesen Titel führt, sehr häufig das Wort vom Kammerdiener und dem Helden citiren gehört. Nicht ganz mit Recht, wie uns dünken will, denn Hr. Busch ist keineswegs, wie man danach voraussetzen müßte, gewillt, seinem Helden die Glorie irgendwie zu schmälern, er sucht nur eben das Heroenthum da wo Andre es nicht suchen würden. Goethe bezeichnet das in seinen „Sprüchen", indem er schreibt: „Es giebt, sagt man, für den Kammerdiener keinen Helden. Das kommt aber blos daher, weil der Held nur vom Helden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrscheinlich Seinesgleichen zu schätzen wissen." Nun soll man aber nicht verkennen, daß für eine Popularisirung in dem Stile, wie Hr. Busch sie ernsthaft im Sinne hat, auch in der That noch ein recht zahlreicher populus vorhanden ist. Der Deutsche liebt es an seinen Helden, wenn sie eine recht stramme Leiblichkeit repräsentiren, von Essen und Trinken was Rechschaffenes halten, kein Blatt vor den Mund nehmen, auch gelegentlich den cynischen Ausdruck nicht verschmähen, sich eines gelungnen Ueberlistens freuen und den Gegner nicht nur mit dem Schwert, sondern auch mit der Zunge schlagen. Unter den Anekdoten vom alten Fritz sind das die beliebtesten und dauerhaftesten, die in dies Genre schlagen, und während Stein, Hardenberg, Gneisenau u. A. niemals populäre Figuren geworden sind, lebt der alte Blücher heute noch in seinen Kraftworten und Kraftstreichen fort. Und im Großen und Ganzen sind selbige Deutsche auch heute noch nicht anders.

Woher kommt es also doch, daß, obwol Hr. Busch in der Construirung einer derartigen Gestalt das Möglichste leistet, nichtsdestoweniger über sein Werk soviel Lärm sich erhoben hat? Und dabei drängt eine Auflage die andre. Man schreit über „Indiscretion." Nun, man sollte doch nicht „königlicher sein als der König", d. h. es dem Reichskanzler selbst und zuerst überlassen, in wie weit er sich darüber beklagen möchte. Er hat zeitig genug gewußt, wie verehrungsvoll das Tagebuch des Hrn. Busch seinen Aeußerungen folgt, er hat, was er gesprochen, fast stets vor größerem Kreise gesprochen und er ist, soviel aus den Unterhaltungen bei den Reichstagssoireen bekannt ist, ein Meister darin, bewußt vertraulich zu sein. Wäre trotzdem einmal ein Wort nur für intime Hörer bestimmt gewesen und Hr. Busch zufällig unter diese gerathen: nun, so hat er

offenbar nach möglichster Einsicht die Censur geübt, so daß in der That nur ein ganz geringer Rest übrig bleibt, bei dem man in Zweifel gerathen könnte, ob der Gefeierte das wol gern weitergeplaudert sah.

So ist denn also wol auch der Grund der scharfen Beurtheilung, die das Buch erfährt, anderswo zu suchen. Die Einen verdrießts vielleicht, daß die Legende des Jahres 1870 in einigen nicht unwesentlichen Punkten durchlöchert wird; den Andern kommt es unschicklich vor hier so deutlich hören zu müssen, auf welche einfache Weise die öffentliche Meinung, also auch ihre eigne, präparirt worden ist; der Dritte und Vierte haben im Allgemeinen das unangenehme Gefühl als hätten sie eigentlich doch nur durch ein Schlüsselloch geguckt — was sie indeß sämmtlich nicht hindert die Lectüre eifrigst und gründlich abzumachen.

Wer sich von solchen Bedenken nicht beengt fühlt, der wird in dem Urtheil übereinkommen, das Buch sei zwar sehr schlottrig geschrieben, verrathe nur sehr untergeordnete Spuren politischen Sinnes, sei großentheils ungenießbar durch die, sei es aus thörichter Eitelkeit sei es aus nicht ganz feinem Honorarbedürfniß, massenhaft reproducirten journalistischen Exercitien des Herausgebers, aber es sei vielfach amüsant, stellenweise in aller Naivetät sehr charakteristisch, in Summa aber des großen Publikums, das ihm zuströmt, durchaus würdig. Entschließt sich, nachdem der erste Andrang vorüber, der Verleger, die heillosen Leitartikel des Hrn. Busch hinauszuweisen und dagegen durch eins der modernen Materienregister dem Leser die Uebersicht leicht zu machen, was der Reichskanzler das eine oder das andremal über die französischen Gefangenen, oder über seine Söhne, oder über Essen und Trinken, oder über den Kaiser Napoleon geäußert hat, so kann das Buch in Volksausgabe es noch zu vielen Tausend Lesern bringen.

Mit den blos geflügelten Worten, die ohne einen entsprechenden Kern von Leib damals in die Luft geflattert sind, werden wir uns hier nicht zu befassen haben, darin haben die Feuilletons der deutschen Blätter erschöpfend aufgearbeitet. Sehen wir vielmehr zu, was sich an historischer Thatsache, sodann was sich an für die Hauptperson Charakteristischem aus dem Buche einheimsen läßt.

Von den beiden Haupterfolgen des Krieges, der Annexion Elsaß-Lothringens und der Kaiserkrone, weiß das Buch nur wenig zu erzählen. „Der Gedanken einer Vorschiebung der deutschen Grenzen nach Westen (so wird unter dem 25. Decbr. notirt) habe Graf Bismarck amtlich dem Könige zuerst am 14. August und zu Herny vorgetragen." Man wird das „amtlich" in seiner richtigen Beschränkung auffassen, wenn man sich erinnert, daß schon 1867 die für die elsässische Rechtsgeschichte als Quelle ersten Ranges gerühmte Bibliothek eines Straßburger Advokaten für die preußische Regierung angekauft wurde. „Am 2. Septbr. (heißt es ferner an eben der Stelle) hat die badische Regierung eine Denkschrift mit ähnlicher (Annexions-) Tendenz eingesendet."

Auch der Großherzog von Hessen (heißt es am 29. Dec. weiter) hat sich dahin geäußert, daß Elsaß und Lothringen preußische Provinzen werden müssen. Dalwigk dagegen, uns noch so abgeneigt wie je, will daß die von Frankreich abzutretenden Gebietstheile mit Baden vereinigt werden, daß dagegen die Gegend von Heidelberg und Mannheim zur Herstellung des Zusammenhanges mit der linksrheinischen Pfalz an Baiern

übergehen soll." — Der Reichskanzler ist, wie man ja auch anderweitig weiß, anfänglich kein Freund dieses Länderzuwachses gewesen. Am 22. August erörtert „der Chef" — wie Hr. Busch in stolzem Dienstbewußtsein den Reichskanzler stets titulirt und um der Kürze willen dürfen wir ihm in dem Brauche wol folgen — zuerst vor „seinen Leuten", warum das Elsaß und Metz zu behalten seien, aber am 4. Septbr. äußert er wiederum: „Metz und Strasburg wollen wir haben, das Elsaß ist Professorenidee", er lobt am 6. Sptbr. einen gegen die Annexion sprechenden Artikel der Berliner „Volkszeitung" als „sehr vernünftig" und bestimmt über eine ähnliche Auslassung des „Schwäb. Merkur": „Dieser Artikel muß Junge kriegen." — Auf einen Grund dieses Widerstrebens trifft man vielleicht, wenn man Ende August (S. 56) die Aeußerung findet: „Mein Ideal wäre eine Art Colonie Deutschlands, ein neutraler Staat von 8—10 Millionen, wo es keine Conscription giebt und dessen Steuern nach Deutschland fließen, soweit sie nicht im Innern gebraucht werden." Die Entwaffnung des Landes scheint hierbei das Wesentliche zu sein.

Auch über die Entwicklung des deutschen Kaiserthums liegen nur zerstreute Notizen vor. Die Verhandlungen mit Baiern, das bekanntlich die Initiative dabei zu ergreifen hatte, gehen nicht ohne Zwischenfälle vor sich, sie drohen einmal an der Frage, ob die Rangzeichen der Offiziere fortan auf der Achsel oder am Kragen angebracht werden sollen zu scheitern, sie finden endlich ihren Abschluß in einer, vom „Chef" höchlichst und wiederholt belobten Parforcetour des bairischen Oberjägermeisters v. Holnstein, der in sechs Tagen den Weg von Versailles nach Hohenschwangau und zurück zu machen vermag. „König Ludwig" — heißt es weiter — „hat übrigens zur raschen Erledigung der Sache wesentlich beigetragen, er hat den Brief gleich angenommen und ohne Aufschub entscheidend beantwortet." — So konnte denn am 23. Novbr. spät Abends der Reichskanzler, nachdem er eine letzte Conferenz mit den bairischen Ministern gehabt, in das Zimmer seiner Räthe treten mit den Worten: „Die deutsche Einheit ist gemacht und der Kaiser auch!" Ein deutscher Juwelier hatte dem Reichskanzler eine prächtige goldne Feder verehrt zur Unterzeichnung des Friedensvertrages. Als nun Hr. Busch in jenem bedeutungsvollen Momente, patriotisch hingerissen, an den Chef die Bitte wagte, ob er sich wol der Feder bemächtigen dürfe, von der so eben der Vertrag mit Baiern unterzeichnet worden, da sprach geflügelten Wortes der Kanzler: „In Gottes Namen alle drei, die goldene ist aber nicht darunter." Erinnert das nicht an die Fridericianischen Marginalien mit dem stereotypen Endsatze: Geld kriegt Er aber Keins!

(Schluß folgt.)

Verbote socialistischer Schriften.

Herrn Ed. Sack ist folgende Verfügung zugegangen:

Die von Ihnen verfaßten, im Verlage von W. Bracke hieselbst erschienenen Druckschriften

1) Unsere Schulen im Dienste gegen die Freiheit, 1874,
2) Beiträge zu der Schule im Dienste für die Freiheit, erster Band, 1878,

werden durch die unterzeichnete Landespolizeibehörde auf Grund des §. 11 des

Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie vom 21. Oktober 1878 hiermit verboten, und zwar aus folgenden Gründen:

Zu 1.

Der Verfasser behandelt in der vorliegenden Druckschrift dieselbe Materie, welche er in seinen späteren Excursen — „Gegen die Prügelpädagogen" und „die Schule im Dienste für die Freiheit" — wieder vorführt.

Dieselbe Litanei über die jetzigen verrotteten Staats- und Gesellschafts-Verhältnisse, dieselben Zwecke und Ziele zur Herbeiführung des socialistischen Zukunftsstaates! Wie ein rother Faden durchzieht das Opus der Gedanke, daß die herrschenden Classen die Kinder der sog. Unterdrückten und Enterbten absichtlich in Dummheit und Unwissenheit belassen, um ihr schamloses Ausbeutungssystem ungehindert fortsetzen zu können. So ist, nach dem Verfasser, die „Volksschule in deutschen Landen nicht das Aschenbrödel, das schließlich von einem Prinzen heimgeführt wird, sondern der Kaspar Hauser, den man zum Blödsinn erzog;" für den Proletarier ist die schwere Arbeit — Genuß, während für den Edelmann der Genuß — Arbeit ist; darum muß „nach Gottes unerforschlichem Willen und Rathschluß" das Volk, die gemeine Menge erzogen werden, daß es sich willig und freudig beherrschen lasse, die Unterthanschaft als göttlichen Segen preise; es muß erzogen werden dieses gemeine Volk für die Armuth, zu Ehrfurcht und Gehorsam, zur Arbeit und Entbehrung, zur stetigen Kriegslust und zum Steuerzahlen; nach Gottes unerforschlichem Willen und Rathschluß giebt's auch unglückliche Völker — wahrscheinlich als abschreckendes Beispiel für die braven und frommen Deutschen — welche keine monarchische Staatsform haben, wo man von Herrschern und Beherrschten, Fürsten und Unterthanen nichts weiß und auch nichts wissen will, wo der Reiche kein größeres Recht hat, als der Arme, wo Alle regieren, und Jeder gehorchen muß.

So geht es in dem Buche weiter mit den gehässigsten Entstellungen, Verdächtigungen und Aufreizungen der einzelnen Gesellschaftsclassen gegen einander, und gipfelt dasselbe in der Forderung des socialen Staates, wo die ganze Gesellschaft, die sociale Organisation, auf den ersten und wichtigsten Grundsatz des Proletariats gestellt ist: auf die Gleichheit alles dessen, was Menschen-Gesicht trägt. —

In der Schrift treten socialistische beziehungsweise communistische, auf den Umsturz der bestehenden Verhältnisse gerichtete Bestrebungen in einer die Eintracht der Bevölkerung bedenklich gefährdenden Weise unverkennbar hervor.

Zu 2.

Jede Zeile des vorliegenden, unverhohlen eine gewaltsame Revolution predigenden Werkes zeugt von der Absicht, die unlautersten Leidenschaften anzufachen, die Nachtseiten in der Menschennatur in den Vordergrund zu schieben und die Minderbegüterten mit Bitterkeit und unversöhnlichem Hasse gegen äußerlich besser Situirte zu erfüllen. Die Volksschule wird als ein Institut hingestellt, welches nur den Zweck hat, ein für die egoistischen Pläne der Bevorrechteten in Staat und Gemeinde geeignetes Material heranzubilden und den besitzlosen Stand an hündische Unterwürfigkeit gegen die herrschenden Parteien von früh auf zu gewöhnen. Dabei fehlt es nicht an gehässigen Ausfällen gegen Kirche und Religion überhaupt, denn letztere hat angeblich nur die Tendenz, die freiheitliche und höhere Entwickelung des Volkes zu verhindern. Von den Schlagworten „Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit" wird mißbräuchlich ein ergiebiger Gebrauch gemacht, die verwegensten Folgerungen werden daraus gezogen, und trotz der beanspruchten Gleichheit „alles dessen, was Menschen-Gesicht trägt" für die Umgestaltung der bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Zustände im Sinne der Freiheit findet sich das paradoxe Verlangen, daß die jetzigen „Auserwählten" demnächst nichts zu schaffen haben sollen bei den Arbeiten für Freiheit und menschenwürdiges Dasein. Die sog. Enterbten und Rechtlosen werden als durch die Bevorrechteten ausgebeutet in einer frivolen Weise geschildert, und der Verfasser versteigt sich schließlich sogar zu der Be-

hauptung, daß das Volk, wenn es etwas Rechtes weiß und richtig denkt, gar keine Achtung vor den „von Gott eingesetzten“ Obrigkeiten mehr haben kann. Beseitigung des Gottes Gnaden „Königthums“ wird gefordert und zum Classenkampfe offen aufgereizt. —

Das vorliegende Buch trägt hiernach den Stempel der socialdemokratischen, auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichteten, den öffentlichen Frieden, insbesondere die Eintracht der Bevölkerungsclassen gefährdenden Bestrebungen. —

Gegen die vorstehende Verfügung steht Ihnen innerhalb einer Woche nach deren Zustellung die (bei der unterzeichneten Behörde anzubringende) Beschwerde an die Reichskommission zu.

Braunschweig, den 3. December 1878.

Herzogliche Polizei-Direction.
W. Pockels.

Von und über Proudhon.

Von Arthur Mülberger.

IX.

Die Contradictions économiques waren kaum erschienen, da mochte Proudhon fühlen, daß es mit dem bloßen „Aufwühlen“ der Ideen nicht gethan sei, daß auch das klarste Erkennen der socialen Gegensätze und Widersprüche nicht eo ipso den Weg aus dem Labyrinthe der Gegenwart erschließe. Er glaubte, seinem Volke ein Geschenk gegeben zu haben und mußte sich doch selbst sagen, daß es, wenn auch angenommen, doch im günstigsten Falle nur die Wirkung haben konnte, das Verlangen nach mehr, das Verlangen nach greifbaren, positiven Zielen zu erhöhen. Er wirft das Buch selbst hinter sich und schreibt am 22. Octbr. 1846 an Bergmann: „Du wirst ohne Zweifel sehen, nachdem Du mich gelesen hast, daß das Werk, welches gegenwärtig unter meinem Namen erscheint, das Letzte der Art ist, welches ich machen werde, und daß mir künftighin nichts anderes übrig bleibt, als die Anwendung der in meinem Buche aufgestellten allgemeinen Gesetze zu entwickeln, insofern diese Gesetze exact sind. Von heute ab trete ich ernsthaft wieder in das active Leben ein, aus dem ich seit 1840 mit der Veröffentlichung meines „Sonntag“ und „Eigenthum“ ausgeschieden bin. Meine reine Forschungsperiode (ma période d'investigation pure) ist zu Ende: eine neue Laufbahn beginnt für mich und ich werde bald wissen, ob ich wirklich etwas werth bin oder ob ich mich darauf beschränken muß zu trinken, zu essen, zu arbeiten, zu flaniren und zu sterben wie die übrigen 999 Tausendstel des Menschengeschlechts. . . . . Du wirst mir die Wahrheit ohne Schonung sagen. Der Augenblick ist entscheidend: es handelt sich für mich um Leben oder moralischen Tod.“

Proudhon hatte bereits auf dem Umschlag der Contradictions angezeigt, daß er mit einem neuen Werke: Solution du problème social (Lösung des socialen Problem's) beschäftigt sei und das Erscheinen desselben in nicht zu ferne Aussicht gestellt. Allein die Februarrevolution brach aus, ehe er zu einem Abschluß kam. Die „neue Laufbahn“ sollte rascher, vielleicht auch etwas anders kommen, als er sich gedacht. Die

theoretischen Arbeiten Proudhon's waren eben mit seinem letzten Werke zu einem gewissen Abschluß gelangt, da lohnt sich's wohl der Mühe, auf die mancherlei Beziehungen theils freundschaftlicher theils geschäftlicher theils rein wissenschaftlicher Natur, in denen er stand, eine Art Rückblick zu werfen.

Proudhon theilt das Loos aller wahrhaft guten Menschen: die Freunde der Jugend sind auch die Freunde des Alters. Wohl knüpften sich später, je reicher seine Thätigkeit wurde, neue freundschaftliche Bande aller Art. Aber das aus der Jugend überkommene Erbtheil an Freundschaft wurde darob nicht verkürzt. Da im Vorhergehenden öfters von seinen Freunden die Rede gewesen ist, so sei mir's gestattet, einige derselben näher zu erwähnen. Vom hochbegabten Fallot und seinem frühzeitigen Tod habe ich schon erzählt. Durch ihn war er mit Ackermann und Bergmann bekannt geworden. Ackermann, drei Jahre jünger als Proudhon, stammte aus Altkirch und studirte anfänglich Theologie in Straßburg; späterhin warf er sich ausschließlich auf Philologie und veröffentlichte eine ganze Reihe kleinerer und größerer Schriften, die sich fast durchweg auf die französische Sprache beziehen. Ende der dreißiger Jahre siedelte er aus Paris nach Berlin über, wo ihn die Empfehlungen Burnouf's mit Alexander von Humboldt bekannt machten. Humboldt gewann ihn lieb; seiner Protection hatte er es zu danken, daß er dem brandenburgischen Historiographen Preuß für die Herausgabe der Werke Friedrich des Großen als Hilfsarbeiter beigegeben wurde. Diese Arbeiten ließen ihm Zeit, emsig seinen Studien zu leben. Das Ziel seines Strebens war die Ausarbeitung eines französischen Dictionnairs, der Art etwa, wie es später Littré herausgegeben hat. Auch in Berlin veröffentlichte er eine Reihe wissenschaftlicher Schriften über die französische Sprache, darunter besonders im Jahre 1842 ein Dictionnaire des Antonymes*) (Wörterbuch der Antonyme). Inmitten seiner Hoffnungen und Pläne wurde er krank und starb, in seine Heimat zurückgekehrt, am 26. Juli 1846 in Montbeliard im Schooße der Seinigen. Alexander von Humboldt ließ seinem Andenken auf dem französischen Kirchhof in Berlin ein Denkmal errichten. Sainte Beuve, dem ich diese Notiz entnehme, sagt: „Die Correspondenz Proudhon's wird ein dauernderes Monument und ein lebendigeres Denkmal für ihn sein.“ Bergmann, ein Altersgenosse Proudhon's, stammt aus Straßburg. Er ist einer der bedeutendsten Sprachforscher, besonders im Gebiete der alt-nordischen Sprachen und noch heute an der Universität seiner Vaterstadt thätig. „Ich habe ein Dutzend Freunde, schreibt Proudhon nach Ackermann's Tode am 22. Oct. 1846 an Bergmann, die ich nie vergesse, weder in guten, noch in schlimmen Tagen; sie bilden einen wesentlichen Theil meiner Existenz und ich denke stets an sie bei allem, was ich unternehme oder was mir passirt.“ Von diesen Freunden, die wir meist noch aus der Correspondenz Proudhon's kennen lernen werden, sind besonders zu erwähnen: Einer der Brüder Haag; der Ingenieur Tourneux, später Abtheilungschef im Ministerium der öffentlichen Arbeiten; der Doctor Maquet, ein engerer Lands-

*) Antonyme im Gegensatz zu Synonyme. Es beruht auf dem Grundgedanken, daß jedes Wort in einer Sprache auch sein Gegentheil, d. h. sein Antonym hat, so daß der ganze Sprachschatz eines Volkes gleichsam ein großes dualistisches System darstellt.

mann Proudhon's, welcher späterhin in Dampierre-sur-Salon als Landarzt practicirte; der Maler Elmerich, Dessirier u. a. Auch Antoine Gauthier und sein Geschäfts-Kamerad Huguenet sind nicht zu vergessen. Ein Sohn des Letzteren, wenn ich recht unterrichtet bin, hat Proudhon's Tochter vor wenigen Jahren geheirathet.

Wie ich schon früher erwähnte, bot Proudhon seine Stellung im Hause Gauthier vielfach Gelegenheit, länger oder kürzer in Paris zu verweilen. Seine persönlichen Beziehungen zu den „officiellen" Oekonomisten datiren aus dieser Zeit. In einem Brief vom 12. Mai 1844 an Bergmann heißt es: „Ich habe die ökonomistische Coterie (denn man muß alles bei seinem Namen nennen), kennen gelernt und bin in ihre Liste eingeschrieben. Man findet nette Leute unter ihnen, Männer von Wissen, gesundem Menschenverstand, gutem Geschmack, mit denen man gerne verkehrt. Ich kann von diesen Beziehungen nur gewinnen. Guillaumin, der Buchhändler, ist das Haupt der Brüderschaft. Er war sehr entgegenkommend, und ich denke, mich mit ihm bezüglich meiner nächsten Publication zu verständigen; hat man nemlich erst einmal angefangen zu schreiben, so folgen sich die Publicationen, wie Weinlesen. Was willst Du! Der Buchhandel muß mir das wiedergeben, was mir der Buchdruck genommen hat und ich hoffe, das fertig zu bringen."

Im Winter 1844 auf 45 war es auch, wo Proudhon durch Karl Grün, der ihn in Paris aufsuchte, zum Erstenmal in engere Berührung mit deutschem Leben und Streben trat. Grün hat in seinem Buche „Die sociale Bewegung in Frankreich und Belgien" ein so lebendiges und geistvolles Bild seiner Bekanntschaft mit Proudhon gegeben, daß ich es füglich unterlassen kann, hiebei zu verweilen.

„Sie fragen mich", schreibt Proudhon in einem Brief vom 4. Oct. 1844 an Ackermann, ob ich Anhänger (partisans) habe. Ich gestehe Ihnen sehr demüthig — oder sehr stolz —; ich glaube nicht. — Gauthier findet meine Theorie sehr einleuchtend, aber, sagt er, wer weiß, ob man nicht noch eine allgemeinere Theorie finden wird? Tissot erklärt rundweg, daß meine Metaphysik nichts werth sei; die Revue indépendante behauptet, daß ich mich getäuscht habe; Pierre Leroux wirft mir vor, Fourier die erste Beachtung des seriellen Gesetzes zugeschrieben zu haben, ohne sich weiter auszusprechen; die meisten sagen, sie verstehen mich nicht." Dies war das Facit seiner bisherigen Propaganda! Konnte er hoffen, daß mit dem Erscheinen der Contradictions dieses Verhältniß sich wesenlich ändern werde?

Es war erst im Oktober 1846 als Proudhon sagen konnte, er habe einen „partisan" gefunden. Ein gewisser Darimon aus Lille hielt sich, mit socialökonomischen Studien beschäftigt, in Paris auf: er hatte alle Schriften Proudhon's gelesen, nichts war ihm entgangen. Sainte Beuve giebt ein anschauliches Bild der ersten Begegnung Darimon's mit Proudhon. Darimon trat eines Tages im October 1846, die eben gekauften Contradictions unter dem Arme, in ein Restaurant der Straße Notre-Dame-des-Victoires (Baurain) und erfuhr zufällig von Einem der Stammgäste, daß Proudhon ebenfalls anwesend sei. Man stellte ihn Proudhon vor. Nach einigen Redensarten, mit denen Darimon debutiren zu müssen glaubte, um dem Schriftsteller, den er verehrte, seine Bewunderung auszudrücken und die Proudhon kurz abschnitt, entwickelte sich folgendes Ge-

spräch. „Sie haben also mein Buch gelesen?“ frug Proudhon, der in Darimon's Aeußerungen ein lebhaftes Verständniß seiner eigenen Lehren erkannte. — „Nein, ich habe es nicht gelesen, es ist nicht aufgeschnitten.“ — „Nun, Sie sprechen aber, fuhr Proudhon fort, wie wenn Sie es gelesen hätten.“ — „Das ist das größte Compliment, das Sie mir machen können, erwiederte Darimon, es beweist mir, daß ich Sie verstanden habe.“ — „Sie sind der Erste,“ brummte Proudhon trocken heraus. Da Darimon nur von seinen ökonomischen Doctrinen mit ihm sprach, so frug Proudhon: „Aber vom Buche über die Création de l'Ordre dans l'Humanité reden Sie nicht?“ — „Ich zog vor, mit Ihnen nicht hierüber zu sprechen. Ich gestehe, daß ich es nicht gut finde, weder im Aufbau noch im Ensemble.“ — Ja, antwortete Proudhon, es ist ein verfehltes Buch; ich habe eine Encyclopädie machen wollen, ich wußte nichts.“ Aus dieser ersten Bekanntschaft wuchs ein wirklich freundschaftliches Verhältniß zwischen beiden Männern heraus, das aber späterhin in den letzten Lebensjahren Proudhons einige Trübung erfahren sollte. Die Ursachen hiervon werden wir seiner Zeit kennen lernen.

Aus diesen Jahren sind uns auch Briefe Proudhon's an seine Eltern aufbewahrt; sie zeigen in ihrer schlichten und einfachen Form das innige Gefühl herzlicher und aufopferungsfähiger Zuneigung. „Ich höre mit immer neuer Freude, liebe Eltern, schreibt Proudhon unter Anderem in Einem Brief vom 15. October 1844, alles, was Euch betrifft. Nur schmerzt es mich, Euch in Bedrängniß und mich selbst mit Schulden überladen zu wissen. Ich thue das menschenmögliche, meinen Schriften Absatz zu sichern und glaube hoffen zu dürfen, daß ich Euch in wenigen Wochen eine kleine Summe werde zukommen lassen können. Ich bitte Dich jedoch, meine liebe Mutter, mir speciell zu sagen, wie Du daran bist; denn mein Vater weiß wohl und er wird sich hierüber nicht ärgern, daß ich im Geldausgeben nicht ganz auf ihn vertraue. Ihr denkt wohl, meine liebe Eltern, daß ich von den Herren Gauthier leicht einen kleinen Vorschuß erhalten könnte; wohl, aber denke ich ihre Güte nicht in Anspruch zu nehmen, bevor ich ihnen nicht anhaltendere und werthvollere Dienste leisten kann. Aber trotzdem will ich nicht, daß Ihr in Bedrängniß lebt; also, liebe Mutter, schicke mir Dein Budget. Es wird mich anfeuern, denn ich bin nur zu sehr zur Trägheit disponirt.“

Noch deutlicher spricht ein Brief vom 22. December 1845 für das warme Herz, das unter rauher Außenhülle schlug: „Meine lieben Eltern, schreibt Proudhon, Carl*) theilt mir mit, daß Ihr seit Anfang December in Cordiron installirt seid. Warum habt Ihr mir's nicht geschrieben? Man muß Tinte und Papier kaufen, und sich vom Schulmeister Federn schneiden lassen. Carl erzählt mir, daß er in Burgille ein Haus gekauft habe: ich bin zufrieden damit, denn er war übel daran! ich bedauere blos, daß die Schulden Schlag auf Schlag über uns kommen. Er bittet mich um 150 Frcs. Sagt ihm, daß ich ihm nach dem 1. Januar mittheilen werde, wo er sie erheben kann.

Ihr werdet mir schreiben, ob Eure Wohnung wärmhaltig und nicht feucht ist; ob Ihr Euren Holzvorrath habt; wie es mit den Lebensmitteln steht: endlich, wie Ihr lebt? — Gefällt das Dorf meinem Vater;

*) Ein Bruder Proudhon's.

findet er Zerstreuung; wer sind Eure Nachbarn, Euer Umgang, Eure Beschäftigungen und Eure Zerstreuungen? Ich fürchte, Ihr werdet Langeweile haben; wäre dem so, so müßtet Ihr nach Besançon zurückkehren. Ich wollte Euch nicht vorhersagen, daß Euer Umzug nach Cordiron nur ein versuchsweiser sein sollte: der Gedanke eines Versuchs hätte genügt, Euch abzuhalten, überhaupt etwas zu versuchen; aber ich wollte Euch nicht in einer Einöde sterben lassen, wißt es; und wenn die Frühlingsluft Euch schlecht bekommt, so werdet Ihr, ich wiederhole es, Eure Wohnung in der Stadt wieder beziehen.

Haltet Euch warm und kleidet Euch sorgfältig. Ich hoffe, Ihr werdet ewig leben, wenn Ihr erst die drei Wintermonate glücklich hinter Euch habt.

Was mich betrifft, ich arbeite bis spät in die Nacht; das Wirthshaus langweilt mich. A propos, habt Ihr Hühner, Kaninchen und Schafe? Was für Thiere leisten Euch in Ermanglung von Menschen Gesellschaft?

Ich umarme Euch, liebe Eltern.

Euer Sohn P. J. Proudhon.

Proudhon sollte seine Eltern nicht mehr lange behalten. Der Vater starb schon, wie ich oben mitgetheilt, am 30. März 1846; die Mutter folgte ihm am 17. Dezember 1847 nach. Sie hatte ein Alter von 73 Jahren erreicht. „Seit ich Lyon verlassen habe, schreibt Proudhon kurz nach ihrem Tode an Maurice, habe ich weder Familie, noch Heimath, weder Beruf, noch Stellung; ich kann an diese totale Auflösung nicht glauben; ich gewöhne mich nicht an diese Idee, daß ich Niemanden mehr habe, der sich meiner annimmt, daß diese alte Mutter todt ist."

Wie aus diesen letzten Zeilen hervorgeht, war Proudhon im Herbst 1847 aus dem Hause Gauthier ausgetreten. „Ich verlasse, schreibt er am 27. Oktober an Bergmann, das Haus Gauthier, wahrscheinlich für immer. Ich habe mich nur mit äußerstem Widerstreben entschlossen, meine Stellung diesen Herren gegenüber zu einer festen zu machen; ich fühlte etwas meinen Ideen und meinem Geschmacke Antipathisches in der Natur ihrer Geschäfte und besonders in der Art und Weise ihrer Operationen. Ziemlich lebhafte Kritiken meinerseits, in Folge hievon wechselseitige Mißstimmung bestimmten mich plötzlich, meinen Abschied zu nehmen; er wurde weder angenommen, noch verweigert. Aber mein Entschluß bedarf nicht der Sanction eines Dritten; in vier Tagen werde ich Lyon hinter mir haben und in zehn oder zwölf werde ich nach einem kurzen Aufenthalt in Besançon in Paris sein.

Ich bin sehr zufrieden über meinen Entschluß. Es ist lange genug, daß ich im Dienste anderer stehe; ich will nun auch Herr sein, sei's auch nur über die Hütte des Wilden, über Leine und Angelhaken. Und wenn ich je wieder einen Patron annehmen soll, so werde ich Sorge tragen, daß es ein Fremder, ein Unbekannter ist, keiner der mein Kamerad, mein Mitschüler, mein Freund ist; keiner, der mein Zimmer betritt, der sich meiner annimmt oder zu dem ich gehe.

Ich habe also wieder meine ganze Actions-Freiheit und 200 Frcs. vor mir; aber Guillaumin ist gewillt, mein neues Werk zu verlegen, indem er mich für die laufenden Bogen bezahlt; er wird auch einige Artikel von mir ins Journal der Oekonomisten aufnehmen. Die Gelegenheit wird weiter helfen."

Aus den Jahren 1846 und 1847 ist namentlich auch die Correspondenz Proudhon's mit dem oben genannten Buchhändler Guillaumin sehr interessant. Es gab während und nach dem Erscheinen der Contradictions allerlei kleine und große Reibungen zwischen ihnen. Dem biederen Buchhändler standen die Haare zu Berge über verschiedene Abschnitte des neuen Werkes; er hatte sich's zur Gewohnheit gemacht eine Art Privat-Censur bei seinen Verlagswerken durchzuführen und bemerkte zu seinem Schrecken nach dem Druck, daß ihm gar Manches und gerade das Schlimmste, die Ausfälle Proudhon's gegen die Gottesidee, entgangen waren. Proudhon beruhigt ihn und setzt dann wieder alle Hebel in Bewegung, um den Verleger zu einer freieren Auffassung seiner Geschäftsführung zu bewegen. „Die Zeit naht, Herr Guillaumin, schreibt er ihm unter Anderem am 29. September 1846, wo ein Kampf auf Leben und Tod zwischen dem Socialismus und der politischen Oekonomie, zwischen der Demokratie und Monarchie u. s. w. geführt werden wird. — In diesem Kampf soll man nicht die Kanonen, sondern die Presse auffahren. Sie sind in der Lage, wenn Sie wollen, aus ihrem Geschäft den Kampfplatz für alle Ideen zu machen. Zeigen Sie sich unparteiisch, nehmen Sie die Gelegenheiten beim Schopf, rufen Sie nöthigenfalls die Kämpfer auf und Ihre Stellung wird in der Revolution, welche sich vorbereitet, eine der schönsten sein. Sie wissen, welche Rolle im achtzehnten Jahrhundert der Buchdrucker und Buchhändler Panckoucke spielte; Sie können ihn übertreffen um so viel, als unser Jahrhundert höher steht, als jenes! Ich gedenke, wie ein Anderer, in diesem Handgemenge meine Schuldigkeit zu thun und zweifle nicht, Herr Guillaumin, daß wir uns immer verständigen werden; nur bezüglich der Angriffe auf die Regierung beuge ich mich der Souverainität Ihrer Censor-Scheere.“ Gerade das letztere Moment hatte in den Contradictions mancherlei Befürchtungen bei Herrn Guillaumin wach gerufen. So bemerkte er beispielsweise zufällig, daß Proudhon im elften Capitel gelegentlich einer Erwähnung Louis Philippe's unmittelbar hinter dem Namen das seltsame Epitheton „Dernier roi des Français“ (letzter König der Franzosen) gesetzt hatte. Solch' bruske Anspielung konnte sich der loyale Buchhändler, der fast nur mit Akademikern zu thun hatte, nicht gefallen lassen. Proudhon that ihn den Willen: „Ich habe, schreibt er am 29. August, wie Sie verlangten, die Worte gestrichen, die Ihnen bezüglich S. M. Louis Philippes so viel Kummer machten. Die Worte sollten einen philosophischen Gesichtspunkt resumiren, der sich nur nach vorausgegangener folgerichtiger Lecture des Werkes verstehen ließ: Sie haben eine revolutionäre Drohung darin gesehen; ich habe einem Mann, der nur seine Sicherheit sucht, nichts vorzuwerfen. Ich weiß, daß Sie statt der Unabhängigkeit meiner Sprache viel lieber einen gewundeneren, mehr akademischen Styl und etwas geschmeidigere Manieren suchten; allein hiezu wäre nöthig, mir etwas mehr Glauben an unsere Institutionen, mehr Achtung vor unseren Sitten, mehr Hochachtung für die Personen zu geben. Da diese Bedingungen fehlen, so erkenne ich nichts an als die unerbittliche Gerechtigkeit meines Gewissens und ich wünschte den Stil der Hölle zu schreiben, um alles zu geißeln, was mir falsch und unsittlich zu sein scheint.“

Herr Guillaumin war über die ihm von Proudhon gestellte Per-

spective, sein Geschäft zu einem „Kampfplatz“ zu machen, nicht sonderlich erbaut. „Es ist vielleicht, schreibt er an Proudhon, geschäftlich gesprochen, ein Unrecht, aber es ist mir unmöglich, mich des Einflusses meiner Ideen und Meinungen zu entschlagen, mögen dieselben noch so beschränkt sein. Es ist für mich ebenso sehr eine Sache der Sympathie, wie eine Sache des Geschäfts.“ Proudhon antwortet ihm in einem Brief vom 31. Oktober nicht eben höflich: „Ich kann Ihren sonderbaren Heroismus, mit dem Sie sich brüsten, nur beklagen. Nehmen Sie sich in Acht, Herr Guillaumin, sich freiwillig zum Bekenner und Märtyrer von Ideen zu machen, die Sie nicht verstehen und für die Ihre Freunde, die Oekonomisten, keineswegs sichere Garanten sind. Einzig die Controverse, die freie, vollständige, ehrliche Controverse läßt selbst in die Hände ihrer Gegner die Werke der Seite gelangen, deren Sündenbock Sie, wie ich fürchte, eines Tages abgeben müssen.“ Allein Herr Guillaumin ist unerbittlich. Er setzt dem stürmischen Andrängen des Neuerers wohlerwogene Bedenken entgegen und macht ihm bemerklich, daß es z. B. sicherlich gegen den Takt verstoßen würde, wenn ein Buchhändler, der sich mit der Herausgabe von religiösen Erbauungsschriften befaßt, auch irreligiöse, atheistische Werke veröffentlichen wollte. Proudhon ließ sich diesen Vergleich nicht zweimal machen und antwortet am 7. November: „Ich bedauere, mit Ihnen nicht übereinstimmen zu können bezüglich der Motive einer exclusiven Richtung, wodurch Sie Ihre Specialität als Herausgeber rein ökonomistischer Werke aufrecht erhalten wissen wollen und ich sage Ihnen ganz offen, wenn Sie in Ihrem Geschäft einem Proscriptionsgesetz unterstehen, wie der Kramladen für's Seminar, so daß alles, was den Ideen Ihrer Patrone zuwider läuft, verfehmt ist, so stehen Sie nicht mehr unter den Fittigen der freien Forschung, der freien Presse, nicht einmal des Freihandels. Es handelt sich nicht darum, Ihr Etablissement durch allerlei Rhapsodien zu entehren, welche im Kopfe eines Socialisten wachsen können, noch schmutzige Pamphlete zu veröffentlichen; es handelt sich, wie ich die Ehre hatte, Ihnen in meinem vorletzten Brief zu bemerken, darum, aus Ihrem Geschäft den Kampfplatz für die socialen Ideen zu machen, welche im Begriffe sind, wie Sie sehen können, die politischen, mystischen, diplomatischen und philosophischen Ideen zu absorbiren. Von heute über zwei Jahre wird die politische Oekonomie oder die sociale Oekonomie oder die ökonomische Wissenschaft oder wie Sie's immer nennen wollen, in der öffentlichen Meinung Alles sein und den höchsten Platz in der Encyclopädie der Menschheit einnehmen; diese Wissenschaft ist im Begriff, sich zu construiren und, wenn dies auch noch nicht geschehen ist, so lassen sich doch schon schöne Anläufe erkennen.

Provociren Sie also, so viel an Ihnen ist, den Kampf der Ideen; sorgen Sie insbesondere dafür, Männer zu Redacteuren zu haben, deren Gesichtskreis höher und umfassender ist, als der Blick derjenigen, welche gewöhnlich in Ihrer Revue das Wort führen, und deren Rolle, wie die meinige, die ist, Kämpfer zu sein, nicht Richter.

Die Herren Oekonomisten, nehmen Sie mir's nicht übel, haben noch zu viel Dinge zu lernen, um selbst in ihrer eigenen Specialität absolut competent zu sein. Ich sage das nicht, um die Verdienste Ihrer Freunde herunterzusetzen. Mit Worten, die nichts bedeuten, wie Laisser faire, Laisser passer, kann man heute nicht mehr Menschen zufrieden

stellen, die wissen möchten: **Was man thun, wohin man gehen soll?** (Que faut-il faire et par où faut-il passer?) Ich sehe voraus, daß die Socialisten schreien werden, ich hätte die politische Oekonomie vernichtet, aber den Socialismus kaum mit dem Finger gestreift; die Oekonomisten werden dasselbe sagen, aber umgekehrt. Nun, wenn mir's gelungen wäre, Jedermann zu Boden zu schlagen, so hätte ich just das Ziel erreicht, das ich mir gesteckt hatte: die universelle Versöhnung durch den universellen Widerspruch.

Aber unser Publikum ist noch nicht in der Lage, derlei Dinge zu verstehen."

Nachdem Proudhon aus dem Hause Gauthier ausgetreten war, trat die Nothwendigkeit, für seinen Unterhalt zu sorgen, wieder gebieterisch an ihn heran. Er wandte sich zunächst, wie schon aus dem oben mitgetheilten Briefe an Bergmann hervorgeht, an Herrn Guillaumin, theils, um sich über literarische Arbeiten mit ihm zu verständigen, theils, um durch ihn eventuell irgend eine passende neue Stellung zu finden. „Ich verlasse, schreibt er ihm am 19. Septbr. 1847, das Haus Gauthier, wo ich seit vier Jahren beschäftigt war. Meine Absicht ist, mich definitiv in Paris niederzulassen, und ich frage ohne Umstände bei Ihnen an, ob Sie mir bei dieser Gelegenheit von einigem Nutzen sein können.

Das auf meiner letzten Publication angezeigte Werk*) ist so gut als fertig und ich wäre in der Lage, Ihnen wöchentlich 1/2 bis 2 Bogen Manuscript zu liefern. Ich rechne auf etwa 18 bis 20 Bogen; aber je nach Ihrem Wunsche könnte ich es leicht auf 30 ausdehnen.

Können Sie sich mit diesem Unternehmen befreunden und unter was für Bedingungen? Da ich nichts vor mir habe, so würde ich mich dazu verstehen, wie ein Arbeiter bezahlt zu werden, so und so viel für den Bogen, für die erste Auflage wenigstens. Dieser Modus würde für Sie nicht lästiger sein, als der, welchen wir für das Système des contradictions adoptirt haben.

Ich weiß nicht, wie das französische Publikum dies letztere Werk aufgenommen hat; aber Thatsache ist, daß in Deutschland bereits die dritte Uebersetzung angezeigt wird.**) Ich habe zu gleicher Zeit das Libell eines Doctor Marx erhalten, die Misères de la philosophie (Elend der Philosophie) als Antwort auf die Philosophie de la misère. — Es ist ein Gewebe von Grobheiten, Verleumdungen, Falsificationen und Plagiaten.

All' das läßt mich hoffen, daß meine neue Arbeit zum mindesten den gleichen Erfolg erzielen wird; aber es handelt sich um Sie, nicht um das Ausland!" Proudhon giebt dann weiterhin ein kurzes Bild seiner praktischen Kenntnisse, und bittet Herrn Guillaumin, eventuell an ihn zu denken, wenn es sich um die Besetzung irgend einer passenden Stelle handle.

Allein der Lieblingsgedanke, die fest ausgesprochene Absicht, in der Zeit nach dem Verlassen des Gauthier'schen Hauses, ist für Proudhon

---

*) Die Solution du problème social.

) Ob in Deutschland **drei Uebersetzungen der Contradictions erschienen sind, weiß ich nicht; bekannt sind mir nur zwei, die von **Karl Grün** (Darmstadt 1847) und die von W. **Jordan** (Leipzig 1847).

die Gründung einer Zeitung, deren Name nichts anderes als Le Peuple (das Volk) sein dürfte. An Enthusiasmus für dieses sein Project fehlte es bei ihm selbst wenigstens nicht, wie aus dem Nachfolgenden hervorgeht, welches dem obigen Brief an Bergmann vom 24. October entnommen ist. „Nach siebenjährigen Specialstudien, schreibt Proudhon dem Freunde, habe ich nur die politische Oekonomie, um zu leben; und da diese politische Oekonomie nur Werth hat, wenn sie angewendet wird (par l'application), so folgt daraus, daß ich, um meinen Platz in der Gesellschaft zu finden, eine Revolution machen muß.

Ich gebe gerne zu, daß die Zukunft vielleicht eine andere Lösung dieses Dilemmas bringen wird; aber für den Augenblick sehe ich kein anderes Mittel; und ich wäre wahnsinnig, nicht kühn die einzige Chance zur Rettung zu ergreifen, welche mir bleibt. Es handelt sich für mich, die Brücke von Arcole im Kugelregen zu überschreiten; folglich zu siegen oder zu sterben; ich bin neugierig, wie das enden wird.

In solcher Gemüthsverfassung gehe ich daran, mein Journal zu beginnen. Ich sage mein Journal, obgleich die Sache, das Geschäft, wie die Kaufleute sagen, nicht mir gehört; aber ich bin der Einzige, welcher dem Unternehmen Leben und Erfolg geben kann. Der Prospectus, welcher theilweise von mir herrührt, ist für jeden andern, als mich, unrealisirbar. Das ist so wahr, daß Gründer, Redacteure, Actionäre und Subscribenten große Mühe haben, zu wissen, wie ich das fertig bringen werde. Ich sage also, daß das Journal das Meinige ist; und verstehe darunter, daß es sich in allem nach meinen Anschauungen richtet: y sino no (und wenn nicht, nicht).

Du begreifst, daß, wenn ich unter die Journalisten gehe, dies nicht heißt, ich werde meine Barke wie die andern lenken und meinen künftigen Mitbrüdern der Pariser Presse eine Concurrenz in Worten machen; mögen sie ihr Metier treiben, so gut sie's verstehen. Mögen sie ihre Leitartikel, ihre Feuilleton-Romane, ihre schlechte Kritik, ihre verschiedenen Mittheilungen und Annoncen verkaufen; das kümmert mich nicht. Wenn wir erst so weit sind, werden wir sehen.

Das Journal Le Peuple wird die erste That der ökonomischen Revolution sein, der Schlachtplan der Arbeit gegen das Kapital, das Central-Organ aller Feldzugsoperationen, welche ich gegen das Eigenthümer-Regime beginne. Von der Kritik gehe ich zum Handeln über; und dieses Handeln beginnt mit einem Journal. Ich hoffe, daß die Redaction ebenso originell sein wird, wie die Ausnahmestellung, die das Blatt einnimmt; wenn ich am Leben und gesund bleibe, wenn einmal der Impuls gegeben und die Route vorgezeichnet ist, werden die Mithelfer in Menge kommen und alles wird prächtig gehen.

Ich verstehe Deine Kritiken bezüglich des Titels meines Journals vollkommen. Der Titel drängt sich mir selbst mit Gewalt auf; es ist im Hinblick auf die Tradition oder, wenn Du lieber willst, auf das Wiedererwachen des Volkes, daß man sich entschlossen hat, den Namen Le Peuple zu wählen. Man wollte sich zugleich allen Lesern und Actionären des alten Journals „Le Peuple“ empfehlen. . . .

Ohne mich weiter viel um diese Gründe zu kümmern, entschloß ich mich sofort. Das Volk wird der Vorwurf meiner ersten Nummern sein; das Volk, das collective Wesen; das Volk, das unfehlbare und

göttliche Wesen, das ist es, was in meinem Werke dominirt, aber, wohlverstanden, von einem ganz anderen Gesichtspunkt aus entwickelt und unter einer ganz anderen Form als im Contrat social.*) So sehr die alten Theorien über die Souveränität des Volkes leer und vag, und deßhalb lügenhaft sind, so sehr hoffe ich, daß Du meine Ideen klar, positiv, sowie unmittelbar und leicht realisirbar finden wirst."

Die Zeit unmittelbar vor Ausbruch der Februar-Revolution war nicht dazu angethan, ein solches Project zu begünstigen. Das Journal „Le Peuple" erblickte erst später und unter gänzlich veränderten Verhältnissen das Licht der Welt. Auch die „Solution du problème social" wurde von Proudhon nicht zu Ende geführt, wenigstens nicht in der Weise, als rein theoretisches Werk, wie es der Verfasser beabsichtigt hatte. Die Revolution brach aus; der thatsächliche Untergrund aller Verhältnisse war ein anderer geworden; es galt, direct in die lebendige Wirklichkeit einzugreifen. Wir werden bald sehen, wie sich Proudhon in dieser „neuen Welt" zurechtfand.

In der Einleitung, mit welcher Proudhon zu Anfang des Jahres 1849 die Grundzüge seiner Reform des Credits im „Peuple" veröffentlichte, gibt er uns selber deutlicher, als irgend ein anderer vermöchte, Rechenschaft über alles, was in jener verhängnißvollen Zeit vor Ausbruch der Revolution seine Seele bewegte. Freunde und Feinde müssen ihm zugestehen, daß ihn die Ereignisse wenigstens nicht unvorbereitet getroffen haben. Er hatte der Revolution ins Auge geschaut, lange bevor sie zur Wirklichkeit geworden. Die persönlichen Eindrücke jener ewig denkwürdigen Zeit schildert er mit folgenden Worten:

In den letzten Monaten des Jahres 1847 arbeitete ich in Lyon; ich hatte einen Correspondenz- und Vertrauensposten inne in einem Handlungshause, das sich mit Kohlen- und Transportgeschäften befaßte.

Während ich meine Briefe schrieb und meine Streitigkeiten führte, verfolgte ich mit Unruhe die politische Bewegung, den blinden und leidenschaftlichen Kampf der Opposition unter Barrot und Thiers gegen die conservative Partei unter Guizot und seinem Herrn Louis Philippe.

Die republikanische Partei war damals noch in verschwindender Minorität und wurde nur gelegentlich von den Gegnern der Regierung als Stütze verwendet.

Ich sah, wie der Kampf unter den verschiedenen Nuancen der großen constitutionell-monarchischen Partei sich mehr und mehr entflammte und wie, fernab vom Schauplatz dieser kläglichen Debatten, ein Abgrund im Schooße der Gesellschaft, die von demokratischen und socialen Predigten bearbeitet wurde, sich zu öffnen begann.

Das Bankett von Chateau-Rouge, an dem die gesammte Opposition theilnahm, an ihrer Spitze Odillon Barrot, war für mich das Vorzeichen der Katastrophe.

Placirt, wie ich war, tief unten am Fuße des socialen Gebäudes, im Schooße der arbeitenden Masse, ich selbst einer der ersten Mineure, welche die Fundamente des Gebäudes untergruben, sah ich tiefer als die Staatsmänner, welche sich im Uebermaß über die Nähe der Gefahr und alle Folgen des Umsturzes herumstritten. Noch wenige Tage und beim

* Rousseau's Werk ist gemeint.

geringsten parlamentarischen Sturme brach die Monarchie zusammen und die alte Gesellschaft mit ihr.

Der Sturmwind fing an zu pfeifen bei den Reformbanketten. Die Ereignisse in Rom, Sicilien, der Lombardei trugen dazu bei, den Eifer der Parteien zu entflammen. Der Bürgerkrieg in der Schweiz ließ die Aufregung aufs Höchste steigen, die Erregung der Geister gegen das Ministerium wuchs und wuchs. Fürchterliche Skandalgeschichten, entsetzliche Prozesse erregten ohne Unterlaß den öffentlichen Unwillen. Die Kammern waren für die Session 1847 auf 48 noch nicht zusammengetreten, da erkannte ich, daß Alles verloren sei: ich begab mich sogleich nach Paris.

Die zwei Monate, welche dem Ausbruch vorhergingen, die Zeit zwischen der Eröffnung der Kammern und dem Sturz des Königs war für mich die traurigste, die trostloseste Zeit meines ganzen Lebens. Der Tod meiner Mutter, welcher in diesen Zeitpunkt fiel, konnte mich der Bangniß nicht entreißen, die mich gefangen hielt; er machte unter den damaligen Verhältnissen nur einen schwachen Eindruck auf mich. Ich fühlte damals, wie sehr für den Bürger das Vaterland noch über der Familie steht. Regulus und Brutus wurden mir klar.

Republikaner von gestern und ehegestern, Republikaner im Colleg, in der Werkstatt, in der Studirstube, zitterte ich vor Schrecken, als ich die Republik nahen sah! Ich zitterte, sage ich, darüber, daß Niemand weder um mich, noch über mir, an das Kommen der Republik glaubte, zum mindestens daran nicht, daß sie so nahe bevorstehe.

Die Ereignisse folgten sich, das Schicksal ging seinen Weg und die sociale Revolution brach aus, ohne daß Jemand weder oben noch unten sie zu verstehen schien. Nun, was thun in einer Revolution, was soll werden, wenn man das Geheimniß, wenn man ihre Idee nicht besitzt! . .

Die Republikaner, im Uebrigen gering an Zahl, hatten den Glauben an die Republik; aber sie hatten weder den Schlüssel zu ihr noch die Wissenschaft von ihr.

Zahllose Kritiken der alten Gesellschaft waren erschienen, meistentheils vag, voll von Sentimentalität und Mysticismus, einige mit etwas mehr Philosophie und mehr Vernunft; aber aus diesem Chaos declamatorischer Discussionen brach für Niemanden ein Lichtstrahl empor. Die Tagespresse kümmerte sich nicht um die Frage: die ungeheure Majorität ihrer Leser wollte nicht einmal etwas davon wissen.

Und doch rückten Revolution, Republik, Socialismus, Eins auf das Andere sich stützend im Eilmarsch heran! Ich sah sie, ich fühlte sie, ich floh vor dem demokratischen Ungeheuer, dessen Räthsel ich nicht lösen konnte: ein unsagbarer Schrecken bemächtigte sich meiner Seele, nahm mir fast meine Denkkraft. Ich verfluchte die Conservativen, welche über den Zorn der Opposition lachten; ich verfluchte noch mehr die Opposition, da ich sah, wie sie mit unbegreiflicher Wuth an den Fundamenten der Gesellschaft rüttelte; ich beschwor diejenigen unter meinen Freunden, welche mitten in der Bewegung standen, sich nicht in dieses für Republikaner absurde Gezänke um die Prärogative einzumischen aus dem so unvermuthet die Republik hervorbrechen sollte. Man glaubte mir nicht, man verstand mich nicht.

Ich weinte über den armen Arbeiter, dem ich zum Voraus die Arbeit entrissen, den ich mehrjährigem Elend anheimgegeben sah; über

den Arbeiter, dessen Vertheidigung mein Leben gewidmet und dem zu helfen ich machtlos war. Ich weinte über die Bourgeoisie, wie sehr sie ruinirt, im Bankerott, aufgehetzt gegen das Proletariat; der Antagonismus der Ideen und das Verhängniß der Umstände zwangen mich, sie zu bekämpfen, damals, als ich lieber denn irgend Jemand geneigt war sie zu beklagen.

Vor der Geburt der Republik trug ich Trauer um sie und that Buße für die Republik.

Wer hätte sich, dasselbe voraussehend, nicht denselben Befürchtungen hingegeben?

Diese Revolution, welche im Begriffe war, in der öffentlichen Ordnung auszubrechen, war das Anfangsdatum einer socialen Revolution, von der Niemand ein Wort verstand. Entgegen aller Erfahrung, entgegen der bis jetzt in der historischen Entwickelung unwandelbar befolgten Ordnung der Dinge, war die **Thatsache** im Begriff, vor der **Idee** gesetzt zu werden, als hätte die Vorsehung diesmal lieber schlagen als warnen wollen!

So erschien mir denn Alles entsetzlich, unerhört gerade in dieser Beschauung der Zukunft, welche jeden Augenblick zur Thatsache werden konnte.

In dieser verzehrenden Angst empörte ich mich gegen den Lauf der Dinge, ich wagte, das Schicksal zu verdammen. Ich schalt die Sicilianer ob ihrer Empörung wider einen verabscheuungswidrigen Herren; ich ärgerte mich über den Liberalismus dieses erschrockenen Papstes, der jetzt im Exil Buße thut für seine längst überlebten Reformen; ich mißbilligte den Aufstand der Mailänder; meine Wünsche galten dem Sonderbund und ich, ein Socialist, ein Schüler Voltaire's und Hegel's, ich applaudirte den Worten des Herrn von Montalembert, als er vor einer aristokratischen Kammer für die Sache der Freiburger Jesuiten sprach. Ich hätte ein Journal haben mögen, um den National, die Reforme, alle Organe von reformistischer und republikanischer Gesinnung auf Tod und Leben zu bekämpfen; den ersten Redacteur der „Presse" wünschte ich zur Hölle: es gab ministerielle Scandale; ich hätte, glaub' ich, wie der berüchtigte Herr Génie, meine Seele Herrn Guizot verschrieben.

Ich war in der Agonie; zum Voraus trug ich die Schmerzen der Republik und das Gewicht der Verleumdungen, welche den Socialismus treffen sollten.

Am 21. Februar Abends ermahnte ich noch meine Freunde, nicht zu kämpfen. Am 22. athmete ich auf, als ich den Rückzug der Opposition hörte; ich glaubte am Ende meines Martyriums zu sein. Der 23. sollte alle meine Illusionen zerstreuen. Aber diesmal war das Loos gefallen, jacta est alea, wie Herr von Lamartine sagte. Die Fusillade beim Boulevard der Kapuziner änderte in Einem Augenblick meine Stimmung: die Sturmglocke von Saint-Sulpice erfüllte mich mit revolutionärem Enthusiasmus. Ich war nicht mehr derselbe Mensch: mein Entschluß war gefaßt.

Ihr habt die Revolution gewollt, Ihr werdet die Revolution haben . . . ."

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. E. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

